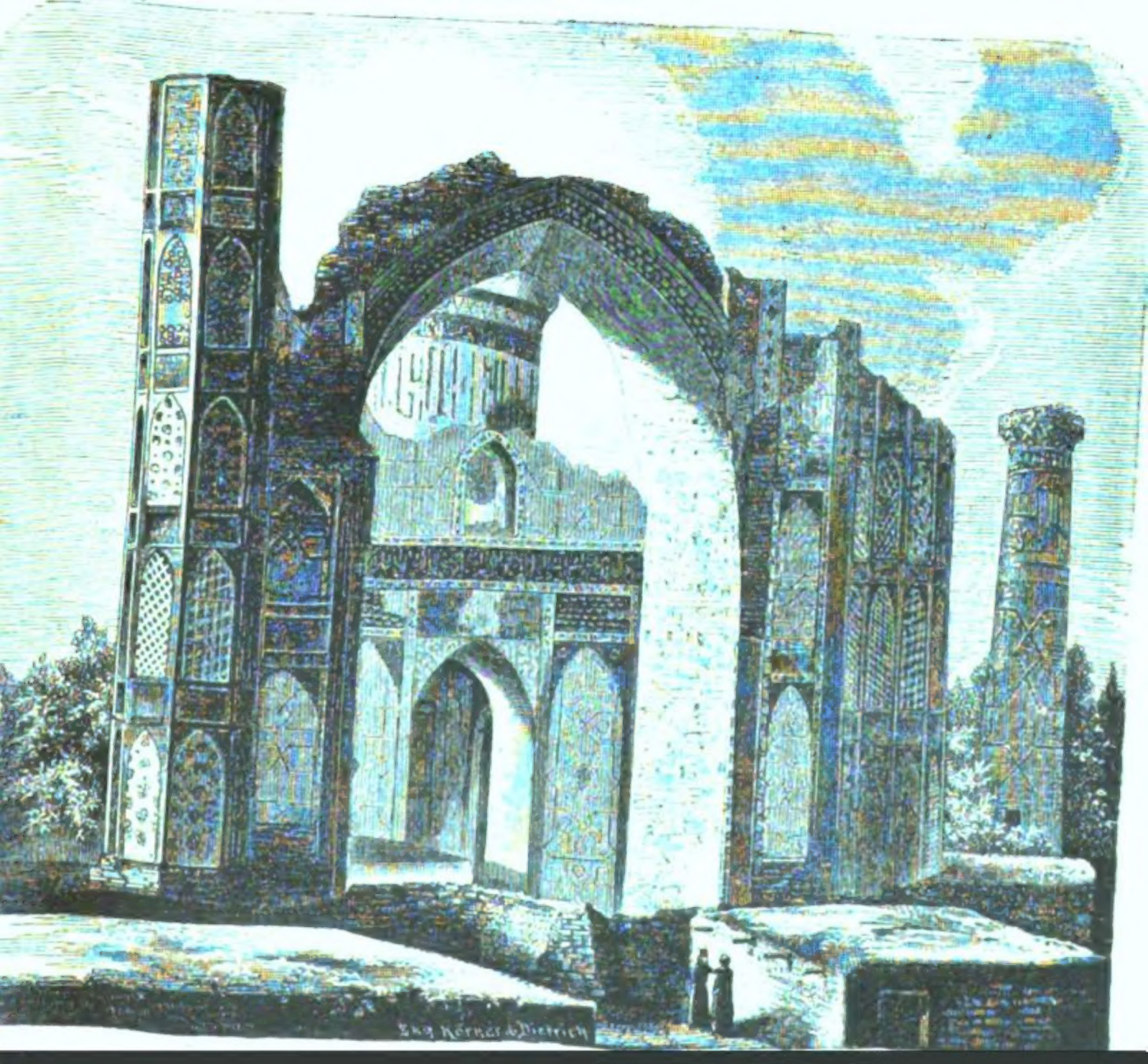


Aus Sibirien

Vasiliĭ Vasil□evich Radlov

Digitized by Google

RDL

AUS SIBIRIEN.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

Sagajerin (Frau) im Festkleide.

Vorderansicht.

Rückansicht.

Zu Radloff, Aus Sibirien. Lith Anst Aug Kurth Verlag von T.O. Weigel in Leipzig.

Digitized by Google

AUS SIBIRIEN.

LOSE BLÄTTER

AUS DEM

TAGEBUCHE EINES REISENDEN LINGUISTEN

VON

Dr. WILHELM RADLOFF.

ERSTER BAND

MIT FARBIGEM TITELBILDE UND 15 ILLUSTRATIONSTAFELN.

LEIPZIG

T. O. WEIGEL

1884.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
488907
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1911 L

Alle Rechte vorbehalten.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Digitized by Google

FRÄULEIN

EDITHA VON RAHDEN

ACHTUNGSVOLL GEWIDMET.

Digitized by Google

Vorwort.

Schon der Titel dieses Buches zeigt, dass es keineswegs den Anspruch macht, ein vollkommenes Bild Sibiriens vorzuführen, es sind vielmehr lose, einzelne Blätter, eine Reihe von Skizzen, in denen ich darzulegen versuche, was ich auf meinen Streifzügen gesehen habe und worauf ich im Zusammenhange mit meinen Studien und Forschungen zu achten hatte.

Mir hat die Zusammenstellung und Ausarbeitung dieser Skizzen viel Freude gemacht, sie bot mir reichlich Gelegenheit, mich im Geiste in längst durchlebte Zeiten zurückzuversetzen und diese Zeiten waren doch die schönsten meines Lebens.

Kasan, im October 1884.

Dr. Wilhelm Radloff.

Digitized by Google

I.

Geographische und statistische Uebersicht von Westsibirien und den südlichen Grenzländern.

Beschreibung der Fluss-Systeme des Ob und Irtisch. — Die Quellländer des Jenissei. — Das Becken der westmongolischen Seeen. — Die Quellländer des Ob und das Bergsystem des Altai. — Die Quellländer des Tom und des Kusnetzkischen Alatau. — Die Quellländer des Irtisch. — Das Nor-Saisan-Becken. — Der Tarbagatai. — Das Balkasch-Becken und seine Hauptflüsse. — Das Bergsystem des Alatau und Thianschan. — Der Issik Köl und die östliche Steppe. — Semenows Uebersicht und Charakteristik der sibirischen Gebiete mit statistischen Angaben der Bevölkerung und ihrer Produktivität.

Der Reisende, der den breiten Bergrücken des Ural überschritten, steigt unmittelbar, sobald er den Grenzpfahl, der das europäische und asiatische Russland scheidet, passirt hat, zu der grossen nordasiatischen Tiefebene hinab, welche gleichsam eine Fortsetzung der ural-kaspischen Niederung bildet, mit der sie einstmals den Boden eines gewaltigen Nordmeeres ausmachte. Den seiner Ausdehnung nach bei Weitem grössten westlichen Theil dieser gewaltigen Tiefebene bildet die Niederung des Obstromes, welche sich in drei mächtigen nach Norden geneigten Absätzen zum Eismeere hinabsenkt und wegen ihrer Wassermasse und ihrer Ausdehnung den grössten Flusssystemen der Alten und Neuen Welt würdig zur Seite gestellt zu werden verdient. Weiter nach Osten geht dieses Tiefland in die Niederung des Jenisseistromes über, der fast noch grössere Wassermassen zum Eismeere sendet, dessen Niederung aber an Umfang bei Weitem der des Ob nachsteht, da dieser Strom nur in seinem unteren Laufe zum Tieflande herabsteigt. Diese beiden mächtigen Ströme Nordasiens entspringen im nordwestlichen Theile des ostasiatischen

Hochlandes, oder vielmehr auf dem nördlichen Randgebirge desselben, dem grossen Altaischen Bergsysteme, wie es Ritter genannt hat.

Wenden wir jetzt zuerst unsere Aufmerksamkeit dem Quellgebiete und oberen Laufe des Jenissei zu, so sehen wir, dass dieser mächtige Strom auf den Südabhängen des Sojonischen Gebirges entspringt. Es sind zwei Hauptquellflüsse, die sich südlich vom Kamme des Sojonischen Gebirges schon zum Jenissei vereinigen, der Ulu Käm (der grosse Käm), den die Chinesen schon von Alters her Ta-Kimu nennen, und der Kämtschik (d. h. der kleine Käm). Der Ulu Käm entspringt westlich vom See Kossogol, etwa 51° n. Br. und 69° östl. L. (Pulkowa), er fliesst in seiner Hauptrichtung nach Westen und nimmt in diesem Laufe ausser vielen kleineren Nebenflüssen zwischen dem 63.° und 64.° östl. L. den von Norden kommenden Bei Käm auf. Zwischen dem 61.° und 62.° östl. L. vereinigt er sich mit dem Kämtschik und bricht sich dann durch das Sojonische Gebirge nach Norden Bahn. Südlich vom Thale des Ulu Käm zieht sich zwischen dem 50.° und 51.° nördl. Br. das Tangnu Ola-Gebirge hin und zwar fast bis zu den Quellen des Kämtschik. Dieser letztere entspringt etwa $59^1/_2{}^0$ östl. L. nördlich vom Dschulu Köl, an einer Stelle, wo der Tangnu Ola, die südlichen Ausläufer des Sojonischen Bergrückens und der Sailu Käm zusammenstossen, nicht weit vom Tschaptschyn Dava, der eine Höhe von 10360 Fuss erreicht. In seinem oberen Laufe nach Norden empfängt der Jenissei aus dem Sojonischen Gebirge vier Nebenflüsse: von rechts den Ut, Us, Oi und die Tuba, von links aber nur einen bedeutenderen Fluss, den Abakan, der etwa 12 Werst südlich von der Tubamündung bei der Stadt Minussinsk in den Jenissei fällt. Dieser Abakan entspringt etwa 52° nördl. Br. und $57^1/_2{}^0$ östl. L. in dem westlichsten Theile des Sojonischen Gebirges, das hier in mehrere Bergrücken, *Abakanskija Belki* (Abakanische Schneeberge), *Karly Kan* (Schneefürsten) und *Tschuktschut* zerklüftet ist. Von rechten Nebenflüssen des Abakan will ich nur den Jany und den Tschagan erwähnen, von linken den Taschtyp, die alle im Hochgebirge zum Abakan fliessen. Nördlich vom Taschtyp öffnet sich die ziemlich ausgedehnte Abakansteppe, in der der Abakan von links die Seja und den Askys und mehrere andere unbedeutende Flüsse aufnimmt. Nach der Vereinigung mit dem Abakan und der Tuba hat der Jenissei schon eine be-

deutende Breite, man kann aber keinen rechten Ueberblick gewinnen, da er hier mit vielen Inseln besäet ist. Bis nach Krasnojarsk ändert der Jenissei seine Richtung nicht, sondern fliesst zwischen den meist steilen, felsigen Ufern stets in seiner Hauptrichtung nach Norden.

Südlich von dem Quellgebiete des Jenissei, d. h. südlich vom Tangnu Ola, zieht sich bis zu 47° nördl. Br. das ein Becken bildende Hochplateau der westmongolischen Seeen hin, das im Osten von dem Changai und im Süden von dem grossen Altaischen Bergrücken begrenzt wird. Die bedeutendsten Seeen dieses Beckens sind der Upsasee mit dem von Osten fliessenden Tes, der Kirgis-Nor mit dem ebenfalls von Osten fliessenden Dsapchyn und der Kara Ussu mit den von Westen fliessenden Flüssen Kobdo und Bujantu, der durch den Tschong Aryk mit dem See Durga-Nor in Verbindung steht. Der im Süden dieses Plateaus liegende Altaische Bergrücken zieht sich von 49° nördl. Br. und etwa 57° östl. L. in der Hauptrichtung nach Südosten bis zum 45.° südl. Br. und 68.° östl. L. hin und erhebt sich in seinem Hauptkamme oft zu einer Höhe von über 9000 Fuss. Dieser grosse Altaische Bergrücken, der sich im Norden an ihn anschliessende Sailu Käm und die Abakanischen Schneeberge bilden die mächtige Wasserscheide zwischen den Flussgebieten des Ob und Jenissei.

Wenden wir uns nun zu dem östlich von dieser Wasserscheide liegenden Quellgebiete des Ob. Dieses besteht aus drei grossen Quellgebieten: 1. dem Quellgebiet des Tom (des bedeutendsten rechten Nebenflusses des Ob) südlich bis zum 52.° nördl. Br.; 2. dem Quellgebiet des Ob, etwa bis zum 50.° nördl. Br.; 3. dem Quellgebiet des Irtisch (des den Ob an Wassermenge fast übertreffenden linken Nebenflusses des Ob), etwa bis zum 47.° nördl. Br. Ich beginne meine Uebersicht dieses Flussgebietes mit dem mittleren Theile der Quellgebiete des Ob, weil dieses Bergland den eigentlichen Centralstock des Altaischen Alpenlandes ausmacht. Das Altaische Alpenland besteht aus einem bunten Gewirr von meist in der Richtung nach NW. sich hinziehenden Gebirgsriegeln, die ich versuchen werde, hier nach den Flussläufen zu ordnen. Der Ob besteht aus zwei Quellflüssen, die beide türkische Namen führen, dem westlichen Flusse *Katyn* (Herrin), gewöhnlich Katunja genannt, und dem östlichen *Pi* (Herr), gewöhnlich Bija genannt. Die Katunja entspringt auf dem höchsten Gebirgsstocke des Altaischen Alpenlandes, dem

Katunja-Schneegebirge (Katunskija Belki), das sich im 50.° nördl. Br. und 54.°—55.° östl. L. hinzieht, und zwar auf dessen höchster Spitze, der Belucha, die nach Gebler eine Höhe von 11 000 Fuss übersteigt. Von Süden betrachtet, sieht man, sagt dieser, wie der Gipfel der Belucha aus zwei gigantischen Alpenhörnern besteht, die durch einen horizontalen Sattel verbunden sind. Sie und die zunächst liegenden niederen Bergrücken ragen hoch über das sie umgebende Gebirge empor und erglänzen im Sonnenschein mit blendend weissem, ewigem Schnee, der sich tief herabzieht. Das östliche Horn scheint niedriger und breiter zu sein als das westliche und setzt sich in zwei Felsgraten nach Nordosten fort. Das westliche fällt steil und ohne Verlängerung nach Westen herab und ist reichlicher mit Schnee bedeckt als das andere. Der Sattel ist allenthalben mit Schnee bedeckt. Von der Nordseite gesehen, erscheint die Belucha weniger glänzend und kolossal. Von den Firnfeldern oder genauer von der Westseite des soeben erwähnten Felsgrates zieht, durch eine breite Felswand in zwei Theile getheilt, der Katunja-Gletscher herab. Das Gletschereis ist an der Oberfläche weiss mit meergrünen Eiszacken besetzt. Die Oberfläche ist an jener Felswand abwärts gewölbt. Querspalten durchbrechen die Gletscher und in ihnen sieht man die schöne grüne Farbe des Eises, auch fehlt es nicht an Gletschertischen. Von dem unteren Ende jenes gletschertheilenden Felsgrates zieht sich eine Moräne herab, die grösstentheils aus Bruchstücken von Talkchloridschiefer besteht. Unter dem Ende des Gletschers braust der Katunja-Fluss hervor und fliesst zuerst nach Südwesten und dann nach Westen. Oestlich von der Katunjaquelle ziehen sich von der Südseite der Belucha zwei Bergrücken nach Süden: der westliche derselben stellt die Verbindung der Katunja-Berge mit von Südwesten nach Nordosten liegenden Bergmassen des Cholsungebirges her, welche etwa vom 50.°—54.° östl. L. zwischen dem 50.° und 51.° nördl. Br. sich hinziehen. Der östliche Berggrat verbindet die Katunjaberge mit den nach Südosten liegenden Argytschen Alpen, die sich ebenfalls hoch über die Grenze des ewigen Schnees erheben. Nördlich von den Katunjabergen und dem Cholsun liegen parallel mit diesen zwei Alpenstöcke der westlichen Korgonischen Alpen und weiter nach Osten die bedeutend höheren Terektinischen Schneeberge. Wie ich schon vorher erwähnt, fliesst die Katunja zwischen den Katunja-Alpen

und dem Cholsun meist nach Westen, biegt dann aber allmählich nach Norden und umgeht fast in einem Halbkreise die westlichen Ausläufer der Katunja-Alpen. In ihrem nördlichsten Punkte nimmt sie hier den von Westen kommenden, in den Korgonischen Alpen entspringenden Köksu (Blaues Wasser) auf, wendet sich dann zuerst nach Südosten und später direct nach Osten und fliesst im Norden der Katunja-Berge und südlich von den Terektinischen Alpen bis zu $46^1/_2{}^0$ östl. L. Oestlich von der Köksu-Mündung bildet das Thal der Katunja eine wohl 20 Werst lange und 8—10 Werst breite Ebene, die unter dem Namen der Uimonschen Steppe, welche nach Ledebours Messung 3144 Fuss über dem Meeresspiegel liegt, bekannt ist, und in der sich mehrere Ansiedelungen russischer Bauern befinden. Im Osten der Terektinischen Alpen wendet die Katunja sich nach Norden und nimmt den aus den Argyt-Schneegebirgen kommenden Argytfluss auf. Von hier aus fliesst die Katunja nach NNO., ohne ihre Richtung bis $52^1/_2{}^0$ nördl. Br. zu ändern. Etwa 20 Werst abwärts von der Argyt-Mündung nimmt die Katunja von rechts die von Osten kommende Tschuja (Tschüi) auf. Dieselbe entspringt auf dem südöstlichen Theile des sich in einem Halbbogen von der Argytquelle nach Nordosten wendenden Bergrückens Sailu Käm. Zwischen dem Argyt und der Tschuja erstrecken sich von der Katunja bis zum Sailu Käm die Tschuiskija Belki, während sich im Norden der Tschuja von der Katunja an bis zum Sailu Käm die Saldsharberge, Aigulakberge und das Kuraigebirge hinziehen. Weiter nach Norden nimmt die Katunja im Hochgebirge von grösseren Flüssen nur noch von links den Urussul auf, der an den nordwestlichen Abhängen der Terektinischen Alpen entspringt. Jenseits von der Quelle des Urussul zieht sich vom 51.° nördl. Br. noch ein Gebirgsrücken nach Nordosten, der zum Theil noch die Schneegrenze überragt. Von dem Urussul nach Norden aber ziehen sich an der Katunja entlang und zwischen den Flüssen Kamenka und der in den Ob fliessenden Pestschanaja, dem Weissen Anui und dem Tscharysch viele unregelmässige Gebirgszüge nach Norden, die mit Ausnahme der Tscharysch-Schneeberge aber nirgends mehr bis zur Linie des ewigen Schnees emporsteigen. Oestlich von der Katunja zieht sich von den Aigulakbergen nach Norden bis zur Mündung des Maimaflusses, der sich von rechts in die Katunja ergiesst, der mächtige, weit verzweigte Gebirgsstock der Teletzkischen Berge hin. Nördlich vom Maima nimmt die Katunja noch

einen Nebenfluss von rechts auf, dies ist der Ishi, dann wendet sie sich nach Westen, wo sie sich bei der Stadt Biisk mit der Bija vereinigt, nachdem von Süden noch die Kamenka in sie gemündet. Die Gebirge des Flussgebietes der Katunja bilden wie gesagt das Centrum der Altaischen Alpen und haben eine eigenthümlich gleichmässige Bildung, die ich als bewaldetes Felsengebirge bezeichnen möchte. Die Russen nennen diese Gebirgsbildung Kamenj (Stein), die Altaischen Bergkalmücken bezeichnen sie mit dem Namen *Taiga*.

Der östliche Quellfluss des Ob, die Bija (oder Pī), fliesst aus dem östlich vom 57.° östl. L. und südlich vom 52.° nördl. Br. gelegenen Teletzkischen Bergsee, der sich in einer Länge von 90 Werst von Norden nach Süden zwischen himmelhohen Felsen hinzieht. Aus Süden erhält der Teletzkische See einen bedeutenden Zufluss durch den sich in ihn ergiessenden Fluss Tscholyschman, der aus dem Dschulu Köl nicht weit von der Quelle des Kemtschik in der Richtung nach Nordwesten fliesst und von Süden in den Teletzkischen See mündet, nachdem er von links den sehr bedeutenden Nebenfluss Baschkaus aufgenommen hat, der nördlich von den Kuraischen Bergen im Sailu Käm entspringt. Zwischen Baschkaus und Tscholyschman zieht sich vom Sailu Käm ein bedeutender Bergrücken nach Nordosten, der unter dem Gesammtnamen der Tscholyschman-Alpen zusammengefasst werden kann, während nördlich vom Tscholyschman die südlichen Zweige des Sojonischen Gebirges und die Abakanischen Alpen sich in hohen Riegeln bis zum östlichen Ufer des Teletzkischen Sees aufthürmen. Die Bija, die bei ihrem Ausflusse aus dem Teletzkischen See schon ein sehr bedeutender Fluss ist, nimmt von rechts nur einen grösseren Nebenfluss auf, den aus den nördlichen Ausläufern der Abakanischen Alpen fliessenden Lebed (Schwan), bis zu dessen Mündung sie fast direct nach Norden fliesst. An der linken Seite vereinigen sich mit der Bija, nicht weit von ihrem Ausflusse aus dem Teletzkischen See, die aus Süden kommende Pspha und die von Westen kommende Kokscha. Beide entspringen auf den Nordabhängen der Teletzkischen Berge. In ihrem oberen Laufe wendet sich unter vielfachen Krümmungen die Bija direct nach Westen und behält diese Richtung bis zu ihrer Vereinigung mit der Katunja bei. Nach dieser Vereinigung wird der Fluss *Obj* [d. h. Beide (?)] genannt.

Der Ob fliesst etwa bis zum 53.° östl. L. direct nach Westen. Hier wendet er sich scharf nach Norden, in welcher Richtung er mit Ausnahme eines grossen Bogens nach Osten, nördlich von der Stadt Barnaul, wo er von rechts den Tschumysch aufnimmt, bis zur Vereinigung mit dem Tomflusse (57.° nördl. Br.) verharrt.

Nicht weit von Biisk empfängt der Ob von Süden die aus dem Altai fliessenden Nebenflüsse Pestschanaja und Anui, dann südlich von Barnaul den aus den nordwestlichen Ausläufern des Altai fliessenden Alei. Nördlich von der Stadt Barnaul nimmt der Ob in seiner ganzen Ausdehnung bis zur Tommündung eine grosse Anzahl von Zuflüssen sowohl von der linken wie auch von der rechten Seite in sich auf. Besonders reich ist dieser Wasserzufluss aus den westlich zwischen dem 52.°—54.° nördl. Br. liegenden Kulundinischen Seen.

Das Quellgebiet des Tomflusses bilden die nordöstlichen Ausläufer des Altaischen Alpengebirges, ein aus vielen Bergrücken bestehendes Waldgebirge, und die nördlichen Zweige des Abakangebirges. Der Tom selbst entspringt zwischen dem 53.° und 54.° nördl. Br. und dem 59.° östl. L. und fliesst bis zur Stadt Kusnetzk in gerader Richtung nach Westen. Von Süden nimmt er den aus den Abakanischen Schneebergen nördlich vom Teletzkischen See entspringenden Mrass (von den Tataren *Pras* genannt) auf, der etwa 30 Werst östlich von Kusnetzk in den Tom fliesst. Südlich von der Stadt Kusnetzk fliesst der von Süden kommende Fluss Kondoma, der nicht weit von der Lebedquelle entspringt. Ausser dem nördlich von Kusnetzk von Ost fliessenden Oberen, Mittleren und Unteren Ters nimmt der Tom bis zu seiner Mündung in den Ob keine grösseren Nebenflüsse auf und fliesst in seiner Hauptrichtung nordwestlich. Das Waldgebirge, welches das Quellgebiet des Tom bildet, wird im Allgemeinen von den Russen Kusnetzkaja und Tomskaja Taiga genannt, die Eingeborenen haben für dieses Gebirgsland keinen Gesammtnamen. Der nordöstliche Theil dieses Gebirges, das sich bis zum 56.° nördl. Br. zieht, wird auch der Kusnetzki-Alatau genannt und zieht sich nach Osten bis zum 60.° östl. L. hin. Auf ihm entspringen die beiden Quellflüsse des nördlich vom Tom in den Ob fliessenden Flusses Tscholym, der Ak Jüs und Kara Jüs und die Kija, der bedeutendste der linken Nebenflüsse des Tscholym.

Digitized by Google

Das südliche Quellgebiet des Obsystems ist das Quellgebiet des Irtischstromes. Die Quellflüsse des Irtisch entspringen alle auf den südlichen Abhängen des grossen Altaischen Bergrückens. Der südöstlichste derselben ist der *Ku Irtisch* (Grauer Irtisch), der von den Kirgisen Ku Ertis, von den Mongolen Ku Irtsis genannt wird. Er entspringt 47° nördl. Br. und 60° östl. L. und fliesst zuerst in der Richtung nach Westen; $59\frac{1}{2}$° östl. L. vereinigt er sich mit dem Kara Irtisch (Kara Ertis, Chara Irtsis), dem Schwarzen Irtisch, der nördlich von der Mündung des Ku Irtisch, südlich von den Quellen des Kobdoflusses entspringt. Der von jetzt ab Kara Irtisch genannte Fluss fliesst von hier nach Nordwesten bis zu seiner Mündung in den Nor Saisan. Von Süden erhält der Kara Irtisch keine Zuflüsse, von Norden aber ergiesst sich in denselben eine grosse Menge von Nebenflüssen; die bedeutendsten derselben sind der Kyrang, der Burtschun und der Kaba. Alle diese Flüsse entspringen auf den südlichen Abhängen des grossen Altaischen Bergrückens. Aus dem nordwestlichen Theile des Saisan-Sees fliesst der jetzt einfach Irtisch genannte Fluss nach Norden bis zu den südlichen Ausläufern des Altaischen Alpengebirges, und nimmt etwa im 50.° nördl. Br. von links den Fluss Buchtarma auf. Die Buchtarma entspringt im südwestlichen Theile des Argytschen Schneegebirges und erhält viele linke Nebenflüsse von den südlichen Abhängen des Cholsungebirges und den Koksu-Alpen. Von der Mündung der Buchtarma aus fliesst der Irtisch am Südrande der Altaischen Alpen in der Richtung nach Westen bis zur Stadt Semipalatinsk. Bei der Stadt Ust Kamenogorsk fliesst die aus den Koksu-Alpen und die nördlich an diese sich anschliessenden Ulbinschen Alpen kommende Ulba, die sich aus der Kleinen und Grossen Ulba bildet. Später empfängt der Irtisch die Uba, die am Südrande der Tigretzkischen Alpen entspringt, und zwar nicht weit von der Mündung des Koksu. Wir sehen somit, dass im Altaischen Alpenlande der Cholsun, die Koksu-Alpen, die Uba-Schneeberge und die Tigretzkischen Alpen die Wasserscheide zwischen dem System des Ob und des Oberen Irtisch bilden. Das Bassin des Nor Saisan wird im Süden durch den sich von Osten nach Westen hinziehenden Tarbagatai begrenzt, der etwa im Süden der Kyrang-Mündung beginnt und sich von dort bis zum 51.° östl. L. hinzieht, aber mit seinen Ausläufern bis zur Stadt Sergiopol reicht. Im Norden dieses Bassins lagert sich am linken

Ufer des Irtisch von der Mündung der Buchtarma bis ebenfalls etwa zum 51.° östl. L. der Kabinsche Bergrücken, dessen nördliche Ausläufer sich am linken Ufer weit über die Stadt Ust-Kamenogorsk hinausziehen und dann im Westen in das Aldschan- und Tschingisgebirge übergehen und mit dem Tarbagatai die Wasserscheide gegen das Gebiet des Balkasch-Seees bilden.

Von Semipalatinsk aus fliesst der Irtisch in der Niederung etwa bis zum 50.° nördl. Br. nach Nordosten, hier empfängt er von rechts den Om, der etwa im 51.° östl. L. entspringt und mit seinen Nebenflüssen und den südlich liegenden Seeen die Bewässerung der Baraba-Steppe bildet. Von hier wendet sich der Irtisch nach Norden, nimmt südlich vom 51.° nördl. Br. den von Osten kommenden Tarafluss auf, wendet sich dann wieder nach Nordwesten und ändert diese Richtung nicht bis zur Stadt Tobolsk. Von hier aus fliesst er nach Norden und vereinigt sich nördlich vom 61.° nördl. Br. mit dem von Osten kommenden Ob. In seinem oberen Laufe nimmt der Irtisch den Ischim und bei der Stadt Tobolsk den Tobol auf. Die hauptsächlichsten Nebenflüsse des letzteren bilden die von Nordwesten kommenden Flüsse Tawda und Tura.

Wie ich schon oben angedeutet, schliesst sich im Süden an das Flussgebiet des Oberen Irtisch und das Saisan-Becken das Becken des Balkasch-Seees an, zu dem auch die östlich vom Balkasch liegenden kleinen Seeen, wie der Sassyk Köl und andere zu rechnen sind. Dieses Becken erstreckt sich ungefähr vom 48.° nördl. Br. bis zum 43.° nördl. Br. und wird im Südosten von dem etwa südlich bis zum Issik Köl sich hinziehenden Bergrücken des Alatau-Gebirges begrenzt, dessen westliche Ausläufer unter den Namen Kopaltau, Altyn Ämäl und Alaman bekannt sind. Südlich lagert sich an den Alatau der mächtige Bergrücken des Thianschan-Gebirges, das etwa am 43.° nördl. Br. und 65.° östl. L. beginnt und sich in seiner Hauptrichtung nach Westen bis zum 42.° östl. Br. hinzieht. Von den Flüssen des Balkasch-Beckens will ich nur den von Nordosten fliessenden Ajagus nennen, der bei der Stadt Sergiopol vorbeifliesst, dann die auf dem Alatau entspringende und von Osten sich in den Balkasch ergiessende Lepsa mit dem Nebenflusse Aksu, den Karatal mit dem Nebenflusse Koksu, und endlich den bedeutendsten Fluss des Balkasch-Beckens, den von Südosten strömenden Ili.

Südlich vom Balkasch-Becken liegt zwischen den Bergriegeln

des Alatau und des Thianschau im Hochgebirge der Issik Köl (der heisse See) und am westlichen Ende dieses Sees breitet sich das Gebiet des im Thianschan entspringenden Schu-Flusses aus, der durch den kleinen Fluss Kötü-maldy sogar mit dem Issik Köl in Verbindung steht.

Der Schu fliesst parallel mit dem oberen Laufe des Ili im Süden des Balkasch-Sees nach Nordwesten, bis er sich schon im 36.° östl. Br. in Sümpfen und kleinen Seeen verläuft; ebenso verläuft sich der südlich vom Schu fliessende Talas. Südwestlich schliessen sich an dieses Steppengebiet, durch die nordwestlichen Ausläufer des Thianschan getrennt, die Flussgebiete des Syr Darja und Amu Darja an, die ihre Wassermassen dem Aralsee zuführen.

Auf dem hier in kurzen Umrissen skizzirten Terrain habe ich von meinem Wohnsitze, der Stadt Barnaul, aus im Laufe der sechziger Jahre eine Reihe von Reisen zu dem Zwecke der Erforschung der Sprachen der dieses Gebiet bewohnenden Türkstämme unternommen. Gleich nach meiner Ankunft in Barnaul, im Sommer 1859, begleitete ich den Chef des altaischen Bergwerkbezirkes, den General Frese, auf einer Inspectionsreise zu den Goldwäschen an der oberen Kondoma, dem Mrass und Tom, und zu den Salairschen Hüttenwerken.

I. Im Sommer 1860 unternahm ich in Begleitung meiner Frau eine Reise durch den eigentlichen Altai. Wir gingen hier über Biisk nach Süden an der Kamenka bis zum Sebe und von dort zum mittleren Urussul; dann zuerst am Urussul aufwärts und hierauf über die Mission am Angodai auf der grossen Handelsstrasse am Ülögön entlang zur Katunja. Dann über den Saldshar und In zur Tschujamündung und darauf an der Tschuja aufwärts bis zu den Lawki der Kaufleute am Koschagatsch in der Tschujasteppe. Von hier aus machten wir zwei Ausflüge, zuerst zum chinesischen Grenzpiquet Suok und dann zum Jahrmarkte am Byraty. Von den Lawki am Koschagatsch kehrten wir auf demselben Wege zum Angodai zurück. Von hier aus begaben wir uns aber zu den Quellen des Kenji und von dort zu den Quellen des Sebe bis zur Kamenka, dann fuhren wir östlich über die Katunja zu dem nicht weit von der Maima gelegenen Dorfe Maima, und von dort zur Mission am Ulalu.

II. Im Sommer 1862 reiste ich in das Salair-Gebirge und

zwar über die Jegoriew'sche Goldwäsche zu den Teleutendörfern am Ur und Balschat, Nebenflüssen der Inja. Von hier ging ich über die Stadt Kusnetzk zum Mrass nach der an der oberen Kondoma gelegenen Goldwäsche Spaski, von hier über die Goldwäsche Zarewo Aleksandrowski zum Lebed, und an diesem Flusse aufwärts bis zur Bija. Hierauf folgte ich dem Laufe der Bija bis zum Teletzkischen See und fuhr auf diesem in einem Boote bis zur Tscholyschman-Mündung. Von hier aus wollte ich mich über chinesisches Gebiet zum Abakan begeben; wir gelangten aber nur bis zum Kara Köl, hier irrten wir mehrere Wochen im Hochgebirge umher und waren froh, zuletzt glücklich den Tscholyschman wieder erreicht zu haben. Von hier aus eilte ich südwestlich vom Teletzkischen See über die Flüsse Pyscha und Kokscha zur Mission am Ulalu und kehrte dann nach Barnaul zurück.

III. Im Sommer 1862 reiste ich zuerst in die Kulundinische Steppe und besuchte die zwischen der Borowski Farpost und Semipalatinsk liegenden Kirgisen-Aule der inneren Horde. Von hier aus ging ich nach Semipalatinsk und auf dem Postwege über Sergiopol. Von Sergiopol wendete ich mich südlich vom Tarbagatai nach Urdschar, dann nördlich vom Sassyk Köl wieder zur Poststrasse, der ich über Kopal bis zur Köksinskaja Stanitza folgte. Von hier aus ging ich nach Süden über das Alaman-Gebirge quer durch das Ilithal bis zum Flusse Karkara östlich vom Issik Köl. Dann wendete ich mich nach Westen in das Thal der Tschilik, überstieg den Bergrücken der nördlichen Alatauzüge und gelangte über die Stanitza Nadeschdinskaja und Sofiiskaja nach Wernoje. Von Wernoje folgte ich dem Postwege bis zur Köksinskaja Stanitza und machte von hier aus eine Reise bis zur chinesischen Stadt Kuldsha. Von hier aus kehrte ich über Kopal, Sergiopol und Semipalatinsk nach Barnaul zurück.

IV. Im Jahre 1863 begab ich mich über Biisk, dem Laufe der Bija folgend, zum Lebed; an diesem Flusse ging ich aufwärts und drang von hier zum oberen Laufe des Mrass vor. Vom Mrass begab ich mich zu den Quellen des Madyr und stieg an diesem Flusse bis zum Taschtyp hinab; diesen begleitete ich wiederum bis zum Abakan. Dem Abakan folgte ich in seinem Laufe bis zur Stadt Minussinsk, machte aber von der Thalniederung einen Ausflug in das nördliche Gebirge am Taschtyp. Von Minussinsk fuhr ich auf dem Jenissei in einem Boote bis nach Krasnojarsk. Von Krasnojarsk aus begab ich mich auf

Digitized by Google

der Poststrasse im Osten bis zur Stadt Kansk und wandte mich dann nach Süden bis zum Dorfe Agulsk. Dann kehrte ich auf der Poststrasse nach Krasnojarsk zurück und begab mich von hier nach der Jüs-Steppe, ging dann über den Boshje Osero bis zur Stadt Mariinsk, und von hier aus im Gebiete der Kija zum Flusse Tscherdat. Dann nahm ich über Tomsk meinen Weg nach Barnaul zurück.

V. Im Jahre 1865 reiste ich auf dem früher beschriebenen Wege über den Urussul bis zu den Lawki an der Tschuja, kehrte von hier zur Kuraisteppe zurück, durchritt die Tschuja in der Kuraisteppe und begab mich nun auf der südlich von der Tschuja führenden Handelsstrasse zum unteren Laufe des Argyt und von dort in die Uimonsteppe. Von hier aus wandte ich mich nach Süden über die westlichen Ausläufer des Katunja-Gebirges zur oberen Buchtarma und dem Dorfe Belaja, ging dann nach Osten über Fykolka bis zur Berelsteppe. Von hier aus wandte ich mich wieder nach Westen und folgte dem Laufe der Buchtarma und begab mich über die Syrjanow'schen Silbergruben zum Irtisch, dessen Laufe ich, auf einer Barke fahrend, bis nach Ust-Kamenogorsk folgte, von wo ich über Smeinogorsk auf der Poststrasse nach Barnaul zurückreiste.

VI. Im Sommer 1866 bereiste ich zuerst die Baraba-Steppe. Ich verliess den Postweg etwa 120 Werst vor der Stadt Kainsk und besuchte die Tataren-Dörfer Kargansk und Itkulewa und das Dorf Kysyr in der Gegend des Seees Ubinskoje Osero. Von hier aus begab ich mich zur Stadt Kainsk, folgte darauf dem Fluss Om und ging, im Norden den See Tschany berührend, zum See Sary Ösök und zum Dshylandy. Von dort reiste ich über Pawlodar mit dem Postwege bis Semipalatinsk und von hier nach Ust-Kamenogorsk. Hier setzte ich über den Irtisch und begab mich zu den Ruinen von Ablaikit und dann nach Süden zur Stadt Kokbekti, von wo ich über Ust-Kamenogorsk und Smeinogorsk nach Barnaul zurückreiste.

VII. Im Sommer 1867 machte ich abermals eine Reise durch die Baraba-Steppe über Kainsk und hielt mich besonders im nördlichen Theile derselben auf. Vom Dorfe Kamyschinskaja begab ich mich auf dem nördlichen Postwege bis zur Stadt Tara. Von Tara reiste ich theils zu Boote, theils zu Wagen am Irtisch abwärts bis Ust-Ischimskoje, einem Tatarendorfe an der Ischimmündung; von hier über die Tatarendörfer Karagai, Sala, Saus-

kan und Jurtutschak nach Tobolsk. Von Tobolsk ging ich, ebenfalls den Tatarendörfern folgend, nach Tjumen und Jalutrowsk und kehrte von hier aus über Ischim, Tjukalinsk und Kainsk auf dem Postwege nach Barnaul zurück.

VIII. Im Sommer 1868 reiste ich über Semipalatinsk, Sergiopol und Kopal nach Wernoje. Von hier ging ich über den Kastek-Pass zu dem Flussgebiete des Schu, nach den früheren Landbefestigungen, jetzt russischen Ansiedelungen, Tokmak, Pischtek und Märkä. Hier verliess ich den Fluss Schu und wandte mich zu den Städten Aulieta, Tschemkend und Taschkend. Von Taschkend begab ich mich, noch immer dem Postwege folgend, nach Chodshend, Ura Täpä, Samin und Dshisak; von Dshisak ging ich über Jangi-Kurgan nach Samarkand, das damals erst kürzlich von den Russen eingenommen war. In Samarkand theilte mich der damalige Generalgouverneur von Turkestan, General Kaufmann, der Commission zu, welche die Aufgabe hatte, die Grenzlinie zwischen Russland und Buchara zu bestimmen. Mit dieser Commission, bei der es mir oblag die Grenzverhandlungen mit den von Buchara ernannten Grenzcommissarien zu führen, bereiste ich das mittlere Serafschan-Thal, und zwar ging ich von Samarkand zuerst nach Katy-Kurgan und von hier quer durch das Thal zu der am Ak-Darja liegenden bucharischen Stadt Katyrtschy. Von Katyrtschy wandte ich mich nach Norden, überschritt das Gebirge Ak-Tay von Nurata und ging bis zum Flecken Aktschap. Dann wandte ich mich wieder nach Osten und ging über Koschrawat nach Türsün, welches sich bei den nördlichen Abhängen des Karatscha-Tau-Gebirges befindet. Darauf näherte ich mich abermals dem Kara-Tay und, im Osten den Karatscha-Tay umgehend, ging ich über Dshuma Basar und Tschiläk wieder nach Samarkand. Von Samarkand aus kehrte ich auf dem vorher passirten Wege über Jangi-Kurgan nach Dshisak zurück. Von hier aus reiste ich dieses Mal nicht auf dem Postwege, sondern durch die wasserlose Steppe über Tschinas direct nach Taschkend und nach einem kurzen Aufenthalte daselbst wandte ich mich auf demselben Wege, den ich gekommen, über Wjernoje und Semipalatinsk nach Barnaul zurück.

IX. Im Sommer 1869 ging ich auf dem Postwege von Barnaul über Semipalatinsk und Kopal bis zur Poststation Altyn Ämäl. Von hier aus wandte ich mich nach Süden, überschritt

Digitized by Google

den Bergpass Altyn Ämäl und folgte dem Wege nördlich vom Ili-Flusse bis zu dem an der früheren chinesischen Grenze errichteten Lager von Borochudsir, welches sich in der Nähe der früheren Solonen-Stadt Türgän befand. Von hier aus besuchte ich die zerstörten Solonen-Städte Türgän, Samal und Korgas und ging dann über das Piquet Altyn-Ämäl nach der Stadt Wernoje. Von Wernoje aus begab ich mich über den Kastek-Pass abermals nach der Stadt Tokmak und ging von hier durch die Buam-Schlucht zum Flüsschen Kötü-maldy, welches den Schu mit dem Issik Köl verbindet. Darauf folgte ich dem Nordufer des Issik Köl bis zu seiner östlichsten Spitze, der Mündung des Tüb, und dann dem südlichen Ufer bis zur neu errichteten Stadt Ak-Tübä; hier erkrankte ich an einem heftigen Sumpffieber und kehrte im Spätherbste, kaum genesen, über Wernoje nach Barnaul zurück.

X. Im Sommer 1870 reiste ich in Begleitung des Veterinars Kalning auf der Handelsstrasse über Biisk, Urussul und dann am Tschuja-Ufer bis zu den russischen Lawki am Koschagatsch. Von hier ging ich über das Piquet Suok auf dem chinesischen Piquetwege bis zur chinesischen Stadt Kobdo. Von Kobdo kehrte ich über das Piquet Kak zur Tschujasteppe zurück und folgte von hier dem rechten Ufer der Tschuja bis zur Aigulak-Mündung. Dann ging ich nach Norden am Aigulak aufwärts, überschritt das Aigulak-Gebirge, begab mich über die Quellen des Jelagusch zur Katunja und von hier über den Urussul auf dem früheren Wege nach Biisk und Barnaul zurück.

Bevor ich zu den auf meinen eigenen Reisen gemachten Beobachtungen übergehe, in denen ich selbstverständlich kein vollständiges Bild des Landes zu entwerfen vermag, halte ich es für nützlich, hier dem deutschen Leser einen Auszug aus einem vortrefflichen Artikel des berühmten russischen Geographen und Statistikers Semenow „Westsibirien und sein jetziger ökonomischer Zustand“, den dieser Gelehrte in dem „Malerischen Russland“ in diesem Jahre veröffentlicht hat, mitzutheilen, da ich so hoffe, den Leser am Besten in die Verhältnisse des Landes einführen zu können.

Rechnet man zu den officiell jetzt Westsibirien bildenden beiden Gouvernements Tobolsk und Tomsk noch die beiden Re-

gierungkreise Semipalatinsk und Kokbektinsk, die als Theile des Semipalatinskaja Oblast zum Steppen - General - Gouvernement (Stepnoje Generalgubernatorstwo) gehören, weil sie den oberen Theil des Flusssystems des Irtisch und einen Theil der westlichen Ausläufer des Altaischen Alpengebirges ausmachen, so nimmt dieses einen Flächenraum von 43 600 Quadratmeilen ein, ein Flächenraum, der mehr als vier Mal so gross als Frankreich ist, und von der sehr gemässigten Zone (dem 47.° nördl. Br.) bis weit über den Polarkreis hinausreicht (bis zum 73.° nördl. Br.) Westsibirien umfasst sehr verschiedene Typen der Erdoberfläche: einer der grössten Niederungen der alten Welt, die jedes Gesteines entbehrt, steht hier ein felsiges Alpengebirge entgegen, das mit seinen Bergriesen weit über die Schneegrenze hinausreicht. Neben den Tundren, die jedes Baumschmuckes entbehren und neun Monate des Jahres gefroren sind, liegen die waldbedeckte Sumpfzone und das mit Jahrhunderte alten, undurchdringlichen Nadelwaldungen bedeckte Waldgebirge oder Taiga. Ein ebenso grosser Unterschied ist zwischen den reich bewässerten, mit schwarzem, fruchtbaren Humus bedeckten Ebenen, wo Waldungen mit zum Ackerbau trefflich geeigneten offenen Plätzen wechseln und den bezaubernden Gebirgsthälern, durch welche schäumende Bergwasser fliessen und in denen die spiegelglatten Alpenseeen sich ausdehnen, wie zwischen der mit Sümpfen und Morästen bedeckten, vollkommen ebenen Baraba-Steppe und den fast wasserlosen Steppen, die sich südlich vom Irtisch auf den kahlen Bergwellen hinziehen.

Die Bevölkerung Westsibiriens ist leider viel zu schwach, um den Reichthum dieses riesigen Gebietes auszubeuten. Der kolossale Flächenraum, der weit mehr Land umfasst als Deutschland, Frankreich, Oesterreich und Grossbritannien zusammen genommen, hat nur 2 700 000 Einwohner, also nur 60 Einwohner auf der Quadratmeile. Selbstverständlich ist bei einer so verschiedenartigen Bodenbeschaffenheit des Landes die Vertheilung der Bevölkerung eine sehr ungleiche.

Nach der Dichtigkeit der Bevölkerung und dem Charakter des von dieser bewohnten Terrains kann Westsibirien in mehrere Districte getheilt werden, die selbständige, eigenthümliche Landtypen bilden.

Beginnen wir mit dem südwestlichen Theil von Sibirien, den vier Kreisen des Tobolschen Gouvernements: Tümen, Jalu-

Digitized by Google

trowsk, Kurgan und Ischim, welche 2030 Quadratmeilen umfassen. Nach seinen Hauptflüssen könnte man diesen Theil das Tobol-Ischim-Gebiet nennen. Dieses Gebiet zeichnet sich durch grosse Fruchtbarkeit aus, ist zum grössten Theil mit schwarzem Humus bedeckt und von zahlreichen Flüssen durchströmt. Hier übertreffen die zum Ackerbau geeigneten Flächen bei Weitem die Waldstrecken, obgleich auch an Wald durchaus kein Mangel ist. (Es sind hier $3^1/_2$ Millionen Desjätinen Wald oder 35 Proc. der ganzen Bodenfläche). Das Klima ist hier sehr günstig. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt zwar nur $1-3^0$, was einer Jahrestemperatur der nördlichsten Länder Europas gleichkommt. Diese niedrige Jahrestemperatur hängt aber hier von der strengen Winterkälte ab, die im Laufe der Monate December, Januar und Februar eine mittlere Temperatur von -14^0 bis -18^0 beträgt. Vom halben Frühling an ist die Temperatur für den Bewohner eine äusserst günstige. Der April hat das mittlere Klima von Dorpat, der Mai das von Stettin, der Juni das von Dresden, der Juli das von Krakau und Prag, der August das Klima von Königsberg und Danzig. Nur im September tritt wiederum die sibirische Kälte in ihr Recht. Dieser verhältnissmässig lange und warme Sommer ermöglicht bei der ausgezeichneten Bodenbeschaffenheit ein treffliches Gedeihen aller Getreidearten.

In der Hälfte des XVIII. Jahrhunderts betrug die Einwohnerschaft des Tobol-Ischim-Gebietes etwa über 50 000 Seelen; seit den letzten 130 Jahren hat die Einwohnerzahl sich um das 16fache vermehrt, sie beträgt jetzt 800 000 Seelen, also 400 Einwohner auf die Quadratmeile.

Die Bevölkerung besäet jetzt ein Terrain von einem Umfange von 1 300 000 Desjätinen, so dass bei dem gegenwärtigen Wirthschaftssystem die Bevölkerung hier ungefähr den vierfachen Flächenraum bearbeitet, also 65 Procent des ganzen Gebietes, d. h. fast den ganzen waldfreien Theil desselben. Das Tobol-Ischim-Gebiet bietet also schon jetzt kein vortheilhaftes Gebiet für neue Ansiedler.

Unter den 800 000 Einwohnern des Tobol-Ischim-Gebietes sind nur 14 000 Eingeborene, so dass die rein russische Bevölkerung $98^1/_4$ Procent beträgt.

Die Lage des Tobol-Ischim-Gebietes ist für die Ausfuhr der meisten Produkte des Landes, Getreide und Vieh, die allergünstigste von allen Theilen Sibiriens, da es sich in der Nähe

Digitized by Google

des uralischen Bergbaubezirkes und am Anfange des grossen sibirischen Weges befindet. Jede Eisenbahn, die dazu berufen ist, das Wolga- und Ob-System zu verbinden, muss unbedingt durch dieses Gebiet geführt werden.

Folgen wir jetzt dem grossen sibirischen Wege nach Osten, so stossen wir auf den Tjukalinskischen und den Kainskischen Kreis, von denen der erstere zum Tobolskischen, der letztere zum Tomskischen Gouvernement gehört. Diese beiden Kreise umfassen 2660 Quadratmeilen. Nennen wir diesen Landstrich das Baraba-Gebiet, da der grösste Theil desselben von der Baraba-Steppe eingenommen wird. Hier ist dieselbe weite Ebene wie im Tobol-Ischim-Gebiete, die nirgends irgend welche Gesteine darbietet. Obgleich das Baraba-Gebiet nicht weniger Waldflächen aufzuweisen hat als das Tobol-Ischim-Gebiet (diese betragen 3 Millionen Desjätinen, d. h. 38 Procent des ganzen Flächenraumes), so sind diese doch nur dünn und stellenweise mit Birkengehölz bedeckt und von grossen, lichten Flächen unterbrochen und unterscheiden sich scharf von den dichten Waldungen der nördlichsten Gegenden. Die Gewässer des Baraba-Gebietes fliessen langsam und haben die Neigung, grössere, mit Sümpfen umgebene Seen zu bilden. Die klimatischen Verhältnisse des Baraba-Gebietes sind ebenfalls ungünstiger als die des Tobol-Ischim-Gebietes, die Jahrestemperatur beträgt von — 1° bis + 1°, der Winter ist strenger (Durchschnittstemperatur — 16 bis — 22 °), der Sommer kurz und der Frühling kalt. Die mittlere Temperatur des April ist ungefähr dieselbe wie die von Uleaborg; nur vom Mai bis August herrscht ungefähr dieselbe Temperatur wie im Tobol-Ischim-Gebiete.

Der Boden im Baraba-Gebiete besteht zum Theil aus schwarzem Humus, zum Theil aus Schlamm und ist fruchtbar; es giebt aber verhältnissmässig wenige Stellen, die sich zum Landbau eignen. Aus diesem Grunde ist es leicht verständlich, dass das Baraba-Gebiet mit seinem Ueberfluss an Wasser und Sümpfen, mit seinen unzähligen Schwärmen von Mücken, Stechfliegen, Bremsen u. s. w., die den ganzen Sommer hindurch Vieh und Menschen peinigen, von altersher nicht im besten Rufe stand und nur von der Zeit an besiedelt wurde, als die Ansiedler nicht leicht mehr freies Land im Tobol-Ischim-Gebiete vorfanden. Eine natürliche Folge davon ist, dass es nur eine Bevölkerung von 250 000 Einwohnern bietet, d. h. nur 94 Menschen auf der Quadratmeile, also

Digitized by Google

ungefähr nur ein Viertel der Bevölkerungsdichtigkeit des Tobol-Ischim-Gebietes. Diese Bevölkerung besäet einen Flächenraum von 500 000 Desjätinen, welches mit dem jetzigen Brachlande etwa auf ein bebautes Terrain hinweist, das ungefähr 20 Procent des ganzen Baraba-Gebietes ausmacht. Es bleiben aber hier, trotz des grossen Flächenraumes, den Gewässer und Sümpfe einnehmen, immer noch riesige Flächen von Wiesen und Weideland, die gewiss hier eine den Ackerbau weit übertreffende Viehzucht hervorgerufen haben würden, wenn nicht die peinigenden Insecten und die sibirische Rinderpest, die fast alljährlich hier wüthet, eine grössere Entwickelung der Viehzucht unmöglich machten. Auch die Bevölkerung des Baraba-Gebietes ist fast ausschliesslich eine russische, denn es leben hier nur 4000 Eingeborene, die also nur $1^{8}/_{4}$ Procent der Gesammtbevölkerung ausmachen.

Nördlich vom Tobol-Ischim- und zum Theil vom Baraba-Gebiete liegt ein Gebiet, das einen vollkommen anderen Charakter darbietet, als die eben beschriebenen. Es umfasst die Kreise Turinsk, Tobolsk und Tarsk des Tobolskischen Gouvernements. Nach ihrem Hauptkulturcentrum kann man dieses das Tobolskische Gebiet nennen. Es umfasst einen Flächenraum von 5150 Quadratmeilen, ist somit grösser als die beiden soeben genannten Gebiete zusammen genommen. Das Klima des Tobolskischen Gebietes ist bedeutend strenger als das der vorher beschriebenen Gebiete. Die durchschnittliche Jahres-Temperatur beträgt von — 2 ° bis 0°, ist also kälter als die von Archangelsk, Torneo und dem Nordcap. Besonders kalt sind die Wintermonate December, Januar und Februar, deren mittlere Temperatur von — 18 ° bis — 22 ° beträgt, also niedriger ist als in irgend einem äussersten Winkel des nördlichen Europa. Dahingegen stellt sich die Temperatur der Sommermonate verhältnissmässig günstig dar. Auf einen dem lappländischen gleichen April folgt hier ein Mai und Juni mit einer Durchschnittstemperatur, die der von Dorpat, Riga uud Danzig gleichkommt. Die Juli-Temperatur ist hier dieselbe wie im nördlichen Theile des Königreiches Polen und in Posen, also wärmer als die von Berlin; die Temperatur des August ist aber dieselbe wie im Petersburger Gouvernement und in Esthland; im September beginnt wieder eine der lappländischen ähnliche Kälte. Dieses Gebiet bildet gerade wie die vorhergehenden eine vollkommene Ebene ohne jegliches

Digitized by Google

Gestein, selbst an den offen liegenden Uferterrassen, mit Ausnahme der westlichen, dem Ural benachbarten Flussthäler.

Was hauptsächlich das Tobolskische Gebiet charakterisirt, sind die riesigen, undurchdringlichen Waldflächen von Nadelholz, die nur stellenweise von mit Gestrüpp bedeckten lichten Stellen und Moorsümpfen unterbrochen werden. Der Flächenraum, den die Wälder bedecken, beträgt hier über 20 Millionen Desjätinen, also 80 Procent des Flächenraumes des ganzen Gebietes. Es ist selbstverständlich, dass sich hier nur eine ziemlich spärliche Bevölkerung bilden konnte, obgleich dieses Gebiet an dem Hauptwasserwege Westsibiriens liegt und sich hier die russische Bevölkerung früher ansiedelte als in den übrigen Gebieten. Eine Bevölkerung von 450 000 Menschen ist auf einem Terrain wie Grossbritannien vertheilt und beträgt daher nur 85 Menschen auf die Quadratmeile, erreicht also nicht einmal die Bevölkerungs-Dichtigkeit des Baraba-Gebietes. Das Aussaatterrain der Bevölkerung beträgt hier 370 000 Desjätinen, d. h. weniger als 2 Procent des Flächeninhaltes des Gebietes. Ein solches Verhältniss ist ganz naturgemäss, da der Ackerbau nur an wenigen dazu passenden Orten inmitten der riesigen Waldflächen betrieben werden kann. Unter diesen Umständen bietet das Tobolskische Gebiet für eine dichtere Bevölkerung weniger günstige Bedingungen als selbst das Baraba-Gebiet. Es treten den Bodenverhältnissen gemäss hier der Ackerbau und die Viehzucht weit zurück gegen die Ausbeutung des Waldes, gegen Jagd und Fischfang, und alle diese Beschäftigungen bedürfen eines weit grösseren Betriebsfeldes als Ackerbau und Viehzucht. Es kann sich somit auch bei den allergünstigsten Kolonisations-Verhältnissen hier keine dichte Bevölkerung bilden. Zu bemerken ist noch, dass während in den zuerst beschriebenen beiden Gebieten die russische Einwanderung die Eingeborenen des Landes fast vollkommen verdrängt hat, sich hier in den Wäldern noch 32 000 Eingeborene erhalten haben, diese also ungefähr gegen 7 Procent der Gesammtbevölkerung des Gebietes ausmachen.

Oestlich von den hier betrachteten Gebieten liegt noch ein Gebiet, welches von der grossen Poststrasse und der grossen westsibirischen Wasserstrasse durchschnitten wird und zu Westsibirien gehört, dies sind die zum Tomskischen Gouvernement gehörenden Kreise Tomsk (ausser dem Narym-Distrikt) und Mariinsk), welches wir nach dem hier sich befindlichen ältesten

sibirischen Kulturcentrum das Tomskische Gebiet nennen wollen. Dieses Gebiet hat seinem Waldcharakter gemäss und nach seinen klimatischen Verhältnissen eine grosse Aehnlichkeit mit dem Tobolskischen Gebiete. Hauptsächlich unterscheidet sich aber das Tomskische Gebiet von dem Tobolskischen dadurch, dass es nicht wie jenes eine niedrig gelegene Ebene bildet, sondern im Allgemeinen aus einer Reihe von Hügelwellen besteht, die sich im südlichsten Theile des Gebietes sogar zu niedrigen Bergzügen erheben; überall aber sind diese Berge mit dichten, undurchdringlichen Wäldern bedeckt. Hier im Tomskischen Gebiete sind nicht selten grosse Massen von festem Gestein blossgelegt und die reiche und dichte Waldvegetation bedeckt oft Reichthümer an Mineralien, die im Tobolskischen Gebiete nirgends anzutreffen sind. Wenn daher auch der Ackerbau und die Viehzucht hier eine ebenso untergeordnete Stelle einnehmen und nur sporadisch betrieben werden können, so tritt neben der Ausbeute des Waldes hier noch der Bergbau zu den Hauptbeschäftigungen der Bewohner dieses Gebietes. Uebrigens steht das Tomskische Gebiet auch in Betreff des Ackerbaues etwas höher als das Tobolskische, da sich hier auch die klimatischen Verhältnisse etwas günstiger gestalten. Besäet werden im Tomskischen Gebiete 410000 Desjätinen, also $2^1/_2$ Procent des ganzen Flächenraumes. Besonders ist zu erwähnen, dass sich das Tomskische Gebiet, da es von der westsibirischen Wasserstrasse und von dem grossen sibirischen Wege durchschnitten wird, zwischen Ural, dem metallreichen Altai, Ostsibirien und den zunächst nach Russland liegenden Goldwäschegebieten befindet und somit gewissermassen einen Knotenpunkt des Verkehrslebens bildet, welches mit der Zeit einen bedeutenden Einfluss auf die Kulturentwickelung und das ökonomische Leben ganz Sibiriens ausüben wird. Gegenwärtig leben auf dem 3500 Quadratmeilen betragenden Tomskischen Gebiete 300000 Menschen, es kommen somit auf die Quadratmeile 86 Menschen. Es ist also die Bevölkerungsdichtigkeit ungefähr dieselbe wie im Tobolskischen Gebiete. Gegenwärtig beträgt die Menge der eingeborenen Bevölkerung 12000 Menschen, d. h. ungefähr 4 Procent. Es daher somit hier viel weniger Nichtrussen als im Tobolskischen Gebiete. Der Grund dieser Erscheinung liegt offenbar darin, dass das Tomskische Gebiet von viel bequemeren Verkehrsstrassen durchzogen ist als

Digitized by Google

das Tobolskische und dass die Urbevölkerung sich hier leichter mit den Ansiedlern assimiliren konnte.

Südlich von dem Tomskischen Gebiete, am Quellgebiete des Ob, befindet sich das weite und in so vielen Beziehungen interessante Altaische Gebiet, welches die Kreise Barnaul, Kusnetzk und Büsk umfasst, die alle zum Tomskischen Gouvernement gehören. Dieses Gebiet unterscheidet sich von allen übrigen durch seine bergige, zum Theil sogar Alpen-Natur und nimmt den bedeutenden Flächenraum von 7300 Quadratmeilen ein. Die klimatischen Verhältnisse dieses Gebietes sind in einiger Beziehung sogar günstiger als die des Tobol-Ischim-Gebietes. Der Winter im Altai-Gebiete ist mit Ausnahme der gegen Norden geschützten Thäler, die sich an den Südabhängen des Altai befinden, etwas strenger als der des Tobol-Ischim-Gebietes; dafür ist aber der Sommer vom Frühjahre an günstiger, besonders in der südlichen Hälfte des Gebietes, wo die mittlere Temperatur des April die von Danzig (6 °) ist, die des Mai wie in Dresden, die des Juni wie in Pest, die des Juli wie in Trapezunt und in Constantinopel, die des August und September wieder wie in Pest. Im October treten Stockholmer Fröste ein, im November aber lappländische Kälte.

Aus diesen günstigen klimatischen Verhältnissen und der reichen Bewässerung durch die aus den Schneegebirgen entspringenden zahlreichen Bergflüsse lässt sich auch die üppige Flora und Fauna des Altai-Gebietes erklären, wie auch die ausserordentliche Fruchtbarkeit seiner Thäler, die sich so vortrefflich zum Ackerbau eignen. Zugleich aber auch bieten die üppigen Alpenwiesen prächtige Weiden für die Viehzucht; diese und der unglaubliche Mineralreichthum dieses Gebietes, der aus reichen Goldschürfen, Silber-Bleierzen, Kupfererzen und Eisenerzen, wie aus den kolossalen Steinkohlenlagern besteht, ermöglichen hier nicht nur die Entwickelung des Bergwerkwesens, sondern auch noch die vieler anderer Industriezweige.

Selbstverständlich giebt es im Altai-Gebiete viele Strecken Landes, die vollkommen unbrauchbar sind: im Süden sind dies Fels- und Steinpartien, im Norden mit undurchdringlichem Walde bedeckte Berge, im Westen mit Sand bedeckte Steppen; aber schon jetzt sind im Altai-Gebiete über eine Million Desjätinen Aussaat, welche mit den nöthigen Brachfeldern ein bebautes Terrain von 14 Procent des ganzen Flächeninhaltes ausmachen,

während das Waldgebiet 4 Millionen Desjätinen, d. h. 11 Procent des gesammten Flächeninhaltes beträgt (ich halte die hier von H. Semenow bezeichnete Ziffer des Waldterrains für viel zu niedrig, da, wenn ich mich nicht irre, mir der Verwalter des Forstgebietes einst mittheilte, dass bei den 4 Millionen Desjätinen der grösste Theil der Wälder des Waldgebirges und der Waldungen im inneren Altai nicht mit inbegriffen sei). Die Bevölkerung des Altai-Gebietes beträgt 600 000 Menschen, also 82 auf der Quadratmeile. Eine äusserst unbedeutende Ziffer, besonders bei dem Reichthume des Landes, das eine viel dichtere Bevölkerung ernähren kann. Bei dem jetzigen Bestande der Bevölkerung beträgt die Zahl der Eingeborenen des Landes nahe 45 000, also ungefähr 8 Procent der Gesammtbevölkerung und mehr als im Tobolskischen Gebiete. Die hohe Ziffer der nichtrussischen Bevölkerung erklärt sich daraus, dass sich die eingeborene Bevölkerung in den für die russische Kolonisation am wenigsten zugänglichen Gebirgsthälern des südöstlichen Altai erhalten hat.

Im Süden des Altai-Gebietes liegt im oberen Systeme des Irtisch noch ein Gebiet, welches in administrativer Beziehung zum Steppen-Generalgouvernement gehört, in der That aber den natürlichen Uebergang zwischen Westsibirien und Turkestan bildet. Hierzu kann man die Kreise Kokbektinsk und Semipalatinsk rechnen, die jetzt zum Semipalatinskaja Oblastj gehören. Dieses Gebiet umfasst 3000 Quadratmeilen und besteht hauptsächlich aus dem südlichen Altai und dem Landstriche zwischen dem Altai und der Irtisch-Niederung einerseits, andererseits aus dem Tarbagatai und seiner Fortsetzung, dem Tschingistau. Man könnte dieses Gebiet nach dem es durchfliessenden Strome das Ober-Irtisch-Gebiet nennen. In seinem östlichen Theile besteht dieses Gebiet aus dem umfangreichen Becken des Saisan-Sees, in seinem westlichen Theile hingegen aus der unfruchtbaren, trockenen, unebenen Kirgisensteppe, die von vielen Granitfelsen und Berggruppen aus Porphyrgesteinen durchschnitten ist.

Der obere Theil des Ober-Irtisch-Gebietes ist in seinem bergigen Theile dem Altai-Gebiete ähnlich, in seinem westlichen Theile aber, der ein Steppengebiet bildet, den schlechtesten, dürren Bezirken des Baraba-Gebietes. Es unterscheidet sich aber in beiden Theilen durch die Trockenheit seines Klimas und die spärliche Bewässerung. In Folge dessen treten die zum

Ackerbau und zu festen Ansiedelungen geeigneten Stellen nur sporadisch auf, die von beständig fliessenden Gewässern durchrieselt werden, und längs der Hauptwasserader des Gebietes, dem Irtisch, dort wo der Boden nicht mit Flugsand bedeckt ist.

Ausser der eben erwähnten Trockenheit sind die übrigen Temperaturbedingungen für die fruchtbaren Oasen des Gebietes die allergünstigsten in ganz Westsibirien. Die mittlere Jahrestemperatur des ganzen Gebietes ist + 6 °, dieselbe wie in Woronesh und Riga. Die Wintermonate December, Januar und Februar sind selbstverständlich rauh (die mittlere Temperatur ist von — 10 bis — 16 °), die mittlere Temperatur des März ist aber dieselbe wie in Nowgorod, die des April wie in Warschau, des Mai wie in Wien, des Juni wie in Constantinopel, des Juli wie in Baku und Tiflis, des August wie in Bukarest, des September wie in Wien, des October wie in Stockholm; nur im November herrscht schon die Temperatur von Uleaborg, der Winter aber ist der von Lappland.

Das, was das Ober-Irtisch-Gebiet am meisten charakterisirt, ist der Mangel an Bewaldung. Der Wald nimmt hier nur ein Terrain von 800 000 Desjätinen ein, beträgt also nur 5 Procent des ganzen Flächeninhaltes. Dieser Umstand wird durch die Trockenheit des Klimas genügend erklärt, die nicht nur in der westlichen Steppe, sondern auch in den den trockenen und hohen Gebirgsplateaus Mittelasiens zugekehrten südlichen Abhängen des Altai herrscht.

Die Bevölkerung des oberen Irtisch-Gebietes beträgt kaum 250 000 Menschen, also 83 auf die Quadratmeile. Der grösste Theil derselben, 84 Procent, sind eingeborene Nomaden und nur 16 Procent sind angesiedelte Russen. Die Verhältnisse des Landes bieten nur wenig Raum für feste Ansiedelungen.

An der entgegengesetzten Seite des vorher beschriebenen mittleren Rayons zieht sich in der ganzen Länge das Unter-Ob-Gebiet hin, das weit über den Polarkreis hinausragt und das bei Weitem ausgedehnteste und ödeste Gebiet von ganz Westsibirien ausmacht; es wird von den Kreisen Beresow, Surgut und Narym gebildet, von denen die ersteren zum Tobolsker, der letztere zum Tomsker Gouvernement gehören. Dieses Gebiet umfasst einen Flächenraum von 20 000 Quadratmeilen, ist also zwei Mal so gross wie Frankreich. Die klimatischen Bedingungen dieses Gebietes sind äusserst ungünstig. Die mittlere

Jahrestemperatur ist in den mittleren Theilen — 4° bis — 10°, findet also noch eine entsprechende Temperatur in Europa in den Bezirken der unteren Petschora; im nördlichen Theil aber — 14° eine nur Sibirien eigene Temperatur und noch niedriger als die Temperatur der südlichen Insel von Nowaja Semlja. Die mittlere Temperatur der beiden kältesten Monate (— 20° bis — 30°) ist ebenfalls eine specifisch sibirische. Die Frühjahrsmonate April und Mai haben eine mittlere Temperatur wie Lappland, nur im Juni, Juli und August thauen die 9 Monate lang gefrorenen Tundren unter den Strahlen der fast nicht untergehenden Sonne auf. So rauhe klimatische Verhältnisse bedingen auch eine entsprechende Vegetation. Nur an den südlichen Grenzen des Gebietes sind noch dichte Waldungen zu finden. Im mittleren Theile siecht die Baumvegetation gleichsam hin, an Stelle der Nadelbäume tritt sich am Boden hinziehendes Gestrüpp, im nördlichen Theile des Gebietes endlich dehnt sich die unabsehbare Tundra aus.

Von Ackerbau kann in diesem Gebiete natürlich keine Rede sein. Die geringe Bevölkerung von 50 000 Menschen (also $2^1/_2$ Bewohner auf der Quadratmeile) besteht nur aus 32 Procent Russen oder verrussten Individuen und 68 Procent (34 000) umherirrenden Eingeborenen, die sich mit Rennthierzucht, Jagd und Fischfang abgeben. So hat also das Unter-Ob-Gebiet den Zug mit dem Ober-Irtisch-Gebiet gemein, dass in beiden die eingeborene Bevölkerung vorherrscht. Im Unter-Ob-Gebiete ist auch in der fernsten Zukunft kein Raum für eine bedeutendere Kolonisation vorhanden. Die Produkte des Landes werden hier durch die Russen nach Art und Weise der alten Nowgoroder exploitirt, d. h. indem sie das Land nur als Gäste besuchen, die sich auf Faktoreien und Comptoire von einer geringen Bevölkerung, wie Beresow, Obdorsk, Surgut und Narym stützen.

Die hier geschilderten Verhältnisse der einzelnen Gebiete Westsibiriens zeigen, dass mit Ausnahme des Unter-Ob-Gebietes überall das Land noch eine Fülle von Einwanderern aufzunehmen vermag und gewiss noch eine bedeutende Bevölkerungszunahme und Kulturfortschritt zu erwarten sind. Die natürliche Bevölkerungszunahme durch Ueberzahl der Geburten beträgt $^3/_4$ Procent im Jahre, so dass eine Verdoppelung der Bevölkerung erst in einem Zeitraume von 100 Jahren vor sich gehen würde. (Diese Bemerkung Semenows ist wohl ein Irrthum, da durch die vielen An-

siedler und Verschickten, die hier sterben, die Zahl der Todesfälle grösser erscheint, als sie unter gewöhnlichen Verhältnissen wären?) Trotzdem wächst die Bevölkerung Sibiriens vier Mal schneller als der natürliche Zuwachs erwarten lässt.

Im Jahre 1622, d. h. 40 Jahre nach der Eroberung Sibiriens, betrug die Bevölkerung Westsibiriens nicht mehr als 50 000 Menschen, im Jahre 1709 hingegen schon 150 000; die Bevölkerung hatte sich also in 87 Jahren verdreifacht. Im Jahre 1822 war die Bevölkerung auf 440 000 angewachsen, hatte sich also in 103 Jahren abermals verdreifacht. Im Jahre 1850 betrug diese Bevölkerung eine Million, hatte sich also jetzt in 38 Jahren um zwei bis drei Mal vergrössert. 1883 bestand die Bevölkerung — ungerechnet die Nomaden-Bevölkerung (200 000 Menschen) des Ober-Irtisch-Gebietes — aus 2 500 000 Menschen, hatte sich also in 33 Jahren fünf Mal vergrössert, oder zusammen genommen in 71 Jahren sich versechsfacht. Eine so bedeutende Bevölkerungszunahme lässt sich natürlich nur durch eine freiwillige Ansiedelung aus dem europäischen Russland erklären. Diese Uebersiedelung hingegen findet ihre Erklärung zur Genüge im Reichthume Sibiriens, der trotz des rauhen Klimas immer neue Ansiedler zur Auswanderung aus Russland herbeizieht. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist natürlich der Ackerbau. Im Laufe der letzten 5 Jahre hat Westsibirien jährlich ungefähr erzeugt: 7 Millionen Tschetwertj Getreide, unter diesen $3^1/_4$ Millionen Tsch. Weizen und $1^3/_4$ Millionen Tsch. Roggen, ferner 1 Million Tsch. Kartoffeln und $4^1/_2$ Millionen Tsch. Hafer. Im Ischim-Tobol-Gebiet wird von den Getreidearten 60 Procent Weizen gewonnen, im Tomskischen Gebiete nur 25 Procent Weizen.

Bei dem bedeutenden Umfange der Brachfelder und dem grossen Wiesenterrain nimmt neben dem Ackerbau die Viehzucht auch eine bedeutende Stelle selbst bei den Landbauern ein. Die Zahl der in Westsibirien gehaltenen Pferde beträgt nach officiellen Nachrichten, die natürlich weit hinter der wahren Ziffer zurückbleiben, nicht weniger als 2 Millionen, Rinder $1^1/_2$ Millionen und 3 Millionen Schafe, Schweine 420 000 und im Norden 100 000 Rennthiere. Die grösste Anzahl von Vieh wird natürlich im Ober-Irtisch-Gebiete gehalten, wo den Hauptbestandtheil der Bevölkerung Nomaden bilden; hierauf folgt das Altai-Gebiet und dannn das Baraba-Gebiet.

Ausserdem ist noch der Altai durch die Entwickelung der Bienenzucht berühmt, da für diesen Betriebszweig die Flora des südlichen und nordöstlichen Altai die günstigsten Bedingungen darbietet. Die Bienenzucht des südlichen Altai und im Norden des Altai in den Kreisen Kusnetzk und Biisk und zum Theil im Kreise Tomsk und Mariinsk producirt an Honig und Wachs nicht weniger als $^1/_2$ Million Rubel.

Von den übrigen Betriebszweigen der Einwohner nehmen wohl Jagd und Fischfang den ersten Platz ein. Der Fischfang wiegt natürlich im Unter-Ob-Gebiete vor, wo derselbe nebst der Rennthierzucht die einzigen Quellen für den Unterhalt der umherirrenden Einwohner bildet. Die Jagd hingegen ist die Hauptbeschäftigung der Einwohner des Tobolskischen und Tomskischen Gebietes, und mit ihr auf gleicher Stufe auch die Ausnutzung des Waldes überhaupt, d. h. das Sammeln von Cedernüssen, das Kochen von Theer und Wagenschmiere, die Herstellung von Holzkohle, das Fällen von Brenn- und Bauholz u. s. w., was natürlich die Waldnatur dieser Gebiete mit sich bringt. In den übrigen Gebieten Westsibiriens werden Fischfang, Jagd und Waldnutzung zwar auch betrieben, aber in viel geringerem Maasse; ja sogar in dem Ober-Irtisch-Gebiete zieht der reiche Ertrag des Fischfanges eine ganz bedeutende russische Bevölkerung nach dem Saisan-See.

Beschäftigungen mit Fischfang und Jagd eignen sich zwar nur sehr wenig, durch statistische Zahlen ausgedrückt zu werden, es unterliegt aber keinem Zweifel, dass diese beiden Betriebszweige einen sehr hohen Werth für die Bewohner Westsibiriens darbieten, welcher sich auf viele hunderttausend Rubel berechnet. Man kann über diesen Punkt nur einzelne Facta anführen, z. B. dass nach der versuchten Berechnung der Fischereiertrag in dem einen Tara-Kreise 640 000 Pud Fische zum Preise von 360 000 Rubel ergab. Auf dem Irbitischer Jahrmarkte erreicht der Verkauf von aus Sibirien ausgeführten Fellwaaren alljährlich die Summe von 4 bis 5 Millionen Rubel.

Der Bergbau spielt eine sehr bedeutende Rolle in dem ökonomischen Leben des Altai-Gebietes und des Tomskischen Gebietes, bedeutend geringer ist seine Bedeutung im Ober-Irtisch-Gebiete. Leider hat sich der Bergbau Westsibiriens bis jetzt fast ausschliesslich auf die Gewinnung edler Metalle beschränkt, so dass schon jetzt die Ausbeutung derselben in Abnahme ge-

rathen ist, während sich die Gewinnung von Eisen und Steinkohle nur in den ersten Anfängen befindet. Trotz der bedeutenden Abnahme bei der Gewinnung von Metallen gegen frühere Jahre wurden im Jahre 1881 noch an Gold gewonnen im Altai-Gebiete 80 Pud, im Tomskischen 46 Pud, im Ober-Irtisch-Gebiete 9 Pud, Silber hingegen nur im Altai-Gebiete 463 Pud, Blei ebendaselbst 41 000 Pud, Kupfer 21 000 Pud. Es ist zu bedauern, dass trotz der riesigen Reichthümer des Altai-Gebietes an Eisen und Steinkohle die Gewinnung derselben nur auf einer sehr niedrigen Stufe steht. Im Jahre 1881 wurden nur 800 000 Pud Steinkohle gewonnen und nicht mehr als 10 000 Pud Eisen, so dass Westsibirien den grössten Theil seines Bedarfes an Eisen noch aus dem Ural einführen muss. Wenn wir hierzu noch eine Million Pud Kochsalz und mehr als 100 000 Pud Glaubersalz hinzufügen, so stellt sich in dem Obengesagten die Summe des ganzen Bergbauertrages der drei genannten Gebiete dar.

Selbstverständlich ist es, dass der Bergbau eine grosse Anzahl von Arbeitskräften Westsibiriens unmittelbar beschäftigt. Die Zahl der Arbeiter, die in Bergwerken, Goldwäschen und Hüttenwerken Westsibiriens beschäftigt sind, ist jetzt auf 12 000 Menschen gestiegen, ausserdem gehen jährlich einige Tausend Arbeiter aus dem Tomskischen Gebiete in die Goldwäschen nach Ostsibirien.

Die übrigen Zweige des Fabrik- und Industriewesens, die noch in der ersten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts nur sehr schwache Anfänge aufzuweisen hatten, haben sich in den letzten dreissig Jahren ziemlich schnell entwickelt. Wenn sich auch die ganze Industrie auf die Verarbeitung einzelner Rohprodukte beschränkt, die der Ackerbau und die Viehzucht hier liefern. Die Textilindustrie befindet sich bis jetzt noch in den ersten Keimen des Entstehens. Trotzdem beschäftigen die verschiedenen Industriezweige, mit Ausnahme des Bergbaues, der kleineren Bauernindustrie (Kystarnaja pomyschlennostj) und der Mühlen jetzt in Westsibirien schon 13 000 Arbeiter und liefern Fabrikate, die eine Summe von 9 Millionen Rubel darstellen. Selbstverständlich wird hier in Westsibirien der Ueberschuss von Ackerbau- und Viehzuchtprodukten hauptsächlich nur für den eigenen Landesbetrieb bearbeitet, zum Theil gehen die gelieferten Produkte aber auch schon über die Landesgrenze und zwar wird hier

Digitized by Google

dargestellt aus Korn: Spiritus und Branntwein und aus Produkten der Viehzucht: Leder, gegerbte Schaffelle, geschmolzener Talg, Lichte und Seife.

Die erste Stelle in Bezug auf die Industrieproduktion nimmt natürlich das Tobol-Ischim-Gebiet ein, weil hier die Dichtigkeit der Bevölkerung schon die ökonomische Entwickelung der Bewohner gefördert hat. Die Industrie-Etablissements beschäftigen hier 9000 Arbeiter und producirten im Jahre 1880 Waaren in einem Betrage von 5 200 000 Rubel, unter diesen 294 Gerbereien 2 200 000 Rubel, 108 Talgschmelzereien und Licht- und Seifenfabriken etwa eine Million Rubel, und 11 Branntweinbrennereien 600 000 Rubel. Die zweite Stelle nimmt das Tomskische Gebiet ein. Hier wurden in Fabriken 2000 Arbeiter beschäftigt und im Jahre 1880 für 1 800 000 Rubel producirt. Es waren hier 25 Branntweinbrennereien und Bierbrauereien, die für 1 400 000 Rubel producirten. Diese Produkte reichten nicht nur für das Gebiet selbst aus, sondern versorgten auch zum Theil ostsibirische Goldwäschen und den ausser dem Gebiete liegenden grossen Postweg mit Spirituosen. Im Altai-Gebiete waren in Fabriken 900 Arbeiter beschäftigt und es wurden hier im Jahre 1880 für 700 000 Rubel producirt, und zwar Spirituosen für 280 000 Rubel, Leder für 200 000 Rubel. Etwas niedriger stellt sich das Fabrikwesen in dem Tobolskischen Gebiete dar und zwar: 600 000 Rubel bei 850 Arbeitern. Hier waren 11 Branntweinbrennereien und Bierbrauereien, die für 380 000 Rubel Getränke lieferten. Am niedrigsten steht der Fabriksbetrieb im Baraba-Gebiete, wo nur 500 Arbeiter beschäftigt waren, die im Jahre 1880 Waaren im Betrage von 450 000 Rubel producirten. Die Bedeutung der einzelnen Zweige des Industriewesens von Westsibirien stellen deutlich folgende Zahlen des Produktionswerthes dar: Branntweinbrennereien $3^1/_2$ Millionen Rubel, Leder-Fabrikation 3 Millionen Rubel, Talgschmelzerei und Seifen-Fabrikation $1^1/_4$ Million Rubel.

Die übrigen Fabrikzweige befinden sich noch in den ersten Anfängen, es zeigt sich aber schon das Bestreben der Sibirier, auch andere sehr begehrte Industrieartikel im eigenen Lande herzustellen, da der weite Weg die eingeführten Produkte sehr vertheuert. So hat schon im Tobol-Ischim-Gebiete die Tuchfabrikation begonnen, es werden hier schon grobe Tuche im Werthe von 212 000 Rubel gefertigt; Glasfabriken im Tobols-

Digitized by Google

kischen und Altai-Gebiete lieferten schon für 86 000 Rubel Waaren und Eisengiessereien im Tobol-Ischim-Gebiete gaben fast einen ebenso hohen Produktionsertrag.

Der Handel in Westsibirien hat eine hohe Stufe der Entwickelung erreicht. Zu dieser Entwickelung tragen besonders bei: einerseits die Nothwendigkeit der Ausfuhr des bedeutenden Ueberschusses an Rohprodukten, die jedes der westsibirischen Gebiete in grosser Menge liefert, andererseits das Fehlen von vielen für die Bevölkerung nothwendigen Industrie-Produkten, die vom weiten Westen hierher eingeführt werden müssen. Besonders aber wird die Bedeutung des Handels in Westsibirien durch den Umstand gehoben, dass dieses Land ein nothwendiges Transitgebiet für die Handelsbeziehungen zwischen der europäischen-russischen und Ural-Industrie und Ostsibirien, China, der Kirgisensteppe und den Eingeborenen des Unter-Ob-Gebietes und des Altai bietet. Um sich von der Bedeutung der Handelsbeziehungen zwischen dem europäischen Russland und Westsibirien ein Bild zu machen, genügt es, an den Handelsumsatz des berühmten Irbiter Jahrmarktes, welcher auf der Grenze zwischen dem Ural-Gebiete und Westsibirien stattfindet, zu erinnern, der jährlich eine Summe von 50—80 Millionen Rubel erreicht und lange noch nicht den Werth derjenigen Waaren ausdrückt, die von beiden Seiten die Grenze zwischen Westsibirien und dem europäischen Russland passiren. Aus Westsibirien nach Europa werden hier eingeführt: Pelzwerk, Wild, Fische, Getreide (zu den Ural-Fabriken), Talg, Leder, Schaffelle, Cedernüsse, Kupfer, edle Metalle, Thee und asiatische Baumwolle; aus dem europäischen Russland gehen nach Sibirien: Baumwollen-, Wollen-, Leinen- und Seidenstoffe, Zucker, Delikatessen, Gewürze, Wein, Farben, Eisen, Gusseisen, Metallwaaren. Aber diese Waaren sind nicht nur für den Bedarf der 2 700 000 Einwohner Sibiriens bestimmt, sondern auch für den Transit-Handel mit Ostsibirien, Mittelasien und China.

Sehr wichtig für jedes Land ist die günstige Lage der Verkehrsstrassen. Die Natur verlieh in dieser Beziehung Westsibirien ein ganzes Netz von Wasserstrassen in dem riesigen Flusssystem des Ob, welches das Land nach allen Seiten durchschneidet. Der Ob ist schiffbar bis zur Stadt Biisk und seine rechten Nebenflüsse, der Tom, Tscholym und Ket, berühren fast das mächtige Flusssystem des Jenissei. Der Irtisch ist

Digitized by Google

schiffbar bis Semipalatinsk und reicht mit seinen linken Nebenflüssen bis an den Ural heran. In kürzester Zeit wird das kolossale Flussgebiet des Tjümenschen Distriktes mit dem Kama-Wolge-Flusssystem durch die uralischen Eisenbahnen verbunden sein.

Es möchte scheinen, dass ein so ausgedehntes Flusssystem für Westsibirien vollkommen ausreichende Verkehrswege schaffe. Wie ausgedehnt und vortheilhaft auch diese von der Natur geschaffene Wasserstrasse ist, so leidet sie doch an vielen Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten. Die erste Unbequemlichkeit ist die durch die klimatischen Verhältnisse bedingte kurze Zeit der Schifffahrt. Der mächtige Bogen, den der Wasserweg von Mariinsk und Tomsk nach Tjümen bildet, reicht zwischen Narymsk und Tobolsk weit in die rauhen nördlichen Theile Sibiriens hinein und beschränkt dadurch die Zeit der Schifffahrt auf eine Periode von drei Monaten, da die nördlichen Punkte des Bogens nur so lange eisfrei sind. Zieht man ferner in Betracht, dass der Abstand zwischen Tomsk und Tjümen auf dem Wasserwege nicht weniger als 2500 Werst beträgt, so zeigt schon dieser Umstand, dass dieser Weg nur bei der Entwicklung der Dampfschifffahrt von Bedeutung werden kann. Das erste Dampfschiff begann seine Fahrten auf dem Obsystem im Jahre 1845, aber erst in den letzten zwanzig Jahren hat sich die Dampfschifffahrt zu entwickeln begonnen und transportirt jetzt viele Millionen Pud Lasten auf dem riesigen Wasserbogen. Trotz alledem steht die Flusskommunikation weit hinter der Verkehrsbewegung zu Lande auf der grossen Poststrasse Sibiriens zurück, welche auf einer 1400 Werst langen Sehne des Wasserbogens von Tomsk nach Tjümen führt und von so groser Wichtigkeit für das ganze Land ist, dass die Hauptmassen der Bevölkerung des Landes sich auf einen verhältnissmässig schmalen Streifen, der den Postweg begleitet, niedergelassen haben. Diese Hauptverkehrsader, welche Jahrhunderte geschaffen haben, wird wohl stets die eigentliche Handelsstrasse Sibiriens bleiben.

In der letzten Zeit hat man sowohl in West- wie auch in Ostsibirien den Versuch gemacht, einen Ausfuhrweg für den Ueberschuss an Rohproducten durch den nördlichen Ocean zu gewinnen und die Möglichkeit von Handelsstrassen über die Ob- und Jenissei-Mündung nach dem europäischen Westen zu be-

Digitized by Google

weisen gesucht; dennoch dauern diese Verbindungen selbst in den allergünstigsten Jahren viel zu kurze Zeit, um zu irgend einer grösseren Bedeutung zu gelangen, so dass Tjümen nach Beendigung der Eisenbahn, die über Jekaterinenburg geführt wird, immer ein Hauptcentrum und gleichsam die Mündung für die Verkehrsstrasse des ganzen Ob- und Irtisch-Systems bilden wird.

Digitized by Google

II.

Reiseschilderungen aus dem Altai und der östlichen Kirgisensteppe.

Tagebuch aus meiner Reise in den eigentlichen Altai über den Urussul zur Tschuja aus dem Jahre 1860. Zum Theil ergänzt durch Auszüge aus meinem Tagebuche vom Jahre 1870, wo ich diese Gegenden zum dritten Male durchstreifte. — Tagebuch-Auszüge meiner Reise in die Salairgebirge, die Tomskische Taiga, den Lebed, zum Teletzkischen See und durch das Waldgebirge westlich von diesem im Jahre 1861. — Tagebuch-Auszüge meiner Reise durch die Kulanda-Steppe und die östliche Kirgisen-Steppe im Jahre 1862. — Brief aus Wernoje im Jahre 1868. — Auszug aus einem Reisebericht von 1869.

(Den 15. Mai 1860.) Gestern gegen Abend verliess ich Barnaul und zwar nicht, wie ich anfänglich beabsichtigt hatte, allein, sondern in Begleitung meiner Frau, die trotz aller Vorstellungen unserer Freunde darauf bestand, mich auf meiner Altai-Reise zu begleiten. Unsere Begleitung bildete ein Diener und der Kalmück Jakob, den mir der Saisan Kurtu als Sprachmeister nach Barnaul geschickt hatte und der 6 Monate bei mir in Barnaul gewohnt hatte. Unsere kleine Karawane bestand aus zwei Wagen, einem ganz kleinen Tarantasse (einem auf langen Stangen statt Federn ruhenden Wagen), auf dem ich mit meiner Frau Platz genommen hatte, und einer gewöhnlichen russischen Postteljege, auf welcher sich der Sitz der Walakuscha (Schleife) befindet, welche späterhin als Reisefahrzeug für meine Frau dienen sollte und auf der jetzt Jakob in halb europäischer, halb kalmückischer Tracht mit freudestrahlendem Gesichte, aus seiner chinesischen Pfeife rauchend, thronte. Abends, kurz vor Sonnenuntergang, erreichten wir das Dorf Gonjba, bei dem wir auf einer Fähre den Ob passiren mussten. Während der Zurüstung zur Ueberfahrt war die

Sonne untergegangen und die bleichen Strahlen des Mondes erleuchteten die Landschaft; wie ein glatter Silberspiegel floss der Strom vor unseren Augen dahin. Das linke Ufer entlang ziehen sich kahle, steile Lehmberge, auf deren Höhe sich das Dorf befindet, während sich das rechte Ufer. eine mit Gebüsch bedeckte Niederung, nur wenig über den Flussspiegel erhebt. Die Ueberfahrt war bei dem ruhigen Wetter und der magischen Beleuchtung des Mondes eine herrliche. Die Stille der Nacht wurde nur durch das Geplätscher der Ruder und den eintönigen Gesang der Fährleute unterbrochen. Der Strom war nach dreijähriger Unterbrechung wieder stark ausgetreten und hatte die ganze Thalniederung überschwemmt, so dass wir mehrere Werst auf dem Ob fahren mussten. Da wir die frischen Pferde auf der Fähre mit uns führten, so wurde unser Wagen gleich nach der Ausschiffung bespannt und wir konnten unsere Reise ohne Verzug fortsetzen.

Der Weg in der Niederung war wegen der Ueberschwemmung fast unpassirbar. Werste lang ging das Wasser bis über die Radachsen und wir mussten drei Nothfähren benutzen, was in der Nacht durchaus nicht angenehm war, besonders da der Himmel sich bezogen hatte und vollkommene Dunkelheit herrschte. Der Jamschtschik kam oft vom Wege ab und wir mussten jeden Augenblick fürchten, mit dem Wagen in Untiefen zu stürzen. Nach siebenstündiger Fahrt erreichten wir die 28 Werst entfernte Station Bjelojarsk, wo wir uns nur eine Stunde aufhielten. Ohne weitere Beschwerde passirten wir am Morgen das Dorf Shilina (28 W.), am heutigen Tage Aftschinitowa (14 W.) und Petrowka (20 W.). Da im nächsten Dorfe, Charasowka, ein Rad am Wagen gebrochen war, mussten wir hier mehrere Stunden verweilen und konnten erst Nachts 12 Uhr das Dorf Bulanicha (20 W.) erreichen, wo wir wider unseren Willen wegen Mangel an Pferden übernachten mussten.

(Den 16. Mai.) Erst ziemlich spät erhielten wir heute frische Pferde und erreichten daher erst gegen 11 Uhr Morgens das Dorf Schubenka (18 W.), die letzte Station vor der noch 17 Werst entfernten Stadt Biisk, wo wir erst am Nachmittag anlangten. In starken Hügelwellen zieht sich das Land von Bjelojarsk bis Schubenka hin; es ist mit Ausnahme weniger Stellen baumlos und meist nur an den Ufern der Flüsse und in den Thal-

niederungen mit dünnem Gestrüpp bewachsen. Von Bulanicha an wird das Land flacher und man kann deutlich erkennen, wie sich grössere Hügelmassen weiter nach Osten aufzuthürmen beginnen. Von hier aus geht der Weg durch grosse, grasreiche Wiesen und ziemlich dichte Birken- und Espenwaldungen. Hinter Schubenka wird das Land wieder kahler, die Hügel steigen hier wieder nach Süden höher, bis sie ihren höchsten Kamm im Ufergebirge des Bijaflusses erreichen.

Eine kleine auf dem Hügelkamme errichtete Kirche liess uns vermuthen, dass wir die Stadt Biisk erreicht hatten. Die Uferberge fallen hier ziemlich steil zum Flussthale herab und sind, wie die des Ob bei Barnaul, Lehmberge. Der Weg steigt hier steil am Rande des letzten Hügels empor und windet sich rund um den Abhang desselben im Halbkreise entlang, so dass wir die Stadt Biisk erst dann erblickten, als wir den Berg umfahren hatten.

Der Anblick war ein eigenthümlicher; wir befanden uns gerade oberhalb der Stadt, die sich in einem langen, schmalen Streifen zwischen dem Grenzgebirge und den Ufern der Bija zu unseren Füssen hinzog. Die Stadt besteht nur aus Holzhäusern und gleicht daher einem grossen Dorfe; die wenigen steinernen Gebäude sind eine Kirche und ein Pulvermagazin, welches sich, obgleich es nur zweistöckig war, dennoch wie ein Palast vor den übrigen Häusern ausnimmt.

(Den 17. Mai.) Ich war in einer Wohnung abgestiegen, die mir von der Polizei angewiesen wurde, da hier kein Gasthaus existirte. Meine Wohnung hatte zwar drei Zimmer, sah aber sehr ungemüthlich aus, die Wände waren kahl und schmutzig und des Kalkverputzes zum grössten Theil entblösst. Das Ameublement bestand aus einem Bett, einem Tisch und einem einzigen hölzernen Stuhle. Die Wirthsleute waren sehr mürrisch (was man ihnen nicht verdenken konnte, denn wir waren ja gezwungene Einquartirung) und nur mit Mühe konnte ich einige Esswaaren für einen hohen Preis erhalten. Da meine Geschäfte nur darin bestanden, dem hiesigen Isprawnik das mir vom Gouverneur mitgegebene Schreiben zu übergeben, so konnte ich die ganze Zeit in der Stadt umherschlendern. Da ist aber nicht viel zu beschreiben. Die Stadt besteht aus drei langen, mit der Bija parallel laufenden Strassen, die von einer Anzahl ganz kurzer Quergässchen durchschnitten

Digitized by Google

werden. Am Ende der Stadt lag der verhältnissmässig sehr grosse Marktplatz, der von einem aus Buden bestehenden Viereck umgeben war und auf einen bedeutenden Handel der Stadt schliessen liess.

Während meines Aufenthaltes herrschte nur wenig Leben auf dem Markte, da die Wege schlecht waren. Ausser wenigen Russen traf ich auf dem Markte auch mehrere Altai-Kalmücken, die aber ausserordentlich verlumpt aussahen, so dass mein Jakob sich zwischen ihnen wie ein Fürst ausnahm. Biisk ist jetzt öde und verlassen und zählt nur 2000—3000 Einwohner. Vor einem Jahrzehnte hatte es eine viel grössere Bedeutung, da es der Sitz eines Kosakenkommandos war und wohl 1000 Einwohner mehr zählte.

Die Bevölkerung theilt sich, wie die aller kleinen sibirischen Städte, in drei Klassen. Die erste Klasse bilden die Dienenden: die Beamten des Kreisgerichts, der Land- und Stadtpolizei, der Kreiskasse und ausserdem zwei Aerzte, einer für den Stadt- und der andere für den Landbezirk, d. h. die sogenannte Blagorodnoje Obschtschestwo (die adelige Gesellschaft); die zweite Klasse bilden die Kaufleute, die wegen des Handels der Stadt mit dem Altai hier verhältnissmässig sehr zahlreich und begütert sind; es waren aber meist rohe, ungebildete Leute. Die dritte Klasse bilden die Meschtschane, ein Mittelding zwischen Bauer und Bürger, etwa wie die deutschen Ackerbürger; Handwerker giebt es gar nicht. Mit dem Schneider- und Schuhmacherhandwerk befassten sich nur einige Soldaten des hier stationirten Invalidenkommandos.

Der Isprawnik war so gütig, mir einen Kosaken für meine Altaireise zuzukommandiren, der für alles Nöthige zu sorgen hatte, ausserdem sandte er mir einige Säcke mit getrockneten Lebensmitteln und rieth mir, verschiedene Artikel, die ich auf der Reise nöthig haben würde, einzukaufen.

(Den 18. Mai.) Erst gegen Abend konnten wir Biisk verlassen. Nachdem wir die Ruinen der früheren Befestigungswerke passirt hatten, fuhren wir durch die herrlichen Wiesengründe, welche sich zwischen dem Flusse und der Hügelkette hinziehen, dann wandten wir uns den Grenzhügeln zu, die hier dicht mit Birken und Tannen bedeckt sind. Der Weg war mit gelbem Kiessande bedeckt und schlängelte sich zwischen den jungen Tannen hin, aus deren mit

dunklem Grün bedeckten Zweigen zahllose lange, hellgelbe, junge Triebe hervorgesprossen waren, die, von der Sonne beleuchtet, wie Kerzen flimmerten und an das liebe Weihnachtsfest in der Heimath erinnerten. Zu beiden Seiten des Weges war der Boden mit kleinen, dunkelblauen Schwertlilien bedeckt, die einen köstlichen Duft verbreiteten. Der Weg wand sich nun auf dem Hügelkamme hin, und jedesmal, wenn wir uns dem Rande desselben näherten und die Bäume sich lichteten, bot sich immer ein neuer Anblick auf den mächtigen Bijastrom und die dem Ehegemahl sich nähernde Katunja dar. Plötzlich öffnete sich der Wald und eine unabsehbare Wasserfläche breitete sich vor unseren Blicken aus. Der grüne Teppich ist verschwunden und grau-gelbes Gestrüpp bedeckt die Ufer. Die Katunja hat ihren Gemahl erreicht und setzt nun mit ihrem Neuvermählten den Weg in Gemeinschaft fort, aber noch von jungfräulicher Scheu befangen, wagt sie nicht, sich mit ihm zu vermischen und deutlich sieht man beide getrennt in einem Bette dahineilen, rechts den Bijastrom mit seinem klaren, durchsichtigen Wasser, links die weisslich-gelbe Katunja.

Ein so steiler Weg führte zum Ob hinab, dass wir zu Fusse gehen mussten. Die Pferde wurden ausgespannt und der Wagen vorsichtig herabgelassen. Die Fähre war so gross, dass zugleich mit unserem Wagen noch 5—6 Bauerteljegen übergeführt werden konnten. Am andern Ufer angelangt, schickte ich meinen Kosaken voraus, damit er mir frische Pferde besorge. Als wir von hier aus etwa drei Werst weiter gefahren waren, sahen wir uns plötzlich durch eine gleichmässige Wasserfläche von dem vor uns liegenden Dorfe getrennt. Da der Kosak nirgends zu sehen war, also die Wasserfläche passirt haben musste, befahl ich unserm Kutscher, gerade auf's Dorf zuzufahren. Dieser, ein Knabe von etwa 14 Jahren, verlor aber bald den Weg und der Wagen blieb zwischen den unterm Wasser befindlichen Baumstämmen stecken, so dass er trotz aller Bemühungen nicht von der Stelle zu bringen war. Jakob wurde daher zu Pferde in's Dorf geschickt, um Hilfe zu bringen. Trotzdem nach einer halben Stunde vier frische Pferde mit Jakob und dem Kosaken herbeigeschafft wurden, konnte doch der Wagen nicht von der Stelle gebracht werden. Um daher hier nicht die Nacht auf dem Wasser zubringen zu müssen, liess ich mich mit meiner Frau im Kahne an's Land setzen und schickte noch einige Bauern zur Hilfe. Nun erst

Digitized by Google

gelang es, meinen Tarantass herbeizuschaffen. Im Dorfe (Ikonikowa, 15 W. von Biisk) standen schon frische Postpferde bereit, so dass wir unseren Weg in 20 Minuten fortsetzen konnten.

Nach Zurücklegung einer Werst erreichten wir einen Arm der Katunja, der erst in letzter Zeit durch einen Durchbruch dieses Flusses beim Dorfe Katunskaja entstanden ist und sich weiter nach Westen in den Ob ergiesst. Dieser Katunja-Arm ist so reissend, dass eine Strickfähre angebracht werden musste. Die Hälfte des Weges von Ikonikowa ab war flaches, baumloses Land; von hier ab wurde das Land aber hügelig und war stellenweise mit Birkengestrüpp bewachsen. Etwa 9 Uhr Abends langten wir im Dorfe Smolensk an (30 W.), wo wir übernachteten.

(Den 18. Mai.) Das Haus, in dem wir abgestiegen sind, ist geräumig und so sauber, wie man es selten in den hiesigen Dörfern findet; es war mit blauer Oelfarbe gestrichen und reichlich mit Tischen, Bänken und Holzstühlen versehen. An der einen Wand standen zwei Schränke mit Geschirr und an der andern, hinter blendend weissem Vorhange, ein Bett mit weissen Laken und Kissen. Eine solche Einrichtung weist auf einen besonderen Wohlstand hin. Wir standen sehr früh auf, so dass wir schon um 3 Uhr Morgens das Dorf verlassen konnten. Das Dorf Smolensk hat einen bedeutenden Umfang, es besteht aus mehreren hundert Häusern, von denen viele von grossem Reichthume der Bewohner zeugen. Der Weg war schlecht und uneben, da die Hügel nach Süden immer höher aufsteigen. Der Steppencharakter verschwindet hier vollkommen. Bald fuhren wir durch mit dichtem Gestrüpp bewachsene Thalniederungen, bald auf den mit Gras bewachsenen Hügelkämmen, von wo dem Auge sich eine weite Aussicht auf die von zahlreichen Flüsschen durchschnittene und fleckweise mit Birkengesträuch bewachsene Thalebene bietet. Um $6^1/_2$ Uhr erreichten wir die Station Bjelokurinskaja (25 W.). Auch hier war ein sehr gutes Absteigequartier, das den Reichthum des Besitzers bewies. Man bewirthete uns hier mit prachtvollem Honig und sehr weissem Weizengebäck.

Der Charakter der Landschaft änderte sich wenig, nur nach Süden wurde eine blaue Gebirgskette am Horizonte sichtbar. Nach etwa 15 Werst wird das Land wieder flacher, die Hügel ziehen sich mehr nach Westen. Etwa gegen 10 Uhr erreichten

wir das Dorf Altaiskoje (24 W.). Hier mussten wir unseren Proviant an getrocknetem Brote verstärken, da weiter nach Süden wenig Getreidebau getrieben wird. Es war nicht leicht, das Nöthige zu besorgen, da kein Bauer über 10 Pfund getrockneten Brotes vorräthig hatte. So musste denn Jakob mit dem Kosaken von Haus zu Haus mit dem Brotsack wandern. Das getrocknete Weizenbrot kostete mich einen Rubel das Pud. Ein so hoher Preis wurde nur dadurch veranlasst, dass ich mich hier nicht aufhalten wollte. Weizenmehl kostet hier in guten Jahren 20 Kopeken das Pud, in schlechten Jahren und im Sommer steigt es manchmal bis 40 Kopeken. Die Bauern südlich von der Bija bauen nur Weizen. Auf unsere Frage nach Roggenbrot, sagte mir einer meiner Wirthe: „Gott sei Dank, das haben wir noch nicht nöthig gehabt hier zu essen". Altaiskoje ist ein grosses, etwa aus 300 Häusern bestehendes Dorf. Es ist der Sitz eines Uprawitels (Distriktsbeamten der Bergregierung). Die hiesige Bevölkerung beschäftigt sich nicht nur mit dem Ackerbau, sondern treibt auch viel Handel mit dem Altai, denn sie versorgt nicht nur die Missionen mit Mehl, sondern führt auch viel Gerste (meist grobe Grütze) bis zum Urussul. Dieser Handel findet aber nur im Winter statt, wo der Schlittenweg grössere Transporte in den inneren Altai erlaubt.

(Den 19. Mai.) Wir konnten erst gestern Abend um 5 Uhr unseren Weg fortsetzen. Das nächste Dorf heisst Sarassa (sary-su = gelbes Wasser), es ist nur 8 Werst von Altaiskoje entfernt und war daher in einer Stunde erreicht. Bereits bei der Poskotina (dem das Dorf umgebenden Zaune, der das Vieh abhält, zu den Aeckern zu gelangen) kamen uns einige Reiter entgegen, die uns zum Hause des Dorfältesten (Starschina) geleiteten, wo schon unsere Pferde bereit standen. Die Einwohnerschaft des Dorfes hatte sich hier versammelt. Das Dorf ist von vollkommen verrussten getauften Kirgisen bewohnt, die von der Buchtarma hierher übergesiedelt sind. Die Physiognomien zeigen noch deutlich die Abkunft der hiesigen Bewohner. Sie zahlen Abgaben wie die Kronsbauern, sind aber von jedem Militärdienst befreit. Die Einwohner von Sarassa machen einen recht guten Eindruck, ihre Kleidung ist gut und reinlich; auch die Häuser sind meist gut gebaut und zeugen von Wohlstand. Die Hauptbeschäftigung dieser Leute ist Ackerbau und Bienenzucht, letztere wird besonders

Digitized by Google

stark betrieben. Da die Wege hier schon schlecht sind, so sind nur wenige Teljegen im Dorfe vorhanden. Männer und Frauen sind geschickte Reiter. Man spannte sechs Pferde an meinen kleinen Tarantass und lud mein Gepäck auf zwei mit drei Pferden bespannte Teljegen, da, wie man mir sagte, der Weg Schwierigkeiten biete und die nächste Station 45 Werst entfernt sei. Ungefähr zwei Werst ging der Weg immer bergauf, ohne dass der Charakter der Landschaft sich wesentlich geändert hätte; jetzt aber veränderte sich die Natur wie mit einem Zauberschlage, als wir zur Sarassa hinabstiegen. Nackte, dunkle Felsmassen, die zum Theil mit gelben, grünen und rothen Moosen bewachsen sind, fallen senkrecht zum Flusse herab und wechseln in bunter Reihenfolge mit dicht belaubten Bergkuppen, deren Bewaldung sich vom Kamme aus gleichsam in Strahlen in den Vertiefungen der Bergwände entlang zieht. Im Thale wendet sich der Fluss abwechselnd durch dichtes Weidengestrüpp und herrliche, mit buntem Blumenflor bedeckte Wiesengründe und bricht sich zwischen mächtigen Steinmassen brausend und schäumend Bahn. Als wir im Thale etwa 25 Werst zurückgelegt hatten, wurde es dunkel und der Jamschtschik erklärte, der Weg sei von hier ab schlecht und in der Nacht unpassirbar. Wir übernachteten daher im Tarantass bei einem Bienengarten. Es wurde bitter kalt und fing heftig an zu regnen, so dass die Nacht nicht die angenehmste zu werden versprach; dabei mussten wir uns mit einem Stück Schwarzbrot begnügen, das der Jamschtschik mitgenommen hatte. Trotz alledem schliefen wir, in unsere Filzdecken gewickelt, ganz erträglich. Bei Sonnenaufgang brachen wir wieder auf. Der Weg verliess jetzt das Thal der Sarassa und führte an dem rechten Nebenflusse desselben, der Kamara, aufwärts. Die Ufer der Kamara sind nur zum Theil felsig, zum grössten Theile aber sind sie mit dichtem Lärchenwald bedeckt. Der Boden war vom Regen so aufgeweicht, dass die Räder unseres Wagens tief einschnitten, und so uneben, dass der Wagen bald rechts, bald links abglitt; trotzdem legte sich derselbe nur einmal und zwar ganz sanft auf die Seite, so dass wir sammt dem Gepäck in das nasse Gras fielen. Je weiter wir kamen, desto schräger und schlüpfriger wurde der Weg, und der Wagen musste oft lange Strecken durch die Schultern mehrerer Männer gestützt werden, sonst wäre er sicher in die Tiefe gestürzt. Dabei musste ich natürlich immer mithelfen, weil der Jamschtschik die

Pferde am Zügel führte; auf diese Weise brachten wir den Wagen mehr vorwärts als er uns. So ging der Weg ungefähr 15 Werst und nur die letzten 5 Werst konnten wir schneller fahren. Daher kam es, dass wir erst um 12 Uhr im nächsten Dorfe, Tschergi, anlangten (wir hatten also zum Passiren der 15 Werst fast sieben Stunden gebraucht).

Das Dorf Tschergi liegt 461 Meter über dem Meeresspiegel auf einer Hügelkette, die sich an dem gleichnamigen Flusse nicht weit von dessen Einmündung in den Sebe hinzieht. Es ist gross und gut gebaut und soll sehr reich sein. Die hauptsächlichste Beschäftigung der Bauern ist Bienenzucht; Getreide bauen sie nur für ihren eigenen Bedarf. Wagen und Gespanne besitzen sie in äusserst geringer Zahl, da die bergige Gegend (wie wir zu unserem Leidwesen erfuhren) selbst auf der grossen Strasse das Fahren sehr schwierig macht. Auch hier reiten die Frauen; wir selbst begegneten mehreren derselben, die vom Felde mit Sensen und Harken nach Hause ritten.

Von Tschergi aus führt der Weg in's Thal des Sebe, welches ziemlich breit und an mehreren Stellen bebaut ist. Zu beiden Seiten des Flusses ziehen sich waldige, nicht gerade hohe Berge entlang, an deren Abhängen viele Bienenhäuser stehen. Nicht weit vom Dorfe mussten wir den Fluss durchfahren, der bei der Furth doch so tief war, dass das Wasser in unseren Wagen drang. Nicht weit vom Dorfe trafen wir auf einen Haufen berittener Altajer, unter denen der Bruder des Saisan Kurtu sich befand. Die Altajer wohnen hier schon ganz in der Nähe, so dass alle hiesigen Bauern altajisch zu sprechen verstehen. Der Weg war durchaus nicht gefährlich, aber dennoch sehr unbequem, da der Boden oft mit grossen Steinen übersäet war, so dass der Wagen fortwährend unter den grimmigen Stössen krachte. Um 2 Uhr erreichten wir die Mission am Muitu (die nach Kalning's Messung schon 640,4 Meter hoch liegt). Es ist ein kleines, armseliges Dorf, dessen Bevölkerung nur aus getauften Teleuten besteht.

(Den 22. Mai.) Die Mission von Muitu konnte ich nur am Abend verlassen, da ich meinen Tarantass unterbringen musste, denn von hier konnte man nur noch in einer gewöhnlichen Bauernteljega weiterkommen. Wir fuhren zuerst durch das Flüsschen Muitu und erreichten bald wieder das rechte Ufer des Sebe. Im All-

Digitized by Google

gemeinen blieb der Charakter des Sebe-Thales der frühere, nur war der Weg steiniger und unebener. Nicht weit von Muitu ging der Weg über eine für eine Wagenfahrt recht gefährliche Stelle. Hier trat der etwa 100—150 Fuss hohe Fels dicht an den Fluss. Der Weg führte am äussersten Rande desselben entlang und war so schmal, dass unsere vier Pferde nur gedrängt nebeneinander gehen konnten, und dabei so schräg, dass der Wagen bei jedem Schritte vorwärts in die Tiefe hinabzustürzen drohte. Um 11 Uhr Nachts erreichten wir die Saïmka (das Landhaus) des Kalmücken Balgassain. Das Haus war einem grossen Bauernhause ähnlich, aber sehr schmutzig und voll Ungeziefer. Es befindet sich hart am Ufer des Sebe in einem einige Quadratwerst grossen Thalkessel. Am jenseitigen Ufer erhoben sich hohe, steil abfallende Felswände, die auf ihren Gipfeln nur mit einem schmalen Saume von Bäumen eingefasst waren; die Thalwände am diesseitigen Ufer hingegen sind niedriger und mit dichten Waldungen bewachsen. Der Boden des Thales ist eben und das Land vortrefflich zum Ackerbau geeignet, es liegt aber jetzt fast ganz brach, da die hiesigen Einwohner nur sehr wenig Gerste säen. Um die Saïmka herum stehen 12—14 Hütten, die theils von getauften oder ungetauften Altajern bewohnt werden, theils Speicher unseres Wirthes sind und sich alle in einem jämmerlichen Zustande befinden.

Ueber die Entstehung der Saïmka erfuhr ich, dass unser Wirth, Balgassain, sich bei seiner Taufe ausbedungen hätte, das Thal zu seinem Wohnsitze wählen zu dürfen; er hat sich darauf vor etwa 10 Jahren mit einem Dutzend Familien hier angesiedelt. Balgassain galt als reich und besitzt ansehnliche Heerden; die übrigen hiesigen Altajer lebten von seinem Reichthume; in der Ansiedelung herrschte bittere Armuth. An Teljegen waren hier nur zwei schadhafte vorhanden.

[Als ich auf meiner späteren Reise das Thal passirte, fand ich hier ein recht ansehnliches russisches Bauerndorf, Schabalina, vor, das den Reichthum des Landes besser auszunutzen verstand als das Häuflein Altajer. Nach Kalning's Messung liegt Schabalina 856,3 Meter hoch. Es ist interessant zu beobachten, wie die russische Bevölkerung immer mehr vordringt. Die Leute hatten sich hier ohne jedes Recht niedergelassen, und die Kalmücken waren aus Furcht zurückgewichen. Die Bewohner von Schabalina lebten in steter Angst, dass man sie ausweisen würde,

Digitized by Google

sie glaubten, als ich das erste Mal das Dorf passirte, ich wäre ein Feldmesser. Als sie ihren Irrthum erkannt hatten, waren sie sehr froh und schütteten mir ihr Herz aus; sie hätten von dem Sassedatel viel zu leiden, der sie immer auszuweisen drohe, aber durch Geschenke gewonnen, sie ungestört lasse. Die Leute mögen den Kalmücken Unrecht gethan haben: für das Land selbst ist es aber jedenfalls besser, wenn an Stelle der früheren Wirthschaft des Balgassain eine tüchtige Dorfschaft getreten ist].

Von hier aus setzten wir unsere Reise zu Pferde fort, meine Frau auf ihrer Walakuscha (einem auf zwei Stangen angebrachten Sitze). Der Weg ging von hier südöstlich an der Bergwand des rechten Ufers in die Höhe, zuerst schlängelte er sich zwischen dichtem Lärchenwald hindurch, viele umgestürzte Baumstämme sperrten den Weg und er war so dicht mit Gestrüpp verwachsen, dass man sich nur mit Mühe durch die herabhängenden Zweige hindurchdrängen konnte. Nach zwei Stunden erreichten wir die Höhe des Bergrückens, wo wir den ersten Obõ (geheiligten Steinhaufen) erblickten.

Von der Höhe hat man eine kleine Rundsicht. Die ganze Gegend ist dicht mit Lärchenwald bewachsen und bietet wenig Abwechselung dar, auf den Berggipfeln liegt jetzt noch überall Schnee, der hier aber nur bis Mitte Juni liegen bleibt. Wir waren hier im Quellgebiete des Schibilik, eines Nebenflusses des Sebe. Der Weg geht meist auf der Höhe des Bergrückens bis zu den Quellen des Aschjaktu entlang. (Die Höhe des Sebe-Passes hat Kalning auf 1787 Meter bestimmt.) Hier passirten wir zwei Flüsschen, den Tschaptschyjak und den Kysyl-tasch (rothen Stein). Der Uebergang über den letzteren war ziemlich gefährlich, da das Bett desselben mit grossen Felsblöcken bedeckt ist. Der Schnee war an einigen Stellen noch nicht geschmolzen und bildete hier eine breite, aber schlüpfrige Brücke, unter der das Wasser wie in einem Tunnel dahinbrauste. Beim Aschjaktu (eigentlich Apschyjaktu, wo der Alte [der Bär] haust) ist der Lärchenwald nicht so dicht wie am Sebe. Der Boden ist überall mit einem hohen, sehr feinen Grase bedeckt, das ein treffliches Futter für die Pferde giebt. Am Aschjaktu stiessen wir schon auf zahlreiche Rinden-Jurten (Alatschyk), d. h. spitze Stangen-Jurten von konischer Form, die mit Birkenrinde belegt sind, und bedeutende Pferde- und Rinderheerden. Gegen 7 Uhr Abends erreichten wir die Jurte des Saisan-Kurtu, die

in spitzer Form aus einem achteckigen Balkengerüste gezimmert war, neben der noch zwei kleinere Rinden-Jurten standen, und nicht weit ab am Flusse ein aus Balken gezimmertes Häuschen, der Speicher des Saisan. Rings um die Jurte lagerten hunderte von Kühen und in einiger Entfernung eine grosse Schafheerde. Die Saisanin lud uns ein, die Nacht in der Jurte zuzubringeu.

(Den 21. Mai.) Die Nacht, die wir in der Jurte zubrachten, war durchaus nicht angenehm. So lange das Feuer brannte, war die Jurte so mit Rauch erfüllt, dass man nicht aus den Augen sehen konnte, nach dem Erlöschen des Feuers wurde es aber so kalt, dass ich trotz meiner Filzdecke am ganzen Leibe zitterte und lange nicht einzuschlafen vermochte, ausserdem schmerzte mir vom Dunst und Rauch der Kopf, und dazu kam das Lager auf dem harten Fussboden. Ein Streifzug zum Aschjaktu wurde unternommen. Mehrere Rinden-Jurten gesehen, ferner Opferstellen (auf langen Stangen ausgesteckte Pferdehäute). Verschiedene Jurten besucht; überall schreckliche Armuth; in einer Jurte traf ich einen alten Mann, der nur von seinen zwei Söhnen, zwei kleinen 10—12jährigen Knaben, gepflegt wurde. Er lag fast ganz nackt auf einem Haufen Heu und hatte sich, da er keinen Pelz besass, mit einer Schicht Heu zugedeckt. Sein ganzer Besitz war eine Kuh, welche die ganze Familie ernähren musste.

Das linke Ufer des Aschjaktu ist waldig, meist Lärchenbäume, zwischen denen nur vereinzelt Birken wachsen. Das rechte Ufer bilden steile, kahle Felswände, die aber jeder romantischen Bildung entbehren; zwischen den Steinflächen war überall feines Geröll. Im Thale wachsen dicht am Flusse viele Weiden und an einzelnen Stellen Pichten (pinus pichta). Ausser der Jurte des Kurtu ist nur die seines Bruders aus Balken gezimmert. Nur eine Stangenjurte habe ich gesehen, die mit sehr schlechten Filzdecken bedeckt war.

(Den 22. Mai.) Heute verliessen wir den Aschjaktu. Die Saisanin gab uns mit ihren Leuten das Ehrengeleit, so dass uns bei unserer Abreise eine Kavalkade von etwa 40 Pferden umschwärmte. Unser Weg führte zuerst am Aschjaktu aufwärts, dann am Flüsschen Tolgojok nach Süden. Der Charakter des Landstriches ist fast überall derselbe: von niedrigen Bergreihen eingeschlossene Wald-

und Wiesenflächen. Den Talgojok zweimal durchritten, dann nach Süden zu dem Bergplateau, welches das Gebiet des Urussul von dem der kleinen Nebenflüsse der Katunja trennt. Es ist ziemlich breit, hügelig und mit Birkengestrüpp bewachsen. Der Weg selbst ist hier vortrefflich. Gegen Mittag langten wir bei einem kleinen Bache, Karassu (Schwarzwasser), an und ruhten hier einige Stunden in einer kleinen Jurte. Alsdann brachen wir bei strömendem Regen auf, passirten den Tyt-Käskän, einen kleinen Nebenfluss der Katunja, und ritten über den Bergübergang zum Kaspa, ebenfalls einem Nebenflusse der Katunja. Bei dem letzten Bergübergange erblickt man die Bergschlucht des Kyskōl, der gleichfalls zur Katunja fliesst. Der Bergabhang, an dem man zur Kaspa emporsteigt, ist sehr steil. Der dichte Wald raubte hier jede Aussicht. An der Kaspa selbst ist dichtes Weidengestrüpp und überall weicher Sumpfboden. Es war nirgends eine trockene Stelle zum Aufschlagen des Zeltes zu finden, es blieb uns also nichts übrig, als unter unserem Zelte eine Schicht dünner Baumzweige auszubreiten und auf dieser unser Lager aufzuschlagen. Ununterbrochener Regen.

(Den 23. Mai.) Bei Sonnenaufgang brachen wir beim schrecklichsten Regenwetter auf. Der Weg war eigentlich vortrefflich, nur von dem anhaltenden Regen aufgeweicht; jetzt war er so schlüpfrig, dass die Pferde mehrmals stürzten. Wir ritten ohne Unterbrechung und erreichten Abends 5 Uhr den Boguschtan. Jetzt hatte der Regen nachgelassen, der Himmel sich aufgeklärt und der herrlichste Sonnenschein beleuchtete eine wundervolle Landschaft, die sich an der rechten Uferhöhe des Boguschtan ausbreitet. Die Berge thürmten sich nach Süden hin immer höher und höher auf, bald kahle Felsblöcke, bald dicht bewaldete Bergkuppen, bis sie sich in eine dunkelblau geschattete Bergkette verloren, deren höchste Gipfel der silberglänzende Saum der Schneefelder bekränzt. Von dem Orte, wo wir uns befanden, fiel der kahle, mit Geröll bedeckte Fels steil zum Flusse herab. Am Fusse desselben herrscht die üppigste Vegetation, das dichte Weidengestrüpp mit seinem weisslich-grünen Laube, die hellgrünen Birken und die schwarzen, majestätischen Tannen- und Pichtenpyramiden stehen in buntem Gewirr durcheinander, zwi-

Digitized by Google

schen ihnen bricht sich der Fluss durch riesige Felsblöcke schäumend und rauschend seine Bahn.

Der Uebergang über den Fluss bot manche Schwierigkeiten; der Weg windet sich hier bald zwischen steilen, kahlen Felsen, bald durch undurchdringliches Gebüsch. Leider trafen wir nicht die hier erhofften Jurten, dieselben waren zum Korotty übergesiedelt; da wir keinen Proviant hatten, waren wir gezwungen, trotz des von Neuem herabströmenden Regens unseren Weg fortzusetzen und erreichten erst Abends gegen 7 Uhr die Jurten am Korotty.

[Im Jahre 1860 ging ich von Aschjaktu über den Kaspa zum Korotty auf einem etwas mehr nach Westen liegenden Wege und berührte dabei das Quellgebiet des Korotty. Hier ein Auszug aus meinem Tagebuche vom 3. und 4. Juni: Die Korotty-Quelle bildet ein ziemlich grosser See, welcher in einer weiten, von kleinen Hügelketten umschlossenen Ebene liegt. Diese Ebene machte einen recht trostlosen Eindruck, da sie überall mit vorjährigem graugelb gefärbten Grase bedeckt war. Der Boden ist hier durchgängig mit Steinsümpfen bedeckt. Diese Bodenbeschaffenheit ist charakteristisch für die Quellen der meisten grösseren Altaiflüsse. Auf dem See waren viele Angyr [anas clangula].

Uebernachten an einem Nebenflusse des Korotty, Kidis Basar. Dicht bei unserem Nachtlager ist eine Heilquelle. Rundes Loch, 6 Quadratfuss und etwa $1^1/_2$ Fuss tief. Wasser milchig, an vielen Stellen steigen Blasen auf. Wasser kalt, nicht über + 5 Grad; gefriert im Winter. Das Baden in diesem Quelle soll gegen Augenkrankheiten helfen. Dicht neben dem Quell ist ein Strauch, an dem allerlei Lappen und Bänder als Opfer der Badenden angehängt werden. Das Wasser hat keinen ausgeprägten Geschmack. Andere Heilquellen werden mir genannt am Katyrym, der zwischen dem Sumultu und Jailagusch liegt und von Osten in die Katunja fällt; dann beim Balyksu, einem Nebenfluss des Tschergi. Die Ufer des Korotty sind in seinem oberen Laufe flach und mit Weiden und Lärchenbäumen besetzt. Viele Anemonen.

Drei bis vier Werst ändert sich der Charakter des Thales nicht, überall dieselben Terrassenflächen, die von den Anemonen fast weiss gefärbt sind. Darauf wird das Thal enger. Nach etwa 6 Werst erreichen wir den Jän Korotty. Hier sind die Uferberge dicht bewaldet, nur am linken Uferberge sieht man kahle Baumstämme, weil hier vor vier Jahren ein starker Wald-

brand gewüthet. Im Thale Tannenwald, auf den Höhen ist aber Cedernwald (pinus cembra). Die Entwaldung durch den Brand, die sich mehrere Werst weit hinziehen soll, hat den hiesigen Einwohnern grossen Schaden zugefügt, da gerade die entwaldeten Berge früher eine reiche Ausbeute für die Eichhornjagd lieferten. Auf dem linken Ufer passirten wir den Taschtū-jyl und etwas niedriger den Pürtschüktü-airy, der von rechts in den Korotty fliesst. Zwischen diesen beiden Flüssen setzten wir über eine sehr bequeme Furth des Korotty, dann durchreiten wir die Flüsschen Orkoittȳ-airy und Taldū-airy. Jetzt erweitert sich wiederum das Thal, das linke Ufer steigt in baumlosen Terrassen auf; überall Fels und Geröll zu sehen. Darauf macht der Fluss eine Biegung nach Südosten und nimmt von links den Nebenfluss Bogaschtan auf, dessen Quelle mit der Kaspaquelle zusammenfällt. Etwas höher als die Boguschtan-Mündung hat vor 30 Jahren ein grosser Bergsturz stattgefunden, da damals ein überaus regenreiches Jahr gewesen. Noch jetzt sieht man am linken Ufer Steine und Baumstämme übereinandergethürmt liegen].

(Den 24. Mai.) Nach dem Mittagessen durchritten wir den Korotty. Der Fluss ist sehr breit und so reissend, dass die Walakuscha meiner Frau am Stricke von 6—8 Reitern festgehalten werden musste. Das Thal des Urussul ist hier wohl zwei Werst breit und mit dem schönsten Wiesenteppich bekleidet. Die Uferberge sind nicht hoch; auf dem rechten Ufer, der Schattenseite, Waldung, auf der linken aber, der Sonnenseite, kahl. Der Urussul selbst ist an seinen Ufern dicht mit Tannen und Pichten bewachsen und zieht sich wie eine dunkle Baumstrasse in vielen Windungen durch den Thalgrund. Am Flusse befinden sich überall Aule, durch Gruppen von 3—5 Jurten gebildet. Vom Korotty an sind nirgends mehr Rindenjurten zu sehen, überall sind die Jurten mit Filzdecken bedeckt, was darauf hindeutet, dass die Leute hier mehr nomadisirend umherschweifen. Im Thale und auf den ersten Uferterrassen weideten überall zahlreiche Viehheerden.

Nach etwa 10 Werst passirten wir den Tajaktū, einen kleinen linken Nebenfluss des Urussul, dessen Ufer sehr sumpfig sind. Nach weiteren 10 Werst das Flüsschen Taldū, an dessen Ufer der Saisan-Kupa wohnt, bei dem wir auch unser Nachtlager aufschlugen.

(Den 26. Mai.) Nachmittags verliessen wir die Jurte des Saisan Kupa. Wir nahmen unseren Weg am Urussul aufwärts. Das Thal war hier noch stärker bevölkert als bis jetzt. Der Charakter der Uferberge veränderte sich nicht. Niedrige Berge, auf dem rechten Ufer stark bewaldet, auf dem linken Ufer kahl, begrenzen ein breites Wiesenthal, durch welches sich der Fluss in vielen Windungen, inmitten eines breiten, mit Tannen bewachsenen Waldstreifens, hinschlängelt. Die Hitze im Thal war unerträglich. Wir folgten dem Urussul bis zur Mündung des Kengi, der etwa 8 Werst vom Taldū entfernt in den Urussul fliesst, und gingen dann an den Ufern des Kengi noch etwa 2 Werst weiter aufwärts, bis zur Jurte des Saisan-Muklai.

(Den 27. Mai.) Heute kehrten wir zuerst zum Urussulthale zurück und ritten dann an diesem Flusse aufwärts. Nach etwa 5 Werst wird das Thal schmäler, der Charakter der Uferberge ändert sich aber in keiner Weise. Etwas höher als die Mündung des von rechts in den Urussul fliessenden Urmalyk durchritten wir den Urussul. Das jenseitige Ufer ist sumpfig und scheint schwächer bevölkert. Das Ufergebirge steigt auf dieser Seite des Flusses höher und höher auf und gipfelt zuletzt in der mit Schnee bedeckten Bergkuppel des Mangdai. Wir schlugen unser Lager am Ufer des Karassu, nicht weit von der Jurte des Saisan Tschappan, auf.

(Den 28. Mai.) Morgens 10 Uhr verliessen wir bei herrlichstem Wetter die Jurte des Saisan Tschappan und passirten ohne Unfall auf demselben Wege, auf dem wir hergekommen waren, den Urussul und Kengi. Nach Tische überzog sich der Himmel mit Wolken und es begann heftig zu regnen. In der Jurte des Saisan Kupa wechselten wir die Pferde und konnten erst gegen 6 Uhr Abends unsere Reise fortsetzen. Dieselbe ging nur sehr langsam von statten, da der Regen den Boden aufgeweicht hatte. In vollkommener Dunkelheit erreichten wir den Steinsumpf am Tajaktu, der natürlich unter jeder Bedingung passirt werden musste. Die Passage mit der Walakuscha meiner Frau war sehr gefährlich; fünf Mal wurde dieses Fuhrwerk umgeworfen. Bis auf die Haut durchnässt und todtmüde machten wir bei der Jurte

des Kalmücken Pabyl, jenseits des Tajaktū, Halt und blieben daselbst die Nacht.

(Den 28. Mai.) Den Korotty überritten und dem Urussul abwärts gefolgt. Zwei Flüsschen passirt, den Taldū und den Schaschakman. Am rechten Ufer ragt ein recht hoher Berg hoch über den sonst unbedeutenden Bergrücken empor; er wurde mir als Kara-kol-baschy (die Quelle des Karakol) bezeichnet. Am linken Ufer bildet das Thal zwei Uferterrassen, der Weg führt auf der oberen dieser Terrassen hin. Ueberall waren reiche Viehheerden im Thale und an den Bergwänden zu sehen und im Thale mehrere Plätze von bedeutendem Umfange mit Stangenzäunen umgeben und als Aecker bearbeitet. Gräben sind zu den Aeckern geführt, da selbige hier am linken Urussulufer im Sommer mehrmals künstlich bewässert werden müssen. (Mein Tagebuch vom 4. Juni 1870 bietet folgende Stelle über das Urussulthal südlich vom Korotty: Die Physiognomie des Thales hat sich vollkommen geändert: wo einst ein so reges Leben geherrscht, ist jetzt alles öde, ganz vereinzelt sieht man nur ein paar Rinder oder Pferde weiden. Der Altai ist nach der Aussage meines Führers schrecklich verarmt. Die Rinderpest soll im vorigen Jahre von der Tschuja aus eingeschleppt sein. Jene Wassergräben, welche früher die Aecker bewässerten, sind allenthalben ausgetrocknet. Alle Ackerplätze, die ich früher hier vorgefunden, liegen jetzt unbenutzt und die Zäune sind als Brennholz verwendet worden. Die Altajer scheinen also in jeder Beziehung herunterzukommen.)

Um 2 Uhr erreichten wir die etwa 25 Werst vom Korotty entfernte Ueberfahrtsstelle über den Urussul. Am rechten Ufer breitet sich ein grosses Plateau aus, eine liebliche, hellgrüne, blumenbedeckte Wiesenfläche, von waldbedeckten Bergen eingerahmt; am vorderen Rande des Plateaus befindet sich die kleine Missionsansiedlung Angodai. Das Plateau liegt etwa 100—150 Fuss über dem Spiegel des Flusses; (nach Kalning's Höhenbestimmung ist das Angodai-Plateau 816,2 Meter hoch).

Ueber den Fluss wird man in einem ganz kleinen Nachen gesetzt, worin nur zwei Menschen Platz haben. Der Fährmann bewies grosse Geschicklichkeit, wie ein Pfeil schoss der kleine Kahn durch das reissende, Strudel bildende Wasser.

Die Mission am Angodai machte einen recht ärmlichen Eindruck; im Hintergrunde stand eine kleine, recht freundlich aus-

sehende Kirche, um die sich etwa 50 Hütten gruppiren. Es leben hier nur getaufte Altai-Kalmücken und Teleuten, die ersteren noch vielfach in Rindenjurten. Die besseren Häuser gehören den Kaufleuten. In einem dieser Häuser stiegen wir ab. (Aus meinem Tagebuche vom 6. Juni 1870: Die Mission am Angodai hat sich in ihrem Aeusseren wenig verändert, nur haben sich die Häuser der Kaufleute vermehrt, einige derselben sind jetzt ganz stattlichen russischen Bauernhäusern gleich. Es ist eine Schule gegründet worden. Die Kalmücken sind noch ebenso ärmlich. Es soll seit einem Jahre unter der Bevölkerung die Syphilis schrecklich herrschen.) In der Gegend der Mission liegen viele Aecker; diese müssen in trockenen Jahren drei Mal künstlich bewässert werden, in regnerischen Jahren nur ein Mal. Daher kann der Acker nur an einer solchen Stelle angelegt werden, wo man zu ihm Wassergräben (welche die Altajer Su-ak nennen) führen kann.

(Den 3. Juni.) Jenseits des Angodai geht der Weg durch eine wohl 5 bis 6 Werst lange Ebene, die überall mit wundervollem Grün bedeckt ist; stellenweise ist die Ebene ganz weiss gefärbt und zwar von den Blüthen der grossen Erdbeere (glubnika). Ueberhaupt soll die ganze Gegend hier an geniessbaren Beeren aller Art (Himbeeren, Brombeeren, Stachelbeeren, Schwarzbeeren, Blaubeeren (golubniza), Erdbeeren, rothen und schwarzen Johannisbeeren) reich sein.

Am Ende der Ebene tritt das rechte Ufergebirge in seinen Abhängen bis an den Fluss. Die Ausläufer dieser Berge werden hier immer steiler und der Weg steigt hier an deren Abhängen empor. Die Berge selbst sind dicht mit Lärchenwald bedeckt. Als wir einige Werst auf dem Kamme der Gebirgsvorlage zurückgelegt hatten, kamen wir zu dem Flüsschen Ölötü, welches auch von dem Karaköl-bashy herabfliesst. Die Passage des Ölötü war nicht leicht. Obgleich der Fluss nicht breit ist, so ist er doch von so starkem Gefälle, dass das Wasser in hohen Strudelwellen schäumend zwischen grossen Felsblöcken hindurchrauscht. Es war sehr beschwerlich, hier die Walakuscha hinüber zu bringen, sie musste an vier Stricken angebunden und von vier Reitern gehalten werden. An beiden Seiten des Ölötü fallen die Uferberge steil und in wildromantischen Bildungen zum Flusse herab. Der Weg windet sich zwischen Felsblöcken und dichtem Gebüsch

Digitized by Google

hin. Hier im schwärzesten Dickicht vernahmen wir plötzlich starke, eigenthümliche Laute, die sowohl Brüllen als Grunzen heissen konnten, rings um uns knisterten und krachten die Zweige und wir sahen nahezu von allen Seiten Thierköpfe aus dem Dickicht tauchen, vor deren Anblick wir erschreckt zurückfuhren. Die Köpfe hatten zwar Aehnlichkeit mit den Häuptern der Rinder, waren aber von einer langen, buschigen, schwarzen Mähne umgeben und etwa zwei Fuss lange, hochgestreckte Hörner ragten aus den Haarzotteln empor. Unser Führer trieb diese Unholde zur Seite. Es waren Sarlik (bos gruniens), die an der Tschuja schon vielfach gehalten werden.

Einige Werst jenseits des Ölötü kamen wir wieder zum Flussthal des Urussul, der hier schmal ist. Steile Felsen treten links bis dicht an den Fluss. Etwa 6 Werst schlängelt sich der Weg in dem schmalen Flussthale hin. Hier herrscht eine üppige Vegetation. Birken, Pappeln, Tannen und allerlei hohe Gesträuche, wie Faulbaum (prunus padus), wilder Flieder und gelbblühende Akazien und dazwischen niedrige Hagebuttensträuche, die mit rothen, wilden Rosen übersäet waren. Dazwischen hohe Steinblöcke, mit Moos bedeckt, und wildgezackte Felspartien. Ein prächtiger Anblick, an dem das Auge sich nicht satt sehen konnte. Dabei war die Luft von balsamischen Düften geschwängert. Für uns mit der Walakuscha war der Weg, der überall zerstreut liegenden Felsblöcke wegen, ein recht schwieriger. Jetzt wandten wir uns zu dem zuerst schmalen, dichtbewaldeten Thale des kleinen Ulgemen (wie ihn die Russen nennen, die Altajer nennen den Fluss Kütschü Ülögön, den kleinen Ülögön). Die beiden Ülgemen entspringen ebenfalls auf dem Karaköl-bashy. Die Ufer des Ülgemen sind Anfangs flach und mit dichtem Gestrüpp bewachsen, dann wird der rechte Uferabhang steiler und der Weg sehr abschüssig; nachdem wir einige Werst aufwärts den Fluss durchritten, ward das Thal am linken Ufer breiter. Hier ist ein grüner Wiesenteppich, durch den sich der mit einem dichten Waldstreifen eingefasste Fluss dahinzieht. Der Wald am Flusse besteht hauptsächlich aus Lärchenbäumen, deren Holz gerade in dieser Gegend wegen seiner Härte berühmt sein soll. Die hiesige Gegend ist wenig bevölkert, wir stiessen nur auf eine Saïmka, die dem Kaufmann Chabaroff gehörte. In der Gegend der Saïmka waren einzelne Aecker.

Im Gebiete des Ulgemen sollen viele Familien des Altajerstammes Sojong leben, die eine etwas vom Dialecte der anderen Altajer abweichende Sprache reden. Die Flussnamen sind hier vielfach sojonisch, z. B. Kidis Basar (Kīs [Alt] Filzdecke = Kidis [Soj]).

Einige Werst jenseits der Saïmka Chabaroff's (die nach Kalning's Messung 946,5 Meter hoch liegt) hatten wir eine sehr unwegsame Bergkette, den Tschikä Taman, zu passiren, der zwischen dem kleinen Ulgemen und dem grossen Ulgemen (Jān Ülögön) sich hinzieht. Der Weg steigt hier so steil am Berge empor, dass vor die Walakuscha vier Pferde gespannt werden mussten. Wir erklommen mit Mühe die Hälfte des Bergrückens. Der Weg wurde hier immer steiler und ich hielt es daher für rathsamer, mit meiner Frau den Berg zu Fusse zu ersteigen. Selbst dem Fussgänger bot der Berg viele Schwierigkeiten. Bald mussten wir an steilen Felsen emporklettern, bald uns durch dichtes Gestrüpp hindurchzwängen. Auf der Höhe des Bergrückens ist ein ziemlich breites Plateau mit einer sehr üppigen Vegetation. Ein dichter, mit Blumen bedeckter Grasteppich und recht reiche Bewaldung. Die Ostseite des Tschikä Taman ist ebenfalls sehr steil, aber kahl und meist mit Geröll bedeckt, so dass das Herabsteigen fast noch schwieriger war als das Emporsteigen. Ehe wir den Fuss des Berges erreichten, überraschte uns die hier sehr schnell eintretende Dunkelheit, so dass wir die Höhen fast auf allen Vieren hinabkriechen mussten. Im Thale des grossen Ulgemen trafen wir auf viele Jurten und übernachteten daselbst. (Nach Kalning's Messung ist die Höhe des Tschikä Taman [Ulgemenski Perewal] 1334 Meter hoch.)

(Den 4. Juni.) Wir folgten am nächsten Tage dem linken Ufer des Ulgemen abwärts, der Weg läuft an einem ziemlich steilen Abhange einer wellenförmig sich hinziehenden Bergkette, die ihre Ausläufer bis an's Ufer des Flusses sendet, entlang; die Abhänge selbst sind wie die ganze Gegend überhaupt kahl und nur zu beiden Seiten des Weges stehen oft blühende Sträucher. Nach einigen Werst durchritten wir den Ulgemen selbst. Der Weg am rechten Ufer dieses Flusses ist viel anmuthiger als am linken, einige Werst weit durchzieht er eine freundliche, mit hellgrünem Grase bedeckte Niederung, die mit vielen blühenden Sträuchern

Digitized by Google

besetzt ist; bald wurde die Waldung dichter und wir geriethen in einen Sumpf, in dem wir vergeblich nach einem Wege suchten. Darauf stiegen wir am Uferberge empor und folgten dem kleinen Flüsschen Karasu, das hier fast parallel mit dem Ulgemen fliesst. Da es hier sehr sumpfig ist, ritten wir in dem festen Bette des Flusses. Beide Ufer des Ulgemen nehmen hier einen gleichen Charakter an, überall dicht am Ufer des Flusses aufsteigende kahle, mit Geröll bedeckte Hügelwellen. Als wir am letzten Bergabhange herabgeritten waren, breitete sich vor unseren Blicken eine weite Thalebene aus; dies war das Flussthal der Katunja. Das Thal ist von gewaltigen Bergen eingeschlossen. Die Gipfel dieser Bergriesen ragen weit in die Wolken hinein und sind nur undeutlich zu erkennen. So weit das Auge reicht, erscheinen die nächsten Berge kahl (nur in den Schluchten der tiefen Thalrinnen zeigt sich spärliche Bewaldung) und steigen in terrassenförmigen Absätzen bis zu den höchsten Gipfeln empor. Das Thal der Katunja, das wir hier durchritten, bildet die zweite Terrasse der Uferberge; es soll stellenweise fruchtbar und gut bebaut sein. Nachdem wir einige Werst in der steinigen Ebene geritten waren, liess sich in einiger Entfernung eine breite Furche erkennen. Erst als wir nahe an diese herangeritten waren, zeigte sich, dass hier das eigentliche Flussthal liegt. Der 3—400 Fuss breite Strom fliesst nämlich etwa 100 Fuss tiefer als das Terrassenplateau. Die Uferabhänge zum Niveau des Flusses sind steil, mit riesigen Felsblöcken besäet und fallen fast bis zum Ufer des Flusses ab. An diesem entlang und theils an den Uferwänden wachsen zahlreiche Pappeln von bedeutender Höhe. Der mächtige Strom, der hier mit rasender Schnelle vorbeibraust, bietet einen prachtvollen Anblick dar. Nur selten ist die Oberfläche glatt, an vielen Stellen lagern riesige Felsblöcke im Flussbette, gegen welche die Wassermasse anprallt, worauf sie hoch in die Höhe geschleudert wird und in schaumbedeckten Strudeln sich ausgleicht.

Wir passirten hier den Fluss auf einem kleinen Kahne, der aus einem 10 Fuss langen und etwa 3 Fuss breiten ausgehöhlten Baumstamme bestand. Der Fährmann entwickelte eine ausserordentliche Geschicklichkeit, er fuhr zuerst etwa 150 Schritte weit aufwärts am linken Ufer, dann stach er mit der Spitze des Kahnes direct in einen mit weissem Schaum bedeckten Wasserstrudel, der das kleine Fahrzeug erfasste und pfeilgeschwind vor-

wärts trieb. Ein mächtiges Brausen und Zischen umtönte uns und betäubte unsere Sinne, wir sahen rings um uns weissen Schaum; da hielt schon der Kahn am anderen Ufer in einer sicheren ruhigen Bucht. Wie wir über den Fluss gekommen sind, vermögen wir selbst nicht zu sagen.

Da jedesmal nur 3—4 Packsäcke über den Fluss gebracht werden konnten, so konnte ich die Geschicklichkeit des Fährmannes noch öfter bewundern, er landete jedes Mal genau an derselben Stelle. Die Pferde mussten durch den Fluss schwimmen; das gab eine recht wilde Scene. Alle uns begleitenden Altajer näherten sich den in einem Rudel stehenden Pferden, sie in eine lange Linie einschliessend, und gingen wie die Treiber auf der Jagd lärmend und schreiend auf die Pferde los. Diese traten wohl in das seichte Wasser, aber kein Schreien vermochte sie von der Stelle zu bewegen; deshalb wurde vom Uferrande aus ein Steinhagel gegen die armen Thiere eröffnet, die Steine wurden aber so geschickt geworfen, dass sie in der Nähe derselben in's Wasser fielen. Jetzt erst begannen einzelne Pferde vorzuschreiten, und in wenigen Sekunden hatte der Strudel alle erfasst; da aber einzelne wiederholt an's linke Ufer zurückkehrten, so musste das Treiben noch einige Male wiederholt werden.

Am rechten Ufer wachsen weniger Bäume als am linken. Wir schlugen unser Zelt in einer Schlucht der zweiten Terrassenebene des rechten Ufers auf. Die Fährstelle der Katunja wird Kör-kötschü (Brückenfurt) genannt. (Sie ist nach Kalning's Höhenbestimmung 691,2 Meter hoch). [Als ich im Jahre 1870 den Fluss passirte, war hier ein viel grösseres Boot vorhanden, so dass die Überfahrt weniger gefährlich erschien. — Aus meinem Tagebuche vom 6. Juni 1870: Der Name Kör-kötschü (Brückenfurt) kommt daher, dass sich nicht weit von der Ueberfahrtsstelle im Wasser am Ufer zwei riesige Felsblöcke befinden. Der Felsblock am linken Ufer liegt mit der oberen Fläche etwas schräg, der am rechten Ufer ist ganz horizontal. In der Mitte der Oberfläche jedes dieser Steine befindet sich ein künstlich gebohrtes Loch von etwa 3 Werschock im Durchmesser und von $^1/_3$ Arschine Tiefe. Nun geht die Sage, Amyrsana wäre hier über den Fluss gegangen und hätte über diese beiden Felsblöcke eine Brücke aus Stricken ausspannen lassen. Dies ist natürlich nur eine Sage; meiner Ansicht nach ist hier jedoch thatsächlich in früherer Zeit eine Seilfähre gewesen. — Die Vieh-

Digitized by Google

seuche hat hierorts im Vorjahre furchtbar gehaust und die letzten Überreste des Viehes der Altajer hingerafft. Der Fährmann erzählte mir, Kaufleute hätten ihn gezwungen, krankes Vieh über den Fluss zu führen und sich nicht um seinen Widerspruch gekümmert, obgleich er von dem Saisan den Befehl erhalten hätte, kein krankes Vieh über den Fluss zu lassen. Der Kaufmann O. habe zuerst krankes Vieh gekauft, die Felle des auf dem Wege hinsterbenden Viehes dann von seinen Leuten abziehen lassen und dadurch die Krankheit nach dem Altai verschleppt. Seinem Beispiele wäre der reiche Kaufmann G. gefolgt. Auf dem Saldshar wären einige hundert Stück Vieh gefallen und ein schrecklicher Gestank hätte die Luft verpestet.]

(Den 5. Juni.) Der Weg geht am rechten Ufer der Katunja an den in Terrassenstufen sich erhebenden Uferbergen entlang; auf den Terrassenflächen erscheinen schöne grüne Wiesen und Ackerflächen, an den Teichen dichtes Gestrüpp; überall zahlreiche Viehheerden. Die erste Thalterrasse ist hier am rechten Ufer wohl 300 bis 400 Schritte breit. Die Uferberge thürmen sich zu beiden Seiten des Flusses immer höher auf; sie sind überall kahl, nur am rechten Ufer wird der nackte Stein von grünen Wiesenstrichen unterbrochen, während am linken Ufer überall nur kahle Steine, Geröll und höchstens vereinzelte Gestrüpphaufen zu sehen sind. Nach einigen Werst tritt der rechte Uferberg bis dicht an den Fluss, so dass wir am steinigen Abhange des Flusses entlang klettern mussten. Die Walakuscha meiner Frau musste hier herübergetragen werden und wir passirten die gefährliche Stelle (Katyn-ssuŭnung Pōmy genannt) zu Fusse. Jetzt wendet sich der Weg vom Flusse ab und folgt dem Flüsschen Saldshar, das hier in die Katunja fällt. Zuerst fliesst dieser Fluss in einer Felsenrinne, in welcher zwischen mächtigen Felsblöcken nur spärliches Gestrüpp wächst. Weiterhin bildet der Fluss eine waldige Thalschlucht, in der wir emporritten. Der Fluss ist jetzt nicht mehr zu sehen, er fliesst einige Faden unter dem Boden. Im Thale des Saldshar übernachtet.

(Den 6. Juni.) Das Saldsharthal bildet eine wildromantische Gebirgsschlucht, die Uferberge fallen meist in glatten, abschüssigen Flächen bis zum Flusse herab, die zum grössten Theile mit

Digitized by Google

Lärchenbäumen und Pichten bewachsen sind. Der Boden ist weich und mit einem hohen, dichten Grasteppich bedeckt; viele Stellen sumpfig. An mehreren Orten trafen wir bedeutende Bergstürze, wo Tausende von Baumstämmen, in wilder Unordnung durcheinander geworfen, die Bergwand bedeckten. Wir fanden hier an mehreren Stellen Jurten. Man zeigte mir hier ein Kraut, „Koron ölöng" (Giftkraut, die Blätter sind denen des Eisenhutes ähnlich, es soll blaue Blüthen tragen), welches für die Pferde sehr gefährlich sein soll. Nicht weit von der Höhe des Berges Saldshar bashy (Saldshar-Quelle) theilt sich der Weg, der eine geht direkt über den Berggipfel zum In und dann zur Katunja, der andere nach Osten auf der Höhe des Saldshargebirges entlang, zur Quelle des Aigulak. Wir folgten dem ersteren Wege. Die Waldung reichte fast bis zur Höhe des Bergrückens, der zuletzt so steil wurde, dass wir unsere 16 Pferde vor die Walakuscha spannen mussten, um sie die letzte Stelle emporzuziehen. Der Kamm des Gebirges selbst ist an dieser Stelle waldfrei, und es bietet sich von hier dem Auge eine prächtige Uebersicht über einen grossen Theil des Altaigebirges. Im Vordergrunde dunkler Wald, nach Süden sich immer höher aufthürmende Bergmassen, die endlich in den Schneeriesen der Katunja-Alpen und des Argyt-Gebirges ihren Abschluss finden. Nach Westen erheben sich das Korgongebirge und die Talitzkischen Alpen. Jenseits des Saldshar fällt der Weg auch sehr steil ab. Wir ritten an dem Flüsschen Kara-ssa abwärts, wo wir auf einige Jurten stiessen. Ein ziemlich dichter Wald bedeckt auch hier die Bergwellen. Lärchenbäume, Tannen, Pichten und vereinzelt auch Cedern, weiter unten in der Thalrinne auch Weidengestrüpp und Pappeln. Obgleich hier überall die üppigste Vegetation herrscht, war doch alles öde und nirgends eine Jurte zu sehen. In der Entfernung zeigen sich nach Süden sehr spitzgezackte Berge, welche zwischen dem Flusse In und der Tschuja liegen sollen. Zuletzt erreichten wir das saftgrüne Thal des In, in welchem wir jetzt wiederum zur Katunja herabstiegen. Das Thal des In war ziemlich breit und der Fluss schlängelt sich durch prachtvolle Wiesenflächen, in denen sich wieder Jurten von Altajern zeigen. Im Thale nur wenig Gestrüpp und Buschwerk. An einigen Stellen sind eingezäunte Ackerflächen und künstliche Bewässerungsgruben. Nach der Mündung zu werden die Ufer des In steil; Sandstein mit ganz merkwürdigen Säulenbildungen am rechten Ufer. Der Pfad führt am

Digitized by Google

steilen, linken Ufer entlang und steigt zu der zweiten Terrasse des Katunjathales, das sich hier wieder unserem Auge öffnet. Von hier lenkt er einige Werst auf der Uferterrasse nach Süden, bis die Felsen des rechten Katunja-Ufers wieder dicht an den Fluss treten. Hier stiegen wir wieder zum Flussbette der Katunja hinab und zwar zwischen steinigen Felsblöcken. Dies ist der sogenannte Bitschiktū Kaja Pōm (der Pōm des Schriftfelsens). Hier fällt der Bitschiktū Kaja genannte Fels wohl mehrere hundert Fuss senkrecht zum Katunja-Ufer herab, ja an dem unteren Theile tritt die Felswand mehrere Fuss zurück, so dass man unter den überhängenden Felsen vor allem Unwetter geschützt ist. Der Uferrand ist hier mit grossen Felsblöcken bedeckt und nur wenige Faden breit. Seinen Namen hat der Bitschiktū Kaja daher, dass sich an seinem unteren Thale mongolische und chinesische Inschriften befinden, die aber jetzt kaum zu entziffern sind, da der unterste Theil des Felsens von Rauch geschwärzt ist. Da der Weg hier sehr schmal ist und sich zwischen grossen Felsblöcken hinschlängelt, so passirten wir den Pōm zu Fusse; es begann schon zu dunkeln und unsere Führer verloren den Weg. Um diesen wieder aufzufinden, kletterten wir in stockfinsterer Nacht über Höhen und durch Abgründe und erreichten erst spät (gegen 2 Uhr) Jurten an der Tschuja. Die hiesigen Einwohner sind noch Altajer, die Dwojedaner sollen erst weiter aufwärts an der Tschuja und an der Aigulakmündung anzutreffen sein.

(Den 8. Juni.) An diesem Tage machte ich einen Ritt zum Bitschiktū Kaja. Jetzt sah ich mit Grausen die Schluchten, die wir in finsterer Nacht passirt hatten.

[Ich ergänze die Beschreibung der Gegend zwischen dem Bitschiktū Kaja und der Tschujamündung aus meinem Tagebuche vom Jahre 1870. Den 8. Juni: Am Morgen früh verliessen wir den Bitschiktū Kaja; sobald wir die obere Uferterrasse erreicht hatten, öffnete sich eine weite Aussicht. Südöstlich erblickt man das Argytgebirge und nach Süden riesige Bergmassen, die südlich von der Tschuja liegen. Die Mündung der Tschuja ist von hier nur $1^1/_2$ Werst entfernt und sind hier am Tschuja-Ufer ebensolche Terrassen wie an der Katunja. Der Weg geht zuerst über bedeutende Bergwellen und ist wegen der glatten, schlüpfrigen Steinflächen sehr unangenehm zu passiren. Etwa nach 2 Werst er-

Digitized by Google

reicht man die Tschuja. Am ganzen unteren Laufe dieses Flusses sind die linken Uferberge mehr bewaldet, die rechten hingegen meist kahl. Die Berge treten hier in zackigen Bergriegeln oft bis an den Fluss, und zwischen jenen und dem Flusse selbst ist das Ufer meist mit einem grünen Grasteppich bedeckt. An den Ufern oft zwei bis drei Terrassenflächen. Der Fluss ist sehr reissend und aus seinem Bette ragen mächtige Felsblöcke hervor, neben denen das Wasser schäumend dahinbraust. Das Wasser der Katunja und der Tschuja hat eine weisse, milchige Farbe. Aule von Altajern giebt es hier an fünf oder sechs Stellen und bei diesen sind überall kleine Heerden. Am jenseitigen Ufer waren zahlreiche Viehheerden zu sehen; dort hat im vorigen Jahre die Rinderpest nicht gewüthet, da das Land daselbst gegen den Handelsweg nördlich von der Tschuja vollkommen abgesperrt ist. — Ich will hier noch die Höhenmessungen Kalning's nachtragen. Die Höhe des In-Ufers bestimmt er auf 882,1 Meter und die der Tschuja-Mündung auf 870,2 Meter.]

(Den 9. Juni.) Wir setzen unsere Reise am rechten Tschuja-Ufer fort, welches nur kahle Felsmassen bietet. Der Weg schlängelt sich hier in vielen Windungen durch die Felsen hin. Bald steigt er steil an ihnen empor, bald führt er an dem äussersten Rande der Felsen dicht am Wasser entlang. Die Passage war mehrmals so schwierig, dass den Pferden die Packsäcke abgenommen wurden und zu Fusse von den Führern über die Abhänge getragen werden mussten. Bei der Mündung des Flüsschens Jodro trafen wir auf die ersten Jurten von Dwojedanern (Tschujaleuten), die sich in keiner Weise von den Altajern unterscheiden. An einem kleinen Nebenflusse der Tschuja, dem Sadakmynar, schlugen wir, da es schon spät geworden, unser Nachtlager auf. Wir hatten den ganzen Tag über viel vom Regen zu leiden gehabt.

[Mein Tagebuch vom Jahre 1870 giebt eine genaue Beschreibung des Tschuja-Ufers: Der erste Pōm, den wir an der Tschuja passirten, ist der Kysyl Otyrū (rother Bergvorsprung), er liegt dicht über dem Wasser und war früher sehr schwer zu passiren, jetzt ist er ausgebessert worden und bereitet der Passage mit Packpferden weiter keine grosse Schwierigkeit. Einige Werst weiter aufwärts passirten wir den zweiten Pōm, den die

Digitized by Google

Kalmücken Kalbak-tasch (den flachen Stein) nennen, so genannt, weil man dort einen grossen, flachen Felsen zu überschreiten hat. Der Pōm liegt nicht sehr hoch. Hier steigen die Uferberge zu einer bedeutenden Höhe empor; höchster Punkt der Adar Kaja. Der dritte Pōm heisst Ak-taschar-Pōm und ist sehr schwierig zu überreiten, da hier wirkliche Verbesserungen bedeutende Summen kosten würden. Kalning hat die Höhe dieses Pōms gemessen und auf 988,1 Meter bestimmt. Jenseits dieses Abgrundes fliesst der Jodro, wo ein Hürdenzaun angebracht ist. Auf jenseitigem Flussufer in einer Ebene liegt ein Aul. Wenige und unbedeutende Aecker und Wassergräben. In der Ebene könnten viel bedeutendere Aecker angelegt werden. Jenseits des Jodro passirten wir nach einigen Werst den vierten Pōm, den sogenannten Jan Sägirtpäk (den grossen Sprung), er ist sehr schwer zu passiren, wenn er auch nur niedrig ist. Dann gingen wir über den Kütschü Sägirtpäk (den kleinen Sprung), den fünften Pōm; er ist zwar höher als der vorige, aber viel leichter zu überreiten. Hierauf erreichten wir den Fluss Sadak-mynar. Dicht bei diesem befindet sich dann der sechste Tschuja-Pōm. Er wird von den Altajern Sadak-mynardyng Ak-pōmy (der weisse Pōm des Sadak-mynar) genannt. Der Name ist sehr erklärlich, da der Felsen am westlichen Theile des Abgrundes schneeweiss ist. Vor den Abhängen selbst liegt ein kleiner, mit Tannen bewachsener Vorberg. Der Aufritt zum Pōm ist äusserst steil. Der Weg führt hier wohl eine Werst an einer schrägen, ganz glatten Wand entlang, so dass die Passage selbst für Fussgänger nicht ohne Gefahr ist. Die Pferde klettern bewunderungswürdig an der glatten Wand entlang. Kalning machte mich darauf aufmerksam, dass die Pferde hier nicht mit den Hufen auftreten, sondern mit den Strahlen. Er meinte, es würde gefährlich sein, hier mit beschlagenen Pferden zu passiren. Unterhalb des Pōms liegt eine senkrechte Felswand. Hier stiegen selbst alle Kalmücken vom Pferde, nur mein Begleiter, der Schibä Bitä, wollte sich gross thun und ritt über die gefährlichsten Stellen. Es scheint mir fast unmöglich, hier einen Weg für Wagen herzustellen. Der Pōm ist nur dadurch zu vermeiden, dass man eine Brücke über den Strom schlägt und die gefährliche Stelle am linken Ufer passirt. Jenseits des Sadak-mynar durchritten wir das Felsenthor des Üttü Kaja, welches durch das Herabrücken eines mächtigen Felsblockes entstanden ist.

Bei hohem Wasserstande muss man durch den Üttü Kaja hindurchreiten, bei niedrigem Wasserstande geht der Weg am Rande des Wassers entlang. Nach etwa $1^1/_2$ Werst erreicht man endlich den siebenten Pöm, den Akta-Kyrylgan, so genannt, weil dort einst viele Pferde gestorben sind. Der eigentliche Pöm ist nicht lang, aber an mehreren Stellen sehr steil und felsig, so dass selbst die Kalmücken an zwei Stellen vom Pferde stiegen. Bei dem Bache Tyttü-oi (die mit Lärchenbäumen bewachsene Niederung) ist der Uferberg sehr steil. Der jenseitige Thaleinschnitt ohne Fluss heisst Sörölü-oi. Hierauf folgt eine Ebene, die von einem kleinen Flusse, Jangys Kaing (die einzelne Birke), durchflossen wird. Weiter flussabwärts ist der Sturzbach Tschyrlak, er fällt in einer schmalen Schlucht an einem fast senkrechten Felsen wenigstens 10 Faden herab. Etwa 50 Faden von dem Sturze entfernt, theilt sich der Bach in zwei Arme, von denen jeder für sich in die Tschuja mündet. Die Ufer dieser Bäche sind dicht mit Birken bewachsen. Im Thale sehr üppiger, hoher Graswuchs, viele Bäume; aus dem dichten Grün des Thales ragen steile, scharf gezackte, röthliche Felsen empor — ein wildromantisches Bild. Bald darauf passirten wir den achten und letzten Pöm, der nach dem jenseits liegenden Flusse, Aigulaktyng-ak-Pömy (der weisse Pöm des Aigulak), genannt wird. Hier ist kein steiler Felsen. Der schmale Pfad geht wenigstens 30 Faden steil in die Höhe. Seinen Namen hat der Pöm von dem weissen Gestein, das häufig hervortritt. Hier ist wieder ein Hürdenzaun. Von der Höhe führt der Weg zwischen dichtem Gestrüpp bis zu der Mündung des Aigulak herab.

Jenseits des nicht sehr bedeutenden Flusses Aigulak, wo der vom Aigulak herabsteigende zweite Handelspfad sich mit dem Tschuja-Wege vereinigt, führt der Weg theils in der Niederung, theils auf hohen Uferterrassen zwischen riesigen Felsblöcken dahin. Der sehr reissende und ziemlich breite Fluss Jarbalyk (der nach Kalning's Messung 1119,8 Meter hoch liegt) wurde dicht bei der Mündung durchritten. Früher führte über diesen Fluss eine Holzbrücke, dieselbe ist aber jetzt durch die Frühlingswässer sehr beschädigt worden. Die Furt ist gefährlich, da das Wasser hier ein starkes Gefälle hat und leicht die Pferde mit sich fortreisst. Dies hatte auch die Kaufleute veranlasst, vor einigen Jahren hier eine Art Brücke anzulegen, da ihre Waaren oft verdorben wurden. An einer anderen Stelle

Digitized by Google

als dicht bei der Mündung, kann man den Fluss nicht durchreiten. Mittagrast machten wir bei dem Flusse Baka (Frosch). Dieser Fluss bildet weiter aufwärts auch eine Art Wasserfall, nur fällt das Wasser hier in einem Winkel von 70—80 Grad herab. Die Flussufer sind dicht bewaldet und sehen sehr wild aus. Der Baka fliesst schäumend und mit heftigem Getöse über mächtige Felsblöcke dahin. Nicht weit von ihm entfernt liegt ein Aul der Dwojedaner. Von hier aus wendet sich der Weg abermals zur Tschuja herab und führt nun durch das hier ziemlich dicht bewaldete Uferthal. Hier durchritten wir den kleinen Fluss Belgibasch. Jetzt liegt vor uns ein kleiner, spitzer Bergkegel, der hier Etschki Turū (Ziegenaufenthalt) genannt wird. Die Tschuja fliesst südlich von diesem Bergkegel, während nördlich eine höhere Bergterrasse sich erhebt. Unser Weg verlässt jetzt das Thal der Tschuja und steigt nördlich vom Etschi Turū in die Höhe. Man sieht bald in der Tiefe nach Südosten das Tschuja-Thal sich hinziehen und jenseits desselben den mächtigen Bergriesen Mangasch mit seinen schneebedeckten Kuppen sich erheben. Nachdem wir den kleinen Fluss Sardyma durchritten, gelangten wir zum Flusse Tschibit, dessen dichtbewaldetem Thale wir folgten. Am Tschibit schlugen wir unser Nachtquartier auf.

Am folgenden Tage durchritten wir den Tschibit. Jenseits des dichten Waldstriches breitet sich eine weite Ebene aus, die früher sehr dicht bevölkert war, jetzt aber vollkommen öde ist. Jenseits dieser Ebene fliesst der Fluss Mön, in welchen der Tschibit sich ergiesst (die Mündung des Tschibit ist nach Kalning's Messung 1343,0 Meter hoch). Die Ebene dehnt sich hier weiter nach Osten aus. Wir folgten der Ebene in dieser Richtung. Am Ende der Ebene wendet sich der Mön etwas nach Norden, dort ist ein dichter Lärchenwald. Im Walde steigt der Weg hier am Berge in die Höhe zu den Quellen des Mön (die Höhe dieser Stelle ist von Kalning auf 1465 Meter bestimmt). Hier ist zwischen der Waldung fast überall Steinsumpf und es fliesst hier an einzelnen Stellen der Bach mit seinem klaren Wasser hindurch. Von hier aus sind im Süden wiederum die mächtigen Schneegipfel des Mangasch zu sehen. Ein hoher Berg, der nördlich von dem Steinsumpfe Tschibä Ketschü liegt, wird mir als Kotschkorok genannt. Dort sollen sehr viele Steinböcke (Kotschkor) leben. Jenseits des Tschibä Ketschü ist der Berg-

pass zu passiren, den man mir Belkenekting Pogotschosy nannte. (Die Höhe dieses Bergüberganges ist nach Kalning auf 1482 Meter bestimmt.) Am Bache Kelindü stiegen wir wieder herab zur Tschuja. Vor uns liegt eine kleine Ebene, im Süden aber breiten sich mächtige Schneeketten aus. Ein kleiner Berg am rechten Ufer der Tschuja ward umritten. Hier ist ein schmaler Durchgang zwischen zwei Reihen von Steinen, die die Schilä-Festung genannt werden. Der hiesigen Sage nach hätten die Altajer sich erst den Chinesen unterworfen, dann wären sie vor diesen entflohen und die Chinesen hätten sie bis zum Bitschiktü Kaja verfolgt und dort die Inschriften zurückgelassen. Hier bei der Festung aber habe ein Kampf zwischen den Altajern und den Chinesen stattgefunden. Die Steine zu den Mauern sind hier offenbar von einem grossen Kurgane genommen, der in der Mitte der Festung liegt. Dicht am Tschuja-Ufer liegt hier ein kleiner, spitzer Fels, welcher Boschtu genannt wird.

Beim Flüsschen Kölöngdö verliessen wir von Neuem das Tschujathal nach Nordosten. Unwegsame Bergpartien, Lärchenwald. Ein ziemlich hoher Bergübergang, den man mir als Ortschonoidyng Bogatschy bezeichnet. Aufritt sehr steil. Auf der Höhe einige kahle Bergwellen. Die ganze Kette der Schneegebirge breitet sich nach Süden hin aus; weite Aussicht auf die Kurai-Steppe. In der Ferne sind die Tschuja und einige ihrer Nebenflüsse an den ihre Ufer begleitenden Waldstreifen zu erkennen. Die Steppe und die angrenzenden Gebirge sind kahl und nur sehr spärlich mit Gras bewachsen. Wir passirten die Flüsse Tadjulū, Togolok-törgün, den Adyr-törgün (liegt nach Kalning's Messung 1597 Meter hoch) mit einem breiten Steinbette, in dem nur einige schmale Wasserrinnen fliessen; dann den Tschibitü-törgün. Die beiden letzten Flüsschen vereinigen sich und fliessen dann in den Kurai-Fluss. Wir übernachteten am Flusse Kurai. Von den nach Süden liegenden Schneebergen wird mir der höchste als Tötö und zwei andere sehr hohe Spitzen als Ak Turū und Joschtū bezeichnet. Die von den beiden letzteren herabfliessenden Flüsse mit gleichen Namen vereinigen sich und fliessen zusammen in die Tschuja. Hier vereinigt sich mit dem Wege nördlich von der Tschuja der südliche Weg, der, nachdem er die Tschuja passirt hat, westlich an den Schneebergen vorbeigeht und von dort am Südufer der Katunja bis zur Uimon-Steppe führt.

Am andern Morgen verliessen wir die Kurai-Steppe. Dieselbe ist etwa 10—15 Werst lang und 5—6 Werst breit. Das nördlich gelegene Kurai-Gebirge ist ebenfalls auf seinen Gipfeln mit Schnee bedeckt. An der Tschuja mehrere Aule in Sicht. Die Steppe ist überall kahl, nur an den Flussufern starker Baumwuchs, Pichten und Lärchenbäume. Die graugelbe Steppe mit den dunklen Flecken und Streifen der Waldungen macht von der Höhe einen ganz eigenthümlichen Eindruck. In der Ebene wurde noch der Fluss Kysyldasch durchritten. Die Ebene wird nach Osten hin immer schmäler und mündet zuletzt in das schmale Tschuja-Thal, das von nicht sehr hoch erscheinenden Uferbergen, die aber fast alle auf den Gipfeln Schneefelder zeigen, eingeschlossen ist. Nachdem wir uns auf einige Terrassenstufen erhoben hatten, durchritten wir den Tyttū Käm, den Schirätasch und passirten den nicht schwierigen Abūm-Pōm, wo der grosse Felsblock über dem Grabe der Prinzessin liegt, wie die kalmückische Sage berichtet. Man erzählte mir, der Kaufmann Paul Chawroff habe unter dem Steine Nachgrabungen angestellt; von dieser Nachgrabung rührt auch der Lärchenbaum her, der zerbrochen unter dem Steine liegt. Wir stiegen höher in's Gebirge, indem wir abermals das Tschuja-Ufer verlassen. Beim Flusse Kujak-tanar (nach Kalning's Messung 1852 Meter hoch) erreichten wir einige grössere Schneefelder, aus denen ein Bach mit klarem, schwärzlichem Wasser herabfliesst. Der Weg führt an einem hohen Berge entlang. Wir überritten zwei Flüsse. Möschtü-joryk und den Fluss Balkasch. Die Berge werden jetzt allmählich niedriger. In einiger Entfernung sieht man ein Thal sich erweitern. Gegenüber des Tschagan Bältiri (Mündung des Tschagan) hielten wir Mittagsruhe. Wir waren soeben durch einen dichten Wald von Lärchenbäumen und Fichten geritten und lagerten hier auf einer recht bedeutenden Wiese. Nachdem wir abermals eine Strecke geritten, öffnete sich das Thal der Tschuja, zu dem wir an kahlen Bergabhängen hinabstiegen. Die Tschuja fliesst hier viel ruhiger und zertheilt sich in viele Arme. Der Weg führt am Rande der Bergwellen hin. Zuerst viele Lehmwände, die, wie ich früher zu meinem Leidwesen erfahren habe, bei schlechtem Wetter fast nur mit Lebensgefahr zu passiren sind. Die Tschuja-Steppe breitet sich jetzt allmählich aus; Berge ringsum kahl und graugrün gefärbt, auf den Bergkuppen viel Schnee, besonders auf den südlichen Bergen. Nachdem wir die

Balkaschtū-jar (Lehmwand) überritten, passirten wir im Anfange der Steppe das Flüsschen Etschki Bashy, darauf den Bach Üittü Täräk. An den Ufern der Tschuja viele kleine Seen und Wassertümpel. Schilfgras, überall Schwärme von wilden Enten, Gänsen und Kranichen. Hier umschwirrten uns leider auch zahllose Mückenschwärme, die Plage der oberen Tschuja, von der man im mittleren Altai vollkommen verschont wird. Abends spät überritten wir nicht weit von den Lawki die Tschuja, die hier ruhig und sehr tief ist. Rund um die Lawki, die sich seit den letzten zehn Jahren wenig verändert haben, dichter Lärchenwald.]

Ich fahre aus meinem Tagebuche vom Jahre 1860 fort.

(Den 13. Juni.) Heute ruhten wir am Kosho-Agatsch aus. Das Wetter war unfreundlich und die Luft nasskalt. Die ganze Gegend um die Magazine der Kaufleute ist sumpfig und mit ziemlich dichtem Lärchenwalde besetzt, in dem die einzelnen Häuser der Kaufleute zerstreut liegen. Eine furchtbare Landplage sind hier die Mücken, die Einem selbst am Tage keine Ruhe gönnen.

(Den 14. Juni.) Wir gingen von hier am Flusse selbst nach Osten und setzten in einem kleinen Boote über einen Arm der Tschuja, während unsere Pferde einen kleinen Umweg machten. Am jenseitigen Ufer wird das Land baumlos und eben. Der Boden ist mit kleinen Steinen besäet und nur ganz spärlich mit Gras bewachsen. Nach etwa 8 Werst erreichten wir den Tsagan Burgasun (weisses Weidengebüsch), der von Süden nach Norden die Steppe durchschneidet. Der Fluss hat diesen Namen von seinen dicht mit Weiden bewachsenen Ufern. Der Boden ist hier überall mit Schlamm bedeckt und die Büsche so voll Insekten (Mücken und grossen Stechfliegen), dass Menschen und Pferde beim Durchreiten wie mit einem Ueberzuge von Insekten bedeckt sind. Wir athmeten erst frei auf, als wir die fast eine halbe Werst breite Weidenstrasse durchritten hatten. Jetzt wandten wir uns nach Osten und erreichten etwa nach 30 Werst die Jurten des Mangdai Saisan. Am Vormittage war das Wetter sehr schön gewesen, gegen Mittag wurde es aber windig und kalt, ja es trat sogar ein ziemlich starker Schneefall ein, so dass der Boden

Digitized by Google

mit einer dünnen Schneeschicht bedeckt wurde. Jedoch legte sich der Wind bald, der Himmel wurde wolkenlos und die durchbrechende Sonne hatte nach kurzer Zeit allen Schnee vernichtet.

(Den 20. bis 27. Juni.) Die Tschuja-Steppe (das Plateau, wo die Tschuja aus dem Zusammenflusse der Flüsse Tsagan Burgasun, Kosho-Agatsch, Boro-Burgasun und Jüs-tyt entsteht), die nach Kalning's Messung bei den Lawki der russischen Kaufleute 1745 Meter hoch liegt, ist wohl 50—60 Werst breit und etwa 150 Werst lang. Der südöstliche Theil der Steppe, vom Tsagan Burgasun östlich, den ich drei Mal in verschiedenen Richtungen durchritten habe, ist eine mit spärlichem Grase bewachsene und mit Geröll bedeckte Ebene, die nur von einigen wenigen Wasserrinnen durchschnitten wird, während der westliche Theil unebener ist und von vielen in die Tschuja fallenden Nebenflüsschen durchkreuzt wird. Der nordwestliche Theil der Steppe trägt einen ganz anderen Charakter; hier befindet sich eine Unzahl kleiner Flüsse, Seen und Wassertümpel, die sich in allen möglichen Windungen verschlingen und durchkreuzen, dazwischen grosse Waldpartien und Sümpfe. Den nordöstlichen Theil hingegen bilden nach Norden aufsteigende Terrassenstufen mit Wiesenland und steinigen Flächen, die allmählich in das Bergland übergehen. Der südliche Theil der Steppe ist öde und von Menschen und Thieren verlassen. Nur wenige Argali, Steinböcke, Gazellen, Moschusthiere und Wölfe durchstreifen jene öden Gegenden, während sich im nordwestlichen Theile unzählige Schaaren von Sumpfvögeln, Kranichen, Reihern, Enten, Gänsen und Schnepfen aufhalten. Auch der Mensch hat sich hier angesiedelt, ganze Reihen von Aulen und einzelne Jurten liegen zwischen den Seen und an den Ufern der Flüsse. Grosse Heerden von Hausthieren weiden in den grasbedeckten Steppen und wandern zeitweise auch weiter südlich zur kahlen Steppe, wo sie das Steppensalz in reichlicher Menge vorfinden. Die ganze Steppe ist ringsum mit Schneebergen umgeben, die aber hier bei der weiten Ausdehnung der Steppe in der Entfernung nur wie Hügelketten aussehen. Die nördliche Grenzlinie, die Kuraischen Alpen, sind durch vielfache Bewaldung stellenweise dunkel gefärbt, während die südliche und östliche Grenze der Berge, die unter dem allgemeinen Namen des Bergrückens des Sailū Käm bekannt sind, sich durch eine Reihe von Schnee-

kuppen auszeichnet. Bei Sonnen Auf- und Untergang glänzt die grosse Bergkette wie ein goldener Gürtel und die Steppe ist mit einem eigenthümlichen rosigen Schimmer übergossen.

Das Klima der Steppe weist schon deutlich auf die hohe Lage hin. Regen gehört zu den Seltenheiten und ist, wenn er wirklich eintritt, nur ein feiner Staubregen, der oft in nasskalten Nebel übergeht. Ebenso selten ist ein längerer Schneefall selbst im Winter. Der im Sommer fallende Schnee thaut natürlich schnell in der Sonne, der Schnee im Winter wird von dem Winde bald von der Steppenebene fortgeweht. Das Wetter ist hier äusserst unbeständig. meist einige Tage Sonnenschein und dann wieder kaltes, trübes Wetter mit lange hängenden Nebeln. Es wurde als eine grosse Seltenheit gepriesen, dass wir während unseres zehntägigen Aufenthaltes anhaltend gutes Wetter hatten. Im Sommer herrscht nur während der Mittagszeit bei Sonnenschein grössere Hitze, Nachts ist es aber durchgängig kalt, so dass in den Monaten Juni und Juli, wie ich selbst oft Gelegenheit hatte zu beobachten, die ganze Ebene mit Reif überzogen ist. Im Winter soll hier, nach Angabe der Kaufleute, die Kälte bis zu 30° Réaumur steigen. Wenn anhaltend schlechtes oder kaltes Wetter ist, so nimmt das Wasser in den Flüssen ab, dahingegen schwellen alle Gewässer bei anhaltend gutem Wetter an, da dann der Schnee auf den Bergen schmilzt und das Wasser sich zur Steppe hinabzieht. Merkwürdig ist der Temperaturwechsel beim Eintritt schlechten Wetters. Am 23. war es Vormittags so warm, dass wir es in der Jurte kaum aushalten konnten, plötzlich überzog sich der Himmel und nach kaum einer Stunde war es so kalt geworden, dass wir in unseren Pelzen froren und Feuer in der Jurte anzünden mussten. Es war ein Temperaturunterschied von wenigstens 25° Réaumur im Verlaufe weniger Stunden eingetreten. Ausserordentlich ist der Fischreichthum der hiesigen Seen und Flüsse. Die Kaufleute besorgen sich ihre Vorräthe für's ganze Jahr in wenigen Tagen. Mancherlei Fischarten scheint es hier nicht zu geben. Der Chairus (Charius) und der Basman sind die einzigen Fische, die ich hier gesehen habe. Beide sind sehr schmackhaft, nur hat letzterer sehr viele Gräten.

(Den 4.—5. Juli.) Rückkehr von der Tschuja bis zur Mission am Angodai auf dem vorher beschriebenen Wege.

Digitized by Google

(Den 10. Juli.) Gegen Mittag verliessen wir die Mission und setzten unsere Reise am linken Ufer des Urussul aufwärts fort. Um 3 Uhr wurde der Korotty glücklich erreicht und passirt. Da hier frische Pferde für uns bereit standen, so ritten wir ohne Aufenthalt weiter. Abends 8 Uhr kamen wir bei der Jurte des Saisan Kupa an, wechselten abermals die Pferde und setzten unsere Reise ohne Aufenthalt fort. Da der Kengi-See nur noch 14 Werst entfernt sein sollte, beschloss ich, trotz der schon anbrechenden Dunkelheit, weiter zu reiten. Bis wir die Mündung des Flusses Kengi erreicht hatten, war es vollkommen dunkel geworden. Von hier aus sollte, nach Angabe der Eingeborenen, die Entfernung zum Kengi-See nur noch 2 Werst betragen. Wie man sich auf solche Entfernungsangaben verlassen kann, erfuhren wir hier auf's Deutlichste. Nachdem wir zwei Stunden im scharfen Trabe geritten, hatten wir die Entfernung von 2 Werst immer noch nicht zurückgelegt. Während dieser Zeit hatte sich der Himmel mit Wolken überzogen und ein wolkenbruchartiger Regen stürzte herab, dabei war es schneidend kalt und nicht die Hand vor Augen zu sehen. Der Weg war in der Dunkelheit schrecklich, bald sumpfige Stellen, an denen die Pferde fast stecken blieben, bald Felspartieen. So waren wir abermals zwei Stunden geritten und der Führer tröstete uns immer noch mit der sonderbaren Angabe: „äki kyigyryshym“ (2 Werst). Als wir nach einer Stunde endlich den Bergkamm erreicht hatten, zeigten sich in der Entfernung etwa 15 helle Punkte, die sich in matten Linien im Wasser zu brechen schienen. Es waren dies die Feuer der am Seeufer lagernden Kalmücken. Etwa 3 Uhr Morgens erreichten wir endlich den See und fanden zu unserer grössten Freude eine für uns hergerichtete Jurte vor.

(Den 11. Juli.) Der Kengi-See, welcher von dem aus ihm entspringenden Flusse seinen Namen hat, ist wohl eine Werst lang und eine halbe Werst breit. Er liegt in einem Thalkessel, der von niedrigen, bewaldeten Bergketten eingeschlossen ist. (Das Niveau des Thalkessels ist nach Kalning's Bestimmung 1111.1 Meter hoch.) Auf der Höhe der niedrigen Bergwellen befinden sich überall Cedern (pinus cembra), die hier im Altaischen Steingebirge nur in den höchsten Regionen auftreten. An den unteren Theilen der Berge sind Lärchenwaldungen und vereinzelte Fichten und Tannen

Digitized by Google

(die Bewaldung der mittleren Regionen des Altaischen Steingebirges). Die Ufer des Seees sind flach und mit einem Kreise von Steinsümpfen umgeben, so dass man sich dem Becken oft nur bis auf 100 Schritte nähern kann. Das Klima soll hier sehr rauh sein und besonders oft anhaltendes Regenwetter eintreten. Die ganze Färbung des Gebirgsbildes hierselbst ist eine düstere, traurige, da das Gras, das die Bergwellen und das Thal bedeckt, eine grau-gelbe Färbung hat und die Waldungen fast eine braun-grüne, dunkle Schattirung dieser Farbe bilden. Der Charakter der hiesigen Landschaft ist sehr charakteristisch für die Bergbildungen des Altai. Entweder sind die höheren Gipfel der Altai-Alpen Schneeberge mit hohen, weit über die Wolken ragenden Gipfeln, oder es sind Gruppen von niedrigen Bergkuppeln, die auf der Höhe Plateaus und der Kengi-Quelle ähnliche Thalkessel bilden. Die aus den Gipfeln entströmenden Wasserrinnen sammeln sich in diesen Thalkesseln in Steinsümpfen und kleinen Seen, aus denen dann die grösseren Flüsse, abermals Steinsümpfe durchrieselnd, entspringen.

(Den 15. Juli.) Morgens früh brachen wir vom Kengi-See auf. Der Weg ging nach Nordwesten und stieg immer höher am Bergkamme aufwärts. Der Charakter der Landschaft veränderte sich wenig, immer dieselben mit Lärchenwald bedeckten runden Bergwellen. Das Wetter war grauenhaft, kalt, nass und windig und die Wege vom Regen so schlüpfrig, dass beim Reiten die grösste Vorsicht nöthig war. Gegen Mittag erreichten wir den Bergkamm, der hier mit niedrigen, dichtbelaubten Cedern bewachsen war; wir passirten eine grosse Anzahl von Wasserrinnen, die von allen Seiten zum Kengi fliessen. Jenseits wurde der Weg immer schlechter. Ein tiefer Sumpf, der mit grossen Felsblöcken übersäet war, bedeckte in einer Ausdehnung von 6 Werst das Land; die Pferde sanken oft bis zum Bauche ein und blieben zwischen den Steinblöcken festgeklemmt, so dass der Reiter sein Thier mit Gewalt herausziehen musste. Wir durchritten den Sumpf die Quere wohl noch 2 Werst und bedurften dazu über zwei Stunden Zeit. Wie gewöhnlich Steinsümpfe auf der Höhe der Bergkämme den Flüssen ihren Ursprung geben, so war der eben durchrittene die Quelle des Flusses Sebe, an dessen Ufern wir unseren Weg fortsetzten. Der Weg wurde hier fest und bereitete wenig Schwierigkeiten. Wir folgten dem Laufe des

Flusses bis zur Saïmka Balgassaius, die wir am Abend erreichten. Ohne uns aufzuhalten, ritten wir weiter und langten Abends spät in der Mission am Muitu an.

(Den 21. Juli.) Den 20. Morgens früh verliessen wir die Mission am Muitu und passirten am Morgen das Dorf Tschergi; da aber das Wetter ungünstig und die Wege verdorben waren, langten wir erst spät Abends im Dorfe Sarassu an und fuhren von hier aus nach dem Dorfe Altaiskoje. In Altaiskoje übernachteten wir und reisten erst am 21. weiter. Wir folgten jetzt dem Flüsschen Kamenka nach Nordosten. Die Kamenka bildet gleichsam die Grenze des Altai-Gebirges. Nördlich ist ebene Steppe, wie ich sie jenseits der Katunja bei unserer Herfahrt beschrieben, südlich erheben sich die Randgebirge des Altai und man sieht von hier aus die Bergwellen nach Süden immer höher steigen. Die Ufer der Kamenka sind dicht mit Weidengestrüpp bewachsen und der Weg windet sich oft Werste lang durch das dichte Gebüsch. Die ganze Ebene ist ziemlich stark bevölkert, mehrmals passirten wir grosse, reiche Dörfer und langten spät in dem Dorfe Schulgin Log an, das dicht an der Katunja liegt, wo wir auch übernachteten.

Vom Fenster unseres Zimmers bot sich am Morgen eine herrliche Aussicht auf die Katunja dar. Der breite Strom treibt seine weisslich gefärbten Wassermassen durch frische, grüne Wiesenflächen und an seinen Ufern gruppiren sich zu mannigfaltigen Formen Weidengebüsche und Birkenwäldchen, die von kleinen Nebenflüsschen wie von Silberfäden durchzogen werden, am Horizonte sieht man nach Süden das Altai-Gebirge wie blauschwarze Wolkenbildungen sich aufthürmen.

(Den 22. Juli.) Von Schulgin Log fuhren wir am linken Ufer der Katunja aufwärts. Nach etwa 10 Werst passirten wir das Dorf Platowa und setzten nach abermals zurückgelegten 10 Werst eine Werst unterhalb des Dorfes Maima auf einer Fähre über die Katunja. Die Katunja ist hier sehr breit, da sie durch grosse Sandbänke und Inseln, die dicht mit Weidengestrüpp bewachsen sind, in mehrere Arme getheilt wird. Die Fährleute waren zur grossen Hälfte hier getaufte Kalmücken. Etwa eine Werst von der Fähre entfernt erreichten wir das

Dorf Maima. Die Einwohner der hiesigen Gegend sind vollkommene Russen, sie stammen aber zum grössten Theil von Teleuten und altaischen Kalmücken ab, wie man deutlich an vielen Physiognomien erkennen kann. In Maima wechselten wir nur die Pferde und langten etwa gegen Mittag in der 7 Werst entfernten Mission am Ulalu an. Die Ufer des Maima-Flusses, an denen sowohl Maima wie Ulalu liegen, sind schon sehr bergig und der Weg schlängelt sich zwischen bedeutenden Höhen hin. (Nach Kalning's Höhenbestimmung liegt die Mission Ulalu 293,9 Meter hoch.) Der Charakter der hiesigen Berge ist aber ein vollkommen anderer als der der Berge des eigentlichen Altai, den wir auf der ganzen Ausdehnung unserer diesjährigen Gebirgsreise besucht hatten. Der Lärchenwald ist verschwunden und an seine Stelle ist Pichten-, Tannen- und Birkenwaldung getreten, die hier alle Bergkuppen bedeckt. Die Kräutervegetation ist auch eine vollkommen verschiedene. Während im Altai überall feinblätterige Kräuter und dichtes Gras, meist von wenigen Zoll Höhe, den Boden bedecken, treten hier überall grossblätterige Stauden und Blumenbüsche auf, die den Erdboden mit einer undurchdringlichen und mindestens 4 Fuss hohen Vegetationsschicht bedecken. Jemehr man von hier nach Osten vordringt, um so mehr sollen die Cedern-, Tannen- und Pichtenwaldungen zunehmen.

Der sibirische Russe nennt die Formation des eigentlichen Altai, den wir besucht hatten, Kamenj (den Stein), während er den hiesigen Gebirgscharakter als Tscheren (Schwarzwald) bezeichnet, da die dunkle Bewaldung gleichsam das ganze Gebiet mit einem Tauerflor überzieht und nur von den Flussthälern unterbrochen wird, die mit weisslichem Weidengestrüpp und hellgrünen Birkenwäldchen bedeckt sind. Der Altajer hingegen nennt das Felsengebirge mit Lärchenwald Taiga, während er den Schwarzwald mit dem Namen Jysch bezeichnet. Die Grenze des Steingebirges (Taiga) bildet einerseits östlich die Katunja, andererseits der Breitegrad des Teletzkischen Seees, so dass der ganze westliche und südliche Altai dieser Formation angehört. Die Bewohner dieses Gebietes heissen Altai Kishi oder Altai-Leute. Aber alle Gebirge nördlich von dem Breitegrade des Teletzkischen Seees und östlich von der Katunja sind Schwarzwaldgebirge (Jysch) und ihre Bewohner werden von den Altajern Jyschkishi (Schwarzwald-Leute) genannt. Der Charakter des Jysch

Digitized by Google

erstreckt sich weit über den Altai hinaus, nach Nordosten über die Tomskischen und Jenisseischen Gebirge bis zur Lena. Die Russen haben das Wort Taiga von den Altajern erborgt, verstehen aber unter diesem Worte nur die Schwarzwaldgebirge (Tscheren, jysch) und reden daher von einem Tomskischen, Kusnetzkischen oder Jenisseischen Taiga.

Der Name Altai, über dessen Bedeutung so viel gesprochen und geschrieben worden und der bald als Ala-tau (buntes Gebirge), bald als Altyn-tau (Goldgebirge = Kin-schan) erklärt worden ist, ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Verschmelzung von Al-taiga, wie ich ihn auch in mehreren Märchen genannt fand; das Wort bedeutet in der Uebersetzung „erhabenes Steingebirge".

Aus dem Tagebuche meiner Reise in den westlichen Altai.

(Den 11. Mai 1861.) Am 10. den Ob bei Gonjba passirt, von dort aus in der theilweise überschwemmten Ob-Niederung zum Dorf Oserki (kleine Seen, 29 Werst). In der Nacht passirten wir die Stationen Talmen (22 W.), Barowlanka (24 W.). Bei Barowlanka verliessen wir die Poststrasse. Von hier aus begann wieder das Leiden der Seitenwege. Die Pferde sind meist schlecht und werden nur langsam herbeigeschafft und dadurch ein fortwährender Aufenthalt veranlasst.

Am 11. legte ich folgende Stationen zurück. Schmakowa (15 W.), Berkowa (25 W.), Mamonowa (15½ W.), Sujenga (22 W.). Zwischen Mamonowa und Sujenga wurde der Fluss Berd auf einer sehr gebrechlichen Fähre passirt. In dem letzten Dorfe musste ich auf Pferde warten, so dass ich erst gegen Abend das 12 Werst entfernte Jegoriewsk erreichte.

Bis Barkowa war das Land fast ganz flach und meistens mit Fichtenwald bewachsen. Von hier an wurde es hügeliger. Bei Mamonowa nimmt schon die ganze Landschaft einen Gebirgscharakter an. Die Berge steigen immer höher auf, aber nirgends sind hervorragende Bergkuppen zu sehen. Der Hauptgebirgszug dieses nördlichen Ausläufers des Salairschen Gebirges zieht sich fast direkt von Süden nach Norden. Er ist nur dünn mit Bäumen bewachsen, meist Birken und Tannen, nur sehr wenige Fichten. Vor der letzten Station Sujenga zieht sich der Weg an dem Flusse Sujenga entlang bis zur Gold-

Digitized by Google

wäsche Jegoriewsk, die an demselben Flusse liegt. Der Weg schlängelt sich hier durch Berg und Thal entlang, geht bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer des Flusses und ist häufig nur mit dem Hemmschuh zu passiren.

Ehe man nach Jegoriewsk gelangt, muss man über einige ziemlich bedeutende Bergwellen, sie sind meist kahl und spärlich mit gelbgrünem Grase bedeckt. In den Vertiefungen lag allerorten noch Schnee, überhaupt mangelte der Landschaft noch jede Anmuth und Frische, da die Blätter der Bäume noch ganz klein waren und wie ein dünner Schleier die Aeste umzogen. Wenn man den letzten Bergwall passirt hat, sieht man die Sujenga das Thal durchströmen und an den Ufern die Goldwäsche, eine aus 100—150 Häusern bestehende Ansiedelung, liegen.

Die Jegoriewsche Goldwäsche ist die älteste des ganzen Altai. Sie wurde in den dreissiger Jahren gegründet und soll in den ersten Jahren sehr ergiebig gewesen sein. Hier an der Sujenga wird nicht mehr gearbeitet, ebenso wenig an der Kasma, 40 Werst von Jegoriewsk. Jetzt hat man 15 Werst von hier an der Liswinka Gold aufgefunden, leider nicht sehr reiche Lager, da von 100 Pud Erde nur 80 Doli Gold gewaschen werden.

Am 11. fuhr ich zu der Goldwäsche an der Liswinka. Der Charakter des ganzen Bergzuges ist hier überall der gleiche. Hügelwellen, breite Thäler, bald kahle Landstrecken, bald dünne Fichten- und Tannengehölze oder Birken- und Espenwaldung. Die Goldwäsche ist hier erst im Entstehen und ein Schuppen für die Aufbewahrung der Utensilien hier errichtet, ebenso ein Kanal zur Ableitung der Liswinka gegraben. Bis jetzt sind 2000 Pud Erde ausgewaschen worden, deren Durchschnittsertrag 50 Doli Gold auf 100 Pud Erde ergeben hat.

(Den 12. Mai). Um 11 Uhr erreichten wir das 20 Werst entfernte Dörfchen Podniwaja. Von hier aus wurde der Weg schlecht und sumpfig. Das immer noch wellige Land ist dicht mit Wald bewachsen. Die letzte Hälfte des Weges wurde es flacher. Der Wald ist hier nicht eintönig; alle im Altai wachsenden Bäume findet man vertreten. Zwischen dunkelgrünen Tannen, Pichten und Fichten stehen braungrüne Cedern und mattgrüne Lärchenbäume, deren feine Nadeln an den mächtigen, schwarzen Zweigen herabhängen. Dann wieder Laubholz: Birke, Espe, Pappel, Weide und die verschiedenartigsten Gebüsche: Faul-

baum, Schneedorn, Abarie, kurz Alles, was die Baumvegetation Sibiriens hervorbringt. Wir müssen schon weit herabgestiegen sein, denn die Bäume sind hier viel dichter belaubt. Dicht vor Kasma brannte der Wald, so dass wir eine ganze Strecke im Rauche fahren mussten. Die Waldbrände richten grosse Verheerungen in den Wäldern Sibiriens an; oft brennen meilenweit die schönsten Waldungen ab, es kann aber bei der verhältnissmässig geringen Bevölkerung dem Uebel in keiner Weise abgeholfen werden.

Um 2 Uhr erreichten wir Kasma, eine kleine Goldwäsche, in der dieses Jahr nicht mehr gearbeitet wird. Wir hielten uns hier nur zwei Stunden auf.

Etwa 10 Werst jenseits der Kasma änderte sich der Charakter der Landschaft in keiner Weise, überall derselbe bunte, dichte Wald, überall die gleichmässigen, niedrigen Bergwellen. Doch darauf wurde der Wald lichter und es dehnte sich vor uns eine weite, herrliche Ebene aus. Grasreiche, unabsehbare Wiesen von vielen kleinen Flüsschen durchschnitten, zwischen denen eine grosse Anzahl von Dorfschaften zerstreut lagen. Ich habe nirgends in Sibirien eine so dichte Bevölkerung wie hier gefunden; fast alle 2 bis 3 Werst passirten wir eine Dorfschaft und nach allen Seiten sahen wir deren mehrere liegen. Um 6 Uhr Abends erreichten wir das Dorf Brykanowa (20 Werst). Hier waren die Pferde schon vor meinen Terantass gespannt (den ich von Jegoriewsk direkt nach Brykanowa geschickt hatte), ich fuhr deshalb ohne Aufenthalt weiter und erreichte nach 10 Uhr Abends das Dorf Bederowa (25 Werst). Hier musste ich mich eine Zeit lang aufhalten. Einer recht interessanten Unterhaltung mit dem hiesigen Starschina (Dorfältesten) entnehme ich Folgendes über die hiesigen Verhältnisse: Die in der Ebene nördlich von Salair wohnenden Russen beschäftigen sich weniger mit Ackerbau als mit Viehzucht. Hier an der Grenze des Waldgebirges gedeiht das Vieh besonders gut, da es sowohl das saftige Kraut des Waldes als auch reichlich Steppensalz vorfindet. Seit vielen Jahren treibt der ganze Kreis bedeutenden Viehhandel und versorgt die Städte Barnaul, Tomsk und Kusnetzk mit Vieh und Fleisch. Die im vorigen Jahre hier aufgetretene Rinderpest hat wieder neun Zehntel der Heerden hingerafft.

Jetzt ist hier Fleisch und Milch fast nicht aufzutreiben

und die Bauern leben jetzt meist von Brod und Kohl. Die hier lebenden Teleuten werden mir von den russischen Bauern sehr gelobt; es giebt unter ihnen reelle, tüchtige Arbeiter, weshalb bei ihnen auch Wohlstand herrscht. Nachdem ich in der Nacht das Dorf Timakowa passirt, erreichte ich am Morgen das erste Teleuten-Dorf am Flusse Ur, wo ich mich bis zum nächsten Tage aufhielt. Den 14. ging ich zum Teleuten-Dorfe Solkoi, am 16. zum Ulus-Schandy und am 17. zum Ulu-Ail, wo ich bis zum 18. Abends verblieb und dann mich über die Dörfer Sokolowa, Tereschkina und Nedoresowa nach Kusnetzk begab, wo ich auch am 18. Morgens eintraf.

(Den 20. Mai.) Die Lage von Kusnetzk ist reizend. Wenn man den Tom passirt hat, so führt der Weg am rechten Ufer die steile Uferwand hinauf. Hat man hier den Kamm erstiegen, so bietet sich dem Auge eine prächtige Aussicht auf die weite, grüne Ebene, die von dem klaren Wasserstreifen des Tom durchschnitten wird, an dessen Ufer sich die Stadt mannigfaltig gruppirt entlang zieht. Auf der Höhe steht die alte Citadelle der Stadt; jenseits des Tom sieht man sich die Kondoma in vielen Windungen hinschlängeln und sich dicht bei Kusnetzk in den Tom ergiessen. Als ich den Berg auf einem sehr gefährlichen, steilen Wege hinabfuhr, versetzte ich mich im Geiste in die Geschichte dieses alten Bollwerkes der russischen Macht im Altai. Was könnten diese alten Mauern Alles erzählen? Wie viele Kämpfe haben sie mit angesehen? Oft drängten die wilden Horden der Teleuten gegen sie an und nur dem Muthe und der Kühnheit der schwachen Kosakengarnison gelang es, die zahlreichen Feinde zurückzuschlagen. Unter solchen Gedanken langte ich in Kusnetzk an. Ein Kronsquartier wurde mir angewiesen. Die Wohnung war erbärmlich; niedrige, leere Zimmer; die Wände ursprünglich weiss, waren im Laufe der Zeit zu einem braunen Ueberzuge gelangt; zwei Stühle und ein Spieltisch mit drei Beinen, der nur an die Wand gelehnt stehen konnte, machten das ganze Mobiliar aus. Die Wirthin war freundlich und erquickte mich, den Hungrigen, mit einem frugalen Mahle.

Die Stadt selbst ist ohne jegliches Leben. Auf den Strassen, die ich mehrmals durchwanderte, begegneten mir nur selten einzelne Bauern und Bürger, oder auch wohl ein Be-

amter, häufiger traf man auf abgelumpte Soldaten des Invaliden-Commandos. Die Stadt liegt theils auf der Höhe des Uferberges, theils in der Flussniederung. Zur unteren Hälfte führt ein beschwerlicher Weg hinab. Die einzigen steinernen Gebäude von Kusnetzk sind zwei Kirchen, die Citadelle und das Haus eines Kaufmannes. Alle übrigen Häuser sind von Holz, meist ohne Fundament und daher zum grössten Theile im Laufe der Zeit aus ihrer senkrechten Lage gewichen.

Ich besuchte auch den Markt, einen viereckigen grossen Platz, der von zwei Seiten mit Reihen von Läden begrenzt ist. Kusnetzk ist die älteste Stadt des Altai (sie ist 1618 gegründet). Es wird behauptet, dass die Schmiedetataren der Stadt den Namen gegeben. Mir scheint es viel wahrscheinlicher, dass die Schmiedetataren (Kusnezi) von der Stadt Kusnetzk ihren Namen erhalten haben. Die Tataren nennen Kusnetzk Abatura. Der Name kommt augenscheinlich vom Flüsschen Aba her, das nicht weit von Kusnetzk in den Tom fällt. Die Volksetymologie hat aber aus Aba-Stadt „Vaterstadt" gemacht (von Aba = Vater) und nennt zum Gegensatze von Aba-tura (Vaterstadt) die Stadt Biisk Jasch-tura = die junge Stadt. Handel wird hier nur sehr wenig getrieben; die Tataren sind arm und der Goldwäschen am Tom-Gebiete sind nur sehr wenige. Die Einwohner der Stadt Kusnetzk, sowie die der umliegenden Dörfer bauen sehr viel Tabak, der gerade hier vortrefflich gedeihen soll.

Die Marktpreise der Lebensmittel waren hier in Kusnetzk doppelt so hoch wie in Barnaul. Man forderte für das Pud Rindfleisch 3—4 Rubel (in Barnaul kostete es 1—2 Rubel); für Schmalzbutter den Besmen ($2^1/_2$ Pfund) 70 Kopeken (in Barnaul 35 Kop.), Roggenmehl das Pud 60 Kop. (in Barnaul 30 Kop.), Weizenmehl das Pud 90 Kop. (in Barnaul 40 bis 50 Kop. Man versicherte mich, dass früher hier Alles billiger gewesen sei, als in Barnaul, die Theuerung sei erst nach der Viehseuche des vorigen Jahres eingetreten.

(Den 21. Mai.) In Kusnetzk liess ich meinen Tarantass und setzte meine Reise auf einer kleinen Bauernteljega fort. Der Weg führte zuerst in die Tom-Niederung hinab und schlängelte sich, vom Flusse wohl 1 bis 2 Werst entfernt, zwischen dem Gestrüppe, mit dem die ganze Niederung hier bewachsen ist, dahin. Der Weg

Digitized by Google

war schlecht und konnte nur langsam passirt werden, denn bald war der Boden mit Geröll bedeckt, bald sumpfig, so dass die Räder stecken blieben. Am unbequemsten sind die vielen Bäche und Wasserrinnen zu durchfahren, da an den Ufern derselben der Weg meist steil abfällt. Nach 12 Werst erreichten wir wiederum den Tom, der hier auf einer Fähre passirt werden musste. Am jenseitigen Ufer, etwa eine halbe Werst von demselben entfernt, liegt das Dorf Attamanowa. Der Wasserstand war sehr hoch und nach der Aussage der Bauern war es unmöglich, zu Wagen weiter vorzudringen, wir mussten deshalb den Weg zu Boote fortsetzen. Meines Gepäckes halber brauchten wir dazu zwei der hiesigen kleinen Boote.

Die Boote der hiesigen Bauern sind ungefähr 10 bis 12 Fuss lang und $1^1/_2$ bis $2^1/_2$ Fuss breit. Sie werden aus einem Pappelstamm gearbeitet und laufen an beiden Seiten in lange Spitzen aus. Jedes Boot wird von zwei Menschen fortbewegt, die es mit langen Stangen am seichten Ufer entlang stossen. Der Ruder bedient man sich nur bei Untiefen oder wenn man den Fluss durchfahren muss. Für die Fahrt zahlt man den Bauern Progone, d. h. Weggeld (für das Pferd $1^1/_2$ Kop. die Werst in Sibirien), indem man für jeden Menschen gleichwie für ein Pferd $1^1/_2$ Kopeken für die Werst berechnet. Zur Fahrt flussabwärts werden gewöhnlich kleine Fähren aus zwei Booten hergestellt.

Der Tom ist auf dem ganzen Wege ziemlich breit und es liegen am Flussbette viele mit Weidengestrüpp dicht bewachsene Inseln. Am linken Ufer ist durchgängig Niederung, die mit dichtem Gebüsche bewachsen ist; am rechten Ufer zieht sich eine ununterbrochene, dicht mit Tannen und Birken bewachsene Hügelkette hin, nur an sehr wenigen Stellen bricht der Fels (Sandstein) durch und wird dem auf dem Flusse Fahrenden sichtbar. Das Fahren zu Wasser ist durchaus nicht angenehm, man kommt gegen den Strom nur sehr langsam vorwärts und die Hitze ist auf dem Wasser wahrhaft unerträglich. Die Fährleute verdienen ihre Progone reichlich, da sie die ganze Zeit ununterbrochen angestrengt arbeiten müssen. Abends, kurz vor Sonnenuntergang, erreichten wir das Dorf Besrukowa (25 Werst). Dieses Dorf wird gewöhnlich Protoka genannt, weil es sich an einem Arme des Tom befindet. Es zerfällt in eine russische und eine tatarische Hälfte, letztere liegt etwa eine halbe Werst weiter

aufwärts. Da es spät geworden, beschloss ich, in der tatarischen Hälfte des Dorfes zu übernachten.

(Den 22. Mai.) Mein Gepäck liess ich von Protoka aus in einem Boote transportiren, ich selbst setzte meine Reise zu Pferde auf dem Landwege fort. Bis zum Flüsschen Podabas, an dem ein grosses russisches Dorf gleichen Namens (etwa 6 Werst von Protoka entfernt) liegt, war der Weg gut und eben und das Land mit herrlichen Wiesengründen bedeckt. Dahingegen führte der Weg vom Podabas aus durch mit Gestrüpp bewachsenes Sumpfland, in welchem die Pferde oft bis zum Bauche einsanken, wir konnten daher das nur 2 Werst entfernte Balby erst nach einigen Stunden erreichen. In dem Tatarendorfe Balby hielt ich mich nicht weiter auf, da die Bewohner dieses Dorfes zum grössten Theile verrusst sind, und setzte meinen Weg zu Wasser fort. Die tatarischen Boote, die wir hier bestiegen, waren sehr unbequem, da sie kleiner und leichter gearbeitet sind als die russischen. Die Wände sind sehr dünn und werden durch zwischengeklemmte Querstöcke auseinandergehalten. Man muss sich beim Hinsetzen zwischen die Stöcke klemmen und kann dann den Unterkörper durchaus nicht bewegen. Dafür fahren aber die Tataren in ihren Booten schneller als die Russen.

Das Tom-Ufer hat bis jetzt seinen Charakter nicht verändert, nur die Hügel am rechten Ufer werden höher und häufig treten Sandsteinfelsen hervor. Nicht weit von der Mrassmündung durchfuhren wir den Tom und erreichten fast um 2 Uhr das am rechten Ufer liegende Tatarendorf Pras-pältärindä. (7 Werst von Balby).

(Den 24. Mai). Gestern Abend verliess ich das Dorf Praspältärindä. Zuerst fuhren wir den Tom eine Strecke aufwärts und passirten dann den Fluss gerade der Mrassmündung gegenüber. Die Ufer des Mrass sind anfangs niedrig und mit dichtem Gestrüpp bewachsen, nach einiger Zeit erheben sich Hügelwellen auf dem rechten Ufer, die weiter aufwärts am Flusse immer höher werden. Nach einer Fahrt von 6 Werst erreichten wir bei vollkommener Dunkelheit das Dorf Krasnojarsk. (Kysyl-jar = rothes Ufer.)

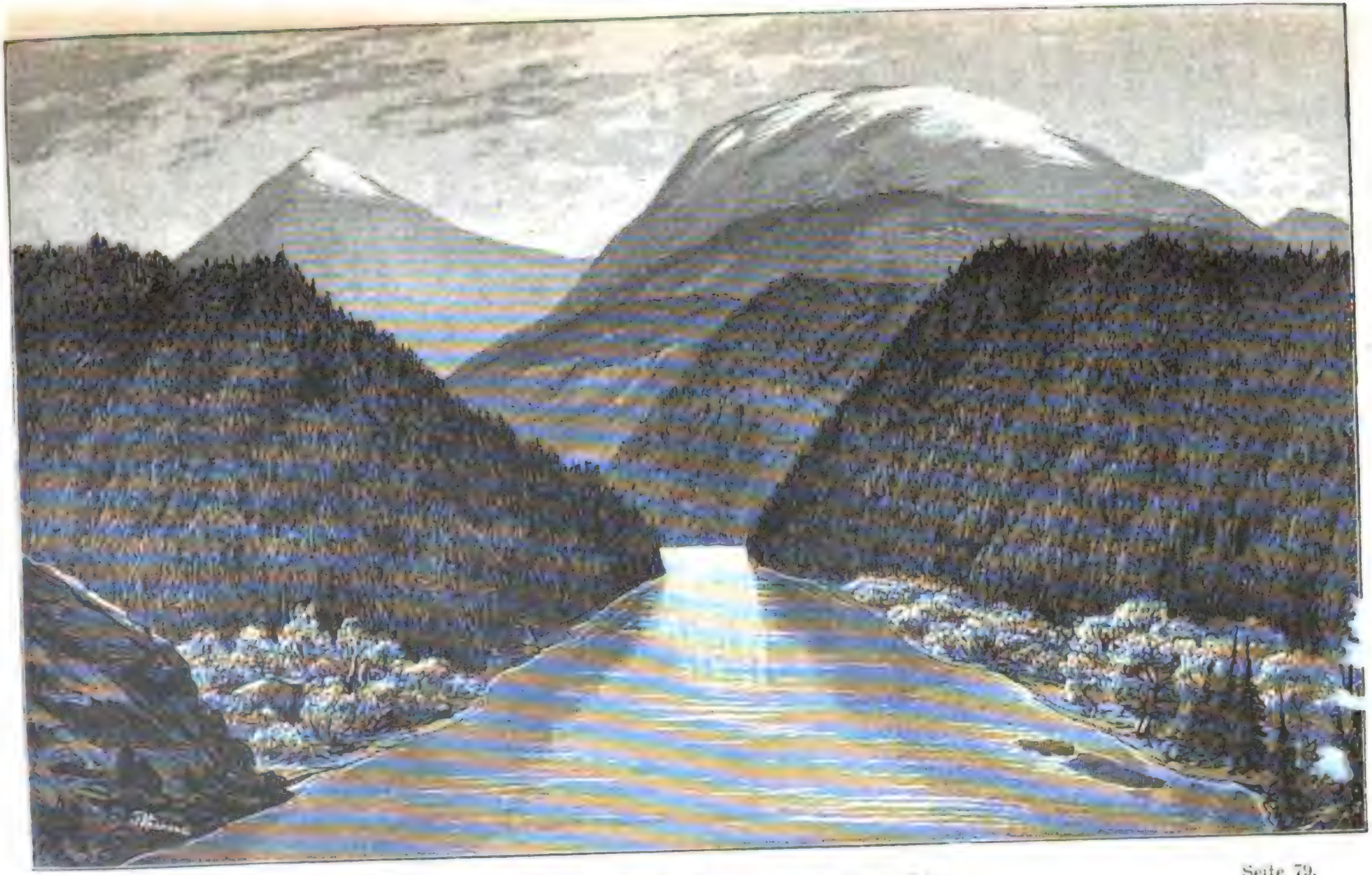
(Den 28. Mai.) Am 26. Mai fuhr ich von Krasnojarsk ab und kam bis zum Ulus am Sybyrgy; hier hielt ich mich einen Tag auf und fuhr dann weiter den Mrass aufwärts. Nach etwa 2 Werst erreichten wir das Dorfe Tschybasch (am linken Ufer) und fuhren nach 7 Werst am Ulus Kaintschak vorüber. Der Mrass bildet hier mehrere Arme, von denen der eine, der allein schiffbar ist, ein so starkes Gefälle hat, dass es äusserst schwierig ist, die kleinen Kähne gegen die pfeilschnell uns entgegenstürzenden Wasserwellen vorwärts zu bringen. In der Nacht erreichten wir erst den 22 Werst entfernten Ulus-Tos (von den Russen Sossnowaja Gora [Fichtenberg] genannt). Der Ufercharakter ist hier fast derselbe wie bei Sybyrgy. Ziemlich hohe, dicht mit Pichtenwald bewachsene Bergwellen. Bei Sybirgy war aber das linke Ufer noch flach, bei Tos hingegen waren auch am rechten Ufer waldbewachsene Bergwellen.

Heute verhinderte mich ein ununterbrochenes Regenwetter, den Weg fortzusetzen.

(Den 1. Juni.) Den 29. Morgens verliessen wir den Ulus-Tos in drei Booten. Der Tag versprach schön zu werden, denn der Himmel war wolkenlos. Ein prächtiges Panorama bildend, zogen die bergigen Ufer in buntester Abwechslung und wild romantischer Gruppirung an unseren Blicken vorüber. Alle die Schönheiten der wunderbaren Natur hier zu schildern, ist unmöglich. Worte vermögen durchaus nicht die Fülle der Bilder zu zeichnen. Bald ruht das Auge wohlgefällig auf der frischen Frühlingslandschaft der Uferniederung, die oft über 100 Schritte breit mit den üppigsten saftgrünen Kräutern dicht bewachsen ist. Hohe Blumenstauden beugen ihre bunt geschmückten Häupter auf die mächtigen Rhabarberbüsche herab, die sich jetzt noch nicht hoch über den Boden erheben und mit ihren Riesenblättern sich über die kühle Quelle beschattend ausbreiten. Wie von einem weichen, schwellenden Teppich ist der ganze Boden mit einer undurchdringlichen, 2—3 Fuss hohen Schicht graublätteriger Kräuter bedeckt, aus denen ein Meer verschiedenfarbiger Blumen, gleichsam eine zweite Vegetationsschicht bildend, hervorbricht. Diesen blumigen Uferteppich fassen weissliche Weidengebüsche und frischgrüne Birkenwäldchen wie mit einer breiten Verbrämung ein. Hinter diesen erheben sich anmuthige Hügelgruppen, die zum grössten Theil mit dichten Birkenwäldern be-

bewachsen sind, zwischen denen vereinzelt die schlanken spitzen Pichten wie schwere Obelisken hoch emporragen. Doch bald ändert sich das liebliche Landschaftsbild. Das frische Grün verschwindet, riesige Felsblöcke erheben sich am Ufer, der Wald, der an den Bergabhängen sich heraufzieht, wird lichter, nackte, schroffe Felsen brechen malerisch gruppirt und immer riesigere Dimensionen annehmend hervor, in mannigfaltig gestalteten Steinmassen thürmen sich die steilen, zerklüfteten Felsriesen immer höher auf und nur wie schmale dunkelgrüne Linien und Streifen schlängeln sich die dichten Baumreihen in den Ritzen, Spalten und Schluchten entlang oder verzieren die Felskuppen mit einem dichten grünen Kranze. Zwischen den wilden Felszacken hindurch sieht man in der Ferne die Häupter mächtiger, dicht bewaldeter Bergriesen sich hoch über die kahlen Steine erheben. Aber auch das wilde Felsufer verschwindet bald vor unseren bewundernden Blicken. Die die Felsen einrahmenden Waldstreifen werden breiter und breiter und erlauben den Steinen seltener hervorzutreten, immer mehr breitet sich der waldige Ueberzug aus, die Bergzacken verschwinden und werden gleichsam von der Waldvegetation erdrückt. Dort macht der Fluss plötzlich eine Wendung, da verschwindet der Wald wie mit einem Zauberschlage und zwei riesige Steinmauern fassen den Fluss ein, den nur auf der höchsten Höhe eine Baumreihe begrenzt. Dabei sind die Steinmassen mit dichtem Moose bewachsen, hier roth, dort gelb, dazwischen hellgrüne, graue Streifen und Flecken, die dem eintönigen Gesteine ein anmuthiges Aeussere verleihen. Doch bald gewinnt der Wald wieder die Oberhand, das Gestein hört ganz auf. Die schwarze Pichte und die dunkle, braungrüne Ceder breiten sich auf der Oberfläche der Berge aus. Es sind Reihen von schwarzen Pyramiden, welche in der Entfernung immer höher aufsteigen und der ganzen Landschaft ein düsteres, aber majestätisches Ansehen verleihen. Durch die dazwischen liegende Luftschicht wird die Färbung der waldbedeckten Bergkuppen in der Ferne immer matter und bleicher, bis sich im Hintergrunde am Horizonte nur eine nebelhafte, blaugraue Bergmasse erhebt, auf deren obersten Gipfeln eine flache Schicht ewigen Schnees liegt, der von der Sonne beleuchtet wie Silber funkelt. Je weiter wir fahren, desto dunkler wird der die Uferberge bedeckende Wald. Todtenstille herrscht um uns, die ganze Natur ist hier gleichsam in eine schwarze Leichen-

Digitized by Google



Aussicht vom Ufer des Mrass auf den Berg Odung.

Digitized by Google

Digitized by Google

decke gehüllt und nur der glitzernde Schneestreifen, der das Haupt des Berges Odung bedeckt, ruht wie ein silberner Sargschmuck auf der dunklen Bergpyramide. Doch bald umgiebt uns wieder die frische, lachende Frühlingslandschaft. So wechseln die Bilder wie in einem Kaleidoskop, sich immer von Neuem in den mannigfaltigsten Zusammenstellungen gruppirend. So reizend diese Uferlandschaften des Mrass auch sind, so fehlt doch überall das Herrlichste der Natur, das Leben. Die Natur verbirgt hier gleichsam in der Einsamkeit ihre Wunder; nie haben Menschen diese Gegenden bewohnt, selbst die Thierwelt ist hier ausnehmend schwach vertreten. Höchst selten hört man ein scheues Reh zwischen den Bäumen rascheln, oder den lieblichen Gesang der Vögel. Nur der Bär schleicht vereinzelt durch die Waldungen, da er hier seine Lieblingsspeisen: Beeren, Honig und Cedernüsse, ungestört verzehren kann. Der einzige thierische Laut, der oft durch die lautlose, stille Nacht des Waldgebirges tönt, ist daher auch das Brüllen der Bären. Es ist, als wenn in dieser üppigen Natur das vegetabilische Leben das thierische gleichsam durch seine Allgewalt erdrückt hätte.

Doch die Wahrheit des Sprüchwortes „Keine Freuden ohne Leiden“ bewährte sich uns auch wieder auf dieser Reise. Die Glieder erstarren durch das lange Sitzen im Kahne, die Sonne sendet ihre glühenden Strahlen auf uns herab und die Gluthhitze erscheint hier auf dem Wasser viel intensiver; und doch muss Alles ruhig ertragen werden, weil die geringste unvorsichtige Bewegung das leichte Fahrzeug umwerfen kann. Wie wünschten wir uns nach dem ersten Tage für die folgenden Tage einen wolkenbedeckten Himmel. Aber wehe uns! der Wunsch ward erfüllt, die Wolken brachten uns in den folgenden Tagen Regen. Jetzt wurden wir nicht nur von oben durchnässt, sondern auch von unten; der Kahn füllte sich bald mit Wasser und wir mussten mehrmals des Tages Halt machen, um das zum Theil mit Wasser sich anfüllende Boot auszuschöpfen. Kaum hatten wir aber nach den Mühen des Tages unsere Boote an's Ufer gebracht, so begannen andere Leiden. Tausende von Mücken umschwirrten uns und stachen so unharmherzig auf uns los, dass Hände und Gesicht in wenigen Minuten mit dicken Schwielen bedeckt waren, selbst meine an derartige Leiden gewöhnten und körperlich so abgehärteten Eingeborenen wälzten sich oft fast wahnsinnig vor Schmerzen auf dem Boden. Wenn es weiterhin

Digitized by Google

in der Nacht den Mücken zu kalt wird, so kommt die noch grössere Plage in Gestalt der kleinen Moschki, winzige Fliegen gleich Sandkörnern, die in Mund, Nase und Augen kriechen und Thiere und Menschen zum Aeussersten bringen. Gegen all dieses Ungeziefer giebt es kein anderes Schutzmittel als den Rauch. Sobald man gelandet und das Gepäck in Sicherheit gebracht ist, gehen alle Begleiter aus und suchen grosse Massen von faulem Holze. Rund um die Lagerstätte werden Feuer aus faulem Holze angezündet, ja selbst in dem Zelte, dessen Wände sorgfältig an seinem unteren Rande verdeckt werden, werden Brände aus faulem Holz aufgeschichtet. So bringt man die ganze Nacht in einem undurchdringlichen Qualm zu. Die Augen brennen und thränen, man hustet unaufhörlich, man steht am Morgen von entsetzlichen Kopfschmerzen geplagt auf, trotzdem erträgt man gern alle diese Beschwerden, da sie uns wenigstens von jenen Unholden befreien.

Am zweiten Tage langten wir gegen Mittag bei der grossen Flusshemmung an, die man mir schon vorher als das grösste Hinderniss des Weges geschildert hatte. Die Uferfelsen treten hier in den Strom hinein, sind aber durch die Gewalt der Zeit und das Wirken des Wassers zertrümmert, und mächtige Granitblöcke, zwischen denen das Wasser schäumend dahinbraust, bedecken allenthalben das Flussbett. Hier im Boote zu passiren ist unmöglich, das Gepäck muss über die am Ufer befindlichen Felsblöcke hinüber getragen werden und die Kähne werden mit Stricken und Stangen am Ufer entlang gezogen. Meine Bootführer behaupteten, die Länge der gefährlichen Flusshemmung betrüge hier über 5 Werst, und wollten mich daher veranlassen, diesseits der Flusshemmung zu übernachten. Da es aber noch sehr früh am Tage war, so befolgte ich den Rath der Führer nicht, sondern befahl das sofortige Herüberschaffen der Lasten. Nach einem kurzen Imbisse brach ich selbst auf. Der Weg schlängelt sich hier zwischen mächtigen Granitblöcken am Ufer entlang. Bald muss man von Fels zu Fels springen, bald an den steilen Wänden herabrutschen, bald über hohe Felsenstufen emporklimmen. Erschöpft und abgemattet gelang es uns nach einem vier- bis fünfstündigen Marsche endlich spät am Abend das Ende des Bergsturzes zu erreichen. Unsere Führer hatten während dieser Zeit die Boote und einen Theil unserer Sachen hergeschafft, waren aber selbst zurückgekehrt, um den Rest der

Digitized by Google

Sachen zu holen. Leider brach die Nacht ein, und wir mussten jenseits der Flusshemmung ohne warme Kleider, ohne Nahrung, ja ohne Feuer übernachten. Wir fanden keine bessere Lagerstätte als eine hervorragende kahle Felsplatte, unsere Sättel als Kopfkissen gebrauchend. Hunger, Nässe und Kälte liessen uns wenig schlafen. In der Nacht wurden wir durch das Gebrüll von Bären mehrmals beunruhigt. Früh am Morgen langte wiederum ein Transport unseres Gepäckes an, und gegen Mittag endlich der letzte mit Nahrungsmitteln.

Erst am vierten Tage unserer Reise sahen wir an kahlen Uferbergen mit Gerste besäete Felder, im Flusse ausgestellte Fischnetze und noch andere Merkzeichen, die auf die Nähe menschlicher Wohnungen deuteten, und erreichten am Abend glücklich das Dorf Tschelei.

Wir hatten somit auf dem Mrass eine Strecke von 100 Werst zurückgelegt und auf dieser ganzen Strecke keine Spur von menschlichen Wohnungen angetroffen.

— —

(Den 3. Juni.) Heute früh verliessen wir den Ulus Tschelei und fuhren am Mrass aufwärts bis zum Ulus Usmarga; hier fand ich Pferde bereit und benutzte deshalb den Landweg. Der Boden war vom anhaltenden Regen aufgeweicht, so dass die Pferde mehrmals stürzten. Mein Gepäck war nicht gross und so hätten wir an 8 Pferden genug gehabt, trotzdem hat man uns 14 Pferde gegeben, da jedes Packpferd von einem Führer bestiegen wurde. Im Laufe des Nachmittags langten wir am Ulus Karga an.

— — —

(Den 4. Juni.) Wir waren noch gestern aufgebrochen. Nach dem Rathe der Tataren fuhr ich von Karga noch 15 Werst aufwärts auf dem Mrass zu Boote, obgleich Pferde vorhanden waren. Wir erreichten aber gestern den Ulus Ak Kaja (weisser Fels) nicht mehr, sondern übernachteten in einer am Flusse befindlichen Hütte, etwa 5 Werst von Ak Kaja. Das Mrass-Thal ist hier stärker bevölkert und man sieht ausser den Dörfern viele einzelne Hütten am Ufer liegen. Die Ufer des Flusses haben einen anderen Charakter angenommen als unterhalb Karga. Bis Karga sind die Ufer und Höhen mit dichtem Pichten- und Cedernwald bewachsen, hinter dem sich riesige Felspartieen er-

Digitized by Google

heben; von Karga an sind das Mrass-Ufer und die nicht sehr hohen Uferberge mit dichten Fichtenwaldungen bedeckt. Die helleren Fichten mit ihren gelbrothen Stämmen verleihen der Landschaft eine grössere Lieblichkeit und Frische, während der dunkle Pichtenwald den Eindruck ernster Ruhe macht.

Beim Ak Kaja fand ich die Pferde bereit, die von den am Mrass liegenden Jurten hierher gesendet waren. Unser Weg führte am rechten Ufer des Mrass wohl 25 Werst auf der Höhe der Uferberge entlang. Ueberall dichter Urwald, steile Berge und abschüssige Abhänge. Der schmale Pfad schlängelt sich zwischen dicht verwachsenem Gebüsch dahin. Riesige umgestürzte Baumstämme, die ihre nackten Arme zum Himmel emporstrecken, mächtige Steinblöcke, mit Moos und Schlingpflanzen umwachsen, Moräste und Sturzbäche sind Hindernisse, die sich abwechselnd dem Reisenden in den Weg stellen. Bald gleiten die Pferde auf den schlüpfrigen Steinplatten aus, bald bleiben sie im Moraste stecken, dann muss ein Sprung über einen Baumstamm versucht werden, oder man muss denselben umreiten und einen neuen Weg durch das Dickicht suchen, wo die herabhängenden Zweige dem Reiter das Gesicht blutig schlagen. Aber trotz aller dieser Leiden erfüllt uns die Schönheit der uns umgebenden Natur mit Bewunderung. Die riesigen Pichten und Cedern steigen kerzengerade zum Himmel auf. Ihre dunklen Zweige sind oft in einen dichten Schleier von weissem Moose gehüllt und die Sonnenstrahlen können nur mit Mühe das sich über uns ausbreitende Zweigdach durchdringen, so dass uns ein magisches Zwielicht umgiebt. Der Boden ist fusshoch mit frischgrünen Kräutern und bunten Blumenbüscheln bedeckt und Schlingpflanzen ranken sich um die glatten Stämme der Pichten empor und scheinen die Zweige der Bäume mit der Vegetation des Bodens zu verbinden. Ueberall sieht man die Spuren des Fürsten dieser Wälder, des Bären (den die hiesigen Einwohner Apschyjak, „den Alten", nennen). Hier hat er auf dem Kräuterteppich gelagert, dort hingegen einen Ameisenhaufen auseinandergescharrt und den arbeitsamen Thierchen den Bau zerstört, um an ihren Eiern sein leckeres Mahl zu halten; ziemlich starke Stämme der grossen Sträucher und kleinen Bäume, nach deren Beeren ihn gelüstet, hat er mit seinen mächtigen Tatzen erfasst und wie eine Weidenruthe umgedreht und nach unten gebogen, und der an der gekrümmten Stelle zersplitterte Baum lässt

Digitized by Google

traurig seine Zweige über den Weg hängen. Erreicht man die Höhe der Bergkuppen, so lichtet sich der Wald und es eröffnet sich jedesmal eine herrliche Aussicht auf den Mrass, der in der Tiefe zwischen den Uferbergen dahinbraust.

Gegen Mittag erreichten wir den Ulus Kysyl Kaja und da ich hier einige Arbeit fand, verliess ich ihn erst gegen Abend.

Wir durchritten den Fluss Psass nicht weit von seiner Mündung in den Mrass. Von hier aus erstiegen wir die Höhe des Gebirgskammes. Es war Nacht geworden. Der Weg führte durch dichte Waldstrecken, wo uns Finsterniss umgab, da die Mondstrahlen nicht durch das Zweigdach zu dringen vermochten. Die Huftritte der Pferde und der eintönige Gesang der Führer waren das Einzige, was die lautlose Stille der Nacht unterbrach. Auf der Höhe wurde der Wald lichter und der helle Mondschein erlaubte uns an einigen Stellen eine Fernsicht. Ringsum sah man die schwarzen Bergriesen aufsteigen und bei der matten Beleuchtung des Mondes in leichten Linien am Horizonte sich abzeichnen. In den Thälern herrschte undurchdringliche Nacht, da von den Flüssen mächtige Nebelwolken aufstiegen, die den Thalkessel bis zum Rande anfüllten. Um Mitternacht erreichten wir den Ulus Tajasch, der auf der Höhe des Bergkammes nicht weit vom Psass-Ufer liegt.

(Den 5. Juni.) Von Tagasch aus ist weniger Waldung. Die Berge werden niedriger und mehr abgerundet. Hier finden sich schon grosse Grasplätze, so dass die Eingeborenen gewiss hier bedeutende Viehheerden halten könnten. Nicht weit von der Alexandrowski-Goldwäsche erreichten wir den Fluss Kondoma, dessen Uferberge von nur geringer Höhe sind. Das Thal der Kondoma macht einen sehr freundlichen Eindruck, es bietet eine Frische und Mannigfaltigkeit dar, deren der Schwarzwald entbehrt. Die Hügelwellen sind theils mit Birken, Espen, Pappeln, Tannen und Fichten bewachsen, theils zeigen sie baumlose, mit üppigen Kräutern bewachsene Abhänge. Das Flussthal ist breit und häufig mit dichtem Weidengestrüpp bewachsen.

(Den 8. Juni.) Am 6. bin ich in der Goldwäsche Spasski angelangt und habe mich bis jetzt hier aufgehalten, um mich von den Beschwerden der Reise auszuruhen und meine Aufzeichnungen zu ordnen.

Digitized by Google

Die alte Goldwäsche Spasski, in der jetzt noch die Hauptanzahl der Arbeiter wohnt, liegt in dem hier recht breiten Thale der Kondoma. Sie besteht wohl aus hundert Häusern, die eine lange Strasse bilden, welche sich vom Hause des Verwalters aus bis zum Flusse hinzieht und wegen ihrer Sauberkeit und der schönen Lage des Ortes einen angenehmen Eindruck macht. Sie liegt in einem Thalkessel, welcher rings mit nicht hohen Bergen umgeben ist, die in abgerundeten Wellen sich gleichsam ineinander ketten. In Spasski selbst herrscht jetzt wenig Leben, da die Arbeiten des geringen Ertrages wegen eingestellt sind. In der Goldwäsche Alexandrowski, wo man schon seit längerer Zeit die Arbeit eingestellt hatte, hat man jetzt wieder neue Goldschürfe entdeckt und arbeitet schon den ganzen Frühling. Es ist für die Arbeiter der letzteren Goldwäsche sehr beschwerlich, dass sie in Spasski wohnen und den langen Weg von Spasski nach Alexandrowski (30 Werst) sehr oft zu Fuss zurücklegen müssen; sie können aber dennoch nicht nach Alexandrowski übersiedeln, da dort sämmtliche Wohngebäude verfallen und unbewohnbar sind.

Die Totalsumme des im Gebiete der Spasskischen Goldwäsche vom Jahre 1842—1860 ausgewaschenen Goldes beträgt 69 Pud 15 Pfund 2 Solotnik 2 Doli.

(Den 9. Juni.) Die Spasskische Goldwäsche verlassen und zwar in einer Telege. Jenseits von Spasski beginnt von Neuem der Schwarzwald und man sieht, wie sich die dunklen Berge im Süden höher aufthürmen. Der Weg war schlecht, weil der Verkehr mit der Goldwäsche Koaran nach Einstellung der Arbeiten in derselben vollkommen aufgehört hat. Wir erreichten Koaran im Laufe des Nachmittages. Von Koaran aus ist die Strasse nicht mehr zu Wagen zu passiren. Ich stieg jetzt zu Pferde. Der Weg führte hier durch den dichten Schwarzwald, wie ich ihn am Mrass beschrieben habe. Meine Führer bezeichneten mir die sich im Südosten aufthürmenden Bergmassen als das Abakanische Gebirge. Gegen Südwesten sieht man einen anderen Bergzug, der sich zum Teletzkischen Gebirge hinzieht. Der Weg war recht schlecht, wenn auch ziemlich breit angelegt. Der schon seit Wochen anhaltende Regen hatte den Boden aufgeweicht und die stark frequentirte Strasse in einen Morast verwandelt. Wir konnten hier nur Schritt reiten, da die Füsse

Digitized by Google

der Pferde bei jedem Tritt in den Boden einsanken, was um so unangenehmer war, als wir im Laufe des Nachmittages von einem heftigen Regen überfallen wurden. Spät am Abend erreichten wir eine Etappe (21 Werst), ein Haus, das von der Goldwäsche-Verwaltung hier errichtet ist. Dergleichen Etappen werden auf allen Wegen, die zu Kronsgoldwäschen führen, unterhalten, sie dienen als Stationen für den Verkehr der Goldwäschen. In jeder dieser Etappen ist eine Anzahl Kronspferde für den Verkehr stationirt. Solcher Etappenstrassen giebt es drei im Tom-Kondoma-Gebiete: 1. von der Biisker Strasse über Spasski nach Zarewo-Alexandrowski; 2. von Kusnetzk am Tom entlang nach Zarewo-Nikolajewski; 3. von Kusnetzk am Ussu entlang nach der Goldwäsche Zarewo-Mariinsk. Früher ging der Etappenweg von Zarewo-Nikolajewski am Mrass entlang.

Die hiesige Etappe besteht aus einem kleinen Häuschen, das recht wohnlich aussieht.

(Den 10. Mai.) Nach einer schlechten Nacht (das Ungeziefer liess uns nicht schlafen) brachen wir in der Frühe auf und erreichten zu Mittag die Biiskische Goldwäsche am Flüsschen Andaba; dieselbe ist ebenfalls seit längerer Zeit verlassen und nur ein Etappenhaus bewohnt. Ich ritt ohne Aufenthalt weiter und langte am Abend in der 20 Werst entfernten Goldwäsche Zarewo-Alexandrowski an. Freundlicher Empfang seitens des mir bekannten Verwalters Kulibin. Der Charakter der Landschaft hatte sich bei Zarewo-Alexandrowski nicht verändert. Ueberall dichter, fast undurchdringlicher Schwarzwald. Der ohne Unterbrechung auf uns herabströmende Regen nahm uns jede Fernsicht.

(Den 12. Juni.) Eine solche Goldwäsche bildet eine Welt für sich. Rings von Waldgebirgen umgeben, ist sie von jedem regeren Verkehre mit der Aussenwelt abgeschlossen. Wöchentlich trifft nur einmal die Post ein, und das nur in den Sommermonaten, sonst vergeht oft ein Monat, bevor die Bewohner der Goldwäsche wieder Nachricht von Aussen erhalten. Die hiesige Goldwäsche bildet eine recht ansehnliche Ansiedelung am rechten Ufer des Flüsschens Kontschak. Sie ist viel grösser als Spasski. Wenn man die Höhe des Uferberges erstiegen, so hat man eine gute Ueber-

sicht über die ganze Ansiedelung, die sich am Fusse des Berges bis fast zum Flusse hinzieht. Rings um den Ort steigen dunkle Waldgebirge auf und schliessen das freundliche Thal wie mit einer unübersteiglichen Mauer ein.

Der Verwalter der Goldwäsche und der Arzt des ganzen Kronsgoldwäschen-Bezirkes, der hier seinen Wohnsitz hat, führen hier in der Einsamkeit ein ganz erträgliches Leben. Die Leute sind nur auf sich selbst angewiesen, haben sich aber recht behaglich eingerichtet. Musik, Lektüre, Gartenkultur, Jagd, Fischfang gewähren ihnen so viel Abwechselung, dass sich das Gefühl der Langeweile, wenigstens im Laufe des Sommers, bei ihnen nur selten einschleichen kann. Im Winter, wo der hohe Schnee sie in die Häuser bannt, soll es dagegen manchmal unerträglich sein.

Das Leben der Arbeiter auf der Goldwäsche geht Jahr für Jahr gleichmässig fort. Zwei Wochen Arbeit und eine Woche freie Zeit. Ihre Nahrung ist den Umständen nach gut, denn sie erhalten Mehl und Fleisch (letzteres einen Theil des Jahres in getrocknetem Zustande) reichlich. Wie sich von selbst versteht, herrscht hier strenge Zucht. Jeder Arbeiter erhält sein Tagespensum; arbeitet er mehr oder an freien Tagen, so wird ihm dies besonders bezahlt. Die schwere Arbeit, die tödtliche Langeweile an freien Tagen und der Mangel an Frauen hat unter den Arbeitern einen grossen Grad von Stumpfsinn und grosse Unmoralität erzeugt, so dass hier schwere Verbrechen, die zuweilen nur aus Langeweile begangen werden, keine Seltenheit sind. Hier zwei Fälle als Beispiel.

Vor einigen Monaten nahm ein junges Weib ein zweijähriges Kind einer Nachbarin, das sie sonst sehr lieb gehabt, mit in die Badstube und schnitt ihm dort den Hals durch. Sie wurde bei der That ergriffen, gestand Alles ohne Zögern ein und gab als Grund des Verbrechens an, dass in ihr schon lange der Gedanke aufgetaucht sei, sie müsse ein Kind ermorden; endlich habe sich hierzu eine günstige Gelegenheit gefunden; sonst habe sie keine Veranlassung zum Morde gehabt. Vor einigen Wochen wurde hier ein Mann ermordet. Zwei Bergarbeiter waren des Mordes verdächtig. Man setzte sie in gesonderte Gefängnisse und erlangte von dem einen folgendes Geständniss: seine Frau habe mit dem Ermordeten in einem unerlaubten Verhältnisse gelebt, er habe desshalb beschlossen,

Digitized by Google

jenen zu ermorden; da aber jener gross und stark, er aber klein und schwächlich sei, so habe er seinen Freund gebeten, seinen Feind für ihn todtzuschlagen, und dieser habe ihm bereitwillig den Freundschaftsdienst geleistet und ihm bei der Ausführung der That getreulich beigestanden.

Heute, am ersten Pfingstfeiertage, wurde den Arbeitern Branntwein gereicht, aber nur im Magazin der Goldwäsche, wo er auch getrunken werden musste. Trotz des Verbotes der Beamten, den Branntwein nicht mit in die Hütte zu nehmen, war dies dennoch geschehen. Ausserdem hatten sich die Arbeiter noch anderen Branntwein verschafft, so dass die meisten betrunken waren und am Abend jubelnd und singend durch die Strassen zogen. Als es dunkel geworden war, versammelten sich die Einwohner vor den Hütten bei grossen Feuern, die man im Freien angezündet hatte. Die wohl von fünfzig solchen Feuern erleuchtete Goldwäsche machte einen sehr eigenthümlichen Eindruck.

Die Bevölkerung der Privatgoldwäschen ist viel sittenloser als die der Kronsgoldwäschen; auf letzteren sind stehende Arbeiter, auf ersteren aber sammelt sich alles mögliche Gesindel und unter diesen viele verschickte Verbrecher. Die Folge davon ist, dass auf den Privatgoldwäschen die schrecklichsten Verbrechen an der Tagesordnung sind.

Am dritten Pfingstfeiertage Morgens besuchte ich die dicht bei der Goldwäsche belegenen Arbeiten. Dieselben sind in der That recht bedeutend und zeugen von der Tüchtigkeit der leitenden Beamten.

Das Wasser des Flüsschens ist in ein anderes Bett geleitet und ein aus Brettern gefertigter Wasserzug führt über ein Balkengerüst zu dem Rade der Maschine. Durch eine eigenthümliche Schleusenvorrichtung kann die Menge des Wassers, die das Rad treibt, auf das Genaueste regulirt werden.

Die Maschine ist bequem und praktisch eingerichtet. Zu beiden Seiten des Wasserrades sind kreisrunde Vertiefungen, die im Durchmesser wohl drei Arschin haben und in welche die ausgegrabene Erde, die man auf Karren herführt, geschüttet wird. Ein senkrechter Eisenstab, an dessen Ende sich mehrere horizontale Arme befinden, dreht sich in seiner Achse, so dass die Arme die in die Vertiefung geschüttete Erde umrühren. Auf dem Boden ist eine Eisenplatte mit Löchern von einem

halben Zoll im Durchmesser, und von oben fliesst ein bedeutender Wasserstrahl in die Vertiefung, der die kleinen Steine und die Erde durch die Löcher treibt und die grösseren Steine abspült. Die grossen Steine werden nun von zwei bei jeder Vertiefung aufgestellten Arbeitern mit hackenähnlichen Werkzeugen entfernt und fortgeschafft. Der durch die Löcher herabgestürtzte feinere Grund fällt auf die Waschstelle und zwar auf einen zwei Arschin breiten und eine Arschin langen, etwas nach vorn geneigten, sehr glatten Bretterboden, an dem hinten und zu den Seiten sich ein etwa 2—3 Zoll hoher Rand befindet, an dessen vorderem Theile aber zwei etwa $^1/_4$ Zoll tiefe Querrinnen sind. Unterhalb dieses Bretterbodens sind noch zwei bis drei geneigte, eine Arschin lange Stufen mit ebensolchen Querrinnen angebracht. Bei dieser Waschstelle sind an jeder Seite zwei bis drei Arbeiter aufgestellt, die mit an langen Stangen befestigten Brettchen die auf die Waschstelle herabgefallene Erde vorsichtig auseinander ziehen, so dass das Wasser die feineren Theile nach vorn treibt, die grösseren Steine aber zurücklässt; diese werden von den zu beiden Seiten stehenden Arbeitern vorsichtig entfernt. Der schwere Goldsand, der sich bei dieser Manipulation auf den Boden senkt, sammelt sich in den Querrinnen und wird nach der Entfernung aller Erde und der Steine aus den Querrinnen gesammelt. Der einmal durchgewaschene Sand sammelt sich in Trögen am unteren Ende der Waschstelle und wird noch einmal durchgewaschen. Sehr bequem ist die Beaufsichtigung der Waschstellen. Zwischen beiden Waschstellen, dicht unter dem Wasserrade, ist eine Ueberdachung und hier befindet sich eine Bank, von welcher aus man beide Waschstellen sehr leicht beaufsichtigen kann. Im Allgemeinen sollen 100 Pud Erde hierselbst 2 Solotnik Gold enthalten.

(Den 13. Juni.) Nach Tische verliess ich Zarewo-Alexandrowski und kehrte zur Biiskischen Goldwäsche zurück. Etwa $1^1/_2$ Werst von derselben wandten wir uns westwärts vom Flüsschen Andaba und folgten demselben bis zum Lebed, dann ritten wir am linken Ufer des Lebed bis zum Flüsschen Ulbas etwa 35 Werst vor Zarewo-Alexandrowski. Am Andaba fand ich drei frische Pferde bereit; mein Gepäck war schon am Morgen nach Ulbas gebracht worden. Die Ufer des Lebed tragen durchaus nicht den Charakter des Schwarzwaldes, es

Digitized by Google

sind vielmehr nicht hohe Bergwellen, die ebenso wie das Flussthal meist mit Birken- und Espenwald bedeckt sind; im Thale selbst ist ausserdem häufig graugrünes Weidengestrüpp. Am Ulbas traf ich auf den ersten Ulus der Lebed-Tataren.

(Den 14. Juni.) Mit Sonnenaufgang verliess ich den Ulbas. Unser Weg ging wohl 20 Werst am Lebed abwärts. Das Flussthal ist sehr breit und überall finden sich in demselben herrliche Wiesenflächen, durch die der breite, aber nur sehr flache Fluss sich hinzieht. Da Sümpfe und dichtes Weidengestrüpp die Wiesenflächen unterbrechen und der Fluss selbst viele Windungen macht, so musste er wohl zehn Mal durchritten werden. Die Passage aber war nur an einer Stelle gefährlich. Einige unserer Pferde verloren den Boden der Furth und stürzten mit dem Gepäck in den Strom, so dass sie an das Ufer schwimmen mussten. Noch im Laufe des Vormittags erreichten wir am Ufer zerstreut liegende Hütten. Im Ganzen ist der Lebed wenig bevölkert; man erklärte mir diesen Umstand dadurch, dass durch die Anlage der Zarewo-Alexandrowskischen Goldwäsche den Anwohnern viele Weideplätze genommen wurden, so dass ein grosser Theil der hiesigen Bewohner den Lebed verlassen habe. Obgleich der Wasserstand sehr niedrig war, rieth man mir doch, meine Reise zu Wasser fortzusetzen. Es wurde zu diesem Zwecke ein Floss aus Brettern gezimmert, auf dem mein Zelt aufgestellt wurde. Am Hintertheile wurde auf Brettern eine Schicht Erde aufgeschüttet und auf dieser ein Feuer angezündet. Das Floss wurde mit sechs Menschen bemannt.

(Den 16. Juni.) Zuerst war der Fluss sehr flach, das Floss fuhr mehrmals fest und nur nach grosser Anstrengung gelang es, dasselbe wieder flott zu machen. Später wurde das Wasser tiefer. Die Durchreise eines Fremden war hier ein wahres Fest, denn fast die ganze männliche Bevölkerung folgte uns am Ufer eine Strecke lang; sobald das Floss stehen blieb, ritten die Leute in's Wasser und singend und jubelnd arbeitete man so lange, bis das Floss wieder flott war. Um das Floss leicht zu machen, hatte man unser Gepäck 10 Werst weit zu Pferde transportirt und lud es erst hier auf das Floss. Die berittene Begleitung nahm hier von uns Abschied. Die Strömung des Lebed ist sehr verschieden, oft fast kaum merklich, so dass das Floss

Digitized by Google

mit Stangen fortgestossen werden muss, bei seichteren Stellen aber ist der Fluss reissend und voller Strudel. Das Flussthal bot mannigfaltige Abwechselungen, wenn auch der ganze Charakter der Landschaft sich wenig ändert. Oft ist das Thal breit und mit Wiesengründen bedeckt, oft verengt es sich, ist waldig und mit Birken, Weiden und Espen besetzt. Dann giebt es wieder Stellen, wo die Uferberge dicht bis an den Fluss treten, bald bedeckt, bald in kahlen Felsen steil herabfallend. Pichten und Cedern treten nur selten auf, nur von Zeit zu Zeit taucht einer dieser dunklen Waldriesen aus dem weisslichen Weidengestrüpp oder den hellgrünen Birken hervor. Die Schattirungen der Landschaft sind oft reizend. Der Fluss mit seinem silberweissen Wasser ist von weissgrünen Weidenbüschen eingefasst, dann folgt das glänzende Grün des Wiesenteppichs, an den Uferhügeln erhebt sich die mattgrüne Birke und in der Ferne steigen die dunklen Berge des Schwarzwaldes immer höher auf.

Etwa nach 24 Werst machten wir Halt und banden das Floss am Ufer fest. Kaum hatten wir uns niedergelegt, als plötzlich in der Nähe aus dem Gebüsch ein furchtbares Gebrüll ertönte. Der Schreckensruf der Tataren: Ajyg! Ajyg! (ein Bär!) machte mich sogleich mit dem Urheber bekannt. Ich feuerte daher mein Gewehr mehrmals ab und das laute Gebell meines Jagdhundes, das die Tataren mit Schreien und Pfeifen begleiteten, setzte Herrn Petz in Schrecken, so dass er sich eilig davon machte. Das Knistern der Reiser unter seinen Tritten konnten wir deutlich vernehmen.

(Den 17. Juni.) Den folgenden Tag fuhren wir ohne Hindernisse von Sonnenaufgang bis spät zum Abend und erreichten die Mündung des Flüsschens Togul. Hier ist die Strömung des Lebed so stark, dass unser Floss auf das andere Ufer geworfen wurde. Nach vielen Mühen gelang es meinen Leuten, das linke Ufer der Togulmündung gegenüber zu erreichen. Hier ist ein Etappenhaus, allwo im Winter Proviantransporte nach Zarewo-Alexandrowski vorbeigebracht werden.

(Den 19. Juni.) Während der ganzen Lebedreise und noch während des gestrigen Tages hatten wir heftiges Regenwetter. Erst heute gegen Mittag klärte sich der Himmel auf. Wir verliessen die Jurten am Togul zu Pferde und wandten uns vom

Digitized by Google

Lebed direkt nach Süden zur oberen Bija. Von der Höhe des Gebirgskammes war eine liebliche Aussicht auf den Togul, der sich durch ein weites, üppiges Wiesenthal hinschlängelt. Jenseits des Lebed erhebt sich ein hoher Gebirgszug, der zum Theil mit Wald bedeckt ist, zum Theil kahl sich am Horizonte sanft geschwungen dahinzieht. Jemehr wir uns vom Lebed entfernten um so dichter wurde der Wald. Nach einigen Werst trafen wir auf die erste Hütte der Schwarzwald-Tataren. Die Bodenvegetation zeigt hier dieselbe Ueppigkeit wie am Mrass, sie ist so hoch und dicht vorn am Walde von saftigen Kräuterbüschen bewachsen, dass nur der Kopf des Pferdes und seines Reiters aus der Pflanzenschicht emporragen. Trotzdem ist dies noch nicht der eigentliche Schwarzwald, wie ich ihn am Mrass beobachtete. Die Espen und Birken haben noch immer die Oberhand. Die Berge steigen nach Süden höher und erlauben uns keine Fernsicht. Deutlich kann man erkennen, wie zwei Hauptgebirge sich nach Süden hinziehen, im Westen ein Gebirgszug, der die Bija begleitet, und im Osten ein zweiter, der die Wasserscheide zwischen dem Tom- und Bija-Gebiet bildet. Besonders reich scheint die hiesige Gegend an Vögeln zu sein, die hier überall in unzähligen Schaaren die Luft durchschwärmen. Auch an Vogelwild sind die hiesigen Wälder reich, besonders an Auer- und Birkhühnern. Die erste Hälfte des Weges legten wir bei herrlichem Wetter zurück, nicht so den übrigen Theil; der Himmel überzog sich mit schwarzen Wolken und ein wahrer Wolkenbruch begleitete uns die letzten 10 Werst. Der Charakter des Waldes änderte sich insofern, als hier grosse Strecken mit Tannen- und Fichtenwaldungen bedeckt waren.

(Den 20. Juni.) Den 20. Juni verliessen wir den Ulus-Küsön und wendeten uns nach Südosten, dem Laufe der Bija in einiger Entfernung folgend. Auf den Höhen Pichten- und Cedernwaldung, in den Thälern Birken- und Fichtenwald. Im Altai kommt die Fichte nur in einigen Gegenden vor, ein Beweis der hohen Lage des Landes. Bunge macht darauf aufmerksam und meint, dass das Vorkommen von Fichten- und Tannenwaldungen im Tscholyschmanthale ein Kennzeichen der bedeutend niederen Lage dieses Landstriches gegen den übrigen Altai sei. Das Auftreten von Fichtenwaldungen ist aber nicht überall ein Zeichen der niedrigen Lage, denn sie kommen am oberen Mrass

Digitized by Google

in ziemlich hochgelegenen Landstrichen vor, desgleichen an der oberen Bija, während sie am Lebed fehlen, obgleich letzterer niedriger liegt. Einige Male führte der Weg auf die Höhen des Bergkammes am rechten Ufer der Bija und bis an das Ufer des Stromes selbst. Wir sahen lange den gewaltigen Strom tief im dichtbewaldeten Thale zwischen bedeutenden Uferbergen sich hindurchzwängen; ein überaus grossartiger Anblick. Der Weg war schlecht und sumpfig.

Um einen berühmten Sänger zu besuchen, ging ich nicht direkt zur Mission am Käbisän, den kürzesten Weg zum Teletzkischen See, sondern wandte mich östlich in's Gebirge. Hier lagen die Hütten der Talas zerstreut. Die Lage des Ortes, an dem wir unser Lager aufschlugen, war reizend. Wie ein Meer von sich hoch aufthürmenden Wellen sahen wir bis in unabsehbare Ferne die sanft abgerundeten Bergketten sich hinziehen, und im Hintergrunde erhoben sich die mächtigen Berggipfel der Gebirgskette des Teletzkischen Sees. Alle uns näher liegenden Bergwände waren mit dichtem Schwarzwalde bedeckt, und nur ganz im Vordergrunde lagen kahle, hellgrüne Hügel, auf deren Gipfeln und Abhängen die Aecker der Tataren wie bunte Flecken zerstreut lagen. Bei Sonnenuntergang glänzten alle Berggipfel in rosenrothem Scheine, während die Thalfurchen schon in das dunkle Schwarz der Nacht gehüllt waren. Die Nacht der Thäler schien gegen den Tag der Bergkuppen anzustürmen und stieg Schritt für Schritt höher, jemehr das Licht der untergehenden Sonne abnahm.

(Den 22. Juni.) Unser Weg ging wie am vorigen Tage an der Bija aufwärts. Hier trafen wir wieder Birkenrinden-Jurten. Wir durchritten zwei Flüsschen, den Tongoschty und den Toloi und langten im Laufe des Nachmittags in der an der Käbisän-Mündung gelegenen Mission an.

(Den 23. Juni.) Ich verliess schon in aller Frühe die Mission am Käbisän. Jenseits des Flüsschens ist eine wohl 6 bis 7 Werst lange Ebene, die aber nur an wenigen Stellen bebaut ist. Nachdem wir diese Ebene durchritten hatten, schlängelte sich der Weg in vielen Windungen zwischen grossen Steinblöcken und dichtem Buschwerk bis zum Kamme des Gebirgszuges empor. Der Boden war sehr weich und durch den an-

haltenden Regen in einen Sumpf verwandelt. Gegen 3 Uhr erreichten wir endlich die Jurte des Oroschok Saisan, die etwa $1\frac{1}{2}$ Werst von dem Ufer des Teletzkischen Sees entfernt ist.

Nachdem der Regen nachgelassen hatte, verliess ich die Jurte des Saisan und ritt von etwa 15—20 Tataren begleitet, zum Teletzkischen See. Das Gemälde ist herrlich. Zwischen den riesigen Waldmassen der Uferberge zog sich die hier schon bedeutende Wassermasse bis in weite Ferne hin. Das dunkle Grün der Berge ging am Horizont allmählich in Grau über, und im Hintergrunde erhob sich der mächtige Ängilgän wie eine silbergraue Wolke, die an ihrem unteren Saume mit der weissen, glänzenden Fläche des Wassers verschmolz. Am Ufer des Sees steht ein Speicher, in dem ein hiesiger Kaufmann seine Fischergeräthe und Boote aufbewahrt.

(Den 24. Juni.) Da ich den Teletzkischen See der Länge nach, in der Richtung von Norden nach Süden, zu durchschiffen gedachte, so miethete ich zu diesem Zwecke Boote eines Kaufmannes, der sich hierselbst mit dem Fischfange beschäftigt. Diese Boote sind bedeutend grösser als die gewöhnlichen Tatarenboote. Jedes Boot wurde mit drei Personen bemannt und auf 6 Tage Proviant mitgenommen, obgleich unsere Fahrt nur 90 bis 100 Werst betrug, da Stürme oft einen längeren Aufenthalt verursachen.

Der Teletzkische See wendet sich von dem Punkte aus, an dem wir uns befinden, in seiner Hauptrichtung zuerst nach Osten. Er ist hier von geringer Breite, wohl nicht mehr als eine halbe Werst. Die Uferberge sind hier hoch und steil und mit dichtem Schwarzwalde bekleidet. Etwa vier Stunden lang ruderten wir am linken Ufer entlang und passirten die Mündungen der Flüsse Ojor, Ümsär und Ürgö. Jenseits des Ümsär trafen wir auf vereinzelte Jurten der Schwarzwald-Tataren. Hier überzog sich der Himmel und es überfiel uns ein Gewitter, dem ein anhaltender Regen folgte. Es war allmählich dunkel geworden und die Landschaft wurde nur noch durch die zuckenden Blitze ab und zu erhellt. Der Donner rollte in langen Schlägen zwischen den hohen Bergwänden echoweckend entlang. Da der Regen immer heftiger wurde und das in den Booten sich ansammelnde Wasser uns sehr belästigte, befahl ich an's Land zu fahren, woselbst wir unter den Zweigen von Cedern und zwischen Steinblöcken einigen Schutz fanden.

Allmählich legte sich das Gewitter und der Himmel klärte

sich auf. Die Boote mussten umgepackt werden, denn unser Gepäck war durchweicht. Nachdem alles wieder in Stand gesetzt war, setzten wir unsere Reise fort und wandten uns nach Osten. Jemehr wir in dieser Richtung vordrangen, um so lichter wurde der Wald an den Uferbergen und es traten schon hier von Zeit zu Zeit Felsmauern hervor. Zwischen den Flüssen Ürgö und Tschentschenek zeigten sich am nördlichen Ufer fast nur Felspartien, die ihrer Farbe wegen von den Einwohnern Ak-Kaja (weisser Fels) genannt werden. Jenseits des Tschentschenek verliessen wir das nördliche Ufer und wandten uns nach Süden. Die Ueberfahrt dauerte ziemlich lange, da der See hier wenigstens 3 Werst breit ist. Als wir das jenseitige Ufer, nicht weit von der Mündung des Kondor, erreicht hatten, war es schon recht spät geworden; wir suchten nach einer Stelle zum Uebernachten. Man baute mir hier aus Zweigen eine Hütte, die allenfalls vor Regen schützte, und unsere Fährleute machten sich sogleich daran, für unser Abendessen Fische zu fangen. Obgleich mein Netz nur sehr kurz war, fingen sie dennoch in kurzer Zeit ein reichliches Gericht schöner grauer Fische, die die Tataren Kysyk, die Russen Teletzkische Heringe nennen. Der Kysyk ist sehr schmackhaft, wohl 10 Werschok lang und 2—3 Werschok breit und von silbergrauer Farbe. An Gestalt gleicht er dem Baikalischen Omul. Die Tataren versicherten, dies seien die ersten Kysyk, die sie in diesem Jahre gefangen hätten. Die Kysyk kommen meist zu Anfang Juli zum Vorschein und zeigen sich dann in riesiger Menge. In dieser Zeit finden sich auch die Kaufleute hier zum Fischfange ein. Im vorigen Jahre soll der Kaufmann Tschetin aus Ulalu 80 Pud Kysyk gefangen haben. Auch die Tataren kommen im Iuli von allen Seiten zum See und sammeln hier Vorräthe an Fischen. Von den Russen werden die Fische eingesalzen, die Tataren aber trocknen sie an der Luft. Ausser dem Kysyk giebt es im Teletzkischen See noch folgende Fischarten: Chairus, Salmo taimen (der besonders im Süden sich in ausserordentlicher Grösse vorfinden soll), Hechte und Raise.

(Den 25. Juni.) Nachdem wir den Berg Boldshor umschifft hatten, sahen wir, dass hier der See gänzlich seine Richtung ändert und sich im rechten Winkel nach Süden wendet. Seine Breite ist hier viel beträchtlicher, an der schmalsten Stelle

Digitized by Google

4 Werst. Die Uferberge steigen zu beiden Seiten immer höher auf und ziehen sich nicht in gleichmässigen Ketten dahin, sondern treten in mannigfaltigen Bildungen oft eine Werst weit in den See hinein Hier mussten wir über den See fahren, was nicht ohne Gefahr ist, da man vor Ablauf einer Stunde das jenseitige Ufer nicht erreichen kann, so dass man, wenn während dieser Zeit ein Sturm losbricht, Gefahr läuft, unterzugehen. Als wir die Ueberfahrt begannen, sah ich, wie sich die Fährleute gegen Süden hin verneigten, eine Hand voll Wasser in die Luft spritzten und einen Segensspruch murmelten. Man erklärte mir, man erbäte den Segen des Vaters des Berges, Altyn Tag („der Goldberg"), zur Ueberfahrt. denn wenn er Wind sende, so seien wir alle verloren.

Von der Mitte des Sees war eine weite Aussicht nach Süden. Die Entfernung ist so gross, dass die Berge am südlichen Ende des Seees vollständig im Nebel verschwinden. Als wir endlich das östliche Ufer südlich vom Flusse Körgürök erreichten, hatte sich der Charakter der Uferberge vollkommen geändert. An Stelle des Schwarzwaldes mit seinen Pichten und Cedern war jetzt die Taiga (Felsengebirge) getreten. Die Felsblöcke waren nur in den Rinnen zum Theil mit dünnen Waldstreifen überzogen. Hellgrüne Lärchenbäume, Birken, Espen und von Zeit zu Zeit Fichten und Kiefern zogen sich am Ufer und an den Felsspalten entlang und gaben den Uferbergen ein frisches Aussehen. Bald erreichten wir die Mündung des Aju Ketschpes (der Bär geht nicht herüber). Dieser Flussname soll daher kommen, weil die Bären, die hier nordwärts, besonders am Kangmy in grosser Zahl vorkommen, selten diesen Fluss überschreitten, da sie in der Taiga viel weniger Nahrung finden als im Jysch (Schwarzwald). Jenseits des Flusses Adamysch machten wir eine Stunde Mittagsrast. Die Uferberge senken sich hier an den meisten Stellen schroff ins Wasser, so dass sich nur sehr wenige Landungsplätze finden lassen. Weiter südlich waren die Uferberge Tschajak-Pakty und Sölök (am östlichen Ufer) fast ganz nackt und nur mit Gras und Geröll bedeckt. Die Bergmassen des Tschajak-Pakty erheben sich allmählich, während der Sölök fast senkrecht aufsteigt. Bäume sind hier nur dicht am Rande des Wassers. Das westliche Ufer hat, so viel vom östlichen zu erkennen ist, seinen Charakter wenig geändert. Bis zur Mündung des Kökschü wird die Aussicht auf

Digitized by Google

das Südufer des Seees durch die vorspringende Bergmasse des Kara-Korum (schwarzer Bergsturz) versperrt, doch sobald man die Mündung des Kökschü passirt hat, eröffnet sich eine Fernsicht nach Süden und es zeigen sich am Horizonte die mächtigen Höhen des Altyn-Tag und des Ak-Tasch, die sich zu beiden Seiten der Mündung des Tscholyschman erheben. Jenseits des Kökschü sind die Uferberge wieder zum Theil bewaldet und kahle Bergwände seltener.

Gegen Abend erreichten wir die Mündung des Tolysch, wo wir die ersten Jurten der Dwojedaner vorfanden. Hier ist der See am schmalsten und man kann deutlich erkennen, dass auch am jenseitigen Ufer der Schwarzwald aufgehört hat und die Berge dort ebenfalls mit Lärchenwald bedeckt sind.

Der Abend war herrlich, kein Wölkchen am Himmel zu sehen. Die Dwojedaner kamen aus ihren Jurten zum Ufer herab und versammelten sich um unser Feuer.

(Den 26. Juni.) Wir fuhren in der Frühe weiter am östlichen Ufer entlang. Das Ufer ist zuerst felsig. Diese Bergmasse wurde mir als Artal bezeichnet. Jenseits des Artal wird das östliche Ufer wieder waldig, abgerundet und endlich verschwindet der Felscharakter gänzlich. Auf der Höhe des Bergkammes sollen hier viele Jurten stehen. Beim Berge Pälä verliessen wir das östliche Ufer und durchritten, da das Wetter sehr günstig war, den See gerade südwärts. Das westliche Ufer ist von Kara-Korum ab weit schroffer als das östliche. Ueberall sieht man Felsmassen sich aufthürmen, auf deren Höhen ewiger Schnee liegt. Die höchsten Berge aber liegen an der Mündung des Tscholyschman und heissen Ak-Tasch (Weiss-Stein) und Altyn-Tag (Goldberg), der auch „Vater der Berge und Seeen“ genannt wird. Dieser steht in besonderer Achtung und Verehrung und Niemand hat ihn bis jetzt ersteigen können. Alle, die das beabsichtigt, sind umgekommen; „denn Gott will nicht“, sagen die Eingeborenen, „dass man den ‚Goldberg‘ ersteige“.

Etwa um 3 Uhr Nachmittags erreichten wir die Mündung des Tscholyschman (hier ist die Höhe von Kalning auf 399,2 Meter bestimmt). Dieser Fluss ergiesst sich in mehreren Armen in den Teletzkischen See und beträgt die Breite des Thales an der Mündung wohl eine Werst. Nach der langen Wasserreise

Digitized by Google

macht das liebliche Thal des Tscholyschman einen angenehmen Eindruck auf den Reisenden.

An beiden Seiten ist es von hohen, kahlen Felsmauern, deren Gipfel fast sämmtlich mit Schnee bedeckt sind, umgeben, aber zwischen diesen unwirthsamen Felswänden zieht sich der herrliche, in frischem Maigrün prangende Wiesenteppich hin, durch welchen sich in vielen Windungen die breiten Arme des Tscholyschman hindurchschlängeln, mit ihren von Fichten-, Pappeln- und Espenwaldungen reichbesetzten Ufern.

Wenn Ritter dem Teletzkischen See eine reiche Zukunft voraussagt, wenn er sich seine Ufer mit Dörfern und Städten bedeckt und seine Fluthen mit den Dampfschiffen der handeltreibenden Uferbewohner beschifft denkt, so sind das Phantasien, die wohl nie in Erfüllung gehen werden, denn nirgends sind Ankerplätze und Buchten, nirgends flache Ufer, an denen auch nur ein ganz kleines Dorf Platz fände. Der See in seinem Felsenkessel ist bis jetzt von der Civilisation ausgeschlossen gewesen und wird ihr wohl auch immer entfremdet bleiben. Die einzige Uferstelle, welche eine dichtere Bevölkerung erlaubt, ist die Mündung des Tscholyschman. Schon jetzt ist der Tscholyschman stark bewohnt. Wir trafen bereits an fünf bis sechs Stellen Filzjurten. Auf den Wiesengründen weiden viele Rinderheerden. Nicht weit von der Mündung des Baschkaus (Pasch-köbüsí, der „Vielquellige") mussten wir Halt machen, da die Nacht anbrach. (Kalning hat die Höhe dieser Stelle auf 418,3 Meter bestimmt. Den Quellsee des Tscholyschman, Dschulu Köl, bestimmt Kalning auf 2293 Meter Höhe; die Höhe des Kurai-Gebirges auf 2574 Meter, die Quelle des Baschkaus auf 1789 Meter.)

(Den 17. Juli.) Von der Mündung des Tscholyschman begaben wir uns heute zur Mündung des Tschöltschü. Nach etwa 2 Werst erreichten wir die Mündung des Baschkaus. Dieser Strom ist hier sehr reissend und das Durchreiten mit Gefahr verknüpft. Jenseits des Baschkaus ist das Tscholyschman-Thal von sehr verschiedener Breite, da die Uferfelsen an mehreren Stellen sehr nahe an den Fluss herantreten. Im Laufe des Nachmittags schlugen wir unser Zelt an der Mündung des Tschültschö auf.

(Den 24. Juli.) Der Tscholyschman war während unserer Reise zur chinesischen Grenze durch den anhaltenden Regen so

hoch gestiegen, dass er am Tschültschö nicht durchritten werden konnte. Wir setzten unseren Weg deshalb am rechten Ufer fort. Das Uferthal war hier schmal und der Boden meist mit Geröll bedeckt. Jenseits des grossen Bergsturzes, der bis an's Ufer des Flusses herabging, fanden wir ein kleines, halbverfallenes Boot, in welchem wir über den Fluss setzten. Da das Uebersetzen nur langsam von statten ging, konnten wir die Baschkaus-Mündung erst um 3 Uhr Nachmittags erreichen. Am Baschkaus fanden wir ebenfalls zwei kleine Boote, in denen wir den Fluss passirten. Der reissende Baschkaus ist schwieriger zu Boote zu durchfahren als der Tscholyschman. So ging auch unsere Ueberfahrt nicht ohne Unfall von statten; die Boote kippten um und sowohl Fährleute als auch unser Gepäck wurden durch den Strudel an's Ufer geschleudert, aber von am Ufer befindlichen Leuten gerettet. Jenseits des Baschkaus ritten wir noch 6 bis 8 Werst und übernachteten an der Uferwaldung bei einigen Jurten.

(Den 25. Juli.) Bei der vorgerückten Jahreszeit zog ich es vor, auf dem westlich vom Teletzkischen See führenden Landwege zurückzukehren. Wir brachen um 10 Uhr früh bei herrlichem Wetter auf. Da mein Gepäck sehr zusammengeschmolzen war, so genügten uns acht Pferde und drei Führer. Mit Proviant hatten wir uns auf einige Tage versorgt; Salz war leider nicht aufzutreiben gewesen.

Südlich vom Flüsschen Atschyman erstiegen wir das linke Ufergebirge des Tscholyschman. Der Fels erhebt sich hier fast senkrecht und an den Klüften steigt ein wenige Fuss breiter Pfad in vielen Windungen und Krümmungen empor. Zuerst bildet die Felswand einige Terrassen, die mit dichtem Birken- und Espengehölz bewachsen sind, dann hört die Bewaldung auf und nur niedriges Gestrüpp dringt aus den Felsspalten hervor. Hier wird der Weg so steil, dass die Pferde, dicht an die Felswand gedrängt, nur mit Mühe an den Steinplatten emporklimmen können. Ein Pferd stürzte wohl drei Faden herab und beschädigte sich den Fuss so stark, dass wir es zurücklassen mussten. Nachdem wir auf diese Weise etwa zwei Stunden bergan gestiegen waren, ruhten wir eine halbe Stunde auf einem grossen Felsvorsprunge. Ein herrliches Bild breitete sich vor unseren Augen aus. Das frische Grün des Tscholyschmanthales mit seiner dichten Uferwaldung, durch das sich der Fluss wie eine Schlange windet,

Digitized by Google

I. Bd.

Aussicht auf den Teletzkischen See und die Tscholyschman-Mündung.

Seite 98—99.

Digitized by Google

lag jetzt gerade zu unseren Füssen. Wie zwei riesige Steinpfeiler erhoben sich zu beiden Seiten die Uferberge, und durch dieses Felsthor erblickten wir die weite Wasserfläche des Teletzkischen Sees, hinter dem das östliche Ufer, wie mit einem leichten Dunstschleier überzogen, seine gewaltigen Bergmassen terrassenförmig aufthürmte, deren höchste Gipfel mit dem Blau des Himmels verschmolzen.

Hier auf der Höhe beginnen schon die ersten Spuren des Schwarzwaldes. Rings aus den Spalten ragen dunkle Pichten hervor, deren Wurzeln in freier Luft die riesigen Steinblöcke umklammern. Der Weg wurde hier weniger steil, war aber sehr eng und durch den steinigen Boden nicht weniger beschwerlich. Nachdem wir abermals eine Stunde zwischen den Felsblöcken emporgeritten waren, erreichten wir das Flüsschen Atschyman, dessen Laufe wir etwa noch $1^1/_2$ Stunden folgten.

(Den 26. Juli.) Wir befinden uns jetzt wiederum im dichten Schwarzwalde; hohe Pichten- und Cedernwaldungen umgeben uns und der Boden ist mit üppigen Kräutern und Blumen bedeckt. Heute verliessen wir den Atschyman und wandten uns zu den nach Westen immer höher aufsteigenden Bergkuppen. Je höher wir stiegen, um so lichter wurde der Wald, die Pichten verschwanden und die Cedern fingen an, kleiner und verkrüppelter zu werden. Auf der Höhe wurde der Boden wieder sumpfig und der Wald verschwand gänzlich. Von dem obersten Gipfel des Bergkammes konnten wir die umliegenden Bergzüge übersehen. Nach Süden zieht sich das Randgebirge des Baschkaus mit seinen hohen Schneegipfeln, während sich das Ufergebirge des Teletzkischen Sees nach Nordosten hin ausbreitet. Nach Nordwesten hin sieht man die Gebirgszüge sich mehr und mehr abflachen. Die Berggipfel sind hier meist wellenförmig abgerundet und nirgends ragen zackige Spitzen hervor.

Auf der Höhe des Bergrückens überraschte uns ein starker Regenschauer. Als wir auf der anderen Seite des Bergrückens herabstiegen, erreichten wir bald wieder den Cedernwald und traten in das Fluss-System des Bishi. Zuerst folgten wir dem Flüsschen Aba bis zu seiner Mündung in den Schili. Den Schili verliessen wir bei der Mündung des Aktyra, an dessen Ufer wir aufwärts ritten. Dann überritten wir die Hügelkette zwischen dem Aktyra und Tölü (ebenfalls ein Nebenfluss des Schili), stiegen

488997

von hier aus zu keinem Flusse herab, sondern folgten dem Bergzuge und erhoben uns auf demselben wiederum zu bedeutender Höhe. Am Abend langten wir auf dem Bergrücken südlich vom Flusse Bishi an, der auf dieser seiner Höhe ein ziemlich grosses, baumloses Plateau bildet. Da wir heute den Bishi nicht mehr erreichen konnten, schlugen wir hier unser Nachtlager auf und weil sich kein Bach in der Nähe befand, mussten wir das Wasser einer Regenpfütze benutzen.

(Den 27. Juli.) Wir brachen schon früh auf, die Witterung war ungünstig, denn es regnete sehr heftig. Das Herabsteigen zum Flusse Bishi war bei so ungünstigem Wetter mit grossen Schwierigkeiten verknüpft. Der Weg war streckenweise mit Gesträuch und Gestrüpp bewachsen; bald waren Felsabhänge, bald sumpfige Stellen zu passiren. Der Bishi selbst ist an beiden Ufern von niedrigen, bewaldeten Bergzügen begleitet, die am rechten Ufer steil abfallen, am linken hingegen etwas weiter vom Flusse zurücktreten. Bei dem schlechten Wetter kamen wir nur langsam vorwärts und mussten daher übernachten, ehe wir die Wohnsitze der Schwarwaldtataren erreichten.

(Den 28. Juli.) An einem kleinen Nebenflusse des Bishi stiegen wir wieder am Bergkamme aufwärts. Der Weg war grauenhaft; dichter Wald, Sumpf und Steinmorast. Da gestern unser Fleisch zu Ende gegangen, so litten wir heute Hunger, denn wir hatten am Morgen nur Thee zu uns genommen. Wir ritten deshalb ohne Aufenthalt weiter. Ehe wir den Bishi wieder erreichen konnten, mussten wir vier bis fünf steinige Bergwellen, die in dichten Urwald gehüllt waren, übersteigen. Wir erquickten uns hier an Johannisbeeren, da der ganze Berg dicht mit Johannisbeersträuchern bedeckt war, deren herrliche Beeren in vollen Traubenbüscheln an den Zweigen herabhingen.

Von der Höhe des letzten Bergkammes sahen wir das Thal des Bishi zu unseren Füssen. An seinen Ufern waren viele Jurten, Heuschläge und bebaute Felder zu sehen. Gegen 4 Uhr Nachmittags erreichten wir die erste Jurte und stärkten uns mit Gerstenmehlbrei, der uns sehr gut mundete. Da es früh am Tage war, ritten wir noch weiter. Etwa nach 5 Werst durchritten wir den Bishi, der sehr breit und reissend ist, und langten spät in der Nacht bei einem bedeutenden Tatarendorfe an. Der

Digitized by Google

Charakter der Thalniederung hat sich hier ganz geändert, der dichte Schwarzwald ist verschwunden und weite Wiesenflächen ziehen sich am Flusse hin. Das Land ist sehr bevölkert, wohl alle 2—3 Werst stossen wir auf kleine Dörfer. Die Einwohner sind arm, halten wenig Vieh und leben nur vom Ackerbau.

(Den 29. Juli.) Heute folgten wir dem Laufe des Flusses Ügön, in dessen Thale schon jede Spur von Schwarzwald verschwunden ist. Birken- und Espenwald, unterbrochen von frischen, grünen Wiesen, zieht sich am Flusse entlang. Gegen Mittag gelangten wir zu einer kleinen Ansiedlung von Jassak-Bauern und getauften Tataren. Diese Leute sind sehr wohlhabend und ihre Häuser in einem trefflichen Zustande. Sie treiben hier Ackerbau und Bienenzucht. Am Abend erreichten wir die Jurte des Saisan Tatar vom Stamme Kömnösch am Ufer des Kara Köpschü.

(Den 30. Juli.) Unser Weg führt jetzt weiter am Kara Köpschü entlang, wir passiren das Dorf getaufter Tataren am Paspagyl, in welchem der einzige getaufte Saisan wohnt. Vom Paspagyl wandten wir uns zum ersten Nebenflusse der Katunja, dem Ishi. Etwa 8 Werst vom Paspagyl führt der Weg über einen bedeutenden Bergrücken; ehe wir das Flussthal wieder erreichten, vergingen wohl zwei Stunden und bei dunkler Nacht langten wir beim letzten Tatarendorfe Taschtü (das Steinige), das von getauften Kumandinen bewohnt wird, an. Von hier hatten wir noch 7 Werst zu Pferde zurückzulegen, bis wir das erste russische Dorf erreichten und zu Wagen unseren Weg zur Biisker Strasse fortsetzen konnten.

Aus dem Tagebuche meiner im Jahre 1862 unternommenen Reise.

(Den 8. Mai.) Gestern Abend 6 Uhr verliessen wir Barnaul. Mit schlechten Pferden erst in der Nacht das 15 Werst entfernte Dorf Schachi erreicht. Ohne Aufenthalt weiter gefahren; gegen 2 Uhr Nachts kamen wir zu der Silberhütte Pawlowsk (25 W.). Die nächste Station Schabolicha (25 W.) am Morgen erreicht, dann Station Iliinsk (früher Idola genannt). Auf dem Wege am Ob zwei kleine Dörfer, Nishni Kuschuk und Patero, beide dicht

Digitized by Google

am Ob-Ufer, bei der Mündung gleichgenannter Flüsschen. Von Iliinsk bis zum Dörfchen Werchni Kuschuk (12 W.). Bis jetzt immer gleicher Steppencharakter, nur von Zeit zu Zeit Fichten- und Birkenwäldchen. Dichtere Waldungen sind bei Pawlowsk (wo sie offenbar gepflegt werden) und bei Werchni Kuschuk. Die Steppe sieht recht öde aus, das frische Grün beginnt kaum zu sprossen und birgt sich noch zum grössten Theil unter der graugelben Decke des vorjährigen Grases. Die einzige für das Auge wohlthätige Abwechselung bietet das Grün der Fichten, denn alle übrigen Bäume sind noch blätterlos.

Da wir in Werchni Kuschuk lange aufgehalten wurden, erreichten wir erst 7 Uhr Abends das Dorf Mosichi (20 W.). Der Weg war sehr schlecht, es fangen hier schon die Salzsümpfe an. Während der Nacht passirten wir Kulikowa (10 W.), Schorsina (15 W.), Korsina (20 W.) und Bukanowa.

(Den 9. Mai.) Hinter Bukanowa ist das Land eben und auf einer Strecke dicht bewaldet; überall Salzstellen. Das Gras zwar auch niedrig, aber schon grün. Etwa nach 8 Werst bekamen wir den östlich liegenden Kasmolinschen See zu Gesicht. Er ist 10 Werst lang und wohl eine halbe Werst breit. Das Wasser süss und reich an Karaussen, Barsen und Tschubak. An seinen Ufern liegen vier Dörfer. Am westlichen Ufer Butirki und Kosmalinsk (Wolostj), am östlichen Tschipanowa und Sarawina. Etwa eine Werst von Kosmalinsk liegt der erste Salzsee (1 W. lang) mit flachen, baumlosen Ufern. Salz wird hier nicht gewonnen. Kurganlager an zwei Stellen bei Butirki und Kosmalinsk. Das östliche Ufer des Kosmalinschen Sees ist mit dichtem Fichtenwalde besetzt. Der Boden am Ufer heller, gelber Sand. Das westliche Ufer kahl und schwarze Humuserde. Die Rinderpest hat im vorigen Jahre die Heerden aller Dörfer bis Schorsina heimgesucht, fast alles Vieh ist gefallen. Von Bukanowa an sind die Dörfer verschont geblieben. Von Kosmalinsk fuhren wir nach Gureletowa (20 W.). Der Weg geht ohne Unterbrechung am östlichen Rande des grossen Fichtenwaldes entlang, nur selten passirten wir einige Werst im Fichtenwalde. Hinter Kosmalinsk liegen bedeutende Kurganzüge. Bis zum Abend passirten wir die Dörfer Mormysch (15 W.), Semiwerstowa (24 W.), in der Nacht Ostrowo (28 W.): auf dieser Station fuhren wir wohl 6 Werst im Fichtenwalde. Das Dorf Woltschicha (25 W.)

Digitized by Google

erreichten wir am Morgen. In den letzten drei Dörfern wohnen schon einzelne Kirgisen als Arbeitsleute und Hirten. Das Land überall eben, ausser dem zur Linken liegenden Fichtenwalde nirgends Bäume. Ueberall kleinere und grössere Seeen (mit theils salzhaltigem, theils süssem Wasser).

(Den 10. Mai.) Gegen Mittag erreichten wir die 25 Werst entfernte Borowoi Farpost, die am Sary Köl (gelber See) liegt. Viele Salzstellen, an denen der Boden oft mit einer ziemlich dichten Salzschicht bedeckt ist, die in der Sonne wie Silber glänzt. Die Borowoi-Farpost (entstanden aus dem deutschen Worte „Vorposten", so wurden die vorgeschobenen Kosakenstationen benannt), ist zum Theil von Kosaken, zum Theil von Invaliden bewohnt, die hierher zur Gewinnung des Salzes kommandirt sind. Der See liefert gegen 100000 Pud Salz. Das Salz setzt sich bei grosser Hitze auf den Boden des Sees, es wird im Herbste losgeschlagen und an's Ufer geschafft. Die Ansiedlung besteht aus 50—60 Häusern. Zwei Beamte wohnen hier, die mich freundlich aufnahmen. Auch hier leben viele kirgisische Hirten. Nach Tische verliessen wir die Farpost und langten noch ziemlich früh bei den Kirgisen-Aulen an, die hier rundherum in grosser Anzahl liegen. Wir übernachteten im Aule des Erkimbai.

(Den 11. Mai.) Wir verliessen früh den Aul des Erkimbai, um uns zu der Jurte des reichen Kirgisen Maiky zu begeben. Mein Führer erzählte mir unterwegs, Maiky besitze 1000 Pferde, 1500 Schafe und 200 Kühe, er sei aber bei Weitem nicht der reichste Mann der Gegend. Tütö und seine drei Brüder besässen 7000 Pferde. Der Weg bot wenig Neues. Bald kahle Steppe, bald dünne Fichtenwaldung, häufig auch Pappeln, die aber noch blätterlos waren. Die ersten zwanzig Werst trafen wir nirgends auf Jurten. Dann stiessen wir auf zwei Aule und nicht weit von diesen auf Hütten, die als Winterquartiere dienen und am Rande der Fichtenwaldung an vom Winde geschützten Stellen aufgeführt sind. Der Aul des Maiky liegt jenseits eines kleinen Sees, an dessen Ufer wir einige gefährliche Salzsümpfe zu passiren hatten. Wir sahen wohl 25 Jurten, die in einer Reihe aufgestellt waren. Grosses Festmahl zur Erinnerung an den Tod der Frau des Wirthes.

(Den 12.—14. Mai.) Aufenthalt bei den Kirgisen der inneren Horde an der Grenze der Kulunda-Steppe.

(Den 15. Mai.) Gegen Mittag langten wir glücklich bei dem ersten Dorfe Baschköl an. Der Weg von den letzten Jurten hierher betrug 5 Werst, trotzdem brauchten wir in unserem Tarantasse 10 Stunden. So verläuft meistens eine Wagenfahrt mit kirgisischen Pferden und kirgisischem Kutscher. Die ersten 2 Werst fuhren wir wie ein Sturmwind, dabei hatte der Kutscher die Pferde überangestrengt, so dass sie alsdann nicht von der Stelle zu bringen waren. Der Kutscher musste nun zur Jurte zurückkehren und frische Pferde holen und wir standen in der glühenden Sonnenhitze volle zwei Stunden. Als neue Pferde angespannt waren ging es abermals 2 Werst sehr flott, dann aber brauchten wir für die letzte Werst zwei volle Stunden. Baschköl ist eine Ansiedelung Kasaner Tataren, die auf Wuusch der Regierung vor 20 Jahren hierher übergesiedelt sind. Sie besteht aus 60 sehr gut gebauten Holzhäusern. Ueberall herrscht in den Häusern Reinlichkeit und auch die Anzüge der Leute sind viel ordentlicher als die der Kirgisen. Wir fuhren noch im Laufe des Nachmittags weiter und passirten zuerst die Dörfer Malyi Wladimirski (25 W.), Bolschoi Wladimirski (8 W.) und erreichten in der Nacht das Dorf Kanonirski (20 W.). Die drei letzten Dörfer werden von Bauern bewohnt, die Russland erst vor kurzem verlassen haben. Sie wollten sich eigentlich am Amur niederlassen, haben sich aber hier angesiedelt, da der Landstrich hier ungemein fruchtbar ist. Diese Bauern sind überall wegen ihrer Ehrlichkeit und Arbeitsamkeit bekannt, sie sollen in kurzer Zeit schon zu bedeutendem Wohlstande gelangt sein. Von Baschköl an beginnt der Weg den langen östlichen Waldstrich zu durchkreuzen, nur eine Stelle zwischen den beiden Wladimirski ist ganz waldlos; hinter Wladimirski führt der Weg 10 Werst im dichten Walde. Kirgisische Begräbnissplätze zeigen, dass überall in der Nähe Kirgisen wohnen.

(Den 16. Mai.) Nachdem wir ein Tatarendorf (15 W.) passirt hatten, gelangten wir gegen Mittag zum Kosaken-Piquet Staraja Krepost (alte Festung). Kurz vor jenem Dorfe hatten wir die Omskische Poststrasse erreicht. Die Station vor Staraja Krepost führte uns durch Fichtenwaldung. Boden überall Sand

Digitized by Google

und daher die Fahrt sehr beschwerlich. Staraja Krepost ist die alte Festung Semipalatinsk. Gleich hinter dem Piquet hatten wir den letzten Theil des Fichtenwaldes zu passiren. Hier ist das Land schon sehr uneben und bedeutende Hügelwellen ziehen sich bis zum Irtisch-Ufer hin. Der Weg geht nicht weit vom Irtisch entlang, dessen Thal ein recht belebtes Bild vor uns entfaltet. Mühlen, Landhäuser und Meiereigehöfte liegen im schönen Thalgrunde zerstreut, der mit einem reichen, saftigen Grasteppich geziert ist. Die nicht hohen Uferberge sind zum Theil mit Laubwaldungen bedeckt.

Nach Tische erreichten wir endlich die Stadt Semipalatinsk.

(Den 17.—23. Mai.) Semipalatinsk ist eine ziemlich bedeutende Stadt und zählt gegen 6000 Einwohner. Von diesen ist kaum der dritte Theil Russen, alle übrigen sind Tataren und Kirgisen. Semipalatinsk wurde im Jahre 1718 an der Stelle, wo jetzt Staraja Krepost ist, gegründet und einige Jahrzehnte später nach der jetzigen Stelle verlegt. Hier befanden sich sieben Gebäude (Mongolische Klöster) [semj palat], woher der Name Semipalatinsk. Jetzt ist Semipalatinsk der Mittelpunkt des Handels Westsibiriens mit der Kirgisen-Steppe und dem westlichen China. Die hiesigen Tataren vermitteln hauptsächlich diesen Handel und haben sich aus Ostrussland hier angesiedelt. In der letzten Zeit hat die tatarische Einwohnerschaft von Semipalatinsk bedeutend zugenommen. Ausser den russischen Tataren leben hier noch viele Taschkender Kaufleute, diese sind nicht russische Unterthanen, sondern weilen hier mit Pässen, die ihnen bei dem Zollhause, wenn sie den Irtisch überschreiten, ausgestellt werden. Dass hier viele Flüchtlinge und Deserteure sich als Taschkenden geriren, ist selbstverständlich. Es hatte sich vor einigen Jahren eine so bunte Gesellschaft zusammengefunden, dass die Regierung gezwungen war, hier Ordnung zu schaffen. Die Leute erhielten die Erlaubniss, sich als Tschala-kasaken (Halbkirgisen) einschreiben zu lassen, da ist denn mancher zu einem Halbkirgisen geworden, der kein Wort kirgisisch verstand, und über manche dunkle Vergangenheit ist ein Schleier gedeckt, der von Niemand gehoben wird, wenn nicht neue Verbrechen eine Untersuchung veranlassen. Der Irtisch wird bei Semipalatinsk als die eigentliche Grenze des inneren Reiches betrachtet, hier ist auch die Steuerlinie. Die südlichen Steppengegenden werden als jenseits der Grenze

liegend (sagranitschnija mjesta) betrachtet. Semipalatinsk ist die Hauptstadt des Semipalatinskischen Gouvernements (Oblastj). Es besteht aus einem inneren: Semipalatinsk, und vier äusseren Kreisen: Sergiopol, Kokpekti, Kopal und Wernoje. (Jetzt gehört Semipalatinsk, das früher zu West-Sibirien gerechnet wurde, zum Steppen-General-Gouvernement. In Wernoje ist ein neues Gouvernement errichtet und diesem sind die Kreise Sergiopol und Kopal zugezählt.) Die Stadt Semipalatinsk, die zum grössten Theil aus Holzhäusern besteht, liegt auf dem rechten Ufer des Irtisch, auf dem linken Ufer befindet sich nur eine kleine Vorstadt. In Semipalatinsk sind zwei russische Kirchen und acht Moscheeen, von denen nur eine aus Backsteinen erbaut ist.

(Den 23.—25. Mai.) Jenseits des Irtisch ist das Land zuerst vollkommen eben, nur in der Ferne sieht man am Horizonte sich ein niedriges Gebirge von Westen nach Osten hinziehen, das mir unter dem Namen Semei-tau (Semipalatinsker Gebirge) bezeichnet wurde. Der Weg war fest und eben, so dass wir schon nach zwei Stunden das erste Kosakenpiquet Ulugusski erreichten (Hölzernes Haus. Kaserne und Stallgebäude). In der Nacht fuhren wir noch zum zweiten Piquet Archalykski, das ähnlich wie das erste eingerichtet war.

Bis 5 Werst südlich vom zweiten Piquet ist das Land vollkommen eben und selten sind kleinere Hügel und Thalsenkungen zu passiren. Hierauf erreicht man einen bedeutenden Bergrücken, der sich von Westen nach Osten zieht und den man mir als Archalyk bezeichnete. Das Land steigt nun terrassenförmig zu bedeutenden Hügelwellen, die nach Süden höher und höher werden, auf. Diese Bergwellen sind meist abgerundet und mit einer spärlichen Grasdecke überzogen, selten durchbricht diese Grasdecke das dunkle, meist blau-graue Gestein. Auf solchen kahlen Hügelwellen zieht sich der Weg zwischen den Piquets Aschschy Köl, Dschartasch, Kysyl Mola und Arkat hin. Erst beim letzteren Piquet steigt das Gebirge nach Osten zu einer ganz bedeutenden Höhe auf. Es ist überall kahl und felsig und zeichnet sich ausserdem durch seine zackigen, eigenthümlich scharf zugespitzten Berggipfel aus. Man bezeichnete es mir als Aldschan Tau oder Aldschan Adyr. Mitten in diesem Gebirgszuge liegt das Aldschan-Adyrowski-Piquet. Zwischen den einzelnen Bergkämmen breiten sich weite Ebenen aus. Die Steppe ist in ihrer Vegetation

sehr eintönig. Das mattgrüne, spärliche Steppengras überzieht dies ganze Land mit einer gleichmässigen Decke, die nur durch riesige grau-braune Salzsumpfstrecken und einzelne Fels- und Steinpartieen unterbrochen wird. Waldung ist nirgends zu sehen, nur in den Vertiefungen und Rinnen ziehen sich die dichten Büsche der Karagalnik-Sträucher hin. Bei trockenem Wetter ist der Weg vortrefflich, sobald es aber zu regnen beginnt, so weichen die Salzsümpfe auf und bilden eine zähe Masse, die sich um die Räder ballt, so dass dieselben alle 100 Schritte gereinigt werden müssen.

Zwischen Semipalatinsk und Sergiopol sind die Postpiquets die einzigen russischen Ansiedelungen, sonst ist das Land ausschliesslich von Kirgisen bewohnt, die sich aber in der Gegend der Poststrasse nur während des Winters aufhalten, da hier sehr wenig Wasser vorhanden. Die einzigen Flüsschen, die wir hier passirten, war der Karassau-airy südlich vom Aldschan Adyr und der Aschschy-su südlich vom Piquet Ingirski. Südlich vom Piquet Ingirski sehen wir im Westen die Gebirgszüge des Tschingistau sich erheben, die sich in ihrem Charakter wenig von dem der vorher beschriebenen Berge unterscheiden. Nördlich von Sergiopol hatten wir die östlichen Ausläufer dieses Gebirges auf mächtigen Bergterrassen zu passiren.

Die einzigen Gebäude, die man auf dem Wege zwischen Sergiopol und Semipalatinsk antrifft, sind die Stationshäuser der Piquets, sie sind mit Ausnahme des ersten Piquets alle aus Stein gebaut und bestehen aus einem grossen Hause mit zwei durch einen Flur getrennten Zimmern (der Kaserne und dem Fremdenzimmer) und den Stallungen und Nebengebäuden, die aus Lehm aufgeführt sind. In jedem Piquet sind zehn Kosaken und vier Jamschtschiki (Postknechte) stationirt. Die Soldaten sind als Convoi für Reisende und für die Post bestimmt. Da die Steppe aber vollständig gefahrlos zu bereisen ist, so wird nur selten Convoi gefordert, und die Kosaken leben hier meist ohne jegliche Beschäftigung. Diese Piquets sind ein wahres Unglück für die Kosakenbevölkerung, sie sind wie eine Schule der Faulheit zu betrachten. Der Kosak liegt zwei Jahre ohne Arbeit in dem Piquet und hat natürlich das Arbeiten ganz verlernt, wenn er in sein Dorf zurückkehrt. Die Speise des Kosaken besteht zum grössten Theil aus Schwarzbrot, Fleisch und Brühe sind selten, nur an Feiertagen. (Als ich im Jahre 1868 abermals die Steppe

Digitized by Google

bereiste, waren die Kosaken-Piquets der Poststrasse schon aufgehoben und alle Poststationen zwischen Semipalatinsk und Wernoje von dem Kaufmann Kusnerow übernommen. Diese Uebergabe der Poststrasse in Privathände ist als ein grosser Fortschritt zu betrachten.) Die ganze Gegend soll stark von Kirgisen bevölkert sein. Wir trafen aber nur Kirgisen zwischen dem zweiten und dritten Piquet. Im Winter sollen sich viele Aule auf der Poststrasse befinden. Im Sommer ziehen die Einwohner sich zu den Höhen der Berge, da das Vieh dort weniger von der Hitze leidet.

(Den 25.—28. Mai.) Die Stadt Sergiopol ist die erste russische Ansiedelung, die ich in der Steppe getroffen. Seit einigen Jahren ist sie aus einem Kosakendorfe in eine Stadt umgewandelt worden. Dieselbe besteht aus 80 bis 100 kleinen Häusern, die zum Theil aus Lehm, zum Theil aus Holz gebaut sind. Die Holzhäuser bieten hier einen jämmerlichen Anblick dar, da das zum Bau verwandte Material krumme und schiefe Pappelstämme sind. Die Bevölkerung der Stadt sind Beamte, Kosaken und Tataren. Der Ort besteht aus drei Theilen: 1) der eigentlichen Festung; sie ist mit einem Graben und Wall umgeben, im Innern desselben befinden sich alle Amtsgebäude, Kaserne, Hospital und eine recht hübsche, aus Steinen aufgeführte Kirche; 2) der russischen Stadt; sie besteht aus zwei breiten Strassen und vier bis fünf Quergassen; 3) der Tatarenstadt, etwa eine Werst weiter abwärts am Flusse Ajagus gelegen, mit einer hölzernen Moschee.

Einen wahrhaft erquickenden Anblick gewährt der hiesige Garten. Er ist keineswegs ein Kunstgarten, aber dennoch erfreut den die baumlose Steppe Durchreisenden das reichbelaubte Weiden- und Pappelwäldchen und der an seiner Seite hinströmende, recht bedeutende Fluss Ajagus. Vor der Gründung der hiesigen Ansiedelung zog sich hier im Thale des Ajagus ein mehrere Werst langer Pappelwald hin. Leider hat die Kosakenbevölkerung diesen seltenen Schmuck der Steppe bis auf diesen Rest vernichtet und das Holz als Bau- und Brennmaterial verwandt. Jetzt ist grosse Noth an Brennmaterial, das man nun 30—40 Werst weit herbeizuschaffen hat, wodurch der Faden Birkenholz trotz des billigen Transportes auf 3 Rubel zu stehen kommt. Ueberhaupt ist das Städtchen an einem sehr unpassenden

Orte angelegt. Es verdankt seine Lage der Rücksicht auf die Poststrasse. Da sich hier in der Gegend keine Dörfer befinden, so sind die Einwohner angewiesen, selbt Ackerbau zu treiben, dabei sind die nächsten Aecker 15, die fernsten 60 Werst von der Stadt entfernt. In Folge dessen sind nur sehr wenige Aecker bebaut und der Preis des Brotes ist sehr hoch; Weizenmehl kostet 2 Rubel das Pud, Roggenmehl 1 Rubel 40—50 Kopeken; Gerste, Grütze 1 Rubel das Pud. Hafer ist gar nicht zu erschwingen. Im Winter sollen die Preise noch viel höher steigen, da dann die Kirgisen zur Zeit des Milchmangels viel Mehl aufkaufen. Fleisch ist hier viel billiger: Rindfleisch kostet das Pfund 6 Kopeken, Schaffleisch 5 Kopeken. Colonialwaaren sind sehr theuer, z. B. der Zucker 20 Rubel das Pud. Das Klima von Sergiopol ist sehr unbequem. Das ganze Jahr hindurch herrscht hier heftiger Wind, besonders im Frühling und Herbst, im Sommer grosse Hitze, im Winter ununterbrochene Schneestürme, so dass die Einwohner oft 4—5 Tage die Häuser nicht verlassen können. Im Sommer sollen hier die meisten Kinder sterben. Die Einwohner der Tatarenstadt beschäftigen sich nur mit Handel; unter der russischen Bevölkerung ist nur ein Kaufmann. Sergiopol ist der Sitz der Kreisverwaltung des Sergiopoler Kreises, der zum Semipalatinskischen Gouvernement gehört. (Jetzt gehört er zum Sessiretschkinskaja Oblastj, das in Wernoje seinen Hauptsitz der Verwaltung hat.) Die Garnison besteht aus zwei Compagnieen Infanterie, einer Artillerieabtheilung mit 8 Kanonen und Kosaken, die zum Theil in Sergiopol, zum Theil in Urdshar stationirt sind.

(Den 31. Mai.) Gegen Mittag reisten wir von Sergiopol ab und begaben uns zu den Kirgisen, die östlich von der Stadt nomadisiren. Zuerst folgten wir etwa 30 Werst der Poststrasse nach Urdshar (Tschugutschak). Auf zahlreiche Kirgisen-Aule stiessen wir erst beim Flüsschen Kargu.

(Den 1. Juni.) Heute verliessen wir das Gebiet des Ajagus und betraten das des Steppenflusses Ai. Der Charakter der Landschaft ändert sich nirgends: dieselben kahlen, mit spärlichem Grase bewachsenen Bergwellen, auf deren Gipfeln und Kämmen häufig der Stein hervortritt. Das Wetter war kalt und regnerisch. Die ganze Gegend stark mit Kirgisen-Aulen bevölkert.

(Den 2. Juni.) Da der Weg zur Lepsinkischen Stanitza jetzt ganz unbewohnt ist, beschloss ich, von hier zum Tentäk zu gehen, wo sich der Sultan Bek jetzt aufhalten soll. Die Gebirgsmauern ziehen sich zu beiden Seiten nach Osten und Westen hin und thürmen sich besonders nach Osten zu bedeutender Höhe auf. Vor uns, nach Süden, dehnte sich eine unabsehbar weite Ebene aus. Der Boden ist hier fast überall mit Geröll und kleinen Steinen bedeckt; Vegetation höchst unbedeutend. Der Himmel war wolkenlos und die Sonne sandte ihre glühenden Strahlen auf uns herab, dabei konnten wir der Kameele halber nur langsam weiter. Ein solcher Ritt in der Sonne ist eine wahre Marter. Etwa vier Stunden darauf erreichten wir den Ai-Fluss, dessen Ufer mit Weidengestrüpp bewachsen. Nach dem langen Ritte in der kahlen Steppe erscheint diese spärliche Belaubung schon als eine das Auge erquickende Abwechselung. Gegen Mittag trafen wir an einem kleinen Bache die Karawane eines tatarischen Kaufmannes aus Kuldsha, der bei den Kirgisen Vieh aufgekauft. Hier erfuhren wir, dass Sultan Bek zum Ala-kul gegangen sei und wir zu ihm vier bis fünf Tage Weges hätten. Ich beschloss, meinen Marsch zu ändern und zur Piquetlinie zu gehen. Wir ritten deshalb zum Ai zurück, erstiegen jenseits desselben das Gebirge und erreichten schon am Abend einige Aule.

(Den 3. Juni.) Von hier aus ging der Weg grade nach Westen, immer höher ins Gebirge. Das Ziel unserer Reise, der Örgüldök, lag uns den ganzen Tag vor Augen und doch konnten wir ihn erst am Abend erreichen. Auch heute brannte die Sonne fürchterlich und auf dem ganzen Wege kam uns kein Baum zu Gesicht, der uns hätte Schatten gewähren können. Die Berggipfel sind meist steinig und haben eine grau-gelbe Färbung, nur die Thalrinnen zeigen eine etwas üppigere Grasvegetation. Die Färbung der Steppe ist ganz eigenthümlich, sie ist hell und matt getönt und auf ihr ziehen sich, wie bunte Arabesken eines Teppichs, dicht mit Karagalnikgestrüpp bewachsene Flecken und Streifen hin, die sich durch die dunkle Färbung der Blätter und die dichten, gelben Blüthenbüschel scharf von der hellen Grundfarbe der Steppe abheben. Der Örgüldök sind zwei hohe Bergrücken östlich vom Ajagus. Wir erstiegen den nördlichen, dessen östliche Seite vollkommen kahl ist und ganz allmählich aufsteigt. Hier fanden wir eine Quelle, die die Kirgisen zum Becken aus-

Digitized by Google

gehöhlt haben und als Tränke für das Vieh benutzen. Das Wasser war frisch und gut. Der Weg ging jetzt südlich am hohen Bergrücken entlang; etwa nach 5 Werst fanden wir einen Pass über den Bergrücken. Auf der Höhe überall nackte Steinlager, aber ohne jegliche Zackenlinien der sich aufthürmenden Felsmassen. Vier bis fünf Thalschluchten passirt, die üppigen Graswuchs und Quellen darbieten. Der Abfall des Gebirges nach Westen ist steiler und vielfach zerklüftet. Dicht am Fusse desselben liegt das Piquet Örgüldök.

(Den 4. Juni.) Das Piquet Örgüldök ist aus Lehm und Flechtwerk gebaut und in sehr baufälligem Zustande. Da das Wasser des Ajagus ausgetreten, ist es unmöglich, das hinter Kysyl Kyja liegende Denkmal des Kosy Körpösch zu besuchen. Ich reiste deshalb noch in der Nacht weiter. Wir passirten zuerst die Piquets Kysyl Kyja und Malki Ajagusk. Südlich vom Piquet Örgüldök zieht sich ein bedeutender Pappelwald am Ufer des Flusses hin. Dieser Wald ist im Winter überall von Kirgisen-Aulen bewohnt, im Sommer aber vollkommen verlassen. Die Piquets haben hier noch das Aussehen von kleinen Forts, obgleich sie lange nicht mehr zu Militärzwecken dienen. In den Mauern sind überall Schiessscharten und die Fenster der Gebäude liegen nach dem Hofe zu. Ein Ueberfall auf diese Piquets hat seit langen Jahren nirgends stattgefunden. Früher erhielt der Reisende einen Convoi von zwei Kosaken zu Pferde, jetzt kann man aber nur einen bewaffneten Kosaken auf den Bock bekommen, es fällt aber selten Jemandem ein, diesen Schutz zu fordern, da die Reise vollkommen gefahrlos ist. Am Tage passirten wir noch die Piquets Dshüs Agasch (100 Bäume), Arganat, Aschschy Bulak (Salzige Quelle), Lepsinsk und Baskan. Die Natur ändert sich nicht im Geringsten. Ueberall dieselbe kahle Steppe und die steinigen Höhenzüge. Kirgisen-Aule waren von der Poststrasse aus nirgends zu sehen.

(Den 5. Juni.) In der Nacht erreichten wir das Piquet Aksu und trafen am Morgen noch im Abakamowschen Piquet ein. Als wir am Morgen erwachten, bot der Blick auf die südlich sich hinziehenden Kopal-Berge ein wahrhaft imposantes Bild. Die weite, leere Steppe dehnte sich vor uns aus, am Horizonte aber erhob sich eine grauschwarze Bergmauer, deren wilde

Zacken auf ihrer ganzen Ausdehnung mit einer breiten, silberglänzenden Schneedecke bedeckt war. Das Piquet Abakumowsk hat seinen Namen vom Kosaken-Obristen Abakumow erhalten, der diese Gegenden unterworfen. Es ist recht gut meublirt. Von hier aus steigt der Weg in die südliche Gebirgskette. Der Bergpass ist mit unendlicher Mühe und Arbeit hergestellt worden, aber jetzt ohne jegliche Gefahr zu Wagen zu passiren. Werste lang ist der Felsen ausgesprengt oder der Weg aus grossen Steinquadern aufgeführt. Zwischen den schroffen Felszacken windet sich die bequeme Strasse hindurch. Man hat immer nur einen kleinen Theil des Weges vor Augen und es scheint oftmals, als ob der Weg bei den vor uns liegenden schroffen Felsabhängen plötzlich abbräche, aber immer wieder erscheint nach einer Biegung der Strasse ein Ausgang aus dem Felsenlabyrinthe. Durch diesen Felsendurchbruch ist eine sichere Verbindung mit der Südsteppe hergestellt worden. Erst nachdem man die Höhe des ersten Bergrückens erstiegen, sieht man die Reihe der Schneegipfel wieder vor sich liegen. In der Ferne sind hier die Schluchten der Berge, wie man deutlich sehen kann, mit dichtem Walde bedeckt, da hier durch die dem Schnee entströmenden Wasserrinnen eine reichliche Bewässerung der Bergschluchten hergestellt ist. In diesem Gebirge sollen schon häufig Tiger vorkommen.

Nach 21 Werst erreichten wir die russische Ansiedelung Tjeplo-Kljutschinskaja, von den Kirgisen Arassan (Mineralquelle) genannt. Es ist eine kleine Kosakenansiedelung und zugleich ein Badeort, der im Sommer von einigen Fremden besucht wird. Hier sprudeln zwei warme Quellen und eine kalte, die schwefelhaltig sein sollen. Die warmen Quellen haben durchschnittlich eine Temperatur von + 28° R. Bei den Quellen ist ein recht hübscher Garten, ein Badehaus und ein Fremdenhaus. Zur Instandhaltung der Badehäuser zahlt der Besucher für den Sommer drei Rubel. Eine Abtheilung des Kopalschen Militärlazareths ist hierher verlegt und zwar die an Gicht und Rheumatismus Leidenden.

Von Arassan aus ist der Weg ebener. Die Schneeberge liegen zu unserer rechten Seite frei da und scheinen ganz nahe, trotzdem versichert der Jamschtschik, dass sie wenigstens 70 Werst entfernt sind. Die kirgisischen Aule sollen sich jetzt alle dicht unter der Schneelinie befinden. Nach etwa 29 Werst erreichten wir die Stadt Kopal. Sie liegt am rechten Ufer der

Digitized by Google

Kopalka, eines aus den Schneebergen herabströmenden Giessbaches, und zieht sich in einer Thalfurche entlang. Kopal besteht aus mehreren hundert Holzhäusern, die sauber ausgeführt und mit Dachbrettern gedeckt sind. Nördlich liegt die Festung und am östlichen Ende der Bazar. Nicht weit von diesem die hölzerne Kirche. Eine neue steinerne Kirche ist im Bau begriffen. Kopal ist der Hauptsitz des Kopaler Kreises, der sich südlich an den Sergiopolschen Kreis anlehnt. Seine Nordgrenze bildet der See Balkasch und der Parallelkreis zwischen dem Arganatski-Piquet und dem Ala Kul. Südlich reicht er bis zur Karatalka.

(Den 6.—8. Juni.) Heute in der Frühe zogen eine Compagnie Schützen, einige Kanonen und eine Kosakenabtheilung zum Köksu, wo der Generalconsul von Kuldsha und der Grenzcommissar Obrist Babkoff eingetroffen sind. Es soll nämlich in diesem Jahre eine genaue Grenzbestimmung zwischen China und Russland getroffen werden, zu diesem Zwecke versammelt sich auch bei Tschugutschak eine russische Militärmacht. Die Grenzbestimmung beginnt vom Issikul, wo sich in diesem Augenblicke auch ein russisches Detachement befindet, und soll bis zum Schabin Dabaga (zwischen Kemtschik und Abakan) geführt werden. Die Chinesen ihrerseits scheinen ebenfalls Truppen zu sammeln. Es haben sich nämlich im Laufe des Frühjahrs mehrere bewaffnete Schaaren nicht weit von Kopal gezeigt, welche von den russischen Behörden die Erlaubniss erbaten, bis zur Stanitza, Lepsinsk und Kopal vorzudringen, da sie Schulden von ihren früheren Unterthanen, den Kirgisen, einzutreiben hätten. Dies ist ihnen natürlich nicht gestattet worden. Jetzt sollen sich wieder Schaaren bei Koksu zeigen. Die Kirgisen vergrössern natürlich das Gerücht des feindlichen Vordringens, da sie im Trüben zu fischen gedenken, denn sie allein ziehen den Vortheil aus jedem Kampfe, da sie sich jederzeit an den Gewinnenden anschliessen. Wie man mir hier mittheilt, ist das ganze Kriegsgerassel eine chinesische Farce. Die Chinesen beabsichtigen mit ihren Streifzügen, die Russen zu übervortheilen und so weit als möglich vorzudringen, um falsche Grenzzeichen, die sie mit sich führen, an verschiedenen Orten zurückzulassen. Sie wollen später auf solchen Zeichen fussen, um so die Grenze möglichst weit nach Westen zu verlegen. Die Russen sollen in letzter Zeit schon

mehrfach mit chinesischen Inschriften versehene Steine aufgefunden haben.

Der Bazar in Kopal ist ziemlich gross. Er besteht aus zwei langen Budenreihen. Auch hier bilden das grösste Kontingent der Kaufleute Tataren. Von den hiesigen tatarischen Kaufleuten sind nur wenige aus Semipalatinsk, die meisten sind Taschkender Sarte, ja sogar einige Bucharen haben sich hier angesiedelt. Die hiesigen Kaufleute vermitteln den Handel zwischen Semipalatinsk und Kuldsha und handeln auch in den kirgisischen Aulen. Von Kuldsha führen sie Thee und Porzellan ein, bei den Kirgisen kaufen sie Vieh und Felle auf. Nach China führen sie russische Waaren aus, zu den Kirgisen aber meist mittelasiatische Waaren. Europäische Waaren für die Bewohner Kopals und die nöthigen Lebensmittel und Colonialwaaren führen hier fast ausschliesslich die russischen Kaufleute ein. Die übrige Bevölkerung von Kopal besteht fast nur in Kosaken und Beamten. Die Kosaken beschäftigen sich mit Ackerbau, der hier sehr vortheilhaft ist. Der Boden muss zwar künstlich bewässert werden, ist aber ungemein fruchtbar und trägt fast immer das 15te—20ste Korn. Es wird hier ausschliesslich Weizen und Gerste gebaut. Erstaunenswerth ist der hohe Preis des Getreides bei so vortheilhaften Bedingungen für den Ackerbau und nur durch die Trägheit der Kosakenbevölkerung zu erklären. Das Weizenmehl kostet hier einen Rubel das Pud. Gemüsegärten haben hier alle Einwohner. In ihnen werden hauptsächlich Gurken, Melonen und Wassermelonen (Arbusen) gezogen. Auch hier herrscht ungemeiner Holzmangel. Bei Anlage der Stadt waren hier bedeutende Waldungen, diese sind aber jetzt alle abgeholzt und zum Häuserbau und Brennmaterial verwendet. Jetzt muss das Brennholz 20 Werst weit auf sehr schwierigen Bergwegen hergeschafft werden. Bäume, die in den hiesigen Schluchten wachsen, sind: Birken (wenig), Pappeln, Weiden (nur in den Niederungen), Tannen und wilde Apfelbäume, letztere tragen hier, obwohl wild, schon essbare Früchte. Südlicher kommen bereits Aprikosenbäume wild vor. Das Klima von Kopal soll nicht allzu günstig sein. Im Sommer brennende Hitze, dabei sehr unbeständig, da der Windwechsel bei der Nähe der Schneeberge oft mitten im Sommer eiskalte Nächte erzeugt: dazu kommt noch fast ununterbrochener Wind. Im Winter ist das Wetter noch unbeständiger. Im Ganzen die Kälte mässig, selten 20°. Der Schnee schmilzt

oft mitten im Winter. In den letzten 5—6 Jahren soll die Kälte im Winter zugenommen haben. So ist im vorigen Jahre der Schnee vier Monate nicht aufgethaut.

(Den 7. Juni.) Ich machte heute einen Ritt in die Umgegend. Ueberall fand ich hier bedeutende Kurgane: 1) östlich von der Stadt auf der Anhöhe; 2) nördlich von der Stadt auf der östlichen Seite des Semipalatinskischen Weges, eine dichte Reihe, fast bis Arassan sich erstreckend, unter ihnen mehrere ziemlich bedeutende, viele zeigten deutliche Spuren früherer Oeffnung; 3) zwischen der Kopalka und dem Kysyl-Agasch, etwa 4 Werst von der Stadt, befinden sich 7—8 Riesenkurgane; sie sind zum Theil mit kreisrunden Rinnen umgeben. Ueberall Steppencharakter. Nördlich und östlich steiniger Boden, nach Norden weiches Land. Viele Felder und Kanäle der jetzigen Bevölkerung, aber noch viel mehr sogenannte Tschudenkanäle, d. h. verlassene bedeutende Kanalsysteme der früheren Bevölkerung. An der Quelle der Kopalka hat der Ingenieur Nikitin Schlacke, Holzkohle, einen Schmelzofen und Stücke Bleierz gefunden. Alles das lässt darauf schliessen, dass in früherer Zeit hier eine zahlreiche Bevölkerung gelebt hat.

Der Thalkessel von Kopal und der von Lepsinsk (bei der Lepsinskischen Stanitza) erscheinen wie zwei grosse Oasen in der nordöstlichen Kirgisensteppe. Nördlich von diesen liegen nur drei kleinere Oasen, die von Sergiopol am Urdschar und die Oase von Kokbektinsk und eine grössere, das Becken des Nor Saisan. Nach Nordosten zieht sich die Steppe bis zum Ufer des Irtisch, an dessen rechtem Ufer sich von Buchtarminsk an bis Semipalatinsk überall fruchtbare, für Ackerbaubevölkerung passende Landstriche befinden, die auch von der Semipalatinskischen Kosakenlinie bewohnt sind.

(Den 9. Juni.) Kopal verlassen. Von Agatschka bis zum Piquet Sary Bulak steigt der Weg fast ununterbrochen aufwärts. Weite Flächen mit reichlichem Grase und Blumen bewachsen. Die Blumen stehen in grossen Flecken von einerlei Gattung zusammen, so dass die Steppe einem bunten Teppiche gleicht. Zwischen den Piquets Sary Bulak und Kara Bulak eine weite Ebene. Südlich sieht man das Gebirge sich von Neuem erheben. Der Zwischenraum zwischen den einzelnen Gebirgszügen ist so

Digitized by Google

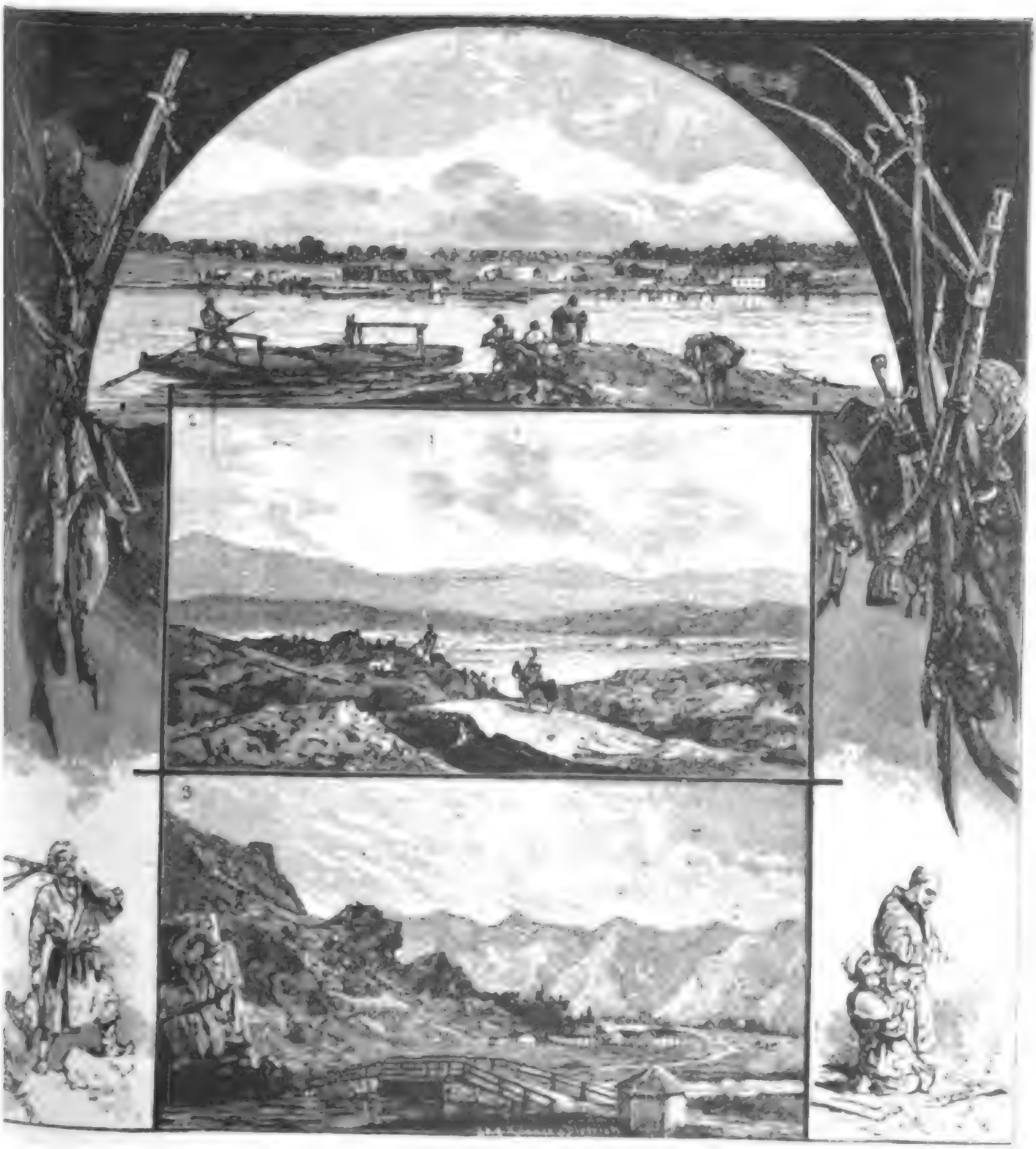
gross, dass man stets den Ueberblick über einen ganz riesigen Gebirgszug in seiner ganzen Ausdehnung gewinnt, ein Anblick, den man in dem nördlichen Altai-Gebirge niemals hat. Fluss Sary Bulak passirt, dann den Karatal in vier Armen. Bei der letzten Flusspassage brach uns ein Rad und der Wagen fiel mitten im Wasser um. Zum Glücke befanden sich in der Nähe Jurten von Ackerknechten und eine kirgisische Wassermühle, so dass wir Hilfe erhielten und in drei Stunden den Wagen aus dem Wasser bringen konnten. Es war durchaus keine angenehme Lage, mehrere Stunden im Wasser herumzuwaten. Die nächste Station war 31 Werst entfernt. Der Weg ist hier meist schlecht und steinig. Der bequemere Postweg führt am anderen Ufer des Karatal und nur 3 Werst von der Station hatte man den Fluss Karatal auf einer steinernen Brücke zu passiren. Diese Brücke aber, die man erst vor einigen Jahren hier erbaut hatte, ist in diesem Frühjahre vom Wasser fortgerissen worden. Vor der Brückenstelle sah ich am rechten Ufer viele Kurgane und künstlich aufgeschüttete Wälle.

Kara Bulak ist eine kleine Ansiedelung von 22 Häusern, die alle aus Lehm gebaut sind. Die Dächer sind alle flach. Diese Ansiedelung ist erst im Jahre 1859 gegründet. Da wir im Karatal ein unfreiwilliges Bad genommen, so mussten wir hier übernachten, um unsere Sachen zu trocknen. Das Land soll für Ackerbau sehr günstig sein (es wird hier gewöhnlich das 20ste Korn gewonnen). Ueberall wächst wilder Senf und wilder Roggen, nur macht sich der Holzmangel hier sehr fühlbar.

(Den 10. Juni.) Am Morgen verliessen wir Kara Bulak. Der Weg, welcher in der Niederung läuft, hatte bis zur Hälfte vielfach sumpfigen Boden. Die Niederung war mit sehr hohem Grase bewachsen, wie überhaupt südlich von Kopal die Steppe und ihre Vegetation sich verändert hat, und Ebenen und Berge überall einen reichen Graswuchs zeigen. Hier trafen wir auf die zurückkehrende Schützencompagnie. Gegen 10 Uhr langten wir bei dem Flusse Jangys Agasch an; hier Piquet (22 Werst). Von hier aus war der Weg wieder steinig und ging wohl 12 Werst immer bergauf, wenn auch auf einer nur sehr allmälig aufsteigenden Ebene. Ueberall Kurgane und Steinhaufen. Von der Höhe der Bergwelle erblickt man im Süden die hohen Schneezüge des Alatau. Der Weg ging nun abwärts in's Koksu-Thal. Breites, welliges

Digitized by Google

Tafel 3.



1. Ueberfahrt über den Ili.
2. Ilithal-Steppe.
3. Koksa-Brücke. Poststation.

Digitized by Google

Digitized by Google

Thal, in der Tiefe der Fluss Koksu zu sehen, an dessen Ufern deutlich Baumreihen zu erkennen sind. Am Nachmittag erreichten wir die 34 Werst entfernte Ansiedelung Koksu, nachdem wir etwa 12 Werst im Flussthale des Koksu gefahren waren. Dicht vor der Ansiedelung führt eine neue Brücke über den Fluss. Die Ansiedelung selbst liegt am linken Ufer desselben Flusses zwischen himmelhohen Bergen: rechts und links sieht man bedeutende Schneezüge. Das Dorf ist ziemlich gross und besteht zum grössten Theil aus Holzhäusern. Der Boden soll hier ausserordentlich fruchtbar sein (da ein Korn 25 bis 30 giebt), nur sollen die Heuschrecken in den letzten Jahren viel Schaden angerichtet haben. Auf den Höhen der nahen Berge war dichter Wald zu sehen, immer unterhalb der Schneekuppen.

Nach meiner Ankunft erlebte ich eine äusserst komische Scene. Ich hatte nämlich kaum meinen Pass auf der Station abgegeben, als man mir eine Privatwohnung als Absteigequartier anbot und zwar zeigte mir dasselbe ein Kosakenunterofficier in voller Paradeuniform. Einen solchen Anzug hatte ich auf dem Postwege noch nicht gesehen, da die Kosaken auch im Dienste meist Kirgisenröcke tragen. Kaum war ich in meinem Quartiere eingetroffen, als sich der Distanzofficier und der Stationsofficier in voller Paradeuniform mir vorstellten und um meine Befehle baten. Hier erfuhr ich, dass, da ich in diesem Jahre Graböffnungen im Auftrage der Archäologischen Commission auszuführen hatte, ein Befehl des Generalgouverneurs eingetroffen wäre, dem Doctor Radloff bei seinen archäologischen Untersuchungen jede nur mögliche Hilfe und Vorschub angedeihen zu lassen. Die Herren Kosaken wussten nun nicht, was archäologische Untersuchungen sind und hatten es für das Beste gehalten, mir wie jedem durchreisenden Inspicienten ihre officielle Aufwartung zu machen. Kaum hatte ich den Grund der officiellen Visiten erfahren, als sich die Thüre öffnet und ein Kosakenunterofficier in voller Uniform sich mir als ältesten Feldscher des hiesigen Lazareths vorstellt und mich um meine Befehle bittet. Im ersten Augenblicke war ich ganz verdutzt; plötzlich erinnerte ich mich, dass ich ja „Doctor“ Radloff sei und diesem Titel solche Aufwartung zu verdanken habe. Sollte ich hier den Irrthum aufklären? die Sache kam mir zu lustig vor; ich nehme also die strenge Miene eines Chefs an und frage: „Wie viel Kranke liegen in Deinem Hospital, Brüderchen?“ „„Kein einziger, Euer Hochwohlgeboren!““ lautete

Digitized by Google

die knappe, militärische Antwort. „Nun, das freut mich unendlich“, antwortete ich kurz, „ich habe weiter nichts nöthig.“ Ein militärischer Gruss, und der Kosak verlässt das Zimmer und bald empfahlen sich auch die Herren Officiere. Es hatte mich grosse Mühe gekostet, ernsthaft zu bleiben. Am Abend besuchte ich den Consul und den Obristen Babkoff, bei dem sich seine Frau befand, und wir brachten einen recht fröhlichen Abend zu, an dem ich noch vielfach wegen meiner Rolle als revidirender Oberarzt geneckt wurde.

(Stadt Wernyi, den 15. Mai 1868). Ich brauchte diesmal neun Tage zu meiner Reise von Barnaul nach Wernyi und will ohne Aufenthalt nach Taschkend weiterfahren. Ueber die Kirgisen-Steppe kann ich wenig Neues melden. Ich muss indessen doch erwähnen, dass seit dem Jahre 1862 hier sich Vieles zum Besseren gewandt hat. Der Weg ist viel besser geworden und die Post, Dank der Bemühungen der Herren Kusnerow und Poklejewski, in einem vortrefflichen Zustande. Der östlichste Theil der Kirgisen-Steppe zwischen Semipalatinsk und Wernyi zerfällt nach der Beschaffenheit des Landes in zwei Theile, den nördlichen, der sich von Semipalatinsk bis zu den Kopalschen Bergen hinzieht, und den südlichen von Kopal bis zum Ala-tau.

Der südliche Theil der Steppe wird im Osten von riesigen Schneebergen begrenzt. Der Weg zieht sich hier zum grössten Theile am westlichen Abhange dieser Berge hin. Nach dem Herabsteigen über den Hasfordschen Pass in das Kopal-Plateau beginnt eine reiche Vegetation, die mit ihrem üppigen Pflanzenteppiche hier Berge und Niederungen bis zum Flusse Ili bedeckt. Prächtige Weidestrecken auf den hochgelegenen Stellen wechseln mit reichen Fluren und Wiesen in den Niederungen.

Trotz alledem ist auch dieses Gebiet nur sehr wenig bevölkert. Auf dem Wege bis zur Stadt Wernyi sind nur drei Ansiedelungen, am Karatal, Koksu und Ili, wo auch jetzt der schöne Uferwald verschwunden ist, den ich noch im Jahre 1862 vorfand. Wahrscheinlich wird jetzt die Bevölkerung zunehmen, nachdem Wernyi zu einer Gouvernementsstadt erhoben ist. Die Aecker der Kirgisen geben den besten Beweis, wie fruchtbar hier der Boden ist, da sie bei der schlechten Bearbeitung dennoch einen ausserordentlichen Ernteertrag geben. In Wernyi kostet das Pud besten Weizens nur 20—30 Kopeken.

Digitized by Google

Bei meiner Fahrt auf der Poststrasse bin ich hier vielen Haufen von kalmückischen Flüchtlingen begegnet, die aus dem chinesischen Ili-Thale hierher geflüchtet sind.

Noch eine Stelle aus einem kurzen Bericht an die russische Geographische Gesellschaft aus dem Jahre 1869:

Auf dem Piquetwege fuhr ich von Altyn Emel bis zur Stadt Wernyi, wo ich nur sehr wenige Veränderungen fand. Man beginnt erst jetzt die neuangelegte Stadt auszubauen. Unter den früheren Umständen, als hier noch der Handel mit China blühte, war Wernyi der wichtigste Punkt für den Handel in der östlichen Steppe, jetzt aber, wo im Osten und Süden uns tatarische Völker umgeben, die keinerlei Industrieprodukte erzeugen, ist der Almatinskische Kreis ein unnützer Ballast, der durchaus nicht die grossen Ausgaben der Grenzbewachung bezahlt macht. Wir haben jetzt kein politisch festes Reich zum Nachbar, mit welchem überhaupt Verträge abgeschlossen werden könnten, und es war der grösste Fehler der Grenzverwaltung, den Untergang dieses für uns so erwünschten Nachbars ruhig mit anzusehen. Wenn die Hoffnung auf die Wiederherstellung Chinas verloren geht, so werden wir unbedingt gezwungen werden, das Ili-Thal bis zum Flusse Kasch zu besetzen, da der Thianschan wenigstens eine natürliche Landesgrenze bildet.

Aus Wernyi fuhr ich durch die Schlucht von Kastek zur Stadt Tokmak in das Thal des Schu und lebte hier fast einen Monat in den Aulen der schwarzen Kirgisen, der Geschlechter Sary Bagysch und Soltu. Es war sehr gefährlich, inmitten des Sumpfes mit seinen schrecklichen Ausdünstungen zuzubringen; deshalb erkrankte auch mein Begleiter am Typhus. Es ist merkwürdig, wie schnell die schwarzen Kirgisen sich an die staatliche Ordnung gewöhnt haben, sie, die noch vor kurzem der Schrecken aller Karawanen waren, leben jetzt so still und friedlich, dass ich ohne jede Bedeckung bei ihnen sicher war.

Die Stadt Tokmak liegt an einer sehr ungünstigen Stelle; man muss sich wundern, wie Jemand einen solchen Ort zur Anlegung einer Stadt auswählen konnte. Die frühere kokandsche Festung Tokmak lag am Fusse der südlichen Berge, wo eine reine und gesunde Luft herrscht, und sie diente dazu, die südliche Schlucht vor dem Eindringen von Norden zu schützen. Unsere Befestigung liegt am Flusse Schu selbst, mitten zwischen

Digitized by Google

Sümpfen, so dass die halbe Garnison sich stets im Krankenhause befindet. Von Tokmak begab ich mich zum Issik Köl durch die Bömsche Schlucht. Dann ritt ich am nördlichen Ufer des Issik Köl entlang, um mich in der Gegend der Festung Kara-Köl einige Zeit aufzuhalten. Der mächtige breite Spiegel des Seees liegt während dieses ganzen Weges vor den Blicken des Reisenden. Der riesige See, der so breit ist, dass das Auge nicht im Stande ist, das jenseitige Ufer zu erkennen, breitet sich wie eine unermessliche, tiefblaue Wasserfläche vor unseren Augen aus und verschwindet in der Ferne gleichsam im blauen Nebel des Luftmeeres, welches wie durch einen schwebenden, silberglänzenden Wolkenzug in der ganzen Ausdehnung des Horizontes von der mächtigen Schneekuppenreihe des Thianschan-Gebirges begrenzt wird. Die uns umgebende Natur ändert beständig ihren Charakter. Bald liegen weite, grüne Wiesen vor uns, bald steile, himmelhohe Felsen, nun kahle, wasserlose Bergterrassen, dann baumreiche Schluchten, aus denen die Gebirgswasser hervorrauschen, und dabei stets das weite, herrliche Bild des Seees zu unserer Rechten.

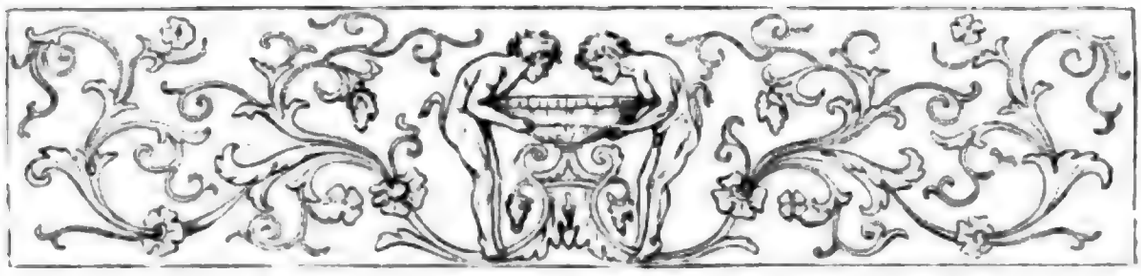
Vom Flusse Schu bis zum Tor-aigyr (brauner Hengst) ist das Nordufer des Seees fruchtbar und überall mit Aeckern der Kirgisen bedeckt, die jetzt weiter in den Schluchten des Alatau sich aufhalten. Vom Tor-aigyr bis zum Flusse Aksu ist eine weite, steinige Steppe, auf der nur an den Ufern der Bäche einige Vegetation hervorsprosst. Vom Aksu an öffnen sich nach Norden Bergschluchten, die meist mit dichtem Tannenwalde bewachsen sind, ein seltener Anblick in der weiten, baumlosen Steppe. Hier bildet die Niederung am See selbst Wiesen und fruchtbare Felder, die ziemlich dicht von den Geschlechtern der schwarzen Kirgisen Sary Bagysch und Bugu bewohnt sind. Am östlichen Ende des Seees beginnt man zwei neue russische Dörfer anzusiedeln. Das eine bei der Mündung des Flusses Tüb, das andere 8 Werst weiter nach Westen. Die Bauern loben den Landstrich; das Land, sagen sie, sei wald- und grasreich, der Fischfang sehr ergiebig. Ausserdem erscheine ihnen das Land sehr vortheilhaft für den Ackerbau, nur würde das Getreide wegen der hohen Lage der Oertlichkeit hier sehr spät reif. Am 8. August, als ich diese Dörfer passirte, war das Getreide auf dem Felde noch vollkommen grün.

Im Dorfe Tüb erkrankte ich ganz plötzlich und vermochte

Digitized by Google

nicht die Befestigung Kara-Köl zu erreichen. Ich lag hier zwei Tage in einem Kirgisen-Aule. Unter grossen Schmerzen liess ich mich hierauf in einem Bauernwagen nach Kara-Köl transportiren. Kara-Köl ist eine eben erst im Entstehen begriffene Stadt. Man hatte diese zuerst weiter östlich am Flusse Aksu angelegt und dort schon alle nöthigen Dienstgebäude aufgeführt, als sich erwies, dass der Ort des hohen Schneees im Winter wegen vollständig unpassend für die Anlage der Stadt sei. Jetzt ist der Befehl ergangen, die Stadt nach dem Kara-Köl überzuführen und man ist hier im Begriff, die ersten Häuser aufzubauen. Alle Beamten leben bis jetzt in Jurten und die Soldaten in Zelten. Am zweiten Tage erkrankte ich am Wechselfieber, und zwar in so gefährlichem Grade, dass ich in's Hospital nach Aksu übergeführt werden musste. Hier lag ich bis zum 24. August krank darnieder, und vermag es nur der aufopfernden Pflege des Doctor Ignatowski zu danken, dass ich so bald wieder hergestellt wurde. Durch das Sumpffieber war ich so geschwächt, dass ich kaum wenige Schritte zu gehen vermochte. Trotzdem reiste ich schon am 24. August zu Pferde von Aksu ab. Man musste mich die ersten Tage auf's Pferd heben, demungeachtet erreichte ich am 7. Tage fast ganz hergestellt die Stadt Wernyi, von wo aus ich ohne Aufenthalt nach Barnaul zurückkehrte. Aber während des ganzen Jahres 1869 bis zur Reise in den Altai 1870 litt ich mit kürzeren und längeren Unterbrechungen noch an diesem Sumpffieber; erst die reine Luft des Altai hat mich vollständig von dem Uebel geheilt.

Digitized by Google



III.

Die Bevölkerung Südsibiriens und der Dsungarei.

Geschichtliches: Aelteste Nachrichten der chinesischen Geschichtsschreiber über die Bewohner des Altai-Systems: die Ussun, Tu-kiu, Chui-che, Chakas, Du-bo. Nachrichten der Russen aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert: Jermak, die Eroberung des Reiches Sibirien und Vertreibung des Kötsüm-Kan. Die nördlichen Mongolen-Reiche: das Reich Altyn-Kans. Das Kalmücken-Reich des Galdan Tseren. Die Dsungaren. Unterwerfung der Völkerschaften des Altai: die Teleuten, Telessen, Schmiede-Tataren, Tschat-, Tscholym-Tataren und Katschinzen; Kirgisen, Sagaier, Beltiren, Kysyler. Arinen, Kotten und Tabiner. Geschichte des Reiches der Kasak. Die Chane bis in's XVI. Jahrhundert. Zerfall in drei Horden und ihre allmähliche Unterwerfung durch Russland. — Jetzige geographische Vertheilung der Bevölkerung: die Russen, Jenissei-Völker und Mongolen. Türk-Völker der östlichen Stämme: Karagassen, Abakan-Tataren, Sojonen, Altajer, Teleuten, Schwarzwald-Tataren und Schor. Mohamedaner: Baraba- und Irtisch-Tataren. Die Steppen-Nomaden. Kasak-Kirgisen, Kara-Kirgisen. Angesiedelte Tataren Mittelasiens: die Tarantschi, die Ösbeken und die Sart.

Die Geschichtswerke der Dynastieen Chan und Tsin, der nördlichen Dynastieen Wei, Sui und Than, wie auch der Mongolen-Dynastie Juen geben uns natürlich nur sehr vereinzelte und unzusammenhängende Nachrichten über die Völker der nördlichen Barbaren, mit denen das Reich der Mitte in Verbindung trat. Aber auch diese Nachrichten würden vermögen, uns ein recht anschauliches Bild der Vorgeschichte Südsibiriens zu liefern, wenn nicht die chinesische Schreibweise der Eigennamen einen schwer zu lüftenden Schleier über alle Mittheilungen breitete. Ich werde im Folgenden alle streitigen Punkte und alle Hypothesen der Geschichtsforscher, wie auch die Einzelheiten der

Digitized by Google

geschilderten Begebenheiten übergehen und nur unstreitig Wahres aus den geschichtlichen Vorgängen zwischen den Völkern Hochasiens und den Schilderungen des Culturzustandes dieser Völker angeben, ganz so, wie sie die Original-Geschichtswerke uns überliefern.

Zu Anfang des II. Jahrhunderts v. Chr. Geb. wurde der ganze Südrand der mächtigen Altai-Kette bis weit in den Thianschan von einem mächtigen Türk-Volke, den Hiong-nu, beherrscht. Da die Machtsphäre dieses Volkes Südsibirien und die Dsungarei nicht berührt, so werde ich die Nachrichten der Chinesen über die Hiong-nu ganz übergehen. Durch die Ausbreitung der Macht der Hiong-nu im Thian-schan wurden drei mächtige Völker noch weiter nach Westen verdrängt und blieben hier in Unabhängigkeit von den Hiong-nu. Dies waren die Jue-tschi, östlich vom Syr-Darja, die Kan-goi, nördlich vom Syr-Darja und die U-ssun, nördlich vom Thian-schan am Ili und bis zum Balkasch-See. Von den Kan-goi wird erzählt, dass sie nicht sehr zahlreich gewesen seien und deshalb zum Theil den Jue-tschi, zum Theil den Hiong-nu unterworfen waren. Die Jue-tschi werden ein Nomadenvolk genannt, das früher sehr mächtig gewesen, aber durch die Kämpfe mit den Hiong-nu geschwächt und nach Westen verdrängt worden wäre. Ueber die U-ssun geben die Chinesen genauere Nachricht. Die U-ssun sollen sich in ihrem Aeusseren von den übrigen Völkern Hochasiens unterschieden haben; es soll eines der fünf Völker gewesen sein, die blaue Augen und rothe Haare gehabt hätten. Ihr Herrscher hiess Kuen-mo oder Kuen-mi (man will daraus schliessen, dass die U-ssun Germanen gewesen seien und das Wort Kuen-mo mit „Kuning“ in Zusammenhang bringen, was gewiss als eine gewagte Hypothese anzusehen ist) und wohnten in der Stadt Tschi-gu, welche 610 Li nordwestlich von der Stadt Aksu und nordöstlich vom Temurtu-See gelegen war. Die U-ssun bildeten 120 000 Kibitken oder Familien mit 630 000 Seelen, und ihre Heeresmacht soll bis 188 000 Mann betragen haben. Ihr Land wird uns als eben und grasreich geschildert, soll aber regnerisch und kalt gewesen sein. (Die Ausdrücke kalt und regnerisch sind nur verständlich, wenn wir bedenken, dass die Chinesen diese Nachrichten von den südlichen Nachbarn der U-ssun vernommen haben.) In den Bergen war viel Nadelholz. „Die U-ssun beschäftigen sich weder mit Ackerbau noch mit Gartenkultur

Digitized by Google

(wie die Chinesen), sondern sie ziehen mit ihren Heerden von Ort zu Ort, dorthin wo Wasser und Gras in nöthiger Menge sich vorfinden. In ihren Sitten gleichen sie sehr den Hiong-nu. Sie halten viele Pferde, und reiche Leute haben deren 4000—5000 Stück. Das Volk ist roh (d. h. ihm ist die Höflichkeit der Chinesen unbekannt), habgierig, falsch und liebt zu rauben. Oestlich reicht ihr Gebiet bis zu den Hiong-nu, nordwestlich bis zu den Kan-goi.“ Da die Chinesen hofften, die U-ssun gegen die Hiong-nu benutzen zu können, so suchten sie mit ihnen in ein näheres Verhältniss zu treten und schickten ihnen mehrmals reiche Geschenke. Im Jahre 107 v. Chr. schickte der Kuen-mo 1000 Pferde an den chinesischen Hof, um eine Prinzessin aus dem chinesischen Kaiserhause zur Gemahlin zu erhalten, und der Himmelssohn sandte ihm die Prinzessin Si-gün. Man stattete sie prächtig aus, gab ihr einen Gala-Wagen, Kleidung und kaiserliche Insignien, dazu einige hundert Hofbeamte, Eunuchen und Diener. Trotzdem machte der Kuen-mo sie nur zu seiner jüngeren Gemahlin, da ihm der Herrscher der Hiong-nu inzwischen auch eine Tochter zur Gemahlin gegeben hatte, die er schon früher als ältere Gemahlin eingesetzt hatte (dies zeigt deutlich, wie sich sowohl die Chinesen wie auch die Hiong-nu um die Freundschaft der U-ssun bemühen, und wie die U-ssun, den Sitten der Nomaden gemäss, sich bald auf den einen, bald auf den anderen der mächtigen Nachbarn stützen). In drei Monaten sah die chinesische Prinzessin den Kuen-mo nur ein einziges Mal. Damals wurde ihr ein grosses Gastmahl zugerichtet und sie erhielt reiche Geschenke. Da aber der Kuen-mo alt war und nicht Chinesisch verstand, so lebte die Prinzessin in Trauer und Einsamkeit und sehnte sich nach ihrer schönen Heimath und einem gebildeten Umgange. In ihrer Einsamkeit soll sie, den chinesischen Annalen nach, folgendes Gedicht verfasst haben:

Zur Gemahlin gaben mich Verwandte
In dies weite, öde Land,
Gaben in ein fremdes Reich mich,
Diesem Fürsten der U-ssun.
Lebe hier in runder Hütte,
Die mit dünnem Filz bedeckt nur,
Fleisch ist meine einz'ge Nahrung,
Milch allein dient mir zum Trunke.
Wenn der Heimath ich gedenke,
Bricht das Herz vor Sehnen mir,

Digitized by Google

Wär' ich eine wilde Gans doch,
Flöge ich zurück zur Heimath.

Da der Kuen-mo alt war, so überliess er die chinesische Prinzessin seinem Sohne Sen-dsi, der nach dem Tode des Vaters diesem in der Regierung folgte. Nach dem Tode der Prinzessin Si-gün wurde dem Herrscher der U-ssun eine andere chinesische Prinzessin zur Gemahlin gegeben.

Die Macht der U-ssun wuchs in der Folge immer mehr. Sie blieben jetzt dem Bunde der Chinesen treu, weil die Macht der Hiong-nu schon damals abnahm. Mehrmals fielen sie in Gemeinschaft mit den Chinesen über die Hiong-nu her, wodurch die Macht der Hiong-nu im Westen immer mehr geschwächt wurde.

Um die Mitte des I. Jahrhunderts n. Chr. Geb. zerfallen die U-ssun in zwei Theile; der eine Theil, der die kleinen U-ssun genannt wird, zieht weiter nach Nordwesten, d. h. nach dem Ural hin, der andere Theil, die grossen U-ssun, bilden hier bis in's IV. Jahrhundert einen recht mächtigen Staat. Im IV. Jahrhundert wurden sie von den östlichen Nachbarn, den Sian-pi, scharf bedrängt, so dass ein Theil von ihnen nach Südwesten floh, ein anderer aber mehr nach Norden zog, wo er 619 sich den Tu-kiu unterwarf. (Seit dieser Zeit werden die U-ssun nicht mehr als Volk genannt. Ich möchte hier darauf aufmerksam machen, dass das Hauptgeschlecht der grossen Horde, das nördlich vom Issikul bis zu den Grenzen des chinesischen Ili-Thales nomadisirt, bis jetzt den Namen Ui-sun führt. Es ist möglich, dass dieser Name zugleich mit einzelnen Stämmen der U-ssun hier seit alter Zeit fortlebte.)

Als Verwandte der Hiong-nu, also auch als Türkstämme, werden uns von den chinesischen Annalen im V. Jahrhundert zwei mächtige Völker Hochasiens genannt. Dies sind die Tu-kiu (in deren chinesischen Namen man die Benennung „Türk" wiedererkennen will) und die Chui-che (der von den übrigen Nachbarn unter dem Namen „Uiguren" bezeichnete Türkstamm).

Die Chui-che haben sich nach Angabe der chinesischen Annalen in zwei Theile getheilt, von denen der südliche, von den Chinesen unter dem Gesammtnamen Kiao-tschang genannt, schon vor Christi Geburt im Süden und Osten des Thian-schan angetroffen wurde. Die chinesischen Nachrichten über die Süd-Uiguren interessiren uns hier nicht, da ihre Nachkommen, die Dungenen, erst im vorigen Jahrhundert im Ili-Thale angesiedelt

Digitized by Google

wurden. Anders ist es mit den nördlichen Uiguren, welche zum Theil in ihren Ursitzen an der Selenga verblieben, zum Theil bis zu den Quellen des Jenissei vordrangen, wo wir sie im VI. Jahrhundert vorfinden. Die nördlichen Uiguren werden von den Chinesen Kao-tsche genannt, was chinesisch „hohe Wagen" bedeutet; wahrscheinlich, weil die Räder ihrer Wagen höher gebaut waren als die der übrigen Stämme. Als Volksname wird ihnen der Name Tschi-le, Di-li oder Te-le (was vielleicht als Verdrehung von „*Tölös*" oder „*Telengit*" angesehen werden kann, Namen von Türkstämmen, die bis jetzt im Altai leben) beigelegt. Die nördlichen Uiguren bestanden nach Angaben der Chinesen aus zwölf Geschlechtern (Si-fu-li, Tu-lu [Tölös?], I-Dschan, Da-Lian, Ku-che, Du-bo [gewiss nicht Uiguren, sondern ein Samojeden-Stamm der Tuba-Leute], A-lun [= Ara? d. h. ein Jenissei-Ostjakischer Stamm], Mo-jun, Sy-fyn, Fu-fu-lo, Kiu-an, U-schu-pei), Namen, über deren eigentliche Bedeutung man sich wegen der Verdrehung der Chinesen kaum einen richtigen Begriff machen kann. Die Sitten der nördlichen Uiguren schildern uns die chinesischen Annalen folgendermassen:

Die Kao-tsche haben keinen obersten Herrscher; jedes Geschlecht hat seinen Anführer oder Stammältesten. In ihren Sitten sind sie roh und ungebildet. Die Verwandten wohnen bei ihnen dicht beieinander und leben in Frieden und Eintracht. Werden Verwandte von Fremden überfallen, so helfen sie einander beim Kampfe. Beim Kämpfen stellen sie ihr Heer nicht in Reihen auf, sondern sie stürzen sich in Haufen auf den Feind. Eine solche Heeresaufstellung erlaubt ihnen nicht, ausdauernd an einer Stelle zu kämpfen, bald drängen sie mit ihren Heeresmassen mit aller Gewalt nach vorn, bald ziehen sie sich eiligst zurück, um gleich darauf wiederum einen Vorstoss auszuführen. Bei Abschluss der Ehe halten sie Pferde und Rinder für die besten Werbegeschenke. Sobald sich die Parteien das Wort gegeben haben, gilt die Ehe sogleich als geschlossen. Darauf führen die Verwandten des Bräutigams ihre Pferdeheerden den Verwandten der Braut vor, die sich dann selbst die ihnen passenden Geschenke auswählen. Die Eigenthümer der Pferde stehen dabei ausserhalb der Heerde und scheuchen sie durch Händeklatschen auf. Wer nun auf dem ausgewählten Pferde sitzen bleibt, behält dasselbe als Geschenk, wer aber herunterfällt, sucht sich ein anderes. Brot kennen die Kao-tsche nicht, auch brennen

Digitized by Google

sie keinen Branntwein. Am Hochzeitstage reichen die Brautleute selbst den Gästen Kumys aus Stutenmilch und gekochtes, in kleine Stücke geschnittenes Fleisch. Der Wirth bewirthet die Gäste selbst. Ordnung und Reihenfolge beim Sitzen beachten sie nicht; sie setzen sich haufenweise vor die Jurte hin und essen und trinken den ganzen Tag, ja sie bleiben sogar noch die folgende Nacht. Wenn am andern Tage die Braut ihren Vater besucht, treiben die Verwandten des Vaters noch eine Heerde Pferde dorthin. Sie lieben durchaus nicht Wittwen zu heirathen und bedauern diese sehr.

Die Hausthiere erhalten bei den Kao-tsche bestimmte Eigenthumszeichen; wenn ein Thier im Felde sich zu einem fremden Volke gesellt, so wird sich doch Niemand dasselbe aneignen.

Im Leben sind sie nicht reinlich. Sie lieben die Donnerschläge und stossen bei jedem Donnerschlage einen Schrei aus und schiessen nach dem Himmel. Dann verlassen sie den Ort und zerstreuen sich. Im folgenden Jahre, wenn die Pferde fett werden (d. h. von Ende Mai an), versammeln sie sich wieder an den Orten des Donnerschlages und schlachten einen Hammel. Die Schamanin hält dabei ein Gebet, ebenso wie im Reiche der Mitte (in China), wenn man ein Unglück abwenden will. Die Männer reiten zu Pferde viermal im Kreise um diesen Ort; dann nehmen dieselben ein Bündel Weidenzweige und begiessen es mit Kumys, eine Frau aber wickelt die Knochen in die Haut des Schafes und stellt sich das Bündel auf den Kopf, die Haare aber lässt sie in Locken herabhängen. Die Todten bringen sie in ein ausgegrabenes Grab, stellen den Leichnam in die Mitte, den Bogen in der Hand, mit umgürtetem Schwerte, die Lanze im Armgelenke, gerade als wenn er lebend wäre, und schütten dann das Grab zu. Wenn Jemand vom Blitze getroffen stirbt, oder von einer Seuche hingerafft wird, so halten sie Gebete, um das Unglück abzuwenden. Wenn aber Alles glücklich vorbeigeht, so schlachten sie eine grosse Menge verschiedenen Viehes und verbrennen die Knochen, dann reiten sie im Kreise um den Ort herum. Bei solcher Versammlung erscheinen Männer und Frauen jeden Alters ohne jeglichen Unterschied. Diejenigen Familien, bei denen sich kein Unglück zugetragen hat, singen, tanzen und spielen auf allerlei musikalischen Instrumenten; die Familien aber, die ein Unglück betroffen hat, weinen bittere Thränen.

Digitized by Google

Die Kao-tsche nomadisiren von Ort zu Ort, je nach der Fülle von Wasser und Gras.

Ein Theil der nördlichen Uiguren war den Shuan-shuan (einem südlicher wohnenden Volke, gewiss mongolischen Stammes) unterworfen. Zur Zeit Däü-lün (Fu-gu-dun Chan), des Herrschers der Shuan-shuan, gerieth der Afu-dshilo (so wurden die Stammältesten der Uiguren genannt) des Stammes Fu-fu-lo mit dem Oberherrn in Streit, weil dieser China mit Krieg überziehen wollte, und erklärte sich deshalb unabhängig von den Shuan-shuan und zog mit 100 000 Menschen seines Stammes weiter nach Westen. Däülün und sein Onkel Na-gai (man vergleiche den mongolischen Stammnamen Nogai) verfolgten ihn, konnten aber trotz einzelner siegreicher Scharmützel Nichts ausrichten (490 v. Chr.). Zu dieser Zeit lebte ein von den Hiong-nu abstammendes Geschlecht (somit also unbedingt ein türkischer Stamm), das Aschin genannt wird, im Altai und befand sich ebenfalls in Abhängigkeit von den Shuan-shuan. Nach Angabe der Chinesen sollen sich diese Aschin erst im Jahre 439 im Altai niedergelassen haben und in den südlichen Thälern des Altai für die Shuan-shuan Eisen gewonnen haben. (Ich halte für wahrscheinlicher, dass ihnen ein Theil der Ureinwohner des Altai, die sich seit der frühesten Zeit hier mit Gewinnung und Bearbeitung der Metalle beschäftigt hatten, unterthan war und für sie diese Arbeiten ausführte, denn es lässt sich nicht annehmen, dass ein türkischer, also nomadisirender Stamm, sich mit dergleichen Gewerbe abgegeben habe und später wiederum zum Nomadenleben zurückgekehrt sei.) Die Macht der Aschin war aber doch so bedeutend, dass die Chinesen es für nöthig hielten, im Jahre 535 einen Gesandten zu ihrem Herrscher Tu-myn zu schicken. Im folgenden Jahre, als die Te-le (Uiguren) mit den Shuan-shuan kämpften, fiel Tu-myn mit seinem Heere über die im Süden vorbeiziehenden Uiguren-Schaaren her und unterwarf sich einen Uiguren-Aimak von 50 000 Jurten. Da er nach dieser Machtvergrösserung sich den Shuan-shuan an Macht gleich fühlte, so wollte er sich durch eine Heirath mit dem Herrscher der Shuan-shuan verbinden und schickte zu ihm einen Gesandten, durch den er um seine Tochter warb. Der Herrscher der Shuan-shuan aber schickte nach der Angabe der chinesischen Annalen heftig erzürnt die Boten des Tu-myn mit der schimpflichen Antwort zurück: „Wie wagst du, mein Metall-

Digitized by Google

schmelzer, mir solchen Antrag zu stellen?“ Tu-myn tödtete die Boten und verschwägerte sich mit China. Darauf schickte Tumyn im Jahre 552 seine Heere gegen die Shuan-shuan, besiegte sie vollständig und unterwarf sich ihr Reich. Nun nahm er den Titel Ili-chan (Fürst vom Ili) an und gründete so die Herrschaft der östlichen Tu-kiu, die bis zum Jahre 745 bestand und von der die Chinesen berichten, dass während dieses Zeitraumes hier 21 Chane herrschten, mit denen sie in Verbindung gestanden hätten.

Ueber die Sitten der Tu-kiu erzählen uns die chinesischen Annalen Folgendes: Die Tu-kiu lassen die Haare herabhängen und tragen den linken Rockschooss aufgesteckt. Sie leben in Zelten oder in Filzjurten und nomadisiren von Ort zu Ort, je nachdem Gras und Wasser in genügender Menge vorhanden sind. Sie beschäftigen sich mit Viehzucht und Jagd, essen Fleisch und trinken Kumys und tragen Kleider von Pelz und Wolle. Bei ihnen ist wenig Ehrlichkeit und Scham; sie kennen, gerade wie die früheren Hiong-nu, weder Sitte (Höflichkeitsformen und Anstand der Chinesen) noch Gerechtigkeit. Wenn der Herrscher den Thron besteigt, so setzen ihn die höchsten Beamten auf eine Filzdecke und tragen ihn der Richtung der Sonne nach neun Mal im Kreise umher. Nach jedem Rundgange verneigen sich die Träger vor ihm. Nach Beendigung dieser Ceremonie lassen sie ihn ein Reitpferd besteigen, ziehen ihm mit einem seidenen Gewebe die Kehle fest zu, lassen dann das Gewebe los und fragen sogleich, wie viele Jahre er herrschen kann. Unter den Beamten hat die höchste Stelle der Sche-chu, die zweite der De-le und die dritte der Sy-li-fa, die vierte der Tu-mao-fa. Mit den niedereren Beamten zusammen sind es im Ganzen zwanzig Menschen. Alle diese Aemter sind erblich. Von Waffen haben sie Bogen aus Horn und pfeifende Pfeile, Panzer, Lanzen, Säbel und Schwerter, Fahnen mit einem goldenen Wolfskopfe. Die Leibgarde nennen sie Fu-li, was in ihrer Sprache auch Wolf (vergleiche das türkische „*pö-rü*“, wobei zu bemerken ist, dass die Chinesen türkisch p stets durch f und türkisch r stets durch l wiedergeben) heisst. Dadurch wollen sie ihre Herkunft andeuten. (Hier spielt der chinesische Autor auf die Sage an, dass die Tu-kiu von einer Wölfin abstammen. Der Vorfahre der Tu-kiu ist nach dieser Sage ein Knabe, welcher nach der Vernichtung der Aschin nachgeblieben sein soll. Die

Feinde hätten diesem Knaben Hände und Füsse abgehauen und dann in einen See geworfen. Am Ufer habe ihn eine Wölfin mit Fleisch genährt und habe mit ihm zusammen gelebt. Als man die Wölfin habe tödten wollen, sei sie in ein anderes Land gezogen und habe daselbst zehn Söhne geboren.) Die Tu-kiu schiessen sehr geschickt mit Bogen vom Pferde herab. Ihrem Charakter nach sind sie überaus grausam und unbarmherzig. Die Schrift (d. h. die chinesische Schrift) kennen sie nicht. Die Menge der Leute, Pferde, Abgaben und ihr Vieh zählen sie nach Kerben, die sie in's Holz schneiden. An Stelle der schriftlichen Befehle gebrauchen sie Pfeile mit goldenen Spitzen (eine Sitte, die die Russen noch bei den Tataren Westsibiriens im XVII. Jahrhundert antrafen), an denen ein wächsernes Siegel befestigt ist. Streif- und Raubzüge unternehmen sie gewöhnlich vor dem Vollmond. Nach ihren Strafgesetzen wird Aufstand, Verrath, Tödtung, Ehebruch und Diebstahl eines gefesselten Pferdes mit dem Tode bestraft. Für eine körperliche Beschädigung zahlt man mit Sachen, je nach der Bedeutung derselben. Wer ein Auge beschädigt, muss seine Tochter hergeben, hat er aber keine Tochter, so muss er die Habe seiner Frau hergeben. Für die Beschädigung eines Gliedes muss er ein Pferd zahlen. Für Diebstahl eines Pferdes oder eines anderen Dinges zahlt er den zehnfachen Preis desselben. Den Leichnam eines Gestorbenen legt man in ein Zelt. Die Kinder, Enkel und anderen Verwandten beiderlei Geschlechtes schlachten Pferde oder Schafe, und indem sie sie vor dem Zelte, in dem der Leichnam sich befindet, ausbreiten, bringen sie diese den Manen als Opfer dar. Sieben Mal reiten sie zu Pferde im Kreise um das Zelt herum, dann zerschlitzen sie sich vor dem Eingange des Zeltes mit einem Messer ihr Gesicht und jammern mit lauter Stimme; so fliessen Blut und Thränen zusammen herab. Diese Ceremonie vollführen sie sieben Mal. Dann nehmen sie an einem bestimmten Tage das Reitpferd des Verstorbenen und alle seine Geräthschaften und verbrennen sie zusammen mit dem Leichnam. Die Asche aber sammeln sie in ein Gefäss und begraben sie in einer bestimmten Zeit des Jahres. Diejenigen Leute, die im Frühling und Sommer gestorben sind, begraben sie, wenn die Blätter auf den Bäumen gelb werden und abzufallen beginnen, die im Herbste und Winter Gestorbenen aber begraben sie im Frühling, wenn die Blätter und Blumen hervorzusprossen beginnen. An den Begräbnisstagen wie

Digitized by Google

auch an den Todestagen bringen die Verwandten Opfer und zerfetzen sich die Gesichter. Auf den Grabstätten stellen sie die Nachbildung des Todten auf und bezeichnen an diesen Steinbildern alle Schlachten, an denen der Todte während der Zeit seines Lebens theilgenommen hat. Hat er nur einen Menschen getödtet, so stellen sie nur einen Stein auf. Auf einigen Gräbern stehen bis hundert und mehr Steine. Wenn man Schafe oder Pferde geopfert hat, so werden die Köpfe auf Stangen gesteckt. An diesen Tagen (d. h. zum Opfer) versammeln sich Männer und Weiber in festlichen Kleidern auf dem Begräbnissplatze. Wenn einem Manne dort (d. h. während der Zeit des Opfers) ein Mädchen gefällt, so schickt er nach der Rückkehr einen Freiwerber zu den Eltern dieses Mädchens. Selten werden die Eltern eine solche Werbung zurückweisen. Ist der Vater, ältere Bruder oder der Vaterbruder gestorben, so ist es Sitte, dass der Sohn seine Stiefmutter, der jüngere Bruder seine Schwägerin, der Neffe seine Tante heirathet. Wenn auch Niemand einen festen Wohnsitz hat, so besitzt dennoch jeder seinen Antheil Land. (Meiner Ansicht nach ist das so zu verstehen, dass die Weideplätze geschlechtsweise vertheilt sind, wie bei den Kirgisen, aber jedes einzelne Mitglied seinen Antheil an den Weideplätzen hat. Bei festem Landbesitz wäre ja ein Nomadisiren eine vollkommene Unmöglichkeit). Der Chan hat einen festen Wohnsitz am Berge Du-gin. Der Eingang zu seinem Standorte ist von Osten, zur Ehre der Stelle der Himmelsrichtung des Sonnenaufganges. Alle Jahre bringt er ein Opfer in der Höhle der Vorfahren (d. h. wo die Wölfin die zehn Knaben gebar. Ist dies dieselbe Höhle, von der Messerschmidt sagt: Am Flusse Jenissei, über den Fluss Kemtschik eine halbe Tagereise weit von der Einmündung des Flusses Dschakal, sei eine Höhle, in der es mehrere Seltsamkeiten gäbe, Idole von weiblicher und männlicher Gestalt und viele Manuscripte? Müller hat gehört, diese Höhle liege in einer Gegend von Grabstätten, deren viele auch vor der Grotte sich befänden. Der Eingang zu ihr vom Jenissei her sei enge und niedrig, ausserhalb seien am Felsen Sculpturen, Idole in halbmenschlicher Grösse und von sehr roher Arbeit). Aber in der Mitte des fünften Monats opfert er mit vielen seiner Unterthanen neben einem Flusse dem Geiste des Himmels. 500 Li vom Berge Du-gin entfernt liegt ein hoher Berg, auf dessen Gipfel sich weder Pflanzen noch Bäume hefinden; er heisst Bo-

Digitized by Google

dun-in-li was auf chinesisch der Schutzgeist der Erde bedeuten soll. (Bo-dun-in-li ist unentzifferbar, sollte es vielleicht dem türkischen *Bödük ijäli*, „mit einem erhabenen Herren begabt", bedeuten? Die Altajer nennen noch heute die Schutzgeister der Berge und Gewässer *Tu ijäsi*, *Su-ijäsi*, der Wirth des Berges, der Wirth des Wassers). Die Schrift der Tu-kiu gleicht der uigurischen. (Dies ist nur dann verständlich, wenn die oben angeführte Unkenntniss der Schrift sich nur auf die chinesische Schrift bezieht). Die Eintheilung des Jahres in Jahreszeiten kennen sie nicht, sondern bezeichnen die Zeit nach dem Grase. Sie trinken Kumys aus Stutenmilch und betrinken sich bis zur Bewusstlosigkeit. Sie beten die Geister an und glauben an die Schamanen (chin. *wu*). Für einen Ruhm halten sie es, im Kriege zu sterben, aber für eine Schande, an einer Krankheit zu sterben. Im Allgemeinen sind ihre Sitten denen der Hiong-nu gleich.

Was die Chinesen von den Kämpfen und Beziehungen der Tu-kiu zum chinesischen Reiche erzählen, kann hier füglich ebenso wie die Liste der Fürsten übergangen werden. Es möge hier nur erwähnt sein, dass sich im Jahre 600 das Reich der westlichen Tu-kiu von dem der östlichen abtheilte und dass die Herrschaft der westlichen Tu-kiu sich allmählich über den Altai, die dsungarische Steppe und das Ili-Gebiet erstreckte. Die alte Dynastie der Aschin endigte bei den westlichen Tu-kiu etwa um das Jahr 700. Dann bemächtigte sich der Führer der Tu-tsischi der Herrschaft und seine Nachkommen herrschen noch bis zum Jahre 766, wo der grösste Theil der Geschlechter der Tu-kiu weiter nach Westen zieht und nur ein kleiner Theil sich den Uiguren unterwirft.

Diese Uiguren, deren wir schon beim Ueberfall des ersten Chans der Tu-kiu erwähnt und deren Sitten wir nach den chinesischen Quellen geschildert haben, blieben nach der Unterwerfung durch Tu-myn lange Unterthanen der Tu-kiu. Als ihnen aber die südlichen Herrscher 606 schwere Abgaben auferlegten, da trennte sich ein grosser Theil derselben ab und siedelte sich in den nördlicheren Gebieten an. Ihr Hauptsitz blieb nach Angabe der Chinesen der Fluss *So-lin* (Selengga). Die abgefallenen Uiguren sollen bis 100 000 Kibitken betragen haben. Unter ihren Herrschern ist besonders Pu-su zu erwähnen, der 628 siegreich gegen die Tu-kiu kämpfte. Bald nach seinem Tode ergeben sich die zwölf Stämme der Uiguren den Chinesen, die den zwölf Stamm-

ältesten chinesische Militärtitel verleihen. Durch den Verfall der Macht der Tu-kiu ward die Macht der Uiguren immer grösser, sie vereinigten unter sich viele türkische Stämme und nahmen als Reich den Titel Chui-che an. Verwaltet wurden sie von eigenen Chanen, von denen die Chinesen uns vierzehn nennen. Im Anfang des IX. Jahrhunderts wird das Reich der Uiguren, das sich von der Selengga bis zum Balkasch ausdehnte, durch anhaltende Kriege mit den ihnen früher unterworfenen Hakas geschwächt. 841 wird der Uiguren-König vollständig besiegt und getödtet. Weder dem darauf von den Uiguren zum Könige gewählten U-kiai noch seinem Bruder O-nie gelang es, die Herrschaft zu befestigen. Letzterer wurde von den Hakas verjagt und seine Hauptstadt erobert. Die Herrscherfamilie floh zu den nördlichen Gebirgsbewohnern.

Darauf beginnt ein neues Reich der angesiedelten Uiguren, das zur Zeit der chinesischen Dynastie Sung in Vasallenschaft und Bündniss zum chinesischen Reiche trat. Die ganze Reihe dieser einheimischen Uiguren-Könige blieb dem Bündnisse mit China treu und herrschte ununterbrochen über das Gebiet des Thianschan, bis Tschingis-Chan 1209 ganz Hochasien den Mongolen unterwarf.

Ich muss hier noch einen Fehler Ritter's aufklären, der in seiner Erdkunde von Asien S. 346 behauptet, dass die Chinesen noch heutzutage den Namen Chui-che mit „Mohammedaner" identificiren. Die Chinesen nennen die Mohammedaner *Schan-tu*, d. h. Turbane. Chui-chu nennen sie heutzutage nur die mohammedanischen Chinesen Nordchinas, die die Tataren „Dungan" nennen, d. h. die Nachkommen der Uiguren, die jetzt ganz zu Chinesen geworden sind. Mit dem Namen *Chui-sa* hingegen bezeichnen sie nur die Tataren des Sechsstädte-Gebietes (der kleinen Bucharei), die offenbar zum grössten Theil Nachkommen der angesiedelten Uiguren der Kiao-tschang sind. Es ist also auch Chui-sa die Bezeichnung des Volkes und durchaus keine Anspielung auf die religiösen Verhältnisse der Bewohner der kleinen Bucharei.

Die Chinesen rechnen zu den nördlichen Uiguren einige Völker Sibiriens. Von diesen Stämmen will ich nur solche nennen, die unbedingt das heutige Sibirien bewohnen.

1. Die *Guligan*, nomadisirten, nördlich vom Baikal-See. Dieses Volk hat 5000 Krieger. Das Land bringt ausgezeichnete Pferde

Digitized by Google

hervor. Die Köpfe dieser Pferde gleichen den Kameelköpfen, sie sind stark und hoch gewachsen und vermögen in einem Tage einige hundert Li zu laufen. Das Land der Guligan erstreckt sich im Norden bis zum Meere und ist sehr weit von der Residenz (der Chinesen) entfernt. Jenseits des Baikal werden die Tage lang, die Nächte aber kurz. Vom Sonnenuntergange bis zum Aufgange der Sonne vermag man kaum eine Hammelmilz gar zu braten. Als die Guligan an den Hof nach China kamen, beschloss man, zu ihnen einen Militärbeamten zu senden und nannte das Land Suan-goi. Der Aelteste des Volkes schickte bald darauf Pferde als Geschenk, von denen der Kaiser zehn sehr schöne auswählte. Im Jahre 662 wurde das Land Suan-goi in Jui-wu umgenannt und der Baikalischen Statthalterschaft zugetheilt. (Es ist wohl kein Zweifel, dass hier unter den Guligan die Jakuten zu verstehen sind, gewiss ein Mischvolk aus den Uiguren und tungusischen Völkerschaften.)

2. Die *Dubo*. Sie wohnten im Norden bis zum kleinen See, im Süden bis zu den Uiguren, im Westen bis zu den Hakas. Sie zerfallen in drei Aimake, von denen jeder von einem besonderen Stammältesten verwaltet wird; sie leben in Hütten aus Gras und beschäftigen sich weder mit Viehzucht noch mit Ackerbau; sie suchen allerlei Wurzeln und bereiten aus ihnen einen Brei; sie beschäftigen sich mit Fischfang und machen Jagd auf Vögel und Wild, die ihnen als Speise dienen. Sie kleiden sich in Pelze aus Zobel- und Hirschfell und die Armen ziehen Pelze aus Vogelhäuten an. Bei der Hochzeit geben die Reichen Pferde, die Armen aber bringen Hirschfelle und Wurzeln. Die Leichen legen sie in Särge und stellen sie auf Berge oder Bäume. Beim Begräbnisse jammern sie wie die Tu-kiu. Sie kennen aber keine Strafen oder Strafgelder. Der abgefasste Dieb hat den zweifachen Preis des Gestohlenen zu zahlen. Im Jahre 644 schickten sie zugleich mit den Guligan Gesandte an den chinesischen Hof. (Der Name Du-bo weist darauf hin, dass wir es hier mit den von den Russen im XVII. Jahrhundert in dem Sojonischen Gebirge angetroffenen Tubinern oder Wald-Samojeden zu thun haben. Dabei sei bemerkt, dass alle Sojonen im Norden des Tangnu Ola, die doch zum grössten Theil aus Vermischung mit Samojeden-Geschlechtern entstanden sind, sich selbst Tuba nennen, ebenso wie die Koibalen-Geschlechter und die Schwarzwald-Tataren, was Alles darauf hindeutet, dass die Tuba früher ein

Digitized by Google

bedeutend zahlreicheres Volk gewesen sein müssen. Die oben angeführte Nachricht über den Kulturzustand der Wald-Samojeden im VII. Jahrhundert ist daher von grossem Interesse.)

3. Die *Chu-sse*. Unter dem Namen der Chu-sse werden eine Menge von Stämmen oder Völkern aufgeführt, die in Sibirien wohnen. Da werden die Kige genannt, die ein Heer von 20000 Mann haben sollen und die nach der Meinung des Pater Jakinf etwa am Argun gelebt haben mögen. Ihr Land soll ungefähr 6000 Li von der chinesischen Hauptstadt entfernt gewesen sein. Dann werden genannt die Uwan oder Kiai, in einem Lande, wo zwar Bäume wachsen, aber kein Gras. An dem Boden soll überall Moos wachsen, hier sollen keine Pferde und Schafe sein, sondern nur Rennthiere als Hausthiere gehalten werden; diese werden mit Moos gefüttert und an Wagen gespannt. Die Leute kleiden sich da in Rennthierfelle, niedrige Häuser bauen sie aus Holz und mehrere zusammen. Nachdem noch mehrere Völkerschaften aufgeführt sind, wird noch ein Volk, die *Bila* oder *Gelotschi*, genannt, die nördlich von den Tu-kiu gewohnt haben sollen. Sie sollen zwar nomadisirt haben an Orten, wo Ueberfluss an Wasser und Gras war, aber doch hauptsächlich in Bergen gelebt haben. Ihr Heer soll 30000 Mann stark gewesen sein. Dort soll es immer schneien, die Nadeln sollen von den Bäumen nicht abfallen. Sie beackern das Land mit Pferden, woher ihnen auch der Name gegeben sein soll. Sie wohnen nördlich in der Nähe des Meeres (ist nicht vielleicht der Tschany-See in der Kulunda gemeint?) Obgleich sie Pferde hielten, ritten sie nicht auf ihnen, sondern benutzten die Milch als Speise. Oft haben sie mit den *Hakas* Krieg geführt. (Dies beweist, dass die Bilä nördlich vom Altai lebten.) In ihrem Aeusseren waren sie den Hakas ähnlich (hatten also, wie wir in der Folge sehen werden, blaue Augen und rothe Haare), redeten aber eine andere Sprache. Sie schoren den Kopf und trugen Hüte aus Birkenrinde. Sie verbanden Bäume wie man die Brunnengänge macht (d. h. offenbar, sie bauten Holzhäuser aus Balken, ähnlich wie die Russen dies thun) und bedeckten sie mit Birkenrinde. Dies waren ihre Wohnungen; jede Gemeinde hatte ihren Anführer unabhängig von den anderen. Die Dachan wohnten noch nördlicher als die Goi, sie hatten Schafe und Pferde. Sowohl die Dachan wie auch die Goi sind Nachbarn der Hakas am See Kian-chai (Baikal). Alle diese Völker waren niemals in China (weshalb die Chinesen, wie wir hier sehen, auch

Digitized by Google

alle möglichen Völker hier zusammenfassen), sie erschienen aber 627—655 hier am Hofe (dem chinesischen) und brachten Zobel und Pferde. Einige sind nur ein Mal, andere zwei Mal gekommen. (Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich in den Bilä ein Volk sehe, das schon eine höhere Bildung erreicht hat als alle genannten Nomaden. Dies beweisen schon der Ackerbau und die Holzhäuser. Sollten das nicht die schon im VII. Jahrhundert zum grössten Theile aus dem Altai und aus dem Abakan- und Jenisseithale nach dem Norden verdrängten Stammgenossen der Hakas gewesen sein, und zwar diejenigen Völker, die im Altai selbst den Bergbau ausgeübt hatten? Wie ich später zeigen werde, wahrscheinlich Völker des Jenissei-Ostjakischen Stammes.)

Ich gehe jetzt zu demjenigen Volke über, das uns am meisten interessiren muss, da wir seine Geschichte bis in die neueste Zeit verfolgen können; dies sind sind die Vernichter des nördlichen Uiguren-Reiches, die *Hakas*.

Die Hakas bilden das alte Reich der Kiang-Kuen, sagen die chinesischen Annalen; es lag westlich von Chami und nördlich von Karaschar bei den weissen Bergen. Andere nennen dieses Reich Gui-wu und Ge-gu. Das Gebiet der Hakas lag einst an der westlichen Grenze des Reiches Hiong-nu (also etwa am südlichen Tarbagatai und im Thian-schan. Die Zahl der Bevölkerung erreicht einige Hunderttausend. Ihr Heer beträgt 60 000 Mann. Von ihrem Lande südöstlich sind 3000 Li bis zur Orda der Uiguren. Im Süden reichen sie bis zum Berge Tuuman. Der Boden ihres Landes ist im Sommer sumpfig, im Winter ist sehr hoher Schnee. Die Bewohner sind von grossem Wuchse, haben rothe Haare, ein frisches Gesicht und blaue Augen. Schwarze Haare sehen die Hakas als ein schlechtes Zeichen an. Die Schwarzäugigen werden für die Nachkommen der Li-Lin gehalten. (Diese Beschreibung beweist, dass die Hakas ursprünglich nicht Türken waren, wenn sie auch, wie wir sogleich sehen werden, die türkische Sprache redeten. Man stelle hiermit zusammen, was ich oben über die Bilä mitgetheilt. Man kann daraus entnehmen, dass die Hakas wie auch die Bilä gewiss eines Stammes sind, der aus dem Süden hier eingewandert ist. Sollten nicht auch die U-ssun zu diesem Völkerzweige gehört haben? Dabei möge erwähnt werden, dass die Chinesen die Bilä unter dem allgemeinen Namen der *Chu-ssc* erwähnen, und dass sie noch ein Volk *Ku-te* mit blauen Augen westlich

Digitized by Google

von den U-ssun und die *Tin-gling* (= Bilä?) nördlich von den U-ssun nennen. Ritter möchte alle diese Völker als nach Norden versprengte Indogermanen auffassen und sucht diese Behauptung dadurch zu unterstützen, dass in der türkischen und mongolischen und besonders in der tungarischen Sprache eine grosse Zahl indogermanischer Wurzeln auftreten. Für die türkische und tungarische Sprache muss ich diese Behauptung direct verneinen. Die wenigen indogermanischen Wurzeln sind hier fast alle nachweisbar aus dem Neu- oder Alt-Persischen entlehnt, das ja vor Christi Geburt in Turan bis ziemlich hoch im Norden gesprochen wurde. Ich möchte in allen diesen Völkern einen jetzt fast vollkommen untergegangenen Volksstamm der Jenissejer erblicken, auf die ich später zurückkommen muss. In Betreff der Hakas sei erwähnt, dass sie schon lange von ihren Nachbarn, den Bilä, getrennt gelebt haben mussten, da sie in Lebensweise und Sprache von diesen sich unterschieden (dabei sei erwähnt, dass die chinesische Beschreibung aus dem VII. Jahrhundert herrührt, als die Hakas zum ersten Male mit den Chinesen in Verbindung traten).

Männer, fahren die chinesischen Annalen fort, giebt es weniger als Frauen. Die Männer tragen Ringe in den Ohren. Sie sind stolz und eigensinnig. Die Tapferen unter ihnen tätowiren sich die Arme; die Frauen aber tätowiren den Hals nach der Verheirathung. Beide Geschlechter leben ungetrennt, daher giebt es viel Unkeuschheit. Der erste Monat heisst bei ihnen Mao-schi-ai (türkisch: mus-ai, d. h. Eismonat). Die Jahre zählen sie nach zwölf Zeichen. So heisst z. B. das Zeichen des Jahres *In:* das Jahr des Tigers. Das Klima ist kalt, so dass im Winter die Flüsse bis zur Hälfte einfrieren. Sie säen Hirse, Gerste, Weizen und Himalaja-Weizen. Das Mehl mahlen sie auf Handmühlen. Das Getreide säen sie im dritten Monate und ernten es im neunten Monate ein. Sie bereiten Branntwein durch Gährung von Brei. Baumfrüchte und Gartengemüse giebt es hier nicht. (Diese Beschreibung beweist, dass auch die zum Theil als Nomaden geschilderten Hakas doch auf einer höheren Bildungsstufe stehen als alle türkischen Nachbaren, gewiss haben sie diese Bildung nicht im Norden erlangt, sondern im Süden des Thian-schan, von wo sie nach Norden gezogen sein sollen.) Ihre Pferde sind hoch und stark; diejenigen gelten als die besten, welche miteinander zu kämpfen lieben. Sie besitzen auch Ka-

meele und Rinder, und letztere mehr als Schafe. Reiche Leute besitzen deren mehrere Tausend. Von wilden Thieren jagen sie Marale, Rehe, Elenthiere und Schwarzschwänze („Kara-kuiruk", eine Gemsart); die letztern sind den Moschusthieren ähnlich, haben aber einen grossen, schwarzen Schwanz. Von Fischen giebt es eine Art, die bis sieben Fuss lang werden, diese sind glatt und ohne Gräten, der Mund ist unter der Nase (Stör). Von Vögeln giebt es wilde Gänse, Enten und Habichte. Von Bäumen Fichten, Birken, Erlen, Weiden und Tannen, die oft so hoch sind, dass ein abgeschossener Pfeil ihre Spitze nicht erreicht. Es giebt hier Gold, Eisen und Zinn.

Im Kriege gebrauchen sie Bogen, Pfeile und Flaggen. Die Reiter bedecken Hände und Füsse mit kleinen hölzernen Schildern, auch auf die Schultern legen sie kleine, runde Schilder, um sich vor Pfeilen und Säbeln zu schützen. Ihr Herrscher heisst Asho. Vor seinem Hause ist eine Fahne aufgestellt. Die übrigen Leute nennen sich nach ihren Geschlechtern. Zobel- und Luchs-Pelze sind die Kleidung der Reichen. Der Asho trägt im Winter eine Zobelmütze, im Sommer aber eine Mütze mit einem goldenen Rande, mit einer kegeligen Spitze und umgebogenem untern Theile. Die anderen Leute tragen weisse Filzhüte. Am Gürtel lieben sie einen Schleifstein zu tragen. Die Armen tragen Schafpelze und gehen ohne Hüte. Die Frauen tragen Kleider aus Wolle und aus Seidenzeug, das sie aus China erhalten. Der Asho wohnt bei den Schwarzen Bergen. Sein Wohnplatz ist mit Palissaden umgeben. Sein Haus ist ein Zelt, das mit Filz überzogen ist und wird Medidshi genannt. Die Beamten wohnen in kleinen Zelten. Das Heer wird aus allen Stämmen zusammengebracht. Die Jassak zahlenden entrichten diesen in Zobel- und Eichhorn-Fellen. (Dies beweist, dass sich die Hakas auch vielfach mit der Jagd beschäftigten.) Die Beamten zerfallen in sechs Klassen: Minister, Oberbefehlshaber, Oberverwalter, Verwalter, Anführer und Dagane. Der Minister giebt es sechs, Oberanführer drei, Oberverwalter zehn, alle diese verwalten das Heer. Verwalter giebt es fünfzehn. Die Anführer und Dagane haben keine Beamtenrangklassen. Die Hakas leben von Fleisch und Stutenmilch, der Asho geniesst Speise aus Mehl. Von musikalischen Instrumenten haben sie die Trommel, Flöte und zwei unbekannte. Bei Schauspielen werden abgerichtete Kameele und Löwen gezeigt, auch zeigen sich dabei Voltigeure

Digitized by Google

auf Pferden und Seiltänzer. Ihre Opfer bringen sie den Geistern auf freiem Felde. Für die Opfer haben sie keine bestimmte Zeit. Die Schamanen nennen sie Kan (vergl. türkisch „*kam*"). Den Kalym bezahlen sie in Schafen und Pferden. Reiche Leute geben dabei hundert, ja tausend Stück. Bei Beerdigungen zerfetzen sie sich nicht das Gesicht, sondern wickeln den Leichnam dreimal ein und weinen, dann verbrennen sie ihn und beerdigen die Knochen nach einem Jahre. Später machen sie Trauerfeierlichkeiten zu einer bestimmten Zeit. Im Winter wohnen sie in Hütten, die mit Rinde bedeckt sind. Ihre Schrift ist dieselbe wie die der Uiguren. Ihre Gesetze sind sehr streng. Wer vor der Schlacht Unruhe erregt, eine vom Fürsten aufgetragene Botschaft nicht ausführt, oder wer dem Asho einen schlechten Rath ertheilt, sowie auch jeder Dieb wird enthauptet. Wenn der Dieb einen Vater hat, so wird diesem das Haupt seines Sohnes an den Hals gehängt, und er muss dasselbe bis zu seinem Tode tragen.

Oestlich von den schwarzen Bergen ist der Fluss Kian-che (von dem Abel Remusat nachgewiesen hat, dass es der Jenissei sei, den die Chinesen später Ki-mu nennen und der noch jetzt von allen Umwohnern Kem genannt wird). Ueber ihn fährt man in Canoes. Alle Flüsse fliessen nach Nordosten. An der östlichen Seite des Seees (Kossogol) nomadisiren drei Tu-kiu-Stämme (vergl. oben, wo die Dubo ein Uiguren-Stamm genannt werden), Du-bo (Tubiner), Milige und Edshi. Ihre Fürsten heissen Kegin (noch heute heisst in der Mundart der Ostjak-Sanojen *kok* oder *köil-küm* „Fürst", bei den Kamassinzen „kong"). Diese leben in Rinden-Jurten; sie haben gute Pferde. Auf dem Eise laufen sie auf Holzpferden (Schneeschuhen), an den Füssen haben sie Schneeschuhe und Stützen unter den Armen (nicht etwa wie Krücken, sondern sie halten nur die Stützstange unter dem Arme und lassen sie hinten nachschleppen). Bei jedem Schwunge kommen sie wohl hundert Schritte vorwärts. In der Nacht beschäftigen sie sich mit Spitzbübereien und Raub. Die Hakas fangen sie aber ein und stellen sie dann zur Arbeit an (d. h. die eingefangenen Diebe der Du-bo müssen bei den Hakas Sklavendienste verrichten).

Die Hakas waren ein sehr mächtiges Volk, ihr Gebiet war nicht weniger ausgebreitet als das der Tu-kiu. Im Osten reichte es bis zu den Gu-li-gan (siehe dieselben oben), im Süden bis

Digitized by Google

Tibet, im Westen bis Gelolu (einem Volke, das in der heutigen Kirgisen-Steppe wohnte). Früher waren die Hakas den Se-jan-to (dem mächtigsten Uiguren-Stamme, vergl. die Namen Sejanto mit So-jong, wie sich noch heute ein grosser Theil der Sojonen benennt), welcher bei ihnen seinen Ge-li-fu hielt. Der Herrscher der Hakas hatte drei Minister, den Gesi-Bei, den Güi-scha-bo-Bai und den Ami-Bei (vergl. das türkische Wort *Bei*, *Beg* = Herr), diese verwalteten alle Angelegenheiten des Reiches. Mit dem Reiche der Mitte waren die Hakas früher nie in Verbindung getreten, als sich aber 648 die Nachricht verbreitete, dass die Te-le (Uiguren) Gesandte zu den Chinesen geschickt hätten, schickten die Hakas auch einen Gesandten und blieben in steter Verbindung mit China, bis die Uiguren die südlichen Völker alle unterworfen hatten, so dass den Hakas der Weg nach China versperrt war. Da geriethen sie in Abhängigkeit von den Uiguren. Kaum begann aber die Macht der nördlichen Uiguren abzunehmen, als sich auch der Asho als selbständiger Chan erklärte und seine Mutter, eine geborene Tu-zi-schi, als Chanin-Wittwe, seine Frau und seine Tochter Ge-lu-sche-chu als Chaninnen. Der Uiguren-Chan schickte einen Minister mit einem Heere, aber ohne Erfolg; der Fürst führte den Krieg 20 Jahre lang. Der Asho, durch seine Siege stolz gemacht, sprach: „Dein Schicksal ist entschieden, ich vernichte bald deine goldene Orda (Residenz), stelle vor ihr mein Pferd auf und pflanze meine Fahne auf: wenn du mit mir zu kämpfen vermagst, so komme sogleich her! Vermagst du es nicht, so entfliehe!“ Der Uiguren-Fürst vermochte nicht, den Krieg fortzusetzen; zuletzt führte sein eigener Feldherr, Gü-lu-mo-che, den Asho zu seiner Residenz. Der Chan wurde getödtet und seine Unterthanen zerstreut. Der Asho selbst liess die Wohnung des Chans und der Fürstin niederbrennen. Der Uiguren-Fürst wohnte gewöhnlich in einem goldenen Zelte. Der Asho eignete sich alle seine Schätze an und nahm den Fürsten Thai-cho gefangen. Dann führte er seine eigene Residenz auf die Südseite des Gebirges Lau-schan über. Das Gebirge Lau-Schan wird auch Tu-man genannt, es liegt 15 Tagereisen von der früheren uigurischen Residenz (gewiss an der Selengga). Da die Fürstin aus dem chinesischen Kaiserhause war, so schickte der Fürst sie mit einem Gesandten nach China, aber der uigurische U-ge-Chan ergriff sie auf dem Wege und tödtete den Gesandten. Der Asho schickte nun einen anderen

Digitized by Google

Gesandten nach China, der im dritten Jahre 841 dort anlangte. Der chinesische Kaiser schickte einen Beamten, Dshao-fan, mit dem Banner zu den Hakas und befahl durch den Uebersetzer, eine Beschreibung der Berge, Flüsse und Sitten anzufertigen; ferner wurde bestimmt, das Bild des Asho zu malen und den Asho als den Abkömmling eines Geschlechtes mit dem regierenden Kaiserhause in den Stammbaum der herrschenden Dynastie einzutragen.

In dieser Zeit fand U-ge-Chan mit den Ueberbleibseln seines Volkes einen Zufluchtsort bei den Chei-tsche (einem mongolischen Stamme). Der Asho, der noch zur Herbstzeit, wo die Pferde stark sind, den Chan überfallen wollte, schickte Gesandte nach China und bat um ein Hilfsheer. Da sandte der Kaiser den Beamten Lü-Ming zur Revision an die Grenze. Die vier Armeecorps des nordwestlichen Winkels waren durch den Kampf mit Tibet ermattet und die achtzehn Grenzkreise durch den Durchzug der Nomaden-Heere ausgesogen. Zum Glück war die Macht der Uiguren gesunken und Tibet durch einen inneren Krieg zerfleischt. Darum beschloss der Kaiser (Wu-tsun) die bösen Umstände zu benutzen und schickte einen Gesandten zu den Hakas mit einer Urkunde, die dem Herrscher der Hakas den Titel Tsun-jing Chiun-wu Tshen-ming-Chan verlieh. Da aber der Kaiser starb (846), so wurde die Urkunde erst 847 abgesendet. Von 860—873 erschienen dreimal Gesandte der Hakas am chinesischen Hofe. Aber die Hakas waren nicht im Stande, die Uiguren vollständig zu vernichten.

Die Macht der Hakas im Süden war nicht von langer Dauer, denn sie mussten (gewiss durch die Macht der südlichen Uiguren gezwungen) ihre südliche Residenz aufgeben und verlegten 970 ihr Hoflager wieder zum Kem zurück.

Hierauf schweigt die Geschichte über die Hakas. Erst zur Zeit der Tschingischaniden, nach 1200, wird desselben Volkes wiederum erwähnt, aber unter dem Namen Kirgisen (denn die Chinesen erwähnen ausdrücklich, dass die Ki-li-ki-sse dasselbe Volk seien, das früher Kan-kuen, Kie-kheou und Ha-ka-ssu genannt wurde), die auch zu den Vorkämpfern des Heeres des Tschingis-Kan gehört hätten.

Unter der Dynastie der Juen, der Mongolen-Kaiser (1280 bis 1341), wird wieder der Ki-li-ki-sse erwähnt. Ihr Land wird jetzt Chan-cho-ssa genannt, mit den Städten Kian-tscheu (Tscheu

Digitized by Google

ist eine chinesische Benennung für Stadt, also heisst dieses Wort Hauptstadt der Kian, wie ja auch früher die Kirgisen genannt wurden) und Ilan-tscheu (d. h. Schlangenstadt). Das Land liege, sagen die chinesischen Autoren, von Peking 10000 Li und sei 1400 Li lang und 700 Li breit. Der Kian (Jenissei) fliesse gegen Nordwesten, im Nordosten von da sei der Ju-ssiu (der Jüs). Die Hauptprodukte seien Pferde, weisse und schwarze Falken. Das Wort Chun-Chona habe die Bedeutung: grosses Loch mit kleiner Oeffnung, darin habe der Kian seine Quelle. An der Grenze sind zwei Defilés, durch die man hinein und heraus kann. Es ist mit Bergen, Wasser, Wäldern und Gestrüpp bedeckt, die Wege daselbst sind schwer passirbar. Es kann keine passendere Beschreibung des Landes vom oberen Jenissei geben als die, welche die chinesischen Schriftsteller hier entwerfen.

Um hier mit den Kirgisen abzuschliessen, will ich noch eine Nachricht erwähnen, die uns um die Mitte des XIII. Jahrhunderts von Kirgisen im Thianschan berichtet. Bei Hulagu's Feldzuge (1253) wird berichtet, dass man südlich von der Stadt Alimali am Ili, bei der Gebirgspassage über den Thianschan, nahe der Station Ma-a-tschung, Palankine von Pferden gebrauche, um fortzukommen; auch seien dort Menschen, die, schwere Lasten tragend, doch sehr schnell zu gehen im Stande seien, man nenne sie Ki-li-ki-sse (Kirgisen); sie tauschten gegen Pferde Hunde ein. Diese Notiz ist zwar sehr kurz, sie genügt uns aber vollkommen, um zu beweisen, dass die Kirgisen im XIII. Jahrhundert an zwei Orten genannt werden und zwar am Jenissei und am Thianschan.

Ausser diesen ganz unbedeutenden Notizen über die Kirgisen bieten uns die chinesischen Annalen jener Zeit keinerlei für uns wichtige Nachrichten über die Völker, die den Südrand Sibiriens bewohnen. Die Chinesen waren viel zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, um sich mit den Angelegenheiten der nördlichen Barbaren zu befassen. Aber auch nachdem sich die mongolische Herrschaft über China, Persien und Dshagatai ausgedehnt hatte, erhalten wir nur dürftige Nachrichten aus dem asiatischen Hochlande, da, wie Ritter sehr richtig bemerkt, die mongolischen Herrscher viel zu sehr mit der Verwaltung ihrer Culturländer beschäftigt waren, als dass jene armen Weideländer der rauhen Heimath ihre Aufmerksamkeit hätten auf sich ziehen können. Es entstand in Hochasien der frühere Zustand

Digitized by Google

der Zersplitterung in Horden, die durch fortwährende Fehde ihrer Häuptlinge immer mehr geschwächt wurden, so dass sie zu völliger Ohnmacht herabsanken und jener Zustand der Verwilderung herbeigeführt wurde, dem der völlige Mangel an historischen Daten in dieser Zeit zuzuschreiben ist. Die Geschichte des inneren Zustandes fehlt vollkommen und selbst die Geschichte des Mongolen-Fürsten Ssanang Setsen kann diesem Mangel in keiner Weise abhelfen. Wir wissen nur, dass bis zum XVII. Jahrhundert das ganze Hochland von Asien, vom mittleren Amur bis zum Ili, unter der Herrschaft der Mongolen sich befand. Die Horden treten aber bald getheilt unter verschiedenen Namen auf. Im Norden bis zum Baikal die Buräten, dann die östlichen Horden zwischen der Mandshurei, China und dem Altai, sie behalten zwar den Gesammtnamen Mongolen bei, zerfallen aber in 40 Banner der China unterworfenen Grenzmongolen, und die unter einheimischen Chanen lebenden Chalka-Mongolen im Norden der Gobi. Im Südwesten, von den Quellen der Selengga an, am Altai, Tarbagatai und bis zum Thianschan, entstand allmählich die bedeutende Macht der Westmongolen, die sich selbst den Namen der vier Öiröt (die vier Verbündeten) beilegten, da sie aus vier Stämmen, den Dsongar, Torgut, Choschot und Türböt, bestanden.

Genauere Nachrichten über Sibirien und Hochasien erhalten wir erst wieder als die Russen im XVI. Jahrhundert über den Ural vordringen, bis sie zuletzt ihre Herrschaft über ganz Sibirien und die dsungarische Steppe ausdehnen und vom Ili-Thale bis zum Ochotskischen Meere Nachbarn des sich bis zu ihren Grenzen ausdehnenden Mandshu-Chinesischen Reiches werden.

Es war im Jahre 1578, als Jarmak, der Ataman der das mittlere Wolga-Gebiet unsicher machenden Kosaken-Banden, aus Furcht vor dem Heere, das Zar Iwan Wassiljewitsch zur Vernichtung der Unruhestifter ausgesendet hatte, sich mit einem Haufen von 5—6000 Mann nach Norden wandte und in Permien eindrang. Maksim Strogonoff, der Besitzer grosser Ländereien an der Kama und Tschussowa, wurde durch die Ankunft eines so wilden Haufens in keinen geringen Schrecken versetzt. Er bemühte sich, die ungebetenen Gäste, die er aus Furcht vor ihren Gewaltthaten zwar freundlich aufgenommen hatte, sobald als möglich los zu werden, und lenkte daher die Aufmerksamkeit Jarmak's auf den fernen Osten, wo sich vor nicht langer Zeit am

Digitized by Google

Irtisch das Tatarenreich Sibir gebildet hatte, welches auch für Permien ein unbequemer Nachbar war. Jarmak, einerseits durch den geschilderten Reichthum des Landes angelockt, andererseits aber auch zufrieden, für seine wilden Gesellen ein ergiebiges Feld der Thätigkeit zu finden, beschloss, einen Raubzug jenseits des Ural zu unternehmen und brach im Jahre 1579 an der Spitze eines Heeres von 5000 Kosaken auf. Proviantmangel und andere missgünstige Umstände zwangen ihn, noch in Permien zu überwintern, so dass er erst im folgenden Jahre mit weniger als der Hälfte seines früheren Heeres (1636 Mann) seinen Kriegszug beginnen konnte.

Unter ununterbrochenen Kämpfen drang er, auf Booten dem Laufe der Flüsse Taigil und Tura folgend, immer weiter nach Osten vor und erreichte erst 1581 den Tobol. Ohne sich durch die stets von neuem sich seinem weiteren Vormarsche entgegenstellenden Gefahren und die stete Verminderung seiner Truppen abschrecken zu lassen, rückte er unaufhaltsam vor. Nach einer entscheidenden Schlacht, in der er das Heer des Közüm Kan, des Fürsten von Sibir, in die Flucht schlug, eroberte er mit einem kleinen Häuflein von 500 Kosaken die Festung Iskär, die Hauptstadt Közüm Kan's, die nicht weit von der Stadt Tobolsk am rechten Ufer des Irtisch erbaut war. Der Name der Stadt Iskär ist eigentlich Iski-jar, d. h. das alte Ufer, sie wurde auch von den Tataren „Sibir" genannt. Gewöhnlich bezeichnet aber Sibir nicht den Namen der Stadt, sondern den Namen der Herrschaft des Közüm. Sibir ist kein tatarisches Wort und sein Ursprung mir vollkommen unverständlich. Die Russen haben diesen Namen auf das ganze nördliche asiatische Tiefland übertragen.

Ich habe die Stelle am Irtisch-Ufer, wo einst die Stadt Iskär gestanden, selbst besucht; sie liegt auf einer vorspringenden Stelle des hohen Flussufers, etwa 16 Werst südlich von Tobolsk. Das Ufer ist hier sehr steil und gewiss hat das Wasser hier schon ein bedeutendes Stück Land fortgespült, sonst wäre es vollkommen unerklärlich, wie auf einem so kleinen Hügel eine Stadt Platz finden konnte. Als Festung war Iskär an einer sehr günstigen Stelle angelegt, da sie an der einen Seite durch das hohe Flussufer vollkommen geschützt, an der anderen Seite aber durch eine Thalsenkung von der niedriger liegenden Ebene getrennt war. Die dem Flusse entgegengesetzte Seite der Stadt war durch

Digitized by Google

drei Wälle geschützt, von denen noch jetzt deutlich sichtbare Spuren vorhanden sind. Von Gebäuden sind nur ganz geringe Reste übrig geblieben, meist nur Vertiefungen oder kleine Hügel, bei denen sich Ziegelsteine finden. Dies lässt sich leicht dadurch erklären, dass hier nur wenige steinerne Gebäude gestanden haben, da die Einwohner gewiss zum grössten Theile in Holz- und Lehmhäusern oder in Filzjurten wohnten. Die meisten Ueberreste von Ziegelsteinen sind gewiss von den Umwohnern längst fortgeführt und zum Ofenbau verwendet worden.

Das Tatarenreich, dessen Hauptstadt die Festung Iskär war, erstreckte sich über das ganze Gebiet des mittleren Irtisch, westlich reichte es bis zum mittleren Laufe der Tura, nördlich bis zur Mündung des Irtisch in den Ob, südlich etwa bis zum Flusse Om und östlich über die sogenannte Barabinische Steppe bis zum linken Ufer des Ob. Sowohl die Grenzen wie auch der ganze Bestand des Reiches waren sehr unsicher. Die herrschende Classe bildeten an der Tura, am Tobol und Irtisch angesiedelte Tataren, die zum grössten Theile wohl aus dem Süden am Irtisch entlang nach Norden gedrungen waren. Ihre Unterthanen bildeten im Norden und Nordwesten ihnen wohl nur zum Theil und zeitweise unterworfene Ostjakenstämme, im Süden aber wohnten ausser den mohammedanischen Herrschern noch die dem Schamanenglauben ergebenen, auf einer niederen Kulturstufe stehenden sibirischen Türkstämme, die gewiss schon seit vielen Jahrhunderten hier ihre Wohnsitze hatten.

Ueber die Entstehung des Reiches Sibir liegen uns nur sehr wenige und zum Theil sich noch widersprechende Nachrichten vor. Als historisch sicher kann angenommen werden, dass im XIV. oder XV. Jahrhundert weiter nach Westen, etwa zwischen Ural und Tura, ein Tatarenstaat entstanden war, als dessen Gründer ein angesehener Beg der Scheibaniden-Fürsten mit Namen Taibuga angesehen werden muss. Der Chan von Kasan Ibak soll nun den Neffen dieses Taibuga, mit Namen Mar, erschlagen haben, und dieser wiederum von Mamet, dem Enkel des Mar, getödtet worden sein. Darauf sei Mamet, der sich vor der Rache der Kasaner fürchtete, weiter nach Osten gezogen und habe im Anfange des XVI. Jahrhunderts Iskär erbaut. Nach dem Tode Mamet's herrschte in Iskär Agysch und Kasym und nach diesen der Sohn des letzteren, Jedigär. In der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts kam ein Nachkomme der Scheibaniden-

Digitized by Google

Fürsten Közüm, der Sohn des Murtasa und Enkel des Ibak, mit einem Heer von Tataren gegen Jedigär gezogen. Er besiegte diesen und seinen Bruder Bek-Bulat, die getödtet wurden. Nur der Sohn des letzteren, Saidak, rettete sich durch die Flucht nach Süden. Wann Közüm dieses Reich erobert hat, ist aus der vorhandenen Quelle nicht nachweisbar. Es ist nur sicher, dass er schon 1570 in Iskär herrschte.

Aus der sibirischen Chronik ist es schon bekannt, dass Közüm Kan sich bemüht hat, unter seinen heidnischen Unterthanen den Islam zu verbreiten. Er soll dabei Gewaltmassregeln angewendet haben und auf heftigen Widerstand von Seiten seiner Unterthanen gestossen sein. Bei den Ostjaken war die Verbreitung des Islam wegen der Unkenntniss der Sprache ganz unmöglich, daher erlaubte ihnen Közüm Kan bei ihrem früheren Glauben zu verharren. Unter den Türken leisteten auch die Stämme Ajaly, Kürdak, Baraba einen so heftigen Widerstand, dass die Bekehrung nur sehr langsam vorwärts ging. Die meisten dieser Stämme sind erst lange nach der Eroberung der Russen zum Islam bekehrt worden. Ueber die Einführung des Islam im Reiche Sibir ist mir ein Actenstück zu Händen gekommen, welches auch einige neue Nachrichten über das Reich Sibir und seine Herrscher enthält. Es ist dies eine öffentliche Erklärung des Scherbäti Scheich, der zur Zeit des Közüm Kan aus der Stadt Ürgändsh eingewandert war, in welcher er vor allem Volke bezeugt, dass der in Tobolsk lebende Ali Chodsha zur Nachkommenschaft der Seid (Nachkommen des Propheten) von Ürgändsh gehöre. Ich führe aus dieser Urkunde hier nur das für uns Interessante auf. Nach unserer Zeitrechnuug, sagt Scherbäti Scheich, im Jahre 980 (1572 n. Chr.) schickte der in Iskär wohnende Közüm Kan zu dem Fürsten von Buchara, Abdulla Chan, einen Gesandten, dass er zur Verbreitung des Islam einen Scheich nach Iskär senden möge.

Abdulla Chan zeigte sich geneigt, die Bitte zu erfüllen und schickte deshalb eine Schrift an Chan Seid Chodsha, den Häkim von Ürgändsh, folgenden Inhalts: „Nach dem Beschlusse des Mufti wird euch hiermit befohlen, dass ihr den Jarym Seid und den Scherbäti Scheich dem Gesandten des Fürsten von Sibir, des Közüm Kan, anvertraut. Mit allen Ehrenbezeugungen, wie es sich gebührt, sollt ihr, Chan Seid Chodsha, dem Seid und dem Scheiche das Geleit geben, den nöthigen Mundvorrath möget

Digitized by Google

ihr aus den Krons-Magazinen ablassen und zehn Menschen möget ihr ihnen zu Gefährten geben. Aus den trefflichen Leuten möget ihr sie auswählen und die Gesandten mögen von mittleren Jahren sein.“ Als dieser Brief uns, den Betreffenden, mitgetheilt war, sprachen wir: „Wenn Közüm Kan zum Unterricht im Glauben einen Seid-Nachkommen und einen Scheich wünscht, so wollen wir hingehen und den Islam-Glauben lehren.“ Darauf trafen wir die nöthigen Reisevorbereitungen und begaben uns zur Stadt des sibirischen Volkes Iskär. Nach vielen Tagen näherten wir uns der Stadt Iskär am Ufer des Irtisch. Da benachrichtete sie der Gesandte, der mit uns gekommen war, dass der Seid-Sprössling und der Scheich gekommen seien. Darauf setzte Közüm Kan mit seinem eigenen Gefolge über den Irtisch, kam uns entgegen und begrüsste sich mit uns. Mit dem Fürsten zusammen trafen wir in Iskär ein. Alsbald befahl Közüm Kan, dass Jarym Seid Hākim bei ihm sein sollte. Als nun nach zwei Jahren Jarym Seid starb, sind wir Scherbäti Scheich allein nach Ürgändsh zurückgekehrt.

Nunmehr schickte Közüm Kan abermals einen Gesandten nach Buchara, indem er dieselbe Bitte wiederholte. Darauf befahl der Chan von Buchara, den Din Ali Chodsha und den Scherbäti Scheich zu schicken. Da forderten wir zuerst acht Tage Bedenkzeit und dann erklärten wir, nicht direkt nach Sibir gehen zu wollen, sondern zuerst nach Buchara. In Buchara erklärten wir dem Abdulla Chan: Der Weg nach Sibir ist zu gefährlich: um mit uns dorthin zu gehen, gieb uns den älteren Bruder Közüm Kan's, den Achmed Giräi, zum Gefährten! Abdulla Chan willigte ein und befahl dem Achmed Giräi, uns mit hundert Menschen dorthin zu bringen. Nach unserer Ankunft übergab Közüm Kan dem Achmed Giräi Sultan die Herrschaft. Dieser Achmed Giräi herrschte in Iskär vier Jahre. Dann tödtete den Achmed Giräi sein eigener Schwiegervater, Schygai Kan, der Fürst der Steppen-Kirgisen. Darnach herrschte Közüm Kan abermals in Iskär. Dem Din Ali Chodsha gab Közüm Kan seine Tochter Läilä Kanysch zur Frau. Einige Jahre lebten wir in der Stadt Iskär. Darauf zerfiel das Volk des Közüm Kan. In der Stadt Iskär heirathete Közüm Kan die Tochter des Schygai, des Fürsten der Steppen-Kirgisen, Sülipak Kanysch.

Durch dieses Schriftstück wird die Angabe der sibirischen Chronik über die Bekehrungs-Bestrebungen Közüm Kan's unter-

Digitized by Google

stützt. Diese Bemühungen Közüm Kan's sind auch sehr verständlich, denn erstens musste er als guter Mohammedaner die Verbreitung des Islam als eine heilige Pflicht betrachten, andererseits war die Vergrösserung der Macht des Islam zugleich auch einer Zunahme seines eigenen Einflusses gleich. Das Verhältniss zwischen Achmed Giräi und Közüm ist auch durch dieses Schriftstück nicht aufgeklärt.

Mit der Einnahme von Iskär war der Krieg Jarmak's natürlich noch lange nicht beendigt. Die Kosaken vermochten sich nicht bis zur Ankunft der Hilfstruppen, die ihnen aus Russland geschickt wurden, im Besitze der Herrschaft zu halten, und auch nach Ankunft derselben ging die vollständige Unterwerfung des Landes erst sehr allmählich von statten. Eine Einsicht in die Art des Kampfes und den Gang des Vorrückens der Russen glaube ich am besten dadurch zu geben, dass ich die Thatsachen nach der Angabe der Geschichte Fischer's chronologisch hier aufführe. Auf Einzelheiten kann es nicht ankommen.

1580. Jarmak geht zu Schiffe die Tura abwärts. Der Tataren-Fürst Japansa greift ihn vom Ufer aus mehrmals heftig an. Die Feuerwaffen aber, mit denen die Kosaken bewaffnet sind, vertreiben jedesmal die Schaaren der Tataren vom Ufer. Der Wohnsitz des Fürsten Japansa wird überfallen und gänzlich ausgeplündert. Es gelingt Jarmak, einen Beamten, der hier im Namen Közüm's Tribut sammelt, gefangen zu nehmen. Er behandelt ihn freundlich und sendet ihn mit Botschaft an Közüm.

1581. Mehrtägiger, sehr heftiger Kampf bei der Tura-Mündung. Das Heer des gegen ihn gezogenen Tatarenfürsten wird geschlagen; reiche Beute. Nach der Schlacht bleiben Jarmak nur noch 1060 Mann. Jarmak setzt jetzt seinen Weg zu Schiffe auf dem Tobol fort. Abermals sucht eine feindliche Heeresmacht die Kosaken aufzuhalten, wird aber wiederum mit grossen Verlusten zurückgeschlagen. An einer sehr engen Stelle des Tobol, die heutzutage Karaulni-Jar heisst, lässt Közüm Kan den Fluss durch eine Kette sperren. Heftige mehrtägige Schlacht mit den dort aufgestellten Heerhaufen Közüm's. Jarmak gewinnt hier durch List. Közüm Kan rüstet von Neuem ein Heer aus, das 30 Werst südlich von der Mündung des Tawdy unter Mehemed Kul die Russen überfällt. Die Tataren werden nach hartem Kampfe wieder zurückgeschlagen. Die Kosaken landen am rechten Ufer und plündern den Wohnsitz des durch seinen

Digitized by Google

Reichthum berühmten Tatarenfürsten Karatscha aus. Reiche Beute. Im September erreicht man die Mündung des Irtisch, etwa zwei Werst vor derselben wird die Verschanzung des Myrsa Atyk gestürmt. Jarmak, dem nur 500 Mann geblieben, will weiter stromaufwärts überwintern, wird aber von Közüm angegriffen und nach einer unentschiedenen Schlacht gezwungen, zu der Verschanzung Atyk's zurückzukehren. Angriff Közüm Kan's von der Höhe aus und seines Bruders Mehemed Kul von der Niederung aus; heftiger Kampf, der mit vollständiger Niederlage Közüm's (am 23. October) endigt; 104 Kosaken getödtet. Ostjakische und wogulische Hilfstruppen verlassen jetzt Közüm Kan. Unerwartet verlassen die Tataren die Stadt Iskär, die Kosaken besetzen sie. Ostjaken und Wogulen ergeben sich den Russen und leisten den Eid der Treue. Jarmak sieht sich jetzt plötzlich als Herrscher, versteht aber wohl, dass er allein das Reich nicht halten kann, da die Tataren ihn belästigen. Er schickt deshalb Gesandte nach Moskau und legt seine Eroberungen dem Zaren zu Füssen.

1582. Jarmak lässt den am Wagai-Flusse nomadisirenden Mehemed Kul von 60 Kosaken überfallen und gefangen nehmen. 50 Mann werden den Irtisch abwärts geschickt und alle Ostjaken und Tataren bis zur Ob-Mündung unterworfen. Kehren ohne Unfall heim.

1583. Hilfstruppen von Russland nach Iskär geschickt. Grosse Hungersnoth. Aufstand der Tataren. Karatscha bittet scheinbar um Hilfe gegen die Kirgisen und überfällt die vierzig ihm zu Hilfe geschickten Kosaken und tödtet sie. Darauf belagert Karatscha Iskär, wird aber zurückgeschlagen.

1584. Jarmak geht jetzt mit 300 Mann zu Schiffe stromaufwärts; südlich vom Wagai erreicht ihn der Tataren-Fürst Begäsch am hohen Ufer. Blutiger Kampf. Tataren zuletzt zurückgeschlagen. Der Tataren-Fürst Jeligäi bietet Jarmak seine Tochter zur Gemahlin an, wird aber von Jarmak zurückgewiesen. Tatarische Festung Kular, westlich vom Irtisch beim See Aussaily, wird vergeblich berannt. Die Einwohner des Fleckens Tasch-atkan ergeben sich. Jarmak trifft am Ischim und der Schischa Dörfer der Turaly, die in grösster Armuth leben. Jarmak erlässt ihnen den Jassak (Tribut). Közüm Kan überfällt am Wagai Jarmak und zwar um Mitternacht; viele getödtet. Das Schiff geht unter und Jarmak will sich durch Schwimmen retten, ertrinkt

Digitized by Google

aber. Da nur 150 Kosaken ohne ihren Führer zurückgeblieben, so verlassen sie den Irtisch und gehen zum Ural zurück. Közüm Kan schickt seinen Sohn Alei nach Iskär, dieser wird aber von Saidak, dem Sohne des von Közüm Kan getödteten Bek-Bulat, geschlagen. Darauf besetzt Saidak mit seinen Anhängern Iskär.

1585 treffen unter Mansuroff 100 Kosaken aus Russland ein, unterwerfen die Ostjaken und überwintern am Ob.

1586. Mansuroff geht nach Russland zurück. 200 Kosaken und Strelzi werden unter Wassili Sukin nach Sibirien geschickt. Sukin befestigt sich an der Tura und baut die Stadt Tjumen. Es treffen noch 500 Mann Hilfstruppen ein.

1587 Erbauung der Stadt Tobolsk. Obgleich Saidak von Karatscha und dem Sultan der Kirgisen unterstützt, sich in Iskär festsetzt, wagt er doch nicht, die Erbauung von Tobolsk zu stören.

1588. Der Befehlshaber von Tobolsk, Tschulkoff, lockt Saidak, Karatscha und den Sultan, unter dem Vorwande einer Unterredung, mit 100 Mann Bedeckung nach Tobolsk, lässt sie plötzlich festnehmen und die 100 Begleiter niedermachen. In Folge dessen verlassen die Tataren Iskär und ziehen sich nach Süden zurück. Die gefangenen Fürsten werden nach Moskau geschickt.

1590. Die kleine Festung Loswa wird am gleichbenannten Flusse erbaut, aber bald wieder aufgegeben. Közüm unternimmt einen Vorstoss nach Norden und dringt raubend dicht bis Tobolsk vor.

1591. Közüm Kan wird verfolgt und am Flusse Ischim geschlagen.

1593. Die Städte Pelma, Berosow und Surgut werden gebaut und dadurch die nördlichen Besitzungen befestigt.

1594. Stadt Tara erbaut. Unruhe bei den Ajaly. Von Alei bedrängt, ziehen 200 Familien derselben nach Süden. Die an der Tara wohnenden Ajaly und Kürdak, die damals noch Heiden waren, ergeben sich. Es wird ein Ukas erlassen, der die Handelsverhältnisse ordnet. Wenn bucharische und nagaische Kaufleute des Handels wegen nach Sibirien kommen, so soll man sie frei handeln lassen. Man soll ihnen erlauben, nach Tjumen und Tobolsk zu gehen. In Tara soll man die Gesandten der südlichen Völker empfangen und soll über ihre Wünsche nach Moskau berichtet werden.

Digitized by Google

1595. 483 Mann werden auf Schneeschuhen in die Baraba geschickt. Festung Tunus angegriffen und zerstört. Der Myrsa Tschangul wird gefangen genommen.

1596. Baraba-Steppe mit allen Einwohnern unterworfen. Die Mutter Mehemed Kul's und 38 vornehme Tataren ergeben sich den Russen. Közüm geht nach dem Süden.

1598. Fürst Masolski geht mit 700 Kosaken und mit 300 Tataren nach Süden und fällt über den Standplatz des Közüm Kan her. Vollständige Niederlage. Das Heer Közüm's wird zersprengt und niedergemacht. Közüm Kan flüchtet mit einigen Edlen. Er sucht Zuflucht bei den Kalmücken und geht bis zum Nor-Saisan. Doch auch vor diesen muss er flüchten und begiebt sich, von den Kalmücken verfolgt, zu den Steppen-Kirgisen. Von seinen weiteren Schicksalen ist nichts bekannt.

Mit der Unterwerfung der Baraba und der Flucht des Közüm nach Süden ist die Herrschaft der Russen am Irtisch endgültig befestigt, trotzdem werden diese Besitzungen noch bis in die Mitte des XVII. Jahrhunderts von Angriffen der Kirgisen und Nogaier belästigt, die durch die als Freibeuter herumziehenden Söhne und Enkel des Közüm aufgeregt werden. Alle diese Ueberfälle und Raubzüge der Söhne Közüm's, Alei und Ischim, und des Sohnes des Ischim, Ablai, aufzuführen, halte ich für ganz unnütz, da sie im Grunde genommen ohne Erfolg waren, wenn sie die Russen auch zeitweise in Verlegenheit setzten.

Dieser kurze Auszug aus der sibirischen Geschichte erlaubt uns schon in dieser Kürze einen vollkommen klaren Einblick in die Machtverhältnisse des Landes. Der Zusammensturz eines ziemlich bedeutenden Reiches wie Sibir durch das Eindringen einer Bande Abenteurer war einerseits nur möglich, als das Reich selbst durch Parteiungen zerklüftet war und die buntesten Elemente nur durch die Macht eines Gewalthabers zusammengehalten wurden, andererseits aber, weil die überlegene Bewaffnung der Angreifer durch Feuerwaffen den schlecht bewaffneten Vertheidigern, trotz ihres Muthes und ihrer Ueberzahl, den Sieg vollkommen unmöglich machte.

So sehen wir denn das Kosakenhäuflein unter Jarmak von Sieg zu Sieg eilen, aber trotz seiner Siege durch stete Verringerung der Streitkräfte in sich selbst zusammensinken und zuletzt das Feld räumen. Vielleicht hätte aber die Persönlichkeit Jar-

Digitized by Google

mak's die Macht der Russen aufrecht gehalten, bis das Hilfsheer aus Russland eintraf; denn er allein war die Seele des ganzen Unternehmens, er allein hatte vermocht, die rohen Räuberbanden zu discipliniren, durch seinen eisernen Willen auch die widerwärtigsten Hindernisse zu überwinden und durch Strenge und Milde die neuen Unterthanen sich geneigt zu machen. Jarmak steht viel höher als alle Cortez und Pizarro, da seine Eroberungszüge nicht durch Blut und Grausamkeit befleckt sind, wie die Kriegszüge der spanischen Helden.

Die überlegene Bewaffnung und der Muth der Kosaken vermochten aber wohl ein Reich zu zertrümmern, der Aufbau war aber nur möglich bei einer stetig zunehmenden Colonisation des Landes. Dies begriffen die Eroberer auch sehr bald in der zweiten Epoche ihres Vordringens. Wir sehen daher jetzt eine ganz neue Art des Kampfes. Mit unglaublich geringen Mitteln dringen die Kosaken jetzt nach einem bestimmten Plane nur schrittweise und ganz allmählich vor. Nach jedem bedeutenderen Vorstosse machen sie Halt, legen eine Ansiedelung an und umgeben sie mit Befestigungen, die genügend sind, um die Ansiedler vor dem ersten Aprall der stets zum Angriffe bereiten Feinde zu schützen. In jeder neuen Ansiedelung wird ein Befehlshaber eingesetzt und ihm nicht nur die Festung selbst, sondern auch der ganze District des umliegenden Landes untergeordnet, und ihm die Pflicht auferlegt, nicht nur die Abgabenverhältnisse zu ordnen, sondern auch für Ruhe und Schutz seiner Unterthanen zu sorgen. Die männlichen Einwanderer sind alle bewaffnet und bilden zugleich die militärische Macht, die dem Befehlshaber zu Gebote steht.

Da selbstverständlich der zu äusserst vorgeschobene Posten von den Ueberfällen der noch nicht vollständig zu seiner Machtsphäre gehörigen eingeborenen Bevölkerung beunruhigt wird und jeder noch so unbedeutende Vortheil der Angreifer einzelne der erst kürzlich unterworfenen Unterthanen zum Abfall bewegt, so werden die Eroberer ohne ihren Willen gedrängt immer weiter vorzugehen, neue Stämme zu unterwerfen und neue Schutzwehren anzulegen. Dabei entwickeln die Kosaken eine grosse Mässigung, sie vergiessen so wenig wie möglich Blut, greifen nur im grössten Nothfalle zu den Waffen und bemühen sich, meist die Streitigkeiten durch Berathungen und Ueberredungen mit abgeschickten Gesandtschaften beizulegen. Offenen Angriff weisen sie stets ener-

Digitized by Google

gisch mit den Waffen zurück, üben aber nie Racheacte gegen die besiegten Feinde aus.

So sehen wir denn, wie bis zum Jahre 1598 ein weit grösserer District, als das frühere Reich Közüm Kan's, durch das gleichmässig vertheilte Festungsnetz so fest mit Russland verbunden ist, dass ein fernerer Abfall nicht möglich war.

Zur Vervollständigung des Bildes der Unterwerfung des Reiches Sibir will ich hier noch diejenigen mündlichen Ueberlieferungen der Irtisch-Tataren und Barabiner aufführen, welche noch jetzt beim Volke über das Reich Közüm Kan's erzählt werden, und die ich selbst aufzuzeichnen Gelegenheit hatte.

Ueber Achmed Giräi.

In früherer Zeit lebte am Tom Achmed Käräi Kan. Käräi Kan verband sein eigenes Weib mit einem gekauften Sclaven. Als der Schwiegervater Käräi Kan's dies gehört, wurde er auf ihn erzürnt, machte den Käräi trunken und band ihn an den Schweif seines Rosses. Käräi Kan brachte drei Tage am Schweife des Pferdes zu, blieb aber lebendig. Als sein Schwiegervater das sah, wollte er ihn mit dem Fusse in's Gesicht treten, da sagte Käräi Kan: „Tritt mich nicht, Ungläubiger!“ Der Schwiegervater trat ihn nicht und wollte ihn loslassen, da er seine Sünde abgebüsst hatte. Des Schwiegervaters Sohn aber sprach zu seinem Vater: „O lass ihn nicht los, dieser ist ein grosser Held gewesen; wenn du ihn befreiest, wird er dein eigenes Volk vernichten.“ Der Vater folgte den Worten seines Sohnes und liess dem Käräi Kan das Haupt abschlagen. An Stelle des Käräi Kan aber trat Közüm Kan. (Baraba beim Geschlechte Teränä.)

Thronbesteigung des Közüm Kan.

1. Unser Fürst Közüm Kan kam aus dem Chanate mit seinen Heeren und lebte zu Omsk. Später lebte er zu Tobolsk. (Tara-Tataren beim Geschlechte Turaly.)

2. Darauf starb Achmed Giräi im zweiten Jahre nach der Ankunft des Scheich und an seiner Stelle übernahm Közüm Kan die Herrschaft. (Ischim-Mündung Sargatskajai Wolost.)

3. An Stelle des Käräi trat Közüm Kan, er war 12 Jahre alt. Bis er herangewachsen, beherrschte Pogai Sultan das Volk. Als er Mann geworden, wurde Közüm Kan Herrscher. Das Land

Digitized by Google

am Tom gefiel dem Közüm nicht. „Hier sind viele Vertiefungen und Gräben; Vieh, das hineinfällt, wird sterben; Kinder, die hineinfallen, werden sterben; lasset uns von hier fortziehen!“ sprach er. Mit dem Volke berieth er sich und sie zogen fort. Auf dem Wege zum Tobol sprach Közüm Kan zu den Leuten, die in der Baraba lebten: „Euer Land hier ist schlecht, ziehet mit uns zusammen fort, lasset uns zum Tobol gehen und dort wohnen!“ Dem Volke, das in der Baraba wohnte, gefiel das Wort des Fürsten nicht. „Ziehet nur!“ sprachen sie, „wir werden hinterdrein nachkommen, unsere Netze zum Fischen sind hier zurückgeblieben, die wollen wir nehmen.“ Közüm zog weiter, indem er sprach: „Kommet nur schnell nach!“ Diese blieben zurück, jene zogen zum Tobol, gründeten eine Stadt und lebten daselbst. Als Közüm Kan erfuhr, dass das in der Baraba lebende Volk zurückgeblieben war, sprach er: „Das Volk, das ich zum Fortziehen aufforderte, ging nicht *(barbady)*, sie mögen Baraba heissen.“ Von dieser Zeit an hiess unser Volk „Baraba“. (Baraba beim Geschlechte Teränä.)

Közüm Kan und Jarmak.

1. Közüm Kan lebte einige Zeit am Tobol, da kamen drei Diebe, die vor'm Herrscher von Russland geflohen waren. Der Name ihres Führers war Jarmak. Dieser Jarmak kam zum Közüm Kan. Niemand verstand seine Sprache, wiederum verstanden die Russen nicht die Sprache der Hiesigen. Als sie einige Zeit hier gelebt hatten, kannten sie die Sprache derselben. Jarmak kam zum Kan und sprach: „Közüm Kan, gieb mir Land von der Grösse einer Ochsenhaut.“ Közüm Kan versammelte die Sultane und Vornehmen und fragte sie um Rath. Die Vornehmen sprachen: „Land von der Grösse einer Ochsenhaut ist nicht viel, soviel wollen wir geben.“ Jarmak nahm nun eine ganze Ochsenhaut, schnitt sie in Riemen, wie Faden, umzog damit einen Kreis und nahm so durch Betrug viel Land in Besitz.

Auf Befehl des Kan gingen die Leute heraus und sahen nach. „Der Ungläubige“, sprachen sie, „nimmt viel Land.“ Der Kan sprach: „Das ist nicht viel Land, wir haben hier ja genug Land; ausserdem haben wir es selbst gegeben, da darf man keinen Lärm machen.“

Jarmak richtete einen Pflug zu, machte eine Egge; sie pflügten den Acker und säeten Roggen aus. Nachdem sie gesäet,

gingen die Russen davon. Im zweiten Jahre kamen sie zurück und mäheten den Roggen ab und legten ihn, nachdem sie ihn gemähet, in die Erde. Im dritten Jahre kamen sie auch. (Baraba beim Geschlechte Teränä.)

2. Ein russischer Knabe war dem Közüm gefolgt, um ihm zu dienen, dieser hiess Jarmak. Während er bei ihm lebte, bat er den Közüm Kan: „So viel Dienste habe ich euch geleistet, jetzt könntest du mir Land geben!“ Der Kan sprach: „Brauchst du viel?“ Jarmak sprach: „Ich brauche nicht viel; wenn du mir Land giebst so gross wie eine Ochsenhaut, so wird mir das genügen.“ (Hierauf folgt dieselbe Sage vom Zerschneiden der Haut in feine Streifen.) Jarmak lebte daselbst ein Jahr, im zweiten Jahre ging er zu seinem Lande zurück, um Leute zu rufen. Viele Russen lebten bald auf dem Lande, das man Jarmak gegeben. Als seine Leute viel geworden, miethete er Menschen zur Arbeit. Közüm gab geringen Lohn, Jarmak gab hohen Lohn. Da sprachen die Leute: „Wir wollen für Jarmak arbeiten, der giebt hohen Lohn, Közüm Kan giebt geringen Lohn.“ Als des Jarmak Leute von Jahr zu Jahr zugenommen hatten, beschloss Közüm Kan, fortzuziehen. (Tara-Tataren beim Geschlechte Turaly.)

3. Früher, sagt man, kam Jarmak und wohnte am Tobol. Dort angelte er Sterlette; wenn er grosse Fische fing, so schenkte er sie dem Fürsten. Der Karaza Bi hatte zwei Söhne, beide waren Schützen. Als diese von Streifzügen kamen, sahen sie, dass Jarmak am jenseitigen Ufer Lockspeise an seine Angel steckte. Sie verspotteten ihn und zielten nach ihm, aber ohne seinen Kopf zu treffen schossen sie ihm die Mütze vom Kopfe. Dann wieder schossen sie nach dem Wurme, ohne die Hand zu treffen; endlich wieder zerschossen sie seine Angelschnur. Ob er da lange gelebt, ob wenig gelebt, das wissen wir nicht. Darauf erbat Jarmak von Közüm Kan Land von der Grösse eines Felles (die vorher erwähnte Sage wiederholt sich), und als er nun Land erhalten, fing er wieder Fische; die trefflichen und grossen unter denselben schenkte er dem Fürsten. Der Fürst stand am Morgen auf und befahl seinen Leuten, die Fische zu bringen. Die Boten sahen, dass dieselben wie Soldaten dalagen. Der Fürst sprach: „Dieses Land werden später die Russen nehmen“. Darauf verging einige Zeit: alsdann verschwand Jarmak und man wusste nicht, wo er hingekommen. Nachmals schwammen den Wagai-Fluss ent-

Digitized by Google

lang Späne, und man wusste nicht, woher sie kämen und was es wäre. Nach drei Jahren kam Jarmak auf einem Flosse den Fluss Wagai herab. Die Anwohner sahen, dass ein Schiff kam und blieben dort. Sie waren zu dieser Zeit auf einer Lustbarkeit. Als sie das Schiff sahen, sprachen sie: „Dort kommt ein Schiff, ist es ein Feind? ist es ein Freund?“ Auf dem Schiffe waren viele Menschen, die Schützen schossen nach diesen, selbige aber bewegten sich nicht, sondern blieben an ihrer Stelle stehen. „Dies sind keine Menschen, es sind gemachte Bilder“, sagten die Schützen. Als sie nachsahen, war in das Schiff ein Loch gemacht, um mit der Flinte daraus zu schiessen. Nachdem sie das erkannt, machten sich zwei Schützen fertig und gingen hin, um den Kampf zu beginnen. Sie kleideten sich in Panzer, um zu schiessen. Einige sprachen: „Ihr zeiget eure Heldenkraft im Panzer!“ Da schämten sich jene, warfen die Panzer ab und gingen ohne Panzer dorthin. Als sie durch das Loch Menschen im Schiffe gesehen, schossen sie, ohne einen zu verfehlen. Jetzt fürchteten sich die Menschen im Schiffe und keiner kam zum Loche. Endlich sprach einer der Schützen: „So wird kein Ende, ich will hinschwimmen, am Schiffe emporsteigen, mich dann herablassen und die Leute im Schiffe beschauen“. Er nahm seine Waffen und schwamm zum Schiffe. Als er zum Schiffe kam, kletterte er daran empor, er vermochte aber nicht heraufzukommen, ein Soldat sah es und trat hervor. Der Gefährte des Schützen, der am Ufer geblieben, sah nicht, dass der Soldat hervorgetreten war. Der Soldat kam und schlug, als der Schütze eben angelangt war, ihm mit dem Schwerte den Kopf ab; der Schütze starb und fiel in's Wasser. Der andere Schütze sah den Jarmak, wie er seinen Panzer angezogen und auf dem Schiffe mit der Flinte schoss. Des Schützen Kugel traf den Jarmak, des Jarmak Kugel traf den Schützen, beide starben. Darauf kämpften die Uebrigen weiter, aber des Jarmak Volk siegte. Des Közüm Kan Volk floh, der Fürst entfloh mit seinem Volke dem Irtisch entlang und wendete sich dem Chanate zu. (Geschlecht Kürdak im Täpkätsch-Aul.)

Közüm Kan's Flucht.

1. Közüm Kan floh und kam mit seinem Volke zum Küzä-Gebirge, dort hielt der Fürst an, sie weilten daselbst. Ein grosser Theil des Volkes gedachte zurückzubleiben. „Weshalb sollen

Digitized by Google

wir unser Land verlassen? Wir wollen zurückkehren!“ sagten sie. Zu jener Zeit erhob sich der Fürst: „Wenn ihr mir nicht folget, so sollen eure Pelze nicht über euer Knie reichen, so mögen eure Aermel nicht über den Unterarm reichen! Gott der Herr möge euer Leben nicht lang machen! Eure Rathschläge mögen fehlschlagen! Mehr als eins oder zwei Kinder sollt ihr nicht haben! Allah ist gross!“ Dennoch überschritt von dort aus vieles Volk das Gebirge und kehrte nach Hause zurück. Nach diesem Fluche des Fürsten nimmt unser Volk nicht zu. (Tobol-Tataren im Dorfe Sala.)

2. Während seiner Flucht nach Süden sprach Közüm Kan zu einem Heerhaufen: „Es passt für uns nicht mehr, hier zu bleiben“. Jene sprachen: „Wir fangen Quappen (kordy), nach denen wollen wir erst ausschauen“. Zu ihnen sprach der Fürst: „Da ihr Quappen (kordy) fangen wollt und nicht mit mir geht, so möge euer Name *Kūrdak* sein“. Sie blieben im Lande. Közüm Kan sprach wieder zum zweiten Heerhaufen: „Lasset uns fortziehen, dieses Land passt nicht für uns!“ Jene antworteten: „Wir wollen noch ein wenig warten“. Der Fürst sprach: „Wenn ihr wartet (tura-tursangys), so soll euer Name *Turaly* sein“. Közüm Kan sprach wieder zum dritten Heerhaufen: „Lasset uns ziehen, dieses Land passt nicht für uns“. Jene sprachen: „Wir wollen uns noch ein wenig aufhalten“. Der Fürst sprach: „Wenn ihr Aufschub (ajal) braucht, so soll euer Name *Ajaly* sein“. Wieder sprach er zu einem Heerhaufen: „Für uns passt dies Land nicht“. Jene sprachen: „Ziehet nur fort, wir wollen euch schon einholen“. Der Fürst sprach: „Da ihr zu uns ‚ziehe‘ saget, so mag euer Name *Baraba* sein, denn ihr gehet nicht“ *(barbassys)*. So sprechend, ging er fort, nur die Sart gingen mit ihm. (Stamm Turaly, Dorf Jangy-Aul.)

3. Eine Strophe aus dem jetzt vergessenen Gesange des Közüm Kan:

Wo der Hermelin nicht kletterte,
Bin erklimmend ich gestiegen,
Wo der Vogel sich nicht hinsetzt,
Habe ich mich festgeklammert.
O mein Volk und meine Leute,
Habe lange euch erwartet,
Sehne mich nach euch, ihr Schützen.“

(Geschlecht Turaly, Chodsha-Aul.)

Zuletzt will ich noch zwei Lieder aufführen, die tatarische Helden aus der Zeit der Eroberung durch die Russen preisen.

1. Karaza.

Fraget ihr nach meiner Herkunft,
Zogen aus vom Tschingis-Kan,
Kamen dann zum Käräl-Flusse,
Schlugen dort das Käräl-Volk,
Ritten in das Land der Krym
Und eroberten die Krymstadt.
Da erzählt von Astrachan man,
Sei von rothem Stein umgeben,
Habe starke Eisenthore,
Und wir nahmen Astrachan.
Da erzählte man uns wieder,
Zyngaly sei eine Kaufstadt,
Töne stets dort lautes Schreien
Von Kameelen, die hindurchziehn.
Zogen drauf nach Zyngaly
Und eroberten die Stadt uns.
Von dort gingen nach Tjumen wir,
Haben auch Tjumen erobert.
Von hier gingen nach Iskär wir,
Közüm, des Asimät Sohn,
Stiessen wir vom goldnen Throne
Und vertrieben ihn von hier.

Jarmak rüstet sich zum Kriege,
Als der Mond am Himmel leuchtet,
Unsre Heere hat vernichtet
Jarmaks hohle Eisenwaffe.
Da wir nun im blut'gen Kampfe
Mit Jarmak uns da gemessen.
Hat Jarmak doch Recht behalten.
Hatte nicht auf meiner Schulter
Eisenrock mit gold'nem Kragen,
Nicht mein braunes, starkes Schlachtross
Hab' beim Kampfe ich bestiegen.
Von den Helden in der Runde
Brachte mir nicht einer Hilfe.
Sauskan's weite, weite Ebne
Hat getäuschet mein Vertrauen!
Hart ist dies mein Handgelenk,
Und mein Muth, den Feind vertrieb er.
Irret sich doch nicht der Mulla,
Wenn er liest in seinen Büchern,
Was hat mir, dem Wohlberedten,
Kinn und Zunge jetzt gebunden?

Digitized by Google

Was erscheint im Kriege Schwarzes?
Meine beiden Söhne sind es,
Die vertrieben unsre Feinde.
Was erscheint im Kriege Blaues?
Meine beiden Söhne sind es,
Die die Feinde niederwarfen.
Was erscheint im Kriege Weisses?
Meine beiden Söhne sind es,
Die wie Eber um sich hieben.
Fern' und Nähe haben jetzo
Meine Söhne hier durchstreift.
Iskär's Veste am Irtisch,
Wo der Thron von Taibuga's Volk,
Nahmen meine Söhne ein.
Sage mir, wo sind die Monde?
Wo die Jahre? wo die Tage?
Da du leben wirst wie früher?
Unter uns ist der Tobol-Fluss.
An des Tobol-Flusses Mündung
Sind Mamysch und auch Jässäk
Beide leblos hingestürzt,
An des mächt'gen Irtisch Ufer,
An der heil'gen Gräber Seite,
Bei dem Dorfe Ak-Kular
Liegen leblos sie am Boden.
Meine beiden tapfern Kinder
Standen hier, Jarmak bekämpfend.
Nach der Spitze seines Mastbaums
Wollen wir jetzt zielend schiessen!
Naht jedoch des Todes Stunde,
Wollen beide wir zusammen
Hier an dieser Stelle liegen!
Da gestürzet jetzt mein Füllen,
Sagt, was kümmert mich das andre?
Da der Unglückstag gekommen,
Sieh, da floss mein Blut wie Wasser.

2. Ak Buga.

Unter den Tobolsker Helden
Spricht Ak Buga, er, der Held:
Wie ein ausgespanntes Fell
Ist, o Fuchspferd, deine Sohle,
Ganz wie ausgezupfte Seide
Ist, mein Fuchspferd, deine Mähne,
Wie der Mädchen langes Kopfhaar,
Ist dein Schweif, mein hohes Fuchspferd.
Alle hat er überholet
Und des Wettlaufs Preis gewonnen,
Hat verscheuchet meinen Kummer,

Digitized by Google

Möchte doch des Fuchses Mutter
Dies ihr Füllen jetzt erblicken.
Wildes Pferd lässt sich nicht fangen,
Duldet neben sich nicht Füllen.
Ebenso der geiz'ge Reiche
Nimmt bei sich nicht auf den Nachbar.
Sieh mein Pferd, im ersten Jahre
Sog es nur bei seiner Mutter,
Sog auch noch im zweiten Jahre.
Als mein Pferd noch jung war, haben
Knechte es nie eingefangen,
Ritten es nie ohne Sattel.

Unter den Tobolsker Helden
Spricht Ak Buga, er, der Held:
Bindend um den goldnen Köcher,
Will ich bei dem Thore stehen!
Sieh, an einer schlechten Stelle
Hat der Pfeil mich jetzt getroffen,
Kann nicht ferner bei dir bleiben.
Held Kotschai von den Tobolskern,
Stütze meine Achselhöhle!
Sehet her, auf meiner Schulter
Klaffet auf die weite Wunde,
Nieder macht er sieben Schaaren
Dieser ungläubigen Knechte,
Und den Feind, der dich getroffen,
Hat ergriffen er, getödtet.

Alle diese Legenden bedürfen keines Commentars, sie unterstützen in jeder Zeile meine Darstellung des russischen Eroberungszuges. Es ist nicht das Schwert, das das Irtisch-Reich dem russischen Scepter unterworfen. Jarmak ist hier nicht der kämpfende Held, dessen erwähnt nur noch das Lied, es ist der Vertreter der höheren Kultur, der hier siegt. Er erscheint mit Pflug und Egge und besiegt Közüm Kan durch den höheren Lohn, den er dem Arbeiter zahlt. Selbst das wahre Kampfverhältniss stellt sich in diesen Sagen dar, die Russen erscheinen meist nicht als die Angreifer, sie gewinnen durch Ueberredung und List und vertheidigen sich nur gegen Angriffe der Tataren. Selbstverständlich beziehen sich alle Sagen, mit Ausnahme des Liedes „Karaza“ und der Sage der Kürdak vom Tode Jarmak's, nicht auf Jarmak's Eroberungszug, sondern auf das zweite Vordringen der Russen nach Jarmak's Tode.

Aber nicht nur im südlichen, sondern auch im nördlichen Sibirien drangen die Russen immer weiter gen Osten vor. So

waren schon im Jahre 1596 Kosaken-Abtheilungen am Ob aufwärts gegangen und hatten alle hier wohnenden Ostjaken unterworfen. 1598 wurde zum Schutze dieser Districte die Festung Narym an dem ebenso genannten Flusse angelegt, und am Ket, einem linken Nebenflusse des Ob, eine Verschanzung gebaut, der sogenannte Ketski-Ostrog. Auch von Berosow aus geht eine kleine Kosaken-Abtheilung am Ob aufwärts in die Obbusen bis zum Flusse Tara, an dem sie 200 Werst von der Mündung einen Ort Mangasei anlegt und die südlich wohnenden Tasowschen Samojeden Russland unterwirft. So war denn bis zum Jahre 1600 nicht nur das Reich Közüm Kan's erobert, sondern auch Sibirien nördlich von den Flüssen Tara und Ket. Die nordöstlichen Eroberungen hatten aber nur dann Werth, wenn es gelang, am Ob und seinen Nebenflüssen bis zum Hochgebirge vorzudringen und so eine bequeme Verbindung mit dem Westen zu schaffen. Mit dem weiteren Vordringen aber nach Südosten kamen die Kosaken in die Machtsphäre eines weit mächtigeren Reiches als Sibir gewesen war, d. h. der jetzt noch ganz Hochasien beherrschenden Mongolen-Horden.

Zwar waren alle Türkstämme, die sich zwischen Jenissei und Irtisch im Norden des Altaischen Bergstockes befanden, nicht directe Unterthanen der Mongolen, sie erkannten aber alle die Mongolen als ein mächtiges Reich an, dem man bei jeder bestimmten Forderung zu gehorchen hatte. Denn schon oft waren mongolische Heerhaufen ziemlich weit nach Norden vorgedrungen und hatten sich die Bewohner tributpflichtig gemacht.

Die Russen lernten die Mongolen erst später kennen als die eben erwähnten türkischen Stämme. Da die Geschichte des Mongolenreiches eigentlich ausserhalb unserer Aufgabe liegt, dennoch aber ihre Kenntniss für das Verständniss der folgenden Kämpfe und Völkerbewegungen in Südsibirien und der Dsungaren-Steppe durchaus nöthig ist, so will ich zuerst eine kurze Uebersicht der geschichtlichen Vorgänge in dem Mongolenreiche des XVII. und XVIII. Jahrhunderts geben und dann erst zu dem weiteren Umsichgreifen der russischen Macht übergehen.

In den westlichen Theilen des mongolischen Hochlandes, d. h. westlich von der Quelle der Selengga und dem See Kossogol bis zum oberen Irtisch hatte sich in der Mitte des XVI. Jahrhunderts ein mächtiges Mongolenreich gebildet, das unter seine

Digitized by Google

Herrschaft nicht nur viele Mongolen- und Kalmückenstämme vereinigte, sondern auch viele Türkvölker, wie die Kirgisen am Jenissei und die Teleuten zwischen dem Irtisch und Ob von sich abhängig gemacht hatte. Dies war das Reich der Altyn Kane (Goldnen Chane), die an der Quelle des Jenissei und am Upsa-See ihr Fürstenlager aufgeschlagen hatten. Alle Nachrichten, die wir über dieses Reich haben, erfahren wir aus den Berichten der fünf Gesandtschaften, die die Kosaken von Tomsk im Namen des Moskauer Zaren an den Altyn Kan absandten. Ich muss also Auszüge aus den Berichten dieser Gesandtschaften hier anführen, insofern diese uns über das Reich der Altyn Kane Aufschluss geben.

Im Jahre 1616 wurde die erste Gesandtschaft an den Altyn Kan geschickt; über dieselbe berichten der Ataman Wassili Tjumenez und der Desjatnik Iwan Petrow Folgendes:

„Als wir aus der Stadt Tomsk in das kirgisische Land gekommen waren, empfingen uns die Leute des goldenen Zaren, der Taibun und 30 Mann seiner Begleitung, nahmen uns unter ihre Obhut und brachten uns zum goldenen Fürsten Kunkantschi. Auf dem ganzen Wege behandelte man uns mit grosser Ehrfurcht. Von den Kirgisen hatten wir uns den Fürsten Kora als Dolmetscher mitgenommen. Als wir nun zu den Sojonen gekommen waren, stiegen wir bei Kara Sakal, ihrem besten Fürsten, ab; der fragte uns, wer wir wären und wohin wir wollten. Da sagten wir, Waska und Iwaschko, »wir kommen von dem hohen Zaren Michael Fedorowitsch, dem Selbstherrscher aller Reussen«. Da gab der Kara Sakal uns Leute und Nahrung und empfing uns sehr freundlich, da er, wie er sagte, sehr froh sei, die Boten eines so hohen Fürsten bei sich zu sehen. Als wir nun in das Land der Mat (Matoren?) kamen, da empfing uns der Fürst derselben, Kundugen, und brachte uns zum goldenen Fürsten Kunkantschi. Bei dem goldenen Fürsten angekommen, schickte derselbe uns die Prinzen Kaltai und Tetscha und viele Vornehme entgegen, er schickte uns auch Speise und Trank seiner Sitte gemäss und befahl uns, eine besondere Jurte in seiner Nähe zu errichten, weil wir doch die Gesandten des grossen weissen Zaren seien.

„Die Gesandtschaft empfing der goldene Zar in Gegenwart der Vornehmen und Fürsten im Hause des Kutuktu (der obersten geistlichen Persönlichkeit); bei ihm befand sich auch der Gesandte des gelben Zaren (Ritter meint, das sei der Fürst von Tibet;

Digitized by Google

ich will nur daran erinnern, dass heute noch die Tarantschi den chinesischen Kaiser so nennen), der Fürst Koschutschin, der Fürst Taibun und viele niedere Priester. Wir lasen dem goldenen Fürsten alle Titel unseres erhabenen Herrn, des Grossfürsten Michael Fedorowitsch vor und der goldene Fürst erhob beim Lesen derselben ein wenig die Mütze, während alle Anwesenden die Mützen abnahmen. Wir aber, Waska und Iwaschko, überredeten den goldenen Zaren, dass er sich und alle seine Ulusse unter die hohe Hand des Grossfürsten Michael Fedorowitsch begeben und ihm treu dienen möchte. Da antworteten Kunkantschi und der Gesandte des gelben Zaren: mit Freuden wollten sie dem Grossfürsten Michael Fedorowitsch treu und aufrichtig dienen. Sie bekräftigten dies, indem alle Priester das Bild ihrer Götter ihrem Glauben gemäss in die Höhe hoben. Darauf erklärte uns der Kunkantschi in Betreff des Kutuktu: dass dieser nach seinem Glauben ein Heiliger sei, ein Kuta (Gott, türk.: Kudai) aus dem Labinischen Reiche (Reich der Lama, d. h. Tibet), wie dieser Kutuktu geboren wurde und wie er die Schrift verstehe; der Kuta habe nach der Geburt nur drei Jahre gelebt und dann sei er gestorben, dann habe er in der Erde fünf Jahre gelegen, sei wieder lebendig geworden und habe wie früher die Schrift verstanden und er kannte seine Leute wie früher. Bei diesem Kutuktu seien ihre Götzen, ihre Glocken und ihre Bücher. Bei der Audienz aber war der goldene Zar in einem hellen Kleide aus Goldbrocat und Atlas gekleidet gewesen, der Gesandte des gelben Zaren in einem Kleide aus Gold-Kanfa und alle Vornehmen waren in hellen Kleidern.

„Darauf nahm der goldene Zar die Geschenke des Grossfürsten Michael Fedorowitsch in Empfang und übergab uns dem vornehmsten Grossen ‚Mansa' und befahl uns zu ehren und Speise zu geben und schickte mit uns seine Gesandten, die sich zum weissen Zaren begeben sollten. Darauf reisten wir zurück durch seine Ulusse zehn Tage lang. Wir, Waska und Iwaschko, haben Alles gesehen, was ihr Leben, ihre Kämpfe und ihren Glauben betrifft. Ihre Häuser sind mit Filzdecken bedeckt und sie nomadisiren auf Kameelen. Die Wohnung des goldenen Chan haben wir auch gesehen und haben ihn nach den übrigen (benachbartēn) Reichen gefragt. Seine Heere sind mit Bogen bewaffnet. Bei dem goldenen Zaren finden sich viele Leute aus anderen Ländern. Es soll auch ein chinesisches Reich geben, dort ist ein

Digitized by Google

Zar und heisst Taibin. Das chinesische Reich soll aber am Meeresufer liegen und seine Hauptstadt soll aus Ziegelstein gebaut sein, und man könne nur in zehn Tagen um sie herumreiten. Die Armee der Chinesen soll mit Flinten und Kanonen bewaffnet sein. Nach China aber kommen grosse Segelschiffe, auf ihnen befinden sich die Kaufleute. Auf manchen Schiffen sollen sich 200—300 Personen befinden. Die Chinesen tragen Kleider nach Art der Bucharen. Vom goldenen Chan kann man dahin in einem Monat zu Pferde gelangen. Auf dem Wege sollen weder grosse Flüsse noch Berge sein, sondern der Weg soll in der Ebene gehen. Wir fanden auch beim goldenen Chan Kirgisen, die dasselbe über die Chinesen aussagten". — Ebenso erkundigen sich die Gesandten über das Reich Topin und das Reich des gelben Chan. In Topin sollen zwei Fürsten herrschen, Ischim und Batur, und sollen die Soldaten mit Flinten und Kanonen bewaffnet sein. (Hier ist wohl ein mittelasiatisches mohammedanisches Reich gemeint.) Der Name des gelben Chan soll Kulatschin sein und seine Soldaten Flinten als Waffen führen. Zuletzt fragten die Gesandten dort anwesende Kalka-Mongolen und man nannte ihnen die Namen ihrer Fürsten. Mit allen diesen Fürsten lebt der Altyn Kan jetzt in Frieden, Gesandtschaften und Kaufleute ziehen von einem Reiche in das andere. „Da waren auch", fährt der Bericht fort, „beim goldenen Zaren Kirgisen, die beklagten sich, dass die russischen Leute sie bedrängen und bekriegen. Der goldene Zar aber befahl ihnen, den Russen unterthan zu sein und ihnen treu zu dienen; sollten sie das nicht thun, so würde er sie alle bestrafen. Von den Kirgisen ritten wir zum goldenen Zaren einen Monat; zehn Tage ging der Weg durch Felsengebirge, wir trafen nur auf einzelne steinerne Gebäude, sonst ist der Weg leer; wir fragten über diese die alten Leute und sie sagten uns, dass hier Chinesen gewohnt hätten und auch Leute des goldenen Chan". Die Gesandten kamen am 18. October zu Altyn Kan und blieben dort acht Tage.

Von Flüssen, die sie auf der Reiseroute passirten, nennen die Gesandten Teja, Kija, Urupa und Jüs im Lande der Kirgisen, dann aber Askys, Abakan, Tschastyja, Brody (Zagan Machan), dann den Kanter und zuletzt den Kemtschik, an dem der Altyn Chan nomadisire. „Den goldenen Zaren trafen sie an einem See, der heisst der See Upsa, in seiner Nähe ist aber ein Salzberg, der heisst Kukei."

Digitized by Google

Die zweite Gesandtschaft wurde an Altyn Kan im Jahre 1619 abgeschickt. Aus ihrem Berichte ist als neu hervorzuheben, dass der Altyn Kan damals an einem Nebenflusse des Upsa-Seees, am Tes (die Kosaken nennen ihn fälschlich Kes), 15 Tagereisen aufwärts, sein Hoflager gehabt habe.

Die dritte Gesandtschaft, die Stephan Gretschanin 1636 unternahm, verlief folgendermassen: Der Gesandte traf den Chan am Flusse Kusun-takai, hatte drei Audienzen beim Altyn Kan, in denen er unter vielen Protestationen endlich mit den den Huldigungseid fordernden Kosaken sich dahin einigte, dass der Lama und die Minister die Schale Goldbranntwein (das Zeichen der Unterwerfung) für den Chan tränken; dann unterschrieb der Chan selbst den Huldigungseid und versprach, die Kirgisen für Russland zu unterwerfen. Es zeigte sich aber, dass der Chan nur auf alle diese Formeln einging, um mehr Geschenke aus dem Gesandten herauszulocken. Es war nämlich durch die früheren Geschenke des Zaren von Moskau die Habgier des Altyn Kan nach Geschenken so gesteigert, dass die Gesandten sich kaum zu helfen wussten. Die Mutter des Chans Tsetsen Chatun, der Lama, der Schatzmeister, der Minister, der Kan selbst und zwei seiner Brüder liessen durch eigene Botschafter, die sie schickten, Geschenke fordern. Die armen Gesandten mussten ihre Kleider vom Leibe reissen und selbst ihre besten Waffen hergeben. — Bei dieser dritten Gesandtschaft muss noch erwähnt werden, dass im Jahre 1636 der Kutuktu Lama nicht beim Altyn Kan, sondern bei dessen Bruder Dain Nojon sich aufhielt.

1638 wurde abermals eine Gesandtschaft an den Altyn Kan geschickt. Die Gesandten gingen diesmal über den Schabina-Pass zum Kemtschik. Hier mussten sie auf Befehl des Altyn Kan Halt machen. Am Sau-kal, einem Nebenflusse des Jenissei, trafen sie mit einem Vetter des Chan, Dural-Tabun, zusammen; hier mussten sie drei Wochen verweilen. Am 9. November sollten sie beim Altyn Kan Audienz haben, es entstanden aber Streitigkeiten über das Ceremoniel, so dass der Chan sich plötzlich weiter herauf am Kemtschik in sein Winterlager begab. Man liess die Gesandten vier Tage im Gebirge in Hungersnoth; endlich kam der Kutuktu Lama an und nahm die Geschenke freundlich auf. Des Chans Bruder, der sein Hoflager am Jenissei hatte, beschied die Gesandten dorthin und schon am folgenden Tage fand die Uebergabe der Geschenke statt. Zwei andere Brüder des

Digitized by Google

Altyn Kan forderten auch Geschenke. Der erste Taitschi wohnte zwei Tagereisen vom Hoflager des Chans, am Bache Akta, wo er in der Einsamkeit Fasten- und Andachtsübungen hielt, aber doch Geschenke annahm. Bei den darauf stattfindenden Audienzen klagen die Russen über schlechte Bewirthung; den Thee, der ihnen hier zum ersten Male gereicht wird, halten sie für eine unpreiswürdige Sache. Bei der Abschieds-Audienz wieder Gezänk über das Ceremoniel. Altyn Kan brach plötzlich auf zu seinem älteren Bruder Kalantschin Nojon, 20 Tagereisen vom Upsa-See gegen Osten. Er blieb auf diesem Zuge drei volle Jahre aus. Die Gesandtschaft endete also ohne jeglichen Erfolg.

1642, 1652, 1654 überfallen die Heere Altyn Kans die nördlichen Kirgisen und dringen sogar fast bis zur russischen Stadt Krasnojarsk vor. Obgleich der Sohn des Altyn Kan, Lobsan, siegreich gegen die Kirgisen 1657 mit einem Heere nach Norden vorgedrungen war und selbst den Teleuten-Fürsten Koka auf seine Seite gebracht hatte, rief ihn doch sein Vater über das Sojonische Gebirge zurück, da durch die Machtzunahme der westlichen Kalmücken die Herrschaft des Altyn Kan in's Schwanken gerathen war und er sich mit den Russen zu entzweien fürchtete.

Die fünfte und letzte Gesandtschaft unternahm im Jahre 1659 Stephan Gretschanin zu Lobsan Kan, der jetzt selbst den Thron bestiegen. Bis zum Februar 1660 musste der Gesandte am Abakan warten. Am 11. März traf der Gesandte den Kan am Upsa-See. Der Kutuktu, der zwei Tagereisen vom Kan wohnte, empfing den Gesandten zuerst, er empfing die Geschenke und war sehr freundlich, er erbot sich, die Gesandten zu allen Nachbarstaaten zu befördern. Lobsan Kan berief die Gesandten darauf in sein Lager; da aber seine Gemahlin starb, so war er nach der Landessitte genöthigt, sein Lager schnell zu wechseln. Bei der Abschieds-Audienz, die am Tes-Flusse stattfand, erklärte der Kan, dass er kein Unterthan des Zaren sein könne; was sein Vater gethan, gehe ihn nichts an, er wolle aber zum Zaren wie ein jüngerer Bruder zum älteren stehen.

Hiermit endeten die Beziehungen Russlands zu den Altyn Kanen, deren Reich 30 Jahre später von dem Galdan der Ölöt erobert wurde.

Der Fürst der Kalmücken, Erdeni Batur Kong-taitschi, dem dieser Titel von Tibet verliehen war, zog mit seiner Horde weiter nach Norden bis zum Altai, worauf sein Volk von den

Chinesen die Ölöt des Nordens genannt wurde. Er hinterliess zwei Söhne, Galdan und Senga. Galdan war am Hofe des Dalai-Lama erzogen und für den geistlichen Stand bestimmt. Als aber Senga von seinen Stiefbrüdern ermordet worden, verliess Galdan 1671 Tibet, um den begangenen Mord zu rächen. Durch Gewaltthaten und Blutgier vergrösserte er seine Macht immer mehr, nahm zuerst den Titel Taitschi an, dann Chan und Boschuktu. 1679 vereinigte er unter seine Herrschaft alle vier Oirot-Stämme, unterwarf 1680 die Mongolen am Irtisch, besiegte dann die Teleuten und Kirgisen. 1682 begann er den Kampf mit den Chalkas um das geistliche Supremat des Kutuktu. 1684 schlägt der Chan sein Hoflager nördlich vom Ili am Korgos auf. 1685 neuer Kampf mit den Chalkas, der bis zum Jahre 1690 dauert. Vollständige Vernichtung des Reiches Altyn Kans. Durch diese Kämpfe werden die Wohnsitze aller Völker Hochasiens bedeutend geändert. Die Chalkas ziehen sich nach Westen und Süden, die Buräten gehen zum Baikal und die Westmongolen dringen bis zum Jenissei vor.

Während dieser Zeit waren die Söhne des Senga herangewachsen. Da der Kan diese als Nebenbuhler zu fürchten anfing, so beschloss er, sie erwürgen zu lassen. Der Jüngere ward getödtet, der Aeltere, Tse-wang Arabdan, entfloh aber zum Borotala-See und fand Schutz bei dem dortigen Saisan. Hier nahm er den Titel Kong-taitschi der Dsungaren an. Tse-wang schlägt später sein Hauptlager am Ili auf. Er tritt in freundliche Beziehungen zum chinesischen Kaiser Kiang-hi und unterwirft Hami und Turfan. Da Pest und Hungersnoth die Heere Galdan's schwächen und seine Grausamkeit viele seiner Anhänger veranlasste, zu den Dsungaren überzugehen, so geht Kiang-hi jetzt gegen Galdan vor und vernichtet sein Heer 1696 am Tula-Flusse. Galdan flieht zum Tamir, wo er im folgenden Jahre ankommt. Durch die Vernichtung des Reiches der Ölöt nahm das Reich des Kong-taitschi der Dsungaren immer mehr zu. Es erstreckte sich von Hami bis nach Samarkand. Der Kong-taitschi verpflanzte die widerspenstigen der Bewohner des Kaschgar zum Ili-Thale und brachte dort Ackerbau und Gartencultur in höhere Aufnahme. Er unterwarf sich die Horden der Burut am Issik Köl, die ihm 3000 Krieger stellen mussten, und unterwarf sich einen grossen Theil der weiter nach Westen nomadisirenden Kasak-Horden. Er heirathete die Tochter des Ajaki Kan, des

Digitized by Google

Herrschers der Turgut. Gereizt durch den Angriff seines Schwagers, der bis zum Altyn Ämäl-Passe vordrang, gerieth er mit seinem Schwiegervater Ajaki Kan in heftige Feindschaft, so dass dieser sich 1703 zum Kaspischen Meere zieht und sich dann auf russisches Gebiet an der Wolga flüchtet. Als er 1709 gegen Tibet marschirt, wird er in einen Streit mit China verwickelt. Ein grosses chinesisches Heer, das gegen den Kong-taitschi geschickt wird, erleidet beim Uebergange über die Gebirgspässe des Thianschan Vernichtung, und die Stadt Hami, wohin die Chinesen sich geflüchtet, wird dem Boden gleich gemacht. 1705 bauen die Chinesen diese Stadt wieder auf. 1717 gehen die Chinesen bis Karaschar vor. 1719 bis zum Saisan-See und zum Altyn Emäl. 1720 wurden die Kalmücken aus Tibet vertrieben. Der Kong-taitschi wird 1723 von seinem eigenen Sohne Galdan Tseren ermordet, der nun seinem Vater in der Herrschaft folgt und sich Kung-taitschi Galdan Tseren nennt. Diesem folgt nach seinem Tode sein ältester Sohn, da der jüngste Sohn ermordet; aber sein älterer Bruder Dordschi, der Lama gewesen, ermordet wiederum diesen und übernimmt die Herrschaft über die Dsungaren. Da stehen zwei Hordenführer des Tarbagatai-Gebietes Davatsi und Amursana gegen den Kong-taitschi auf, werden aber von Dordschi geschlagen. Amursana aber überfällt plötzlich den Kongtaitschi am Ili und tödtet ihn. Obgleich nun Davatsi zum Chan ausgerufen worden, gerirt sich aber auch Amursana als Fürst. Da viele Dsungaren-Fürsten zu den Chinesen übergehen, so wird Amursana so geschwächt, dass er sich 1754 nach China begiebt; er wird nach Peking geschickt und erhält dort den Rang eines Wang. Dann wird er als rechtmässiger Erbe des Thrones der Dsungaren anerkannt und mit einem chinesischen Heere unter Anführung des tapferen Generals Panti gegen Davatsi geschickt. Nach einem fünfmonatlichen Feldzuge wird Amursana zum König der Ölöt erhoben und Davatsi nach Peking abgeführt, wo er, obgleich äusserlich hochgeehrt, doch als Gefangener gehalten wurde und nach zwei Jahren vor Gram starb. Amursana war aber nur dem Namen nach Herrscher, die Macht war in den Händen der Chinesen. Weil er aber das Joch der Chinesen abschütteln zu können hoffte, nahm er den Titel Chan der Ölöt an, suchte die Verbindung des chinesischen Heeres mit China zu unterbrechen und verlegte sein Hoflager jenseits des Ili-Flusses, nachdem er einen grossen Theil der Chinesen vernichtet hatte.

Als aber ein neues Heer der Chinesen anlangte und Uneinigkeiten zwischen den Führern der Ölöt ausbrachen, floh Amursana nach Norden und starb 1757 in Tobolsk, nachdem der erzürnte Kien-lung seine Auslieferung verlangt hatte. Kien-lung, der Besieger der Ölöt, errichtete nun das Grenzgouvernement des Ili-Thales, dem er den Tarbagatai und auch das Gebiet der kleinen Bucharei unterordnete.

Von diesen historischen Vorgängen und der Herrschaft des Mongolen-Reiches leben nur sehr wenige Sagen unter den Bewohnern des Altai, und diese berühren nur die allerletzten Vorgänge, die Kämpfe des Amursana und die Vernichtung des Dsungaren-Reiches. Merkwürdigerweise spielt aber in allen diesen Sagen die Hauptrolle nicht Amursana, sondern ein gewisser Schünü, der sich schon zu Zeiten des Tsewan Arabdan als Bruder des Galdan-Tseren ausgegeben haben soll. Da er einen Aufstand erregt haben soll, heisst es in einem Berichte an den Orenburger Gouverneur, hätte ihn der Kong-taitschi so fest zusammenschnüren lassen, dass ihm ein Schulterblatt gebrochen sei und er den Bogen nicht mehr habe spannen können. Schünü sei dann zum Ajukki Kan geflohen; als ihn dieser habe ausliefern wollen, sei er nach Petersburg geflohen. 1740 habe er unter dem Namen Karasakal einen Aufstand bei den Baschkiren erregt und sei 1745 zu den Kirgisen geflohen, wo er sich den Titel Kara Kan beigelegt habe.

Ich werde hier nur eine Sage über Schünü und eine andere über den Amursana mittheilen; diese Sagen beweisen, wie noch im vorigen Jahrhundert eine ziemlich enge Verbindung zwischen den Teleuten, Sagajern und den Kalmücken bestanden haben muss.

1) Kongodai oder Kong-taitschi war ein Oirot-Fürst. Derselbe nahm zwei Frauen. Von der ersten Frau wurde ihm ein Sohn geboren, der Name dieses Sohnes war Schünü. Von der zweiten Frau wurden ein Mädchen und drei Söhne geboren. Amur Sana, Temir Sana und Kaldan Tscherü (statt Tseren) waren die Namen der Söhne. Schünü ging allein jagen; er schoss einen rothen Fuchs und brachte ihn seinem Vater; die drei Brüder aber, die ebenfalls jagen gingen, kehrten mit leeren Händen zurück. Schünü ging wiederum, um einen Tiger zu schiessen; er schoss den Tiger, band ihn an einen Baum fest und kehrte zurück. Die Brüder schossen nach dem angebundenen Tiger, aber er fiel nicht um. Als sie nachsahen, war es ein angebun-

Digitized by Google

dener Tiger. Amur Sana sprach: „diesen Tiger wollen wir nicht nehmen, Schünü wird sehr zanken".

Als sie nach Hause zurückgekehrt waren, sagten sie zu ihrem Vater: „Ach Vater, gieb nicht zu, dass dein ältester Sohn auf die Jagd gehe, er wird dich tödten!" Der Vater stimmte seinen Söhnen bei. Sie machten Schünü betrunken, rissen dem Betrunkenen beide Schulterblätter aus, gruben ein Loch von 60 Faden in die Erde und stiessen den Schünü hinein.

Nach einiger Zeit kamen drei Leute. Mit drei eisernen Bogen kamen sie. Diese drei Leute sagten zum Kongodai: „Wer mit diesen Bogen schiesst, dem werden wir Tribut zahlen." (Die Variante dieser Sage mit den Bogen lautet: „nach drei Jahren wird von dem Mongul-Lande ein Bogen gebracht", und versteht unter Mongul, wie man später deutlich sieht, China.) „Wenn Kongodai nicht schiessen kann, so zahle er uns Tribut."

Die drei Söhne konnten den Bogen nicht heben, konnten nicht schiessen, fürchteten sich und sagten: „Man muss nach Schünü sehen." Sie ritten hin und nahmen ihn aus dem Loche. Schünü lebte noch. Jetzt freuten sie sich, schlachteten eine junge Stute, gaben ihm Branntwein zu trinken und Fleisch zu essen. Schünü sagte: „Ich werde meinen eigenen Bogen holen." Er brachte ihn, schoss ihn ab und zerschoss die eiserne Schwelle seines Vaters. Jetzt liess er sich jene Bogen bringen, spannte sie, schoss sie ab und sagte: „Nehmet doch diese lächerlichen Dinger und macht euch fort."

Amur Sana, Temir Sana und Kaldan Tscherii ritten zusammen fort, um den Tribut einzuholen. Als sie den halben Weg zurückgelegt hatten, folgte ihnen Schünü nach, holte sie ein und brachte eine Kälte hervor, dass jene auf dem Wege erfroren. So blieben sie auf dem Wege, Schünü aber kam vorher an und sammelte den Tribut. Als er zurückkehrte, traf er auf dem Wege drei Menschen. Von diesen sagte einer: „Von deinem Vater habe ich dir Branntwein gebracht, trinke!" Der zweite Mensch sagte: „Trinke nicht von dem Branntweine, giesse ihn dem Hunde vor!" Schünü goss den Branntwein dem Hunde hin; als der Hund ihn getrunken, starb er.

Darauf kehrte Schünü nicht zurück, sondern begab sich zur Jurte seines Onkels Ajykku. Dieser gab ihm seine Tochter zur Frau und Schünü wohnte bei ihm. Als Ajykku alt geworden, übergab er ihm die Herrschaft; als aber dieses Volk erklärte:

„Schünü ist ein Nichtswürdiger, er soll nicht unser Haupt sein", flüchtete er zum Russenfürsten und wohnete in dessen Lande. Eines Tages zerschoss er die Köpfe von 67 Pferden des weissen Fürsten mit einem Pfeile. Die Russen sagten: „Was für einen Menschen duldest du, dieser zerschoss die Hälse der Pferde." Der Kaiser sprach: „Diesen Menschen rührt mir nicht an, sein Name soll Krasnoschokoff sein." (Teleutische Sage.)

2) Des Kongodaidjy Weib hatte ein Kind geboren. Sein Name war Amyr Saran (statt Amyrsana). Amyr Saran fängt einen Falben ein, rüstet sich zur Reise, zieht seinen Eisenpanzer an, gürtet sich den Köcher um. Ein gelber Schnee fällt, haushoch fällt er. Sein Pferd besteigt jener, reitet davon. Amyr Saran reitet einen halben Monat; wohin er geritten, weiss das Volk nicht. „Mutter, Vater", sprach er, „nähret mich, einen halben Monat habe ich keine Speise gegessen, ohne vom Pferde zu steigen bin ich geritten und habe für das Kirgisen-Volk eine Jurte gefunden." Nachdem Amyr Saran die Kirgisen fortgeführt, kehrte er zu seinem Vater zurück. „Ich werde jetzt zum Mongul Kan reiten." Nachdem er so gesprochen, ging er zur Jurte des Mongul. Zum Mongul Kan kam er. Der Mongul Kan fragte: „Woher bist du gekommen?" — „Ich bin Kongodaidjy's Sohn Amyr Saran. Von Kongodaidjy's Jurte bin ich gekommen." Der Mongul Kan sprach: „Nimm meine Tochter." Amyr Saran sprach: „Ich will sie schon nehmen, gieb mir aber tausend Mann! Ich will den weissen Zaren bekriegen und ihn dir bringen." (Offenbar ist hier unter Mongul Kan der chinesische Kaiser Kien-lung gemeint.) Der Mongul Kan gab ihm tausend Soldaten; die Soldaten tödtete aber Amyr Saran alle; nur ein Mensch blieb übrig, diesen Menschen schickte er zum Mongul Kan zurück. „Des Kan's Tochter nehme ich nicht, ich will zu meinem Onkel, den weissen Zaren, gehen." Zum weissen Zaren geht er, kommt hin. Vom Mongul Kan kam zum weissen Zaren eine Schrift: „Der weisse Zar möge den Amyr Saran schicken, er hat gesagt, er wolle meine Tochter nehmen, und hat mir auch tausend Soldaten getödtet, er hat mich hintergangen." Amyr Saran sprach zum weissen Zaren: „Schicke einen Brief und sage, ich sei gestorben." Ak Kan, der Oheim, schickt die Schrift. Der Mongul Kan schickt abermals eine Schrift: „Wenn er gestorben, so zeige seine Gebeine dem gesandten Manne, dann werde ich glauben." Einen Menschen schickt er, dieser kommt zum weissen Zaren

Digitized by Google

und spricht: „Wo kann ich die Gebeine sehen?“ Amyr Saran kommt jetzt zu ihm und spricht: „Nun muss ich sterben.“ Der Gesandte des Mongul Kan sieht ihn jetzt. Amyr Saran spricht: „Wenn ich sterbe, wirst du, Oheim, meine Gebeine begraben, mein Pferd wirst du tödten und zu mir legen, obenauf wirst du mir den Panzer legen, Pfeil und Bogen wirst du mir in's Grab legen, nach drei Tagen wirst du meine Leiche sehen.“ Sogleich starb er.

Das Grab grabend, beerdigten sie Amyr Saran's Leiche, mit dem Panzer bedeckten sie ihn, Pfeil und Bogen legten sie ihm zu beiden Seiten der Rippen. Der Kan kehrte nach Hause zurück, der vom Mongol Kan geschickte Mensch kehrte zurück. Nach drei Tagen sieht der weisse Zar nach ihm. Amyr Saran ist nicht da, er ist verschwunden. (Sagaische Sage.)

3) Der Oirot Kan stirbt und Amyr Sanaga herrscht über das Volk. Im Altai wohnt der Fürst Tschagan Narattan. Tschagan Narattan bekämpft den Amyr Sanaga; es kommt zu einer Schlacht am Flusse Tscharysch. Tschagan Narattan entflieht, ehe der Kampf noch entschieden und flüchtet sich mit 62 Menschen in eine Höhle an der Katunja. Die Altajer vertreiben den Amyr Sanaga über den Irtisch, da sie aber unter den Todten Tschagan Narattan nicht finden, so gehen sie ihn suchen und finden ihn zuletzt. Er will wiederum entfliehen, wird aber bei dem Flusse Bitutkan gefangen, der von diesem Ereignisse seinen Namen erhalten. („Bitutkan“ heisst wörtlich: der Herr ist gefangen). Die durch die Feigheit Tschangan Narattan's erzürnten Altajer sprachen zu ihm: „Da du im Kriege uns verlassen hast, so verlassen wir dich im Frieden, du bist unser Anführer nicht mehr!“ (Altaische Sage.)

Kehren wir jetzt zu der Geschichte der Eroberung Sibiriens zurück. Der Surguter District erstreckte sich zu Anfang des XVII. Jahrhunderts vom Ob bis zur Tom-Mündung. Weiter aufwärts am Tom trafen die Kosaken wiederum auf Tataren-Bevölkerung und zwar wohnte in der Nähe des russischen Gebietes ein Stamm, der Euschta genannt wird. (Dies sind gewiss die Vorfahren des noch heute Otscha genannten Stammes, der sich jetzt zu den Teleuten rechnet.) Der Fürst dieser Euschta mit Namen Tojan, der über 300 Familien herrschte, beschloss,

Digitized by Google

sich freiwillig den Russen zu ergeben und zwar mit vielfachen Versprechungen, auch die anderen südlichen Nachbarn zur Ergebung zu veranlassen. Auf diese Weise dachte Tojan einen geringen Jassak bezahlen zu können. Tojan ging 1604 selbst nach Moskau. Er nennt in seiner Bittschrift als seine Nachbarn die Teleuten, die Kirgisen, die Horde des Fürsten Inei, die Tschat-Tataren und die Umaken, die dem Fürsten Tschita unterworfen sein sollen.

Da es uns mehr auf Erkenntniss des Kulturzustandes und der Wohnsitze der im XVII. Jahrhundert unter die Botmässigkeit der Russen gebrachten Türk-Völker ankommt, als auf eine Auseinandersetzung der geschichtlichen Thatsachen, so will ich die Geschichte der Unterwerfung jedes Stammes in chronologischen Angaben nach der Geschichte Fischer's kurz aufführen und nur dasjenige Sachliche hervorheben, was uns über die unterworfenen Völker Aufklärung geben kann. Ich hoffe, in dieser Weise die Thatsachen selbst sprechen zu lassen. Jede Aufstellung von Hypothesen kann für unsere Zwecke nur schädlich sein.

Die Teleuten.

1604. Nach der Unterwerfung Tojan's wird die Stadt Tomsk zum Schutze der neuen Unterthanen angelegt. Es unterwerfen sich sogleich alle Tataren am Tschat und Tscholym, die grösstentheils Einwanderer aus dem Reiche Közüm's sind.

1605. Gawrila Pissemski knüpft eine Unterhandlung mit den nächsten Nachbarn nach Süden, den Teleuten (oder Telenguten, wie sie die sibirische Geschichte nennt) an, er fordert den Fürsten Abak auf, mit dem Vornehmen Myrsa nach Tomsk zu kommen. Abak ist geneigt, hat aber Furcht, dass man ihn als Geissel festhalte; er schickt Geschenke, um seine Freundschaft zu erkennen zu geben.

1609. Nachdem einige Kosaken den Eid geleistet, ihn nicht in der Stadt zurückzuhalten, erscheint Abak in Tomsk, leistet den Eid der Treue und verspricht, den Russen im Kampfe gegen ihre Feinde beizustehen. Er bittet aber zugleich um Hilfe gegen Altyn Kan und ausserdem, dass man seinen Leuten den Aufenthalt in der Nähe von Tomsk gestatte. (Es scheint, als ob Abak zu diesem Schritte nur durch das Vorgehen des Altyn Kan gedrängt worden. Dies ist aber nur dann verständlich,

Digitized by Google

wenn die Teleuten-Wohnsitze sich damals noch in den Altai hinein und südlich bis zur Buchtarma erstreckt haben).

1617 überfällt Abak die Tschatski Gorodok, dies war eine Befestigung, die zwischen Tomsk und Tara, westlich vom Ob, lag und als Sitz der Tschat-Fürsten diente. Sein Schwiegervater, Tarlan, der Fürst der Tschat, überredet Abak sich zurückzuziehen und Frieden zu schliessen. In den folgenden Jahren überfällt er oft die Einwohner des Distriktes von Tomsk bis er

1624 sogar eine bedeutende Teleuten-Schaar gegen die Stadt Tomsk selbst vorschiebt; da aber der Ueberfall misslingt, lässt sich Abak in Tomsk entschuldigen, dass der Ueberfall gegen sein Wissen geschehen sei. (Wir sehen aus diesem Betragen des Abak, dass seine Furcht vor dem Altyn Kan gewichen ist; vielleicht sind daran die freundlichen Beziehungen schuld, die zwischen Altyn Kan und den Russen bestanden.)

1629 flieht Tarlan, der Fürst der Tschat, da seine Verbindung mit dem Közümiden Ablai in Tomsk bekannt geworden, zu seinem Schwiegervater, dem Teleuten-Fürsten Abak. Ein Heer beider rückt vor die Festung Tojanow, die nicht weit von der Stadt Tomsk am Tom lag. Es wird gegen die Teleuten eine Abtheilung Kosaken und Tataren ausgeschickt, die den Feind über den Ob zurücktreiben und viele niedermachen, ja sogar den Standort des Fürsten angreifen. (Der Standort des Abak musste sich demnach wohl am linken Ufer des Ob, nicht allzuweit von Tomsk befinden, sonst hätte die kleine Kosakenschaar wohl nicht bis dahin vordringen können.)

1631 wenden sich die Verbündeten gegen Kusnetzk, werden aber auch von hier zurückgetrieben. Tarlan, der Tschat-Fürst, stirbt.

1632 schickt Abak die Söhne des Tarlan, seine Enkel Itägmän und Koimasa, nach Tomsk; sie werden von den Russen als Erben der väterlichen Würde anerkannt und als Fürsten der Tschat eingesetzt. Um endlich die Teleuten unter ihre Botmässigkeit, oder wenigstens zur Ruhe zu bringen, beschliessen die Russen, an der Bija-Mündung eine Stadt zu bauen. (Ich schliesse daraus, dass dieser Punkt sich schon früher im Gebiete der Teleuten befunden haben muss.) Da sich aber Abak mit dem Közümiden Deulet-Giräi verbunden, so gelingt es den Kosaken nur bis zum Flusse Tschunka vorzudringen. Auch wird

Digitized by Google

in diesem Jahre eine Kosaken-Abtheilung, die an der Kondoma sich befindet, von den Teleuten überfallen.

1633 fordern sowohl die Kalmücken wie auch die Kirgisen Tribut von den Teleuten. (Die Tributforderung von Seite der Kirgisen und Kalmücken deutet darauf hin, dass das Gebiet der Teleuten sich damals nach Osten wenigstens bis zur Katunja ausdehnte und westlich etwa bis zum linken Ufer des Irtisch, da damals die Kalmücken nördlich von Semipalatinsk schon über den Irtisch gegangen waren.)

Abak stirbt bald darauf und sein Sohn Koka tritt an seine Stelle. Das Todesjahr Abak's ist nicht genau bestimmbar. Als der Tod Abak's den Russen bekannt geworden, schicken sie einen Gesandten zu Koka und lassen ihn auffordern, den Eid der Treue zu leisten. Koka thut dies, wenn auch mit Widerstreben, und schickt zur Bekräftigung seinen Bruder Imäs nach Tomsk.

1636 wird von Kusnetzk aus ein kleines Beobachtungscorps zu den Kirgisen geschickt, weil dort kalmückische Gesandte erschienen sein sollen. Als Koka die Schwächung der Garnison erfahren, zieht er sogleich mit seinen Heerhaufen vor Kusnetzk und eine andere Schaar gegen das Beobachtungscorps. Die Stadt Kusnetzk vertheidigt sich tapfer und schlägt alle Angriffe zurück; das Beobachtungscorps ficht sich ohne grosse Verluste durch. In demselben Jahre flieht eine Anzahl Baraba-Tataren nach dem Süden und vereinigt sich mit den Teleuten.

1640. Der Teleuten-Fürst Madschik nähert sich mit einer Schaar Teleuten und Kalmücken der Stadt Kusnetzk, angeblich um Handel zu treiben. Als die Russen mit Waaren die Stadt verlassen und der Handel beginnen soll, fallen die Teleuten plötzlich über sie her, metzeln die Männer nieder und führen alle Waaren mit sich zum Ob.

1646 schickt Fürst Koka Leute nach Tomsk, die für ihn den Eid leisten sollen; selbst dies zu thun, weigert er sich.

1649. Madschik, der sowohl mit den Kalmücken wie auch mit Koka in Feindschaft gerathen, begiebt sich nach Kusnetzk, leistet den Unterthaneneid und verspricht, Jassak zu zahlen.

1650 wird von den Russen eine Gesandtschaft in das Zeltlager Koka's geschickt, bei der sich auch sein Neffe Itägmän, der Fürst der Tschat-Tataren, befindet. Koka leistet nun seinem Sieger abermals den Eid der Treue.

1652 macht Koka trotz aller geleisteten Eide von Neuem

Digitized by Google

räuberische Einfälle in das russische Gebiet von Kusnetzk und sammelt zwangsweise Tribut von russischen Unterthanen; ausserdem reizt er die am Teletzkischen See wohnenden Telessen zum Aufstande und unterstützt ihren Fürsten Aidar.

1653 ergiebt sich Koka den an Macht zunehmenden Kalmücken und erhält nun vom Kong-taitschi ein Hilfscorps von 3000 Mann. Der Teleutenfürst Madschik fällt nun abermals von den Russen ab und verbindet sich mit dem Sojonenfürsten Mansei. In Kusnetzk fürchtet man einen Ueberfall. (Das Bündniss mit den Sojonen und Madschik lässt uns vermuthen, dass Madschik's Teleuten weiter nach Südwesten wohnten, als die Unterthanen des Koka, also etwa zwischen Katunja und Tscholym.)

1655 gerathen die Teleuten des Fürsten Koka mit den benachbarten Kalmücken in Streit. Es kommt sogar zum offenen Kampfe. Die Teleuten flüchten, von den Kalmücken gedrängt, auf das rechte Ob-Ufer. Unter solchen Umständen bietet der Anführer von Tomsk Koka seine Hilfe an, wird aber von diesem zurückgewiesen. Koka fällt noch in diesem Jahre in das Gebiet von Kusnetzk und Tomsk ein.

1656. Koka weist eine Gesandtschaft der Russen schroff ab, da selbige bei ihm ohne Geschenke erschienen ist. Er schliesst Frieden mit Madschik. Verschiedene gemeinschaftliche Raubzüge. Koka fürchtet den Zaren der Russen und geht wieder auf das linke Ob-Ufer zurück.

1658. Es entsteht ein heftiger Kampf mit den Kalmücken. Koka wird geschlagen und flieht über den Ob zurück. Jetzt unterwirft er sich abermals den Russen, zusammen mit Madschik, welcher sich damals bei ihm befindet. Beide leisten von Neuem den Unterthaneneid. Beider Eid wird angenommen und ihnen die Erlaubniss gegeben, Gesandte nach Moskau zu schicken. Hierbei bittet Koka, man möge ihm diejenigen Teleuten zurückgeben, die sich schon früher bei Kusnetzk und Tomsk angesiedelt haben.

Weitere Widersetzlichkeiten der Teleuten werden nicht erwähnt, nur ist noch ein Brief des Kong-taitschi Senga von 1665 bekannt, in dem sich derselbe beklagt, dass seine Unterthanen, die früher nach Kusnetzk ausgewandert sind und zu dem Ulusse des Koka gehörten, ihm nicht zurükgegeben werden. Da Koka selbst nicht erwähnt wird, so lässt sich annehmen, dass derselbe den Russen abermals untreu geworden.

Digitized by Google

Obgleich die sibirische Geschichte recht oft die Teleuten erwähnt, giebt sie, wie obiger Auszug zeigt, nur sehr wenige Angaben über die Wohnsitze und die Bedeutung derselben. Wir sehen aus allen diesen Angaben nur, dass die Teleuten zu Anfang des XVII. Jahrhunderts in ihrer Hauptmacht am linken Ob-Ufer wohnen, etwa von der Baraba-Steppe bis zur Kulunda und im eigentlichen Altai bis zur Buchtarma. Später werden sie durch die nach Norden drängenden Kalmücken weiter nach Osten gedrängt und gehen in ihrer Hauptmacht über den Ob, so dass sie zuletzt bis in die Nähe von Tomsk und Kusnetzk vordringen. Ausserdem scheinen schon zu Anfang des XVII. Jahrhunderts einzelne Teleuten-Familien oder Ulusse zu den Russen übergegangen zu sein und sich in der Gegend von Tomsk, Kusnetzk und weiter nach Osten am Tscholym angesiedelt zu haben. Von Teleuten-Fürsten werden uns drei genannt: Abak (auch Ablak oder Oblak) und sein Sohn Koka im Westen und Madschik im Osten. Als Nachkommen dieser Teleuten sind meiner Ansicht nicht nur die jetzigen Teleuten anzusehen, sondern auch die altaischen Bergkalmücken, die sich an der Tschuja noch jetzt Telengit nennen.

Die Sage über ihre Unterwerfung ist bei den heutigen Teleuten noch überall bekannt. Doch zeigt dieselbe wenig Uebereinstimmung mit den soeben angeführten Thatsachen der Geschichte. Dies vermag ich mir nur so zu erklären, dass hier so scharf ausgeprägte Momente wie die Erscheinung Jarmak's und der Sturz des Reiches Sibir fehlen. Die historischen Sagen der Teleuten beziehen sich weit mehr auf ihre kalmückischen Nachbarn (ich erinnere an Galdan, Amyrsana und Schünü), als auf ihre eigene Geschichte. Ueber die Unterwerfung der Teleuten selbst existirt, so viel ich weiss, nur eine Sage, in der weder Abak noch Koka noch Madschik genannt werden, sondern zwei Fürsten, Mamyk und Balyk, die sich von ihren Herrschern, den Öiröt und Törböt entfernt und sich gegenüber von Kusnetzk niedergelassen haben sollen. Da die Öiröt-Fürsten sie verfolgt hätten, so hätten sie die Hilfe der Russen angesprochen, die ihnen auch von den letzteren gebracht worden sei. Darauf hätten Mamyk und Balyk sich dem russischen Zaren ergeben. Da sich nun einer von ihnen nach Moskau zum russischen Zaren begeben musste, so hätte der schlaue Balyk dem Mamyk vorgestellt, dass es sich für ihn, den älteren Fürsten, nicht zieme, so weit

Digitized by Google

fortzureisen. Er solle ihn nach Moskau schicken und selbst beim Volke verbleiben. Dieser Vorschlag sei angenommen worden und Balyk sei nun nach Moskau abgereist. Dort habe er sich als Oberfürst der Teleuten dem weissen Zaren vorgestellt und sei als solcher anerkannt und durch einen goldbetressten Rock geehrt worden. Nachdem er zur Heimath zurückgekehrt wäre, habe er sich als Oberherr aller Teleuten gerirt. Mamyk habe darauf seinem Helden Myltyk-atkan befohlen, den Balyk zu tödten. Dieser sei zu Balyk gegangen und habe die Jurte mit einem Stricke fortgerissen und ihm das Haupt abgeschlagen. Bei der Verfolgung durch die Russen sei der Held getödtet worden. Mamyk habe sich bei den Russen damit gerechtfertigt, dass er Balyk nur für seinen Betrug bestraft habe. Man habe ihm verziehen und er sei den Russen treu geblieben. Das Volk des Balyk habe sich von den Kusnetzkischen Teleuten getrennt und sei nach Tomsk gezogen.

Es lässt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, ob diese Sage sich auf die erste Uebersiedelung bezieht oder ob hier von einer späteren Ergebung die Rede ist, welche erst im vorigen Jahrhundert hätte stattfinden müssen.

Im ersteren Falle wären Mamyk und Balyk Anführer von Ulussen, die sich zur Zeit Abak's und Koka's von jenen losgelöst und sich den Russen ergeben hätten. Denn es wäre wohl mehr als gewagt, die Namen der von den Russen genannten Teleuten-Fürsten Abak (Ablak) und Madschik als Verdrehungen der teleutischen Namen Balyk und Mamyk anzusehen, da die Aussprache dieser letzteren Namen den Russen keinerlei Schwierigheiten bereiten konnte. (Madschik ist übrigens unbedingt ein verdorbenes Wort, nach den Lautgesetzen der teleutischen Sprache musste das Wort „Matschyk" lauten. Die Verbreitung der Sage von Amyrsana und dem Zerfall des Kalmückenreiches deutet meiner Meinung nach darauf hin, dass wir es hier mit einer späteren Einwanderung der Teleuten zu thun haben. Es scheint mir ausserdem auch unwahrscheinlich, dass die Russen des nach Moskau gegangenen Balyk nicht erwähnt hätten, wenn diese Reise im Anfange des XVII. Jahrhunderts stattgefunden hätte, da sie aus jener Zeit auch die kleinste Besitzerweiterung getreulich erwähnen.

Digitized by Google

Die Telessen.

Die östlichen Nachbarn der an der Katunja wohnenden Teleuten waren die Telessen, ein den Teleuten sprachlich sehr nahestehender Stamm. Die Tölös oder Telessen, wie sie die Russen nennen, wohnten am Altyn Köl (goldener See) und am Tscholyschman. Der Name Teletzkischer See wurde dem Altyn Köl von den Russen wegen seiner Anwohner beigelegt.

1633 wird eine Abtheilung von Kosaken unter Peter Sobianski zum Teletzkischen See geschickt. Der Fürst der Telessen, Mandrak, widersetzt sich den Russen: da er aber bald einsieht, dass diese stärker sind als er, so flieht er und lässt seine Frau und seinen Sohn Aidar in den Händen der Feinde. Diese werden nach Tomsk abgeführt. Daher erscheint Mandrak im folgenden Jahre in Tomsk, leistet den Eid der Treue und verspricht Jassak zu zahlen. Er darf deshalb mit seiner Familie zurückkehren.

1643. Da die Telessen ihr Versprechen, Jassak zu zahlen, nicht halten, so wird abermals eine Kosakenabtheilung zum Teletzkischen See geschickt. Weil der See nicht gefroren ist, müssen die Russen Boote herrichten und Mandrak gewinnt Zeit, sich zu verschanzen.

Es schickt daher der russische Heerführer 80 Mann Russen und Tataren zu Lande gegen die Befestigungen vor. Mandrak macht einen Ausfall, wird aber mit Verlust zurückgeschlagen. Er beschliesst demzufolge, zu seinen südlichen Nachbarn, den Sojoten, zu fliehen, wird aber gefangen genommen. Aidar vertheidigt die Festung mit grossem Muthe. Da ihm Hilfe zu Wasser kommt, versucht er einen Ausfall, wird aber besiegt und selbst gefangen genommen; viele Telessen werden niedergemacht, andere wollen zu Wasser entweichen und ertrinken. Mandrak verspricht jetzt 50 Zobelfelle als Jassak zu liefern. Man hält Mandrak in Tomsk gefangen. So lange dieser lebt, bezahlt Aidar regelmässig den Jassak. Nach dem Tode Mandrak's hört Aidar auf, ferner Jassak zu liefern.

1646 geht abermals eine Abtheilung Kosaken zu den Telessen und macht eine grosse Anzahl dieses Volkes nieder. Später geriren sich die Teleuten als Herren der Telessen und sammeln bei ihnen Jassak. Die Telessen fliehen nach Süden, verbinden sich mit dem Sojonenfürsten Mansei und fallen über die Tributsammler her. Als die Russen im Jahre 1652 aber-

Digitized by Google

mals zum Teletzkischen See gehen, um Tribut zu sammeln, finden sie die Umgegend des Sees ohne jegliche Bevölkerung. In der Folge schweigt die russische Geschichte gänzlich über die Telessen.

Die Tschat- und Tscholym-Tataren und die Katschinzen.

In der sibirischen Geschichte werden uns in den ersten drei Decennien des XVII. Jahrhunderts östlich von der Barabasteppe mehrere Stämme der Eingeborenen mit dem allgemeinen Namen Tataren bezeichnet und zwar ausschliesslich Völker türkischer Zunge. Da die Kenntniss der tatarischen Sprache bei den Kosaken ziemlich verbreitet war, so kann in dieser Beziehung wohl kein Irrthum vorkommen, da die Russen überhaupt nur Völker türkischer Zunge mit dem Namen Tataren bezeichnen. Bald werden diese Tataren einfach Tataren genannt, bald Tschat-Tataren, bald Tscholym-Tataren, bald Katschinzen. Die sibirische Geschichte erwähnt diese Tataren überall als treue Unterthanen der Russen, die selbst an den Kämpfen gegen Telessen, Teleuten, Kirgisen als Hilfsvölker theilnehmen. Auch die heidnischen Türkvölker wie Teleuten und Kirgisen betrachteten diese Tataren meist als Freunde der Russen und überfielen und beunruhigten sie bei den verschiedensten Gelegenheiten. So werden die Tscholym-Tataren 1607 von den Kirgisen hart bedrängt. Die westlichen Nachbarn der Tscholym-Tataren, die als Tschat-Tataren bezeichnet werden, besitzen eine Befestigung, den Tschatski Gorodok, und diese wird 1617 von Abak, dem Fürsten der Teleuten, angegriffen. 1621 wird der Katscha-Tataren erwähnt als am linken Ufer des Jenissei bis zum Flusse Katscha wohnend. Nur selten wird ein Ungehorsam dieser Tataren erwähnt, und da heisst es noch im Jahre 1615, dass die beim Aufstande der Kirgisen betheiligten Tscholym-Tataren durch Leutseligkeit und Freundlichkeit wieder zum Gehorsam gebracht seien. Diese Tataren sollen erst im XVII. Jahrhundert aus dem Irtisch-Gebiete nach Osten ausgewandert sein. Ich bin der Ansicht, dass diese Bewegung nach Osten zugleich mit den Russen stattgefunden habe, denn Tojan, der Fürst der Euschta-Tataren, erwähnt nur der Tschat-Tataren, aber nicht der Tscholym-Tataren. Ob diese Tataren schon zum Theil Mohammedaner waren, lässt sich nicht genau nachweisen, die Namen der drei Tschat-

Fürsten Tarlau, Kyslau, Burlak und die Namen der Söhne des ersteren, Itägmän und Koimasa, zeigen keine Spur von mohammedanischem Einfluss. Der Umstand, dass Tarlau mit der Tochter des heidnischen Teleut-Fürsten Abak verheirathet war, spricht dafür, dass der Fürst der Tschat nicht Mohammedaner war.

Wie eng sich die Tschat-Tataren an die Russen angeschlossen, beweist uns der Umstand, dass als der Közümide Ablai 10 Tage bei Tarlau verweilte, die in der Nähe von Tarlau wohnenden Tschat-Fürsten Kyslau und Burlak sich veranlasst fühlten, nach Tomsk Nachricht zu geben, und dass deshalb Tarlau 1629 zu Abak flüchtet. Als 1632 Tarlau bei den Teleuten gestorben, schickt Abak die beiden Söhne desselben, Itägmän und Koimasa, nach Tomsk und diese werden als Fürsten der Tschat-Tataren eingesetzt. Wie sehr die Russen sich auf die Hilfe der Tschat-Tataren verlassen, beweist unter Anderem auch der Umstand, dass Itägmän zum Teleuten-Fürsten Koka geschickt wird, um ihn zum Unterthanen-Eide zu bewegen, ebenso dass die Tschat-Tataren als Hilfstruppen in den Kämpfen der Russen gegen Telessen und Kirgisen gebraucht werden. Der Tscholym-Tataren und Katschinzen wird nur beiläufig bei den Aufständen der Kirgisen erwähnt, ein Theil der Katschinzen soll zuletzt zu den Kirgisen übergegangen sein.

Die Kirgisen.

Der bedeutendste Türkstamm, der sich durch kriegerischen Sinn und Widerstandskraft in den Kämpfen gegen die Russen auszeichnete, sind die Kirgisen. Dies sind die Nachkommen der Hakas am Ta-Kimu (Jenissei), die schon im XIV. Jahrhundert von den Schriftstellern der Mongolen-Dynastie Ki-li-ki-sse (Kirgisen) genannt werden. Die Russen stossen auf die Kirgisen schon im Anfang des XVII. Jahrhunderts. Zuerst erwähnt ihrer der Fürst Tojan.

1606 ergiebt sich der Kirgisen-Fürst Nemä oder Nemtschä den Russen in Tomsk und schickt seine eigene Frau dorthin, damit sie die Unterhandlungen leite. Da aber dem Kosaken-Anführer der Pelz dieser Fürstin gefällt, wird ihr derselbe mit Gewalt abgenommen. Fürst Nemtschä, erzürnt über diesen Schimpf, fällt seine Nachbarn, die Tscholym-Tataren, an. Da Nemtschä ausserdem seine westlichen Nachbarn, die Kondoma- und Mras-Tataren beunruhigt, so sehen wir, dass Nemtschä's

Digitized by Google

Unterthanen etwa am oberen Tom, der Kija und der Teja gewohnt haben müssen.

1607 wird Nemtschä geschlagen und gezwungen, die Oberhoheit der Russen anzuerkennen, und verspricht Jassak zu zahlen.

1609 werden die zum Einsammeln des Jassak abgeschickten Russen getödtet und die Tscholym-Tataren abermals von den Kirgisen überfallen. Auch hier ist es Nemtschä, der zuerst abfällt und seinen Sohn Ischäi mit zahlreichen Haufen in den Atschinsker Kreis einfallen lässt.

1614 gelingt es den Kirgisen abermals, ihre Nachbarn im Tomsker Kreise gegen die Russen aufzuwiegeln; die Verbündeten dringen bis Tomsk vor, welches sie ganz umringen. Durch einen glücklichen Ausfall der Russen werden sie geschlagen und verjagt.

1615. Als die Kirgisen mit 5000 Mann in den Kusnetzker Kreis einfallen, gehen endlich die Russen zur Offensive über, stürmen alle von den Kirgisen an verschiedenen Orten errichteten Schanzen und führen Weiber und Kinder in die Gefangenschaft als Geisseln ab. Durch dieses energische Vorgehen wird die Ruhe für einige Jahre hergestellt.

1616. Als die zum Altyn Kan geschickte Gesandtschaft das Gebiet der Kirgisen passirt, wird sie gut aufgenommen. Bei dieser Gelegenheit werden sie als nordwestliche Nachbaren der Sojonen genannt und die Flüsse Teja, Kija, Urup, Jüs, der untere Abakan bis zum Askys und der Jenissei als ihr Wohnsitz bezeichnet. Der Kirgisen-Fürst Kara begleitet sogar die Gesandtschaft als Uebersetzer zum Altyn Kan und die Gesandtschaft des Altyn Kan in derselben Eigenschaft nach Moskau.

1619. Während der zweiten Gesandtschaft zum Altyn Kan lautet die Reiseroute: Von Tomsk bis zum Kirgisen-Fürsten Nemtschä 10 Tagereisen, von dort bis zu den Kirgisen am Abakan 6 Tagereisen, von dort bis zum Kemtschik 10 Tagereisen.

1621. Die Kirgisen regen die östlich vom Jenissei wohnenden Tubiner und Matoren und die am oberen Jüs wohnenden Sagajer zum Aufstande gegen die Russen auf.

1622. Die Kirgisen überfallen die Kusnetzker Abiner (Schmiede-Tataren) und dringen in den Tomsker Kreis.

1628 regen sie die Arinen und Katscha-Tataren gegen die am Jenissei wohnenden Russen auf, damit diese die Beendigung

der Festung Krasnojarsk hindern. Da dies nicht gelingt und die Kirgisen jetzt von zwei Seiten bedroht werden, so ziehen sie vor, mit den Russen ein besseres Verhältniss herzustellen und die Fürsten Ischäi, Tubun, Ischänäi und Dchessair liefern jetzt freiwillig 100 Zobel als Jassak und bitten eine neue Festung am Kemtschik zu erbauen, die sie gegen die Angriffe und den Einfluss der Heere des Altyn Kan schützen könnte. Diese Aeusserung lässt darauf schliessen, dass das Gebiet der Kirgisen sich bis zum Kemtschik ausgedehnt hat. Nun werden von Seiten der Russen weitere Unterhandlungen mit dem Fürsten Ischäi angeknüpft. Die Russen fordern nach näherer Bekanntschaft mit der Bedeutung des Kirgisen-Volkes einen grösseren Jassak. Ischäi giebt aber an: Es wäre den Kirgisen nicht möglich, mehr Jassak zu zahlen, da die Kirgisen selbst die Zobel nicht jagen, sondern ihnen unterworfene Jagd-Völker, von denen sie die Zobel auf Schuld nehmen müssten. Die Tubiner und Matoren seien ihre östlichen Nachbarn. Was den Ostrog am Kemtschik betreffe, so nütze dieser den Kirgisen durchaus nichts gegen den Altyn Kan, denn die Heere desselben hätten viele Wege, um in das Gebiet der Kirgisen einzufallen.

1630 stehen die Kirgisen zugleich mit den Tubinern auf und fallen über die Arinen und Katscha-Tataren her, ja sie dringen bis in die Gegend von Krasnojarsk vor. Bald aber von den Russen angegriffen und geschlagen, versprechen sie den Jassak zu zahlen; den Treueid aber zu leisten, weigern sie sich.

1633—1635 Aufstand des Kirgisen-Geschlechtes Altysar am Abakan. Unter Anführung des Fürsten Bäktänä dringen die Kirgisen bis Kusnetzk vor. Ein anderer Heerhaufe der Kirgisen, der sich mit den am Jüs wohnenden Kysyl (wahrscheinlich einem Geschlechte der Tscholym-Tataren) verbindet, fällt über die Arinen her und beunruhigt Krasnojarsk.

1636. Bei den Kirgisen treffen Gesandte des Kong-taitschi der Kalmücken ein. Dieser Umstand veranlasst die Kusnetzker Kosaken, zu den Kirgisen ein Beobachtungscorps abzuschicken.

1640 wird ein neuer Ueberfall der Kirgisen in das Gebiet der Tscholym-Tataren verzeichnet.

1641. Um die Kirgisen besser im Zaum halten zu können, wird die Befestigung Atschinsk angelegt.

1642 ergeben sich die Kirgisen von Neuem, die Russen legen eine Befestigung am Jüs an. In demselben Jahre nennt

der dsungarische Herrscher Batyr in seinen Verhandlungen mit den Russen die Kirgisen Unterthanen der Kalmücken, die Kirgisenfürsten seine Verwandten und er stützt sich bei seinen Forderungen auf Verträge, die er mit ihnen abgeschlossen habe. Altyn Kan schickt in demselben Jahre ein Heer von 1000 Mann zu den Kirgisen und lässt bei ihnen Tribut sammeln.

1643. Die Kirgisen weigern sich, den Russen Tribut zu zahlen. Die Krasnojarsker Kosaken treiben den Jassak mit Gewalt in den ihnen benachbarten Aulen ein. Die Kusnetzker Kosaken begnügen sich mit der Eidesleistung des Fürsten der Altysar, des Bektänä.

Bis zu 1652 zahlen die Kirgisen dem Altyn Kan regelmässig ihren Tribut, als aber die Mongolen 1653 die Kirgisen ganz unter ihre Botmässigkeit zu bringen gedenken, flieht ein Theil der Kirgisen auf russisches Gebiet und ergiebt sich den Russen in Krasnojarsk.

1657 dringt Lobsan, der Sohn des Altyn Kan, mit einem grösseren Heere plötzlich in das Gebiet der Kirgisen und zwingt sie zur vollständigen Unterwerfung.

Trotzalledem halten die Kirgisen nicht lange Ruhe, bald überfallen sie das russische, bald das mongolische Gebiet und erklären sich dabei als Unterthanen beider Völker, bis nach Entstehung des grossen Kalmücken-Reiches zu Ende des XVII. Jahrhunderts die Russen gern diese unruhigen Nachbarn den Kalmücken überlassen, welche einem abgeschlossenen Vertrage gemäss die grosse Masse der Kirgisen weit nach Süden übersiedeln. Man versichert, der Kong-taitschi habe die Kirgisen bis in den Thianschan abführen lassen. Es ist aber über diese Ueberführung nichts Näheres bekannt. Jedenfalls ist die Kirgisen-Bevölkerung des Thianschan viel zahlreicher als diejenige des Jenissei im XVII. Jahrhundert gewesen, so dass diese in ihrer Gesammtsumme keineswegs als die Nachkommen, wohl aber als Stammverwandte der Jenissei-Kirgisen anzusehen sind. Ich erinnere hierbei auch an den Umstand, auf den ich schon vorher aufmerksam gemacht habe, dass schon im XIV. Jahrhundert der Kirgisen im Thian-schan erwähnt wird. Ein Theil der Kirgisen ist aber nicht ausgewandert, sondern bei den Sagajern und Kysylern geblieben, ein anderer Theil hat sich mit den Sojonen vermischt.

Mir ist nur eine Sage über die Vertreibung der Kirgisen

Digitized by Google

bekannt, und zwar habe ich diese bei dem Sagai-Geschlechte Kyrgys (also bei den Nachkommen der Kirgisen selbst) nordwestlich am Askys aufgezeichnet. Diese Sage lautet:

In diesem Lande war ein Kongur Targa genannter Beamter der Befehlshaber der Kirgisen. Dieser Kongur Targa lieferte den Tribut an den im Altai-Lande wohnenden Kong-taitschi Kan ab. Da man damals weder Geld noch Schrift kannte, bestand die Abgabe in Eisen und Adlern (Kara-kus). Die in diesem Lande wohnenden Kirgisen hörten nicht auf die Worte des Kongur Targa, der ein Greis war, und indem sie sagten: „Was sollen wir dem Kong-taitschi Tribut geben?“ gaben sie dem Kan keinen Tribut. Als sie drei Jahre lang dem Kong-taitschi keinen Tribut gegeben hatten, wurde Kösö Peg mit 300 Soldaten vom Kong-taitschi geschickt. Als dieser Beamte mit den 300 Soldaten hergekommen war, fand er, dass die Kirgisen noch alle hier im Wohlstand lebten. Zum Kongur Targa kamen sie und sagten: „Weshalb hast du uns den Tribut nicht hingeschafft?“ Da sagte Kongur Targa: „Das hier lebende Volk hört nicht auf meine Rede, ich bin selbst alt geworden und habe keine Nachkommen“. Kösö Peg fragte darauf das dort versammelte Volk: „Was habt ihr nicht auf des Fürsten Wort gehört und habt keinen Tribut gegeben?“ Da packten sie den Kösö Peg und erstachen ihn mit Lanzen, auch die Soldaten erschlugen sie alle; damit aber Niemand etwas erfahre oder sehen könne, gruben sie irgendwo heimlich eine Grube und steckten die Getödteten hinein.

Als sie diese That vollbracht hatten, sprach Kongur Targa: „Was habt ihr auf meine Worte nicht gehört? Ich habe früher gehört, wenn die weissen Birken wachsen würden, so wäre der weisse Fürst (der russische Zar) geboren, und diesem weissen Fürsten würden wir Tribut zahlen. Jetzt sind weisse Birken gewachsen, jetzt wird der weisse Zar geboren sein, ihm werdet ihr schon einmal Tribut zahlen“.

Als ein Jahr vergangen, schickte Kong-taitschi, da der abgesandte Beamte nicht zurückgekehrt war, tausend Soldaten von einem anderen, Kasak Purut genannten Volke (Purut oder Burut werden die schwarzen Kirgisen des Thianschan von den Mongolen genannt, Kasak ist aber der Name der sogenannten Kirgis-Kaisaken). Als sie hierher kamen, lebten die Kirgisen im Wohlstand. „Ist in dieses Land Kösö Peg gekommen?“ fragten sie.

Digitized by Google

Die Kirgisen sagten: Ein solcher Mensch ist nicht hierher gekommen, wir haben nichts gehört". Als sie zu Kongur Targa's Jurte kamen, war Kongur Targa gestorben, und als sie das dortige Volk fragten, sagten auch diese, jene seien nicht hierher gekommen. Darauf suchten jene die Gebeine der hier umgekommenen Soldaten. Als sie suchten und suchten, fanden sie an einem Orte des Kösö Peg Köcher, der war aus Seide gearbeitet. „Wo ist der hergekommen?" fragten sie. Jene sagten: „Wir haben ihn nicht getödtet, ein Kusudjak genannter Held hat den Kösö Peg getödtet." Der Heerführer sagte: „Bringet diesen Menschen!" Da sagten sie: „Wo sollen wir diesen Menschen auffinden?" Der Heerführer sagte: „Wenn ihr diesen Menschen nicht auffindet, so möget ihr nach dem Lande Kong-taitschi's übersiedeln." So sprechend, trieb der gekommene Beamte alles Volk fort, ohne irgend Jemanden zurückzulassen.

Von allen Kirgisen, welche fortgetrieben, blieben nur zwei Brüder zurück, die sich verborgen hatten; von den Irgit blieb auch ein Mensch zurück; von den Sagai blieben drei Brüder zurück, von den Tjoda nur einer.

Mit dieser Sage ist die vorher erzählte Sage von Amur Sana, der hier Amyr Saran genannt wird, in Verbindung gebracht, wo die Fortführung der Kirgisen diesem (natürlich fälschlich) zugeschrieben wird. Hier heisst es: Amyr Sana reitet einen halben Monat und kehrt dann zurück. Den Weg, wohin er geritten, weiss das Volk nicht. „Mutter, Vater, nähret mich! Einen halben Monat habe ich keine Speise genossen, ohne vom Pferde zu steigen, bin ich geritten. Ja, Vater, ich habe für dieses Kirgisenvolk eine Jurte gefunden." Kong-taitschi spricht: „Wo, mein Kind? weshalb hast du dies mir nicht gesagt? du denkst schlecht von deiner eigenen Jurte. Frage daher auch nichts von mir."

Amyr Saran führte die Kirgisen fort; einen Monat führte er sie. Nach einem Monat kamen sie zu einem Meere. Amyr Saran liess sie dort zurück und sprach: „Hier wohnet! gehet zu keinem anderen Lande!"

Kusnetzker Tataren.

Unter dem Namen Kusnetzker Tataren fasse ich hier diejenigen Tatarenstämme zusammen, die, obgleich sie schon zu Anfang des XVII. Jahrhunderts türkische Dialekte redeten, dennoch mir nicht ursprünglich tatarische Stämme zu sein scheinen.

Digitized by Google

sondern erst durch die Einwirkung der schon im VI. Jahrhundert türkisch redenden Kirgisen und der Teleuten ihre frühere Sprache verloren; es sind dies die auch als Abinische Horde, Kusnetzi oder Schmiede-Tataren bezeichneten Stämme am oberen Tom und die Sagajer und Beltiren am oberen Abakan und Jüs. Ich halte alle diese Völker für nahe Verwandte der Arinen, Assanen und Kotten, die Klapproth unter dem Gesammtnamen Jenissejer zusammenfasst. Von den Sagajern ist uns aus der sibirischen Geschichte nichts weiter bekannt, als dass sie am oberen Jüs und Abakan wohnten und sich 1621 mit den Kirgisen verbanden. Der Beltiren erwähnt die sibirische Geschichte gar nicht, sondern Gmelin und Pallas trafen sie im vorigen Jahrhundert und zwar bestimmt letzterer ihre Zahl im Jahre 1742 auf 150 zinspflichtige Männer am Taschtyp. Gmelin berichtet 1739, dass die Beltiren den Russen und auch den Kalmücken Tribut zahlen. Die Abiner Horde scheint mit den Schmiede-Tataren identisch zu sein. Die Wohnsitze der letzteren werden uns genau angegeben an den Flüssen Mrass und Kondoma. Ihren Namen Schmiede-Tataren (Kusnetzi) sollen sie erhalten haben, weil sie sich zum grössten Theil mit der Gewinnung und Bearbeitung des Eisens beschäftigten. Nach Angabe der ersten russischen Einwanderer kauften alle Nachbarn von denselben das ihnen nöthige Eisengeschirr: Kessel, Dreifüsse, Beile, Messer, Pferdegeschirre u. s. w. Die Schmiede-Tataren sollen häufigen Ueberfällen der Kirgisen ausgesetzt gewesen sein; es scheinen dies aber Beutezüge gewesen zu sein, da sich die Kirgisen stets durch Geschenke an Kunstprodukten zum Abzug bewegen liessen. Die Schmiede-Tataren scheinen durchaus keine kriegerischen Neigungen gehabt haben, wie dies auch bei ihrer Beschäftigung selbstverständlich ist, denn sie unterwarfen sich sogleich den Kosaken, sobald diese sich ihren Wohnsitzen näherten, ohne den geringsten Widerstand zu leisten. In der Folge wurden sie aber durch die Kirgisen aufgestachelt oder gewiss zum Aufstand gezwungen und verweigerten während einiger Jahre den Jassak zu zahlen. Im Jahre 1615 überfällt eine Abtheilung der Kosaken die Schmiede-Tataren und vertheilt sich in ihren Ulussen; dort werden die Kosaken von den Kirgisen überfallen, erstere schlagen sich aber glücklich durch. (Dieser Umstand scheint mir auf's Klarste darzulegen, dass die Kusnetzi nur durch die Kirgisen gezwungen den Russen Widerstand leisteten.) Als die Russen nach einiger

Zeit zurückkehren, unterwerfen sich ihnen die Schmiede-Tataren vollständig, leisten den Eid und zahlen den Jassak. Zu ihrem Schutze legen die Russen 1618 die Stadt Kusnetzk an, die auch nach den Schmiede-Tataren ihren Namen erhalten haben soll.

Wie schon erwähnt, halte ich alle hier unter dem Namen Kusnetzker Tataren zusammengefassten Tatarenstämme für tatarisirte Jenissejer. Von ihren Verwandten finden wir die Arinen im Anfange des XVII. Jahrhunderts am linken Ufer des Jenissei, nördlich von der Katscha, während die Assanen am rechten Ufer des Jenissei sich aufhielten, die Kotten aber am Kan ihre Wohnsitze hatten. 1608 unterwarfen sich die Arinen den Russen und zahlten den Jassak. Sie wurden aber mehrmals von den Kirgisen zum Aufstand gereizt, so z. B. 1628 belagern sie in Verbindung mit den Katschinzen Krasnojarsk. 1634 werden die Arinen von den Kirgisen überfallen und so beunruhigt, dass sie sich als Volk vollständig auflösen und in kleinen Schaaren zu den Nachbarn flüchten, mit denen sie sich vermischen.

Die Kotten am Kan lebten etwa 150 Werst von der Mündung dieses Flusses entfernt, sie sind viel kriegerischer als ihre westlichen Stammesgenossen und leisten trotz ihrer geringen Zahl den Russen vielfachen Widerstand. Meistentheils verbinden sie sich mit ihren samojedischen Nachbarn, den Kamassinern und Tubinern. Ihre letzte Erhebung wird im Jahre 1640 erwähnt.

Was mich veranlasst, die Sagajer und Schmiede-Tataren für Nichttürken zu halten, ist der Umstand, dass diese die einzigen Türkvölker sind, die wir hier angesiedelt und mit Künsten und Gewerben beschäftigt antreffen, obgleich sie von allen Seiten von türkischredenden Nomaden umgeben waren. Dazu kommt noch der Umstand, dass auch die Arinen am Jenissei in der sibirischen Geschichte als Schmiedevolk bezeichnet werden. Die Nachkommen der Schmiedetataren, die heutigen Schoren, unterscheiden sich nur durch ihre Physiognomie vollständig von ihren, den reinen mongolischen Gesichtstypus habenden Nachbarn. Was mich aber vor Allem veranlasst, die Schmiede-Tataren als Jenissejer zu bezeichnen, ist der Umstand, dass die Namen der Flüsse im Quellgebiete des Tom nirgends tatarische, sondern ihre Namen tragen, zu drei Viertheilen auf *sas*, *säs* endigen, was im Jenissei-Ostjakischen „Fluss, Bach“ bedeutet. Es lässt sich eine ganze Reihe von Flussnamen aus dem Jenissei-Ostjakischen erklären,

Digitized by Google

z. B.: *Pü-säs* (Wind-Fluss) = Jen.-O. bei (Wind) und säs Wasser; *Kamsas* (Pfeil-Fluss), von *cham* Pfeil; *Amsas* Mutter-Fluss, von *Am* Mutter; *Sinsäs* Schmutzwasser, von *sine* Schmutz; *Paisas* Cedern-Fluss, von *fai* die sibirische Ceder (pinus cembra). Etwas nördlicher von der Kija treten wir in ein Gebiet, wo alle Flüsse auf *tat*, *tät*, *dat*, *dät* endigen, wie *Tscherdat*, *Ardat*, *Irdät* etc. Es wohnte also hier ebenfalls ein Jenissejervolk, das einen anderen Dialect redete und den Fluss nicht *säs*, sondern *tät* nannte. Da wir nun Jenissejer am Kan und nördlich am Jenissei vorfinden, so können wir mit Recht schliessen, dass sie einstmals ein recht bedeutendes Volk gewesen sind, das erst in Folge des Vorrückens der Kirgisen und Teleuten aus dem Altai, dem Jenissei- und dem Abakan-Thale nach Norden gedrängt wurde. Ich halte sie für die Nachkommen des von den Chinesen Bilä oder Gelotschi genannten Volkes, das schon im VII. Jahrhundert als angesiedelt bezeichnet wird. Wäre diese meine Annahme richtig, so hätten auch die Hakas oder Kirgisen ursprünglich zu einem Stamme der Jenissejer gehört und wären diese Jenissejer ursprünglich blauäugige und blondhaarige Völker gewesen. Ihre Sprache beweist uns wenigstens so viel, dass sie überhaupt nicht zum Ural-Altaischen Stamme gehören. Man darf nur einen Blick in Castrén's Grammatik der Jenissei-Ostjakischen und Kottischen Sprache thun, um zu diesem Schlusse zu gelangen. Das einzige Jenissei-Volk, das sich bis jetzt erhalten hat, die Jenissei-Ostjaken, schildert Castrén in seinen ethnologischen Vorlesungen folgendermassen: Die sogenannten Jenissei-Ostjaken bilden vielleicht einen Rest eines grösseren Volksstammes, der sich früher in Hochasien aufhielt und dann, während der gefährlichen Kriege und Verheerungen, welchen dieses Land unterworfen war, vernichtet wurde. Gegenwärtig beträgt die Anzahl dieses Stammes kaum tausend tributpflichtige Personen. Sie wohnen zum grössten Theile am Jenissei und seinen Nebenflüssen, zwischen den Städten Jenisseisk und Turuchansk. Wie die ihnen benachbarten Ostjak-Samojeden, beschäftigen sie sich vornehmlich mit Jagd und Fischfang. Rennthiere halten sie nicht, sondern ihr Lastthier ist der Hund. Im Sommer und Winter halten sie sich in Hütten auf, welche gewöhnlich aus Birkenrinde bestehen. Wie Sibiriens übrige Einwohner zerfallen sie in Gechlechter, welche von ihren eingeborenen Fürsten beherrscht werden. Sie sind dem Namen nach Christen, in der That aber

Digitized by Google

Heiden und erweisen zumal dem Bären grosse Verehrung. Zu demselben Stamme wie die Jenissei-Ostjaken gehören ursprünglich auch die Arinen und Assanen, welche die Sojonische Steppe bewohnen und nun Tataren oder vielmehr Türken sind. Hierher gehört ferner auch ein Stamm, den ältere Schriftsteller Kotten genannt haben, der in späterer Zeit aber in Vergessenheit gerathen war, bis ich auf meiner Reise in Sibirien fünf noch lebende Individuen dieses Volkes auffand, welche unter dem Namen des Agulischen Ulusses oder der sogenannten Kamassiuren am Agul, einem Nebenflusse des Kan, lebten. Diese fünf Personen waren übereingekommen, ein kleines Dorf am Agul anzulegen, wo sie ihre Nationalität aufrecht erhalten wollten, theils aus Streben zu derselben, theils aber auch aus der Ursache, weil die Eingeborenen Sibiriens der russischen Regierung weniger Abgaben zahlen als die Russen. An diese Colonisten hatten sich später einige von den Kotten herstammende Familien angeschlossen, welche bereits ihre Muttersprache vergessen hatten und Russen geworden waren. Indessen liegt es auch diesen gegenwärtig sehr am Herzen, sowohl sich selbst wie ihren Kindern die kottische Sprache beizubringen und es ist möglich, dass die kleine Colonie noch lange ihre Nationalität, welche bereits als erloschen angesehen wurde, erhalten wird." Jene Voraussetzung über die Beständigkeit der kottischen Nationalität ist leider nicht eingetroffen. Ich selbst besuchte die Kotten am Flusse Agul im Jahre 1863 und fand nur noch drei Individuen, die der kottischen Sprache mächtig waren, eine Frau und zwei sehr alte Männer. Alle übrigen sprachen den türkischen Dialekt der Katschinzen. Jetzt ist die kottische Sprache gewiss vollständig ausgestorben, und das letzte Individuum, das noch die kottische Sprache sprechen könnte, wenn es am Leben ist, findet gewiss Niemanden mehr, dem es in kottischer Sprache Mittheilungen machen könnte.

Samojedenvölker des Sojonischen Gebirges.

In der sibirischen Geschichte werden drei Samojedenvölker genannt, die östlich vom Jenissei und südlich vom Flusse Kan wohnten, die Tubiner, die Matoren und die Kamassiner. Diese Völker, so klein sie auch an der Zahl waren, waren doch von kriegerischem Sinne erfüllt und wehrten sich gegen die Unterwerfung unter die russische Oberherrschaft mit allen Kräften.

Digitized by Google

Sie lebten gewiss in ihren Waldgebirgen in vollkommener Selbstständigkeit, wenn sie auch vielleicht dem Namen nach dem Altyn Kan unterworfen waren; wenigstens bezeichneten die Kirgisen sie den Russen gegenüber mehrmals als Unterthanen des Altyn Kan. Die Tubiner zahlten 1629 zum ersten Male den Russen Jassak, die Matoren weigern sich, dies zu thun. Bald darauf verbinden sich die Tubiner mit den Kotten und fallen 1630 in das russische Gebiet ein. Sie werden aber zurückgeschlagen und ihr Fürst Kajan muss flüchten. Jetzt verbindet sich Fürst Kajan mit Soit, dem Fürsten der Matoren; es kommt zu einem heftigen Kampfe, in dem die Russen sicher dem wilden Andrange unterlegen wären, wenn ihre Bewaffnung mit Feuerwaffen sie nicht den mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Gegnern überlegen gemacht hätte, so dass sie sich trotz grosser Verluste in Ordnung zurückziehen konnten. 1640 wird endlich eine Festung am Kan erbaut und dadurch werden die Kotten unterworfen. Aber erst seit 1654 zahlen die Tubiner regelmässig ihren Tribut.

Tubiner, Matoren und Kamassiner sind offenbar Waldsamojeden, deren Hauptbeschäftigung die Jagd war, woher auch ihre Geschicklichkeit im Bogenschiessen. Heute sind die Tubiner verschwunden und alle diese Samojeden, bis auf einige Zehnt-Kamassiner vollkommen zu Türken geworden. Der Name Tuba ist aber verblieben, denn der grösste Theil der Sojonen, die Koibalen, nennt sich noch bis heute mit diesem Namen, während die Altajer die sogenannten Schwarzwald-Tataren Tuba nennen. Die im VII. Jahrhundert von den Chinesen erwähnten *Dubo* sind jedenfalls derselbe Samojedenstamm. Es deutet darauf nicht nur der Name hin, sondern auch die von den Chinesen beschriebenen Wohnsitze dieses Volkes, wie auch ihre Lebensweise und Beschäftigung mit Jagd und Fischfang, die sie vom VII. bis XVII. Jahrhundert nicht geändert haben. Auch die Chinesen sagen, sie zerfallen in drei Aimake; sind damit nicht die Tuba, Matoren und Kamassiner gemeint?

Wie wir schon aus dieser Uebersicht der Unterwerfung der einzelnen Türkstämme im Norden des Altai sehen konnten, setzten die Russen ihre Unterwerfung Sibiriens in derselben Weise fort, wie sie dieselbe am Irtisch begonnen haben, indem sie allmählich ihre Befestigungen vorschoben und so schrittweise die Eingeborenen zwangen, sich ihnen zu ergeben. In dieser Weise

spannten sie gleichsam über ganz Sibirien ein zuerst sehr schwaches, durch neue Zuzügler und Colonisationen sich immer mehr und mehr verstärkendes Netz, das in sich zuletzt so weit erstarkte, dass es einen grossen Theil der Eingeborenen aufsog und die übrigen mehr und mehr aus den reichen, fruchtbaren Theilen des Landes verdrängte. Die Hauptlebensader dieser russischen Colonisation bildet die grosse Befestigungsstrasse oder Poststrasse, die über Tjumen, Omsk, Tomsk, Krasnojarsk, Kansk, Werchne-Udinsk, Irkutzk bis Jakutzk geht und einzelne an den Flussgebieten des Ob, Jenissei und der Lena sich entlang ziehende Colonieenreihen verbindet. An einzelnen Punkten verbreitet sich die russische Bevölkerung über weite Landstriche und zwar überall da, wo sie ein mehr ergiebigeres Feld für ihre Thätigkeit fand, das heisst wo entweder der Ackerbau besonders lohnend war, oder wo andere Erwerbszweige, wie der Bergbau, die Colonisten veranlasste, sich nicht nach dem Laufe der Flüsse bei Anlegung ihrer Colonieen zu richten. Letzteres sehen wir besonders im Altai, in dessen nördlichen und westlichen Theilen sich eine recht ausgedehnte russische Bevölkerung befindet. Zuerst hatten sich natürlich die russischen Colonieen am Irtisch aufwärts gezogen, bis 1791 an der Mündung der Buchtarma die Festung Ust-Buchtarminsk angelegt wurde. Als darauf die acht Dörfer der geflüchteten Russen, der sogenannten Kamenschtschiks, sich dem Mutterlande wieder unterworfen hatten, war der eigentliche Alpenstock des Altai von drei Seiten umringt und seine türkischen Bewohner im Flussgebiete der Katunja, die sogenannten Altaischen Bergkalmücken, unterwarfen sich ohne alle Kämpfe.

In Folge der Vernichtung der Kalmücken in der Dsungarei drängte ein anderer Türkstamm bis zu den russischen Besitzungen Westsibiriens vor, dies sind die Horden der sogenannten Kirgis-Kaisaken, die sich aber selbst überall kurz Kasak nennen. Diese Kasak, die den Namen Kirgisen nur durch Versehen der Kosaken erhalten haben, sind jetzt der weitverbreitetste Türkstamm, denn sie erstrecken sich über das ungeheuere Ländergebiet vom Flusse Ural und der Wolga bis östlich zu den Quellen des Irtisch und von den Chanaten Mittelasiens bis zu den russischen Besitzungen im Gebiete des Irtisch und seinen Nebenflüssen Ischim und Tobol.

Digitized by Google

Der Name Kasak ist kein Appellativum, sondern der Eigenname eines seit vielen Jahrhunderten sich so nennenden Volkes. Mich in eine genaue Geschichte des Kasak-Volkes einzulassen, muss ich mir hier versagen; es wird genügen, wenn ich die Schicksale desselben in grossen Zügen skizzire, damit wir die jetzige geographische Verbreitung der Kasak-Horden verstehen können. Sonst bietet die Geschichte dieses Nomadenvolkes wenig Interessantes und ist so eintönig wie sein Steppenleben selbst.

Von altersher finden wir des Kasak-Volkes als eines turanischen Nomadenstammes erwähnt. So erzählt schon der persische Dichter Firdusi (im J. 1000) in seinem Schach-nameh nach alten Geschichtsbüchern von einem Kasak-Chan und einem Kasakvolke, das durch seine Räubereien bekannt und dessen Hauptwaffe die Lanze gewesen sei. Dann wird viele Jahrhunderte der Kasak keine Erwähnung gethan, bis sie wieder zur Zeit Tschingis Chan's und der Tschingis-Chaniden auftauchen. Die Kasak werden dann als Unterthanen des Dshudshi-Chan erwähnt. Im XVI. Jahrhundert werden in den weiten Steppen Mittelasiens zwei mächtige Herrschaften erwähnt, die Herrschaft der Ulus Mongul unter Dudam Chan und die Herrschaft des Kasak-Chanes Arslan. Der letztere war so mächtig, dass er ein Heer von 400000 Mann stellen konnte. Dies erzählt uns Sultan Baber Chan, der Gründer des Reiches der Gross-Mogul in Indien, der seine eigene Verwandte dem Arslan zur Frau gab und ein Augenzeuge der Macht des Arslan gewesen ist. In dieser Zeit vereinigten sich mit den Horden der Kasak viele Türk-Völker Mittelasiens, die Kyptschak, Naiman, Kongrat, Dshalair, Kangly und viele andere, die bald gänzlich mit dem Kasak-Volke verschmolzen.

Von der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts an wurden die Kasak häufiger erwähnt, sowohl von Seiten der Historiker des Orients, wie auch von Europäern, die mit ihnen in Berührung kamen. So schreibt Herbartstein 1571, dass die Kasak die östlichen Nachbarn der Kasaner Tataren seien. Ferner erwähnten ihrer Jankinsen, Danila Gubin, Simon Malzew u. a. m.

Zu Ende des XVI. Jahrhunderts wird als Chan der Kasak Dshanybek bezeichnet; dieser hatte zwei Söhne, Dshadyk und Usak, die die Stammväter zweier Chan-Familien werden. Der Sohn des Dshadyk ist Schygai, der uns als der Schwiegervater des Achmed Giräi, des älteren Bruders des Közüm Kan, genannt

Digitized by Google

wird, und der, wie wir oben gesehen haben, seinen Schwiegersohn tödtete. Der Sohn Schygai Chans ist Ischim Chan, der in Turkestan seinen Sitz hatte. Ischim Chan geräth im Jahre 1635 in einen Krieg mit dem Kong-taitschi der Oirot Batyr. Der Sohn des Ischim Chan, Dshangir, der Anführer des Heeres der Kasak, wird gefangen genommen, entrinnt aber in der Folge der Gefangenschaft. Um sich an den Kalmücken zu rächen, macht er nach dem Tode seines Vaters häufig Einfälle in das Gebiet derselben. In Folge dessen zieht Batyr Kong-taitschi gegen die Kasak mit einem Heere von 50000 Mann und trägt über dieselben einen glänzenden Sieg davon, so dass der Feind einen Verlust von 10000 Todten gehabt haben soll. Durch die Kunst der Dshangir wird aber das Heer des Kong-taitschi in einen Hinterhalt gelockt und geschlagen und muss sich nun eilig nach der Dsungarei zurückziehen.

Bis zu dieser Zeit wird des Kasak-Volkes überall als eines Ganzen erwähnt. Später aber, im XVIII. Jahrhundert, als die Russen mit den Kasak in nähere Beziehung treten, erscheinen diese in drei grosse Horden (Dshüs = 100) getheilt: die grosse Horde (Ulu Dshüs), die mittlere Horde (Orta Dshüs) und die kleine Horde (Kischik Dshüs). Nach der Meinung Weljaminoff Sernoff's ist diese Theilung gewiss schon im XVII. Jahrhundert vor sich gegangen. Dieser Gelehrte erklärt sich die Theilung in folgender Weise: Derjenige Theil der ganzen Horde, der bei Taschkend lebte, habe gewiss dort als halb angesiedelt gelebt und sich daher scharf von den rein nomadisirenden Kasak getrennt. So hätten sich Taschkend und die angrenzenden Steppengebiete gewiss als mittlere Horde constituirt. In der mittleren Horde hätten sich die Nachkommen des älteren Zweiges der Chan-Familie, d. h. die Nachkommen des Chans Dshadyk, die Chane Schygai, Ischim, Dshangir und Täükä als Fürsten des Städtegebietes festgesetzt. In der kleinen Horde, die weiter nach Westen wohnte, hätten als Fürsten die Nachkommen des Usak geherrscht, in der grossen Horde endlich, die alle östlich wohnenden Kasak-Stämme umfasste, sei ein anderer Zweig der Chan-Familie als Herrscher aufgetreten, von denen uns unter anderen Dsholbars Chan (1739 †) genannt wird. Diese Erklärung gründet sich auf keinerlei Facta und ist sehr unwahrscheinlich, da eine solche geographische Vertheilung gewiss mittlere, linke und rechte Horde, wie wir diese bei den schwarzen Kirgisen

Digitized by Google

finden, genannt worden wären, während sich die Benennungen gross, klein und mittel nur auf das Alter der Herrscher beziehen können, d. h. dass ein Herrscher sein Reich unter drei Söhne, den ältesten (ulu), mittleren (orta) und kleinsten (kischik) vertheilt habe. Wann diese Theilung geschehen ist und wer sie vorgenommen, ist nicht durch geschichtliche Ueberlieferung bekannt.

Durch stete Einfälle in das Gebiet ihrer Nachbarn hatten die Kasak alle umliegenden Völker gegen sich aufgebracht, so dass im XVIII. Jahrhundert die Wolga-Kalmücken, die Baschkiren, die sibirischen Kosaken und die Dsungaren unter Galdan Tseren über sie herfallen. In dieser Noth wenden sich 1719 die Chane der mittleren und kleinen Horde, Täükä, Kaip und Abukair, an Russland; weil aber Täükä, der einsichtsvollste der drei Fürsten, bald darauf stirbt, so wird der Vertrag mit Russland nicht abgeschlossen. Galdan Tseren dringt mit seinen Heeren nun nach Osten vor und erobert 1723 Turkestan, den Hauptsitz der Kasak-Chane, und unterwirft sich einen grossen Theil der grossen und mittleren Horde. Von allen Seiten feindselig bedrängt, zieht sich ein anderer Theil dieser beiden Horden nach Chodshend, der Haupttheil der mittleren Horde aber nach Samarkand und die kleine Horde nach Chiwa und Buchara. Bald jedoch fühlen sie sich wieder erstarkt und rücken abermals nach Norden vor, vereinigen sich zu mehreren starken Heeren und gewinnen mehrere Schlachten gegen die Dsungaren, denen sie so ihre früheren Wohnsitze wieder entreissen. Weil aber neue Ueberfälle derselben zu fürchten sind, zieht sich der grösste Theil der kleinen und mittleren Horde nach Westen und nach Norden, so dass die grosse Horde allein in der Nähe der Dsungaren verbleibt, und daher bald von ihnen gänzlich unterworfen wird. Die kleine Horde geht nun über die Emba und verdrängt die Kalmücken bis zum Flusse Ural. Die mittlere Horde rückt bis zu den Flüssen Or und Uja vor und drängt die Baschkiren in das Ural-Gebirge. Bald darauf unterwerfen sich die kleine Horde unter Abukair Chan und ein Theil der mittleren Horde freiwillig der russischen Oberherrschaft.

Obgleich die grosse Horde 1734 unter Dsholbars Chan und bald darauf 1738 Unterhandlungen über eine Unterwerfung mit den Russen der sibirischen Grenzlinie begann, so konnte doch bei der weiten Entfernung der grossen Horde von der Machtsphäre der Russen, von einer factischen Unterwerfung keine Rede

Digitized by Google

sein. So überfiel der dsungarische Kong-taitschi damals die grosse Horde und machte sie sich unterthan. Da aber die an Freiheit gewöhnten Kirgisen eine solche Abhängigkeit nicht zu ertragen vermochten, verliessen sie allmählich die Umgegend des Balkasch und zogen weiter nach Westen, unterwarfen sich alle Städte am Schu-Flusse und brachten Turkestan und Taschkend wieder unter ihre Botmässigkeit. 1742 berichten tatarische Kaufleute, dass Dsholbars Kan und nach seinem Tode ein angesehener Kirgise, Tütö-Bi, in Taschkend herrsche und jährlich hier Tribut einsammle. Trotz dieser Eroberungen wagten die Kirgisen sich dennoch nicht von Galdan Tseren unabhängig zu erklären. 1749 wurde Tütö-Bi von Taschkend vertrieben und versprach, da er so Hilfe zu erhalten hoffte, in Orenburg sich den Russen zu unterwerfen. Die Kirgisen der grossen Horde blieben aber so lange den Dsungaren unterthan, bis die Macht derselben durch innere Streitigkeiten abzunehmen begann. Als sich nun die Chinesen in die Streitigkeiten der Dsungaren zu mischen begannen und die Macht des Galdan Tseren zusammenbrach, traten die Kirgisen der grossen Horde auf die Seite Amur Sana's und bildeten bis zum Jahre 1756 einen grossen Theil seines Heeres. Nachdem aber die Dsungaren zum grössten Theil vernichtet waren und alles Land grösstentheils entvölkert war, überschwemmten es dann alsbald die Kasak und wurden darin von den Chinesen in jeder Weise unterstüzt, die um diese Zeit in den Grenzdistrikten einen militärischen Grenzcordon aufstellten. Durch diese Vorgänge hatten die Kasak der grossen Horde ihr Gebiet um ein Bedeutendes vergrössert, so dass der Reichthum des Volkes von Jahr zu Jahr zunahm. Derjenige Theil der grossen Horde, der nun auf chinesischem Gebiete wohnte, vermischte sich zum Theil mit den Dsungaren und trat nach einigen Kämpfen mit den Chinesen zuletzt in den chinesischen Unterthanenverband über. Der andere Theil aber, der weiter östlich nomadisirte, behielt seine volle Freiheit. Jetzt waren die am Issi-kul und südlich an dem Schu wohnenden Kara-Kirgisen zu Nachbarn der Kasak geworden, und so begann nun eine Reihe von Grenzkriegen, durch die der kriegerische Sinn der grossen Horde bedeutend gehoben wurde. Bedeutend wuchs die Macht der grossen Horde durch ihre Kämpfe mit den 1771 unter Ubaschi aus Russland zurückkehrenden Turgut-Kalmücken, wobei die Kasak reiche Beute an Sklaven und Vieh machten. Bei diesen Kämpfen zeich-

Digitized by Google

nete sich der Sultan Er-Ali besonders aus, der deshalb von den Chinesen hoch geehrt wurde.

Der dritte Theil der grossen Horde verblieb auch jetzt in der Gegend von Taschkend und hörte nicht auf, die nördlichen Städte der Sart Märkä, Aulieta, Tschemkend, Taschkend und Turkistan durch stete Ueberfälle zu bedrohen, ihre Karawanen zu berauben und von ihnen Zwangsabgaben zu erheben. 1760 vereinigte sich mit diesem Theile der grossen Horde eine bedeutende Anzahl der Karakalpaken, die an der Mündung des Syr-Darja wohnten und damals, von der kleinen Horde bedrängt, weiter nach Osten zogen. Als Junus Chodsha Herrscher von Taschkend wurde, sah er bald ein, dass das Wohlergehen seiner neuen Herrschaft ihm unbedingt einen Angriff auf die Kasak zur Pflicht mache. Er sammelte daher ein Heer und fiel unerwartet im Jahre 1798 über die Kasak der grossen Horde her. Das Unternehmen gelang wider Erwarten vollkommen und er besiegte die Kasak vollständig. Der Sieger wüthete dabei mit einer Grausamkeit, von der sich ein Europäer keine Vorstellung machen kann, die aber hier vollkommen zweckentsprechend war, denn nur eine solche zügellose Grausamkeit vermochte die wilden Räuberhorden in Schrecken zu setzen und ihnen ihre Niederlage fühlbar zu machen. Junus Chodsha liess nämlich allen Gefangenen, und das waren ihrer mehrere Tausend, die Köpfe abschlagen und vor den Augen des feindlichen Heeres aus den abgeschlagenen Köpfen riesige Pyramiden aufhäufen. Die Kirgisen, durch diesen furchtbaren Anblick erschreckt, ergaben sich dem Junus Chodsha. Dieser nahm ihnen nicht nur alle ihnen unterworfenen Städte ab, sondern brachte sie auch selbst unter seine Botmässigkeit und nahm für alle früheren Ueberfälle und Räubereien reichliche Rache. Er legte ihnen eine regelmässig zu zahlende, bestimmte Abgabe auf, gab ihnen eine geregelte Verwaltung und ordnete endlich auch ihr Gerichtswesen. Zuletzt mussten sie ihm sogar eine bestimmte Anzahl von Reitern zu seinem Heere stellen. Ein Theil der von Junus Chodsha unterworfenen grossen Horde wollte sich in diese strenge Ordnung nicht fügen, sondern zog weiter nach Norden zum Irtisch und vereinigte sich mit der mittleren Horde. Bis zum Jahre 1814 blieb jener Theil der grossen Horde unter der Botmässigkeit von Taschkend; dann wurde der grösste Theil derselben sammt dem ganzen nördlichen Turkestan von Kokand erobert.

Digitized by Google

Da verliess ein nicht unbedeutender Theil der Taschkend unterworfenen Kasak seine Wohnsitze, zog weiter nach Osten und ergab sich den Chinesen. Wir sehen somit, dass die grosse Horde schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgehört hat, ein politisches Ganze zu bilden. Als die Russen im Jahre 1850 bis zum Ili vordrangen, unterwarfen sich ihnen die früher China ergebenen Abdan und Suan und bildeten zwei grosse Sultanschaften, aber erst nach der Einnahme von Taschkend im Jahre 1866 und der Einnahme von Samarkand im Jahre 1868 wurde die ganze grosse Horde dem russischen Scepter unterthan. Aber beiden Theilen der grossen Horde ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit schon verloren gegangen, und die Russen haben sich wohl gehütet, sie von neuem unter einer Verwaltung zu vereinigen.

Für die Geschichte der kleinen und mittleren Horde liegen uns zwar viel genauere Nachrichten vor, besonders in Bezug auf die Erstere, da diese seit ihrer ersten Unterwerfung im Jahre 1730 in steter enger Beziehung zu Russland geblieben ist. Ihre Geschichte besteht aber aus einer ununterbrochenen Reihe von Raubanfällen gegen ihre Nachbarn, von inneren Kämpfen, Zerwürfnissen, Ungehorsam, Abfall u. s. w. Alle diese Begebenheiten in ihren Einzelheiten zu schildern, würde uns hier viel zu weit führen, da ja gerade die kleine Horde ganz ausserhalb unserer Betrachtungskreise liegt. Ein unbedingter Ungehorsam oder Abfall der kleinen Horde war natürlich nicht möglich, da die Wohnsitze der kleinen Horde der russischen Machtsphäre zu nahe lagen. Russland bestätigte in erster Zeit die Chane, suchte aber allmählich ihre Macht zu verringern, bis die Chan-Würde zuletzt nur ein leerer Titel ohne Bedeutung wurde. Die von Russland bestätigten Chane der kleinen Horde sind: Abulkair Chan von 1730—1748; sein Sohn Nur-Ali Chan von 1748—1786; sein Bruder Er-Ali Chan von 1791—1794; der Sohn Nur-Ali Chan's, Ischim Chan, 1795—1797; der vierte Sohn Abulkair's Aitschubak Chan 1797—1805; dessen ältester Sohn Dschan-Törö Chan 1805—1809. Der letzte Chan der kleinen Horde, der von den Russen bestätigt wurde, ist Schirgisi, der 1812 den Chan-Titel erhielt.

Es bleibt noch zu erwähnen, dass 1801 der dritte Sohn Nur-Ali Chan's, Bukei, der Vorsitzende des Chan-Rathes (einer Behörde, die nach dem Tode Ischim Chan's 1797 eingesetzt wurde,

Digitized by Google

aber erst im folgenden Jahre die kaiserliche Bestätigung erhielt) mit Erlaubniss der russischen Regierung sich mit 10000 Kibitken sich in diejenigen Gegenden des Astrachanischen Gouvernements begab, welche die Kalmücken verlassen hatten und hier eine eigene Horde bildete, die nach ihrem Anführer die Bukejewsche innere Horde genannt wurde. Bukei erhielt zugleich mit Schirgisi den Titel eines Chans, der nach seinem Tode auf seine Söhne überging.

Die Wohnsitze der mittleren Horde der Kasak lagen meist so weit von den Grenzen Russlands entfernt, dass der grösste Theil ihrer Geschlechter nur dem Namen nach als Unterthanen Russlands galt. Dies zeigte sich auf's Deutlichste zur Zeit des Sultan Ablai, der nach Besiegung der sich aus Russland wieder in ihre Heimath zurückziehenden Kalmücken im Jahre 1771 den Titel eines Chan der mittleren Horde annahm und in nähere Verbindung mit China trat. Die russische Regierung fasste selbst das Unterthanenverhältniss Ablais als eine leere Formalität auf, denn als der Chan auf die Frage, mit welchem Rechte er sich den Chantitel beilege, antwortete: er habe diesen Titel durch seine Siege über die Turguten und nach dem Tode des Abul Mamet Chan durch die Wahl aller Kirgisengeschlechter der mittleren Horde erworben, und wolle jetzt seinen Chansitz beim Grabe des Achmed Chodsha in Turkistan aufschlagen, begnügte sich die russische Regierung damit, zu ihm einen Beamten zu senden, der ihn veranlassen sollte, die Bestätigung seiner Würde vom russischen Kaiser zu erbitten. Ablai, dem mehr an einem guten Verhältniss mit Russland lag, als daran, die scheinbare Einschränkung seiner Freiheit abzuwehren, ging sogleich auf diesen Vorschlag ein und schickte einen Gesandten nach Petersburg. Deshalb wurde ihm im Jahre 1778 die Urkunde seiner Bestätigung als Chan der mittleren Horde ausgestellt.

Als man aber nunmehr als Bedingung der feierlichen Ueberreichung dieser Urkunde den Treue-Eid verlangte, that Ablai keinen Schritt, um die Ueberreichung der Urkunde zu veranlassen. Nachdem er sich einen Theil der grossen Horde unterworfen und einen siegreichen Feldzug gegen die schwarzen Kirgisen am Schu unternommen hatte, schlug er seinen Wohnsitz bei Turkistan auf. Für seinen Sohn Adil baute er am Talas ein Haus mit einem Walle, übergab ihm einen Theil der grossen Horde und siedelte bei ihm Karakalpaken als Ackerbauer an. Gefangene

Digitized by Google

Buruten (schwarze Kirgisen) aber schickte er weiter nach Norden, wo sie ein Geschlecht Dshangy Kyrgys (neue Kirgisen) bildeten. Im Jahre 1781 kehrte Ablai zur Grenze Russlands zurück und starb auf dem Wege dorthin, 70 Jahre alt. Als die Chinesen den Tod Ablai's vernommen hatten, schickten sie einen Beamten zu der Jurte des Chan's, der dort ein öffentliches Gebet zu Ehren des Verstorbenen abhielt.

Nach dem Tode Ablai's überfiel die grosse Horde den südlichen Theil der mittleren Horde und brachte ihm grosse Verluste bei. Der nördliche Theil der mittleren Horde wählte jetzt den Sohn Ablai's, den Sultan Wali, zum Chan. Dieser war Russland geneigt und bat daher selbst um die Bestätigung seiner Chanwürde, die auch 1782 erfolgte. Diese Bestätigung aber vermochte durchaus nicht zu verhindern, dass ein Theil der mittleren Horde einen anderen Chan erwählte. Die Geschlechter Naiman hatten nämlich schon zur Zeit Ablai's den Sultan Abulfais, den Sohn des Chans Abul-Mamet, und den Bruder des Chans von Turkistan, Pulat, als ihren Führer anerkannt, welcher den Chinesen unterthan war und ihren Schutz genoss. Als nun Abulfais 1783 starb, hinterliess er einen Sohn Bopo und einen Stiefsohn Chan Chodsha. Beide strebten nach der Herrschaft; die Mehrzahl der Naiman wählte aber Chan Chodsha zu ihrem Anführer. Als die Chinesen diese Wahl erfahren hatten, schickten sie zum Chan Chodsha einen hohen Beamten, der ihm ungebeten eine Urkunde, in der ihm vom chinesischen Kaiser der Titel eines Chans verliehen war, überreichte. Dies zeigt uns, wie China ebenfalls die Oberherrschaft über die mittlere Horde der Kirgisen beanspruchte. Mit Ausnahme Wali Chans waren die übrigen Söhne und Verwandten Ablai's mehr den Chinesen geneigt als den Russen, einige sogar, wie Tschingis und Sultan Tys, gingen 1784 offen zu den Chinesen über. Sultan Tys ist durch seine Kämpfe mit den schwarzen Kirgisen bekannt, welche zu dieser Zeit mit der grössten Grausamkeit geführt wurden. Diese Kämpfe bilden eine Reihe von Raub- und Mordzügen. Ein Beispiel dieser Kriegführung bietet uns der Kampf zwischen den Kirgisen und dem Aeltesten der Kasak, Berdi Chodsha, der gefangen wurde und auf dem Wege einen seiner Wächter erstach. Ueber diese That ergrimmt, rissen ihn die schwarzen Kirgisen vom Pferde, schlugen ihm Kopf und Hände ab, schlitzten ihm den Bauch auf, rissen die Eingeweide heraus und legten die ab-

geschnittenen Gliedmassen hinein. Die racherfüllten Brüder und Söhne des Ermordeten machten einen glücklichen Angriff auf die schwarzen Kirgisen und es gelang ihnen, den Sohn ihres Anführers gefangen zu nehmen. In Berdi Chodsha's Jurte angelangt, wurde er dessen Weibern übergeben; diese stürzten mit Messern auf den gebundenen Feind los und schlachteten ihn grausam hin.

Im Ganzen genommen gab es in der mittleren Horde viel weniger innere Streitigkeiten als in der kleinen; dies war zum grossen Theile der festen Regierung Ablai's zu danken, der lange Jahre hindurch die Horde mit starker Hand regiert hatte, so dass man auch später seinem Sohne freiwillig gehorchte. Wali Chan blieb grösstentheils mit den russischen Behörden in Sibirien in Verbindung, indem er, so viel in seinen Kräften stand, die Forderungen derselben bewilligte und ausführte. Trotz aller Ergebenheit liebäugelte aber auch er mit den Chinesen, zu denen er seinen Sohn schickte. 1789 fiel ein Theil der mittleren Horde von Wali Chan ab; diesen Abtrünnigen wurde Wohnung bei der Festung Ust-Kamenogorsk angewiesen. Im Jahre 1795 wandten sich 2 Sultane, 19 Aelteste mit 45000 Unterthanen und 79000 andere Kirgisen an den russischen Kaiser mit der Bitte, sie von der Herrschaft Wali Chan's zu befreien und sie in Unterthanenschaft aufzunehmen. Ihre Bitte konnte damals nicht erfüllt werden, es beweist aber, dass das Volk der Kasak sich immer mehr an den Gedanken der Abhängigkeit von Russland gewöhnte. Infolge der Zunahme der Handels-Verbindungen Russlands mit den Kirgisen der mittleren Horde sowohl vom Ural als auch von der sibirischen Linie aus, begannen die Russen, sich immer mehr auch um die inneren Verhältnisse der mittleren Horde zu bekümmern. So wurde 1800 schon ein Gericht für die Kirgisen in der Grenzfestung Petropawlowsk errichtet. Eine wirkliche Unterwerfung der Kirgisen war aber nur dadurch möglich, dass die Russen in der Steppe selbst Befestigungen anlegten und die Kirgisen in Districte theilten, die ihre Verwaltungscentren in diesen Festungen hatten. Nach der Anlegung der Festungen Ajagus, Kökpekti, Kopal, Bajan Aul und Wernoje und der Verbindung dieser Befestigungen durch mit Kosaken-Piquets besetzte Poststrassen wurden die Kirgisen der mittleren Horde zuletzt vollständig unterworfen.

Digitized by Google

Nachdem wir so die geographische Verbreitung der Bevölkerung Sibiriens in früheren Jahrhunderten und ihre Vorgeschichte in allgemeinen Zügen verfolgt haben, liegt es uns jetzt ob, eine Uebersicht der jetzigen Verbreitung und Vertheilung dieser Völker zu geben. Durch die Einwanderung der Russen, die seit dem XVI. Jahrhundert von Jahr zu Jahr zugenommen, ist das Land gleichsam von einem fremden Elemente überschwemmt worden, welches die fruchtbaren Theile des Landes für sich behielt und die Eingeborenen nach Norden und Süden in die für sie selbst nicht passenden Theile des Landes, die Wälder, Sümpfe, Steppen und Gebirge, verdrängte. Da die nach Sibirien eingewanderte friedliche Bevölkerung der Ackerbauer längst die Zahl der Eingeborenen überstiegen, so sind seit langer Zeit die militärischen Ansiedelungen in Westsibirien unnütz geworden und die russische Regierung hat schon vor Jahrzehnten die militärisch organisirten Kosaken-Niederlassungen zur südlichen Grenze in die Kirgisensteppe übergeführt, während die fruchtbaren Landstriche des eigentlichen Sibirien überall von Ackerbau treibenden Bauern bewohnt sind, die theils Nachkommen von Verbrechern, theils aber auch freiwillige Ansiedler sind. In Westsibirien haben wir zwei weite, ziemlich dicht von russischer Bevölkerung bewohnte Gebiete, das erste zwischen dem Ural und Irtisch und das zweite im Gebiete des Ob. Das erstere zieht sich in einem Breiten-Gürtel zwischen 58 und 55 ° nördl. Br. zwischen den nördlichen Waldregionen und der südlichen Steppe hin. Seine nördliche Grenze bildet etwa der Fluss Tura, während es im Süden sich bis zur Kosakenlinie Petropawlowsk hinzieht. Der östliche Theil dieses Gebietes gehört zum europäischen Russland (Permisches Gouvernement), während der westliche Theil den Hauptbestandtheil des Tobolskischen Gouvernements ausmacht. Die Bevölkerung ist durchgehend russische Bauernbevölkerung, nur bei Tjumen zwischen Tobolsk und Tara und bei Jalutrowsk liegen zerstreute Tataren-Dörfer.

Die grosse Poststrasse durchschneidet dieses Gebiet von West nach Ost über Tjumen, Jalutrowsk, Ischimsk, Tjukalinsk und Omsk, welches bei der Mündung des Om am rechten Ufer des Irtisch liegt, so dass die Hauptstadt des Gouvernements Tobolsk und die Städte Turinsk und Tara nördlich von der grossen Verkehrsader liegen, während Kurgan und Petropawlowsk sich im Süden befinden und besonders letzteres die Ver-

Digitized by Google

bindung mit der Kirgisensteppe herstellt. Wie schon gesagt, bildet gleichsam die südliche Grenze dieses Gebietes die Linie der Kosaken-Stationen der südlichen Strasse Orenburg-Petropawlowsk-Omsk.

Die Verbindung zwischen dem westlichen Gebiete und der russischen Bevölkerungsmasse am Ob bildet einerseits die Kosakenlinie, die sich am rechten Ufer des Irtisch über Omsk, Pawlovar, Semipalatinsk, Ust-Kamenogorsk und Buchtarminsk hinzieht, andererseits die die grosse Poststrasse begleitende Dorfreihe zwischen Omsk, Kainsk und Kolywan, die die Barabasteppe durchschneidet. Dann einzelne Gruppen von Dörfern, die sich südlich vom Flusse Om, zwischen den Seeen der Kulunda und den in sie mündenden Flüssen Tscholym, Karasyk und Kurla hinziehen. Es stellen somit die Colonieen des Om- und Irtischflusses diese Verbindung her.

Das Gebiet der russischen Bevölkerung des Ob-Stromes liegt im Norden des Altai-Gebirges oder vielmehr einer von Ust-Kamenogorsk nach Kusnetzk gezogenen Linie bis zum Tscholym, dem rechten Nebenflusse des Ob. Die grosse Poststrasse berührt nur den nördlichsten Theil dieses Gebietes und geht über Kolywan, Tomsk, Mariinsk nach Atschinsk am oberen Tscholym. In diesem Gebiete ist das Land überall mit russischen Dörfern bedeckt, ja, die russischen Dörfer erstrecken sich noch weiter an den Ufern des Ob und des Ket nach Norden aus, noch nördlicher als die Stadt Narym, ebenso wie im Süden noch ganze Reihen von russischen Ansiedlungen südlich von der bezeichneten Linie an den Flüssen Uba, Tscharysch, Anui, Petschanaja, Katunja, Bija und Kondoma sich weit in die Thäler des Altai-Gebirges erstrecken. In diesem grossen Gebiete liegen nur sehr wenige zerstreute Tataren-Dörfer, in der Baraba bei Kolywan und Teleuten-Dörfer bei Tomsk und Kusnetzk, an der Bija und am Tscholym. Jetzt sind alle russischen Bewohner des Ob-Gebietes Reichsbauern, früher gehörten die Bewohner des südlichen Theiles zum Altaischen Bergbezirke, der in der Stadt Barnaul seinen Centralpunkt hat. Zum Bergbezirke gehören die drei Kreise Biisk, Barnaul und Kusnetzk.

Das dritte Gebiet der russischen Bevölkerung Sibiriens sind die Ansiedelungen des Jenissei und des Abakan in den Kreisen Minussinsk, Krasnojarsk und Jenisseisk. Dieses Gebiet ist mit

Digitized by Google

dem russischen Ob-Gebiete durch die Dorfreihen verbunden, welche sich zu beiden Seiten der Poststrasse zwischen Atschinsk und Krasnojarsk hinziehen und ausserdem noch durch die Ansiedelungen an den beiden Jüs. Weiter nach Osten ziehen sich ebenfalls Reihen von russischen Dörfern an der Poststrasse entlang und stellen die ununterbrochene Verbindung zwischen Krasnojarsk und Irkutsk her. Ich bin dieser Poststrasse nur bis zur Stadt Kansk gefolgt und habe mich dann am Kan aufwärts bis nach dem Dorfe Agulsk begeben, wo die Waldregion der südlichen Gebirge beginnt.

An die obengenannten Gebiete der russischen Bauern-Bevölkerung Südsibiriens schliesst sich westlich vom Altai die Kosaken-Bevölkerung der Kirgisensteppe. Diese besteht aus den Ansiedelungen der Städte und Reihen von Kosakenstanitzen an einzelnen zum Ackerbau passenden Stellen der Poststrasse. Die Poststrassen durchziehen nach verschiedenen Richtungen die westliche Steppe: 1) von Petropawłowsk über Kökschötau nach Atpan und von dort über Akmola nach Karkaraly; 2) von Pawlodar am rechten Ufer des Irtisch in der Mitte zwischen Omsk und Semipalatinsk über Bajanaul nach Karkaraly: 3) von Semipalatinsk über Sergiopol (Ajagus) nach Kopal und Wernoje mit den Zweigstrassen von Sergiopol nach Tschugutschak und den Ansiedelungen an der Lepsa; 4) von Ust-Kamenogorsk nach Kökpekti und zum Nor Saisan.

Nach dem Wachsen der Stadt Wernoje und der Errichtung des Semiretschinskaja Oblastj beginnt sich eine bedeutendere russische Bauern-Bevölkerung im östlichen Theile des Ili-Thales anzusiedeln, ebenso bildet sich eine russische Bevölkerung am Issikul und in den Städten des Schu-Gebietes zwischen Takmak und Taschkend. Doch hier sowohl wie in den Städten des neueroberten Turkestan sind erst die Verhältnisse im Werden begriffen und erlauben noch kein Urtheil über ihre Zukunft. Das Land ist zwar reich und so schwach bevölkert, dass noch hunderttausende von Ansiedlern hier sich niederlassen können, bis jetzt aber scheinen den russischen Bauern die Verhältnisse Mittelasiens, trotz der Ergiebigkeit des Landes, nicht zu behagen, davon habe ich mich wenigstens während meiner Streifzüge im Süden überzeugen können.

Gehen wir jetzt zu der eingeborenen Bevölkerung über, die in die Wälder, Gebirge und Steppen verdrängt ist und die in

Digitized by Google

dem südlichen Theile Westsibiriens ausschliesslich aus türkischen Stämmen besteht, und verfolgen wir die Verbreitung dieser Stämme von Osten nach Westen vorrückend.

1. Die Karagassen.

Der am weitesten nach Osten wohnende türkische Stamm Südsibiriens sind die Karagassen, die nach Stubbendorf im December 1851 nur noch 284 männliche und 259 weibliche Stammgenossen zählten. Ich beabsichtigte im Jahre 1863 bis zu den Karagassen vorzudringen, um bei ihnen sprachliche Aufzeichnungen vorzunehmen, traf aber leider zu einer Zeit am Kan ein, wo sich die Karagassen weiter nach Osten zur Quelle der Birjusa gezogen hatten, da ihnen im vergangenen Winter alle Rennthiere gestorben waren. Ich stiess aber nördlich von der Stadt Kansk, nicht weit vom Dorfe Ribinsk, auf Kamassinen-Aule. Diese waren Wald-Kamassinen, nannten sich selbst Kangbashy und sprachen den katschinzischen Türk-Dialect. Da diese Kamassinen zur Zeit von Castrén's Reise noch samojedisch sprachen, so sehen wir, dass die Türkisirung der Samojeden-Stämme in dem Zeitraume der letzten fünfzehn Jahre weiter um sich gegriffen hat. Ich kann mich daher in meinen Angaben über die Karagassen nur auf fremde Berichte stützen, die aber nur sehr dürftig sind.

Nach Schiefner und Castrén zerfallen die Karagassen in fünf Geschlechter: Kâsch, Ssaryg Kâsch (d. h. gelbe Kâsch), Tjogdy, Kara Tjogdy (schwarze Tjogdy) und Tjeptei, von denen das erste in der Nachbarschaft der Sojonen, das zweite in der Nachbarschaft der Kamassinen, das fünfte in der Nachbarschaft der Burjäten wohnt. Das Gebiet, das die Karagassen mit ihren Rennthierheerden nomadisirend durchziehen, liegt zwischen den Flüssen Oka, Uda, Birjusa und Kan. Den Namen Karagas oder Kargas leitet Castrén von Kara-Kâsch (schwarze Kâsch) her. Dieser Volksname sowohl, wie auch die Geschlechtsnamen Kâsch und Ssaryg Kâsch deuten darauf hin, dass die Karagassen zum Theil aus eingewanderten Katschinzen bestehen. Diese Katschinzen vermischten sich nach Castrén's Meinung gewiss mit eingeborenen samojedischen Stämmen. Dafür spricht nicht nur der Typus vieler Karagassen, sondern auch das Auftreten der Geschlechtsnamen Irgä, Tarak, Tjogdy und Bogoshy. Castrén fügt hinzu, dass die Karagassen das Geschlecht Bogoshy nicht für das ihrige

Digitized by Google

halten, sondern behaupten, dass es nebst zwei anderen Geschlechtern, Tudai und Tjeptei, aus dem tunkinischen Gebiete eingewandert sei. Dasselbe erzählen die Buräten von zwei anderen kleinen Geschlechtern, Tjogdy und Kara Tjogdy, welche von zwei zugleich mit einigen Sojonen eingewanderten Mongolen herstammen sollen. Auf dergleichen Angaben der Eingeborenen ist nicht viel zu geben. Die Sprache der Karagassen beweist uns, dass hier noch ein anderes türkisches Element als das katschinzische mitgewirkt hat, das dem sojonischen oder jakutischen nahe stand, also jedenfalls ein Stamm der früher im Süden wohnenden Uiguren. Diese können meiner Ansicht nach sich erst später mit einigen von Westen eingewanderten Katschinzen vermischt haben. Ein Volksname (wie Kâsch) wird eben nur zum Geschlechtsnamen, wenn wenige fremde Individuen sich bei einem Volke ansiedeln.

In Tracht, Sitten und Lebensweise gleichen die Karagassen den tatarischen Nachbarn; an die theilweise samojedische Herkunft erinnert die Beschäftigung mit der Jagd und Rennthierzucht und ihre Winterzelte, die sie aus Rennthierfellen ganz nach Art der Samojeden herrichten.

2. Die Abakan-Tataren.

Die westlichen Nachbarn der Kamassinen bilden die Tataren des Abakanthales und der Jüs-Steppe, die ich unter dem Namen Abakan-Tataren zusammenfassen will. Sie haben sich jetzt in vier grössere Völkerstämme: Katschinzen, Sagajer, Koibalen und Kysyler zusammengeschaart, die sich erst mit der Zeit aus vielen kleineren Stämmen gebildet haben. Die ersten drei Völkerstämme bewohnen das Abakan-Thal, während die Kysyler sich in der Jüs-Steppe aufhalten. Die ersten drei Völkerstämme stehen officiell unter zwei Steppengerichten: 1) dem katschinzischen Steppengericht, welches nicht weit von der Abakan-Mündung sich befindet; 2) dem Steppengericht der vereinigten Stämme verschiedener Herkunft (früher Sagaisches Steppengericht genannt), bei der Mündung des Flusses Askys in den Abakan. Früher bestand noch ein drittes Steppengericht, das Koibalische, dieses ist aber am Ende der fünfziger Jahre aufgehoben und seine Unterthanen sind theils den Sagajern, theils den Katschinzen zugezählt worden.

Die Geschlechtsnamen dieser Türkstämme sind für uns der

einzige Fingerzeig für ihre Abstammung. Die Katschinzen nennen sich zum grössten Theil Kās (= Kātsch, Kāsch). Die Kās sind weiter nördlich am Jenissei beim Flusse Katscha, wo die Kosaken sie im XVII. Jahrhundert vorfanden, jetzt vollständig verschwunden; nach Köppen's Angabe betrug die schon ganz verrusste Bevölkerung der Tataren an der Katscha im Jahre 1838 nur noch 241 männliche und 231 weibliche Individuen. Am Abakan lebten in den fünfziger Jahren noch 9436 Individuen dieses Stammes. Jetzt ist ihre Zahl grösser, da ein Theil der Koibalen ihnen zugezählt ist. Die sibirische Geschichte bezeugt, dass schon im XVII. Jahrhundert ein Theil der versprengten Arinen sich mit den Katschinzen vermischte, dieselben bilden noch heute ein Geschlecht derselben: Ara. Nach der Niederlassung der Katschinzen im Abakan-Thale hat sich dieser Stamm noch durch Hinzukommen einiger Kirgisen-Familien und anderer fremder Elemente vermehrt, wie noch die heute mehr oder weniger verbreiteten Geschlechtsnamen: Tın, Tjastyg, Tjarym, Tjyltag, Sukar und Tuba beweisen. Die Tjyltag und Tjarym sollen bis zu den vierziger Jahren zu den Koibalen gehört haben, die Tın und Tjastyg sollen sich nach Castrén selbst für Nachkommen der Arinen halten, alle übrigen sind jedenfalls samojedischen Ursprunges, besonders die Tuba, die gewiss erst in späterer Zeit sich von den Koibalen losgelöst haben. Castrén hält diese Tuba für einen Zweig der Matoren, da sich die Matoren auf chinesischem Gebiete noch heute Tuba nennen. Dagegen möchte ich erwidern, dass sich heute nicht nur alle Sojonen des Tangnu-Ola Tangnu Tuba nennen, sondern auch die auf russischem Gebiete wohnenden Koibalen. Tuba ist also kein Geschlechtsname, sondern der Volksname eines weit verbreiteten Samojedenvolkes, das die Chinesen schon im VII. Jahrhundert Dubo nennen. Die Katschinzen bilden somit in ihrer Hauptmasse eine türkische Bevölkerung, die zum grossen Theil aus nach Osten versprengten Irtisch-Tataren besteht, die durch das Vordringen der Russen, wie wir früher gesehen haben, über den Ob, Tom und Tscholym vordrangen und dann nach Abzug der Kirgisen am Jenissei nach Süden herabzogen.

Was die Unterthanen des zweiten Steppengerichts betrifft, so wurden mir im Jahre 1863 folgende Angaben über die Zahl der Bevölkerung der einzelnen Stämme gemacht:

Digitized by Google

Sagajer	1. Hälfte	804	männliche,	302	weibliche Personen,
	2. „	753	„	307	„ „
Schor		330	„	140	„ „
Beltir		1884	„	756	„ „
Tajas		287	„	116	„ „
Karga	1. Hälfte	1041	„	405	„ „
	2. „	300	„	111	„ „
Kysyl Kaja		112	„	46	„ „
Tom		324	„	131	„ „
Kyi		207	„	83	„ „
Kobyi		824	„	353	„ „
Koibal		578	„	262	„ „

im Ganzen 7444 männliche, 3012 weibliche Personen.

Die erste Hälfte der Sagai besteht aus den Geschlechtern Sagai, Turan, Saryg, Irgit Etschig, Kyi, Aba und Tjoda; die zweite Hälfte aus Kyrgys, Tschätti Pürü, Üs Sagai, Tom Sagai. Die Beltiren bestehen aus den Geschlechtern Su Kakmyna, Tak Kakmyna, Ak Tschystar, Kara Tschystar, Saryg, Taban-Beltir. Die Tak Karga bestehen aus den Geschlechtern Sibidschi, Sain und Karga, die Su Karga aber aus den Geschlechtern Turan und Karga. Die Tajas bilden drei Geschlechter: Tschädäbäs, Kallar und Tajas (die Sor). Die vier Stämme Kyi, Kobyi, Kysykaja (Kysyl-kaja) und Tom tragen nur den Stammnamen als Geschlechtsnamen.

Die Geschlechtsnamen Üs und Tom Sagai beweisen uns, dass ein Theil der Sagajer früher am Tom, ein anderer Theil derselben früher am Jüs (= Üs) gelebt hat und von dort aus später zum Abakan gezogen ist. Wahrscheinlich ist unter dem Stamme Tom kein neues Geschlecht zu verstehen, sondern die Tom sind ein Geschlecht mit den Tom-Sagai. Die Geschlechter Kyrgys und Irgit sind der vorher erzählten Sage gemäss als am Abakan verbliebene Kirgisen-Geschlechter aufzufassen. Die Aba sind Einwanderer aus Kusnetzk, d. h. Nachkommen der in der sibirischen Geschichte erwähnten Abiner. In Betreff der Ak Tschys und Kara Tschys ist zu erwähnen, dass Tschys, Tjys, Jysch Waldgebirge heisst, und dass somit dieser Geschlechtsname die Bedeutung „Waldleute“ hat. Dabei ist zu bemerken, dass die Altaischen Berg-Kalmücken die Schwarzwald-Tataren mit demselben Namen bezeichnen. Das Geschlecht Saryg halte ich

Digitized by Google

auch für ein Kirgisengeschlecht, da es sowohl bei den Altajern und Teleuten, wie auch bei den Kirgisen des Thianschan vertreten ist. Tschädibäsch, Tajas und Kysyl Kaja sind gewiss aus der Kusnetzker Taiga eingewanderte Schmiede-Tataren, die ich, wie früher gezeigt, für Stammgenossen der Sagajer halte. Das Geschlecht Schor, oder, wie es am Abakan genannt wird, Sor, ist erst im letzten Jahrhundert aus der Kusnetzker Taiga nach dem Abakan übergesiedelt. Ueber den Ursprung des Geschlechtes Tjody vermag ich nichts Bestimmtes anzugeben. Es kommt bei den Teleuten unter dem Namen Tjüty, bei den Sojonen unter dem Namen Tschoty vor. Der lange Vocal im Teleutischen deutet darauf hin, dass hier ein Consonant ausgefallen ist, dass also dies Geschlecht eigentlich Jokty gelautet habe. Ich bin daher geneigt, dieses Geschlecht mit dem von Castrén Tjogdy genannten Karagassen-Geschlechte zu identificiren, welches derselbe als ein Samojeden-Geschlecht bezeichnet.

Was die Koibalen betrifft, so nennt Castrén 13 Geschlechter: Baigado (? Bai), Kang, Toradjak, Tjoda, Madyr, Köl, Yngara, Bögödji, Artjy, Köjök, Irgä, Kaidyng. Nach Castrén's Ansicht sind Bai und Kaidyng jenissei-ostjakischen Ursprunges, während Madyr, Bögödji und Irgä unbedingt Samojeden sind. Castrén hat sogar im Jahre 1847 noch einige Individuen getroffen, welche sich einiger Wörter der früheren samojedischen und ostjakischen Sprache erinnerten. Das Geschlecht Köl halte ich für später nach Norden ausgewanderte Sojonen vom Upsa-See (siehe dieselben). Meiner Ansicht nach ist nicht nur ein Theil der Koibalen, sondern auch viele Geschlechter der Sagajer und Kusnetzker Tataren jenissei-ostjakischer Herkunft, nur haben die meisten derselben schon im XVII. Jahrhundert türkische Dialecte gesprochen.

Als die Kirgisen am Ende des XVII. Jahrhunderts in ihrer Hauptmasse die Abakan- und Jenissei-Steppe verliessen, blieben nur sehr wenige Geschlechter derselben hier zurück. Die weiten Ebenen blieben aber nur sehr kurze Zeit ohne Bevölkerung, denn von allen Seiten drängten die in den benachbarten Waldgebirgen wohnenden Stämme zu den fruchtbaren Niederungen herab. Von Süden her zogen die Beltiren, von Südosten die Koibalen und Matoren, von Nordwesten versprengte Stämme der Arinen zu dem weiten Abakan-Thale hinab und bevölkerten zugleich mit einigen aus dem Altai nach Osten gezogenen Türkstämmen

Digitized by Google

den südlichen Theil des Abakan-Thales bis zum Flusse Askys. Der nördliche Theil des Abakan-Thales wurde, wie ich schon vorher erwähnt, von den Katschinzen in Besitz genommen.

Ausser den Koibalen, welche noch im vorigen Jahrhundert samojedisch redeten, sprachen alle Stämme, die jetzt die Abakan-Steppe bewohnen, so verschiedener Abstammung sie auch waren, schon bei ihrer Einwanderung in das Abakanthal türkische Dialecte. Aus der Sprache der Beltiren, Sagajer und der aus dem eigentlichen Altai eingewanderten Stämme entstand ein Dialect, den ich den sagajischen nenne und der in seiner ausgeprägtesten Eigenthümlichkeit am Taschtyp gesprochen wird. Die Katschinzen-Sprache ist eine vom Sagajischen nicht sehr abweichende Mundart, da sie gewiss auch früher durch das Kirgisische und Teleutische stark beeinflusst worden war. Das Häuflein Koibalen, das Pallas im vorigen Jahrhundert nur auf 1400 Köpfe schätzte, gerieth somit zwischen zwei bedeutende tatarisch sprechende Völkerschaften, verlor allmählich seine eigene Sprache und nahm zum Theil die Sprache der Sagajer, zum Theil der Katschinzen an. Der enge Verkehr der Sagajer und Katschinzen liess zuletzt beide Dialecte allmählich ineinander übergehen. Es ist daher nicht wunderbar, dass jedes Dorf, vom Madyr bis zur Mündung des Abakan, eine allmähliche Dialectveränderung zeigt, die bei nahen Nachbarn kaum wahrnehmbar ist.

Alle bis jetzt erwähnten Abakan-Tataren gehören zum Minussinskischen Kreise, die Kysyler aber, die in der Nachbarschaft der Katschinzen leben, gehören zum Atschinskischen Kreise. Sie leben an der Jüs-Steppe, d. h. an den beiden Jüs (Ak- und Kara-Jüs), bis zur Kija und zum Bosheje Osero. Schon seit Alters her bewohnen sie die Jüs-Steppe, denn schon Fischer erwähnt ihrer, wie wir früher gezeigt haben, als Bundesgenossen der Kirgisen und als Gegner der Arinen im Jahre 1635. Die Zahl der Kysyl betrug in den vierziger Jahren 4362. Sie zerfallen in zehn Geschlechter: Kysyl, grosse und kleine Atschyn (also gewiss ein Stamm, dem die Stadt Atschinsk ihren Namen verdankt), Aky, Bassagar, Kamlar, Argyn (ein bedeutender Türkstamm, der einen grossen Bruchtheil der mittleren Horde, der Kasak-Kirgisen, ausmacht), Kalmak, Kurtschyk, Schü. Die Kysyl haben somit sehr verschiedenartige Elemente in sich aufgenommen. Kirgisen, Teleuten (deren Nachkommen gewiss unter dem Namen Kalmak bezeichnet werden) und gewiss auch viele Jenissei-Ost-

jaken (vergl. das Geschlecht Schü). Der Sprache nach stehen die Kysyl den Katschinzen am nächsten. Die Kysyl bilden ein eigenes Steppengericht, das am schwarzen Jüs seinen Sitz hat.

3. Die Tscholym-Tataren.

Nordwestlich von der Jüs-Steppe leben unter einer dichten russischen Bevölkerung, zum Theil im Atschinskischen Kreise, zum Theil im Tomskischen Gouvernement (Kreis Mariinsk) vereinzelte tatarische, theilweise halb verrusste Tataren, die ich unter dem Namen Tscholym-Tataren zusammenfasse. Die Zahl aller jetzt noch tatarisch sprechenden Individuen übersteigt wohl kaum 500 Köpfe.

Die Tscholym-Tataren leben ganz wie russische Bauern; das einzige, was diese meist nur aus einigen Zehnt Menschen bestehenden Geschlechter veranlasst, an ihrer Nationalität festzuhalten, sind die leichteren Abgaben, die sie als Jassak zahlende Eingeborene zu entrichten haben. Die Tscholym-Tataren zerfallen in drei Stämme:

1) die Kätsik, südlich von Mariinsk;

2) die Küärik, nördlich von Mariinsk;

3) die eigentlichen Tscholym-Tataren, nördlich von der unteren Kija am Flusse Tscherdat.

Die Sprache aller drei Stämme ist fast dieselbe. Sie beweist uns auf's deutlichste, dass der grösste Theil derselben aus eingewanderten Baraba- und Irtisch-Tataren und Teleuten besteht, die sich gewiss theils mit türkischen Einwohnern des Tscholym-Gebietes, theils mit versprengten Arinen und deren Stammgenossen vermischten.

4. Die Tataren des nördlichen Altai.

Die Bewohner des nördlichen oder vielmehr des nordöstlichen Altai (d. h. im Gebiete der Bija und ihrer südlichen Nebenflüsse und dem Kusnetzkischen Alatau, im Gebiete der Flüsse Kondoma, Mrass, Psass und des oberen Tom) bestehen aus vier Gruppen, die sich zum Theil durch Sprache und Sitten von einander unterscheiden.

a) Die Kumandinen hauptsächlich an den Ufern der Bija zwischen Makariewsk und der Lebedmündung und in den Nordabhängen des Gebirges. Die Kumandinen leben überall angesiedelt in kleinen Dörfern von fünf bis zehn Häusern und

Digitized by Google

beschäftigen sich meist mit Ackerbau. Ihre Wohnungen sind meist roh aus Balken gezimmerte Holzbaracken, Erdhütten und Birkenrindenzelte. Viele Individuen sind schon ganz oder halb verrusst. Nationaltracht ist ganz verschwunden, keine Spur von Nomadenleben. Die Sprache der noch tatarisch sprechenden Kumandinen ist stark mit russischen Wörtern versetzt. Die Kumandinen zerfallen in zwei Saisanschaften:

1. Saisanschaft der oberen Kumandinen. Sie besteht aus zwei Geschlechtern Sō und Kubandy oder Kumandy (die dem ganzen Stamme den Namen gegeben).

2. Saisanschaft der niederen Kumandinen. Sie besteht aus fünf Geschlechtern: Tastar, Jūty, Tschabrasch und Tōn-Kubandy. (Ich mache hier auf das vorher erwähnte Geschlecht Jūty aufmerksam.)

Die Zahl der Kumandinen betrug im Jahre 1869:

Untere Kumandinen	831	Männer,	740	Frauen
Obere Kumandinen	322	„	284	„
im Ganzen	1153	Männer,	1024	Frauen.

b) Die Lebed-Tataren. In ihrer Sprache sich nicht von den Kumandinen unterscheidend. Sie wohnen am Lebed (Schwan, russische Uebersetzung der tatarischen Benennung *Kū*), einem Nebenflusse der Bija. Sie nennen sich selbst Ku-Kishi (Lebed-Leute) und zerfallen in zwei Geschlechter: Jakschy und Tschalgan. Ihr Saisan ist vom Geschlechte Tschalgan.

c) Die Schwarzwald-Tataren. Der hier gebrauchte deutsche Name dieser Tataren ist die Uebersetzung des russischen Tschernowyje Tatary und des tatarischen Jysch-kishi, denn diese Tataren wohnen alle in den von dichten Nadelwäldern besetzten Bergen, östlich von der Katunja, und ein solches Terrain bezeichnen die sibirischen Russen mit dem Worte Tscherenj, die Altai-Tataren mit Jysch. Die Altajer nennen diese Tataren auch Tuba. (Die Koibalen und Sojonen nennen sich ebenso, ausserdem erinnere ich an die in der sibirischen Geschichte erwähnten Tubiner.) Der Name Tuba beweist uns schon, dass diese Tataren von Osten hierher eingewandert sein müssen. Sie sind aller Wahrscheinlichkeit nach Samojedenstämme, die schon türkisirt zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in das Gebiet zwischen

dem Teletzkischen See und der Katunja eingewandert sind. Jetzt haben sie sich noch vielfach mit Altajern und auch Teleuten vermischt, so dass ihre Sprache der altajischen ganz nahe steht. Die Dialect-Eigenthümlichkeiten ihrer Sprache scheinen mir zu beweisen, dass die Kirgisen es waren, die diese Samojedenstämme türkisirt haben. Sie beschäftigen sich noch jetzt meist mit der Jagd und dem Einsammeln von Cedernüssen und Wurzeln, gerade wie die Chinesen uns die Du-bo schildern. Die Schwarzwald-Tataren zerfallen in fünf Stämme, von denen jeder unter einem besonderen Saisan steht. 1. *Kusön* (Geschlecht *Küsön* und *Tschädibäsch)*; 2. *Tirgäsch* (Geschlecht *Togus, Jobur Tschygal)*; 3. *Kömnösch* (Geschlecht *Kömnösch, Jalan, Tön, Tschygal* und *Palan)*; 4. *Jüs* (Geschlecht *Jüs* und *Schor*); 5. *Torgul*. Die Bevölkerung beträgt:

Küsön	275	männl.	234	weibl.
Tirgäsch	385	„	383	„
Kömnösch	756	„	705	„
Jüs	257	„	232	„
Torgul	121	„	116	„

im Ganzen 1794 männl., 1670 weibl. Individuen.

d) Die Schor. Alle türkischen Stämme, die ich unter dem Namen Schor zusammenfasse, bewohnen das Waldgebirge zwischen dem Teletzkischen See und dem Quellgebiete des Flusses Tom. Sie werden von den Altajern *Schor* genannt. Sie selbst haben keinen allgemeinen Namen, sondern nennen sich selbst nach den Flüssen, an deren Ufern sie wohnen, *Pysas kishi* (Psass-Leute), *Myras kishi* (Mrass-Leute), *Tom kishi* (Tom-Leute.) Ich halte diese Schor für Nachkommen der früheren Schmiede-Tataren, die jetzt, in die Waldgebirge gedrängt, ganz verarmt sind. Ueber die Herkunft der Schmiede-Tataren von den Jenissejern habe ich mich schon früher ausgesprochen. Noch heute leben diese Schor meist in grösseren Dörfern angesiedelt, wie die Sagajer, was bei der für Dörfer so unpassenden Bodenbeschaffenheit des Schwarzwaldes und bei der weiten Entfernung dieser Eingeborenen von den Russen sich nur dadurch erklären lässt, dass dieses Volk von Alters her an ein Ansiedler-Leben gewöhnt war. Ihrer Sprache steht der sagajische Dialect sehr nahe, so dass wir annehmen dürfen, dass auch die Schor durch Einfluss der kirgisischen Nachbarn türkisirt sind. Die Geschlechter, die

Digitized by Google

mir bei den Schor genannt wurden, sind: *Kysai (Kysyl-kaja), Tajasch, Kongy, Kojy, Kyi, Kara Schor, Saryg Schor, Karga, Tschädäbäs, Tschäläi, Säbä, Tartkyn, Usta, Kobyi, Aba, Tagap, Käräsch, Bar-Sojat, Schalkal, Tscharagasch, Bäsch Bojak.* Die Vergleichung dieser Geschlechtstabelle mit der der Sagajer beweist uns den nahen Zusammenhang beider Völkerschaften, da eine ganze Reihe von Geschlechtsnamen: *Kysai, Tajasch, Kyi, Schor, Karga, Tschädäbäs* übereinstimmen. Von anderen Geschlechtern mache ich auf *Aba* und *Usta* aufmerksam. *Aba* sind unbedingt Nachkommen der Abinen und *Usta* heisst in der Uebersetzung der „Künstler, Schmied", was noch deutlich auf den Zusammenhang mit den Schmiede-Tataren hinweist. Officiell zerfallen die *Schor* in 22 Wolost, an der Spitze jedes dieser Wolost steht ein Baschtyk. Von diesen Wolost liegen fünf an der Kondoma und drei am Mrass. Die Zahl der officiell als Nomaden bezeichneten Schor betrug 1869 5563 Männer und 5125 Weiber. Ueber die Vertheilung der Geschlechter kann ich nur von den von mir besuchten Districten Auskunft geben: am Tom traf ich auf die Geschlechter: *Tschäläi, Säbä, Tartkyn*; am Mrass: *Tschädäbäs, Tschäläi, Kojy, Kysai, Usta*; am Psass; *Tajasch*; am Köbür: *Kobyi*; an der Kondoma besonders *Schor, Tartkyn, Tschädäbäs* und *Säbä.*

Ausser diesen officiell als Nomaden bezeichneten Schor, die ausschliesslich im Waldgebirge leben, lebt noch eine Anzahl angesiedelter Tataren an den nördlichen Ausläufern des Kusnetzkischen Alatau, westlich vom Tom, die ich ebenfalls für mit Teleuten vermischte Nachkommen der Schmiede-Tataren halte und die sprachlich zum Theil den Schor, zum Theil den Teleuten nahe stehen. Officiell heissen sie *angesiedelte Eingeborene*, leben wie die Russen in Dörfern und sind zu einem grossen Theile schon verrusst. Sie zerfallen in sechs Wolost mit folgender Bevölkerung:

Atsch Keschtim	214	männl.	235	weibl.
Bajan	309	„	118	„
Torgul	176	„	196	„
Kömnösch	229	„	209	„
Kamlar	125	„	129	„
Atschyn	296	„	322	„
Schü	355	„	385	„
im Ganzen	1704	männl.	1594	weibl.

Diese Geschlechtsnamen deuten auf einen Zusammenhang dieser Tataren mit den Kysyl, den Teleuten und den Schwarzwald-Tataren.

Somit beträgt die Gesammtzahl der im nördlichen Altai jetzt wohnenden Tatarenstämme ca. 20 000 Köpfe.

5. Die Tataren des eigentlichen Altai.

Unter die Tataren des eigentlichen Altai fasse ich die Bewohner dieses Gebirgsstockes, die sogenannten Altajischen Bergkalmücken sammt den Dwojedanern und den ihnen sprachlich sehr nahe stehenden Teleuten zusammen, obgleich letztere jetzt zum Theil im Kusnetzkischen Kreise leben.

Die Altajer. Sie werden von den Russen Altaiskije Kalmyki, d. h. Altajische Kalmücken oder der an der Tschuja wohnende Theil Dwojedanzi (d. h. Doppelzinspflichtige) genannt. Sie selbst nennen sich *Altai Kishi* (Altai-Leute) und *Tschü Kishi* (Tschuja-Leute), selten mit dem Gesammtnamen *Öiröt* (eine Erinnerung an das frühere Öiröt-Reich, zu dem sie gehörten). Die eigentlichen Altajer zerfallen in sieben Saisanschaften und bilden eine Bevölkerung von 6044 Männern und 5780 Weibern, also im Ganzen 11 824 Individuen. Die Dwojedaner, die seit dem Jahre 1865 aufgehört haben, China Tribut zu zahlen, bilden zwei Saisanschaften und betragen 2000—3000 Individuen. Die Dwojedaner nomadisiren an den Flüssen Tschuja, Tscholyschman und Baschkaus und nennen sich die an der Tschuja wohnenden *Telengit*, die am Baschkaus *Ulan* und die am Tscholyschman *Tölös*.

Die Sprache der Altajer und Dwojedaner beweist, dass dieser Volksstamm schon seit geraumer Zeit ein compactes Ganze bilden muss, da die Dialectverschiedenheiten der einzelnen Stämme, die sich hauptsächlich nach den Flüssen nennen, an denen sie wohnen, äusserst gering sind.

Sprachlich sehr nahe stehen den Altajern die Teleuten. Diese nennen sich Telenget oder Kara Kalmak und erinnern sich ihrer Zugehörigkeit zum Öiröt-Reiche. Ein grosser Theil der Teleuten, die früher ein sehr bedeutendes Türk-Volk waren, hat sich gewiss mit den südlichen und westlichen Nachbarn vermischt; dies beweist uns unter Anderem der Umstand, dass die Kasak-Kirgisen noch heute die Leibeigenen der Sultane der mittleren und grossen Horde, Tölöngüt nennen. Ausserdem ist schon erwähnt

worden, dass viele Teleuten sich im XVII. und XVIII. Jahrhundert mit den nördlichen Tataren vermischt haben. Derjenige Theil der Teleuten, der sich bereits im XVII. Jahrhundert bei Tomsk ansiedelte, hat sich mit den verschickten Mohammedanern vermischt und ist zum Islam übergegangen. Das kleine Häuflein, das sich bis heute Teleuten nennt, wohnt jetzt am grossen und kleinen Batschat im Kusnetzkischen Kreise zusammen mit den Atsch Keschtim. Zerstreut finden sich einige Teleuten-Aule im Kusnetzkischen Alatau und in der Nachbarschaft der Schor. Viele Teleutendörfer liegen an der Katunja, nördlich von der Mission Ulalu, diese sind aber jetzt fast gänzlich verrusst. Ein Theil der Kusnetzker Teleuten ist vor nicht langer Zeit in den Biisker Kreis übergesiedelt und wohnt in den Missionsdörfern an der Katunja. Diese Auswanderung geschah in Folge der Annahme des Christenthums von einem Theile der Kusnetzker Teleuten, da die heidnischen Teleuten die christlichen nicht mehr bei sich dulden wollten.

Die Zahl der Teleuten im Kusnetzkischen Kreise beträgt jetzt nur 1498 Männer und 1493 Weiber, zusammen 2991. Im Biisker Kreise 1353 Männer und 1438 Weiber, im Ganzen 2791 und zwar bilden die letzten drei Verwaltungsbezirke. Das sonst so kriegerisch gesinnte Teleuten-Volk wird also jetzt nur noch durch 5782 Individuen repräsentirt, von denen schon ein grosser Theil vollkommen verrusst ist.

Die Geschlechter der Altajer sind folgende:

Mundus, Kyptschak, Köbök, Jaramalu Sary-Almat, Kösögölü Kara-Almat, Tölös, Ara, Tatosch, Naiman, Tschapty, Yrqyt, Mürküt, Tongshon, Kan, Ködjö, Kärgil, Tangdu, Pailagas, Sart, Kyrqys, Sojong, Mongol.

Die Geschlechter der Tschujer:

Jyttas (= jittū-as, riechender Hermelin), *Mundus, Kotty, Kyptschak Sakal, Köbök, Jydak, Almat, Tölös.*

Die Geschlechter der Teleuten:

a) Telenget: *Toro, Otschu, Mürküt, Ak-Tumat, Kara-Tumat, Tschoros, Kyptschak Sart, Naiman, Tölös, Torgul, Mundus, Kotschkor-Mundus, Totosch, Purut, Tschalman;*

b) Atsch Keschtim: *Jūty, Tört As* (vier Hermeline), *Tschüngüs, Anq.*

Digitized by Google

Angehörige fremder Völker sind augenscheinlich das bei den Altajern und Teleuten auftretende Geschlecht Sart; sie sind die Nachkommen einiger Sart-Familien, die bei der Zerstörung des Reiches Közüm Kans nach Südwesten flüchteten, oder von den Kalmücken gemachte Gefangene. Ebenso sind die Mongol und Kyrgys Nachkommen einzelner bei der Zerstörung des Mongolenreiches und zur Zeit der Vertreibung der Kirgisen aus dem Jenissei-Thale im Altai zurückgebliebenen Familien. Die Sojong sind die Abkömmlinge der vor 50 Jahren in den Altai eingewanderten 50 Sojonen-Familien, sie waren schon in den sechziger Jahren vollkommen zu Altajern geworden. Sehr merkwürdig ist das Teleuten-Geschlecht *Purut*, das offenbar kirgisisch ist. Woher kommt aber hier der Name *Purut*, mit welchem doch nur die Mongolen die Kirgisen des Thianschan benennen? Vielleicht sind die Purut Nachkommen von gefangenen Thianschan-Kirgisen. (Ich erinnere an die Sage, dass die Kirgisen durch ein Heer von Buruten nach dem Süden abgeführt wurden.) Da die Saisanwürde erblich ist und es Saisane der Altajer, Tschujer und Teleuten von den Stämmen *Mundus* und *Kyptschak* giebt, so sind wir wohl berechtigt, diese Geschlechter als die ältesten Geschlechter der Telenget zu bezeichnen. Ebenso das Geschlecht *Totosch*, das ein teleutischer und ein altajischer Saisan führt. Gemeinschaftlich sind allen drei Stämmen die Geschlechter Tölös, Köbök, Naiman, Mürküt und Almat, die wir somit auch als alte Geschlechter der Teleuten zu betrachten haben. Saisan-Geschlechter sind noch die teleutischen *Tschoros*, *Tschalman* und *Jüty* und die altajischen *Yrgyt*, welche ich für ein Kirgisen-Geschlecht halte.

Zu bemerken sind noch die Geschlechter Ara (bei den Altajern), offenbar Nachkommen der alten Arinen und Tangdū, gewiss Einwanderer aus dem Tangnū Ola in der westlichen Mongolei.

6. Die Tataren der westlichen Mongolei.

Genauere Nachrichten über die Tataren der westlichen Mongolei haben wir nur von Potanin. Diese Tataren werden von den Mogolen Urangchai genannt, ein Name, mit welchem übrigens die Mongolen auch die altajischen Bergkalmücken und Tschujer benennen. Die Russen bezeichnen diese auf chinesischem Gebiete wohnenden Türken mit dem Gesammtnamen Sajanzy, die Altajer

Digitized by Google

und Abakan-Tataren nennen sie Sojong; in wissenschaftlichen Werken werden sie gemeiniglich *Sojonen* oder *Sojoten* genannt.

Selbst nennen sich diese Tataren mit dem Gemeinnamen *Tuba*; so nannten sich wenigstens Potanin gegenüber die Sojonen am Dsinsilik und die Koktscholuten. (Ich erinnere an die *Dubo* der Chinesen und die Tubiner der sibirischen Geschichte). Diese Tataren bewohnen einen schmalen Streifen Landes an der russischen Reichsgrenze von den Quellen des Flusses Kobdo bis zum See Kossogol und noch weiter nach Osten und zwar grösstentheils nördlich vom Tangnū Ola; südlich von diesem Bergrücken ist nur ein schmaler, kaum mehr als 30—40 Werst breiter Streifen von Sojonen bewohnt, und zwar zwischen dem Tangnū Ola und der Linie der chinesischen Grenzpiquets. Südlich von dieser Linie hat Potanin Tataren nur an zwei Stellen getroffen: 1) am südlichen Abhange des Chan-Chuchei im Thale des Naryn-Symyn-Flusses, 2) an der Quelle des Kobdo-Flusses, die sogenannten Koktscholut. Einzelne weiter nach Süden wohnende Tataren-Geschlechter sind jetzt vollkommen zu Mongolen geworden. Ueberhaupt dringt bei diesen Tataren immer mehr das mongolische Element zugleich mit dem Buddhismus ein.

Die Tataren am Dsinsilik nennen sich selbst Tangnū Tubasy, d. h. Tuba-Leute vom Tangnū. Sie bestehen aus fünf Koschun, die vom Dchasyk-tat *Gurta* (den sojonischen Lautgesetzen gemäss müsste das Wort unbedingt *Kurta* lauten) verwaltet werden. Einen der fünf Koschune verwaltet ein Amban, deshalb heisst auch dieser Koschun der Amban-Koschun. Jeder Koschun besteht aus vier Sumyn. Der Dsinsiliksche Koschun besteht aus den Sumyn: *Kyrgys*, *Saldschak*, *Baigara*, *Nur* und *Madär*. Der Sumyn Kyrgys wohnt zwischen den Flüssen Taris-Termis (Nebenfluss des Telgir Morin) und Sultur, der beim Karaul Ersin in den Fluss Ersin fällt. Seine Nordgrenze bildet das Tangnū-Gebirge. Die drei übrigen Sumyn liegen nördlich vom Tangnū Ola. Nur bei den Quellen des Cha Käm (Chua Käm) leben noch südlich Tataren. Da sich dort ein See befinden soll, so nennen sich die Tataren dieses Sumyn *Köl-Sumyny* (ob dies der Grund ist? Vergleiche das Koibalen-Geschlecht Köl.) In den Niederungen des Cha Käm liegt der Sumyn Saldshak und unterhalb der Vereinigung des Cha Käm und Bī (Bäi) Käm der Sumyn *Baigara* oder *Baigyr*. Der Amban-Koschun besteht aus den Sumyn: *Oin*, *Yrchyt*, *Sojang* und *Tschoty*. Der Sumyn *Oin*

oder *Oinyr* wohnt am Sangyltai, *Tschoty* am Charalyk, *Yrchyt* am Tarlyktschyn, *Sojang* am Naryn, südlich vom Flusse Tes.

In Betreff der übrigen drei Koschune der Tangnū-Sojonen konnte Potanin nur erfahren, dass am Kemtschik der Basyr-Gurta-Koschun (d. h. der Koschun des Basyr-Gurta) wohne und dass derselbe aus zehn Sumyn bestehe; ausser den erstgenannten Geschlechtsnamen wurden Potanin die Geschlechter *Todshy*, *Maty* (ich erinnere an die in der sibirischen Geschichte Mat genannten Tataren), *Schalyk* und *Kemtschik* genannt.

Die Sojonen, welche nördlich und östlich vom See Kossogol wohnen, stehen unter einem besonderen Oberbefehlshaber Da-Najon (Oberbeamten), der am östlichen Ufer des Kossogol wohnt. Potanin hat nur zwei Individuen dieses Stammes getroffen, die sich Gurta- oder Edshen-Sojonen nannten. Bei der Quelle des Flusses Kobdo wohnen die *Koktschuluten*, die sich selbst *Tuba* nennen. Die in der Nähe nomadisirenden Kasak-Kirgisen nennen diesen Stamm *Kök-Moinschak* (blaue Perlen). Aus den widersprechenden Nachrichten über die Eintheilung dieser Sojonen konnte Potanin nur feststellen, dass die Koktschuluten aus fünf Koschun bestehen: den *Meren-Da*, *Tscheren-Da*, *Chombu-Da*, *Temik-Da*, *Bedshin-Da*. Diese Namen beweisen nur, dass jeder Koschun von einem *Da* genannten Beamten verwaltet wird. Wahrscheinlich sind die vor „*Da*“ stehenden Wörter die Namen der betreffenden Beamten. Zwei Ambane sollen die fünf Koschune der Koktschuluten verwalten, und zwar die jetzt mongolisch sprechenden Koschune des Meren-Da und Tscheren-Da der westliche Amban, die übrigen drei der östliche Amban. Ausser den Namen der Koschune nannten die Sojonen Potanin noch folgende Geschlechtsnamen: *Bürkŭt* (vergl. das altajische Geschlecht Mürküt), *Chotun*, *Dongkur*, *Tarbyt* und *Chasik* (Chasik ist offenbar aus Versehen hier genannt, die Mongolen nennen die Kasak-Kirgisen so, die ja in der Gegend der Koktschuluten nomadisiren. Einzelne Leute behaupteten Potanin gegenüber, Dongkur und Tarbyt seien nicht Geschlechtsnamen, sondern Namen von Koschunen. Das Geschlecht *Dongkur* soll am See Dulbo wohnen, während am Ak Köl zwei Geschlechter leben sollen, die Sary-Sojong und die Kara-Tösch. Soweit die Nachrichten Potanins.

Ich selbst bin im Jahre 1861 am Kara-Köl auf Sojonen-Aule gestossen, die sich als Volk ebenfalls als Tuba bezeichneten und, wie Potanin richtig angiebt, zum Geschlechte Sary-Sojong ge-

hörten. Alles, was ich über die Sprache der Sojonen geschrieben habe, bezieht sich auf die Sprache jener am Kara Köl wohnenden Sojonen. Auskünfte über die Sojonen vermochte ich nicht einzuziehen, da der sojonische Beamte seinen Untergebenen streng verboten hatte, mir irgend welche Nachricht über die Sojonen mitzutheilen, denn er meinte, ich sei des Spionirens wegen zu ihnen gekommen.

Castrén ist es ebenso wenig wie mir gelungen, Genaueres über die Ausdehnung und Eintheilung der Sojonenstämme zu erfahren. In seinem Reisebrief erwähnt Castrén nur, dass er vom Vorposten Schadazk über den Hauptkamm des Sojonischen Gebirges geritten und südlich von Amyl-Flusse auf Sojonen gestossen sei. Castrén's Ansichten über die Sojonen sind kurz folgende: 1) viele sojonische Geschlechtsnamen stimmen mit denen der Samojeden überein; 2) das Sojonen-Geschlecht Matter stamme der Tradition gemäss von den Matoren her, die unbedingt Samojeden waren; 3) das Geschlecht Tot habe in alter Zeit dieselbe Sprache gesprochen wie das Koibalen-Geschlecht Köllör, bei welchem Castrén im Jahre 1847 noch die Kenntniss einiger samojedischen Wörter vorfand; ausserdem hat Castrén 4) die Entdeckung gemacht, dass einzelne Koibalen-Geschlechter, wie Kaidyng und Bai, ostjak-samojedischer Herkunft seien; er meint auch 5) dass einzelne Jenissei-Ostjaken-Geschlechter zu Sojonen geworden seien, obgleich diese schwerer aufzufinden seien als die samojedischen.

In einem Briefe aus Irkutsk vom 1. März 1848 kommt Castrén noch einmal auf die Sojonen zu sprechen und berichtet, dass unter den Buräten der tunkinischen Steppe ein Sojonen-Geschlecht Yrkyt (57 steuerpflichtige Individuen) eingewandert sei. Der in der Steppe wohnende Theil dieser Sojonen sei ganz zu Buräten geworden, der an den Bergen wohnende aber spräche das Türkisch der Karagassen.

Aus allem Angeführten ersehen wir, dass der allgemeine Volksname der Sojonen Tuba ist, und dass sie in beträchtlichen Massen längs der Grenze Sibiriens, von der Quelle des Kobdo am Kemtschik und im Systeme des Ulu Käm bis zum Kossogol und östlich von diesem bis zur tunkinischen Steppe und dem System der Selengga wohnen. Dass ferner alle diese Sojonen eine türkische Sprache reden, die nirgends sehr von der Sprache der Sojonen am Kara Köl sich unterscheidet. Die Sprache der Sojonen steht in gewisser Beziehung der Sprache der Uiguren.

Karagassen und Jakuten nahe, und da die Uiguren nach chinesischen Nachrichten ursprünglich an der Selengga bis zum Altai wohnten, also zum Theile auf demselben Gebiete, das jetzt die Sojonen innehaben, so bin ich überzeugt, dass dasjenige Türk-Volk, das sich mit den Sojonen vermischte und sie durch seinen Einfluss türkisirte, die alten Uiguren gewesen sind. Sollte nicht selbst der Name Sojong ein uigurischer Stamm sein, vielleicht ist dieser Name an den von den Chinesen angeführten Geschlechtsnamen der Se-jan-tu zu erkennen. Diese Türkisirung und Vermischung ist gewiss schon sehr früh geschehen, denn schon im XVII. Jahrhundert wohnten die Sojonen gerade wie jetzt am Kemtschik als südliche Nachbarn der Tölös und Kirgisen. Die letzte Vermischung mit den Samojeden und den Jenissei-Ostjaken, die Castrén beobachtet, ist gewiss erst später im XVIII. Jahrhundert geschehen, als die Tuba und Matoren zum Theil vor den Russen nach Süden flohen.

Das von Potanin angeführte Geschlecht Kyrgys, das einen ganzen Sumyn ausmacht, ist gewiss ein Theil der von den Kalmücken am Ende des XVII. Jahrhunderts nach Süden geführten Kirgisen, während das Geschlecht Yrkyt entweder ein noch mit den Kirgisen vermischtes Uiguren-Geschlecht oder ein früher zu den Sojonen übergegangenes Kirgisen-Geschlecht ist.

Zahlreiche Stämme der Sojonen sind jetzt schon ganz zu Mongolen geworden und bei den übrigen hat der Buddhismus und die mongolische Sprache schon so weit um sich gegriffen, dass sie das türkische Element allmählich vollkommen verdrängen werden.

Wenn wir die Sprachen der bis jetzt hier genannten Türkstämme miteinander vergleichen, so sehen wir hier deutlich drei Perioden der türkischen Sprachablagerung vertreten, die offenbar auf die drei grossen Völkerwanderungen türkischer Stämme Bezug haben, ich meine auf die Hiong-nu, die Tukiu und die Uiguren. Die älteste Ablagerung der südlich vorbeigezogenen Türkstämme wird gewiss durch die Sprachen der Altai-Teleuten, die der zweiten oder Tukiu-Periode durch diejenigen der Kirgisen, Sagajer, Schor-Beltiren und Schwarzwald-Tataren und die der jüngsten oder Uiguren-Periode durch die Sprache der Sojonen, Karagassen und der Jakuten vertreten.

Ausser den Sojonen hat Potanin noch in der westlichen Mongolei zwischen den Seeen Kyrgys Nor und Upsa Nor ein kleines Völkchen türkischer Zunge angetroffen. Dies sind die

Leibeigenen des Dürböten Wang, gewiss erst im vorigen Jahrhundert übergeführte Kriegsgefangene aus Mittelasien, welche die Kalmücken-Chane in der Nähe ihrer Wohnsitze ansiedelten, damit sie für sie den Acker bestellten. Sie haben dem Wang noch jetzt jährlich 400 Sack gemahlenes Weizenmehl zu liefern, also einen Sack auf jede Jurte, da man sie auf 400 Jurten schätzt. Sie selbst nennen sich Busserman und die Mongolen Chalmik, werden von den Mongolen Choton (Stadtbewohner) genannt, wie alle Sarte. Ihre Kleidung ist schon fast mongolisch, ihre Religion scheinen sie fast vergessen zu haben. Sie führen jetzt ein Nomadenleben, wie ihre Gewalthaber, denn den Winter bringen sie in den Bergen, westlich von Kyrgys Nor zu, während sie im Sommer zum Telingola, der in den Upsa-See fliesst, ziehen. Sie nennen ihren Stammvater Küng-ker und führen von seinen Söhnen ihre acht Geschlechter her. Die Namen derselben lauten: Adshu-Churman, Jas, Ilbä, Burut, Üdsübük, Kasyl.

7. Die angesiedelten Türkstämme Mittelasiens.

Hier beschränke ich mich natürlich darauf, Nachrichten von denjenigen Türkstämmen zu geben, die ich selbst während meiner Wanderungen besucht habe.

a) Die Tarantschi des Ili-Thales. Dieser Türkstamm zählte im Jahre 1862, als ich das Ili-Thal besuchte, 8000 zinspflichtige Ackerbau-Familien, die zum Theil schon zur Zeit der Kalmücken-Chane im XVII. und XVIII. Jahrhundert, zum grössten Theil aber erst nach Eroberung des Ili-Thales durch die Chinesen aus dem Sechsstädte-Gebiete übergesiedelt waren. Bei der Uebersiedelung scheinen sich die Chinesen bemüht zu haben, diese Ansiedler möglichst untereinander zu mischen, so dass wir in allen Ansiedelungen der Tarantschi (was mongolisch Ackerbauer heisst) Uebersiedler aus Kaschtur, Jarkänd, Aksu u. s. w. vorfinden.

Von den Chinesen wurden im vorigen Jahrhundert angesiedelt:

1) rechts vom Ili: jenseits des Flusses Kasch, am Kanale Ari Östän, am Kanale Baitukai, an den Flüssen Nilka, Olatai, Borbugasun, Biläkäi, Tschuburkai und Jirgalang: 4100 Familien;
2) links vom Ili: an den Flüssen Tarksyl, Koguschi, Jagustai, Kaimak, Bugra, Konokai und Dolaty: 1900 Familien.

Den Mittelpunkt der ganzen tatarischen Bevölkerung des Ili-Thales bildete die tatarische Stadt Kuldsha, sie bestand zum grössten Theil aus den alten tatarischen Insassen. Ausser diesen alten Einwohnern lebten hierselbst Verbannte aus Kaschgar und Kaufleute aus Kaschgar, Kokand, Taschkend und Buchara. Die Einwohnerzahl der Stadt Kuldsha wurde mir auf 30000 Köpfe angegeben.

Die Tarantschi wie die Hauptmasse der Tataren der kleinen Bucharei (d. h. des Sechsstädte-Gebietes) halte ich für Nachkommen des südlichen Zweiges des Uigurenvolkes. Sie werden heute noch von den Chinesen Chui-sa genannt, während die Dungenen, d. h. die mohammedanischen Chinesen Nord-Chinas, bei ihnen Chui-chui heissen. Klaproth führt nun in Betreff dieses Namens folgende Stelle aus dem Sü-chung-kian-lu an: „Der ursprüngliche Name der Chui-chui war Chui-sche bis in die Mitte der Jahre Juan-cho der Dynastie Thang (d. h. also zwischen 806 und 820), da man anfing, sie Chui-chui zu nennen. Zur Zeit der Mongolen in China heissen sie Ui-gu-öl (Uigur). Sprachlich stehen die Tarantschi wie auch die Kaschgar-Tataren den Tataren Mittel-Asiens sehr viel näher als dem Dialecte des Uigurischen, wie ihn uns z. B. das Kudatha Bilik bietet.

Ausser den Tarantschi findet sich noch eine ziemlich bedeutende tatarische Ansiedelung, die unbedingt auch Nachkommen der Uiguren sind und die gleichsam eine tatarische Sprachinsel unter den Mongolenstämmen bilden, dies sind die Tataren von Chami. Da diese Chami-Tataren sprachlich den Tarantschi sehr nahe liegen und uns über sie nur Nachrichten von Potanin vorliegen, dessen Berichte deutschen Lesern schwer zugänglich sind, so will ich das Hauptsächlichste aus Potanin's Angaben hier mittheilen.

Die Chami-Tataren nennen sich gerade wie die Tarantschi des Ili-Thales meist nur Järlik, was so viel bedeutet wie Landesbewohner, Landleute; zum Unterschied von den übrigen Tataren nennen sie sich aber Chomul-Järliki. Potanin behauptet, ob mit Recht, wage ich nicht zu entscheiden, dass bei ihnen das Wort Järlik vollkommen das Wort Muselman decke. Die Chinesen sollen sie Schantu nennen. Ich glaube, hierin irrt Potanin; die Chinesen nennen alle Muselmane, somit auch die Chami-Tataren, Schantu, d. h. Turbane, weil sie Muselmane sind, als Volk nennen sie sie Chui-sa. Man erzählte mir in Kuldsha,

Digitized by Google

dass die Chinesen mit diesem Namen nicht nur die Tarantschi und Tataren des Sechsstädte-Gebietes, sondern auch die Chomul-Tataren bezeichnen. Von den Mongolen werden sie wie alle Sarte Mittelasiens, Choton genannt, was eigentlich Stadtbewohner, Ansässige heisst. Die Chami-Tataren stehen unter einem erblichen Fürsten, den sie Gan oder Chodscha oder Akkan (wahrscheinlich Äkim = Hekim) nennen; da er den chinesischen Titel Wang führt, nennen sie ihn auch Wang-Chodscha.

Die Chami-Sarte bewohnen die Stadt Chami selbst und ausserdem eine ganze Anzahl von Dörfern am östlichen Ende des Thianschan; an der Südseite des Thianschan wurden Potanin folgende Dörfer genannt: *Taschar, Artam, Patasch, Edil, Temürtü, Chotuntam, Tak;* an der Nordseite aber: *Pai, Nom, Adam, Ar, Türük, Kartuk, Kalagaitai, Narin.*

b) Die angesiedelten Tataren des russischen Turkistan. Da ich im Jahre 1868 nur das Schu-Thal, den früheren *Syrdarjinskaja* Oblastj und das *Serafschan*-Thal besucht habe, so kann ich nur über die Völkerverhältnisse dieser Gegenden Aufschluss geben.

Die angesiedelte türkische Bevölkerung des Schu-Thales und der Städte *Tokmak, Märkä, Aulieta, Türkistan, Tschemkend* und *Taschkend* und ein Theil der türkischen Bewohner von *Chodshend, Dshisak, Ura Täpä* und *Samin* werden sowohl von den Kirgisen wie auch von den Ösbeken *Sart* genannt. Die Sarte unterscheiden sich scharf durch ihren Typus von den übrigen türkischen Einwohnern Mittelasiens und gleichen in ihrem Aeusseren vollkommen den in Chodshend und Dshisak wohnenden, persisch redenden Tadschik. Sie haben intensiv schwarzes Haar, grosse, tief liegende, schwarze Augen mit sehr buschigen, schwarzen Brauen, längliche, schmale Gesichter, eine stark hervortretende gebogene Nase und sehr starken Bartwuchs. Der Typus der Sarte und der Umstand, dass in Chiwa dieselben persisch sprechen und dort als Nachkommen der persischen Insassen Mittelasiens gelten, legt uns die Annahme nahe, dass die obenerwähnten Sarte die türkisirten persischen Ureinwohner Turan's sind. Ueber ihre Abkunft vermögen die Sarte keinerlei Auskunft zu geben; es scheint bei ihnen auch nirgends eine Erinnerung an ihre Geschlechtsnamen zurückgeblieben zu sein.

Zwischen Taschkend und Chodshend lebt ein kleiner angesiedelter Tatarenstamm, der sich selbst *Kurama* nennt. Er

zerfällt in fünf Geschlechter: *Dschalair*, *Teläu*, *Tama*, *Dchagalbaily* und *Tarakly* und scheint ein Mischvolk von Ösbeken und Kirgisen zu sein. Die Kirgisen behaupten, der Name *Kurama* komme daher, dass sie aus vielen Stämmen zusammengeflickt (kura = zusammenflicken) seien.

Als das Centrum der mittelasiatischen Türk-Bevölkerung müssen wir unbedingt das Serafschanthal ansehen. Die echt türkischen Bewohner dieses Thales sind die Ösbek, die hier offenbar als Nomadenstämme hergezogen sind und sich stamm- und geschlechtsweise in grösseren und kleineren Bezirken niedergelassen haben. Ganz in derselben Weise nomadisiren noch heute die als Nomaden lebenden Türkstämme der Kasak und Kyrgys. Die Stämme der Ösbek (eigenen Herren, d. h. freien Leute aus *ös* „selbst“ und *bek* „Herr“) sind folgende:

1. Die Kytai Kyptschak. Sie bewohnen das eigentliche Serafschanthal von Samarkand bis Katyrtschy und nördlich bis Tschiläk. Sie zerfallen in folgende Abtheilungen und Geschlechter:

a) Die Kytai: *Sary Kytai* (gelbe Kytai), *Otartschy* (welche weiden lassen), *Kandshygaly* (die mit Riemen am Sattel), *Kosch-Tamgaly* (die mit doppelter Tamga), *Tarakly* (die mit Kämmen versehenen), *Balgaly* (die mit Hämmern versehenen).

b) Die Kyptschak: *Tört Tamgaly* (die mit den vier Tamga), *Sary Kyptschak*, (die gelben Kyptschak) *Togus Bai* (die neun Reichen).

Im Serafschanthale giebt es meist nur Kytai. Die Kyptschak sollen die Hauptbevölkerung von Kokand ausmachen und dort zum Theil noch als Nomaden leben. Beide Stämme sind so eng miteinander verbunden, dass sie auf die Frage nach der Herkunft stets antworten: „Ich bin Kytai-Kyptschak“. (Ich will in Betreff des Geschlechtes *Togus Bai* daran erinnern, dass es bei dem Stamme *Tirgüsch* der Schwarzwald-Tataren im Altai ein Geschlecht Togus giebt).

2. Die Kyrkmän-Jüs (d. h. die *Kyrk* [vierzig] und die *Jüs* [hundert]). Sie bewohnen den grossen Flächenraum zwischen Chodshend, Ura Täpä, Samin, Dshisak und Jangy Kurgan, und südlich von Pendshikend. Im Norden wohnen hauptsächlich die Jüs, im Süden aber, bei Dshisak und Jangy Kurgan, die Kyrk. Sie zerfallen in folgende Geschlechter:

a) Kyrk (die vierzig): *Kara Koily* (die mit schwarzen Schafen), *Kuratscha* (die schwärzlichen), *Kara Sirak* (schwarze Schienbeine), *Tschapanaschly*.

b) Die Jüs (hundert): *Karaptscha*, *Tygyryk*, *Pärtschä Jüs* (der Bruchtheil des Hundert), *Ergänäkli*, *Solakly* (die mit den Hürden), *Chanchodsha Kytaisy* (die Kytai des Chan Chodsha), *Hadshi Kytaisy* (die Kytai des Hadshi), *Kojan Kulakly* (die Hasenohrigen), *Tujakly* (die Hufe habenden), *Sirgäli* (die mit Ohrringen versehenen).

Zu erwähnen ist, dass bei den Schwarzwald-Tataren des Altai auch ein Stamm Jüs existirt, welcher aus den Geschlechtern Jüs und Schor besteht. Ausserdem will ich eine Conjectur für Entstehung des Namens *Kyrgys* aufführen. Derselbe kann, den Lautgesetzen der türkischen Sprache nach, regelrecht aus Kyrk-jüs entstehen. Ob er wirklich so entstanden, wage ich nicht einmal anzunehmen. Es sei ausserdem erwähnt, dass, wie wir bei der Geschichte der Kasak schon bemerkt haben, die Kasak sich in drei Horden theilen, die sie mit den Namen „*Jüs, Dschüs*“ bezeichnen.

Nach der Angabe des Kasi von Samin giebt General Makschejeff folgende genaue Uebersicht der Jüs:

I. Pärtschä Jüs.

1. *Ütsch Tamgaly.*
   a) Baimakly,
   b) Borun Sadak,
   c) Almatschi,
   d) Myrsa,
   e) Sirgäli,
   f) Üjälï.
2. *Kara Kalpak.*
3. *Päldshägäi.*
4. *Tört Tamgali.*
   a) Ak Kigis,
   b) Kojan-kulakly,
   c) Balgaly,
   d) Isch-kuly,
   e) Tok-bai.

II. Kytai Jüs.

1) *Chan-chodsha Kytaisy.*
   a) Nebüsä,
   b) Sart Jüs,
   c) Kara Kursak,
2. *Tigirik.*
   a) Bäsch-koi,
   b) Kuru Kasan,
   c) Baki Mäschäi.
3. *Chalshy Kytaisy.*
   a) Tschirki-räük,
   b) Mogal,
   c) Alma-suan.
4. *Türük-pän.*
5. *Dshalair.*

III. Salin.

1. Schadman Typi,
2. Nau-feräsch,
3. Togai Tüpi,
4. Käüräk,

Digitized by Google

5. Daulai,
6. Kyirk Sadak.

IV. Ujas.

1. Ak Tschekmen,
2. Naryn,
3. Tschung-kan,
4. Sir-bujunluk.

V. Karaptscha.

1. Bürdshegen,
2. Kongirgai,
3. Sägis-sari,
4. Naiman,
5. Chokandy,
6. Kosch-tamyali,
7. Otschamäili,
8. Mangyt,
9. Känägäs,
10. Bajaut.

VI. Naiman Ergänäkli.
Tschal Dschijit.

VII. Bäsch Jüs.
Kosch Tamgali.

VIII. Solakly.

1. Kül Täpülik,
2. Bäschkäl,
3. Gafir,
4. Tschirkiräük,
5. Myrsa,
6. Aryk,
7. Bäglär Tüpi.

3. Die Kangly (zweiräderige Wagen), ein kleiner Stamm, der in der Gegend von Dshisak lebt.

4. Die Naiman wohnen südlich von Katty Kurgan und in der Umgegend der Stadt Dachan.

5. Die Ming, bedeutender Stamm südöstlich von Samarkand. Die Bevölkerung der Städte Kara Täpä und Urgut soll aus Ming bestehen. Die Chane von Kokand sollen aus dem Stamme Ming sein.

6. Känägäs, ein sehr zahlreicher Stamm, welcher die Hauptbevölkerung von Schähri-Sebs ausmachen soll, ausserdem soll es in Chiwa viele Känägäs geben.

7. Mangyt, dieser Stamm bildet die Hauptbevölkerung der Stadt Karschi und Umgebung.

8. Die Mesit, Jaby und Tama werden zusammen *Ütschü* (die drei Geschlechter) genannt. Sie bewohnen die Begschaft Siaddin bis zur Stadt Koschkaus.

9. Die Sarai wohnen westlich von Koschkaus bis nach Chantscharwagy.

10. Die Burkut wohnen zwischen Kerminä und Mälikä (vergl. das Teleuten-Geschlecht Mürküt).

11. Die Allat bei Kara Köl, zwischen Buchara und Schardschi.

12. Die Bährin bei Päischämbi, nördlich von Katty Kurgan.

13. Die Batasch, an verschiedenen Orten.

Ausser den Ösbek leben noch an verschiedenen Stellen angesiedelte Kara-Kalpaken und Türkmenen. Ich habe von diesen angetroffen:

1) Kara Kalpak (Schwarz-Mützen). Nordöstlich von Samarkand in vielen Niederlassungen am Ak-Täpä und Bäsch-Aryk. Diese sollen vom Amu Darja vor nicht langer Zeit eingewandert sein. Von Geschlechtsnamen derselben fand ich hier vertreten: *Oimaut*, *Kara-koily* (die mit schwarzen Schafen) und *Kara Sängir* (schwarzes Vorgebirge).

2) Türükpän (Türkmenen). Sie wohnen nördlich vom mittleren Serafschan-Thale in der Begschaft von Nurata. Folgende Geschlechter der Türkmenen wurden mir daselbst genannt: *Kasaiagly*, *Kandschygaly* und *Bögöschölü*. Die beiden letzteren Geschlechter sollen zum Stamme Üisün gehören, müssten somit Stammverwandte der Kasak der grossen Horde sein.

Statistische Angaben über die angesiedelte Bevölkerung von Türkistan:

Syr-Darinskaja Oblastj.

1. Kreis Türkistan.

Stadt Türkistan	1150	Häuser
6 Dörfer	660	„
im Ganzen	1810	Häuser.

2. Kreis Tschemkend.

Stadt Tschemkend	750	Häuser
6 Dörfer	1860	„
im Ganzen	2610	Häuser.

3. Kreis Aulieta.

Stadt Aulieta	200	Häuser
Ansiedelung Merkä	170	„
im Ganzen	370	Häuser.

4. Kreis Taschkend.

Stadt Taschkend	16000	Häuser
Ansiedelungen:		
21 rechts vom Tschirtschik 28 links vom Tschirtschik	4880	„

Digitized by Google

72 Ansiedelungen der Kurama	3280	Häuser
4 Ösbek-Ansiedelungen	130	„
im Ganzen	24290	Häuser.

5. Kreis Chodshend.

a) Rayon Chodshend:

Stadt Chodshend	4000	Häuser
9 Dörfer	1420	„
im Ganzen	5420	Häuser.

b) Rayon Nau:

20 Ansiedelungen	610	Häuser

c) Rayon Ura Täpä:

Stadt Ura Täpä	3000	„
119 Dörfer	6070	„
im Ganzen	15100	Häuser.

Kreis Dshisak.

a) Rayon Samin:

33 Ansiedelungen	3800	Häuser

b) Rayon Dshisak:

Stadt Dshisak	1150	„
76 Ansiedelungen	8580	„
im Ganzen	13530	Häuser.

Es sind somit im Syr-Darinskaja Oblastj 57710 Häuser und, fünf Menschen auf das Haus gerechnet, im Ganzen ca. 300000 angesiedelte türkische Einwohner.

Da die Kreise Türkistan, Tschemkend, Aulieta und Chodshend hauptsächlich von Sart bewohnt werden, während die Städte Chodshend, Dshisak und Ura Täpä persisch sprechende Tadshik bewohnen, so können wir ungefähr rechnen:

Türkisch sprechende Sart	160000	Menschen
Persisch sprechende Tadshik	40000	„
Kurama	20000	„
Ösbek	80000	„
im Ganzen	300000	Menschen.

Digitized by Google

8. Die nördlichen Steppennomaden.

Die Nomadenvölker der nördlichen Steppen, die gemeiniglich unter dem Namen Kirgisen bekannt sind, zerfallen in zwei scharf von einander geschiedene Völker, die Kara-Kirgisen und die Kasak.

a) Die Kara-Kirgisen, von den Russen gemeiniglich Dikokamennyje Kirgisy, d. h. Wilde-Stein-Kirgisen genannt, nennen sich selbst Kyrgys. Ueber die mögliche Entstehung dieses Namens aus Kyrk und jüs vergleiche das oben bei dem Ösbeken-Geschlechte Kyrkmän Jüs Gesagte. Der Name Kirgisen wird erst unter der Mongolen-Dynastie erwähnt. Ueber die Vorgeschichte der Kirgisen habe ich alles Bekannte vorher zusammengestellt und erwähnt, dass schon der Kirgisen des Thian-schan im XIII. Jahrhundert erwähnt wird. Es ist somit wahrscheinlich, dass die Hauptmasse der Thian-schan-Kirgisen seit vielen Jahrhunderten den Thian-schan bewohnt.

Die von den den Mongolen Burut, von den türkischen Nachbarn Kara-Kirgis genannten Kirgisen wohnen jetzt vom Flusse Tekes an nach Westen an den nördlichen Abhängen des Thianschan, d. h. südlich vom Issik-köl, in der Ebene des Schu, und südlich bis nach Kaschgar, und westlich bis Kokand und zum Talas. Die Zahl der Kara-Kirgisen muss eine sehr bedeutende sein. Sie zerfallen in zwei Abtheilungen: die *Ong* (d. h. die Rechten) und die *Sol* (die Linken).

Die Ong zerfallen in sechs Stämme:

1. Der Stamm Bugu (Hirsch), welcher zwischen dem Flusse Tekes und dem östlichen Ufer des Issik-köl nomadisirt. Man hat mir bei den Bugu folgende Geschlechtsnamen genannt: *Tschelek* (das Geschlecht der Manap, „Fürsten"), *Torgo*, *Bapa*, *Jeldän Takabai*, *Bör* (Leber), *Dölös* (sehr wenig zahlreich), *Kydyk Kongrat* (wenig zahlreich), *Monguldur* (wenig zahlreich), *Sajak* (wenig zahlreich), *Schykmajat*, *Kaba*, *Assan Tukum*, *Aryk Tukum*, *Kütschük*, *Serikäi*, *Ondon* (die letzten vier Geschlechter waren im Jahre 1862 noch China unterworfen, während alle übrigen Geschlechter der Bugu sich den Russen ergeben hatten: jetzt sind alle Bugu russische Unterthanen).

2. Der Stamm Sary Bagysch (die gelben Elennthiere), welcher in Norden und Westen des Issik Köl nomadisirt. Die Sary Bagysch waren 1860 nur nominell den Russen unterworfen.

Digitized by Google

und zahlten Tribut an Kokand, jetzt sind sie alle Russland unterworfen. Man hat mir folgende Geschlechtsnamen der Sary Bagysch genannt: *Saru*, *Kaba*, *Monguldur*, *Schykmanat*, *Sajak*, *Assyk*, *Dölös*, *Kongrat*, *Mundus*, *Kytai* und *Jetigän*. (Ich mache hier auf die Geschlechter *Dölös* und *Mundus* aufmerksam, die auch zahlreich bei den Altajern vertreten sind.) *Kongrat* ist wohl ein fremdes türkisches Geschlecht der Kasak, das sich in der Folge mit den Kirgisen verbunden. Die *Kytai* sind offenbar Ösbeken, die sich mit den Kyrgys vermischt haben.

3. Der Stamm Soltu nomadisirt südlich vom Flusse Schu und war früher Kokand unterworfen; jetzt gehört er zum Tokmakschen District. Bei den Soltu hat man mir folgende Geschlechter genannt: *Jetigän*, *Kutschu*, *Saru*, *Monguldur*, *Kytai*, *Mundus*, *Assyk*.

4. Der Stamm Edigäna am Flusse Andidshan war noch im Jahre 1869, als ich mich am Issik Köl aufhielt, Kokand unterworfen. Man nannte mir hier acht Geschlechter: *Dölös*, *Saru*, *Kongrat*, *Monguldur*, *Mundus*, *Sajak*, *Kaba* und *Schykmanat*.

5. Der Stamm Tschong Bagysch (das grosse Elennthier) nomadisirt westlich von Kaschgar und war früher Kokand unterworfen. Man nannte mir die Geschlechter: *Askaly*, *Toro*, *Matschak*, *Üsch Tamga*, *Kandabas*, *Kosch Tamga*, *Kuan Duan*. (Hier ist zu bemerken, dass das Geschlecht *Taro* auch bei den Teleuten zahlreich vertreten ist.) Die Geschlechter *Üsch Tamga* und *Kosch Tamga* sind gewiss Ösbeken-Geschlechter.

6. Der Stamm Tscherik (Das Heer) war Kokand unterworfen. Man konnte mir nur zwei Geschlechter desselben nennen: *Ak-Tschubak* und *Bai-Tschubak*.

Die Sol sind viel weniger zahlreich als die Ong, sie nomadisiren am Flusse Talas und bestehen aus folgenden Geschlechtern: *Saru*, *Besch Berän*, *Mundus*, *Töngtörüp*, *Kutschu*, *Kürküren*, *Jetigän*.

Genaue Angaben über die Zahl der Kara-Kirgisen zu machen, bin ich nicht im Stande, da selbst die russische Regierung zur Zeit meiner Reise zum Issik Köl keine genauen statistischen Angaben in Händen hatte. Nach Angabe mir bekannter Manape sollen alle Geschlechter der Kirgisen, die Kokand und China unterworfenen mit eingerechnet, etwa bis 80 000 Kibitken betragen,

Digitized by Google

was eine Bevölkerung von über eine halbe Million ausmachen würde.

In Betreff der Bugu und eines Theiles der Sary-Bagysch wurde mir von Seiten eines russischen Beamten eine von ihm zusammengestellte statistische Uebersicht der im Jahre 1862 Russland unterworfenen Geschlechter und ihrer Verwalter übergeben, die uns ein genaueres Bild der Bevölkerungsverhältnisse giebt.

I. Stamm **Bugu** (Ober-Manap Buranbai).

1. Die Stamm-Abtheilung Aryk (Manap Toksaba) besteht aus:

a)	*Kütschük*	2000 Kibitken	(Bī Tülögön)
b)	*Ondon*	200 „	(Bī Tetei)
c)	*Sarik*	200 „	(Bī Munatsch)
d)	*Sary Kalpak* (Gelb-Mützen)	100 „	(Bī Mursa)

im Ganzen 2500 Kibitken.

2. Die Stamm-Abtheilung Bapa (Bī Bekbai) besteht aus:

a)	*Tschong Tschoro*	100 Kib.	(Bī Bekbai)
b)	*Tschylpak*	200 „	(Bī Sultanai)

im Ganzen 300 Kibitken.

3. Die Stamm-Abtheilung Belek (Munape: Buranbai, Murad Ali, Katscha Bek) besteht aus:

a)	*Aldijar*	500 Kib.	(Bī Jagysch)
b)	*Aldasch*	4000 „	(Manape: Buranbai, Murad Ali)
c)	*Tokoi*	200 „	(Bī Malbai)
d)	*Tokasch*	100 „	(Bī Jō Bassar)
e)	*Saty*	30 „	
f)	*Takabai*	170 „	(Bī Köktschö)

im Ganzen 5000 Kibitken.

4. Die Stamm-Abtheilung Kydyk (Bī Borsuk) besteht aus:

a)	*Jakschylyk*	250 Kib.	(Bī Tschingis)
b)	*Jamanbai*	400 „	(Bī Tükön)
c)	*Turgai*	800 „	(Bī Koisoimos)
d)	*Kudai-Bakty*	300 „	(Bī Buta-Kan)

im Ganzen 1750 Kibitken.

Digitized by Google

5. Die Stamm-Abtheilung Jeldän (Bī Iman) besteht aus:

a)	*Kuratschbek*	400 Kib.	(Bī Junybek)
b)	*Sary Katyn*	500 „	(Bī Iman)
c)	*Balyk*	150 „	(Bī Malbak)
		im Ganzen 1050	Kibitken.

6. Die Stamm-Abtheilung Bōr (Manap Tabulda) besteht aus:

a)	*Sary Bōr*	200 Kib.	(Bī Berdi Chodsha)
b)	*Kara Bōr*	200 „	(Bī Bai Chodsha)
		im Ganzen 400	Kibitken.
		Alles in allem 11000	Kibitken.

II. Sary Bagysch. (Manap Ümbäd-Ali).

1. Die Stamm-Abtheilung Isängül (Manap Ümböd-Ali) besteht aus:

a)	*Assyk*	600 Kib.	(Bī Tschil)
b)	*Üssük*	150 „	(Bī Kysalak)
c)	*Tschertiki*	230 „	(Bī Tschody)
d)	*Tschagaldak*	150 „	(Bī Kütschük)
e)	*Abla*	300 „	(Bī Abla)
f)	*Sabar*	100 „	(Bī Sara)
g)	*Tschitschei*	80 „	(Bī Tschora)
h)	*Tastar*	150 „	(Bī Berdibek)
i)	*Kalmak*	350 „	(Bī Baiserke)
k)	*Dshantai*	250 „	(Bī Sujunduk)
l)	*Jädigär*	540 „	(Bī Baibuta)
m)	*Ajukä*	150 „	(Bī Baspan)
n)	*Monguldur*	350 „	(Bī Sary Toktor)
o)	*Jarban*	125 „	(Bī Ürdässä)
p)	*Jetigän*	400 „	(Bī Janbulat)
q)	*Basch Küräl*	600 „	(Bī Ajyltschy)
		im Ganzen 4925	Kibitken.

2. Die Stamm-Abtheilung Assyk besteht aus:

a)	*Kosugun*	50 Kib.	
b)	*Butschman*	60 „	
c)	*Bura*	100 „	
d)	*Bai Kütschük*	300 „	
		im Ganzen 510	Kibitken.

Digitized by Google

3. Die Stamm-Abtheilung Tynai (Manap Jantai).

4. Die Stamm-Abtheilung Tschiriktschi (Manap Törökäldi).

5. Die Stamm-Abtheilung Nadyrbek (Manap Kalygul).

Die Sary Bagysch sollen im Ganzen viel über 10000 Kibitken betragen.

Die Stamm-Abtheilungen sowohl wie auch die Unterabtheilungen sind einem steten Wechsel unterworfen und nicht streng nach den Geschlechtern geschieden, da jede bedeutendere Persönlichkeit durch seinen Einfluss verschiedene Aule an sich zieht und dadurch neue Stammbildungen entstehen, die oft den Namen ihrer Führer annehmen.

Die Leute vergessen aber ihre eigentliche Abstammung nicht, wenn sie auch einen neuen Geschlechts- oder Stammnamen annehmen. So gehören zu den oben erwähnten Kydyk, Leute aus den Stämmen *Sajak* und *Tscherik*, und zwar 300 Kibitken, ausserdem gehören 700 Kibitken der Sajak zu den Leibeigenen der Manapen. Der Stamm Sary Bagysch bestand etwa vor 70 Jahren aus vier Abtheilungen: Bulat, Temir, Nadyrbek und Tynai, während er jetzt aus fünf Stamm-Abtheilungen: *Isengül*, *Assyk*, *Tynai*, *Tschirikschi* und *Nadyrbek* besteht.

Statistische Uebersicht der Kara-Kirgisen nach Makschejeff:

I. Syr Darjanskaja-Oblastj.

1. Kreis Aulieta:

Geschlecht	Saru	1500	Kibitken
„	Kutschu	650	„
„	Bagysch	100	„
	im Ganzen	2250	Kibitken.

II. Semiretschinskaja Oblastj.

1. Kreis Tokmak:

Geschlecht	Sary-Bagysch	6300	Kibitken
„	Solty	7600	„
„	Sajak	2000	„
	im Ganzen	15900	„

2. Kreis Issik Köl:

Geschlecht	Bugu	9175	„
	im Ganzen Kara-Kirgisen	27325	Kibitken.

Digitized by Google

Rechnet man fünf Menschen auf jede Familie, so beträgt die kara-kirgisische Bevölkerung im Ganzen etwa 150 000 Köpfe.

Die Zahl der hier angegebenen Kibitken der Bugu ist geringer, als die von mir im Jahre 1862 angegebene, weil ein Theil des Geschlechtes in das Ili-Thal zu den Tarantschi ausgewandert war.

Die Kasak-Kirgisen. Die Kasak-Kirgisen, die, wie ich schon vorher gezeigt habe, seit altersher sich Kasak nennen, wurden nur aus Versehen von den Russen Kirgisen und von den Gelehrten und in officiellen Schriften Kyrgys-Kaisaken genannt, um sie von den eigentlichen Kirgisen zu unterscheiden. Die Kasak-Kirgisen sind unbedingt das grösste und zahlreichste Nomadenvolk türkischer Abkunft. Ihre Zahl beträgt gewiss bis zwei Millionen Köpfe und sie nomadisiren in der jetzt ganz zum russischen Reiche gehörigen Kirgisensteppe. Oestlich bis zu den Quellen des Irtisch und westlich bis zum Kaspischen Meere bei der Wolga-Mündung, südlich bis zu den mittelasiatischen Chanaten und nördlich bis zum mittleren Irtisch, der Ischim-Steppe und den Südabhängen des Ural-Gebirges. Wenn auch die Geschlechtsnamen uns aufs deutlichste beweisen, dass die Kasak-Kirgisen aus einem bunten Conglomerat der verschiedenartigsten Türkstämme unter Beimischung von Mongolen- und sogar Samojedenstämmen sich gebildet haben, so müssen wir dennoch constatiren, dass die Kirgisen in ihrer ganzen Ausdehnung sprachlich und social-politisch zu einem so festen Ganzen verschmolzen sind, dass wir berechtigt sind, sie als ein Volk zu bezeichnen, da ihnen das Bewusstsein der Volkseinheit und festen Zusammengehörigkeit überall innewohnt.

Wie ich schon bei der Geschichte der Kirgisen im vorigen Jahrhundert erwähnt habe, zerfallen die Kirgisen in drei grosse Abtheilungen (Horden = russ. ordý), die merkwürdiger Weise *dshüs* oder *düs* (hundert) genannt werden.

1. **Ulu-Dshüs** (das grosse Hundert), die grosse Horde. Sie nomadisirt jetzt südlich vom Balkasch-See, vom Alatau und Issik Köl, östlich bis nach Aulieta, Tschemkend, Türkistan und Taschkend. Der Stammname der grossen Horde ist Üissün. Die Horde zerfällt aber in eine grosse Anzahl von Geschlechtern. Den östlichen Flügel von der chinesischen Grenze bis zum Issik Köl bilden die *Suan* und die *Aldan* mit den Unterabtheilungen:

Digitized by Google

Bosun, *Ait Kystyk*, *Kysyl Pörük*, *Kongur Pörük*, *Sägis Sary Aldshan* und die *Tulat*; den westlichen Flügel die: *Sichym* bei Tschemkend, *Dshamys*, *Temir*, *Schymyr Botpai* bei Aulieta, *Kur Ulus* (das Volk des Idägä Bi), *Besch-täng-bala* (die fünf gleichen Kinder), *Sirgäli*, *Ysty*, *Otaktschy*, *Dshalair Schappas* bei Taschkend; als Leibeigene der Sultane kommen vor: *Kara Kalpak*, *Türükpän*, *Kangdy* und *Tölöngüt*.

2. **Orta-Dshüs** (das mittlere Hundert), die mittlere Horde. Sie besteht aus den Stämmen: *Argyn*, *Naiman*, *Kyptschak*, *Kiräi* und *Kongrat*.

Der Stamm Argyn nomadisirt am mittleren Irtisch, Tobol und Ischim u. s. w., also in dem nördlichsten Theile der Steppe und zerfällt in die Geschlechter: *Kara-kesäk*, *Schar-dshetim* (die vier Waisen), *Dshandshar*, *Törtaul* (die vier Aule), *Atygai*, *Altai*, *Terbisch*, *Tabakty*, *Borschy Karpak*, *Basäntin*, *Agysch*, *Kalkanam*, *Kandshygaly* (mit Riemen am Sattel), *Kosugan*, *Kök-Schal*.

Der Stamm Naiman nomadisirt vom mittleren Irtisch nach Osten, d. h. im Süden von den Argyn, an der chinesischen Grenze und am Balkasch. Er besteht aus den Geschlechtern: *Ergänäkti* östlich von den Quellen der Buchtarma, *Bulatty*, *Tärs-Tamgaly*, *Tört-Aul*, *Baganaly*, *Sadyr*, *Kendshe Kaptagai*, *Isengul*, *Abdan*, *Suan*, *Ak Bura* und *Sadyr*.

Der Stamm Kyptschak lebt im nordwestlichen Theile der Steppe bei den Flüssen Turgai, Ubagan, Tobol, Uja bis zur Stadt Troizk und zur Ust-Uiskaja Krepost. Er besteht aus den Geschlechtern: *Tory Aigyr*, *Tujuschka*, *Kytabak*, *Bultun*, *Kara Bulyk*, *Kündülän*, *Tana Buga*, *Usun* und *Kök Burun*.

Die Kiräi leben zum grössten Theile am oberen Irtisch unter chinesischer Oberherrschaft, aber auch in der westlichen Steppe bis Werchni-Uralsk. Sie zerfallen in die Geschlechter: *Abak-Kiräi*, *Kara-Kiräi* und *Tarakty*. Ueber die Wohnsitze der Kiräi am schwarzen Irtisch macht uns Potanin folgende höchst interessante Mittheilungen: Die Abak-Kiräi bewohnen den östlichen Theil des Irtisch- und des Saisan-Thales, die Kara-Kiräi den westlichen Theil. Die Abak-Kiräi bestehen aus zwölf Geschlechtern: *Dshantykai Dshadyk*, *Schirüüschi*, *Itäli*, *Karakas*, *Mulku*, *Schybar-Aigyr*, *Märkit*, *Itängmän*, *Dshüs Taban* (Kupfer-Sohle), *Sary Bas* (gelber Kopf), *Schimojyn*. Die Kara-Kiräi

Digitized by Google

hingegen zerfallen nur in drei Geschlechter: *Murun, Bai Dshigit* und *Tört Aul.*

Die Kongrat nomadisiren zum grössten Theile in der Gegend von Taschkend und sind mit den Kirgisen der grossen Horde verschwägert, so dass sie sich jetzt selbst zum grossen Theile zur grossen Horde rechnen. Sie zerfallen in zwölf Geschlechter, von denen sechs als *Alty-ata-Kökting-uly* (die sechs Söhne des Vater Kök), sechs als *Alty-ata-Köktöngschü* (sechs Väter *Köktöngschü)* bezeichnet werden. Ausser den Kongrat leben noch einige Geschlechter der *Naiman* und *Argyn* bei Taschkend, die sich ebenso wie der grösste Theil der Kongrat zur grossen Horde rechnen.

3. **Kischi-Dshüs** (das kleine Hundert), die kleine Horde. Sie nomadisirt nur in der westlichen Steppe und besteht aus dem grossen Stamme *Alschyn* und den vereinigten sieben Geschlechtern, die zusammen *Dshätti-urī* genannt werden.

Die Altschyn zerfallen in zwei Abtheilungen: *Älim-uly* und *Bai-uly.* Die *Älim-uly* nomadisiren am Syr Kuvan, Jangy Darja, an der Sandsteppe Kara Bursak und an der Mündung der Emba. Sie zerfallen in sechs Geschlechter: *Kara-Sakal, Karakisāk, Kitā, Tört Kara, Schümökñi* und *Schikti.*

Der grösste Theil der Bai-uly, nämlich die Geschlechter: *Adai, Scherkäs, Tana, Bai-bakty, Maskar, Kysyl-Kurt* (rother Wolf), *Isān-tämir, Dshappas, Alascha, Tastar,* nomadisirt zwischen dem Ural und der Emba und am Kaspischen Meere, ein Theil der *Adai* auf der Halbinsel Mangyschlak.

Ein Theil dieses Stammes ist zu Anfang dieses Jahrhunderts unter Anführung des Chan Bükäi in das astrachanische Gouvernement übergesiedelt und bildet jetzt die sogenannte innere oder Bukejewsche Horde.

Von den vereinigten sieben Geschlechtern hielt sich das Geschlecht *Dshagalbay* in der Umgegend der Festungen Werchne-Osersk und Werchne-Uralsk auf; die *Käptā* und *Tama* bei Orenburg und Uralsk; die *Tabyn* zum Theil ebendaselbst, zum Theil am Tobol und an der Emba; die *Kerāit* am Syr und endlich die Geschlechter *Telāü* und *Ramadan* im Winter bei den *Kerāit,* im Sommer bei den *Tabyn.* Ein Theil der kleinen Horde und zwar von den Geschlechtern *Ramadan* und *Alschyn* sind

nach Türkistan gezogen und leben bei Tschinas, während *Dshagalbaily*, *Tama* und *Tarakly* nicht weit von Taschkend hausen.

Die Stämme und Geschlechter sind, wie schon diese kurze Uebersicht beweist, oft bunt durcheinander gewürfelt; dies ist aber in viel grösserem Maasse der Fall, als diese Uebersicht veranschaulichen kann. Einzelne Individuen und Familien sind überall mit fremden Stämmen und Geschlechtern vereinigt. Dies erklärt sich dadurch, dass überall ein Geschlecht sich um bedeutende Persönlichkeiten sammelte und dass eine ununterbrochene Reihe von inneren Kämpfen stets neue Gruppirungen veranlasste. Jetzt, unter russischem Scepter, ist die Kirgisensteppe in Oblaste und Kreise eingetheilt und die Kirgisen jedes Kreises in Woloste und Aul-Bezirke, die theils nach den Geschlechtern, theils nach den zuerst in ihnen gewählten Upraviteln (Verwaltern) benannt sind. Diese Namen haben nun für die jetzigen Kirgisen mehr Bedeutung als die früheren Geschlechtsnamen und fangen an sich auch bei ihnen zu verbreiten. Dadurch entsteht eine solche Verwirrung, dass sie nur durch eine sorgfältige, ausgedehnte Untersuchung entwirrt werden kann. Da in den officiellen Berichten die Namen dieser Geschlechter, Woloste und Unterabtheilungen nicht nur verwechselt, sondern auch noch durch die falsche Auffassung der russischen Beamten entstellt werden, so ist es kaum möglich, dieselben als Material für eine statistische Uebersicht der Stämme zu benutzen.

Im Nachstehenden folgen die statistischen Nachrichten über die Kirgisen des General-Gouvernements Türkistan nach Makschejeff.

I. Syr-Darinskaja Oblastj.

1. Kreis Kasalinsk.

Kleine Horde:

Kischkinä Tschikti	14505	Kibitken
Chodsha Kiräi	525	„
Dürt-Karyn	2650	„
im Ganzen	17680	Kibitken

2. Kreis Perowsk.

Kleine Horde:

Schümökói	11325	Kibitken
Muschy	200	„

Scherkäs und Esäntämir	1850	Kibitken
Taba	1700	„
Kiräi	1500	„
Chodsha	700	„
Dshappas	3700	„
Bachtijar	2110	„
Mittlere Horde:		
Argyn und Naiman	510	„
Kyptschak	2900	„
Kara Kalpak	150	„

im Ganzen 26645 Kibitken.

3. Kreis Türkistan.

Grosse Horde:		
Dsheti-rū	760	Kibitken
Bäs-tamgaly	2000	„
Kongrat	3200	„

im Ganzen 5060 Kibitken.

4. Kreis Tschemkend.

Grosse Horde:		
Kongrat	330	Kibitken
Syrgaly	800	„
Schymyr	1600	„
Syikym	1600	„
Dshangys	1600	„

im Ganzen 5930 Kibitken.

5. Kreis Aulieta.

Grosse Horde:		
Schymyr	3500	Kibitken
Syikym	1500	„
Dshangys	700	„
Kangly	350	„
Kuralas	1050	„
Botpai	1100	„

im Ganzen 8200 Kibitken.

6. Kreis Taschkend.

Grosse Horde:		
Kongrat	890	Kibitken
Bas-tamgaly	330	„

Digitized by Google

Dulaty	380	Kibitken	52 Weiber
Syrgaly	1410	„	
Schanschykly	2000	„	
Kangly	1650	„	
Mittlere Horde:			
Argyn	350	„	
Naiman	115	„	
Kypschak	100	„	
Kleinere Horde:			
Ramadan	610	„	

im Ganzen 7835 Kibitken.

II. Semiretschinskaja Oblastj.

1. Kreis Wernij.

Grosse Horde:		
Dulat Tschapraschty	12096	Kibitken
Aldan Suan	5650	„
Dshalair	7321	„

im Ganzen 25073 Kibitken.

2. Kreis Kopal.

Mittlere Horde:		
Kaptagai Matai	1437	Kibitken
Kendshe Matai	1338	„
Atalyk Matai	1450	„
Esengul	2031	„
Torgulba	2254	„

im Ganzen 8410 Kibitken.

3. Kreis Sergiopol.

Mittlere Horde:		
Tusty	1961	Kibitken
Kulatscha	1292	„
Kara Kiräi	1685	„
Dshangy-uly	1756	„

im Ganzen 6694 Kibitken.

Alles in allem 103527 Kibitken
oder, 5 Menschen auf die Familie gerechnet, 550000 Menschen.

Aul Kitschigs[illegible] Angaben beschäftigen sich mit dem Ac[illegible]

im Kreise Kasalinsk 4000 Kibitken
„ „ Perowsk 6000 „

in den übrigen Kreisen ist die Zahl der Ackerbauer nicht angegeben.

Besonders führt Makschejeff folgende Zahl der Kibitken der *Karakalpaken* auf:

Kreis Taschkend 420 Kibitken
„ Perowsk 150 „
im Ganzen 570 Kibitken.

9. Die Baraba-Tataren.

Die Baraba-Tataren wohnen noch jetzt in der zwischen dem Irtisch und Ob liegenden Baraba-Steppe. Die grosse Poststrasse sowie die zu beiden Seiten derselben angelegten russischen Ansiedelungen haben diese Tataren mehr und mehr aus den fruchtbaren Gegenden der Steppe in die Sümpfe der Wälder gedrängt, wo sie noch jetzt in einer grossen Anzahl kleiner Dörfer und Häusergruppen leben. Die Baraba-Tataren waren bis zu Anfang dieses Jahrhunderts zum grossen Theil Heiden, sind aber jetzt alle zum Mohammedanismus übergegangen. Sie zerfallen in sieben Wolostje, von denen jeder unter einer besonderen Uprava steht. Die Namen der Wolostje sind ebenso, wie die Namen der Dörfer, zum grössten Theil Geschlechts- und Stammnamen. Die von mir bei meinem Aufenthalt in der Baraba-Steppe 1865 angefertigte statistische Uebersicht der Wolostje und Aule wird am besten die Verbreitung der Baraba-Tataren veranschaulichen:

1. Tereninskaja Uprava (Geschlecht *Täränä*), an den Ufern der Flüsse Kargat, Jarki und am See It-kul.

Aul	Schabyk	19	Männer	23	Weiber
„	*Schabyk*	14	„	11	„
„	*Korgosch*	10	„	10	„
„	*It-köl*	26	„	19	„
„	*Kasyr*	9	„	9	„
		78	Männer	72	Weiber

im Ganzen 150.

2. Tschonskaja Uprava (Geschlecht *Tary*), am Uba-See und im Systeme des oberen Om.

Digitized by Google

Aul	*Kulgan*	46	Männer	52	Weiber
„	Uba	17	„	18	„
„	Kalmak (getaufte Tat.)	3	„	7	„
„	Ischar	14	„	13	„
„	Meksejewa	23	„	21	„
		103	Männer	111	Weiber

im Ganzen 214.

3. Barabinskaja Uprava (Geschlecht *Baraba*), am mittleren Om und im Norden des Kulunda-Sees.

Aul	Tindi	105	Männer	106	Weiber
„	Nikschi	23	„	23	„
„	Kütäs	38	„	32	„
„	Kasim	32	„	25	„
„	Bir Köl	26	„	21	„
„	Ösin	75	„	65	„
„	Kurapkai	20	„	27	„
„	Schagyr	70	„	73	„
„	Janyng	20	„	23	„
„	Ürgül	49	„	34	„
„	Kyrtschyk	16	„	14	„
„	Uba	11	„	13	„
„	Jangyldy (unter diesen befinden sich 13 Neugetaufte)	43	„	50	„
„	Küvärli	13	„	10	„
„	Schibi	126	„	137	„
„	Kara-Su	8	„	9	„
„	Sartlan	22	„	16	„
„	Munk	27	„	26	„
„	Tartas	17	„	19	„
„	Schalu	15	„	4	„
„	Koschköl	64	„	64	„
„	Ajaly	23	„	24	„
„	Arsakly	14	„	13	„
		857	Männer	828	Weiber

im Ganzen 1685.

4. Turaschskaja Uprava (Geschlecht *Kölöbö*), an den Flüssen Kama, Tartas und dem oberen Tara.

Aul	Kitschi Schäbis	72	Männer	80	Weiber
„	Ulu Schäbis	54	„	45	„
„	Beläkschä	88	„	84	„
„	Tarschamul	160	„	174	„
„	Kikschugim	7	„	5	„
„	Küsäbä	22	„	16	„
„	Kölöbö	27	„	27	„
„	Alat	5	„	7	„
„	Tschyrgargy	23	„	26	„
„	Katschabum	6	„	3	„
„	Kaimak	11	„	11	„
„	Mangutsun	23	„	20	„
„	Kulba	7	„	3	„
„	Kultsyn	13	„	9	„
„	Aramtsas	27	„	20	„
„	Kotsugats	46	„	50	„
„	Uluts	49	„	50	„
„	Kurmysch	8	„	6	„
„	Kürschä	4	„	1	„
„	Ürüs Kargalu	42	„	40	„
„	Semenova	20	„	16	„
		714	Männer	693	Weiber

im Ganzen 1407.

5. Tunuschskaja Uprava (Geschlecht *Longa*), im Westen der Kölöbö, südlich von der mittleren Tara bis zum Om.

Aul	Kändirlü	44	Männer	51	Weiber
„	Jarkun	15	„	8	„
„	Kischi Ugui	31	„	33	„
„	Äski Ugui	40	„	50	„
„	Kutai Köl	21	„	14	„
„	Atbalyk	9	„	12	„
„	Kischi Mangyt	22	„	23	„
„	Bagujan	22	„	24	„
„	Tsäkü	50	„	43	„
„	Tsuratsun	26	„	14	„
„	Agats-aul	14	„	11	„
„	Maisas	47	„	38	„

Digitized by Google

Aul	Janaba	34 Männer	35 Weiber
„	Sarybalyk	9 „	5 „
		384 Männer	361 Weiber
		im Ganzen	745.

6. Lübäiskaja Uprava (Geschlecht *Lüväi*), nördlich vom Om.

Aul	Lüväi	57 Männer	46 Weiber
„	Temir	8 „	5 „
„	Mantysch	3 „	3 „
„	Säykä	39 „	42 „
		107 Männer	96 Weiber
		im Ganzen	203.

7. Kargalinskaja Uprava (Geschlecht *Kargalī*), nördlich vom Om. Es fehlt mir die Angabe der Dörfer, ich finde aber in meinem Tagebuche die Gesammtangabe

118 Männer 113 Weiber

zusammen 231.

Kopfzahl der Baraba-Tataren 4635.

Ich muss hierzu bemerken, dass mir allgemein versichert wurde, dass die Einwohnerzahl der Baraba-Tataren jährlich im Abnehmen begriffen sei, was uns auch das an vielen Orten bezeichnete Uebergewicht der weiblichen Bevölkerung bestätigt.

10. Irtisch- und Tobol-Tataren.

Die Tobol- und Irtisch-Tataren sind ein Gemisch von schon vor vielen Jahrhunderten bedrängten Tatarstämmen, von im XV. und XVI. Jahrhundert von Süden aus den Chanaten nach Norden eingewanderten Tataren, sogenannten *Sart* oder *Bucharen*, und endlich von zum Theil verschickten, zum Theil freiwillig eingewanderten Wolga-Tataren. Am stärksten ist das letzterwähnte Element in dem Tjumenschen und Jalutrowschen Kreise des Tobolsker Gouvernements vertreten, besonders an den Flüssen Tura und Tobol, wo sich auch eine sehr grosse Anzahl von Bucharen und Sarten noch nach der Eroberung der Russen niedergelassen hat. Diese bunte Zusammenwürfelung von verschiedenen tatarischen Einwohnern macht es erklärlich, dass die Tjumen- und Jalutrow-Tataren jede Stamm- oder Geschlechts-

Digitized by Google

erinnerung verloren haben und sich gerade wie die Wolga-Tataren nur durch ihre Religion als Ganzes fühlen und deshalb ihre Nationalität mit der Religion identificiren, indem sie sich nur *Muselman* nennen; ausserdem nennen sich die an der Tura und in der Gegend von Tjumen wohnenden Tataren noch *Tümänlik*.

Weniger verwischt ist die Geschlechtserinnerung bei den Tataren des Tobolsker Kreises, was sich dadurch erklärt, dass der grösste Theil dieses Gebietes entfernt von der grossen Poststrasse liegt und, als hier das bessere Land bald von russischen Einwohnern eingenommen wurde, die tatarische Bevölkerung sich in die Wälder zurückzog und dort sich mehr und mehr isolirte und verkümmerte.

Am reinsten haben sich die Stämme im Kreise von Tara erhalten, weil sie hier von der grossen Verkehrsstrasse ganz isolirt lebten. Hier tragen die Wolostje noch ausschliesslich dieselben Stammnamen, wie sie uns die sibirische Geschichte vom XVII. Jahrhundert nennt. Ich will daher die hier einschlagenden statistischen Nachrichten mit dem Tara-Kreise beginnen, dann zum Tobolsker Kreise und zuletzt zum Tjumener und Jalutrowschen Kreise übergehen.

I. *Tara-Tataren* nennen sich *Tarlyk*.

Die Hauptmasse dieser Tataren wohnt an den Ufern des Irtisch, von der Taramündung bis zum Tobolsker Kreise und nicht weit vom Irtisch an den kleinen Nebenflüssen desselben oder den südlich vom Irtisch liegenden Seeen. Sie zerfallen in Einwanderer, Buchary und Sart genannt, die hier einen eigenen Wolostj bilden, und sind alte tatarische Einwohner der Geschlechter *Turaly, Ajaly, Kürdak, Sargat*. Officiell sind sie in fünf Wolostje getheilt: *Bucharskaja, Ajalinskaja, Kourdakskaja, Tawskoutskaja* und *Sargatskaja*, welche aber nur im Allgemeinen den obengenannten Geschlechtern entsprechen. So werden z. B. die Turaly zum Bucharischen Wolostj gezählt. Nach mir vom Achun des Tara-Kreises gemachten Angaben war die Bevölkerungszahl im Jahre 1866 in den obengenannten Wolostjen folgende:

1. Bucharskaja Wolostj, bestehend aus Turaly und den nach Russland ausgewanderten Sart; (den Wolostj *Jangy-Aul* und *Scheichlar-Aul*) 1714 M. 1690 W.

Digitized by Google

2. Ajalinskaja Wolostj (unter anderen die Dörfer Pernäsch, Züplä, Ingsäs Tsortanly, Tarlar Börgümak, Taslar, Läbäläk Chodsha-aul, Kysylgasch, Kyrgap, Atak, Orutsch)	1820 M.	1493 W.
3. Kourdakskaja Wolostj mit den Dörfern: Gross- und Klein-Kowy, Usch-Tamak, Täppisch, Asy, Bai Bakty, Ischim-Tamak u. a. m.	522 „	563 „
4. Tawskontuskaja Wolostj mit den Dörfern Mulkar, Schakar, Utus, Tawa, Kitau u. a. m.	393 „	418 „
5. Sargatskaja Wolostj	734 „	640 „
	5183 M.	4804 W.
im Ganzen	9987.	

Die officiellen Angaben des Verzeichnisses der Städte und Dörfer des Tobolsker Gouvernements geben andere Zahlen und zwar nach Nachrichten des Jahres 1868—1869:

Tatarische Dorfbewohner des Tara-Kreises mit Einschluss der Bucharen	3938 M.	3724 W.
Stadtbewohner	108 „	96 „
	4046 M.	3820 W.
im Ganzen	7866.	

Eine solche Abweichung ist mehr als auffallend, da eine solche Verminderung im Laufe von 2—3 Jahren unmöglich ist.

II. *Tobol-Tataren.*

Die Tobol-Tataren leben in der Hauptmasse am Irtisch, vom Tara-Kreise bis zur Stadt Tobolsk und am Tobol zwischen Tobolsk und dem Tjumener Kreise. Nördlich von Tobolsk haust eine viel geringere Bevölkerung der Tataren.

Die Tataren am Irtisch und am Tobol, in der Nähe von Tobolsk, bestehen zum grössten Theile aus früheren tatarischen Einwohnern, während weiter nach Westen und in der Gegend der Stadt Tobolsk viele Bucharen oder Sarten und auch Wolga-Tataren leben. Diese Tataren-Stämme genau auseinander zu halten, ist unmöglich.

Zuerst will ich die statistischen Angaben, wie wir sie in dem Verzeichnisse der Dörfer und Städte des Tobolskischen

Gouvernements vorfinden, hier aufführen. Nach diesen Angaben lebten im Tobolsker Kreise im Jahre 1868—1869 von Tataren:

im 1. District	(zwischen Tobolsk-Tjumen)	2938 M.	2565 W.
„ 2. „	(zwischen Tobolsk-Tara)	4058 „	3663 „
„ 3. „	(nördlich von Tobolsk)	1066 „	1027 „
in der Stadt Tobolsk		211 „	177 „
		8062 M.	4732 W.

im Ganzen 15704.

Die Tobolsker Tataren zerfallen in folgende Wolostje, die zum Theil noch den jetzt vergessenen Tataren-Geschlechtern entsprechen:

1. Karagaiskaja Wolostj, früher Geschlecht *Kūrdak.*

2. Ischtäkskaja Wolostj, früher Geschlecht *Ischtāk*, also offenbar Nachkommen der Ostjaken, die noch heute von den Tataren Ischtäk genannt werden. Dieser Wolostj liegt hauptsächlich auf dem grossen Post-Wege.

3. Wagaiskaja Wolostj, nach dem Flusse Wagai genannt. In der Gegend von Tobolsk.

4. Uvatskaja Wolost, Geschlecht *Togus*, lebt an der Grenze der östlichen Tundern, werden daher auch *sas-kalky*, das Sumpfvolk, genannt. (Ich erinnere an das Geschlecht *Togus* bei den Schwarzwald-Tataren und das Geschlecht *Togus Bai* bei den Kyptschak im Serafschan-Thale).

5. Bucharskaja Wolostj, zum grössten Theile von Sart bewohnt, nicht weit von Tobolsk.

6. Goradowaja Wolostj, der städtische Wolostj, früher mit dem Wagaiskaja Wolostj verbunden, jetzt allein verwaltet.

7. Tschuwaltschikskaja Wolostj, bewohnt vom Geschlechte *Tsuwaltsyk.*

8. Jaskalbinskaja Wolostj, Geschlecht *Jaskalby*, zum Theil nördlich von der Stadt Tobolsk.

9. Nanginskaja Wolostj, Geschlecht *Nanga*, nördlich von der Stadt, hauptsächlich am Irtisch. Das nördlichste Dorf, das die Tataren dieses Geschlechtes bewohnen, ist das Dorf Jasaulskije Jurten am Irtisch, welches sich 148 Werst nördlich von der Stadt Tobolsk befindet.

10. Babasauskaja Wolostj, liegt zwischen den Städten Tobolsk und Tjumen.

III. *Die Tataren der Kreise Tjumen, Jalutrowsk und der übrigen Kreise des Tobolskischen Gouvernements.*

Wie ich schon vorher erwähnt, sind diese Tataren ein Mischvolk von alten Einwohnern des Irtisch, Bucharen und Wolga-Tataren. Da es unmöglich ist, hier irgend welche Stammerinnerungen zusammenzustellen, so will ich mich damit begnügen, das Verzeichniss der Dörfer und Städte des Tobolskischen Gouvernements anzuführen.

Im Jahre 1868—1869 wohnten Tataren:

1) im Tjumenschen Kreise:

1.	District (südwestlich von Tjumen)	595 M.	499 W.
2.	„ (östlich von Tjumen)	3277 „	3008 „
3.	„ (nördlich von Tjumen)	922 „	775 „
	in der Stadt Tjumen	5 „	2 „
		4799 M.	4284 W.

im Ganzen 9083.

2) im Jalutrowschen Kreise:

1.	District (östlich von Tobolsk)	1846 M.	1179 W.
2.	„ (westlich von Tobolsk)	916 „	915 „
	in der Stadt Jalutrowsk	3 „	2 „
		2262 M.	2096 W.

im Ganzen 4356.

In den übrigen Kreisen des Tobolskischen Gouvernements giebt es nur eine tatarische Ansiedelung im Turinskischen Kreise; dies ist das Dorf Kurtumowa, welches 53 Werst von Turinsk am Kurtumowschen See gelegen ist und 87 Einwohner zählt. Sonst leben in allen diesen Kreisen der Städte nur sehr vereinzelt Tataren-Familien. Das Verzeichniss der Städte und Dörfer des Tobolsker Gouvernements macht über diese folgende Angaben:

Turinsker Kreis:

	in Dörfern	40 M. 47 W.
	in der Stadt	2 „ — „
	in der Stadt Beresow	7 „ 7 „
	in der Stadt Ischim	19 „ 12 „
	in der Stadt Kurgan	5 „ — „
		73 M. 66 W.

im Ganzen 139.

IV.

Die östlichen, nichtmohammedanischen Türkstämme Westsibiriens.

1. Die Altajer oder Altajische Bergkalmücken. Verwaltung. Die Saisane. Physische Beschaffenheit. Kleidung, Wohnung. Beschäftigungen: Viehzucht, Jagd, Ackerbau. Häusliche Beschäftigungen. Nahrung. Feste. Charaktereigenthümlichkeiten. Laster und Tugenden. Namengebung. Hochzeitsfeierlichkeiten. Begräbnisse. Die getauften Kalmücken und die Missionen. — 2. Die Teleuten. Besuch der Dörfer Ur, Solkoi, Ulus Schandy, Ulu Aul. Lieder der Teleuten. Versmass. Das Lied von den fünf Kasak. Loblied auf den Altai. Die Märchenrecitationen. Klagelied der Elster. — 3. Die Schor. a) Tataren des Tom; b) Tataren am Mrass; c) Tataren an der Kondoma. — 4. Die Lebed-Tataren und Kumandiner. — 5. Die Schwarzwald-Tataren. — 6. Die Abakan-Tataren. Die beiden Culturgruppen derselben. Eigenthümliche Sitten und Gebräuche. Die Heldenmärchen der Abakan-Tataren.

Wenn ich ein Bild des Lebens und Treibens der Türkstämme Westsibiriens zu entwerfen gedenke, so bin ich gezwungen, alle diejenigen Stämme, die den Altai und das Jenissejische Gouvernement bewohnen, zusammenzufassen und dies vermag ich nicht besser zu thun, als wenn ich sie mit dem ihnen allen zukommenden Namen der nichtmohammedanischen Stämme bezeichne. Ich finde keine treffendere Bezeichnung, denn obgleich sie grösstentheils Heiden sind, will ich diesen Namen doch vermeiden, da ein grosser Theil dieser Stämme wenigstens officiell als Christen gezählt wird. Eine Gleichheit ihres socialen Lebens ist ebenfalls nicht als charakteristisch hervorzuheben, da sie theils Nomaden, theils angesiedelt als Ackerbauer, theils als wurzelessende Waldbewohner und Fischer und zuletzt sogar als Rennthiere haltende Streifvölker (brodjatschije) bezeichnet werden müssen.

Digitized by Google

Charakteristisch für alle diese Völker ist allein das Moment, dass sie den kleinen Bruchtheil der Türken bilden, auf den die mohammedanische Kultur keinen Einfluss ausgeübt hat, was sich bei ihnen in Sprache und Sitten kundthut. Alle diese Völker entbehren, ausser den Teleuten, eines eigenen Volksnamens, es sind eben nur Stämme und Stämmchen, die, wie wir in Capitel III gesehen haben, durch die Völkerströmungen der Eroberungszüge Mittelasiens hier in den nördlichen Wald- und Felsengebirgen versprengt sind und daher zum grössten Theil jegliches die Stämme verbindendes Volksbewusstsein und das Andenken an eine gemeinschaftliche Vorgeschichte verloren haben. Nur bei den Teleuten und den altajischen Bergkalmücken finden wir Spuren eines solchen Volksbewusstseins und besonders bei letzteren eine durchgängige Gleichheit der Sitten, Lebensweise und Sprache, so dass wir uns erlauben dürfen, sie mit den Namen eines Volkes zu bezeichnen. Dies ist auch der Grund, der mich veranlasst, meine Schilderung des Lebens der nichtmohammedanischen Türkstämme mit den altajischen Bergkalmücken zu beginnen und mich zu bemühen, von ihnen ein mehr zusammenfassendes, einheitliches Lebensbild zu entwerfen, während ich mich bei der Schilderung des Lebens der übrigen Stämme mehr oder weniger mit dem Vorführen vereinzelter Schilderungen aus meinen Tagebüchern begnügen muss.

1. Die altajischen Bergkalmücken.

Die Sprache und Lebensverhältnisse veranlassen mich, mit diesem Namen alle diejenigen Türkstämme zu bezeichnen, die das altajische Steingebirge (russ. *Kamenj*, tat. *Taiga*) bewohnen und die sich zu der Zeit, als ich den Altai bereiste, scharf von einander trennten, ich meine die *Altajer* (Alta Kishi) und die *Dwojedaner* (Tschüi Kishi). Diese scharfe Trennung ist aber erst sehr spät eingetreten und eine Folge der Geschichte des vorigen Jahrhunderts, indem alle diejenigen Stämme, die sich dem russischen Scepter unterwarfen, sich Altajer nennen, während diejenigen Stämme, die sich China unterwarfen und dann in ihre alten Wohnsitze des östlichen Altai auf russisches Gebiet als chinesische Unterthanen zurückkehrten und bis zum Jahre 1866 den Chinesen und Russen Tribut zahlten, als doppelzinspflichige Stämme (Dwojedanzi) bezeichnet werden. Sowohl die Altajer wie auch die Dwojedaner erinnern sich noch ihrer Zugehörigkeit zum Reiche

Digitized by Google

der Kalmücken oder Westmongolen und nennen sich daher noch zum Theil Kalmak oder Oirot, wenn auch in der letzten Zeit diese Stammesbezeichnung mehr und mehr verloren geht. Ihr eigentlicher Volksname ist aber Telengit oder Telenget, er hat sich aber nur noch im Bewusstsein der Dwojedaner erhalten. Wie ich schon im III. Capitel gezeigt, bildeten einst die altajischen Bergkalmücken mit den Teleuten ein grösseres Türkvolk.

Gegenwärtig zerfallen die altajischen Bergkalmücken in neun Saisanschaften, von denen sieben Altajer und zwei Dwojedaner sind. An der Spitze jeder Saisanschaft steht ein Saisan und unter dem Saisan einige Temitschi, von denen jeder wiederum einige Schülöngü als Gehilfen hat. Die Familien der Saisane und der Temitschi bilden die alten Fürsten- und Adelsgeschlechter, die Würde ist bis jetzt erblich.

Zur Zeit des Dsungaren-Reiches gab es aber nach Angabe der Altajer bei ihnen nur fünf Saisane, und daher bezeichnen sie auch diese als *uktū* (von Geblüt). Von den jetzigen Saisanen sind nur vier *uktū* und stehen beim Volke in höherem Ansehen. Wie hoch die Abstammung der Saisane geschätzt wird, beweist schon hinlänglich der Umstand, dass überall im Volke der Stammbaum derselben bekannt ist. Nach den mir gemachten Angaben unterwarfen sich die Russen folgende vier Saisane von Geblüt:

1. Kuduk vom Geschlechte *Kyptschak*,
2. Püdükö vom Geschlechte der *Yrgyt*,
3. Kökküsch vom Geschlechte der *Totosch*,
4. Puktus vom Geschlechte der *Mundus*.

Stammbäume der Saisane.

1. Das Geschlecht *Kyptschak:*

   Kuduk
   Kasak
   Küstöi
   Muklai erste Saisanschaft.

2. Das Geschlecht *Yrgyt:*

   Pödükö
   Kürüskö
   Mäträi
   Tokojok
   Pöpösch zweite Saisanschaft.

3. Das Geschlecht *Mundus:*

Puktus
Nadu;

dieser entzweite sich mit den Beamten und wollte nach China gehen, daher wählte man an seine Stelle den Temitschi

Pekisch
Pakai
Adarū
Apanasch
Kurtu sechste Saisanschaft.

4. Das Geschlecht *Totosch* — zwei Saisane:

Kötüsch	Namkai
Naimanak	Totoku
Müschtöi	Kütschügüsch
Padrai dritte Saisanschaft.	Kupa vierte Saisanschaft.

Unter Totoku fiel einer der Temitschi Köskölök ab und erkaufte sich die Saisan-Würde; er war vom Geschlechte der *Naiman.* Sein Stammbaum ist:

Köskölök
Pabak
Tatarak fünfte Saisanschaft.

Die siebente Saisanschaft ist die am wenigsten geachtete, weil sie nicht nur nicht von Geblüt ist, sondern sogar andere Unterbrechungen der Nachfolge des Saisans stattgefunden haben.

Der Temitschi Katyra aus dem Geschlechte der Tölös, das zu den Chinesen übergegangen war, unterwarf sich den Russen. Als er die Saisan-Würde erhalten sollte, starb er und sein Sohn Önök wurde Saisan. Dieser hatte von seinem Weibe keine Kinder, wohl aber zwei Söhne von einer Dienerin. Der älteste derselben folgte seinem Vater, allem Widerspruche des Volkes ungeachtet. Der jüngere Bruder Oijon wusste sich bei den russischen Beamten Freunde zu machen und verdrängte seinen Bruder aus der Saisan-Würde. Von da ab regelrechte Nachfolge.

Katyra
Önök
Tschotyi Oijon
Pelenek
Tschappan siebente Saisanschaft.

Digitized by Google

Tabelle der Temitschi der Altajer:

			Geschlecht
1. Muklai Saisan	2 Temitschi	Makpusch	Köbök
		Kyschtarak	Kyptschak
2. Pöpösch Saisan	7 Temitschi	Taibyry	Yrgyt
		Subuk	
		Maska	
		Tübügösch	Sojong
		Tarbagan	
		Sasan	Sary Almat
		Köirük	Kobolū
3. Kupa Saisan	5 Temitschi	Jymak	Totosch
		Kögösnök	
		Ajuku	
		Schima	Kärgil
		Tatalyk	
4. Tatarak Saisan	5 Temitschi	Jyltyr	Naiman
		Jiläk	
		Sangsar	
		Sibiräk	
		Buitup	Tongschon
5. Kurtu Saisan	5 Temitschi	?	?
6. Padrai Saisan	5 Temitschi	?	?
7. Tschappan Saisan	3 Temitschi	Sarybala	Tölös
		Tatarschka	
		Ostonok	

Ueber den Stammbaum der beiden dwojedanischen Saisane weiss ich nichts zu melden, beide wurden mir als *uktū* (von Geblüt) genannt; sie heissen Tschitschkan Saisan vom Stamme der Tölös und Mangdai Saisan, der Sohn des Mongul Saisan vom Stamme der Kyptschak.

In ihrem Aeusseren unterscheiden sich die altajischen Saisane durchaus nicht von den übrigen Kalmücken. Nur einige erhalten von der russischen Krone einen mit Goldlitzen benähten Kaftan, diesen tragen sie aber nur, wenn sie sich den russischen Beamten vorstellen. Die dwojedanischen Saisane, Temitschi und Schülöngü erhielten früher von der chinesischen Regierung die Beamtenmützen mit den Rangabzeichen. Die Saisane den blauen durchsichtigen Mützenknopf der Ugheri-da (Obristen) und eine Pfauenfeder, die Temitschi den blauen Mützenknopf des Dshergi

Janggin und die Schülöngü den durchsichtigen weissen Knopf des Tunda Boschko. Obgleich sie jetzt nur der russischen Regierung unterthan sind, habe ich dennoch im Jahre 1870 sie immer noch die chinesischen Rangabzeichen tragen sehen.

Die Saisan-Würde ist, wie ich schon erwähnt, bis jetzt erblich und geht vom Saisan auf den ältesten Sohn oder auf den ältesten Vezwandten über. Jedoch bedarf es zur Erlangung der Würde der Bestätigung der russischen Regierung und der Einwilligung des Volkes. Dass die Saisan-Ernennung nicht endgültig geregelt ist, beweist der Umstand, dass früher durch Bestechung von Beamten Unregelmässigkeiten in der Nachfolge gegen alle Einsprache des Volkes durchgeführt und zuletzt auch vom Volke sanctionirt wurden. Bei Unmündigkeit des Nachfolgers übernimmt die Mutter oder ein naher Verwandter, in Gemeinschaft mit den Temitschis, dessen Würde ebenfalls erblich ist, die Verwaltung der Saisanschaft.

Die Unterthanen der verschiedenen Saisanschaften wohnen bunt durcheinander, aber jeder Schülöngü kennt alle seine Unterthanen und jeder Altajer kennt seine Saisanschaft. Verzeichnisse der Saisan-Unterthanen sind nicht vorhanden, trotzdem entsteht nie ein Streit über die Zugehörigkeit der einzelnen Mitglieder.

Der Krone gegenüber hat der Saisan die Verpflichtung, den Kalan (Abgaben von Jassak) einzusammeln, der 1860 für jeden Mann einen Rubel betrug. Weiber und Kinder sind zwar persönlich abgabenfrei, jedoch werden für jede Familie noch etwa drei Rubel gezahlt. Die Abgabe wird in Pelzwerk entrichtet, Grauwerk (Eichhörnchen), Fuchs, Marder und Zobel werden hierbei angenommen. Die Verpflichtung der Saisanschaft ist, eine bestimmte Zahl von Fellen einzuzahlen, um die Eintreibung und Vertheilung der Steuerlast kümmert sich die Regierung gar nicht, sie gilt als innere Stammesangelegenheit. Der Saisan bringt mit einem Temitschi den Kalan nach Biisk oder schickt ihn durch einen Vertrauensmann dorthin, liefert ihn in die Biisker Kasse, von wo er an das Cabinet des Kaisers nach Petersburg geschickt wird.

Dem Volke gegenüber übt der Saisan Gerichts- und Polizeigewalt aus. Streitigkeiten und Vergehen werden ihm angezeigt, dann beruft er in ernsteren Fällen einige seiner Temitschi und die betreffenden Personen und Zeugen und schlichtet die An-

Digitized by Google

gelegenheit nach hergebrachter Sitte. Unbedeutendere Fälle entscheidet der Saisan allein. Gehören die Parteien zu verschiedenen Saisanschaften, so müssen die betreffenden Saisane in Gemeinschaft das Urtheil fällen. Sind die Parteien nicht zufrieden gestellt, so wenden sie sich an die Behörde nach Biisk und diese bringt die Angelegenheit vor das Volksgericht, das ein oder mehrere Male vom Isprawnik von Biisk an einen bestimmten Ort berufen wird und wo unter Vorsitz der russischen Beamten (Isprawnik und Sassjedatel) Saisane und ein grosser Theil der angesehenen Kalmücken sich versammeln. Im Jahre 1860 wurde Ende Juli ein solches Volksgericht an den Ufern des Kenggi-Sees berufen. Ich war mit dem Sassjedatel dorthin geeilt und traf noch etwa 30 Jurten voll Kalmücken hierselbst. Leider wurde aber das Gericht plötzlich aufgehoben, da der Isprawnik und Sassjedatel nach Biisk berufen wurden, und ich hatte daher keine Gelegenheit, diesem Gerichte beizuwohnen. Es soll beim Volksgerichte auch nach hergebrachter Sitte gerichtet werden, nur im Falle, dass keine Einigung der Parteien erfolgt, kann das russische Gesetz angewendet werden. Hier ist der Vorsitzende der russische Beamte und drei Saisane sind die Beisitzer; über die Entscheidungen des Gerichtes wird keine Appellation zugelassen. Die Strafgewalt der Saisane beschränkt sich auf kleinere Vermögensstrafen und auf 50 Hiebe, andere Strafen kennt das Kalmückenrecht nicht. Vom russischen Gerichte in Biisk werden nach russischen Gesetzen schwere Verbrechen, wie Mord, Raub, Brandstiftung etc., gerichtet und ausserdem Streitigkeiten zwischen Kalmücken und Russen.

Dass bei der weiten Entfernung des Altai von der Central-Behörde in Tomsk und dem niederen Bildungsstandpunkte der Altajer sich de facto die Verwaltungs-Verhältnisse der Altajer etwas anders gestalten als de jure, ist selbstverständlich. Der russische Beamte kümmerte sich wenigstens zu der Zeit, wo ich den Altai besuchte, sehr wenig um die hergebrachte Sitte und um das Saisanrecht, er betrachtete die Saisane nicht viel besser als wie einen Wolostj-Aeltesten der russischen Bauern und änderte, durch persönliche Vortheile veranlasst, oft schon gefällte Entscheidungen der Saisane. So sind mir mehrere Fälle bekannt, wo Kalmücken gegen jedes Recht für Polizeivergehen in Biisk eingesperrt wurden, wo der Beamte selbst den Saisan bestrafte. Dies Alles sind aber Uebertretungen, die den Ver-

hältnissen des Landes nach nicht zu vermeiden sind. Mehrmals sind Saisane nach Tomsk gegangen, ja sogar zum Kaiser nach Petersburg gereist, und jedesmal wurde ihnen dann ihr Recht ungeschmälert gewährt und der betreffende Beamte entfernt. Aber für Kleinigkeiten entschliesst sich Niemand gern den Beschwerdegang zu betreten, er kommt ihnen theurer zu stehen, als die kleine Ungerechtigkeit. Denn der sibirische Russe sagt selbst seufzend:

„Gott wohnt hoch oben
Und bis zum Zaren ist's weit!"

So lange die Dwojedaner als chinesische Unterthanen galten, hatten die Saisane, Temitschi und Schülöngü derselben den Russen gegenüber keine andere Verpflichtung, als: 1. den Kalan zu zahlen (dieser bestand in 160 Maral- und Elennthierfellen im Werthe von 200 Rubel und wurde im October nach Biisk geliefert); 2. für Ordnung und Ruhe zu sorgen, den russischen Beamten die nöthigen Pferde zu stellen und das Eigenthum der ihr Gebiet bereisenden russischen Unterthanen zu schützen. Alle inneren Angelegenheiten ordneten die Saisane selbst, natürlich unter Aufsicht des chinesischen Beamten im Piquet Sök. Da dieser aber das russische Gebiet nicht betreten und keinen Unter-Beamten zu ihnen schicken durfte, so waren die Saisane in ihrer Verwaltung vollkommen selbständig. Die Abgaben zahlten die Dwojedaner den Chinesen im Februar, und zwar die Saisane selbst in der Stadt Kobdo. Sie hatten hier 2 Zobel = 60 Eichhörnchen für jeden Mann zu zahlen. Dafür erhielten sie aber in Kobdo Geschenke von der chinesischen Regierung. 12 Silberbarren (Jamba) und 12 Arschine Kaufa-Seide für die Beamten und 90 Stück Duba (Baumwollenzeug) für die Unterthanen jeder Saisanschaft. Somit haben die Chinesen von dieser Unterthanenschaft nicht viel Vortheil gehabt, da die Dwojedaner die schlechtesten Zobel als Abgabe nach China sandten.

Streitigkeiten zwischen Dwojedanern und Altajern vermittelten zuerst Schiedsgerichte, die von den Saisanen ernannt wurden. Kam hier eine Einigung nicht zu Stande, so wendete sich der russische Unterthan an das russische Gericht und der chinesische nach China. Dann wurde der Process bei der Gesandtschaft in Peking geschlichtet. Solche Processe gehörten zu den grössten Seltenheiten, kamen aber doch auch vor. Ich selbst wohnte der Verhandlungen bei, die der Sassjedatel eines solchen Processes

wegen mit dem Saisan Mangdai führte. Es war in Peking entschieden worden, dass der dwojedanische Schuldner 81 Ochsen zu zahlen hatte und zwar für eine ursprüngliche Schuld im Werthe von einem Rubel; der Process zog sich schon über 20 Jahre hin. Der Sassjedatel forderte die Zahlung im Auftrage der russischen Regierung. Als der Saisan sich weigerte, drohte er mit Execution. In Folge dessen fanden wir bei unserer Rückkehr keine einzige Dwojedaner-Jurte an der mittleren Tschuja und der Sassjedatel kehrte unverrichteter Sache zurück. Fama erzählte damals, es wäre für den Beamten selbst vortheilhaft gewesen, die Eintreibung der Schuld aufzuschieben, denn solch ein Recht des Eintreibens von Schulden sei so gut wie ein jährliche Zinsen tragendes Staatspapier.

Seit dem Jahre 1865 sind die Dwojedaner russische Unterthanen geworden, da ihnen die Alternative gestellt wurde, entweder das Land zu verlassen oder die russische Unterthanenschaft anzunehmen. Wie sich jetzt die Abgaben und Verwaltungs-Verhältnisse der Dwojedaner gestaltet haben, weiss ich nicht. So viel ich gehört habe, werden sie vollkommen so verwaltet wie die Altajer selbst.

Ueber die Höhe des Jassak der Altajer und früheren Dwojedaner liegt mir nur eine Notiz des Priesters Werbitzki vor, der angiebt, dass die Eingeborenen des Biisker und Kusnetzker Kreises, also Altajer, Schwarzwald-Tataren, Schoren und Teleuten, im Ganzen 243 Zobel, 72 Füchse, 1041 Marder und 10130 Eichhörnchenfelle jährlich einliefern.

Die Altajer nennen sich entweder Altajer oder sie gebrauchen die Namen der Flüsse, an welchen sie leben, d. h. an der Katunja und ihren rechten Nebenflüssen, vom Koksu bis zur Tschuja und an den linken Nebenflüssen der Katunja, der Maima und ausserdem an den Quellgebieten des Anui, Tscharysch und der Uba. Urussul-Leute (Urussul Kishi), Tschargysch-Leute (Tscharysch Kishi) etc. Die Dwojedaner nennen sich, wie gesagt, Telengit, oder nach den Flüssen Tschüi-kishi (Tschuja-Leute), Baschkaus-kishi (Baschkaus-Leute) und Tscholyschman-kishi (Tscholyschman-Leute). Ausserdem werden aber noch die Tscholyschman-Bewohner als Tölös-Volk und die Baschkaus-Bewohner als Ulan-Volk bezeichnet. Die erstere Bezeichnung ist sehr verständlich, da südlich vom Teletzkischen See seit altersher das Volk der Tölössen wohnte, deren Ueberreste den Hauptbestandtheil der Tscholysch-

Digitized by Google

man-Bewohner bilden. Woher aber der Name Ulan stammt, vermag ich nicht zu sagen.

Ausserdem zerfallen die Altajer, wie ich schon in Cap. III. erwähnt habe, in 24 Geschlechter (Sök=Knochen), die, obgleich sie ebenfalls bunt durcheinander gewürfelt leben, dennoch ein starkes Gefühl für Zusammengehörigkeit besitzen. Die Glieder eines Geschlechtes heirathen sich z. B. nicht untereinander. Sie nennen sich Geschlechtsbrüder (söktüng karyndashy). Jedes Geschlecht hat seinen eigenen Schutzgeist und gewisse eigenthümliche Gebetsformeln und Ceremonien bei der Schaman-Beschwörung. So z. B. opfert das Geschlecht Tschoros besonders dem Burkan Tängri, und wenn ein Mädchen von diesem Geschlechte gefreit wird, so muss unbedingt vorher ein Kam (Schaman) gerufen werden, sonst giebt es ein Unglück für die neue Familie. In Betreff der Geschlechter will ich noch hervorheben, dass einige derselben keine ursprünglichen Altai-Geschlechter sind, sondern spätere Einwanderer anderer Völker, die in der Folge ein neues Altai-Geschlecht bildeten. So z. B. sind die Sart Einwanderer aus Mittelasien, die Kyrgys Einwanderer von den Jenissei-Kirgisen, die Mongul eingewanderte Mongolen, die Sojong eingewanderte Sojonen und die Ara Nachkommen der alten Arinen. In Betreff der Sojong ist die Einwanderung noch im Gedächtnisse der Leute, sie sind etwa vor 30 Jahren aus dem Osten gekommen (ungefähr 50 Familien) und haben sich am Flusse Ülgemen niedergelassen. Ihre Sprache soll sich noch jetzt ein wenig von der altajischen unterscheiden.

Die Sprache der Altajer und Dwojedaner ist überall, im ganzen Gebiete ihrer Ansiedelungen, vollkommen dieselbe, sie ist ein rein türkischer Dialect von einem sehr alterthümlichen Gepräge, was deutlich beweist, dass die Altajer schon lange von der Hauptmasse der südlich wohnenden Türkstämme sich getrennt und hier seit Jahrhunderten vollkommen isolirt unter Mongolen gelebt haben. In Folge des Zusammenlebens mit den Westmongolen und der längeren Zugehörigkeit zu ihrem Reiche hat natürlich die altajische Sprache ein ziemlich reiches Material von mongolischen Fremdwörtern aufgenommen, jedoch ist dieses Material sowohl lautlich wie grammatikalisch vollkommen von dem türkischen Idiom verarbeitet worden, so dass hier keineswegs eine Mischsprache aus Mongolisch und Türkisch entstanden ist.

Wie die Sprache, so ist auch der Typus der Altajer und

Dwojedaner überall vollkommen derselbe und unterscheidet sie selbst scharf von den Stammnachbarn. Im Ganzen genommen ist der altajische Typus dem mongolischen sehr nahe verwandt, unterscheidet sich aber von diesem durch die kleinere Figur und die flacheren Gesichter. Mit wenigen Ausnahmen sind die Altajer wie auch die Dwojedaner von mittlerer Statur, wenn auch einzelne grössere Leute vorkommen, dabei sind sie meist untersetzt und breitschulterig. Der Körper macht nicht den Eindruck von grosser Kraft, er ist meist hager und sehr muskulös, was vielleicht von der schlechten Nahrung der ärmeren Classen herkommt, denn deren Körper bekommt der Reisende ausschliesslich zu sehen; weder unter den Männern noch unter Frauen kommen dicke Leute vor, ich entsinne mich nicht eines einzigen Individuums, dessen Körperfülle meine Aufmerksamkeit erregt hätte. Die Gliedmassen sind mehr zart angelegt, Hände und Füsse klein. Die Beine sind meistens krumm, was gewiss eine Folge des frühen und beständigen Reitens ist. Ihr Gang ist wie bei allen Reitervölkern schwerfällig, ungeschickt und wackelig, wozu vielleicht auch die Fussbekleidung beiträgt. Den Frauen fehlt jegliche Zierlichkeit und der sonst dem weiblichen Geschlechte eigenthümliche elastische Gang. Die Frauen sind zwar kleiner als die Männer, sie erscheinen aber viel kräftiger, woran gewiss der Umstand schuld ist, dass sie fortwährend arbeiten, während die Männer nichts thun. Der Gesichtstypus ist bei Männern und Frauen fast durchgängig derselbe und so stark ausgeprägt mongolisch und dem unseren fremd, dass es in der ersten Zeit dem reisenden Europäer schwer wird, die einzelnen Personen von einander zu unterscheiden. Die Gesichter sind breit und flach, die Stirne ist schmal und nach hinten gedrückt, die äusseren Augenwinkel etwas nach oben gebogen, die Augen klein, die Augenbrauen meist schmal, die Backenknochen stehen stark hervor, die Nase ist eingedrückt und viel zu klein für das Gesicht, der Mund gross mit dicken Lippen, er weist stets zwei Reihen starker, blendend weisser Zähne auf. Schlechte Zähne findet man nur bei ganz alten Leuten. Das Kinn ist meist spitz, der Bartwuchs ist sehr spärlich, selbst auf der Oberlippe; selten trifft man Männer mit einem einigermassen dichten Kinn- und Backenbarte. Die Gesichtsfarbe ist dunkel, was aber natürlich zum Theil durch die Lebensweise in den Jurten und an der Luft veranlasst ist. Haare und Augenbrauen sind tiefschwarz, sehr hart und

Digitized by Google

struppig, zum Theil mag dies auch vom Rasiren des Kopfes herkommen, da ja die Männer den grössten Theil desselben scheeren und nur auf dem Scheitel einen runden Fleck mit Haaren tragen, die sie zu einem dünnen Zopfe flechten.

Die Kleidung der Altajer ist sehr einförmig und weicht etwas von der der Tschuja-Leute ab, wovon bei diesen letzteren die Nähe der Mongolei, die frühere Verbindung mit China und die grössere Wohlhabenheit die Ursache sind.

Bei den Bewohnern des eigentlichen Altai ist die Unterkleidung bei Männern, Weibern und Kindern vollkommen dieselbe. Sie besteht aus einem kurzen, etwas über den Gürtel reichenden Hemde (Tschamtscha), das vorne offen ist und einen schrägen Kragen hat. Die Aermel dieses Hemdes sind lang und reichen bis zur halben Hand und sind von der Schulter bis zur Hand von gleichmässiger Weite. Der schmale Kragen wird nie zugeknöpft, sondern das Hemd wird durch den Gürtel zusammengehalten. Bei den Altajern ist das Hemd stets aus blauer russischer Daba gefertigt, bei den Dwojedanern aber aus chinesischer Daba und manchmal auch von anderer Farbe (lila oder braun). Sie tragen sehr weite, aber nur etwas über's Knie reichende Hosen, die gewöhnlich auch aus blauer Daba gefertigt sind. Diese sind ganz gerade gearbeitet, nur mit breiten Keilen zwischen den Beinen und an ihrem oberen Ende befindet sich eine breite Schnur, auf welche die Hosen aufgezogen werden. Die Schnur wird vorne zugebunden und hängt bis zum Knie herab. Das eine Ende derselben wird länger getragen als das andere. Der untere Rand des Hemdes wird nicht etwa mit der Hosenschnur festgebunden, sondern hängt frei über dieselbe herab. Viele Altajer tragen diese Hosen aus gegerbtem, sehr weichem Rehleder, andere aus grober, grauer Bauernleinwand. Die Fussbekleidung besteht aus bis an die Knie reichenden Stiefeln (ötük), die für den Sommer aus gegerbtem Schafleder ohne Hacken, für den Winter aus ungegerbtem Felle, mit den Haaren nach aussen, bestehen. Die Schafte der Fellstiefel sind meist aus Rehfellfüssen zuammengenäht. Der Fuss selbst steckt in Filzstrümpfen (uk), die etwa zwei Zoll über den Stiefelschaft herausragen. Zwischen Stiefelschaft und Strumpf des rechten Fusses wird der Tabaksbeutel und die Pfeife getragen, deren Rohr meist aus dem Stiefel hervorsieht. Aermere Leute tragen im Sommer Stiefelschäfte aus grober Leinwand, die sie über den Waden mit einer Schnur

Digitized by Google

festbinden. Im Winter wird bei grosser Kälte feines, weiches Schuhheu (ojongot) um die Füsse gewickelt, das den ganzen leeren Raum zwischen Strumpf und Stiefel ausfüllt. In diesem Heu soll sich der Fuss auch bei der grössten Kälte stets warm fühlen. Die Hosen werden stets in den Stiefeln oder in den Strümpfen getragen.

Kinder unter zehn Jahren, Knaben und Mädchen, laufen im Sommer überall ganz nackt umher, selten findet man, dass ein kleines Kind Unterkleidung und Stiefel besitzt, trägt es aber dieselben, so sind sie ganz nach dem Schnitte Erwachsener gefertigt. Solche Kleidung findet sich gewöhnlich nur in einem Hause, wo ein reicher Mann nur einen Sohn oder eine Tochter besitzt, oder wenn alte Leute noch spät einen Sohn bekommen, d. h. bei sogenannten verzärtelten Kindern (ärkä-pala).

Die Männer tragen über dem Hemde gewöhnlich noch eine Jacke (Tschäjimäk) mit kurzen, bis zu den Ellbogen reichenden, nicht sehr weiten Aermeln. Diese Jacke ist wohl 2 bis 3 Werschok länger als das Hemd und ist bei den Altajern gewöhnlich auch aus dunklem Nanking (bös) genäht, bei den Dwojedanern meist aus lila oder braunem, chinesischem Nanking. Zu beiden Seiten der Jacke hängen etwa 3—$3^1/_2$ Werschok lange viereckige Taschen herab, die stets aus grellgelbem oder hellrothem Bäs (Baumwollenzeug) gefertigt sind. Der Tschäjimäk hat ebenfalls einen Shawlkragen und auf der Brust gewöhnlich einen Knopf und eine Schnüröse, er wird meist zugeknöpft getragen. Jüngere, reichere Leute tragen Tschäjimäke aus schwarzem Manchester (kiling) oder doch den Kragen am vorderen Rande mit Manchesterstreifen besetzt. Die Taschen sind stets von heller Farbe und machen, wenn man sie zum ersten Male sieht, einen überaus komischen Eindruck. Einzelne Leute tragen über dem Tschäjimäk einen langen Kaftan aus Daba oder Nanking, mit einem bunten, andersfarbigen Kragen und einer etwa zwei Zoll breiten Einfassung von derselben Farbe auf der rechten Seite und rothen Schnüren, die auf die Aermel in parallelen Streifen vom Ellbogen bis zum Ende des Aermels aufgenäht sind. Diese Kaftane sieht man seltener bei den Altajern, viel öfter bei den Dwojedanern, die sie manchmal ganz nach mongolischem Schnitte tragen. An der Tschuja sind die Kaftane meist roth oder rothbraun. Im Altai sieht man öfter hellblaue Kaftane, die mit schwarzem Manchester besetzt sind. Die Altajer tragen im

Digitized by Google

Sommer meist Lederröcke (Jargak) aus Füllen- oder Rehfell, mit einem Shawlkragen, so dass auf diesem das Fell nach aussen gekehrt ist. Die Lederröcke sind immer ohne Ueberzug. Im Winter (aber auch im Sommer) trägt man Pelze aus Schaf-, Reh- oder Murmelthierfellen oder seltener aus Iltisfellen. Diese Pelze sind meist mit Plüsch, Manchester, Daba oder Nanking überzogen und stets mit einem breiten Besatze versehen. Die Pelze sind ausserdem mit einem breiten Streifen von behaartem Füllenfell besetzt. Die Aermel dieser Pelze sind von der Schulter an sehr breit, beim Handgelenke aber schmal. Das Rückenstück des Pelzes ist am Schulterstücke, d. h. zwischen der hinteren Naht der Aermel, höchstens sechs Zoll breit, so dass die weiten Pelzärmel sich auf dem Rücken fast berühren. Der Pelz hat keinen Kragen, auf der Brust aber befindet sich ein mehrere Zoll breiter viereckiger Latz von bunter Leinwand, der Kragen (jaka) genannt wird. Arme Leute tragen unüberzogene Schaf- oder Rehpelze oder Röcke aus weissem Woilok (Filz). Ueber dem Pelze trägt der Altajer entweder einen breiten Ledergurt mit einer Tasche für Patronen und ein Kugelbeutelchen, dem Feuerstahl und dem Messer, oder einen Gürtel aus Zeug mit Feuerstahl und Messer. Der Feuerstahl wird auf dem Rücken getragen und zwar ist er an einem Riemen und Knopf befestigt, der zwischen den Gurt gesteckt wird, so dass er mit der rechten Hand leicht losgemacht und wieder befestigt werden kann. Das Messer trägt der Altajer an der linken Seite in einer hölzernen oder hörnernen Scheide, die durch einen Riemen am Gürtel befestigt ist.

Die weibliche Kleidung unterscheidet sich von der männlichen nur durch die Oberkleidung. Die Frauen tragen nämlich an Stelle des Tschäjimäks entweder einen Kaftan oder einen überzogenen Pelz, den letzteren ganz von dem Schnitte der Männer, aber über diesem ein leichtes Oberkleid, eine ärmellose Jacke mit einem langen Schoosse (Tschägidäk). Die Armlöcher dieses Kleidungsstückes sind so weit ausgeschnitten, dass sie ohne Beschwerde über dem weitärmeligen Pelze getragen werden können und die mächtigen Aermel des Pelzes gleichsam die weiten Armlöcher ausfüllen. Vorn reicht der Tschägidäk meist etwas über die Taille, hinten aber hängt er fast bis zu den Knöcheln herab und zwar als etwa zwei bis drei Fuss breiter Schooss, ähnlich einem Frackschoosse, nur dass er in der Mitte nicht ge-

Digitized by Google

theilt ist. Der Tschägidäk ist auch meist aus dunklem Zeuge und rings um Kragen, Saum und Aermelöffnung mit einer etwa zwei Zoll breiten, buntfarbigen (meist gelben und rothen) Einfassung versehen. Beim Reiten liegt der Schooss des Tschägidäk über dem Schwanzriemen des Pferdes. Dieser Tschägidäk wird aber nur von verheiratheten Frauen getragen und ist gleichsam das Symbol der verheiratheten Frau. Die Mädchen tragen entweder einen Kaftan oder Pelz, gehen aber auch sehr häufig im Hemde. Sie tragen stets an der linken Seite eine messingene Agraffe mit Perlenschnüren, Muschelketten und mit Metallknöpfen benähte Bänder, an denen sie Brummeisen und anderes Spielzeug oder auch ihr Nähzeug befestigen.

Die Kopfbedeckung beider Geschlechter ist vollkommen dieselbe. Sie besteht aus einer fast dreieckigen, hinten spitz zulaufenden Mütze mit stehendem Rande aus schwarzem Lammfell. Der Deckel der Mütze ist mit gelbem Zeuge überzogen und auf die Mitte ist ein ovaler, rother Lappen (tap) genäht. Am hinteren Ende der Mütze hängen zwei $1^1/_2$ Fuss lange rothe Bänder oder Zeugstreifen herunter. Die jüngeren Leute tragen die Mütze gerade, die älteren hingegen etwas auf der Seite. Die Frauen nehmen die Mütze nie ab, auch nicht vor ihren Männern; sie erscheinen selbst vor dem Richter mit bedecktem Haupte, denn es gilt für die grösste Schande, wenn die Frau ihr Scheitelhaar zeigt. Den Mädchen ist dies erlaubt.

Männer und Knaben scheeren den Kopf kahl und lassen die Haare nur auf einer Stelle des Scheitels, welche die Grösse eines Thalerstückes hat, wachsen; dieses Haar beschneiden sie aber nie, sondern tragen es in einem dünnen Zopfe (Kidjä) und an das Ende desselben binden sie einen aus Goldfäden und Schnüren oder bunter Seide geknoteten etwa $2^1/_2$ Fuss langen Zopfbehang (Püsch) mit seidener Quaste. Bei reichen Leuten ist die Schnur doppelt und mit zwei Quasten versehen, während arme Leute baumwollene Zopfbehänge haben oder selbst den Kidjä ganz ohne Behang tragen.

Frauen und Mädchen pflegen ihre Köpfe nicht zu scheeren. Die verheiratheten Frauen flechten alle Haare in zwei starke Zöpfe und lassen sie entweder vorn oder hinten herabhängen; an jeden der Zöpfe sind zwei eiserne Pflöckchen (tämir tokpok) angebunden. Der Zopf der Frau muss wenigstens bis zur Taille

Digitized by Google

reichen; ist er kürzer, so werden Haare eingeflochten, denn der Tokpok wird bei der Taille befestigt.

Bei den Mädchen bis zu 12 Jahren wird der Vorderkopf geschoren, die langgewachsenen Haare des Hinterkopfes hingegen werden in viele kleine Zöpfe geflochten, an welche man goldene Schnüre und Muscheln mit Perlmutterschmelz (puduk) befestigt. Die erwachsenen Mädchen lassen auch die Haare am Vorderkopfe wachsen und in der Mitte gescheitelt lose zu beiden Seiten des Gesichts herabhängen (Schanka werden die Haarsträhne genannt). Die Zöpfe des Hinterkopfes haben bei den erwachsenen Mädchen dieselben Zopfbehänge wie bei den Kindern, an den Enden derselben werden noch hölzerne Stäbchen (agatsch tokpok) befestigt. Wenn die Mädchen schnell gehen, so schlagen die Zopfbehänge gegeneinander und veranlassen ein starkes, klirrendes Geräusch. Die langen Schanka und die hölzernen Zopfbehänge sind die Zeichen des erwachsenen Mädchens. Ebenso tragen die erwachsenen Mädchen schon Ohrringe, daher wird auch das jungfräuliche Mädchen syrgalū, als „mit Ohrringen Versehene“ bezeichnet, was ausserdem auch „Braut“ bedeutet, gerade wie auch der russische Vater sagt: ich habe „zwei Bräute im Hause“ (u menja dve njewjesty w domje, d. h. ich habe zwei erwachsene Töchter). Die Form der Ohrringe, die sowohl erwachsene Mädchen wie auch Frauen tragen, ist allgemein folgende: Ein S-förmig gebogener feiner Kupfer- oder Silberdraht wird am Ohrläppchen befestigt, an der unteren Biegung befindet sich ein Büschel Schwanenflaum und ausserdem schwere Gehänge aus Glasperlen, Knöpfen und Muscheln, die häufig wie eine Halskette beide Ohrringe verbinden. Da das Gewicht des Ohrringbehanges den Ohrzipfel zerreisst, so findet man oft bei den Frauen drei- oder viergetheilte Ohrzipfel. Um das fernere Aufreissen der Ohrzipfel zu verhindern, werden dann die Ohrringe und Fäden an der Ohrmuschel befestigt.

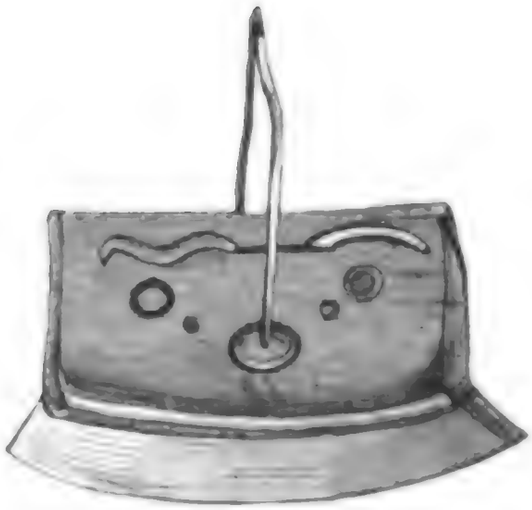
Männer, Frauen und Mädchen tragen in den Stiefeln, wie schon erwähnt, Tabaksbeutel und Pfeife. Der Tabaksbeutel ist flach und bildet eine kreisrunde Ledertasche mit einem konischen, etwa drei Zoll langen Ansatze. Die altajische Pfeife (altai kangsasy) ist aus Eisen geschmiedet und Pfeife und Stiel bestehen aus einem Stücke; die chinesische Pfeife (kytai oder mongul kangsasy) besteht aus einem hölzernen Stiel mit messingenem Mundstücke und ebensolchem Kopfe.

Digitized by Google

Tafel 4.

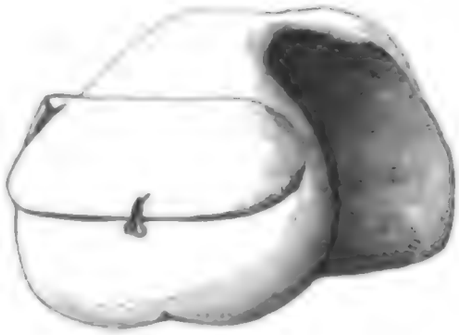
Tabaksbeutel.

Branntweinflasche.



Schwammtasche mit Feuerstahl.

Lastsack.



Ueber den Sattel zu legender Lastsack.

Chinesische Pfeife.

Altajische Pfeife.

Digitized by Google

Dies ist im Ganzen Kleidung und Ausrüstung jedes Altajers und Dwojedaners. Die letzteren unterscheiden sich, wie gesagt, am meisten dadurch, dass sie chinesische Stoffe und Schmucksachen tragen. So sieht man an der Tschuja zumeist chinesische Messer, Tabaksbeutel, Pfeifen und Feuerstahltäschchen. (Die altajischen Feuerstähle und Schwammtaschen stimmen mit diesen fast überein, nur sind sie kleiner und unansehnlicher; bei allen ist an dem einen Stahlstreifen bildenden Feuerstahl eine lederne Tasche befestigt, in welcher der Schwamm aufbewahrt wird.) Die Pelze sind bei den Reichen mit chinesischem Seidenzeuge überzogen. Ohrringe und Fingerringe sind von chinesischer Arbeit. Wirklich kostbar gekleidet habe ich nur eine Dwojedanerin gesehen, es war die Mutter des Mangdai Saisan in der Tschuja-Steppe. Sie trug einen Fuchspelz, der mit rosafarbener, chinesischer Seide und mit grossen weissen und silbernen Blumen überzogen war. Ohrringe, Fingerringe und Gürtelbeschlag waren aus Silber gefertigt und von sehr feiner chinesischer Arbeit.

Wenn ich die Kleidung der Altajer eine im Ganzen gleichmässige genannt habe, so will ich damit keineswegs sagen, dass alle Altajer in der hier geschilderten Weise gekleidet wären, vielmehr trifft man nur sehr selten Leute, die vollständig in dieser Weise gekleidet sind. Die ganz Armen haben gewöhnlich nur Stiefel, Hose und Pelz, ja selbst die Mütze ersetzen sie durch einen um den Kopf gewickelten Lappen; aber alle haben Gürtel mit Messer und Schwammdose sowie Tabaksbeutel nebst Pfeife. Ist es ihnen im Sommer zu heiss, so lassen sie den Pelz über den Gürtel herunterhängen, so dass der ganze Oberkörper vollkommen nackt ist. So ritten die meisten unserer Führer. Das Fehlen der Mütze findet man seltener, dahingegen tragen erwachsene Mädchen stets Hemden und verheirathete Frauen stets einen Tschägidäk, wenn sich beide auch oft in einem sehr desolaten Zustande befinden und nicht im Geringsten die Blösse zu bedecken vermögen. Dass die Kinder bis zum zehnten Jahre meist nackt gehen, habe ich schon erwähnt, ich habe aber auch mehrmals Mädchen von 14 Jahren getroffen, die nur mit kurzen Hosen bekleidet waren.

Die erwähnte Gleichartigkeit der Kleidung bezieht sich nur auf die Gleichartigkeit des Schnittes und Stoffes. Im eigentlichen Altai ist Arm und Reich vollkommen in gleichwerthige Stoffe gekleidet, und sehr richtig sagt das altajische Sprichwort:

Ton itschindä är jürär any käm pilär?
Tokkum aldynda at jürär any käm pilär?
(In dem Pelze lebt ein Mensch, doch wer kennt ihn?
Unter der Satteldecke ein Pferd, doch wer kennt es?)

Kleider machen im Altai durchaus nicht Leute; derjenige, der gerade neue Kleider angeschafft hat, sieht anständig und reich aus, wer die seinigen länger getragen, hingegen arm und abgerissen. Die Altajer kennen noch gar nicht das Gefühl, dass das Kleid den Mann ziert. Natürlich wird der Reiche nicht ohne Hemd gehen und sich ein Tuch um den Kopf binden, auch wird der Reiche sein Kleid nicht so lange tragen, bis es ihm in Fetzen vom Leibe fällt, denn das Alles ist unbequem. Da es aber im Altai nicht allzu viele Reiche giebt, so darf man wohl mit Recht sagen, dass die Altajer ihre Kleidung so lange tragen, bis sie nicht mehr tragbar ist. Da die altajischen Frauen stets im Hemd, Tschägidäk und Mütze gehen müssen, so bekommt man bei Armen oft schöne Exemplare dieser Kleidungsstücke zu Gesicht. Ich traf eine Frau, deren Hemd nur noch aus einem Kragen und dem linken Schulterstück bestand, sonst hingen ihr einzelne Fetzen wie Fransen um den Hals. Bei einer anderen existirten nur noch die Armlöchereinfassung und die Rückenstücke mit herabhängenden Fetzen vom Tschägidäk. Letztere erschien mit vollkommen nacktem Oberkörper, obgleich sie nach der Sitte regelrecht bekleidet war. Ich glaube, es wäre diesem weiblichen Exemplare vollkommen unmöglich gewesen, seine Kleidungsstücke wieder anzuziehen, wenn es sie sich einmal vom Leibe gezogen hätte. Da die Männer und Frauen ihre Unterkleider meist erst dann abziehen, wenn sie nicht mehr tragbar sind, so sind selbige von Fett durchtränkt und oft von einer Farbe, woran die ursprüngliche Färbung gar nicht mehr zu erkennen ist; sie faulen ihnen buchstäblich vom Leibe.

Am besten und saubersten kleiden sich noch die Mädchen und reiche, junge Frauen; bei letzteren ist dies durch die Verhältnisse bedingt, da sie bei der Verheirathung ganz neu eingekleidet werden. Auch tragen die Mädchen und jungen Frauen reichen Schmuck. Den Reichthum der Männer kann man nur am Messer, Feuerstahl nebst Schwammtasche, der Pfeife und dem Metallbeschlag des Gürtelriemens erkennen, sonst wäre es ziemlich schwer, den reichen Maklai Saisan von seinen armen Unterthanen nach der Kleidung zu unterscheiden.

Die Wohnungen der Altajer sind zum grössten Theil Filzjurten; Jurten, die mit Baumrinde belegt sind oder aus Balken gezimmerte, habe ich nur westlich von der Katunja nördlich vom Urussul-Gebiete gefunden und bei den Altajern, die östlich von der Katunja an der Maima wohnen, d. h. also hauptsächlich in der Saisanschaft des Kurtu-Saisan. Im Gebiete des Urussul, am Anui, Tscharysch und an der Schulba, ebenso wie am Koksu, der Katunja und bei allen Dwojedanern an der Tschuja, am Baschkaus und Tscholyschman sind ausschliesslich Filzjurten im Gebrauch, weil die meisten Altajer ein Nomadenleben führen, wenn auch die Natur der Gebirge und die schmalen Flussthäler keinen weiten Spielraum für das Nomadenleben gewähren.

Die innere Einrichtung der Jurten ist überall im Ganzen genommen dieselbe, wenn auch in Einzelheiten Abweichungen vorkommen. Filzjurten giebt es zweierlei: 1) zuckerhutförmige, spitze Stangen-Jurten. Diese Stangen-Jurten sind den Samojeden-Zelten sehr ähnlich, sie bestehen aus 10 bis 14 Stangen von 7 bis 9 Arschin Länge, die so aufgestellt werden, dass die unteren, stärkeren Enden in der Peripherie eines Kreises zu liegen kommen, die oberen Enden sich aber in einem Punkte berühren, wobei sich natürlich einige längere Stangen an der Spitze kreuzen. Das so hergestellte Jurten-Gerippe wird nun mit Filzdecken, die mit Haarseilen festgebunden werden, so belegt, dass die höher liegenden Decken den oberen Rand der niedriger liegenden bedecken (so dass der darauffallende Regen auf der Oberfläche herabfliesst) und nur bei der Spitze des Jurten-Gerippes bleiben einige Werschok breit frei, und so bildet sich ein Rauchloch, das im Falle eines starken Regens noch besonders zugedeckt wird. Zwei der Stangen werden etwas breiter auseinander geschoben und bei ihnen etwa $1^1/_2$ Arschin von der Erde ein Querholz befestigt und dann an die eine Seite eine Decke so gelegt, dass sie leicht geöffnet werden kann; in dieser Weise wird eine Thüröffnung gebildet. Manchmal wird auch ein Holzrahmen bei der Thüröffnung eingefügt. Gewöhnlich ist bei den Stangen-Jurten der Durchmesser des Jurten-Kreises ebenso gross wie die Höhe der Jurte. Die Stangen-Jurten sind eng und dunkel und dabei nicht leicht zu transportiren, da die Stangen sehr lang und schwer sind. Aus diesem Grunde haben die Altajer, welche Stangen-Jurten besitzen, die Stangengerüste an denjenigen Stellen fertig stehen, wo sie die

Digitized by Google

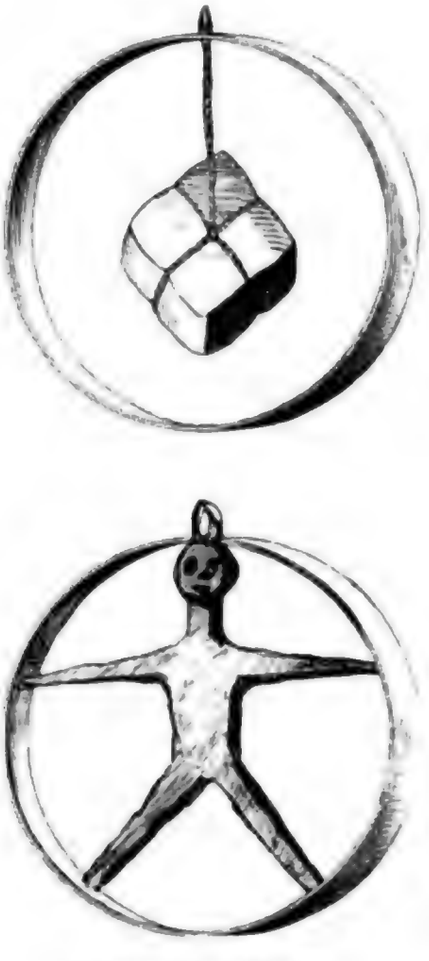
Jurte aufstellen wollen, und transportiren nur die Filzdecken. Bei dem Holzreichthum des eigentlichen Altai ist diese Jurtenart die billigste und daher die einzige, die arme Altajer bewohnen. Im Gebiete der Tschuja trifft man viel weniger Stangen-Jurten. 2) Jurten mit schrägem Jurtendache und senkrechten Wänden. Diese zerfallen abermals in zwei Arten: in Jurten mit festem, unzerlegbarem Gestell und in Jurten mit transportablem Jurten-Gestell (Gitter-Jurten). Bei beiden dieser Arten bilden die Jurtenwände einen etwa $1\,^1/_2$ Arschin hohen Cylinder, und auf dem oberen Rande desselben ruht das kegelförmige Dach. Bei den nicht transportablen Jurten werden die Gerippe der senkrechten Jurtenwand aus in die Erde gestossenen senkrechten Stöcken gebildet, die an ihrem oberen Rande mit Querhölzern verbunden werden. An jedem der aufrechtstehenden Stäbe ist das untere Ende eines Dachstabes befestigt, die an ihrem oberen Ende wiederum zu einer Spitze zusammengefügt sind. Dann werden Dach und Wand mit Filzdecken belegt. Die Jurte wird von aussen noch in der Mitte mit einem starken Stricke umwunden und an der einen Seite eine Art Thürrahmen von der Höhe der Jurtenwand eingefügt. Als Thürdecke wird eine doppelte, gesteppte Filzdecke benutzt, die von dem Dache über den Thürrahmen herabhängt. Diese Jurten sind viel heller und geräumiger als die Stangenjurten. Das Licht dringt hier zum Theil durch die Thüre, theils durch das bedeutend grössere Rauchloch. Das Dach dieser Jurten ist viel flacher und der Durchmesser des Grundkreises beträgt 4—6 Faden. Wenn der Bewohner einer solchen Jurte umziehen will, so lässt er das Jurtengestell stehen und fertigt sich ein anderes an dem neuen Wohnsitze. Solche Jurten finden sich ebenfalls nur an baumreichen Orten, wo der Verlust eines Holzgestelles nichts zu bedeuten hat. Die zweite Art dieser Jurten, die Gitterjurten, haben fast dieselbe Construction; der einzige Unterschied ist der, dass die senkrechte Wand nicht durch in die Erde getriebene Stäbe gebildet wird, sondern durch aus dünnen Holzstäben bestehende zusammenschiebbare Holzgitter, die an den Enden mit dünnen Riemen zusammengebunden werden. Jedes solcher Gitterstücke wird *kanat* (Flügel) genannt. So giebt es vier-, fünf-, sechsflügelige Jurtenwände. Zwischen den äussersten Flügeln wird der Thürrahmen befestigt. Hier werden die Dachstangen an den oberen Enden der Jurtenstäbe befestigt und die oberen Spitzen der Dachstäbe in einen durchlöcherten

Digitized by Google

Tafel 5.

Altajische Gitter-Jurte mit Filzbekleidung.

Stangenjurte mit Filzbekleidung der Altajer.



Götzen der Altajer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Rauchlochring gesteckt. Diese Jurtengestelle sind fester als die unzerlegbaren und können viel grösser gefertigt werden. Ausserdem ist das Rauchloch grösser und die Jurte deshalb heller. Der grösste Vortheil aber ist die Zerlegbarkeit des Gestelles und die Leichtigkeit des Aufbaues. Die meisten Jurten der reicheren Altajer und fast alle diejenigen der Dwojedaner sind dergleichen Gitter-Jurten. Die senkrechten Wände dieser Jurten werden ebenfalls von aussen mit einem starken Stricke zusammengebunden, ebenso die Filzdecken des Jurtendaches. Die Stricke, die im Altai zum Festbinden der Jurtenfilze benutzt werden, sind ausnahmslos Pferdehaarstricke.

Im Allgemeinen sind alle Filzjurten der Altajer sehr schadhaft, die Jurtenfilze sehen meist verbrannt und durchlöchert. Selbst die reichen Leute haben keine gute Filzbekleidung der Jurten. Ich habe ausser der Jurte des Mangdai Saisan an der Tschuja kein einziges sauber gearbeitetes Jurtengestell gesehen und in keiner Jurte übernachtet, die vor Regenwetter geschützt hätte. Das Jurtengestell des Mangdai Saisan war ein in der Mongolei gearbeitetes und die Decken aus vollkommen neuem Filz; auch von aussen war die Jurte mit weissen Filzdecken belegt.

Die Stangen-Jurten sind meist so schadhaft, dass sie bei starkem Regenwetter durchaus keinen Schutz vor dem Regen gewähren.

Die Rindenjurten (Alatschyk) sind ganz wie die Stangenjurten eingerichtet, nur sind sie um vieles grösser als diese. Hier ist das Jurtengestell mit einer Schicht Birkenrinde und einer Schicht dicker Baumrinde belegt und nur über dem Rauchloche eine Filzdecke. Der Thürrahmen ist hier sauber eingefügt und besser gearbeitet und mit zwei nach aussen sich öffnenden Thürflügeln versehen. Eine gute Rindenjurte ist viel praktischer und bequemer als Filzjurten, doch ist sie nicht transportabel und kann nur in waldreichen Gegenden hergestellt und unterhalten werden.

Bei den Altajern habe ich nur zwei aus Balken gezimmerte Jurten gesehen, die eine gehörte dem Kurtu Saisan, die andere seinem Bruder Korsowoi. Diese Jurten waren aus Balken ganz nach Art der russischen Holzhäuser gezimmert. Die senkrechte Jurtenwand bildete ein regelmässiges Achteck und erhob sich ungefähr bis zu Manneshöhe, das Dach war ebenfalls achteckig und aus sich nach oben verjüngenden dünneren Querbalken gezimmert. Das Rauchloch hatte wohl $2^1/_2$ Fuss im

Digitized by Google

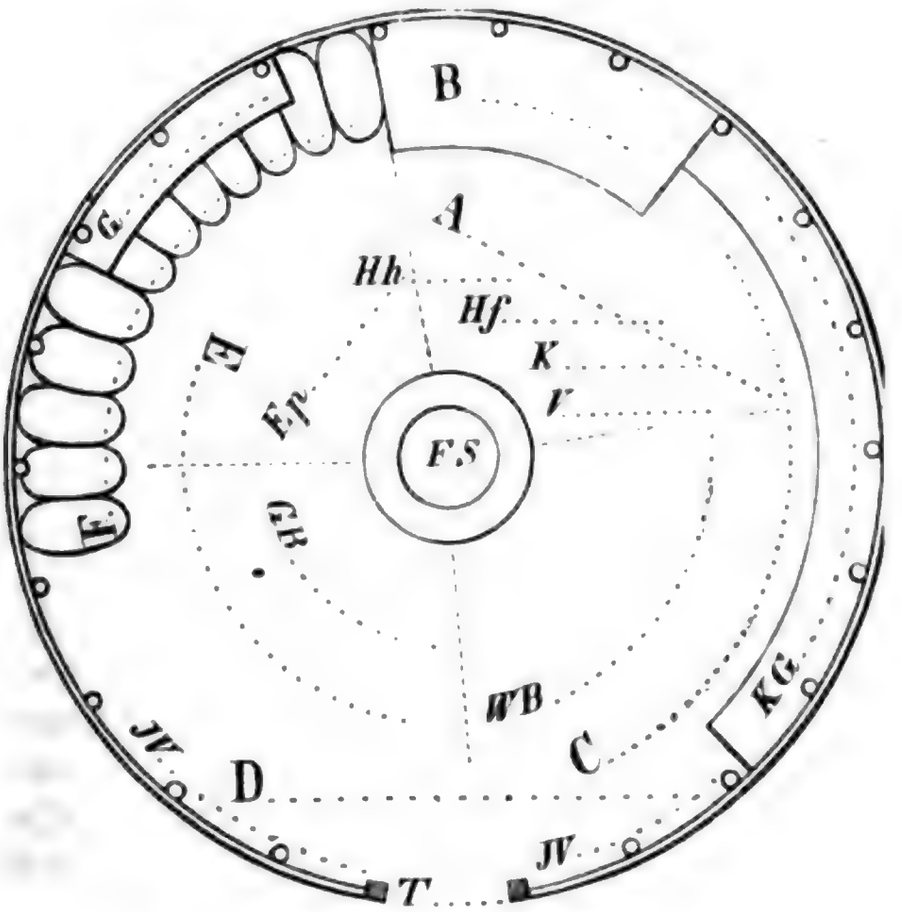
Durchmesser und war mit einem Dache versehen. Die Thüre in der Wand bewegte sich ganz wie die Thüren der russischen Häuser, in Thürangeln. Das spitze Dach war über der Balkenlage von aussen mit einer Birkenrindenschicht gedeckt.

Die Einrichtung der Jurten und die innere Vertheilung ist überall dieselbe. In der Mitte der Jurte ist die Feuerstelle, hier steht ein grosser Dreifuss und auf diesem ein Kessel. Ununterbrochen brennt hier den ganzen Tag hindurch ein Feuer. Wenn man von der Thüre aus durch den Mittelpunkt der Jurte einen Diameter zieht und gegen diesen einen zweiten senkrechten Diameter, so bilden die linken Quadranten (von der Thüre aus gerechnet) die Männerseite, während die rechten Quadranten die Frauenseite sind. Der der Thüre gegenüberliegende Quadrant der Männerseite heisst Tör und ist, wie der sogenannte vordere Winkel der russischen Isba, der Ehrenplatz für die männlichen Gäste. Der neben der Thüre liegende linke Quadrant ist für die weniger geehrten männlichen Besucher. Der hintere Quadrant der rechten Seite gehört der Familie, während der vordere rechte Quadrant die Stelle für die weiblichen Gäste ist. Erscheint ein geehrter weiblicher Gast, so wird ihm der vordere Theil der Familienstelle angewiesen. In der Familienstelle gehört die Stelle, welche dicht neben dem Ehrenplatze liegt, dem Hausherrn, neben ihm ist der Platz der Hausfrau und dann der der übrigen Familienglieder, mit Ausnahme der erwachsenen Söhne, die wohl das Recht haben, die Familienstelle zu betreten, sich aber meist auf der linken Seite bei der Thüre aufhalten. Wenn noch Gäste im Hause sind, so ordnen sich Männer wie auch Frauen so, dass die weniger geehrten immer näher an der Thüre sitzen. Arme und um Hilfe Bittende und Dienstboten nehmen stets dicht neben der Thüre Platz. Im Hintergrunde der Familienstelle, fast der Thüre gegenüber, befindet sich das Bett (orun). Es ruht auf einer Unterlage von Brettern und besteht in wohlhabenderen Häusern aus zehn bis zwölf zolldicken Filzlagen, deren äusserer Rand mit buntem Zeuge benäht ist. Auf dem Bette liegen mehrere mit Schafwolle oder Federn ausgestopfte Kissen und ein Haufen Felle, die als Bettdecken dienen. Das Bett ist meist bis 8 Fuss lang und 5 bis 6 Fuss breit; es ist so gross, dass die ganze Familie, Vater und Mutter und die unerwachsenen Kinder darauf Platz haben. Vor dem Bette hängt an einer an den Dachstangen befestigten

Tafel 6.

Gezimmerte Jurte des Kurtu Saisan.

Alatschyk: Jurte mit Baumrindenstücken belegt.



Inneres einer Jurte der Altajer.

Platz für die Familie. B Bett. C Weiberseite. D Platz für Arme und Dienstleute. E Männerseite. Ehrenplatz F Ledersäcke mit der Habe. *FS* Feuerstelle. *G* Götterstelle. *GB* Gewöhnliche männliche Besucher. *Hh* Hausherr. *Hf* Hausfrau. *JV* Jungvieh. *K* Kinder. *KG* Küchengeräthe. *T* Thür. *V* Verwandte. *WB* Weibliche Besucher.

Digitized by Google

horizontal ausgespannten Schnur ein ursprünglich heller, aber meist von Schmutz und Rauch dunkel gefärbter Vorhang, der den ganzen Tag über aufgehoben ist. An der Seite links vom Bette bis zur Thüre sind an der äusseren Jurtenwand eine oder zwei Reihen Ledersäcke und allerlei Kasten aufgestellt, welche die Reichthümer des Hauses enthalten. Diese Säcke sind der Stolz des Hauses und ihre Zahl ist in den Augen der Altajer das beste Zeugniss des Reichthums. Vom Bette aus links, ungefähr 8 Fuss weit, sind der Fussboden und die Säcke mit Teppichen belegt. Oberhalb dieser Teppiche sind an den Dachstäben Götzenbilder aufgehängt: 2 Zoll breite, runde Holzreifen, mit einer in der Mitte mit ausgespreizten Beinen und Händen stehenden Figur; ferner in Filz eingewickelte Hasenfelle, die mit einer Schnur über Kreuz gebunden und an einem Ende derselben aufgehängt sind. Dann hängen an einer horizontal ausgespannten Schnur neun bunte Bänder oder Lappen herab, von denen der mittelste in Form eines Menschen oder Thieres ausgeschnitten ist. Diese Lappen heissen Somo. Alle diese Götzen werden im Allgemeinen vom Volke Kudai (Gott) genannt und ich glaube nicht, dass sich die Altajer viel darum kümmern, was da für Gottheiten hängen. Sie werden meist von Schamanen oder anderen kundigen Leuten gefertigt und aufgehängt und sollen dem Hause Glück bringen und vor den bösen Mächten der Finsterniss schützen. Ich habe nirgends etwas Genaueres über diese Götzen erfahren können; der Wirth spricht nie von denselben und meine Begleiter nannten sie schlechthin Kudai, oder sie sagten, es sei der höchste Gott Ülgön oder die Gottheit der Finsterniss, Erlik, Schaitan, oder sie bezeichneten sie als Jersu, Kyrgys Kan, Altaidyng atasy (der Vater des Altai), Jasyk Kan und andere Götter. Ueber die Bedeutung der Hasenfelle habe ich ebenfalls nichts Näheres erfahren können. Bei Gelegenheit der Götzen will ich erwähnen, dass auch vor vielen Jurten zwei Stangen aufgestellt sind, zwischen denen eine Schnur ausgespannt ist, an der viele bunte Lappen herabhängen. Auch diese Schnur wird Somo genannt. So viel ich zu erfahren vermochte, bedeuten die Lappen des Somo die neun Vorfahren oder die Schutzgeister der Jurten. Ich habe niemals gesehen, dass ein Altajer bei der Götterstelle irgend eine Ehrfurchtsbezeugung dargebracht hätte. Nur von meinem Lehrer Jakob sah ich, dass, als wir in der Jurte des Kurtu Saisan angelangt waren, dieser alle von mir

Digitized by Google

in Barnaul erhaltenen Geschenke auf dem Teppich der Götterstelle ausbreitete und sie gleichsam den Göttern weihte, indem er sie dort einen ganzen Tag liegen liess, gewiss deshalb, damit sein Reichthum nicht den Neid der Götter errege.

Da die Altajer alle ihre Habe nur auf Pferden transportiren, so müssen sie ihren Reichthum in Packsäcken (Artschpak) halten. Diese Säcke sind eine Arschin hoch, haben einen viereckigen Boden und sind aus hartem Leder gefertigt. An diese harten Lederwände des Sackes ist oben ein Streifen weiches, gegerbtes Rehleder genäht, das mit einer Schnur zugebunden wird. An den beiden Schmalseiten des Sackes befinden sich Riemenösen, durch die, bei Belastung des Pferdes, ein Querstrick gezogen wird. Die Säcke sind in den Jurten mit den Schmalseiten nach vorne aufgestellt. Ich habe in einigen Jurten mehr als 40 solcher Säcke gesehen. Der Inhalt der Säcke ist: Kleider, Zeuge, Teppiche, Decken, Filzstücke, allerlei Zierrat, Pelze, Fellwerk, Ziegelthee, Pferdezäume, Riemen, Stricke etc. Alle diese Habe steht also hier gleichsam unter dem Schutze der Gottheit, die sie vor Schaden behüten soll. Weiter nach vorne sind auf der Männerseite am Jurtendache alle diejenigen Utensilien befestigt, die ausschliesslich den Männern angehören. Dies sind: die Flinten, Patronentaschen, Zäume, Riemen, Reitzeug, Sättel, Packsättel, Peitschen etc. An der Jurtenwand rechts vom Bette befinden sich alle Geräthe, mit denen ausschliesslich die Frauen zu thun haben: das Reitzeug der Frauen und dann weiter nach vorne alle Wirthschafts- und Küchengeräthe: Kessel, Kannen, Holzschüsseln, Birkenbauden, Mahlsteine, flache Kasten aus Birkenrinde, Stäbe zum Umrühren, Melkeimer, Branntwein-Brennapparate, Lederflaschen für den Branntwein (taschūr) und grosse Ledersäcke und Schläuche zum Aufbewahren der Milch, des Airan und des Kumys. Vor dem Bette am Feuer steht gewöhnlich noch die Wiege, ein länglicher Kasten aus Birkenrinde mit zwei kurzen Füssen an der einen Seite. Will man das Kind wiegen, so werden die beiden Füsse an einer von der Jurte herabhängenden Strickschlinge so befestigt, dass das befestigte Ende etwa 4 Zoll über der Erde schwebt, das andere fusslose Ende aber mit dem Rande auf der Erde ruht. Dann schiebt die Mutter das schwebende Ende der Wiege immer hin und her: die Wiege hat den Vortheil, dass das Kind stets in geneigter Lage liegt und die Wiegenbewegung eine sehr sanfte ist.

Rund um das Feuer liegen auf der Erde 4—6 Thierhäute mit den Haaren nach oben, gewöhnlich Kalb- oder Schaffelle. die den Anwesenden als Sitzunterlage dienen. Weil schon lange gebraucht, so sind dieselben fast völlig abgerieben und starren ausserdem von Schmutz und Fett, da jeder auf ihnen Sitzende, nachdem er mit den Fingern gegessen hat, diese Fellunterlagen als Serviette zum Reinigen der Hände benutzt. Ueberhaupt werden die meisten Speiseabfälle auf die Erde geworfen; in Folge dessen ist der Boden der Jurte sehr schmutzig. Ein Glück ist es, dass die hungrigen Hunde das Reinigen der Jurte von Speiseüberresten übernehmen. Erscheint ein Ehrengast, so wird sogleich für ihn am Ehrenplatze eine neue Filzdecke oder in reicheren Jurten ein Teppich ausgebreitet.

Um das Bild der Jurte zu vervollständigen, füge ich hinzu, dass das Dach und die Dachstäbe vom Rauche geschwärzt sind, dass der ganze Raum stets von Rauch erfüllt ist und dass in Folge der Käse- und Milchbereitung stets ein etwas säuerlicher Geruch herrscht, dass ferner bei der Jurtenthüre mehrere Lämmer, junge Ziegen oder Kälber am Wandgitter angebunden sind, die von Zeit zu Zeit ihr klägliches Geschrei ausstossen, und endlich dass in der Jurte noch dazu das geschäftige Treiben des Haushaltes herrscht.

Als ich in die erste altajische Jurte trat (es war die grosse gezimmerte Jurte Kurtu Saisan's) vergingen mir fast die Sinne; ein undurchdringlicher Rauch erfüllte den ganzen Raum, so dass sich meine Augen vor Schmerz unwillkürlich schlossen. Erst nach einigen Minuten kam ich wieder zu mir und vermochte mit Mühe so viel zu erkennen, dass ein menschliches Wesen auf uns zutrat und uns nach einem Platze, dicht bei dem Feuer führte, das in der Mitte flackerte. Erst allmählich gewöhnten sich meine Augen an den Rauch und konnten dann das Innere der Jurte unterscheiden. Wir selbst nahmen auf einem Teppich von weissem Woilok Platz, ausser uns sassen noch etwa zwanzig Menschen auf die Erde gekauert. Links von uns sass auf an der Erde ausgebreiteten Fellen die Saisanin mit ihren drei Kindern. Sie trug einen Pelz von weissem Lammfell, der mit schwarzem Seidenzeug überzogen war, und hatte auf dem Kopfe die spitze altajische Mütze; uns gegenüber kauerten noch vier Frauen, alle mit bedecktem Haupte. Uns zur Rechten sassen Jakob und unsere Bedienung, denen als Gäste ebenfalls Felle als Sitzunter-

Digitized by Google

lage angewiesen waren, und an der Thüre auf blanker Erde unsere Führer und die Leute des Saisans. — Nach dem Abendbrote wurde uns ein Lager von weichen Lammfellen hergerichtet, und wir begaben uns zur Ruhe. Die ganze Gesellschaft schlief auf blanker Erde, selbst die Saisanin bestieg uns zu Ehren ihr Bett nicht. Die Altajer zogen ihre Oberkleider aus, breiteten sie als Unterlage auseinander und bedeckten sich mit ihren Pelzen. — Die erste Nacht, welche ich in einer Jurte verbrachte, war durchaus nicht angenehm, denn nachdem das Feuer erloschen war, wurde es so kalt, dass ich stundenlang nicht schlafen konnte. Ausserdem verursachten mir der Dunst und Rauch so heftige Kopfschmerzen, dass ich am Morgen beim Aufstehen wie ein Betrunkener taumelte; dabei schmerzten mir vom harten Lager meine Glieder.

Das war der erste Eindruck des Jurtenlebens, den ich noch dazu in einer reichen und der einzigen gezimmerten Jurte und ausserdem im Sommer gewann.

Nun der Eindruck, den ich von der Jurte eines Armen empfing. — Wir traten in die kleine Stangenjurte, in der kaum fünf Menschen am Feuer Platz hatten. Die Jurtenfilzdecken waren überall durchlöchert und ringsum hingen die Fetzen herab. Kessel, Dreifuss, ein paar Holzschalen, eine Birkenbaude und einige Säcke aus grober Leinwand bildeten das einzige Mobiliar der Jurte. Jenseits des Feuers lag ein Haufen Heu und auf diesem ein alter, kranker Mann, der von seiner Tochter, einem etwa 15jährigen Mädchen, gepflegt wurde. Der Alte war fast ganz nackt, nur in eine zerrissene Filzdecke gewickelt; um sein Lager wärmer zu machen, hatte ihm die Tochter eine Lage Heu über die Füsse gebreitet. Man erzählte mir, der Mann besässe nur eine Kuh und zwei Schafe und die Tochter wäre das einzige Wesen, das sich um den Vater bekümmern könne. Die Tochter trug blos Hose und einen zerrissenen Schafpelz. Diese furchtbare Armuth machte einen wahrhaft erschütternden Eindruck.

Längere Zeit sich in einer Kalmückenjurte aufzuhalten, ist eine wahre Qual. Der Rauch des stets glimmenden Feuers beizt die Augen und trocknet die Kehle aus, so dass sich bald Hals- und Augenschmerzen einstellen. Dazu kommt noch der Brenzelgeruch angebrannter Speisen. In der Jurte der Tschuja-Leute ist es leichter, sich längere Zeit aufzuhalten, da man hier weniger vom Rauche zu leiden hat; man muss sich aber hier erst

Digitized by Google

an den penetranten Geruch des brennenden, trockenen Mistes gewöhnt haben, welcher in der ersten Zeit Uebelkeit und selbst Erbrechen hervorruft.

Wie es die Altajer im Winter in ihren Jurten aushalten können, ist mir vollkommen unverständlich, denn man leidet hier schon im Sommer genug von kalten Tagen. Wind und Regen dringen in jede Jurte ein und ist der Regen stark, so tröpfelt es an allen Orten durch, so dass die in der Jurte Sitzenden eine Filzdecke über den Kopf und den Rücken ausbreiten müssen.

Im Winter sollen die Jurten mit doppelten Filzdecken bedeckt und ausserdem noch rings um die senkrechte Jurtenwand Schnee aufgeschüttet werden; trotzdem muss es bei der grimmigen Kälte des altajischen Winters unmöglich sein, ohne dicke Pelze alsdann in solchen Wohnungen auszuhalten. Die Rinden-Jurten sollen im Winter durch eine Erd- und Schneeschicht, die man bis zur Hälfte der Wand aufschüttet, viel mehr gegen die Einwirkung des Wetters geschützt sein als Filzjurten.

In den prächtigen Thälern des Altai, wo an den Ufern der klaren Bergflüsse sich überall üppige Wiesenteppiche ausbreiten, und auf den Bergterrassen, wo zwischen schroffen Felswänden oft stundenlang sich weite Grasplätze hinziehen, sieht man an vielen Orten kleine Jurtenhäufchen, Aule, die je aus zwei bis vier Jurten bestehen, zerstreut liegen. Das auf den Wiesen und an den grasbewachsenen Bergwänden in einzelnen Heerden zerstreut weidende Vieh kündigt uns stets die Nähe solcher Jurten an. Der Altai ist ein wahres Eldorado für die Viehzüchter, daher ist auch die Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Altai-Bewohner. Das kurze Gras der Altai-Berge soll ein besonders kräftiges Futter für Pferde und Hornvieh sein, während an den Felsgeländen auch Schafe und Ziegen vortreffliche Weidestellen finden. Die Verhältnisse bringen es mit sich, dass die Altajer viel mehr Pferde und Rinder halten als Schafe und Ziegen. Vortheilhaft für die Viehzucht ist noch ausserdem, dass der ganze Altai frei von allen dem Vieh schädlichen Insecten ist und dass überdies im Winter die Bergwiesen vollkommen schneefrei sind, so dass die Heerden auch dann sich selber das Futter suchen können. Dabei bedarf das Vieh in den von hohen Bergriesen umgebenen Weideplätzen fast durchweg keiner Hütung. Wenn ich in Folgendem ein Bild der altajischen Viehzucht zu entwerfen versuche, so kann ich dies nicht besser thun, als indem ich mich

Digitized by Google

fast genau an die Schilderungen meines Begleiters im Jahre 1870, des Veterinärs Kalning, halte, der den Gegenstand mit vieler Sachkenntniss beobachtet hat.

Das altajische Pferd und seine Zucht. Das altajische Pferd bildet eine eigene Race, die aber nur selten ganz rein vorkommt, weil sie sich zum grössten Theil mit den Pferderacen der benachbarten Russen, Kirgisen und Mongolen vermischt hat. Ueberhaupt hat in letzter Zeit der Viehreichthum bedeutend abgenommen. Pferde reiner altajischer Race fanden wir noch in weniger zugänglichen Gegenden. Das altajische Pferd hat einen schönen, geraden und trockenen Kopf, grosse Augen, tiefe Kinnkettengrube, breiten Kehlgang und gut angesetzte, lebhaft spielende Ohren. Der trockene, muskulöse und mit einer tiefen Drosselrinne versehene und zu der Länge des Pferdes verhältnissmässig kurze Hals geht stark abgegrenzt in die breite Brust über. Der Widerrist ist nicht sonderlich hoch und verläuft allmählich in den Rücken. Die Schultern sind etwas schräg, die Oberschenkel stark und muskulös, die Knie breit, aber das Fesselbein steil und kurz. Die Hufe sind klein und steil, besitzen grosse Festigkeit und ausser dem grossen Strahl haben sie normale Form. Der lange und scharfe Rücken geht in eine gerade Kruppe über. Der Brustkasten ist recht weit und tief. Der Bauch läuft nach hinten mehr schmal zu und erinnert an die Form des Hirschleibes. Der mit der sogenannten arabischen Frisur versehene Schweif ist hoch angesetzt und wird bei der Bewegung des Thieres hoch getragen. Die Haare des Schweifes sind ziemlich fein. Der Oberschenkel ist breit und muskulös, ebenso sind die Sprunggelenke breit und zeigen viel Kraft. Dabei sind die Sprunghöcker meist nach innen gekehrt und nahe aneinandergestellt, woher die Füsse eine Tanzmeisterstellung annehmen. Die Haut ist fein und elastisch, die Haare sind kurz und haben einen schimmernden Glanz. Die äusseren Blutgefässe treten überall deutlich hervor. Die Lippen und die äusseren Geschlechtstheile sind unbehaart. Die Höhe des Pferdes beträgt durchschnittlich 1 Arschin $13^1/_2$ Werschok und die Länge 2 Arschin und $^1/_2$ Werschok.

Die meisten Pferde sind von heller Farbe und unter ihnen giebt es sehr viele weisse. Rappen gehören zu den grössten Seltenheiten. Der Gang der Pferde ist ein schleichender. Passgänger kommen selten vor.

Digitized by Google

Ausser der schönen Körperform zeichnet sich das altajische Pferd durch Schnelligkeit und Klugheit aus; obgleich es das ganze Jahr hindurch kein anderes Futter als Gras erhält, welches es gezwungen ist, sich selber zu suchen, so ist es dennoch sehr ausdauernd. Es beweist wohl die Schnelligkeit der altajischen Pferde, dass während unserer Reise ein Altajer von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang von der Tschuja-Steppe bis zum Uebergang über die Katunja (Kür-ketschü) ritt, eine Strecke, die über 180 Werst beträgt. Glänzend ist diese Leistung, wenn man die Schwierigkeiten dieses Weges in Betracht zieht (den ich in Capitel II ziemlich genau geschildert habe). Bunge hat vollkommen recht, wenn er sagt: „Fast ist es sicherer, sich auf den schwierigen Stellen dem kalmückischen Pferde anzuvertrauen, als den Weg zu Fusse zurückzulegen; denn mit bewundernswerther Vorsicht und daher mit grosser Sicherheit berechnen diese klugen und auf solche Wege geübte Thiere ihre Sprünge, wobei sie oft die Hinterfüsse mit den Vorderfüssen zusammenstellen müssen, um sich auf den engen Felsenflächen halten zu können. Die Anstrengung der Pferde ist bei dem Uebergange über schwierige Felspartieen ausserordentlich gross, am grössten aber für Packpferde, denn nur der Reiter vermag es, durch angemessene Bewegung das Gleichgewicht zu erhalten und dadurch dem Pferde die Schwierigkeit zu erleichtern.“ Als wir beim Ak Bom absteigen wollten, rief unser Begleiter Bitä uns zu: „Bleib nur sitzen, das Pferd hat vier Beine und du nur zwei; wenn's dir schwindlig wird, so sieh auf die Ohren des Pferdes“. Ja, man kann sich auf diese Pferde verlassen. Das wildeste Pferd wird auf steilen Abhängen zahm wie ein Lamm. Sogar der betrunkene Reiter kann sich ruhig seinem Pferde anvertrauen; das habe ich mehrmals beobachtet. Ein mich am Kengi besuchender reicher Altajer war so betrunken, dass er nicht stehen konnte, da führte man sein Pferd heran; zwei Menschen hoben ihn in den Sattel und steckten seine Füsse in die Steigbügel, dann gab man dem Pferde einen Schlag und es lief mit dem Betrunkenen, der nach beiden Seiten hin und her schwankte und jeden Augenblick herunterzustürzen drohte, nach Hause; nach einiger Zeit sahen wir ihn mit dem Pferde auf der Höhe des Bergpfades erscheinen, der Reiter schwankte noch immer, aber das Pferd kletterte vorsichtig an dem Gestein entlang. Dieser Betrunkene kam, wie ich am andern Tage erfuhr, ohne Unfall bei

Digitized by Google

stockfinsterer Nacht nach Hause. Man erzählte mir sogar, dass ein betrunkener Reiter vom Pferde gestürzt sei, dass jedoch sein Pferd an seiner Seite stehen geblieben war, bis der am Boden Liegende sein Räuschchen ausgeschlafen hatte und es wieder besteigen konnte.

Die Pferdeheerden (bir-ür-jylky) bestehen aus 20 bis 60 Stück, darunter 8 bis 25 Stuten (biä), 5 bis 10 Wallachen (at), 5 bis 15 einjährige Füllen (kulun), 2 bis 8 zweijährige (jabaga), 2 bis 6 dreijährige (kunan) und einem Hengste (aigyr). Solche Pferdeheerden gehen weidend miteinander und vermischen sich nicht mit benachbarten Heerden.

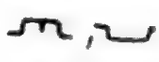
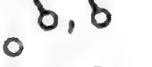
Der Hengst ist der Herrscher und Beschützer der Heerde; wird diese von Raubthieren überfallen, so übernimmt er die Vertheidigung. Die Stuten stellen sich in einem Kreise auf, die Köpfe zur Mitte und die Hintertheile nach der Aussenseite des Kreises gewandt, mitten darin stehen die Füllen. Der Hengst bleibt ausserhalb des Kreises und übernimmt den Kampf mit dem Angreifer. Den Wolf soll er stets besiegen, nicht selten sogar sollen tüchtige Hengste den Bären vertreiben. Der Hengst kennt alle Glieder seiner Heerde und sobald eines derselben die Heerde verlässt, so treibt er es selbst zurück. Die Kalmücken erzählen auch, der Hengst dulde keine Untreue seiner Stuten; er soll Stuten, die andere Hengste wiederholt aufsuchen, durch Schlagen und Beissen ganz aus der Heerde vertreiben. Der Hengst verträgt sich mit seiner Heerde gut, auch hat er die Füllen gern; sind aber die jungen Stuten erwachsen und drängen sich an ihn, so vertreibt er sie durch Beissen aus der Heerde, ebenso weichen die Söhne den Liebkosungen ihrer Mütter aus. Wenn der alte Hengst die jungen Hengste aus der Heerde vertreibt, so bleiben sie in der Nähe und grasen allein für sich. Die jungen Stuten hingegen fliehen (joshyp-jat) und wenden sich stets nach Norden oder Osten, nie nach Süden oder Westen. Sie setzen dabei ihre Flucht möglichst in einer geraden Linie fort (weder Berge noch Flüsse sind ihnen dabei ein Hinderniss), bis sie auf eine Heerde stossen, der sie sich zugesellen. Der Besitzer muss daher stets aufpassen, dass er die fliehenden Stuten noch rechtzeitig einfängt und sie selber zu einer anderen Heerde bringt.

Die glückliche Lage der Flussthäler erlaubt den Altajern, ihre Pferdeheerden sich vollkommen selbst zu überlassen; man beschränkt sich darauf, die Pferde am Abend näher zu den Jur-

Digitized by Google

ten zu treiben. Bei den Jurten angebunden hält man nur die Stuten, die gerade gemolken werden, die Füllen derselben und ausserdem einige Reitpferde, von denen ein Theil gesattelt bei der Jurte angepflöckt ist, ein anderer gekoppelt in der Nähe grast. Es ist durchaus nicht gefährlich, die Pferde ohne Aufsicht weiden zu lassen, denn Pferdediebstahl ist bei den Altajern ein unerhörtes Verbrechen. Er kommt höchstens südlich an der oberen Katunja vor, wo manchmal Kirgisen Streifzüge zum Pferderaube nach Norden von der Buchtarma aus unternehmen. Russische Pferdediebe und Zigeuner wagen sich nicht in den Altai, denn die Altajer würden sehr kurzen Prozess mit ihnen machen. Die Sojonen aber trennt vom Altai ein zu bedeutender, unbewohnter Landstrich. Gehütet werden die Pferde nur in der Tschujasteppe, wo die Türbät manchmal Raubzüge unternehmen.

Um ihre Pferde stets wiederzuerkennen, versehen die einzelnen Geschlechter dieselben mit Eigenthumszeichen (Tamga), die den Pferden auf dem Hinterschenkel eingebrannt werden. Ich habe 12 solcher Eigenthumszeichen gesehen:

1.  Toskur (Trog aus Birkenrinde).
2. Ja (Bogen).
3. Tschorgo (Röhre bei der Destillation).
4. Suluk (Trensegebiss).
5.  Tegerek (Ringe).
6. Ai (Mond).
7. Eshik (Thür).
8. Sarkai (Kreuz).
9. Tashūr (Branntweinflasche aus Leder).
10. Tekke (Bock).
11. Jyrakai (?).
12. Kuldsha (?).

Uebrigens bedienen sich blos reiche Leute dieser Eigenthumszeichen, da die Armen ihre wenigen Pferde ohne dieselben kennen. Die Eigenthumszeichen sind ganz ausreichend, weil Altajer sehr selten Pferde durch Kauf erwerben oder veräussern,

Digitized by Google

und geschieht dieses Letztere, so verkauft man sie nur an russische Kaufleute.

Die bei den Jurten gehaltenen Stuten werden mit langen Stricken festgebunden. Die neugeborenen Füllen bleiben einige Tage bei ihnen, dann legt man ihnen einen aus Wolle oder Pferdehaaren gefertigten Zaum an und bindet sie mit einem ganz kurzen Stricke an einer zwischen zwei eingeschlagenen Stöcken ausgespannten Leine (jälä) so an, dass die Füllen sich gegenseitig nicht beschädigen können. Hier stehen die Füllen den ganzen Tag und können nur dann zu den Müttern gehen und grasen, wenn man diese fast ausgemolken hat.

Die bei den Jurten gehaltenen Reitpferde werden gekoppelt (tushap-jat). Die dazu verwendeten Koppeln (tushak) sind aus Wolle verfertigte, etwa $2^1/_2$ Fuss lange Stricke, bei welchen sich an einem Ende eine Schlinge, am anderen ein Knoten befindet. Dieser Strick wird in der Mitte gefasst, um einen Fuss gelegt, dann einige Male um sich selbst gewunden, worauf man die Enden um den anderen Fuss legt und den Knoten in die Schlinge steckt. Eine andere Koppel ist die für drei Füsse (kishän). Sie besteht aus einem breiten, roh gegerbten Lederriemen, an dessen beiden Enden sich eine Schlinge befindet, ungefähr einen halben Fuss von der einen Schlinge ist an ein und derselben Seite des Riemens eine Klammer angelegt. Beide Enden werden nun um den einen und den anderen Fuss gelegt, worauf man die Klammern in die Schlinge steckt. In der Mitte des Koppelstrickes ist noch ein anderer Riemen oder ein wollener Strick befestigt, mit dem noch der eine Hinterfuss festgezogen wird. Diese Koppelstricke haben den Vortheil, dass die Füsse nicht gequetscht werden oder keiner Reibung ausgesetzt sind, daher sieht man auch bei den altajischen Pferden keine von Koppelstricken verursachten Schäden. Das Einfangen der Pferde aus der Tabune ist keine leichte Sache. Recht anschaulich schildert uns Bunge diesen Act: „Um uns die nöthigen Pferde zu verschaffen, trieben die Kalmücken der benachbarten Jurten eine grosse Tabune von einigen hundert Pferden auf eine weite Ebene und umringten sie, ausgerüstet mit grossen Schlingen (tschalma). welche aus Stricken von Pferdehaaren gemacht waren. Es waren ihrer fünf Mann. Das lange Seil, mehrmals zusammengenommen, trugen sie am Arme und ritten nun rund umher, um die Pferde auszusuchen. Die letzteren scheinen in solchen Fällen die Absicht

Digitized by Google

zu ahnen (was selbstverständlich, da ja meist dieselben Gebrauchspferde eingefangen werden) und entziehen sich mit vieler List den spähenden Reitern. Sie drängen sich dicht zusammen, weichen plötzlich nach zwei oder drei verschiedenen Seiten auseinander und rennen im gestreckten Galopp, laut wiehernd, davon. Allein jedesmal werden sie von den sie überholenden Kalmücken zurückgetrieben und das bestimmte Pferd entgeht seinem Schicksale nicht. Schnell und sicher wirft der Kalmücke, wenn er den Gegenstand seines Bestrebens scharf in's Auge gefasst hat, im wildesten Galopp die Schlinge um den Hals des Pferdes, folgt dann eine Strecke, den Strick erst allmählich fester ziehend, wirft sich dann aus dem Sattel und lässt sich eine Zeit lang auf der Erde fortschleifen, bis das durch die Schlinge gedrängte Thier, der Uebermacht weichend, in immer kleineren Kreisen an dem immer mehr erschlaffenden Seile umherrennt und endlich ermüdet stehen bleibt. — Doch wird freilich auch manche Schlinge vergebens geworfen. Das wilde Rufen der Kalmücken, das Wiehern der Pferde und ihr lautes Getrampel erregen das Echo der Berge. Die Aufmerksamkeit wird durch dieses Schauspiel sehr gefesselt, man ist in einer fortwährenden Spannung und nimmt bald die Partei des schönen, muthigen Pferdes, das den Verfolgungen mehrmals so listig entging, bald erfreut man sich des trefflich berechneten Wurfes der Schlinge von der geübten Hand eines kühnen Reiters."

Ueber das Aufwachsen der Pferde ist im Allgemeinen Folgendes zu erwähnen: Ist der Winter nicht besonders kalt gewesen, oder ist im Frühjahr kein Regenwetter oder Frost (jut) eingetreten, so dass in Folge dessen die Nahrung schlecht ist, so gebären die trächtigen Stuten zur rechten Zeit gesunde Füllen, im andern Falle, wenn nämlich im Frühling von den Grasenden auch Eis verschluckt wurde, verwirft der grösste Theil der Stuten, wie solches im Frühjahre 1870 geschah. (Nach Kalning's Angaben hatten in diesem Jahre in der Mission am Angodai von 70 Stuten 45 verworfen.) Nachdem das Füllen einige Tage bei der Mutter gewesen, wird es einen oder zwei Monate bei der Jurte gehalten und kehrt dann mit der Mutter zur Heerde zurück. Im zweiten Jahre wird ihm das Eigenthumszeichen eingebrannt, auch werden in diesem Jahre die Hengstfüllen castrirt. Jeder Altajer vermag diese Operation vorzunehmen, und zwar verrichtet man sie mit dem Messer, das jeder Mann an der Seite

Digitized by Google

trägt. Die Wallachen bleiben dann bei der Heerde und werden erst als vierjährige Pferde (tönön) zum Reiten benutzt. Die Stuten und Hengste werden von irgendwie vermögenden Altajern nicht zum Reiten verwendet, sondern bleiben meist bei den Heerden und bilden den Stolz und Reichthum ihrer Herren. Im Spätherbste werden bei den Altajern alte, sehr magere und fehlerhafte Pferde, von denen man meint, dass sie den Winter nicht überleben werden, geschlachtet und das Fleisch für den Winter, wo die Milchnahrung fehlt, aufbewahrt; zu anderer Zeit werden nur an irgend einer Krankheit gefallene oder verunglückte Pferde verzehrt. Ueber die Opfer der Pferde werde ich später zu sprechen Gelegenheit finden. Die dem Opfer geweihten Pferde werden yjyk genannt und an der Mähne durch ein Band oder einen Lappen gezeichnet.

Das altajische Rindvieh zeichnet sich ebenso wie das Pferd durch eigene Raceneigenthümlichkeit aus.

Sein kurzer Kopf mit breiter Stirn, grossen Augen und breitem Flotzmaul, trägt nach oben oder vorn gerichtete lyraförmige Hörner. Der Hals ist verhältnissmässig kurz, aber fleischig und die Wamme ziemlich gross. Der Bug bildet mit dem Rücken eine gerade Linie, von welcher Richtung das breite Kreuz etwas abgeht, indem es ein wenig nach unten verläuft. Der Schwanz ist hoch angesetzt und reicht bis zum Sprunggelenk. Der Brustkasten und Leib sind gewölbt, die Vorderfüsse stämmig und verhältnissmässig kurz, die Schenkel der Hinterextremitäten enthalten viel Masse, das Uebrige ist ebenfalls stämmig und die Klauen steil, das Euter ist nicht besonders gross, stark behaart und besitzt keine Striche. Der Milchspiegel ist gut. Die feine elastische Haut ist mit glattanliegenden Haaren besetzt, welche verschieden gefärbt sind; am meisten kommt aber die rothe Farbe vor.

Das altajische Rind giebt sehr nahrhafte, fette Milch, ungefähr 6 Stoof (= 12 Weinflaschen) täglich, es wird aber nur zwei Mal täglich gemolken. Die Kühe geben nur Milch, wenn die Kälber zuerst etwas gesogen haben, darum lässt man diese erst zu den Kühen und nachdem sie ein wenig gesogen, zieht man sie fort. Der Grund für diese Angewöhnung der Kälber ist der, dass man die Kühe ohne Hirten weiden lässt, und deshalb die Kälber zu Hause hält, damit die Kühe aus eigenem Antriebe heimkehren. Mit dem Schneefalle verändert sich die

Digitized by Google

Milchmenge plötzlich und versiegt bald ganz, sobald das Aufsuchen des unter dem Schnee verborgenen Grases schwieriger geworden ist. Die Lebensweise des altajischen Rindes bietet nichts Besonderes, es lebt nicht in gesonderten Heerden, sondern alle Thiere befinden sich gemeinschaftlich auf der Weide.

Das altajische Schaf. Ich habe schon vorher erwähnt, dass von den Altajern weniger Schafe gezüchtet werden, als Pferde und Rindvieh; ausserdem ist noch zu bemerken, dass im nördlichen Theile weniger Schafe gehalten werden als im südlichen. Der Grund davon ist, dass im nördlichen Altai die Bewaldung viel stärker ist und daher hier der Schnee viel höher liegt, so dass die Schafe im Winter keine Nahrung für sich finden. Ausserdem wächst im nördlichen Altai viel gröberes, höheres und saftigeres Gras, während die Schafe feines, trockenes Gras lieben.

Das altajische Schaf ist 15 Werschok hoch und 16 Werschok lang, zeigt eine starke Krümmung des Stirn- und Nasenbeines, die aber weniger stark ist als bei den kirgisischen Schafen. Die weiblichen Schafe (koi) haben kleine, nach hinten und unten gebogene Hörner, welche nach dem sechsten Jahre locker werden und zuletzt abfallen. Die Hörner der männlichen Schafe (kotschkor) sind viel grösser und werden nicht locker. Die Ohren sind weit von einander angesetzt, breit, und hängen lappig herab. Der Rücken ist gerade, die Brust weit und tief, der Leib hängend. Das Vordertheil ist viel höher als das Hintertheil. Die Beine sind sehnig. Das Altai-Schaf hat einen Fettschwanz (kuiruk), welcher über den Schwanzwirbeln liegt, die aber noch aus ihm hervorragen und nach einer halben Windung enden. Der Fettschwanz soll im Herbste 5 bis 10 Pfund wiegen. Die längere Wollbekleidung fängt gleich hinter dem Kopfe an und endet etwas oberhalb der Knie- und Sprunggelenke. Die Wolle ist fast durchgängig weiss; schwarze Schafe sind eine Seltenheit. Die Wolle ist etwa 2 Zoll lang und grob, bei den Lämmern ist sie weich, feiner und länger. Man scheert die Schafe zwei Mal im Jahre. Bei einem geringen Theile der Schafe lässt man die Wolle ausfallen und fertigt aus dieser ausgefallenen Wolle Filzdecken und Stricke. Die gute, geschorene Wolle wird in Knäuel zusammengewunden und verkauft. Die Fettansammlung der Schafe beginnt im Frühjahr und nimmt bis zum Herbste zu; nach Eintritt des Schneefalles nimmt das Fett wieder ab,

Digitized by Google

bis im Frühjahre kein Fettanwuchs am Schwanze weiter zu bemerken ist. Wo grössere Schafherden sind, werden die Schafe auch gemolken.

Das Schaffleisch ist die Hauptnahrung der reichen Altajer, daher werden Schafe nur sehr selten verkauft.

Die altajische Ziege ist ebenso gross wie das Schaf, sie hat einen gestreckten Körper, kleinen Kopf und ziemlich grosse Hörner. Ziegen werden im Altai nur in sehr geringer Zahl gehalten, auch mehr der Haare als der Milch und des Fleisches wegen. Das bessere Ziegenhaar wird zu Filz, das schlechtere zu Stricken verarbeitet.

Als ich im Jahre 1860 den Altai besuchte, gab es noch im eigentlichen Altai, d. h. westlich von der Katunja, recht bedeutende Heerdenbesitzer. So wurde mir damals erzählt, dass der Altajer Toloi am Urussul 6000 Pferde besitze. Die Angabe mag etwas übertrieben gewesen sein, da der Altajer seine reichen Leute nach Tausenden von Pferden schätzt, wie die Europäer ihre reichen Kaufleute nach den Millionen. In der Tschuja-Steppe gab es damals indessen, wie ich mich selbst überzeugen konnte, sehr bedeutende Heerden. Ich habe selbst die Pferdeheerden des Mangdai Saisan und einer reichen kalmückischen Erbin gesehen, die wohl je einige Tausend betragen konnten. In der Tschuja- und Kurai-Steppe gab es zu dieser Zeit auch Schafheerden bis zu 3000 Stück. Kameele kommen nur in der Kurai- und Tschuja-Steppe vor und auch da nicht in sehr grossen Heerden. Sarlike sind an der Tschuja nur vereinzelt anzutreffen.

Als ich aber im Jahre 1870 den Altai besuchte, fand ich eine schreckliche Armuth. Die Kaufleute erzählten mir, dass es jetzt im ganzen Altai, mit Ausnahme der Tschuja-Bewohner, nur noch wenige Leute gäbe, die ihre Pferde und Rinder nach Hunderten zählten; wer jetzt fünfzig Pferde besitze, gelte schon als reich. Der Altai-Handel bringe ihnen nichts mehr ein, sie müssten jetzt neue Absatzgebiete in der Mongolei suchen. Die bedeutende Abnahme des Viehes konnte ich besonders am Urussul selbst beobachten, an dem ich im Jahre 1860 riesige Viehheerden gesehen, im Jahre 1870 aber durchaus kein Vieh mehr antraf. Dabei versicherten mich im Jahre 1860 ältere Leute, dass damals der Altai schon arm gewesen sei, denn noch vor wenigen Jahrzehnten, also etwa in den fünfziger Jahren, hätten Leute, die nur 50—100 Pferde besessen, für arm gegolten. Als Grund

Digitized by Google

für die Verarmung der Altajer wurde mir im Jahre 1870 angegeben, dass 1869 die Rinderpest besonders heftig gewüthet habe. Ich bin aber vielmehr der Ansicht, dass es die russischen Kaufleute sind, die den Altai ausgesogen haben. Es ist hier eben der Kampf um's Dasein, wie überall da, wo der civilisirte Mensch mit dem reinen Naturkinde zusammentrifft. Wie in Nordamerika die Rothhäute verarmen, verschwinden und umkommen, so in Sibirien die eingeborenen Stämme. Zuerst sinkt ihr Reichthum und ihre sociale Stellung; aus Fürsten werden Dorfälteste, aus reichen Heerdenbesitzern wurzelnagende Bettler. Durch die verschlechterte Nahrung wird die Race schwächer und stirbt zuletzt allmählich aus. Es mag den Philanthropen schmerzen und jeden guten Menschen betrüben, wenn er die Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten der stärkeren Race beobachtet; sie entsprechen aber den Gesetzen der Natur, und aufrichtig muss man bekennen: die herrlichen Altaithäler sind viel zu gut für die Nomaden, die den Reichthum des Landes nicht zu heben wissen.

Damit der Wolf die bei den Jurten in der Nacht lagernden Rinder- und Schafheerden nicht angreifen kann, hält jeder Altajer eine grosse Anzahl Hunde. Weil man diese aber nicht gut füttert, sind sie sehr mager und bissig, so dass es durchaus nicht ohne Gefahr ist, sich allein einer unbekannten Jurte zu nähern. Die wilde Meute stürzt sich auf jeden ankommenden Reiter und begleitet bellend und springend denselben bis zur Jurte. Hier verlässt sie ihn erst und giebt sich zur Ruhe, wenn die Einwohner sie mit Hilfe von Stöcken und Steinen vom Platze verjagt haben. Am Tage streifen die Hunde in der Nähe der Jurten umher und suchen inner- und ausserhalb derselben die spärlichen Speisereste zusammen, die der Mensch fortgeworfen hat; das ist zwar bei den Altajern sehr wenig. In der Nacht umkreisen die Hunde die lagernden Heerden, vor allem die Schafheerden. Oft wird man in der Nacht, besonders häufig im südlichen Altai, aufgeweckt, wenn durch das Herannahen der Wölfe die Schafheerden aufgestört werden. Dann entsteht ein Höllenlärm. Man vernimmt das Getrappel der bei den Jurten vorbeieilenden Schafe, das von einem lauten Gebell und Geheul der ganzen Meute von Hunden begleitet wird; dazwischen ertönt das Schreien und Pfeifen der sogleich die Jurten verlassenden Männer. Nach einiger Zeit legt sich der Lärm, wiederholt sich aber in der Nacht nicht selten drei- bis viermal.

Ein eigentliches Nomadisiren findet bei den Altajern nicht statt. Der Altai ist überall so grasreich, dass selbst die grösseren Heerden sich nur auf einem sehr kleinen Gebiete bewegen. Aermere Leute bleiben das ganze Jahr auf derselben Stelle. Es scheint mir fast, als ob die Altajer nur durch ihre Unreinlichkeit gezwungen würden, ihre Wohnsitze zu ändern. Da nämlich die Heerden stets bei den Jurten übernachten, so bildet sich schon nach einem Monat eine vollkommen morastartige Düngeranhäufung; ebenso sammelt sich auch der Kehricht im Hause. Da nun der Altajer weder den Dünger zu benutzen noch sein Haus zu reinigen versteht, so zieht er es vor, selbst lieber die Wohnstätte zu wechseln. Daher wechseln auch im nördlichen Altai die in Birkenrinden-Jurten wohnenden reicheren Altajer ihre Wohnsitze, wenngleich bei ihnen das Umziehen mit nicht geringen Unbequemlichkeiten verknüpft ist.

Wie schon oben erwähnt ist, sucht das Vieh im Winter und Sommer seine Nahrung selbst. Im Winter ist dies nur dadurch ermöglicht, dass auf den Fels- und Bergterrassen den ganzen Winter hindurch heftige Winde herrschen, die den Schnee fortwehen. Daher ist die Schneeschicht auf der Ebene sehr dünn und die Thiere scharren sich leicht das Gras aus dem Schnee hervor. Aus diesem Grunde lässt man das Vieh im Sommer lieber an solchen Stellen weiden, wo ganz kurzes Gras wächst, im Winter aber an grasreicheren Plätzen. Für das Jungvieh, das man im Winter bei der Jurte selbst hält, wird ein kleiner Heuvorrath hergerichtet, aber auch dieser in unzureichender Menge.

Ausser der Beaufsichtigung der Heerden, die, wie ich schon mehrfach erwähnt habe, eine sehr unvollkommene ist und sich nur darauf beschränkt, dass man einige Mal im Laufe des Tages zu den Heerden reitet und sie auf eine Stelle zusammentreibt, fällt den Männern im Sommer noch das Melken der Stuten zu, das einigen Muth verlangt. Reichere Leute halten selten männliche Dienstboten, die für sie diese Arbeiten übernehmen; meist stehen ihnen ärmere Nachbarn bei, die dafür in ihrer Nähe leben und aus dem grossen Kessel der Reichen mit essen und deren abgelegte Kleidung tragen. Im Sommer, wenn das Vieh ihnen so reichlich Speise giebt, haben die wohlhabenden Männer wenig andere Beschäftigung als Essen, Trinken, Rauchen, Schlafen und in der Nachbarschaft umherreiten und sich dort zu betrinken.

Digitized by Google

Die Aermeren liegen in den Jurten der Reicheren umher und nähren sich dort, wie es die Verhältnisse erlauben. Die hier aufgezählten Beschäftigungen werden immer umschichtig betrieben. Hat man sich voll gegessen, so steckt man sich die Pfeife an, darauf geht es an's Trinken. Ist kein Branntwein im Hause, so sucht man das Aul des Nachbars auf, wo man diesen Genuss vorfinden kann. Hier oder im Hause wird tapfer poculirt, geschwatzt, erzählt, gesungen, bis die ganze Gesellschaft sich so voll getrunken hat, dass sie kaum mehr aufstehen kann. Dann reiten die weniger Betrunkenen nach Hause, die Uebrigen legen sich die Sättel unter's Ohr, decken sich mit ihren Pelzen zu und überlassen sich Morpheus' Armen, um beim Erwachen wieder von vorn, d. h. mit dem Essen zu beginnen. Zum Beaufsichtigen der Heerden werden nur die jüngeren Leute ausgeschickt und ausserdem die armen Hungerleider.

Zu gehen versteht der Altajer gar nicht. Sein Gang ist schleppend, wackelnd und sehr langsam; dazu trägt auch besonders seine ungeschickte Fussbekleidung und der meist vom Gürtel herabhängende Pelz bei. Sobald aber der Altajer zu Pferde steigt, ändert sich seine ganze Körperhaltung. Hier fühlt er sich am Platze, sein Auge wird freier, der Körper reckt sich in die Höhe, es ist, als ob ihm frisches Blut durch die Adern rinne. Pferd und Reiter verschmelzen zu einem Ganzen, und es wird uns bei diesem Anblicke erst klar, wie in der Phantasie der Griechen aus den nördlichen Reitervölkern sich die Centauren bilden konnten.

Der Altajer geht immer von der linken Seite zu seinem Pferde, daher lässt dasselbe Niemanden sich von rechts nähern. Wenn er sich auf's Pferd setzen will, so fasst er mit der linken Hand zuerst den an dem linken Ringe des Gebisses angebundenen Strick, wickelt sich das Ende desselben einige Mal um die Hand, darauf nimmt er mit derselben Hand die Zügel, setzt den linken Fuss in den Steigbügel und, indem er sich mit der rechten Hand am vorderen Höcker des Sattels hält, schwingt er sich behende auf das Pferd. Im Sattel sitzt er mit dem Oberkörper gerade, die Arme an die Seiten gedrückt und lässt diese selbst beim schnellen Reiten nicht baumeln. Die Steigbügelriemen sind sehr kurz, daher bildet beim Reiter das Kniegelenk einen rechten Winkel, so dass der Schluss kein fester ist, und der Reiter wie auf einer niedrigen Bank sitzt. Ungeachtet dessen

Digitized by Google

fällt der von Kindheit auf an das Reiten gewöhnte Altajer selten, er mag noch so schnell bergauf, bergab reiten, oder in einem vollkommen betrunkenen Zustande sein. Man sieht dem Reiter das Gefühl der Sicherheit an; ob die Pferde langsam oder schnell gehen, kümmert ihn wenig; im gestreckten Galopp wie auf den gefährlichsten Gebirgspfaden holt er ruhig seine Pfeife aus dem rechten Stiefel, stopft sie mit Tabak, schlägt Feuer, zündet seine Pfeife an und steckt den Feuerstahl hinter seinen Gürtel, lässt auch während der ganzen Zeit den Zügel auf dem Sattelknopfe liegen, nur das Ende des Tschylbyr (Leitstrickes) lässt er nicht aus der Hand. Der Weg und die Gangart des Pferdes kümmern ihn während dieser Beschäftigung wenig. Ich habe Leute reiten sehen, die auf Sätteln sassen, deren Bauchriemen geplatzt waren und dennoch nicht vom Pferde fielen. Der Reiter stürzt nur etwa von einem wilden Pferde, wenn der Bauchriemen reisst, oder wenn sein Pferd selbst stürzt; in letzterem Falle hält er den Tschylbyr fest, stösst sich, ehe das Pferd am Boden liegt, aus dem Steigbügel ab und schwingt sich einige Fuss weit vom Pferde seitwärts, behält aber den Tschylbyr in der Hand, damit das Pferd ihm nicht davonlaufe. Wie wenig die Altajer das Reiten erschöpft, davon habe ich mich überzeugen können, als einer unserer Begleiter vom Byraty nach dem Muitu geschickt wurde und am fünften Tage wieder am Byraty eintraf. Er hatte nur einmal übernachtet und war durchschnittlich 200 Werst auf den grauenhaftesten Wegen geritten.

Die Frauen reiten vollständig ebenso wie die Männer und mit derselben Geschicklichkeit, Sicherheit und Ausdauer.

Das Reitzeug der Altajer ist sehr einfach. Der Halfter ist entweder aus wollenen Stricken zusammengeknüpft oder aus einem rohgegerbten Lederriemen gefertigt. Er ist aber nie mit einem eisernen Mundstück versehen, an seiner linken Seite ist ein Strick oder Riemen befestigt, welcher gewöhnlich einen Faden lang ist. Dieser Halfter wird dem Pferde nur abgenommen, wenn es zur Heerde in Freiheit gelassen wird, sonst bleibt er sogar auf dem Kopfe des Pferdes, wenn es auch mit der Trense gezäumt ist. Der Zaum (ügön) des Pferdes ist meist aus dünnen, geflochtenen Riemen gefertigt, er besteht aus zwei Seitenriemen, die vom Gebiss aus an den Seiten des Kopfes entlang gehen, einem Nasenriemen, der beide Seitenriemen auf dem halben Kopfe verbindet und quer über das Nasenbein geht, und einem Quer-

riemen unterhalb des Kopfes. Die Fortsetzung der Seitenriemen wird hinter die Ohren des Pferdes gelegt. Das Gebiss ist Trensengebiss mit nicht grossen Seitenringen, an denen ein aus schmalen Riemen geschnittener Zügel angebunden ist. Das Tragen des Halfters wird durch den Umstand bedingt, dass es für den Reiter lebensgefährlich ist, wenn ihm hier in den weiten Einöden das Pferd entfliehen sollte. Der Halfterstrick zum Anbinden und Festhalten des Pferdes ist also stets bereit, so dass der Reiter ruhig den Zaum nebst Gebiss entfernen kann, ohne fürchten zu müssen, dass das Pferd das Weite sucht.

Das Gerüst des altajischen Sattels besteht aus zwei etwa $2^3/_4$ Werschok breiten und 12 Werschok langen, dünnen Längsbrettern, auf deren beiden Enden eine aus Masernholz mit starker Krümmung nach oben ausgeschnittene Leiste mit Lederriemen befestigt ist. Zwischen den Höckern der vorderen und hinteren Querleiste ist ein runder oder abgeplatteter Stab angebracht und zwar so, dass die Höcker der Leisten noch stark über denselben emporragen. In den Längsbrettern befindet sich an beiden Enden ein Loch und gleich hinter dem vorderen noch ein zweites. Das erstere ist zum Befestigen der Bauchgurte, das letztere für die Steigbügelriemen bestimmt. An dem hinteren Ende der Längsbretter befindet sich noch ein Loch zur Befestigung des Schwanzriemens und ein drittes, in welchem dünne, etwa $^3/_4$ Arschin lange Riemen (kandshyga) befestigt werden. Beide Bauchriemen bestehen ebenfalls meist aus schmalen, geflochtenen Riemen mit einer sehr kleinen Schnalle, der eine wird dicht hinter den Vorderfüssen, der andere am Hinterleibe festgezogen. Auf diesem beschriebenen Sattelgerüst ist nun zwischen beiden Holzquerleisten ein Sattelkissen aus Filzlagen befestigt, das im Allgemeinen etwa 8 Werschok lang ist. Unter dem Gerüst werden ebenfalls verschiedene Filze befestigt und, ehe man den Sattel auflegt, noch einige Filzlagen (tokum) auf den Rücken des Pferdes gelegt. Bei besseren Sätteln ist der Querbogen (kasch) von feinerer Arbeit und schön geschweift, und das Sattelkissen mit schwarzem Leder überzogen. Die Steigbügel sind bei besseren Sätteln aus Eisen, meist eigener Fabrikation, ebenso wie die Pferdegebisse, bei schlechteren Sätteln sind sie aus Masernholz geschnitzt. Bessere Sättel und Riemenzeug mit Verzierungen und Metallbeschlägen trifft man nur äusserst selten an

Digitized by Google

und auch höchstens in der Tschuja-Steppe, und dann ist solches Reitzeug von den Mongolen oder Türböten durch Kauf erworben.

Das Reitzeug der Frauen unterscheidet sich bei den Altajern nicht von dem der Männer, nur dass die Frauen öfter Zäume und Sattelriemen aus schwarzem gegerbten Leder haben, das mit Eisenbeschlag eigener Mache verziert ist.

Im Sommer ist, wie ich schon berichtet, der Altajer fast ganz ohne Beschäftigung, denn nur wenige Jagdliebhaber schweifen während dieser Jahreszeit im Hochgebirge umher, um Gemsen und Hirsche zu erlegen. Dahingegen beschäftigt sich die ganze männliche Bevölkerung im Winter mit der Jagd. Im Allgemeinen versichert man, dass der Wildreichthum im Altai bedeutend abgenommen habe; früher bot gerade das Steingebirge (Taiga) die besten Jagdplätze für Hochwild. Der Maral-Hirsch (cervus elaphus) kommt überall im Hochgebirge vor; er wird ganz besonders im Frühjahr erlegt, weil das Werthvollste an diesen Thieren die jungen noch blutgefüllten Hörner sind, für welche die Chinesen sehr bedeutende Preise zahlen; ausserdem hat das Maralfell auch einigen Werth. Trotzdem die an den Grenzen des Altai und am Uimon wohnenden russischen Bauern jetzt Marale züchten und daher die Hörner billiger stellen können, nimmt der Preis der Hörner geschossener Marale doch nicht ab, da die Chinesen viel mehr für Hörner zahlen, an deren unteren Enden der obere Theil des Schädelknochens noch haftet. Der Steinbock lebt hauptsächlich im Hochgebirge der Tschuja und der mittleren Katunja, kommt aber auch östlich bis zur Kurai-Steppe in bedeutenden Heerden vor. Weiter nach Osten, d. h. in den Grenzgebirgen der Tschuja-Steppe, lebt im Hochgebirge das wilde Schaf Argali (die Altajer nennen den Bock „kotschkor“ und das Weibchen „arkar“), ausserdem findet sich in der Kurai- und Tschuja-Steppe die Gemse (järän) in grossen Heerden, und im Altai, westlich von der Katunja, auch das Reh (elik). Alle diese Thiere werden des Fleisches wegen im Sommer und des Felles wegen im Anfange des Winters gejagt. Seltener findet sich an der Tschuja das Kulandaky (mong. Tshikitäi), ein dem Pferde ähnlicher Einhufer und das Elennthier (Pulan). Letzteres lebt auch zum Theil westlich von der Katunja. Alles bisher genannte Hochwild bildet mehr das Jagdobjekt der Liebhaber, denn zu seiner Erlegung gehört grosse Geschicklichkeit, während der Ertrag gewerbsmässiger Jagd, abgesehen von den

Digitized by Google

im Frühjahr geschossenen Maralen ein verhältnissmässig geringer ist. Ebenso ist das Schiessen von Vogelwild: Enten, Auerhähnen und wilden Gänsen, im Sommer auch nur eine Beschäftigung der Jagdliebhaber. Das eigentliche Jagdobjekt des Winters sind kleinere Thiere, deren Pelzwerk werthvoll ist und von den Kaufleuten sehr gesucht wird. Das werthvollste Pelzwerk sind die Felle des schwarzen Fuchses (kara tülkü), der im Altai hauptsächlich am Baschkaus gefunden wird; da er aber auch hier selten ist, so kann nicht eigentlich Jagd darauf gemacht werden, sondern es ist ein Glücksfall zu nennen, wenn man auf ihn stösst.

Der gewöhnliche Fuchs kommt im ganzen Altai vor, wenn auch nicht in grösserer Zahl. Er steht in einem viel niedrigeren Preise als der schwarze Fuchs, für dessen Fell 150—200 Rubel gezahlt werden. Früher war der Zobel eine sehr häufige Jagdbeute im Altai, jetzt ist er aber selten; am häufigsten kommt er noch an den Ufern der Katunja, am Symylty, im Arkyt-Gebirge und auf den Katunja-Alpen wie an der Ulba vor. Der Zobel wird mit Hunden aufgespürt und dann in der Höhle von den Jägern umstellt; nachdem durch ein Jagdnetz der ganze Platz abgesperrt ist, räuchert man den Zobel aus seiner Höhle und schlägt ihn mit Knütteln todt, wenn er in den Maschen des Jagdnetzes sich verwickelt. Man wendet keine Schusswaffen an, um das werthvolle Fell nicht zu verderben. An den Enden des Netzes werden kleine Glöckchen befestigt, vermöge deren die Jäger sogleich hören, wo der Zobel im Netze durchbrechen will. An den Katunja-Ufern werden ausserdem Marder und am Symylty und in den Katunja-Alpen viele Eichhörnchen erlegt, während im Gebiete der oberen Tschuja zahlreiche Murmelthiere geschossen werden.

Im Sommer reiten die Altajer meist einzeln zur Jagd, und zwar zu Pferde, im Winter hingegen ziehen kleine Jagdgesellschaften in die wildreichen Gegenden und zwar auf Schneeschuhen und mit kleinen Handschlitten versehen, in denen sie ihren Mundvorrath mit sich führen.

Heute wenden die Altajer bei ihren Jagdzügen nur Feuerwaffen an, Pfeil und Bogen sind schon seit dem Anfange dieses Jahrhunderts verschwunden. Man findet in jeder Jurte eine oder zwei Flinten, meistens die altajischen Kugelbüchsen, die zum grössten Theil auf Hochwild berechnet sind. Die gezogenen Flinten (Wintowki) mit sehr starkem Laufe und von ganz kleinem Kaliber, welche Pelzjäger anwenden, sind hier sehr selten

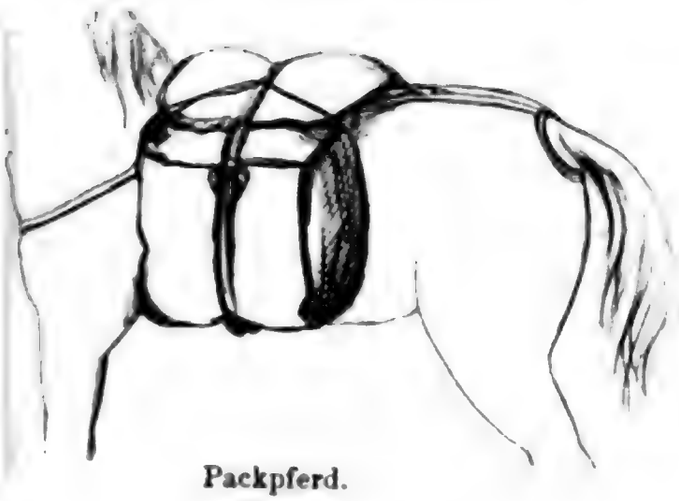
Digitized by Google

anzutreffen. Die altajischen Gewehre werden meist aus alten russischen Soldatengewehren umgearbeitet, da die altajischen Schmiede bei ihren unvollkommenen Vorrichtungen nicht im Stande sind, gute Läufe zu schmieden. Die altajischen Flinten haben die Länge gewöhnlicher Musketen und einen langen, sehr schmalen Kolben aus unpolirtem, leichtem Holze. Etwa fünf Zoll vor der Mündung des Laufes ist an Scharniren eine hölzerne Gabel angebracht, die sich gegen den Schaft nach vorn zurückbiegen lässt. Wenn der Jäger schiessen will, so biegt er erst die Gabel zurück, so dass sie senkrecht gegen den Lauf zu stehen kommt, drückt sie mit der unteren Stütze in den Boden, lässt sich auf das rechte Knie nieder und legt das Ende des Kolbens auf die rechte Schulter. An der Seite des Kolbens ist eine Luntentasche angebracht. Nicht weit von der Lunte ist im Kolben ein einfacher Hahn, der sich um einen im Kolben der Quere nach angebrachten Eisenstab in der Längsachse des Gewehres dreht. Das untere Ende des Hahnes bildet ein Drücker (ohne Bügelschutz) und das obere einen kleinen, gabelförmigen Ansatz. Will man schiessen, so legt man das aus der Tasche herabhängende, brennende Luntenende auf die Gabel des Hahnes und senkt durch den Druck des rechten Zeigefingers gegen den Drücker das brennende Luntenende ganz allmählich zu der mit Pulver gefüllten Pfanne.

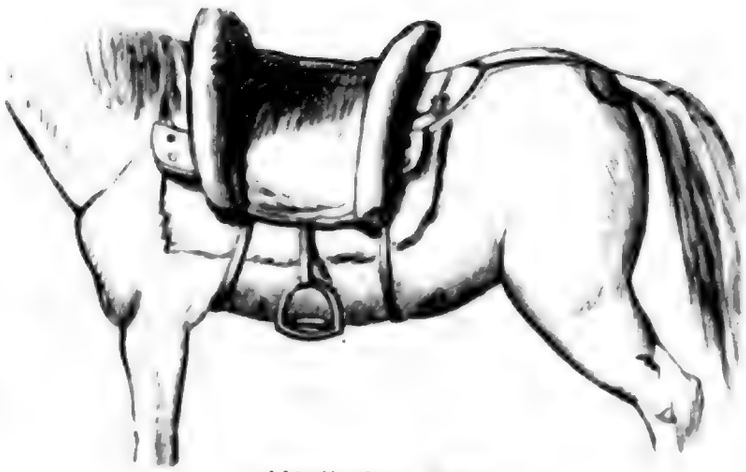
Die von den Altajern angewendeten Kugeln sind aus Eisen geschmiedet, etwas kleiner als das Kaliber des Laufes es erfordert und fallen beim Laden in eine konische Kammer, in der sie vermöge ihrer Schwere so tief hinabrollen, dass sie ziemlich genau die Wände der Kammer schliessen. Zwischen Kugel und Pulver bleibt aber dennoch ein kleiner Zwischenraum, daher entsteht beim Abfeuern des Gewehres ein so heftiger Stoss, dass demjenigen, welcher unerwartet den Schlag erhält, das Gewehr fast aus der Hand gerissen wird. Die Altajer verstehen mit ihren Gewehren sehr gut umzugehen, sie laden und feuern sehr schnell, viel schneller als dies mit einem Percussionsgewehre möglich ist, so dass die Luntengewehre gar nicht so schlecht erscheinen, nur kostet die erste Vorbereitung, das Anzünden der Lunte, viel Zeit und dann sind sie bei feuchtem Wetter vollkommen unbrauchbar. Das Schnellfeuern geschieht folgendermassen: Der Jäger nimmt mehrere Kugeln in den Mund, erhebt die Mündung des Gewehres zur Brust, entfernt dann mit dem Daumen der rechten Hand den Pfropfen von der Patronenröhre, die ihm auf

Digitized by Google

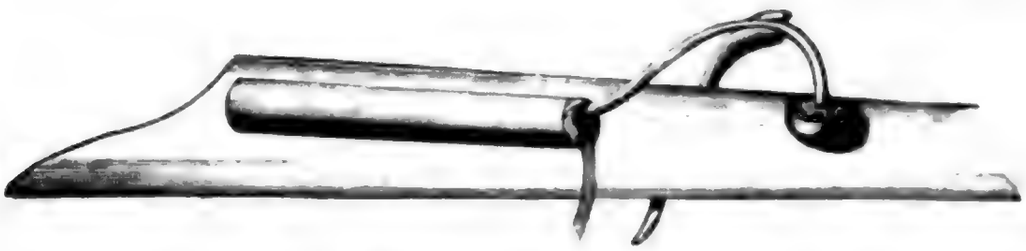
Tafel 7.



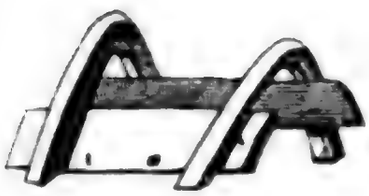
Packpferd.



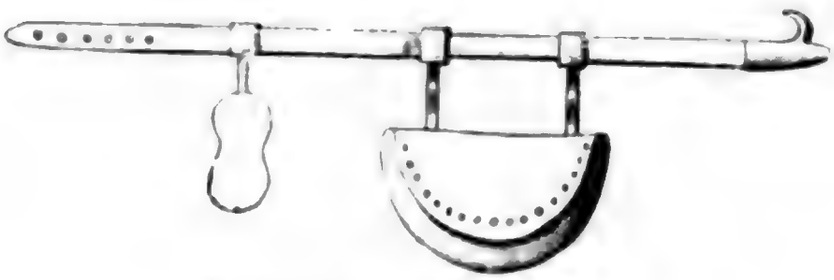
Altajischer Sattel.



Gewehrkolben mit Zünder.

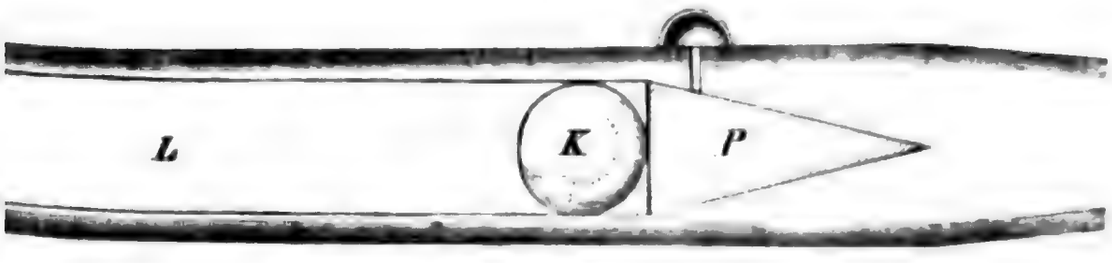


Packsattel.



Kugeltasche und Patronentasche.

Gewehr mit Stütze.



Gewehr-Inneres.

Altajische
Gewehr-Patronen.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

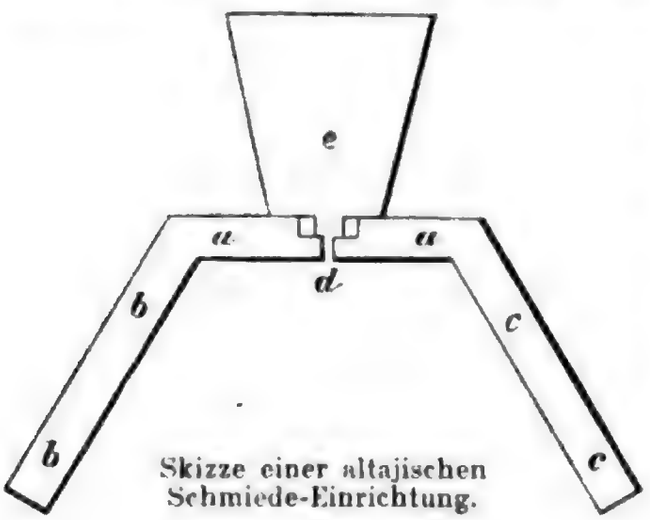
der Brust hängt und die er mit den übrigen Fingern gefasst hat, schüttet durch eine kleine Erhebung der rechten Hand das Pulver aus der Röhre in den Lauf, lässt gleichzeitig eine Kugel aus dem Munde dem Pulver nachrollen, senkt das Gewehr bis es auf der Gabel steht, hebt dabei den Kolben auf die rechte Schulter, indem er niederkniet, und schüttet den Rest des Pulvers auf die Pfanne, während er mit dem kleinen Finger das Ende der Lunte fasst und auf die Gabel des Hahnes legt und drückt augenblicklich den Hahn nach unten. Nach dieser Beschreibung erscheint die Manipulation sehr langwierig, sie geschieht aber mit solcher Blitzesschnelle und ist dem Jäger so vortrefflich eingeübt, dass er zwei- bis dreimal in der Minute schiessen kann, wenn er eine brennende Lunte sowie Pulver und Kugeln in Bereitschaft hat. Ausserdem haben die Altajer auch kleinere Flinten, mit denen sie vom Pferde herab schiessen. Auf der Jagd tragen die Schützen einen Ledergürtel mit Patronen- und Kugeltasche und am Halse eine Schnur mit zugepfropften Patronenhörnchen. Das Gewehr trägt der zur Jagd reitende Altajer auf dem Rücken an einem Riemen, es sieht wegen der in die Höhe stehenden Holzgabel sehr ungeschickt aus.

Obwohl man die Altajer nicht als ein eigentliches Jägervolk bezeichnen kann, so betreiben doch fast alle ein wenig die Jagd und sind zum grössten Theile vortreffliche Schützen.

Mit häuslichen Arbeiten befassen sich die Männer nur sehr wenig. Wenn sie sich dazu herablassen, auch im Hause etwas mitzuhelfen, so beschränkt sich diese Hilfe auf Herstellung der Jurtengitter, Aushöhlen und Schnitzen von Holzgefässen, wie: Mulden, Röhren, Näpfe, Schalen, auf das Flechten feiner Riemenbänder, Schneiden von Riemen, Herstellen der Gefässe aus Birkenrinde und auf das Kleinmachen des Brennholzes. Diese Arbeiten verstehen alle Männer, nur überlassen die Reichen sie meist dem armen Nachbarn, der für seine Hilfeleistung gefüttert wird. Einige Männer, die vielleicht mehr zu der einen oder der anderen dieser Arbeiten geschickt sind, werden zur Herstellung verschiedener Dinge von den Nachbarn aufgefordert und sind deshalb überall gern gesehene Gäste; so sieht man auch hier schon die Anfänge eines Handwerkerstandes, wenn auch nur in dessen erster Entwickelung, also den Stand der Holzarbeiter, Flechter, Riemenschneider und Gerber. Weiter fortgeschritten ist das Schmiedehandwerk. Dasselbe erlernen nur vereinzelte Individuen

und diese stehen überall in hohem Ansehen, da es nur wenige Schmiede giebt. Die altajischen Schmiede sind sehr geschickt und wegen ihrer guten Arbeit weit berühmt. Sie verstehen besonders gut das Eisen zu stählen, so dass die altajischen Messer den russischen vorgezogen werden. Alle im Altai reisenden russischen Kaufleute führen altajische Messer. Ausser letzteren verfertigen die altajischen Schmiede Schnitzmesser, Ilbek (ein Instrument zum Aushöhlen von Holzgefässen), Beile, Feuerstähle, Pferdegebisse und Flinten. Am Ufer des Kengi-Sees hatte ich Gelegenheit, eine altajische Schmiedewerkstätte zu besichtigen und wurde durch die Geschicklichkeit des Arbeiters in Verwunderung gesetzt.

Die Einrichtung der Werkstätte war folgende: Mitten in der Jurte, an der Feuerstelle, war eine etwa $^1/_2$ Arschin hohe und 2 bis 3 Werschok dicke Lehmwand aufgeführt. Die Hinterwand *(a)* war ungefähr $^3/_4$ Arschin lang und an diese lehnten sich in einem stumpfen Winkel zwei etwa 1 Arschin lange Seitenwände *(b* und *c)*. In der Mitte der Hinterwand *(a)* befand sich ein ungefähr 2 Werschok langer verticaler Einschnitt *(d)*, der so fein wie die Schneide eines Messers war; in diesen Einschnitt mündete der Blasebalg *(e)*. Der von dieser dreiseitigen Wand umfasste Raum war mit ganz fein zerkleinerten Kohlen von Lärchenholz gefüllt. Die Werkzeuge des Schmiedes bestanden in zwei Hämmern, zwei Zangen und einem kleinen Ambos (alles russische Arbeit). Mit dieser einfachen Vorrichtung verfertigt er alle vorgenannten Gegenstände, die sich zwar nicht durch Eleganz, wohl aber durch Trefflichkeit und Gediegenheit auszeichnen. Besonders erwähnenswerth ist die Geschicklichkeit des Schmiedes beim Anschmieden und Anschweissen. Eine zerbrochene Nähnadel fügte der Mann vor meinen Augen ohne jegliches Bindemittel zusammen. Diese Arbeit wird durch die feine Oeffnung des Blasebalges ermöglicht, die wie ein Löthrohr die Hitze auf einen Punkt concentrirt und in der feinzertheilten Kohle nur eine feine Haarlinie zum Glühen bringt. Die schwierigste Arbeit für den Schmied ist die Herstellung von



Skizze einer altajischen Schmiede-Einrichtung.

Digitized by Google

Flinten. Neue Flinten werden fast nie gearbeitet, da die Herstellung des Laufes bei den unzureichenden Hilfsmitteln der altajischen Schmiede nur wenigen ausgezeichneten Meistern gelingt. Gewöhnlich kaufen die altajischen Schmiede bei den russischen Kaufleuten alte Soldaten-Gewehre, schlagen von diesen die Kammern ab und schmieden neue von konischer Form daran. Dieses Anschmieden erfordert eine besondere Geschicklichkeit, da es ohne Bindemittel geschehen soll. Der Schmied legt den Lauf und die Kammer so, dass der feine zum Glühen angefachte Streifen sowohl das Ende des Laufes wie auch das der Kammer zum Weissglühen erhitzt, und schlägt, sobald der Schmelzpunkt eintritt, die beiden Eisenstücke mit einem kräftigen Hammerschlage zusammen.

Während man die Männer in der Jurte stets faulenzen sieht und sich wundert, wie sie es aushalten können, so ohne jede Beschäftigung ihr Leben zu verbringen, sind die Frauen im Hause einer rastlosen Thätigkeit hingegeben. Auf ihnen ruhen alle häuslichen Sorgen, die Pflege der Kinder, die Herstellung der Speisen und Mundvorräthe, die Kleidung der Familie, die Verfertigung aller Hausgeräthe aus Leder, der geringe Ackerbau, die Besorgung des Viehes, ja sogar die Anschaffung der nöthigen Brennmaterialien. Als Dienstboten vermiethen sich jedoch nur weibliche Personen, meist junge Mädchen, während es sogar ein fast vor Hunger sterbender Mann für eine Schande hält, seine Freiheit aufzugeben; er treibt sich halb nackt in den benachbarten Jurten umher und denkt nicht daran, seine Lage durch Fleiss und eigene Arbeit zu verbessern.

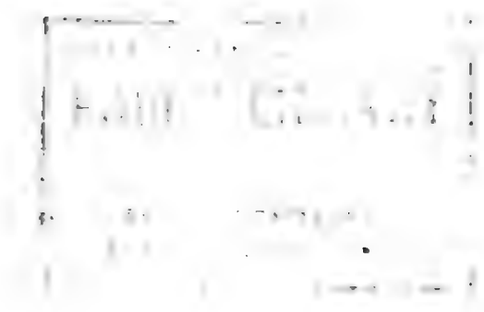
Früh vor Sonnenaufgang, wenn noch die Männer im süssen Schlafe liegen, erheben sich alle weiblichen Bewohner, Hausfrau, weibliche Verwandte, die noch nicht ein gewisses Alter überschritten, die Töchter, welche älter als zwölf Jahre sind und die weiblichen Dienstboten; sie verlassen zum Theil mit Eimern die Jurten und melken die rund um die Jurte lagernden Kühe, Schafe und Ziegen. Andere tränken das Jungvieh und eine oder zwei beschaffen das nöthige Brennmaterial und besorgen die ersten Vorbereitungen für die Küche. Nach einer Stunde werden die Eimer voll Milch zur Jurte gebracht. Dort ist das Feuer unter dem Kessel schon angezündet; der Milchvorrath wird abgekocht und in grosse Lederschläuche gegossen. Jetzt wird der Kessel sogleich an das Feuer gestellt und das Frühmahl bereitet. In reichen Häusern besteht dieses aus Ziegel-Thee, in

ärmeren aus Airan und sehr dünnem Mehlbrei. Während dieser Vorbereitungen haben sich die Männer erhoben und setzen sich sogleich, meist ohne sich gewaschen zu haben, zum Mahle hin, das unter lautem Gespräche verzehrt wird. Während darauf die Männer die Jurte verlassen, um die Stuten zu melken und nach den Pferden zu sehen, werden die kleinen Kinder besorgt und abgefüttert. Die Besorgung der Kinder übernimmt fast ausschliesslich die Mutter, während die Töchter und Dienstboten die weiteren Hausarbeiten verrichten. Die Hausfrau macht sich dann an's Nähen, flickt alte Kleider und Stiefel, verfertigt neue, näht Satteldecken und Ledersäcke; dabei helfen ihr auch die erwachsenen Töchter, während die anderen Verwandten oder die Dienstboten die Küche besorgen. Da wird der Airan umgeschüttet und gemischt, Sahne abgenommen, Butter geschlagen und Branntwein destillirt. Dabei wird die ganze Zeit über fleissig geraucht. (Männer, Frauen und Kinder lassen die Pfeife fast nur dann ausgehen, wenn das Essen oder die Beschäftigungen es ihnen irgendwie gebieten.) Nach einigen Stunden haben sich die Einwohner wieder um's Feuer versammelt und es giebt abermals eine Mahlzeit. Dann wird der Branntweinschlauch hervorgeholt und nun geht ein allgemeines Poculiren los. Nachbarn erscheinen in den reichen Häusern und es wird geschwatzt und getrunken. Von den Frauen betheiligen sich an diesen Gelagen nur die älteren, die nicht mehr an den häuslichen Arbeiten Theil nehmen. Den Einschenker macht gewöhnlich der Hausherr. Da der Milchbranntwein meist sehr schwach ist, so müssen grössere Mengen getrunken werden, ehe eine Wirkung zu beobachten ist. Die Frau arbeitet während der ganzen Zecherei oder sucht die Kinder in Ruhe zu halten und Excessen zwischen den Männern vorzubeugen. Ist viel Branntwein im Hause, so trinken die Anwesenden, bis sie vollkommen betrunken sind, legen sich die Sättel oder Satteldecken unter den Kopf und schlafen an der Stelle, wo sie gesessen. Ist wenig Branntwein im Hause, so verlassen die Männer bald das Haus und suchen eine andere Jurte auf, wo sie weiter trinken können. Zu diesem Zwecke scheuen sie die Anstrengung des Rittes nicht und machen oft weite Streifzüge. Während die Männer schlafen, besorgen die Frauen ihre Arbeiten im Hause und wenn der Abend herannaht, geht das geschäftige Treiben in und um die Jurte wieder an, da dann die Kühe zur Jurte zurückkehren und das Melken

Digitized by Google

Inneres einer altajischen Jurte nach einer Zeichnung von Paul Iwatscheff.

Digitized by Google



Digitized by Google

und Kochen der Milchvorräthe besorgt werden muss. Während der Zeit sind die Männer wieder erwacht und werden von Neuem von den Frauen mit der Abendmahlzeit bewirthet. Erst lange nachdem die Männer sich schlafen gelegt, suchen die Frauen ihr Lager auf, um am andern Morgen in aller Frühe ihr mühevolles Tagewerk von Neuem zu beginnen.

Ausser allen diesen Arbeiten besorgen noch meist die Frauen die eingezäumten, nur wenige Quadratfaden grossen Ackerstücke, die sie mit der Hacke bearbeiten und mit Gerste besäen. Grössere Aecker, wie z. B. die am mittleren Urussul, werden von Männern bearbeitet. Ja, man erzählte mir, dass sogar die Heuernte den Frauen aufgebürdet wird.

Den Verhältnissen nach sind die Altajer hauptsächlich Carnophagen, da sie fast ausschliesslich von Produkten leben, die sie von ihrem Viehstande gewinnen, d. h. von Milch, Fett und Fleisch. Gerste wird nur so wenig gebaut, dass sie einen ganz unbedeutenden Bruchtheil der Nahrung bildet, ebenso kaufen die Altajer nur in Nothjahren Mehl auf. Die Milch wird nie ungekocht genossen, sondern stets unverzüglich nach dem Melken gekocht und dann in grösseren Lederschläuchen gesäuert; diese dickflüssige sauere Kuhmilch, die, wenn sie reinlich zubereitet, recht schmackhaft ist, heisst Airan und bildet die Hauptnahrung der Altajer während des ganzen Sommers. Die gesäuerte Stutenmilch, der Kumys oder, wie ihn die Altajer nennen, Tschegän, ist viel dünnflüssiger. Dieses letztere Getränk wird im Altai nicht wohlschmeckend zubereitet, es wird nämlich hier meist mit Kuhmilch versetzt. In den ersten Jahren fand ich es allenfalls ganz erträglich, aber nachdem ich mich später an den vortrefflichen Kumys der Kirgisen gewöhnt hatte, wollte mir der altajische Tschegän gar nicht munden. Die Säuerung des Airan und Tschegän geschieht durch die Reste sauerer Milch, die im Schlauche zurückgeblieben sind und durch die Unreinlichkeit der Schläuche. Beide Getränke werden oft durchmengt und da der Käse sich auf den Boden setzt, stets stark gerührt, ehe man sie in den Napf giesst. Die Milch wird, nachdem sie gekocht ist, abgesahnt und die Sahne (kaimak) in eigene Gefässe gesammelt. Ein Theil der Milch wird zu Käse verarbeitet, welcher an der Luft getrocknet und als Vorrath für den Winter aufbewahrt wird. Ein Theil des Airan wird zu Branntwein destillirt und der übriggebliebene Käse (Irimtschik), der in der That einen süss-

Digitized by Google

lichen, sehr angenehmen Geschmack hat, in Säckchen gesammelt. Ausser Airan und Tschegän geniesst man im Sommer noch Ziegel-Thee, der mit Milch, Sahne und Salz gekocht wird und so für den ungewöhnten Gaumen ein grauenhaftes Getränk bildet. Reichere Leute geniessen zum Thee noch Irimtschik-Käse. Dieser gilt aber als ein Leckerbissen. Fleisch geniessen im Sommer nur ganz reiche Leute, ärmere dann, wenn ein Thier fällt oder verunglückt, oder beim Festmahle und Opfer. Sonst werden nur allgemein im Spätherbste zahlreiche alte Thiere geschlachtet und das Fleisch für den Winter verwahrt. Der Winter ist die schlimme Zeit für den Altajer, denn der ärmere hungert ebenso wie sein Vieh, da er lange nicht genügende Käse- und Fleischvorräthe beschaffen kann und im Sommer nicht daran denkt, den Acker zu bearbeiten. Da brechen oft Hungersnoth und Krankheiten aus, die einen grossen Theil des Volkes hinraffen. In schlimmen Jahren sollen die Armen wohl in Verzweiflung zu den russischen Dörfern ziehen und ihre Kinder verkaufen, um sie nicht vor ihren Augen verschmachten zu sehen. Gewöhnlich kaufen dann kinderlose Bauern diese Kinder auf und nehmen sie als Pflegekinder an, lassen sie taufen und ziehen sie auf. Ich selbst habe mehrmals solche vollkommen als russische Bauern aufgewachsene Kalmücken getroffen. Von Vieh werden meist nur Pferde, Schafe und Ziegen geschlachtet, die Rinder dagegen lieber an Russen verkauft. Die harten Käse werden im Winter in Wasser zerrührt und sollen dann einen dem Airan ähnlichen Geschmack haben. Aus der Sahne wird Butter und aus ihr Mundvorrath für die Jagd bereitet. Die Gerste wird geröstet, zerrieben und in Wasser gekocht.

Dies ist so ziemlich der Speisezettel der altajischen Küche. Reich und Arm haben vollkommen dieselbe Nahrung, der Unterschied besteht nur in der Grösse des Kessels und in der Menge der Speise. Der Arme isst eben, was er hat und das ist meist sehr wenig, und er würde vor Hunger sterben, wenn der Reiche nicht so grossen Ueberfluss an Speise hätte, dass er bereitwillig gegen jeden sich in der Jurte Einfindenden im Sommer seine volle Gastfreundschaft ausübt. Der Magen der Altajer ist unter solchen Verhältnissen von einer seltsamen Constitution, er ist von Jugend auf an die grösste Unregelmässigkeit des Speisegenusses gewöhnt. Ein Altajer kann tagelang hungern, ohne dass er auch nur eine Klage über den Speisemangel hören lässt,

Digitized by Google

hat er aber wieder Nahrung, dann geniesst er im Uebermasse. Mein Kosak sagte mir, er habe mehrmals gesehen, wie vier Führer zu einer Mahlzeit ein grosses, fettes Schaf verzehrt hätten. Was ein altajischer Magen vertragen kann, habe ich im Jahre 1860 am Saldshar erfahren. Meine Frau hatte sich Coteletten bereitet und hiervon eine grosse Holzschale mit wenigstens 8 Pfund ungesalzener, geschmolzener, heisser Butter übrig behalten, da sie nur einige Löffel voll zur Bereitung ihres Mahles genommen. Der Napf stand vor uns und ich bemerkte, wie einer meiner Führer sehnsüchtige Blicke nach der Butter warf. Ich fragte ihn, ob er von der Butter haben wolle, ich könne ihm aber kein Brod geben, da wir selbst wenig hätten. Mein Kosak meinte lachend: „der isst den ganzen Napf allein aus". Ich wollte es nicht glauben, aber jener selbst bestätigte es. Ich gab ihm daher den Napf mit der Bedingung, dass er ihn ganz ausessen müsse und richtig, mein Kalmück machte sich mit dem grössten Behagen an das Geschäft, leerte den ganzen Napf (wie gesagt, wenigstens 8 Pfund) ohne Salz und Brod und strich mit den Fingern den letzten Rest aus dem Napfe. Ich bin den ganzen Tag neben dem Manne geritten und habe nicht die geringste Unpässlichkeit an ihm bemerkt.

Da wir unseren Führern stets Fleisch als Nahrung vorsetzten, so habe ich häufig beobachten können, wie die Kalmücken das Fleisch zubereiten. Sie schneiden dasselbe in kleine Stücke und kochen es ohne Salz im Kessel; nachdem das Fleisch höchstens 10 Minuten gekocht hat, nehmen sie den Kessel vom Feuer und verzehren es halb roh. Sie sagen, nur so habe das Fleisch einen guten Geschmack. Die Brühe lassen sie nicht einkochen, und verzehren nur einen Theil derselben. Einige bessere Stücke braten sie sich an Stöcken, die sie dicht beim Feuer in die Erde stecken und einigemal umwenden.

Wählerisch ist der Altajer im Essen keineswegs, er geniesst alles Essbare und kümmert sich nicht viel darum, ob die Speise verdorben ist, übel riecht oder verbrannt ist. Dahingegen verträgt sein Gaumen keinen fremden beissenden oder saueren Geschmack. Senf oder Pfeffer, ja selbst Essig bringen ihn zur Verzweiflung. So passirte es mir auch im Jahre 1860 am Ülögön, als wir die uns von einem Bekannten für die Reise mitgegebenen marinirten Haselhühner verzehrten, dass einer der Altajer um ein Stück bat, um die seltsame Speise zu probiren.

Kaum hatte er aber das sauere, höchst angenehm und pikant schmeckende Fleisch in den Mund genommen, als er es augenblicklich ausspie, sich heulend an der Erde wälzte und geberdete, als habe er sich den Mund verbrannt. Ebenso wenig lieben die Altajer scharf gesalzene Speisen. Ich habe nur beobachtet, dass sie Salz zum Thee mischen, sonst salzen sie ihre Speisen sehr wenig. Wie wenig Salz sie besitzen, musste ich zu meinem Leidwesen selbst erfahren, als wir 1860 von der Tschuja zurückkehrten. Da der Koch des Sassjedatel aus Versehen meinen Salzvorrath mit sich genommen hatte, so waren wir jenseits des Tschibit ohne Salz geblieben und konnten bis zum Ülgemen in keiner der auf dem Wege liegenden Jurten ein Körnchen Salz erhalten.

Von der Bereitung der Nahrungsmittel verdient nur die Branntweindestillation, die im Sommer einen grossen Theil der Frauenarbeit ausmacht, genauer beschrieben zu werden. Man füllt einen grossen Kessel bis zur Hälfte mit Kumys und Airan, dann werden zwei Hälften eines convexen Holzdeckels, der genau in den oberen Kesselrand passt, auf den Kessel gelegt und rundum die Ritzen mit einer Mischung von Lehm und Mist verschmiert. In der Mitte jeder Deckelhälfte ist nun ein etwa 2 Werschok langes Loch. In jedes dieser Löcher wird dann eine ziemlich genau passende Holzröhre gesteckt und der Zwischenraum zwischen Deckel und Röhre wiederum sehr gut verschmiert. Die Holzröhren (tschorgo) bilden einen stumpfen Winkel und werden so parallel eingesetzt, dass die Enden des einen Schenkels in den Deckel passen, die Enden des anderen, etwas längeren Schenkels, aber in zwei irdene Töpfe hinabreichen, die in einem mit kaltem Wasser angefüllten Troge (toskur) stehen. Jetzt wird ein gleichmässiges, nicht sehr starkes Feuer unter dem Kessel erhalten, so dass die Flüssigkeit in demselben kaum in's Kochen geräth. Aus dieser Flüssigkeit steigen nun Alkohol- und Wasserdämpfe auf und werden in den irdenen Gefässen abgekühlt. Im Kessel bleibt der wohlschmeckende Irimtschik zurück, während sich in den irdenen Töpfen eine trübe nach Alkohol schmeckende Flüssigkeit (der Araky, d. h. Milchbranntwein) sammelt. Dieser Milchbranntwein ist sehr schwach und muss, wenn er irgendwie an unseren Branntwein erinnern soll, zwei Mal destillirt werden. Dies thun aber nur Leute, bei denen das Trinken schon zum Laster geworden ist. Der Branntwein wird in einer eigens dazu

Digitized by Google

gefertigten Lederflasche (tashur), die mit einem Holzstöpsel und klirrendem Eisenschmucke versehen ist, aufbewahrt. Er wird ein wenig erwärmt genossen. Im Sommer werden Unmassen dieses Milchbranntweins getrunken, so dass in den milchreichen Monaten fast die ganze Altai-Bevölkerung betrunken ist. Selbst Weiber und Kinder geniessen Branntwein, wenngleich nur sehr mässig. Der Milchbranntwein hat einen saueren unangenehmen Geschmack und einen ebenso unangenehmen Geruch, so dass es in der ersten Zeit einige Ueberwindung kostet, ihn zu geniessen; hat man ihn öfters getrunken, so gewöhnt man sich daran und merkt den Geruch nicht mehr. Man kann ohne jede Wirkung eine bis zwei kleine Holzschalen leeren.

Ein klares Bild von dem gewöhnlichen Leben und Treiben der Altajer zu entwerfen, ist für Reisende eine sehr schwierige Sache. Ihr Erscheinen in einem Aule bringt schon einen Ausnahmezustand hervor, der bei dem Stillleben der Bewohner der Altai-Thäler gewiss schon einer Art Feiertag gleichkommt. Das Erscheinen der Karavane eines Reisenden lockt Alt und Jung aus den Jurten herbei, bald verbreitet sich die Kunde des Eintreffens in den benachbarten Orten und nach wenigen Stunden sind alle Jurten voll Menschen und man sieht ein so buntes Treiben bei denselben, wie es gewiss sonst Monate lang nicht vorkommt. Erst bei längerem Aufenthalte an einem Orte wird das Leben ruhiger, kommt aber, wie ich mich selbst überzeugen konnte, auch nach Wochen nicht völlig in's Gleichgewicht. Minder störend wirkt die Ankunft von Fremden auf Festlichkeiten, zu deren Feier sich das Volk versammelt hat. Hier ist man zu sehr mit den eigenen Angelegenheiten und Genüssen beschäftigt, gegen die das Interesse für die Fremden in den Hintergrund tritt. Ich habe mehrmals Gelegenheit gehabt, dergleichen Festen beizuwohnen. Die religiösen Festlichkeiten beim Opfer werde ich später zu schildern Gelegenheit haben. Sonst wurden mir noch als besondere Feste ein Frühlings- und ein Herbstfest genannt. Ausserdem finden oft bei reichen Leuten Festmahle statt, wenn im Sommer grössere Thiere, wie Pferde, geschlachtet werden, sei dies bei Gelegenheit eines Familienfestes, wie bei der Namensgebung eines Sohnes, bei Hochzeitsfesten, oder auch nur wenn ein Thier verunglückt ist und geschlachtet werden muss.

Wie bei einem gefallenen Thiere sich die Raubvögel einfinden, von denen jeder hofft an der Beute Theil zu nehmen, ebenso

Digitized by Google

versammeln sich beim Schlachten eines Thieres nicht nur Anverwandte, sondern von allen Seiten strömen arme Nachbarn herbei und umlagern den Platz. Alle anwesenden Männer suchen irgendwie beim Schlachten, Abziehen und Zerlegen des Thieres behilflich zu sein. Das Blut wird in Näpfen aufgefangen und wandert zum grössten Theil in die Hütten der armen Nachbarn; ein kleiner Theil wird frisch getrunken. Ebenso suchen die Armen diejenigen Theile der Eingeweide zu erhaschen, welche die Reichen verschmähen. Sie müssen aber um diese Beute mit den Hunden kämpfen, die von allen Seiten durch den Menschenhaufen zu den Schlachtplätzen dringen, trotzdem die Leute sie mit lauten Zurufen, Knütteln und Steinen aus dem Bereiche des Thieres fortjagen. Ist das Thier geschlachtet und abgehäutet, so wird es zerlegt und das Fleisch in drei Haufen geordnet. Auf den einen Haufen legt man die zum Kochen bestimmten Stücke, das Fleisch der Extremitäten, das in schmale, längliche Streifen geschnitten wird, und die Knochen, an denen rundum etwa ein Zoll dick Fleisch bleibt, dann die Rücken-, Schwanz- und Halsstücke. Den zweiten Haufen bilden der Kopf, die Extremitäten bis zum Kniegelenke und die Eingeweide. Den dritten Haufen bilden das Bruststück und die Rippen. Wenn die Frauen den Kessel besorgt haben, dann werden die mit Fleisch umgebenen Extremitäten sowie die Rücken- und Schwanzstücke gekocht, die langen Fleischstreifen aber bei der Jurte aufgehängt. Den Kopf, einen Theil der Eingeweide und den unteren Theil der Extremitäten kocht man zum Theil in einem besonderen Kessel für die armen Gäste, zum Theil verschenkt man sie an die hungrigen Familien der Nachbarn, die mit der erlangten Beute schnell davoneilen. Die männlichen Nachbarn aber bleiben am Orte, da ihnen ihr Antheil beim Mahle nicht entgeht. Die Bruststücke, ein Theil der Eingeweide, Fett und Rippen werden auf einigen Satteldecken in die Jurte gebracht und nicht weit vom Ehrenplatze hingelegt. Nun drängen sich die Gäste in die Jurte und ordnen sich streng nach ihrem Range und Ansehen, die armen Schlucker kauern sich bei der Thüre nieder. Während das Wasser kocht, vertheilt der Wirth, ein Ehrengast und die Wirthin die auf den Satteldecken liegenden Stücke an die Anwesenden, aber mit gutem Vorbedacht, denn Jeder erhält, je nach seinem Ansehen ein besseres oder schlechteres Stück. Nun beginnt ein geschäftiges Treiben unter den Gästen. Jeder bereitet sich seinen Braten. Einige neh-

men feine Stücke Fleisch und Fett und stecken sie auf etwa 6 Werschok lange Stöcke (tisch), andere spannen Stücke der Brusthaut zwischen Stäbchen aus, wieder andere schaben das Fleisch vom unteren Ende der Rippen und wickeln die Streifen um das obere Ende, noch andere reinigen leckere Stücke der Gedärme mit der Hand und wickeln sie um die Bratstöcke, schlieslich steckt jeder seinen Bratstock oder Knochen dicht beim Feuer in die Erde und wendet ihn fleissig um, damit er von allen Seiten schön gar werde.

Ehe das Fleisch im Kessel gar geworden, wird es an die Gäste vertheilt, dies geschieht auch von Seiten des Wirthes, Ehrengastes und der Hausfrau. Wenn alle Gäste versorgt sind, so wirft man Stücke nach der Thür; dort wartende hungrige Arme fangen sie gierig auf, müssen sie aber auch häufig den gierig zwischen sie dringenden Hunden abjagen. Bei der Vertheilung des Fleisches ist zu beachten, dass die Gäste zum Empfange desselben ihren Rock- oder Pelzschooss vor dem Wirthe ausbreiten und diesen während des Mahles als Teller benutzen; gegessen wird das Fleisch mit dem Messer und den Händen, die man wie gewöhnlich vorher nicht gewaschen hat. Haben die Vornehmen das bessere Fleisch abgegessen, so werfen sie die Knochen den Armen zu, welche mit Messer und Zähnen alles Essbare zu entfernen wissen, indem sie die Knochen von allen Seiten beschaben und zerbrechen; erst wenn nichts Geniessbares mehr daran geblieben, werfen sie dieselben den Hunden zu, die dicht bei der Jurte beschäftigt sind die Knochen zu zermalmen. Während des Essens herrscht eine vollkommene Stille, die nur durch das Zerbrechen der Knochen, das Knirschen der Zähne beim Zerbeissen der Knorpel und das Krachen der Knochen beim Zermalmen seitens der Hunde unterbrochen wird. Nach dem Essen wischen die Gäste die fettigen Hände an Stiefel und Pelz ab und greifen nun nach den Braten, von denen sie die verbrannten Stellen abschaben, um das Uebrige dann ebenso gierig zu verzehren; die Reste wandern, wie früher, den Armen und Hunden zu. Nach dem leckeren Male verlassen die Armen die Jurte und es bleiben nur die geladenen Gäste. Nun beginnt ein allgemeines Gespräch. Der Hausherr holt die Taschur (Branntweinflasche) hervor und lässt die Holzschalen in der Runde umhergehen. Jeder der Gäste spritzt mit dem Zeigefinger der rechten Hand einige Tropfen aus der Schale, murmelt dabei einen Segensspruch und leert sie dann mit einem Zuge. Darauf entfernen sich die fremderen Gäste und nur die Ver-

Digitized by Google

wandtschaft bleibt zurück, die so lange mit dem Trinken fortfährt, bis alle Anwesenden vollständig betrunken sind und sich dann zum Schlafe ausstrecken.

Bei solcher Gelegenheit lassen sich am besten das Begrüssungsceremoniel und überhaupt die gesellschaftlichen Formen, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Altajer beobachten. Jeder Neuankommende tritt in die Jurte ohne ein Wort zu sprechen, setzt sich sofort nieder, holt seine Pfeife aus dem Stiefel, stopft sie und zündet sie am Feuer an. Der Wirth thut vollkommen dasselbe, dann reichen sich beide die Pfeifen mit den Worten: „Nä tabysch bar?“ („Was giebt's zu hören?“ dabei ist aber zu bemerken, dass das Wort „tabysch“ bei den Altajern die Bedeutung „böses Gerücht, Unglück“ hat), worauf der Andere antwortet: „Tabysch jok“ oder „Tabysch jogyla“ („Es ist nichts zu hören“). Die erste Anrede richtet der Höhergestellte oder der Wirth. Nun erst erkundigt man sich nach der Gesundheit, dann reicht der Gast jedem der Anwesenden seine Pfeife mit derselben Anrede, erhält stets dieselbe Antwort und auch die Pfeife der Uebrigen. Es vergeht eine lange Zeit, bis diese Ceremonie beendigt ist. Hierbei wird streng die Reihenfolge der Begrüssungen eingehalten, sie beginnt mit dem Hausherrn, der Hausfrau und endigt bei den jüngsten Gliedern der Familie und dem Unbedeutendsten der Anwesenden. Jeder Eintretende nimmt diejenige Stelle ein, die ihm seinem Range und seinem Ansehen nach gebührt. Der Wirth und die ihm gleichberechtigten männlichen Gäste sitzen mit untergeschlagenen Beinen, die Frauen und untergeordneten Leute knieen auf dem linken Knie, indem sie den rechten Fuss auf die Sohle stemmen. Den Frauen ist es nie erlaubt, anders zu sitzen. Dienende knieen, wenn sie für die Herrschaft Arbeiten verrichten, auf beiden Knieen. Das Sitzen auf untergeschlagenen Beinen habe ich gelernt, das Knieen aber auf dem linken Beine, nach Art der Altajer, ist so schmerzhaft, dass ich es nie eine Minute aushalten konnte. Es wird nämlich dabei der linke Fuss so gegen den Boden gelegt, dass der Ballen und die äussere Seite des Hackens auf der Erde liegen und man mit der ganzen Körperschwere auf der äusseren Längsseite der Füsse sitzt.

Bei allen Ceremonieen der Altajer und ihrem Umgange kann man eine Art Feierlichkeit, und gemessenen Anstand beobachten. Die Frauen sind äusserst bescheiden, die Männer zurückhaltend und gesetzt; kein unnützes, vorlautes Schwatzen

Digitized by Google

oder Fragen, keine ungestümen Bewegungen, überall herrscht Ruhe und Gemessenheit. Natürlich dauert dieses Betragen nur so lange, bis der Branntwein den Leuten zu Kopfe gestiegen, dann beginnen sie zu singen und laut zu lachen; aber auch von Betrunkenen habe ich nie eine Zote gehört, nie ein Liebäugeln mit den Frauen oder irgendwelchen Verstoss gegen die Sittlichkeit gewahrt.

Schon bei der Beschreibung der Jurten und Kleidung der Altajer habe ich vielfach Gelegenheit gehabt, auf diejenigen Laster der Altajer hinzuweisen, die jedem civilisirten Menschen beim ersten Zusammentreffen mit denselben in die Augen fallen, dies sind Faulheit, Unsauberkeit und Trunksucht.

Die Faulheit der altajischen Männer habe ich schon bei Gelegenheit der Beschäftigungen derselben genügend geschildert. Der Altajer bringt den grössten Theil seines Lebens offenbar in vollkommenem Nichtsthun hin. Seine Trägheit ist so gross, dass er nicht den Finger heben wird, um sich selbst die geringste Bequemlichkeit zu schaffen. Nicht zwei Schritte geht er, um sich eine bequeme Unterlage zu holen, wenn er sich einmal gesetzt hat; wenn der Regen durch die Jurte tropft und gerade auf ihn herabfällt, wird er erst dann zur Seite rücken, wenn sein Pelz durchnässt ist. Giebt man dem Führer einen Auftrag, so übergiebt er ihn einem Anderen, bis der Jüngste oder am wenigsten Angesehene sich endlich erhebt und ihn zögernd ausführt. Der auf einer Stelle sitzende Hausherr lässt sich von Allen im Hause bedienen und ertheilt seine Befehle von seinem Platze aus, aufstehen wird er nur im Nothfalle, und bei jeder Bewegung sieht man, wie schwer sie ihm fällt. Und doch vermögen die so trägen und indolenten Menschen, wenn die Verhältnisse sie zwingen, unendlich mehr in körperlichen Beschwerden und Ausdauer zu leisten, als wir in unserer regsamen Geschäftigkeit. Es ist eben nur ein Mangel an Einsicht und in Folge dessen an Willenskraft, der sie von jeder Thätigkeit zurückschreckt. Ich habe die Thatkraft meiner altajischen Führer sehr oft bewundert. Ich erinnere hier nur an meine Irrfahrt im Quellgebiete des Kemtschik im Jahre 1861, wo ich wochenlang mit meinen telessischen Begleitern im Hochgebirge umherirrte, wo wir, unablässig vom Unwetter verfolgt, keinen trockenen Faden auf den Leib bekamen. Weder Kälte noch Hitze, weder die weiten Tagemärsche noch die Beschwerden des Weges über

Felsen, Sümpfe und reissende Ströme, weder Hunger noch Durst schienen auf meine Begleiter auch nur den geringsten Eindruck zu machen, nirgends eine Klage oder ein Wort des Vorwurfes oder auch nur ein unwilliges Murren, immer dieselbe Unverdrossenheit, dieselbe heitere Laune, dieselbe Bereitwilligkeit. Ich kann aufrichtig gestehen, dass dieses Betragen meiner Begleiter nicht wenig dazu beitrug, meinen Muth aufrecht zu erhalten, und dass ich mich verschiedene Male meines Kleinmuths gerade vor diesen Kindern der Natur geschämt habe. Aber derselbe Altajer, der ohne Murren den schrecklichen Tagemarsch ausgehalten, der trotz seiner Schwerfälligkeit zu Fuss die Last der Packsäcke auf seinen Schultern über die für Lastpferde unpassirbaren Bergpfade getragen hatte, der, trotzdem ihm der Schweiss in Strömen herabfloss, Alles mit Freudigkeit und ohne Murren ausgeführt hatte, er wird für seine eigene Bequemlichkeit oder zum Abwenden einer nicht ganz nahestehenden Gefahr keinen Schritt thun. Er strengt eben nur seine Kräfte an, wenn die Nothwendigkeit ihn dazu zwingt, dann nur unterwirft er sich dieser Nothwendigkeit willig. Selbst die Frau, deren Geschäftigkeit, Regsamkeit und Fleiss der Reisende so sehr bewundert, arbeitet auch nur, da sie vom Manne abhängig diese Arbeit als eine gebotene Nothwendigkeit betrachtet. Gegen sich selbst ist diese Frau ebenso träge wie der Mann. Ihre Mutter- und Hausfrauenpflichten setzen sie in schnelle Bewegung, für ihre Bequemlichkeit thut sie keinen Schritt. Und was für Leiden und Noth hat der Altajer wegen dieser seiner Faulheit zu ertragen! Armuth, Hunger, den schrecklichen Winter, Seuchen und Krankheiten, Alles stürmt auf ihn ein infolge seiner Trägheit, und Alles zwingt ihn später zu viel grösseren Mühen und Anstrengungen als diejenigen waren, die er auf sich zu nehmen zu träge war.

Noch mehr als die Faulheit, fällt dem Reisenden die Unsauberkeit der Altajer in die Augen. Diese ist es, die Einem das Leben unter denselben verleidet, und erst nach längerem Aufenthalte können wir uns an dieses Laster gewöhnen. Ein volles Bild der Unreinlichkeit der Altajer zu geben, sträubt sich die Feder, doch es gehört zu unserem Zweck und kann bei der Charakteristik dieses Volkes nicht übersehen werden.

Der Altajer ist vollkommen wasserscheu. Seine Haut ist an denjenigen Stellen, die mit der Kleidung bedeckt sind, mit

einer vollständigen Schmutzkruste überzogen. Wenn die von der Kleidung freien Theile des Körpers weniger schmutzig sind, so ist daran schwerlich so sehr das Waschen schuld (denn ein wirkliches Waschen des Körpers habe ich nie gesehen, es ist immer mehr ein Baden und Kühlen der Haut) als die Hautthätigkeit in freier Luft, die gewiss alle Schmutzansammlungen entfernt. Kleidung, Hausrath, Gefässe, Kessel, Bett, ja die ganze Jurte, starren vor Schmutz und bieten einen ekelerregenden Anblick. Nirgends sieht man eine Spur davon, dass der Altajer diesen Zustand seiner Umgebung herausfühlt. Ja, der Aberglaube gefällt sich darin, den Schmutz und die Unsauberkeit als heilbringend, die Reinlichkeit aber als gefahrvoll zu schildern. Ein Kranker darf sich nicht waschen. Wenn man den Kessel ausspült, so stirbt das Jungvieh. Wenn man die Milchgefässe wäscht, so geben die Kühe weniger Milch u. s. w. Alle diese Regeln werden aber auch genau befolgt. Im Kessel kocht man Thee, dann Fleisch, dann Milch, darauf destillirt man Branntwein, und nach jedem dieser Geschäfte wird nur der Inhalt des Kessels ausgegossen und dieser vor weiterem Gebrauche mit einem Lappen abgerieben, der das Gefäss eher schmutzig als rein macht. Die Milchgefässe kommen nie mit Wasser in Berührung, daher auch die Säuerung der Milch in den Schläuchen ohne jede Zuthat vor sich geht. Ist man gezwungen, altajische Speisen zu geniessen, so thut man immer am besten, dabei die Augen zuzudrücken, denn: „Was ich nicht weiss, macht mich nicht heiss“. Beim Trinken des Airan und Tschegän hielt ich stets die Hand in den Napf und schlürfte den zweifelhaften Inhalt durch die Fingerspalte. Dann bleiben der Schmutz und die Haare (Wolle), von denen die Getränke übersättigt sind, stets vor den Fingern und man hat nicht nöthig, sie auszuspeien. Dass die Unreinlichkeit der Altajer nicht nur auf den civilisirten Europäer, sondern auch auf den Asiaten, z. B. einen Kirgisen, ekelerregend wirkt, dies beweist mir eine Scene, die ich im Jahre 1865 südlich von der Kurai-Steppe am Fusse des Berges Tötö erlebte. Wir traten hier in eine Jurte, um ein wenig auszuruhen. Mein Diener, der Kirgise Sapy, bat die Wirthin um einen Trunk. Diese, ein noch junges Weib, griff nach einem neben ihr stehenden gewöhnlichen Holznapfe und wollte Airan eingiessen. Der Mann rief ihr zu, uns ja einen reinen Napf zu geben, denn das lieben die Russen. Sie suchte den Wunsch ihres Mannes zu erfüllen und griff, da

Digitized by Google

sie zu faul war aufzustehen, nach dem beschmutzten Fellstück, auf dem sie sass, und rieb mit dem Zipfel den Napf sauber, goss dann ein und reichte Sapy den Airan, auf dessen Oberfläche grosse Schmutzstücke, die am Fell gehaftet hatten, umherschwammen. Sapy sah mit Schrecken auf den Napf, wollte aber den Wirth nicht beleidigen und führte den Trank zum Munde; kaum hatte er ihn nur mit den Lippen berührt, als er sich nicht mehr halten konnte, den Napf zur Erde fallen liess und in's Freie stürzte, wo ihn ein furchtbares Erbrechen ergriff; er konnte den ganzen Tag nichts essen und fühlte sich noch am anderen Tage unwohl. Man bekommt oft so Haarsträubendes zu sehen, dass der Reisende gar nicht begreifen kann, wie die Leute selbst von alledem nicht berührt werden und über dem Nachgrübeln über dieses psychologische Räthsel den Ekel vor der Handlung vergisst. Es ist etwas ganz Gewöhnliches, dass Frauen mit dem Löffel, mit welchem sie eben die Speise gerührt haben, zwischen Hemd und Rücken fahren und sich den letzteren reiben, oder dass Mädchen und Weiber sich vor unseren Augen das Ungeziefer von den Köpfen suchen. Diese Liebenswürdigkeit geschieht stets gegenseitig. Da die Armen das ganze Jahr hindurch die Pelze auf dem blossen Leibe tragen, so sind diese voller Ungeziefer, welches sie schrecklich quält, und so hat denn der Reisende auf jedem Ruhepunkte die Qual, dem Absuchen der Läuse von den Pelzen beizuwohnen. Manche Leute entwickeln bei dieser Jagd eine grosse Geschicklichkeit; ich habe selbst beobachtet, wie einer meiner Führer in einer Minute 89 Mal einen glücklichen Fang that. Das Schlimmste ist aber, dass die Leute die Mitbewohner ihrer Pelze zwischen Unter- und Oberlippe einsammeln und nach gethaner Jagd mit der Zunge schnalzend hinunterschlucken. Doch ich will das Bild nicht weiter ausmalen.

Die Trunksucht ist eine so allgemeine Sitte bei den Altajern, dass man Anstand nehmen möchte, sie als ein Laster zu bezeichnen. Im Sommer, wenn die reiche Milchquelle fliesst, ist der halbe Altai stets betrunken, hört aber dieser Born auf, so ist es auch mit dem Sich-betrinken zu Ende. Die Leute trinken sich so gemüthlich, so ungenirt, so geschäftsmässig an, dass man es zuletzt ganz in der Ordnung findet, seine männliche Umgebung mehrmals am Tage im Zustande voller Trunkenheit zu sehen. Das altajische Publikum beachtet die Trunkenen gar

Digitized by Google

nicht und sagt höchstens, wenn ein solcher Ungehöriges begeht, achselzuckend: „äsärigilä“ („er ist ja betrunken!“). In diesen Worten liegt aber durchaus kein Tadel, vielmehr eine volle Entschuldigung. Dabei sind die betrunkenen Altajer sehr selten unruhig und skandalsüchtig, weitaus öfter stillvergnügt und duselig. Die jungen Frauen und Mädchen trinken nicht, das erlaubt die Sitte nicht, ebensowenig Knaben, ja selbst jüngere Männer sieht man selten, höchstens bei Festlichkeiten, betrunken. Dabei verursacht das Trinken keine Ausgaben, der Milchbranntwein wird nirgends verkauft, so dass sich die Leute durch diesen Genuss nicht zu Grunde richten. Wohl ist aber das allgemeine Trinken auch von wirthschaftlicher Seite sehr schädlich, da es ein eigentliches Erwerben und Vorsorgen für den Winter von Seiten der Männer vollkommen unmöglich macht. Alle Kalmücken lieben den starken Kornbranntwein der Russen, und es ist ein Glück, dass derselbe nicht mehr in den Altai eingeführt wird, denn durch diesen würden die Leute schnell vollkommen zu Grunde gerichtet. Wer sich von den Altajern einmal an den russischen Branntwein gewöhnt hat, ist verloren, der vertrinkt Alles bis auf das letzte Hemd, bei dem wird der Trunk erst zu einem wahren Laster. In dieser Beziehung ist der Einfluss der Saisane und der russischen Beamten heilbringend, da sie das Einführen von Branntwein streng verbieten. Würde es den russischen Kaufleuten erlaubt sein, Branntwein einzuführen, so könnte die ganze altajische Bevölkerung im Laufe einiger Jahre an den Bettelstab gebracht werden.

Ausser der Gier nach Branntwein beherrscht die ganze altajische Bevölkerung die Leidenschaft für den Tabak, der theils selbst gebaut, theils von den Russen eingeführt wird (nur die Dwojedaner, die nahe an der chinesischen Grenze leben, haben sich an den chinesischen Tabak gewöhnt und kaufen diesen von den Mongolen). Die Altajer: Mann, Weib, junge Leute, selbst Kinder können ohne Tabak keine Stunde leben, sondern verbringen die Hälfte ihres Lebens mit Rauchen. Ich habe gesehen, wie Mütter den Säuglingen die Pfeife zur Beruhigung in den Mund steckten. Auch entsinne ich mich, einst meinem Jakob in Barnaul fünf Rubel geboten zu haben, wenn er von Mittag bis zum Nachmittagsthee (etwa von 2—5 Uhr) das Rauchen liesse; er hielt es kaum bis 3 Uhr aus, dann kam er zu mir, holte sich seine Pfeife, die ich an mich genommen hatte, und

Digitized by Google

erklärte mir: „Tamku jok polsa arga jok“ („Ohne Tabak ist's kein Leben“) und liess unsere Wette Wette sein. Im Sommer rauchen die Altajer meist den eigenen Tabak, sie pflücken sich die grünen Blätter ab und trocknen sie am Feuer, dann zerreiben sie dieselben zwischen den Händen und schütten sich den fein zerriebenen Tabak in den Tabaksbeutel (kalta). Die Pfeife stopfen sie, indem sie den Pfeifenkopf im Beutel umdrehen, dann nehmen sie dieselbe mit der rechten Hand aus dem Beutel, halten den Kopf mit dem Zeigefinger der linken Hand, drücken den Tabak mit der Spitze des Daumens fest und zünden dann die Pfeife an. Nach wenigen Zügen ist der kleine Kopf ausgeraucht, dann klopft man die Asche an der Stiefelsohle aus und stopft sogleich eine neue Pfeife.

Wenn ich ausser den bis jetzt beschriebenen Untugenden der Altajer noch die Leichtgläubigkeit und den Hang zum Aberglauben hinzufüge, so habe ich wohl alle schlechten Seiten des altajischen Charakters geschildert, die dem Reisenden immer gleich auffallen. Die trefflichen Eigenschaften des Charakters der Altajer erkennt man erst nach einem längeren Zusammenleben. Es sind so viele, dass ich wohl sagen kann, man fühlt sich bei keinem Türkvolke Nordasiens so wohl, wie gerade bei den Altajern. Ehrlichkeit und Gradheit sind bei ihnen in einer Weise ausgeprägt wie bei keinem ihrer Nachbarn. Keine Jurte ist verschlossen, kein Kasten befindet sich in der Jurte, das Vieh weidet ohne Hirten und Aufsicht und doch ist Diebstahl bei den Altajern etwas Unerhörtes. Ich selbst habe diese Ehrlichkeit mehrmals erfahren. Ich hatte meine mit Geld gefüllte Brieftasche in einer Jurte vergessen und diese wurde mir über hundert Werst nachgeschickt. Ein anderer Beweis für die Ehrlichkeit der Altajer ist die Sitte, dass derjenige, welcher eine Schussfalle auf dem Wege trifft, in der ein getödtetes Thier liegt, dieses herausnimmt, zur linken Seite des Bogens legt und dann den Bogen wieder spannt. Man versicherte mir, dass oft drei und mehr Thiere mit werthvollen Pelzen neben der Falle liegen, dass aber Niemand daran denkt, die Thiere sich anzueignen, und zwar habe ich das von Kaufleuten gehört, die den Altajern gern etwas am Zeuge flicken. Es wurde mir im Jahre 1870 schon allgemein versichert, dass die altajische Ehrlichkeit sehr abgenommen habe. Ich habe aber dafür keinen Beweis gesehen. Wenn dies aber in der That der Fall ist, so ist solches nur durch die

Digitized by Google

Noth und die Bedrückung von Seiten der russischen Kaufleute veranlasst, die die unsaubersten Geschäfte mit den Altajern machen, in denen sie die armen Wilden in jeder Weise übervortheilen, aber sogleich ein allgemeines Geschrei erheben, wenn der Betrogene sich der eisernen Klammer des Gläubigers zu entziehen sucht. Mir ist nur ein Fall von Unehrlichkeit vorgekommen und dies war vielleicht auch mehr Naschhaftigkeit zu nennen. Es wurde mir nämlich in der Jurte des Kupa-Saisan im Jahre 1860 ein Theil meiner Brotvorräthe aus den Säcken entwendet. Sonst ist mir während meines Monate langen Aufenthaltes nie das Geringste, selbst an Essvorräthen, abhanden gekommen. Die Ehrlichkeit der Altajer ist um so auffallender, da die ihnen benachbarten Türkvölker, die Kirgisen und Sojonen, sich durchaus nicht durch Ehrlichkeit auszeichnen, ebensowenig die östlich wohnenden Türböten.

Ein weiterer Charakterzug, der die Altajer vor allen ihren Nachbarn auszeichnet, ist die hohe Achtung, die sie stets dem Alter erzeigen, und der Gehorsam gegen jede vorgesetzte Behörde. Eine Menge von Sprichwörtern bezeugen, wie tief diese Gefühle in ihnen wurzeln.

Des Alten Worte stecke in den Sack,
Des Angesehenen Rede stecke in die Tasche.

Wer den Herrn geehrt hat, wird ein Herr werden,
Wer den Reichen geehrt hat, wird ein Reicher werden.

Wer mit dem Froste kämpft, büsst sein Ohr ein,
Wer mit dem Herrn kämpft, büsst seinen Kopf ein.

Die Kinder wagen nicht den Namen ihrer Eltern auszusprechen, wenigstens nie in ihrer Gegenwart. Einem alten Manne weist man stets den Ehrenplatz an. Die Befehle der eigenen und russischen Behörde vollführt man auf das Pünktlichste und ohne Murren. So schickte in früherer Zeit nur der Kosak einen Boten mit seinem Säbel voraus und befahl, an den verschiedenen Orten die Pferde für die Beamten bereit zu halten, und nie soll man von einer Widersetzlichkeit gehört haben. Die Befehle der Saisane werden genau befolgt, obgleich man äusserlich ihnen sehr wenig Ehrerbietung darbringt. Alles dieses hängt meiner Ansicht nach mit der Achtung zusammen, die der Schamanen-Bekenner überhaupt vor dem Geschlechte und seinen Vorfahren hat.

Digitized by Google

Die Wurzel des Baumes durchdringt die Erde,
Die Wurzel des Menschen durchdringt das Volk.

Ohne Stamm ist kein Mensch,
Ohne Maass ist kein Stiefel.

Ausserdem entspringt dieses Gefühl aus der grossen Friedfertigkeit und Gelassenheit des altajischen Charakters.

„Einen friedfertigen Kopf schlägt das Schwert nicht ab", sagt das altajische Sprichwort. Der Altajer liebt sich nicht zu erheben, nicht hervorzuthun oder zu prahlen; sein Betragen ist stets gelassen und anständig, nirgends hört man wildes Schreien und die Schimpfwörter der Nachbarvölker sind ihnen unbekannt. Ich kann mich nicht entsinnen, in meiner Gegenwart ein anderes Schimpfwort gehört zu haben, als das „adasyng!" (o dein Vater!).

Bei aller Unterthänigkeit und allem Gehorsam gegen seine Vorgesetzten hasst der Altajer nichts mehr als die Knechtschaft und liebt die Freiheit über alles. Der Name „Knecht" oder „Diener" ist ihm schon so verhasst, dass er lieber Hungers stirbt, als in Dienst tritt. Nur die ohne alle Verwandte aufgewachsenen Waisen schliessen sich als Diener einem fremden Hause an. Das Betragen der gewöhnlichen Kalmücken den Saisanen nnd Beamten gegenüber ist ohne alle Kriecherei. Der Altajer Jakob, der ein ganzes Jahr in meinem Hause wohnte, wusste sich so uns gegenüber zu stellen, dass das ganze Dienstpersonal ihn durchaus nicht als Diener ansah. Es giebt kein ärgeres Schimpfwort als „Diener". Eine Beeinträchtigung des eigenen Willens duldet der Altajer nie, wenn er nicht in der befehlenden Person einen Vorgesetzten, einen das Volk zu regieren bestimmten Menschen sieht. Jeder Arme, der sich an die Familie des Reichen anschliesst, hält sich für ein Glied derselben. Er würde eher verhungern, ehe er einem im Befehlstone ausgesprochenen Verlangen des reichen Nachbarn sich fügen würde.

Eine solche Ueberzeugung jedes einzelnen Stammmitgliedes hat zu einem wahrhaft idealen Stammverhältnisse geführt. Das ganze Volk bildet gleichsam eine Familie, die in der Noth einander beistehen. Es herrscht eine Gastfreundschaft, wie man sie sich unter anderen Verhältnissen gar nicht denken kann. Jeder in die Jurte Eintretende ist fast wie ein Familienmitglied betrachtet. Wenn die Familie isst, so isst er mit, ohne dass er für diese

Digitized by Google

Bewirthung auch nur die geringste Verpflichtung übernommen hat. Ist der Weg des angekommenen Fremdlings weit, so wird ihm noch Reisekost mitgegeben.

Man mag einem Kalmücken geben, was man will, er theilt es mit allen Anwesenden. Dies habe ich oft gesehen. Sie lieben zum Beispiel Zucker und Brot über Alles. Giebt man aber irgend einem Anwesenden ein Stück Zucker oder Brot, so beisst er dieses in so kleine Stücke, dass jeder der Anwesenden ein Stückchen erhält.

Wahrhaft rührend ist die Anhänglichkeit der Altajer an ihren Stamm und an ihre Familie. Das Heimweh plagt den Altajer sehr bald, wenn er von den Seinen getrennt ist. Man höre nur Lieder wie die nachfolgenden:

Schau' ich in die russ'sche Eb'ne,
Seh' der schwarzen Weide Kron' ich,
Denk' ich an den fernen Bruder,
Bieget sich der Rippen Wurzel.

Sehe ich die russ'sche Eb'ne,
Zeigen sich der Bäume Wipfel,
Denke ich an die Verwandten,
Bieget sich des Rückgrats Wurzel.

Weht von links der Windeshauch,
So bewegt des Schilfes Haupt sich,
Denk' ich der Verwandten, fliessen
Thränen aus den tiefen Augen.

Weht von rechts der Windeshauch,
So bewegt des Schilfes Haupt sich,
Denk' ich der Verwandten, kommen
Thränen in die tiefen Augen.

Kann das Wild sein Kind nicht finden,
Härmt's sich ohne Rast,
Lässt er seine Lieben ziehen,
Weint der Vater ohne Rast.

Kann das Reh sein Kind nicht finden,
Grämt's sich ohne Rast,
Lässt sie ihre Lieben ziehen,
Weint die Mutter ohne Rast.

Das eheliche und Familienleben ist bei den Altajern ein vortreffliches. Verletzungen gegen die eheliche Treue gehören

Digitized by Google

zu den grössten Seltenheiten und sollen sehr streng bestraft werden. Die Frau ist dem Manne vollkommen unterthan, sie wagt seinen Namen nicht zu nennen, sondern sagt stets, wenn sie von ihm spricht: „apschyjagym“ (mein Alter); sie wagt nicht über die Schwelle der Jurte ihres Schwiegervaters zu treten und nie den Kopf vor jenem zu entblössen. Sie erfüllt alle Befehle des Mannes und sucht ihn stets zu unterstützen. Dafür behandelt auch der Mann die Frau mit einer gewissen Ehrerbietung, anderen gegenüber spricht er von ihr „abakajym“ (meine Gemahlin) und wird nie mit ihr in Gegenwart von Freunden scherzen oder schön thun. Ich habe nie gehört, dass ein Mann gegenüber einer Frau die Stimme erhoben hätte. Es soll unerhört sein, dass ein Altajer seine Frau geschlagen habe und dennoch betrachtet er die Frau gleichsam wie von geringerer Race. Dies sieht man schon aus der Ordnung der Erbschaft bei den Altajern. Alles Hab und Gut geht nur auf die Söhne und männlichen Verwandten des Mannes über. Bleiben mehrere Söhne nach, so nehmen nur diejenigen an der Theilung des Erbes Theil, welche beim Tode des Vaters noch im Hause lebten. Diejenigen aber, welche bei Lebzeiten des Vaters einen eigenen Haushalt gegründet haben, d. h. welche vom Vater ihren Antheil (entschi) erhalten haben, sind von der Erbschaft ausgeschlossen. Bleiben Töchter im Hause nach, so gelten sie als Erbtheil der in demselben lebenden Brüder. Diese verheirathen sie und erhalten für sie den Kalym (das Brautgeld). Dafür haben sie dieselben aber auch bis zur Verheirathung zu ernähren und auszustatten. Die verheiratheten Töchter gelten als Fremde und nehmen nicht an dem Erbe des Vaters Theil, „möge das Volk sie ernähren, zu dem sie jetzt gehören“, sagt der Altajer. Das ist vollkommen verständlich, wenn wir bedenken, dass das verheirathete Mädchen sich stets einem fremden Geschlechte anschliesst. Sind nur Töchter nachgeblieben, so geht das Erbe an die Brüder des Vaters oder an seine Vettern über, die dann auch den Kalym für die Töchter erhalten. Nur wenn keinerlei nähere Verwandte des Vaters vorhanden sind, so erhält die Tochter das volle Erbe. Die Mutter, die nach dem Tode des Vaters nachbleibt, gehört zum Erbe und bleibt Hausherrin in der Jurte, die der Sohn erbt; er hat die Pflicht, für die Mutter in derselben Weise zu sorgen wie der verstorbene Vater es gethan.

Der Verkehr der Geschlechter ist bei den Altajern ein voll-

Digitized by Google

kommen freier, die jungen Männer sprechen mit den Mädchen und Frauen und nie denkt die Frau daran, ihr Gesicht zu verbergen. Dabei habe ich nie eine Anzüglichkeit oder einen Scherz gehört, der einer Unanständigkeit ähnlich gewesen wäre. Sowohl Frauen als Männer geniren sich aber sehr wenig, vor einander einen Theil des Körpers zu entblössen. Will das Mädchen oder die Frau einen Strick oder Faden drehen, so schiebt sie das Hosenbein in die Höhe, so dass Knie und Oberschenkel frei werden, und dreht den Faden, indem sie den Hanf mit der flachen Hand auf dem dicken Schenkelfleische zusammendreht. Die Frauen nähren die Kinder vor Fremden und entblössen, wenn es die Umstände gebieten, den ganzen Oberkörper, gerade wie die Männer es thun. Bei Mädchen habe ich das nie gesehen, es scheint ihnen nicht erlaubt, die Brust zu entblössen.

Wenn ein Mädchen von einem Manne verführt wird, was übrigens nur höchst selten vorkommen soll, so versammeln sich alle männlichen Verwandten des Mädchens und versuchen den Verführer zu überreden, jene als seine Frau heimzuführen und dem Vater einen verhältnissmässigen Kalym zu zahlen. Weigert sich derselbe, so fallen sie über ihn her und prügeln ihn so lange, bis er um Gnade bittet. Dann bezahlt er dem Vater ein kleines Strafgeld, giebt ihm eine Flinte und einen Pelz und kann nun unangefochten nach Hause gehen. Das Mädchen wird aber in diesem Falle nicht mehr als Tochter betrachtet, sondern muss gemeine Dienste als Magd leisten.

Betrachten wir nun noch diejenigen Feierlichkeiten, die das eintönige Leben des Altajers begleiten. Ich meine die Feierlichkeiten bei der Geburt, der Heimführung der Braut und dem Begräbniss.

Wenn eine Frau gebären soll, so versammeln sich die weiblichen Verwandten in der Jurte der Mutter, während die Männer sich in der Gegend der Jurte aufhalten. Die ausserhalb der Jurte befindlichen Männer haben offenbar die Aufgabe, die bösen Geister aus der Nähe derselben zu vertreiben, denn sie erheben, sobald die Wehen beginnen, ein furchtbares Geheul und Geschrei und laufen um die Jurte herum, dabei werden Flintenschüsse abgefeuert. Dieses Lärmen währt so lange, bis das Kind geboren ist. In der Jurte selbst wird die arme Wöchnerin durch allerlei schwierige Stellungen und Drücken und Kneten gequält. Der Name wird dem Kinde gewöhnlich gleich

Digitized by Google

nach der Geburt von dem Haupte der Familie gegeben und zwar meist nach dem Namen derjenigen Person, die zuerst in die Jurte tritt, oder nach einem Gegenstande, dessen Name zuerst ausgesprochen wird, wie Palta (Beil), Myltyk (Gewehr) etc., oder nach einem auffallenden Aeussern einer gleich nach der Geburt eingetretenen Person, wie: Sary Pasch (Gelbkopf). Sind die früheren Kinder bald nach der Geburt gestorben, so wird dem Kinde ein möglichst schlechter Name gegeben, wie z. B.: It-ködön (Hintertheil des Hundes), Paltschyk (Schmutz). Auch russische Namen werden gegeben, wenn die oben genannten Personen Russen waren, wie: Muklai (= Nikolai), Mukolka (= Nikolka), Pabyl (= Pawel) u. s. w. Von reicheren Leuten wird ein Fest der Namensgebung gefeiert, bei dem der Aelteste der Familie den Namen des Kindes feierlich verkündet.

Die Hochzeitsgebräuche bei den Altajern sind folgende: Der Jüngling sucht sich meist selbst die Braut aus, die ihm gefällt, und bittet seinen Vater, um dieselbe zu werben. Bei Armen reitet der Vater selbst zur Werbung aus, bei wohlhabenden Leuten werden gewöhnlich zwei nahe Verwandte als Brautwerber (Kuda) ausgeschickt. Wenn die Brautwerber eintreffen, steigen sie in einiger Entfernung von der Jurte vom Pferde und nähern sich dann mit langsamen Schritten derselben. Sobald sie durch die Thüre eingetreten sind, bleiben sie stehen und der Eine stopft stehend seine Pfeife, der Andere schlägt Feuer an und entzündet ein Stück Schwamm, das er in der Hand hält, dann treten sie auf den Vater der Braut zu, knieen auf das linke Knie nieder und verneigen sich tief, darauf spricht der erste Brautwerber:

„Vor der Schwelle deines Hauses
Neige ich jetzt meine Knie,
Bin zu deinem Haus' gekommen,
Freuend hier mich deines Reichthums,
Bin gekommen zu der Jurte,
Um der Jurte Haupt zu bitten.
Mög' für immer unzertrennlich
Uns Gevatterschaft verbinden!
Wie die Wangen unzertheilbar,
Wie am Panzerhemd der Kragen,
Mög' Verwandtschaft uns verbinden!
Fest wie Birkenrindenschichten,
Dicht wie feine Doppelnaht!
Will den Stiel des Messers fordern!

Bitten um des Kessels Henkel!
Hat der Krieg geherrscht seit Langem,
Hat zerrüttet neun Geschlechter,
Frieden schliessen will ich jetzt,
Will Verwandtschaft jetzt begründen,
Gieb uns jetzo deine Antwort!

Während er diese Worte spricht, hält der erste Brautwerber die Pfeife dem Vater hin, während der andere den Schwamm bereit hält, um sogleich die Pfeife anzuzünden, sobald jener die Hand nach der dargebotenen Pfeife ausstreckt, was als ein Zeichen gilt, dass er die Werbung günstig aufnimmt. Gewöhnlich ergreift der Vater sogleich die Pfeife, da man meist schon vor der officiellen Werbung im Geheimen hat anfragen lassen. Ist das nicht geschehen, so bittet er die Brautwerber etwas zu verziehen, er habe sich mit der Mutter der Braut und den Verwandten noch zu berathen. Dann treten diese Familienglieder in eine benachbarte Jurte und halten Rath. Der Vater kehrt nun zur Jurte zurück und ergreift die Pfeife, die in demselben Augenblicke vom zweiten Freiwerber angezündet wird, sobald der Brautvater sie zum Munde führt. Jetzt beginnt die Besprechung über den Kalym (das Geld oder das Vieh, welches der Bräutigam dem Vater der Braut zu zahlen hat) und die Mitgift (endji-kondjy). Wenn die Geldangelegenheiten geordnet sind, so setzen sich alle im Kreise um das Feuer und nun beginnt ein lustiges Zechgelage. Der Brautvater reicht die ersten beiden Schalen mit Branntwein den Brautwerbern. Hierauf verlassen die Brautwerber die Jurte des Brautvaters und reiten zum Bräutigam zurück, dem sie unter fast gleicher Ceremonie die Bedingungen des Brautvaters mittheilen. Hier wird nach Annahme der Bedingungen ebenfalls tapfer gezecht. Es wird nicht nur die Höhe des Kalyms, sondern auch der Zahlungstermin festgesetzt.

Von dieser Zeit an werden die jungen Leute als Verlobte angesehen. Der Bräutigam (Koltu) darf die Braut (Syrgali) besuchen, hat aber nur das Recht, sich bis zum Abend in der Jurte aufzuhalten. Sobald die Zahlung an den Brautvater erfolgt ist, wird Hochzeit gemacht. Der Vater des Bräutigams baut seinem Sohne eine neue Jurte und übergiebt ihm einen Theil seines Vermögens (ändji).

Am Hochzeitstage begiebt sich dann der Bräutigam in Be-

Digitized by Google

gleitung zweier jungen Leute zur Jurte der Braut. Etwa hundert Schritte vor der Jurte halten sie an, steigen vom Pferde und schreiten, Hochzeitslieder singend, auf die Jurte zu.

Was ist Werthvolles im Walde?
Werthvoll ist der schöne Zobel.
Was ist Werthvolles beim Volke?
's ist das Mädchen mit sechs Zöpfen!

Was ist Werthvolles im Walde?
's ist der Zobel, der vierfüss'ge,
Was ist Werthvolles im Volke?
's ist das Mädchen mit vier Zöpfen!

Der da rupft das weisse Kraut,
Weisser Schimmel, sag': wo bist du?
Deren Haar im Nacken gelb ist,
Bräutchen, sage mir, wo bist du?

Der da rupft das blaue Kraut,
Blauer Schimmel, sag': wo bist du?
Deren Haar im Nacken schwarz ist,
Bräutchen, sage mir, wo bist du?

Die Eltern der Braut treten aus der Jurte und empfangen den Bräutigam vor der Thüre. Hierauf wird er feierlichst in die Jurte geführt und mit Branntwein bewirthet und nun ihm vom Schwiegervater die Braut übergeben. Alsdann begiebt sich das junge Paar mit allen Verwandten zur Jurte des Bräutigams. Die Braut reitet auf einem eigenthümlich aufgezäumten Pferde, zwischen den beiden Begleitern des Bräutigams, von denen jeder einen kleinen Birkenbaum vor sich im Sattel hält, an welchem ein Vorhang befestigt ist, den sie vor die Braut halten. Sie darf während des ganzen Rittes weder den Weg noch die neue für sie hergerichtete Jurte sehen, ehe sie in dieselbe eintritt. Dieser Brautzug wird von einer grossen Menge von Anverwandten und Freunden begleitet. Die Jurte des Schwiegervaters ist von Verwandten und Freunden gefüllt. Beim Abschiede segnen sie die Eltern und geben ihr den Rath, wie sie in der Fremde leben soll. Wenn die Braut in die Jurte des Schwiegervaters getreten ist, so verneigt sie sich bis zur Erde vor der Feuerstelle. Darauf richtet der Schwiegervater oder ein Anverwandter folgenden Segensspruch an die Braut:

Möge Gottes Auge auf dir ruhen
Treffen dich der alten Leute Segen
Auf dir ruhn des hohen Gottes Auge!
Dich erreichen hoher Menschen Segen!
Reich an Asche sei dein Wohnplatz!
Zahlreicher als Schaf- und Lämmerheerden
Mögen deine Nachkommen dir wachsen,
Zahlreicher noch als des Auerhahns Brut
Mög' erwachsen dir der Kinder Menge!
Dichter noch als das Gestrüpp von Weiden!
Dichter als die Saat im Acker aufspriesst!
Möge vor dir stets der Mond erglänzen!
Scheinen hinter dir die helle Sonne!
Vor dir auf den Rockschooss mögen Kinder geh'n!
Hinter dir des Viehes Menge folgen!
Die dreijähr'gen Pferde mögen Füllen werfen!
Samen haben deine vierjährigen Pferde!
Möge rein stets bleiben deine Kleidung!
Ab nicht magern deine Pferdeheerden!
Möge dir der Rücken ja nicht faulen!
Lange währen deine Lebenszeit!
Ewig währen deine Lebenstage!
Nehmen mögst du da, wo nichts mehr ist zu nehmen!
Halten da, wo nichts mehr ist zu halten!
Flink mög' immer dein Verstand sein!
Leicht erfasse deine Geisteskräfte!
Der Bewangte möge niemals mit dir zanken!
Dich bedrücken nicht der Achselträger!
Fest wie Eisen sei der Boden unter dir!
Sei wie Eisen gegen den dich Tretenden!
Fest sei stets dein Dreifuss, wie von Stein,
Einen Haufen bild' dein Aschenmehl!
Warm sei stets dein Lebensort!
Hitze möge stets dein Feuer strahlen!
Nahrvoll möge deine Nahrung sein!
Reichlich möge dir die Speise fliessen!
Zahlreich sei die Kleidung dir im Hause,
Schön das Haus, das du betrittst!
Möge Gott den Willen dir befest'gen!
Mögst du einen Nachfolger gebären!
Mög' dein Arm dir nie erkranken!
Deine Achselhöhle nie dir schmerzen!
Stattlich möge sein dein Söhnlein!
Viel Gelage mögest du bereiten!
Hundert, hundert Jahre sollst du bleiben!
Einen schnellen Renner sollst du reiten

Nach diesen Worten reicht der Schwiegervater dem jungen Paare eine Schale Branntwein. Sind alle Anwesenden bewirthet,

so wird das Brautpaar feierlich in seine neue Jurte geführt. Vor ihnen her trägt man abermals den zwischen zwei Birkenstämmen ausgespannten weissen Vorhang. Nach ihrem Eintritte in die Jurte verneigt sich die junge Frau vor der Feuerstelle, wirft alsbald ein Stückchen Fleisch in's Feuer und schüttet einige Tropfen Kumys hinein. Hierauf wird der weisse Vorhang vor das Bett der Neuvermählten gehängt und wenn dies geschehen, so nimmt das Brautpaar seine Plätze als Wirthe der neuen Jurte ein. Die Feierlichkeit schliesst mit einem Gelage, das bei reichen Altajern mehrere Tage dauert. Da die Jurten gewöhnlich nicht die Menge der Gäste zu fassen vermögen, so werden an mehreren Stellen im Freien grosse Kessel aufgestellt und um jeden Kessel schaart sich ein dichter Kreis von Gästen. Ein solches Gastmahl soll besonders des Abends einem Feldlager ähnlich sein.

Wenn der Altajer stirbt, so hat die Witwe die Verpflichtung, den Mann zu beweinen, so lange er sich in der Jurte befindet. Hier möge als Beispiel ein solcher Trauergesang folgen:

Als mein Held noch lebte, trug ich
Seidenpelz mit gold'nem Kragen,
Doch nach seinem Tode trag' ich
Lederrock, gleich niedern Sklaven.
Als mein Held noch lebte, ass ich
Brot und Reis von den Chinesen,
Doch nach seinem Tode ess' ich
Grobe Grütze wie die Sklaven.
Schön und stattlich war mein Held,
Freudenvoll war unser Lager,
Reich an Gütern war sein Speicher;
Auf dem Seee meines Gatten,
Wagte nicht der Schwan zu schwimmen,
Doch jetzt fliegt zu ihm herab
Selbst der schlechte Rabenvogel.
Auf dem Seee meines Gatten
Wagte nicht die Gans zu schwimmen,
Doch jetzt fliegt zu ihm herab
Selbst die schlechte graue Krähe.
Schlechte Leute, die da früher
Sich mir nicht zu nähern wagten,
Sagen jetzo dreist zu mir:
Unser bist du jetzt, o Witwe!

Das Begräbniss findet ohne besondere Feierlichkeit, ganz im Geheimen statt. Die Altajer begraben ihre Todten meist in der

Digitized by Google

Erde an verborgenen Stellen auf den Bergen. Der Todte wird im vollen Anzuge in's Grab gelegt und ihm ausserdem ein Säckchen Nahrung mit auf den Weg gegeben. Reiche Leute sollen auch das Reitpferd neben dem Todten begraben. Die Beerdigung des Todten auf einem Gerüste, das auf vier Stangen ruht, soll im Altai nur an wenigen Stellen stattfinden; ich habe diese Art von Beerdigung blos bei den Sojonen angetroffen. Erst nachdem der Todte beerdigt ist, sollen Verwandte und Nachbarn sich in der Jurte des Verstorbenen versammeln und hier ein Gastmahl hergerichtet werden. Die Hinterbliebenen lassen nach diesen Feierlichkeiten die Jurte durch den Schamanen reinigen und führen dieselbe dann zu einer anderen Stelle über. Die Rinden- und Balkenjurten bleiben nach dem Ableben eines Familien-Mitgliedes unbewohnt stehen, während die Familie sich an einem anderen Platze eine neue Jurte erbaut. So fand ich, als ich im Jahre 1870 den Aschjaktū passirte, die schön gezimmerte Balkenjurte des Kurtu Saisan verlassen, weil der Besitzer während dieser Zeit gestorben war.

Im Jahre 1830 liess sich der Archimandrit Makarii im Teleuten-Aul Ulalu nieder und gründete daselbst die erste christliche Missionsstation im Altai. Die in meiner Probe der Volksliteratur veröffentlichte Lebensbeschreibung des Teleuten Tschiwalkoff giebt uns ein treues Bild der segensreichen Thätigkeit jenes edlen Mannes, der unter den ungünstigsten Umständen seine Thätigkeit begann. Der Archimandrit Makarii stand der Mission fast 14 Jahre vor und taufte während dieser Zeit 366 Männer und 309 Weiber. Seit dieser Zeit hat sich die Thätigkeit der altajischen Mission bedeutend erweitert. Es waren, als ich zuletzt den Altai besuchte, schon 8 Missions-Stationen errichtet, an deren Spitze sich eigene Missionäre befanden.

Den Hauptsitz der Mission bildet die Missions-Station Ulalu, welche an der Mündung dieses Flusses in die Maima liegt. Sie besteht jetzt aus etwa 100 Häusern. Hier lebte von Anfang an das Haupt der Mission, vom Jahre 1830—1843 der Archimandrit Makarii, vom Jahre 1843—1865 der Protojerei Landyscheff und nach 1866 der Archimandrit Wladimir (der jetzige Bischof von Tomsk.) Ich selbst besuchte die Mission am Ulalu im Jahre 1860 und hielt mich daselbst vom 22.—27. August auf. Hier die Notizen meines Tagebuches:

Digitized by Google

Die Mission am Ulalu ist ein sehr bedeutendes Dorf mit grossen reinlichen Häusern; die hiesigen altajischen und teleutischen Einwohner stehen vollkommen auf demselben Standpunkte der Civilisation wie die russischen Bauern, halten aber fest an ihrer Nationalität. Deutlich kann man hier den wohlthätigen Einfluss des Archimandriten Makarii erkennen, er hat die Eingeborenen nicht nur äusserlich getauft, sondern auch einen grossen Theil zu wahren Christen umgeschaffen. Ich fand bei den hiesigen Teleuten eine Kenntniss der Religion, wie man sie in russischen Dörfern vergebens suchen würde, und dabei einen festen moralischen Sinn, der sich schon oft hier geltend gemacht hat. So hat z. B. die Gemeinde beschlossen, weder Branntweintrinker noch Kartenspieler unter sich zu dulden, und strenge bestraft sie Jeden, der dieses Gebot überschreitet. Die umwohnenden russischen Bauern haben es schon oft erfahren, dass die Ulalu-Tataren sich nichts von ihnen gefallen lassen, sie stellen sich den russischen Bauern vollkommen gleich. Tataren, die der russischen Schrift kundig sind, giebt es hier nicht wenige, merkwürdiger Weise auch unter den älteren Leuten, die von Pater Makarii selbst unterrichtet worden sind.

Die Kinder verstehen alle russisch zu lesen, denn jetzt ist hier schon eine russische Schule vorhanden. Der gebildetste der hiesigen Einwohner ist der Teleut Tschiwalkoff, welcher sechs Jahre lang Dolmetscher und Uebersetzer bei Pater Makarii gewesen und sich während dieses Dienstes bedeutende Kenntnisse erworben hat. (Jetzt ist Tschiwalkoff zum Geistlichen geweiht.)

Sehr interessant ist es, den geistigen Standpunkt der hiesigen Einwohner zu beobachten. Die christliche Religion hat hier in der That feste Wurzel gefasst. Trotz alledem ist der Aberglaube der früheren Religion nicht aus dem Herzen gewichen, sondern hat sich im Ideenkreise der neuen Religion eingebürgert. Ueberall hört man Wundergeschichten; Erscheinungen von Heiligen sind bei den hiesigen getauften Tataren an der Tagesordnung. Die mystischen Gebilde des Christenthums sind die Lieblingsgespräche der Abendstunden. Die frühere Religion erscheint als eine teuflische und der Schaman ist geradezu Belzebubs Diener, dessen schädlichen Einfluss man vor allem fürchtet, da man vom alten Glauben abgefallen ist. Häufig war dies das Thema unserer Unterhaltung. So erzählte mir z. B. mein Wirth, er habe einst in einer Jurte übernachtet, wo der Scha-

Digitized by Google

man sein Gaukelspiel getrieben. Nachdem derselbe den Zauberkreis um die Jurte gezogen, sei er eingetreten, aber sogleich, wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, wieder aus der Jurte herausgesprungen. Draussen sei er in eine Art von Verzückung gerathen und habe ununterbrochen geschrieen: „In der Jurte liegt ein fremder Mann, auf dessen Brust liegt eine feurige Kohle, die hat mich verbrannt.“ Der Erzähler aber habe ein Heiligenbild, das ihm Pater Makarii gegeben, auf der Brust getragen. Darauf habe ihn der Wirth gebeten, in einer nicht weit entfernten Jurte zu übernachten. Erst nachdem er die Jurte verlassen, sei es dem Schamanen gelungen, seine Zauberformel zu vollenden.

Die Einwohner von Ulalu sind meist wohlhabend und beschäftigen sich entweder mit Ackerbau oder mit dem Handel.

2. Die Station Muitu, etwa 130 Werst von Biisk, links von der Katunja, an der Mündung des Flusses Muitu in den Sebä gelegen. Diese Station ist seit dem Jahre 1845 gegründet. Schon im Jahre 1834 hatten sich einige von Pater Makarii getaufte altajische Familien, da sie ihres bedeutenden Viehstandes wegen sich nicht bei einem christlichen Dorfe niederlassen konnten, am Muitu angesiedelt und verbrachten hier den Winter, wo ausser ihnen etwa acht teleutische Familien wohnten. Diese lebten damals schon in Balkenjurten und wurden bald in angesiedelte Eingeborene umgewandelt. (Der Unterschied zwischen angesiedelten und nomadisirenden Eingeborenen, wie sie officiell heissen, liegt in der Abgaben-Zahlung; erstere zahlen eine Art Kopfsteuer, letztere stammweise eine gewisse Menge Pelzwerk). Schon im Jahre 1835 wurden diese Teleuten von Pater Makarii getauft. Im Jahre 1839 wurde hier bereits ein Bethaus errichtet. Im Jahre 1845 wurde der Mönch Akakii hier stationirt und eine Kirche errichtet.

Ich habe diese Mission mehrmals besucht, es möge aber genügen, wenn ich die Beschreibung derselben aus meinem Tagebuche des Jahres 1860 hier anführe.

Die Mission am Muitu bildet ein ganz ansehnliches Dorf von mehr als 60 Gehöften. Die Häuser sind nach russischer Art gebaut, nur kleiner, auch finden sich viele Hütten mit flachem Dache. Die Bevölkerung besteht zur Hälfte aus Teleuten, die von Norden eingewandert sind, und zur Hälfte aus Altajern. Es lässt sich nicht leugnen, dass die Civilisation zugleich mit dem Christenthume hier Eingang gefunden hat, denn die Nomaden sind in festwohnende Ackerbauer umgewandelt und leben ge-

Digitized by Google

regelt wie die russischen Bauern. Aber auch die Laster der Civilisation sind nicht ausgeblieben. Der Trunk hat hier allgemein überhand genommen und macht die Hälfte der Einwohnerschaft zu Bettlern. Die Ehrlichkeit der Gebirgsnomaden ist verschwunden, denn Diebstähle und Betrügereien sind fast an der Tagesordnung. Auch sind die Altajer durch die feste Ansiedelung verarmt, denn wenn sie auch das Land zu bebauen gelernt haben, so haben sie dennoch ihre ihnen angeborene Trägheit nicht abgelegt, und diese verhindert sie am Fortkommen in der neuen Lebensweise.

Sehr schwierig ist die Stellung der getauften Altajer der Verwaltung gegenüber. In ihrem Dorfe haben sie zwar einen Starschina (Aeltesten) und ihre eigenen Angelegenheiten werden durch die versammelte Gemeinde erledigt, aber sie stehen noch immer als einzelne Persönlichkeit unter den früheren Saisanen und diese hassen sie als Abtrünnige vom alten Glauben und verfolgen sie, wo sie nur können, so dass die Getauften bei vorkommenden Streitigkeiten immer den Kürzeren ziehen sollen. Die Russen in den angrenzenden Dörfern betrachten die getauften Altajer durchaus nicht als ihresgleichen, sondern verspotten sie, wenn sie sich als Russen behandelt wissen wollen.

Trotzdem werden die getauften Altajer sehr bald vollkommen verrussen, denn sie bemühen sich schon jetzt, auf alle mögliche Weise es den Russen gleich zu thun, um nur irgend einen Stützpunkt zu finden. Besonders tritt dies bei ihrer Sprache deutlich hervor. Sie gebrauchen, wenn sie selbst unter sich reden, so viel als möglich russische Wörter. Glücklich ist ein getaufter Altajer, wenn er ein russisches Mädchen zur Frau bekommt, da er sich dann zu den Russen rechnen kann. In den Nachkommen solcher Mischehen verschwindet das kalmückische Element fast vollständig und sogar in der Mission geborene Kinder russischer Mütter sprechen die altajische Sprache schlecht oder gar nicht.

Ich stattete während meines Aufenthaltes dem hier stationirten Priester meinen Besuch ab. Seine Wohnung ist nur klein und einfach, aber es herrscht darin die peinlichste Sauberkeit. Er beklagte sich, dass er trotz aller Bemühungen, die Kalmücken zur Reinlichkeit und Arbeitsamkeit anzuhalten, nur sehr geringe Fortschritte gemacht habe. Um die geistige Erziehung seiner Pflegebefohlenen scheint er sich nicht allzu sehr zu kümmern, denn er versteht nicht einmal ihre Sprache. Er sprach von der

Einrichtung einer russischen Schule und bedauerte sehr, dass seine Mittel dazu zu beschränkt seien. Ich sprach die Ansicht aus, dass eine russische Schule jetzt noch vollkommen unnütz sei. Man müsse sich bemühen, die einmal getauften Eingeborenen in ihrer Nationalität zu erhalten, da sich nur so von hier aus Einfluss auf die ungetauften geltend machen könne; er schien jedoch meine Ansicht nicht zu theilen.

3. Die Station Urussul oder Angodai. Eine im Jahre 1856 eröffnete Station am Urussul, nicht weit von der Mündung des Angodai. Die Mission wurde vom Mönche Smaragd eingerichtet und übt ihren Wirkungskreis auf den südöstlichen Altai aus.

Den Eindruck, den die Mission am Angodai auf mich machte, schildert mein Tagebuch vom 28. Mai bis 3. Juni 1860 in folgender Weise:

Die Mission liegt am rechten Ufer des Urussul auf dem hohen Ufer. Im Hintergrunde sieht man eine kleine, freundlich aussehende Kirche, um die sich ungefähr 15 Häuser gruppiren. Nach unserem Aufenthalte in Zelten oder in Jurten erschien uns der in der Mission wie eine Oase in der Wüste, denn in dem kleinen Stübchen war man wenigstens vor Wind und Wetter geschützt und brauchte in der Nacht nicht zu frieren.

Von den Einwohnern der Mission sollen sich einige mit dem Fischfange beschäftigen, dies sind aber nicht Altajer, sondern aus Norden eingewanderte Teleuten. Der Fährmann, der mir auch mehrere Märchen erzählte, war auch ein Teleut und hiess Kasandyk. Die getauften Teleuten und Altajer legen nämlich ihre heidnischen Namen nicht ab. Wir quartierten uns im Hause eines Kaufmannes, in einem ganz kleinen Zimmerchen ein, das uns aber doch höchst angenehm erschien. Das ganze Ameublement bestand aus einem Tische, einem Bette und zwei Stühlen. Wie bequem war das Alles, wie liess es sich so schön auf den harten Stühlen sitzen und an einem Tische essen! Man lernt erst den Werth unserer Hausutensilien kennen, wenn man sie eine Zeit lang hat entbehren müssen. Regen und Wind hatten uns tüchtig mitgenommen, so dass diese Ruhe im Hause uns in die angenehmste Stimmung versetzte. Dazu die herrliche Mahlzeit: frisches Brot, reine Milch, Butter, Eier, Honig. Ich entsinne mich nicht, je mit solchem Genuss gespeist zu haben. Das kann nicht Wunder nehmen, denn wir hatten ja wochenlang, umgeben mit

altajischem Schmutz, von Thee, Hammelfleisch und getrocknetem Schwarzbrote gelebt.

Die Mission am Angodai, wie ihn die Russen nennen (die Altajer nennen ihn Kongodoi), ist trotz des Widerspruches der Saisane, die die Errichtung als einen Eingriff in die Rechte ihres Volkes betrachteten, durch das tactvolle und feste Benehmen der Priester durchgesetzt. Leider ist die Zahl der Neugetauften noch immer sehr gering und die ganze Mission besteht höchstens aus 20 Familien, von denen einige schon früher getauft waren und sich erst in der Folge hier ansiedelten.

Dieser anscheinend geringe Erfolg ist nicht die Schuld der Missionäre, wird vielmehr durch die Verhältnisse hervorgerufen. Wie bei jedem unterworfenen Volke, so hat sich auch bei den Kalmücken ein Widerstand gegen die herrschende Nation herausgebildet. Der Altajer fürchtet seine Nationalität zu verlieren, wenn er sich dem Russen nähert, und zieht sich daher von ihm zurück. Ein dichter Kreis russischer Dörfer schliesst sich fest und fester um den Altai und die Russen beginnen in den reichen Flussthälern immer tiefer in das Herz des Landes einzudringen. Der Altajer weicht daher immer mehr zurück, flieht stets weiter in's Gebirge und verarmt, da er die schönen Weideplätze verlässt. Würde er von dem Russen lernen und in dessen Nähe sich ansiedeln, so könnten beide reich und glücklich nebeneinander leben, denn das Land ist gross und ergiebig genug, um noch Tausende von Bewohnern zu ernähren. Doch der Uebergang von einer Civilisationsstufe zur anderen geht nur nach Kämpfen vor sich, weil sich der Mensch stets am Hergebrachten mit aller Energie anklammert.

Der nomadisirende Altajer betrachtet jede Mission als eine für seine socialen Verhältnisse schädliche Einrichtung. Er weicht ihr so viel als möglich aus, klammert sich fest an seine alten Sitten und Gebräuche und betrachtet den als einen Abtrünnigen, der zum Christenthume übergegangen ist. Das ist auch sehr verständlich, denn der Getaufte ändert seinen Namen, seine Kleidung und giebt das Nomadenleben auf. Bei so bewandten Umständen wirken die Missionäre noch ausserordentlich viel, denn die Zahl der im ganzen Altai-Gebiete Getauften beträgt jetzt 2694. (Im Jahre 1870 war die Zahl bis auf 4000 angewachsen.) Dieses im Ganzen günstige Resultat ist dem rastlosen Streben der Missionäre allein zuzuschreiben. Unter den grössten Ent-

Digitized by Google

behrungen durchstreift der Missionär die unwirthsamsten Gegenden, wandert von Jurte zu Jurte und bemüht sich, Proselyten für seinen Glauben zu gewinnen. Daheim in der Missionsstation ist er ein Vater seiner Gemeinde. Er unterrichtet die Glieder seiner Gemeinde nicht nur im Glauben, sondern in allen nützlichen Beschäftigungen, hält sie zur Reinlichkeit und zum Fleisse an und ist ihr Rathgeber in allen Nöthen.

In der Mitte der Station stehen etwa fünf Jurten aus Birkenrinde, dies sind die Wohnungen erst kürzlich getaufter Kalmücken, da sie nur allmählich dazu zu bringen sind, von ihren alten Gewohnheiten abzulassen. Aber auch diese Jurten sind andere geworden.

Merkwürdiger Weise sind sie im Inneren rein und sauber gehalten und gar nicht mit den Jurten der Ungetauften zu vergleichen. Der Priester erzählte mir, er besuche jede Jurte im Laufe des Tages ein oder zwei Mal und tadle jedesmal die Hausfrau, wenn er Schmutz oder Unordnung antreffe. Die Hütten und Häuser der übrigen Einwohner machen keinen angenehmen Eindruck. Man sieht daraus, dass es leichter ist, das Bestehende zu vernichten, als Neues einzuführen.

Die Kleidung der Leute ist sauber und der der russischen Bauern ähnlich. Das Linnen, woraus sie die Hemden fertigen, wird von den Frauen und Mädchen der Ansiedelung selbst gewoben; also auch hierin ein Fortschritt. Keine altajische Frau versteht zu weben. Schon beschäftigen sich alle Anwohner mit dem Ackerbau; die Ackergeräthschaften sind in einem guten Stande und werden durch den Einfluss der Missionäre beschafft. Hauptsächlich säen die Leute Gerste, aus der sie grobe Grütze machen, die bei ihnen das Brot ersetzt. Mehrere Ansiedler hatten schon Federvieh (Hühner und Gänse), welches bei den Ungetauften gar nicht zu finden ist. Mit Stolz kann der Priester auf dieses sein Werk schauen, denn er hat die Ansiedelung in vier Jahren geschaffen. Dabei hat er eine Kirche, die ihm im Rohbau übergeben wurde, mit eigenen Händen eingerichtet und sein Hauswesen ganz allein besorgt, denn die ihm zur Verfügung stehenden Mittel reichen kaum aus, um ihn selbst zu ernähren und zu kleiden, da er immer und immer wieder den Armen seiner Gemeinde hilfreich zur Seite stehen muss.

In der Mission befinden sich einige, russischen Kaufleuten gehörige Speicher und Häuser, welche am Angodai ihre Heerden und Waaren für den Tschuja-Handel unterhalten.

Digitized by Google

4. Die Missionsstation Schemal, 80 Werst vom Ulalu nach Süden und 35 Werst vom Muitu, bei der Mündung des Flusses Schemal, der von der rechten Seite in die Katunja fliesst. Die Station ist prachtvoll zwischen Bergen gelegen; sie ist im Jahre 1849 von dem Mönche Johannes gegründet worden und hat die Aufgabe, das Christenthum an beiden Ufern der Katunja unter den Altajern und den Schwarzwald-Tataren zu verbreiten.

5. Die Missionsstation am Schwarzen Anui, in einem Dorfe, das sich etwa 150 Werst westlich von der Station Muitu befindet. Die Missionsstation ist hier durch den Eifer der Witwe des getauften Teleuten Tütünekow, welcher von den Altajern erschlagen wurde, gegründet und vom Jahre 1849—1851 unterhalten worden. Hierauf wurde sie bis zum Jahre 1856 der Mission am Muitu zugezählt, deren Leiter die Pflicht hatte, dieselbe mehrmals im Jahre zu besuchen. Seit 1856 ist wiederum eine eigene Missionsstation mit einem stets hier stationirten Geistlichen und einer eigenen Kirche errichtet.

6. Die Missionsstation Makariewa in dem ebenso genannten, von Neugetauften bewohnten Dorfe an dem Ufer der Bija, bei den Flüssen Kasch und Tschernowoi Bugutschak, etwa 100 Werst nördlich vom Ulalu. Seit dem Jahre 1854 ist hier ein Missionär stationirt, der die Aufgabe hat, unter den an der Bija wohnenden Kumandinen, Togulen und Atschkeschtimen zu wirken. Diese Missionsstation ist durch Schenkungen des Bischofs Parthenius von Tomsk gegründet worden.

7. Der Kusudejewskij Ulus, am linken Ufer des Flusses Kondoma, 60 Werst von der Stadt Kusnetzk, 80 Werst von der Stadt Biisk und 240 Werst vom Ulalu. Dieser Missionsort ist im Jahre 1858 von dem Missionär Werbitzki gegründet worden und zwar zu dem Zwecke, das Christenthum unter den Eingeborenen des Kusnetzkischen Kreises zu verbreiten.

8. Die Missionsstation am Kebisän, vom Ulalu 130 Werst entfernt und 12 Werst unterhalb des Teletzkischen Sees, am Ufer der Bija. Dieser Stationsort ist im Jahre 1851 eröffnet und hat die Aufgabe, auf die nördlich und westlich vom Teletzkischen See wohnenden Schwarzwald-Tataren zu wirken.

Ich besuchte diese Missionsstation am 22. Mai 1861. Hier der Auszug aus meinem Tagebuche:

Im Laufe des Nachmittags langten wir in der Mission am Käbisän an und quartierten uns im Hause eines handeltreiben-

Digitized by Google

den russischen Bauern ein; wir waren somit gegen den unaufhörlich herabströmenden Regen geschützt.

Die Mission macht keinen allzu angenehmen Eindruck. Sie besteht etwa aus 30—40 Jurten aus Birkenrinde, die von den Eingeborenen bewohnt werden, und aus zwei hölzernen Häusern, die den hier wohnenden russischen Kaufleuten gehören. Die Jurten starren vor Schmutz und deren Bewohner nicht weniger. Die hiesigen getauften Tataren unterscheiden sich in keiner Weise von den ungetauften. Sie haben weder die Trägheit noch die Unreinlichkeit abgelegt, dagegen manches Laster angenommen, was die Ungetauften nicht kennen, d. h. den Hang zum Genusse russischen Branntweins und die Unehrlichkeit. Der üble Zustand der Mission ist eine Folge der unglücklichen Lage derselben.

Die die Mission umgebenden Schwarzwald-Tataren stehen auf einer viel niedrigeren Stufe als die ihnen benachbarten Altajer. Sie sind in ihre dunklen, undurchdringlichen Wälder vor der andringenden russischen Civilisation zurückgewichen und kommen hier immer mehr zurück. Die Leute, die sich an die Missionen wenden, sind meist nur durch die schrecklichste Armuth dazu gedrängt, oder es sind Individuen, die sich durch Unredlichkeit bei ihren Nachbarn verhasst gemacht haben und sich zu den Missionen begeben und taufen lassen, um unangenehmen Conflicten mit ihren Stammgenossen zu entgehen. Unter solchen Umständen können die von der Mission erreichten Erfolge nur äusserst geringe sein.

Vergeblich haben sich die Priester bemüht, die Lage dieser Mission zu verbessern und die Einwohner einigermaassen der Civilisation zuzuführen. Man hat ihnen Sämereien, Ackergeräthe und hinreichende Geldmittel angewiesen, hat ihnen Hütten gebaut, aber Alles vergebens. Sie säen auch heute nur Gerste, bearbeiten den Boden wie ihre Stammgenossen mit der Hacke und lassen die Hütten von Jahr zu Jahr mehr verfallen.

In der Umgegend stehen die getauften Tataren am Käbisän nicht in allzu gutem Rufe; mag ihnen nun Vieles aus Feindschaft von den ungetauften nachgesagt werden oder Alles auf Wahrheit beruhen: das kann der Reisende nicht feststellen. Mein Führer, vom Stamme der Kömnösch, machte mich darauf aufmerksam, ja auf mein Gepäck zu achten, da den Einwohnern am Käbisän nicht zu trauen sei.

Digitized by Google

Da die übrigen östlichen Türkstämme, die Teleuten, die Tataren des nordöstlichen Altai und die Abakan-Tataren, nicht ein Volk bilden, wie die Altajer, sondern eine grosse Anzahl zerstreut lebender Stämme und Stämmchen, so glaube ich am besten das Leben und Treiben dieser Stämme zu schildern, wenn ich die einzelnen Eindrücke, die ich bei meinem Aufenthalte bei diesen Türkstämmen erhalten habe, in der Weise wiedergebe, wie ich sie in meinen Tagebüchern verzeichnet habe.

2. Die Teleuten.

In dem ersten Teleuten-Dorfe am Flusse Ur stiegen wir in einem ziemlich geräumigen Häuschen ab, welches einem reichen, durch seine Rechtlichkeit weit berühmten teleutischen Kaufmann, Nicolai Sartlajew, gehörte. Wir wurden hier sehr freundlich empfangen, obgleich wir die Leute aus dem Schlafe störten. Das Haus Sartlajew's war um vieles grösser als die gewöhnlichen Bauernhäuser. Im unteren Stockwerke war die Vorrathskammer und die Küche, im oberen, das durch einen Flur in zwei Theile getheilt wurde, waren rechts zwei Zimmer, das Wohn- und das Schlafzimmer des alten Sartlajew, links aber ein sehr grosses Zimmer, in welchem der Sohn Sartlajew's mit seiner Frau und seinen Kindern wohnte. Die innere Einrichtung der Zimmer unterschied sich wenig von der russischer Bauernwohnungen. Rings um die Wände standen Bänke, in jedem Zimmer ein Bett mit Filzmatratzen, auf denen mehrere Schafpelze lagen, die den Leuten als Decken dienten. Ein hölzerner, bunt bemalter Tisch stand im vorderen Winkel des Zimmers.

Bald nach meiner Ankunft versammelte sich in meinem Zimmer eine ganze Gesellschaft von Teleuten, sie waren alle nach russischem Schnitte gekleidet: hohe, bis über die Waden reichende Stiefel, weite, blau- oder weissleinene Schnurrhosen, die in den Stiefeln getragen werden, ein weisses oder buntes Hemd aus Bauernleinwand, das etwas länger ist als die Russen es tragen und bis über das Knie reicht, und bei dem unter den Armen grosse, rothe oder gelbe, viereckige Keile eingenäht sind; Schafpelze oder Kaftane von Bauerntuch, ganz nach russischem Schnitte. Die Haare lassen alle 3 bis 4 Zoll lang wachsen und ungescheitelt herabhängen, so dass dieselben die Stirn bis zu den Augen bedecken. Auf dem Kopfe tragen die

Digitized by Google

meisten beutelförmige Tuchmützen, die am unteren Rande mit einem schmalen Pelzstreifen verbrämt sind.

Die Gesichtszüge der Mehrzahl zeigen den mongolischen Typus, aber nicht so rein wie bei den Altajern, denn einige haben schon die langen, spitzen Gesichter mit wenig hervortretenden Backenknochen, wie wir sie oft bei den Bewohnern des nordöstlichen Altai antreffen. Die Hautfarbe ist gelb, bei einigen fast braun, was zum Theil auch von dem wenigen Reinigen der Haut herrühren mag. Die Farbe des Haares ist durchgängig schwarz. Die meisten Individuen sind klein und untersetzt.

Die Frauen tragen lange Leinwandhemden mit einem Gürtel; an den Zöpfen haben sie keinerlei Zierath. Die verheiratheten Frauen tragen ohne Ausnahme Kopftücher.

Der grösste Theil der am Ur wohnenden Teleuten ist vom Stamme der Atsch Keschtim, die zugleich mit den Teleuten hierher eingewandert sein sollen und erst in späterer Zeit sich mit den Teleuten (Telenget) vermischt haben. Ihre Sprache ist jetzt vollkommen die teleutische. In dem Dorfe am Ur lebt nicht ein einziger Getaufter, sondern alle Einwohner hängen noch treu am Schamanismus. Im Dorfe selbst wohnen zwei Schamanen.

Das hiesige Dorf zieht sich wohl 3 Werst lang am rechten Ufer des Ur entlang. Am östlichen Ende desselben wohnen zehn rein russische Familien, die aber officiell als Teleuten gelten und wie diese ihren Jassak in Geld zahlen. Diese Russen sollen eigentlich Teleuten sein, aber durch Heirathen mit Russen sind sie auch äusserlich vollkommen zu Russen geworden. Bei ihnen ist das Bewusstsein ihrer Abstammung so vollkommen verschwunden, dass sie, obgleich in einem teleutischen Dorfe lebend, doch nicht der tatarischen Sprache mächtig sind. Was diese Leute an das Tatarendorf fesselt, ist die geringe Abgabe, die sie als Eingeborene zahlen, und die Befreiung vom Militärdienste.

In der westlichen Hälfte des Dorfes stehen ungefähr 25 Häuser, die von Teleuten bewohnt werden: von diesen sind aber nur fünf bis sechs nach Art der russischen Bauernhäuser aus Holz gebaut, der Rest ist aus Flechtwerk und Brettern aufgeführt und mit Lehm und Erde beworfen. Diese Häuser sind im Sommer kühl und im Winter leicht zu erheizen, auch ist die Herstellung derselben viel leichter und billiger als die der

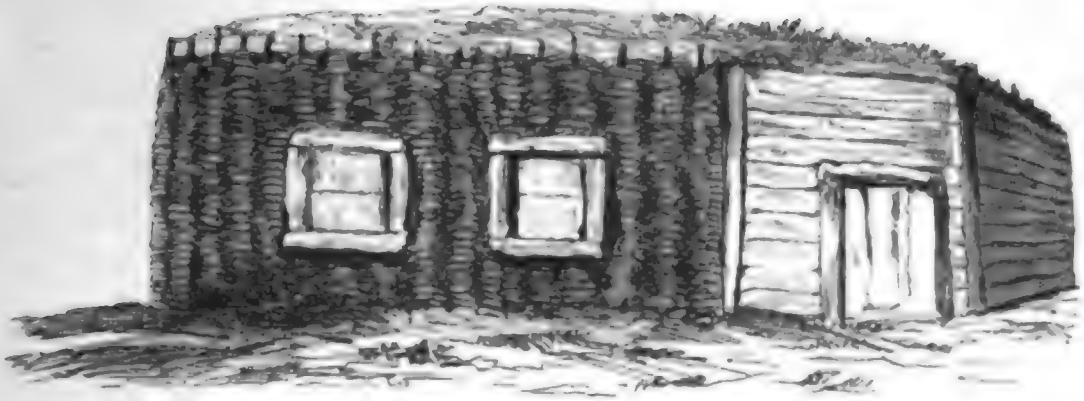
Balkenhäuser. Von aussen sehen diese Hütten sehr hässlich und niedrig aus, da sie sich halb unter der Erde befinden, das Innere macht aber gar keinen unangenehmen Eindruck. Wände und Decke sind rein geweisst und der Fussboden besteht aus glattgestampftem Thon. Von der inneren Einrichtung ist wenig zu sagen, da sie sich von der der russischen Bauernhäuser kaum unterscheidet. Der einzige Uebelstand dieser Häuser ist, dass man bei jedem grösseren Regen von der in die Wände dringenden Feuchtigkeit zu leiden hat, und dass nach jedem Unwetter grössere oder kleinere Reparaturen der Wände vorgenommen werden müssen.

Ich besuchte auch das Haus eines der hiesigen Schamanen (Kam), dieses war aber eng und unheimlich und es herrschte in demselben eine so verpestete Luft, dass man es darin nicht lange aushalten konnte. Es bestand aus einem ganz kleinen Zimmer, das ganz voll Hausrath gepfropft war, ein halbes Dutzend schmutziger, halbnackter Kinder wälzte sich auf der Erde umher und auf dem Bette und Hängeboden lagen einige schmutzige Weiber. An der Wand hing die Schamanentrommel die in ihrem Griffe und den Zeichnungen von der der Altajer abweicht.

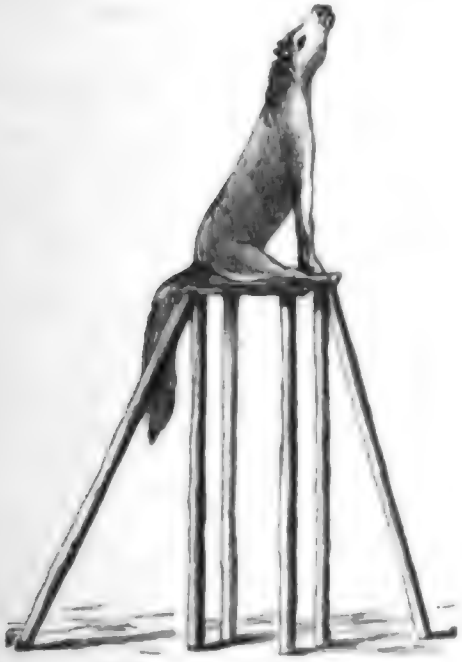
Der Kam begleitete mich nach Hause und erzählte mir von seinem Glauben. Er leugnete, irgend welche Gewalt über die Geister zu haben. Sein Schamanisiren sei nur ein Gebet, ein Fürbitte bei dem höchsten Herrn der Welt, der Alles geschaffen habe, und das Opfer sei nur ein Zeichen der Demuth und der Ergebenheit, die man dem höchsten Gotte erzeige, indem man ihm sein Eigenthum darbringe. Die Geister, die er kraft seines Geschlechtes anrufe, seien nur Fürbitter bei dem Höchsten. Er zeigte mir auch eine Opferstelle. Das Fell des Opfers hängt hier nicht, wie bei den Altajern, an einer langen Stange, sondern es ist zwischen zwei Stangen in sitzender Stellung auf dem Gerüst aufgestellt. Auch die Teleuten weihen der Gottheit nur das Fell, Fleisch und Fett essen sie aber beim Opfermahl selbst.

Götzenbilder, erklärte mir der Kam, hätten sie nicht, bei jedem Hause aber sei eine Ehrenstelle der Gottheit geweiht. Er zeigte mir hierauf, dass bei jedem Hause einige Birkenstämme aufgestellt waren, an denen ein Hasenfell hing. Dies Hasenfell darf nicht eher abgenommen werden, als bis es

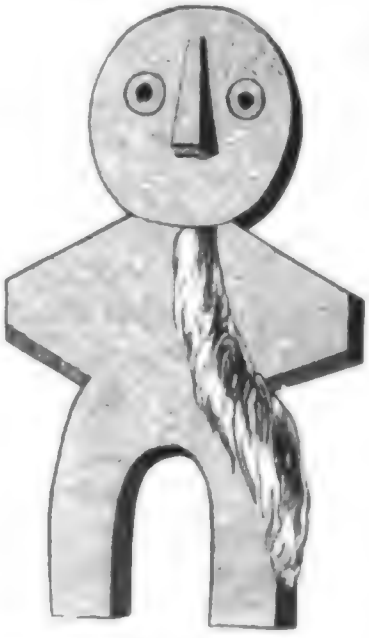
Digitized by Google



Teleutisches Haus aus Flechtwerk und Brettern.

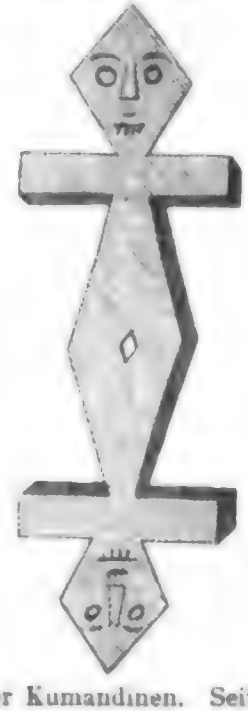


Opferstelle der Teleuten.



Götze der Kumandinen (Sary Kan)
Seite 364.

Götze der Schor.



Götze der Kumandinen. Seite 364.

Digitized by Google

faulen beginnt, dann wird ein neues (und zwar im Winterpelz) an neuen Birkenstämmen aufgehängt. Zweimal im Jahre, im Frühling und Herbst, wird hier dem Vater der Erde und des Himmels (Ülgön) ein Opfer gebracht, indem man das Fell mit Milch bespritzt.

Am nächsten Morgen verliess ich das Tatarendorf am Ur und begab mich zu dem 20 Werst entfernten Dorfe Solkoi.

Solkoi ist ein grosses und reiches Dorf: es besteht aus 60 Holzhäusern und 5—6 Hütten aus Flechtwerk. Da mich das Ungeziefer in meinem Quartiere am Ur so schrecklich gequält hatte und schönes, warmes Wetter war, liess ich mein Zelt auf der Strasse aufschlagen, obgleich die Häuser von aussen recht reinlich aussahen. In Solkoi wohnen zur Hälfte Atsch Käschtim, zur Hälfte Telenget. Getaufte Tataren sind auch hier sehr wenige. Die hiesigen Tataren beschäftigen sich ebenso wie die Tataren am Ur mit Ackerbau und Viehzucht. In Solkoi wohnen ein Baschlyk und zwei Schamanen. Die beiden letzteren waren aber so betrunken, dass ich mich ihnen nicht zu nähern vermochte. Ich hielt mich in Solkoi fast zwei Tage auf und notirte viele Gesänge und Sagen.

Die Tracht der Teleuten von Solkoi ist ganz dieselbe wie der vom Ur. Man erzählte mir aber, ihre Voreltern hätten eine eigenthümliche Tracht getragen und sie besässen noch einige dieser alterthümlichen Kleidungsstücke. Man zeigte mir 1) eine Männermütze, 2) eine Frauenmütze, 3) Ohrringe aus Silber, 4) Bogen und Pfeile, 5) eine Zobelmütze, die von ihren Voreltern herstammten. Die ersten beiden Mützen waren aus schwarzem Tuch und mit schwarzem Lammfell gefüttert. Die Männermütze war eine, russisch „Malakai" genannte, spitze Mütze mit Ohrenklappen, in der Form der der kirgisischen Tumak ähnlich. Die Zobelmütze (Kisch pörük) war aus rothem Tuch, mit Goldtressen besetzt und mit Zobel verbrämt. Dergleichen Mützen werden noch heutzutage an Feiertagen von reichen Frauen getragen. Der Bogen bestand aus vier Schichten: eine Schicht Horn, dann eine Schicht Holz, darauf eine Schicht aus Sehnen und zu oberst eine Schicht Birkenrinde. Die Pfeile waren mit eisernen Spitzen verschiedener Form und Grösse versehen. Die Ohrringe waren ziemlich gross, von Silber recht fein gearbeitet: alle reicheren Leute besitzen dergleichen Schmuck von ihren Voreltern und die Frauen tragen denselben noch bis jetzt.

Erst waren die Leute ziemlich scheu und kamen nur einzeln zu meinem Zelte, bald war dasselbe aber von Teleuten gefüllt und nun liess sich der teleutisch redende Pī (Beamte) wie ich bald bemerken konnte, mit mir recht gern in ein Gespräch ein. Man fasste bald zu mir Zutrauen und begann über die Noth und die Ungerechtigkeit der Beamten zu klagen. Auf die persönlichen Klagen und Beschwerden konnte ich natürlich nicht eingehen, sondern rieth ihnen, sich an's Kreisgericht oder an den Gouverneur nach Tomsk zu wenden; interessant und lehrreich waren aber für mich dieselben, da ich auf diese Weise so manches über die hiesigen Verhältnisse erfuhr.

Die Teleuten blicken voll Neid auf die Ansiedelungen der russischen Bauern in der hiesigen Ebene. Vor 50 Jahren, meinten sie, waren hier nur sehr wenige Dörfer und das ganze Land gehörte uns. Jetzt sind überall Dörfer, die noch von Jahr zu Jahr sich vermehren und vergrössern, unsere Zahl und unsere Wohlhabenheit nimmt von Jahr zu Jahr ab, jetzt soll uns schon das Land zugemessen werden, während dasselbe doch überall uns gehört. Vergebens suchte ich ihnen zu verdeutlichen, dass das hiesige Land Kronsland sei und die Krone darüber zu verfügen das Recht habe; auch läge der grösste Theil ihres Landes bis jetzt noch unbenutzt.

Recht deutlich zeigen die Verhältnisse der hiesigen Teleuten, wie jeder Fortschritt der Civilisation ein Resultat des Kampfes um's Dasein ist. Alle Bemühungen der Krone, die Eingeborenen Sibiriens ansässig zu machen und zum Ackerbau zu gewöhnen, sind allerorten gescheitert, hier aber hat die Noth die Leute selbst zur Ansiedelung und zur Aenderung ihrer Beschäftigung gezwungen. Weil die russischen Ansiedelungen ihr Gebiet einzuengen begannen, die Eingeborenen sich aber der Landesbeschaffenheit nach nicht in die unwirthsamen Wälder und Einöden verkriechen konnten, so war die Folge der Einengung ein socialer Fortschritt: die Aule ballten sich zu grösseren Dörfern zusammen, man baute sich feste Wohnhäuser, begann sich hauptsächlich mit Ackerbau zu beschäftigen und lernte allmählich von den Nachbarn, ohne den Sitten und Gebräuchen der Vorfahren zu entsagen. Die Uebergangsstufe ist bald überwunden und ich bin überzeugt, dass nach einigen Jahrzehnten die Teleuten die Civilisationsstufe der russischen Bauern vollkommen erreicht haben werden.

Digitized by Google

Seit einigen Jahren hat die Erblichkeit der Saisane (deren s früher vier gab, von denen einer die Atsch Keschtim, drei ber die Telenget verwalteteten) aufgehört. Man hat die Verwaltung jetzt officiell Starschina (Aelteste) genannten Personen bertragen, die vom Volke auf drei Jahre gewählt werden. Die Abgaben werden jetzt in Geld gezahlt. Selbst mit dieser Einichtung sind die Teleuten nicht zufrieden: obgleich hier wenig Wild ist und sie die Felle für theures Geld kaufen mussten, o lobten sie doch die alte Art des Abgabenzahlens. Der Mensch t eben ein Gewohnheitsthier, das Product seiner geschichtchen Entwickelung.

Ganz besondere Angst haben die Teleuten vor der Taufe. ie fragten mich voller Besorgniss, ob es wahr sei, dass der Zar efohlen habe, dass alle seine Unterthanen sich taufen lassen üssten und dass man in Folge dessen Kosaken zu ihnen schicken ürde, die sie zur Taufe zwingen sollten. Ich versicherte ihnen ie Unwahrheit dieser Angaben, was sie zu beruhigen schien. Die Verbreitung solcher unsinnigen Gerüchte, die zum Theil von riestern ausgehen sollen, ist für die Verbreitung des Christenhums in jeder Weise schädlich, da jede Einschüchterung die eute nur mehr und mehr von den Russen entfernt, so dass ie sich fanatisch krampfhaft an den ihnen von den Vorfahren berlieferten Satzungen festhalten.

Vom Ulus Solkoi begab ich mich zum Ulus Schandy, der ur 12 Werst entfernt ist. Hier quartierte ich mich beim früheren Baschlyk Wassili in einem sehr reinlichen Zimmerchen ein. Das Aeussere und die Lebensweise der Bewohner dieses Ulus sind benso wie die der vorher erwähnten. Mein Wirth zeigte mir die Feiertagskleider seiner Frau, die, wie er mir versichert, ganz ach dem Schnitte der Kleider der Vorfahren gearbeitet sein ollen. Die Goldstickereien an diesen Kleidern sollen ererbt sein. Das Gewand besteht aus einem seidenen, fast bis zu den Knöheln reichenden Unterkleide mit kurzen Aermeln und mit Goldressen besetztem Brustlatze und Kragen. Der Brustlatz ist rundum it Knöpfen besetzt und unter diesen befinden sich sechs Stück on offenbar sehr alter Arbeit. Ueber diesem Unterkleide wird ine bis zum Knie reichende Jacke getragen, die von demselben eidenzeuge gefertigt ist. Die Aermel des Oberkleides reichen is zur Handwurzel und sind eng und anschliessend. Weder an er Jacke noch am Unterkleide sind Falten. Der Kragen der

Oberjacke ist etwa drei Zoll breit und reicht bis über die Brust: er ist aus schwarzem Sammet und mit Goldborte und Lederstreifen besetzt, und an jedem Ende desselben hängen zwei seidene Quasten mit Goldschnüren; die Goldschnüre waren jedenfalls auch sehr alt.

Auch hier wurden mir noch alte Waffen und ein lederner Köcher mit einem hölzernen Gestelle gezeigt; man trug diese Köcher, wie man mir versicherte, auf der Brust, indem der Riemen über den Hals gehängt war. Unter den Pfeilen war einer, an dem zwischen Stock und eiserner Spitze eine Hornkugel befestigt war, die hohl und durchlöchert war. Dergleichen Pfeile werden noch heute bei den Chinesen angewendet; werden sie abgeschossen, so geben sie einen pfeifenden Ton von sich.

Die Götterstelle bei den Häusern ist hier anders eingerichtet: es steht hier eine Reihe von 10—15 Birkenstämmen, die mit vielen weissen Bändern behängt sind.

Am nächsten Tage begab ich mich zum Ulu Ail (grosses Dorf). Es besteht wohl aus 100 Häusern und 20 Erdjurten. Ich stieg im Hause des Baschlyk Nikolai ab, den ich vor drei Jahren bei meiner Durchreise durch Salair kennen gelernt hatte. Er empfing mich wie einen alten Bekannten und besorgte mir wohl bis 20 Leute, die alte Lieder zu singen verstanden, so dass ich jetzt eine ganze Reihe von historischen Gesängen gesammelt habe. Ueberhaupt giebt es bei den Teleuten viel mehr historische Ueberlieferungen als bei den Altajern, während die letzteren reicher an Märchen und Erzählungen sind.

Die Teleuten bewohnen nicht nur die bis jetzt genannten Dörfer am Batschat, sondern noch eine ganze Anzahl kleiner Dörfchen, Schartu, Oksol u. s. w., die sich fast bis zum Tomskischen Sawod (Eisenhütte) und bis Kusnetzk hinziehen; ein Theil der kleinen Dörfer ist ganz verrusst, ein anderer Theil hat, wie die Einwohner der grösseren Dörfer, seine Nationalität bewahrt. Der grösste Theil aller hier wohnenden Teleuten soll ungetauft sein, selbst auch die schon zum Theil verrussten; die hiesigen getauften Teleuten sind zumeist ganz verrusst und wurden mir als Jassak-Bauern bezeichnet. Der grösste Theil der getauften Teleuten ist in den Biisker Kreis ausgewandert und lebt in den Missionen am Muitu, Ulalu und Schamal. Die hiesigen Teleuten bilden jetzt vier Woloste (Distrikte).

Es fiel mir auf, dass, obgleich die Teleuten sich sehr wenig

des russischen Einflusses ergeben haben; doch die Meisten dieses Völkchens russische Namen tragen. Daran soll allein auch die im Altai herrschende Sitte schuld sein, dem Kinde den Namen derjenigen Person zu geben, die zuerst in das Zimmer der Wöchnerin tritt. Eine andere sehr merkwürdige Sitte ist das frühe Verheirathen der Knaben. Gewöhnlich nimmt der Vater für seinen kaum acht Jahre alten Sohn schon eine Frau in's Haus, und nicht etwa ein Kind im gleichen Alter, sondern ein erwachsenes Mädchen. Diese Schwiegertochter ist die Arbeiterin des Hauses und sorgt wie eine Mutter für ihren Mann. Gefällt dem Sohne, wenn er erwachsen ist, seine Frau nicht, so kann er sie zurückschicken, der gezahlte Kalym geht alsdann verloren; man versicherte mir aber, dass ein solcher Fall nie eintrete. Die Hochzeitsfeierlichkeiten bestehen hauptsächlich aus einem Gelage; die einzige Ceremonie ist das Segnen der Schwiegertochter bei der Götterstelle des neuen Hauses und das Herumführen des Brautpaares im Dorfe, wo es von allen Verwandten und Bekannten Geschenke erhält. Wie bei den Altajern, dürfen sich Angehörige desselben Geschlechtes (söktüng karandashy) nicht heirathen.

Dass die Teleuten ihre Verstorbenen auf Bäumen bestatten sollen, wie Pallas sagt, habe ich nirgends bestätigt gefunden. Alle Teleuten behaupten, ihre Leichen in der Erde zu begraben, leugnen auch auf das Bestimmteste, dass bei ihren Vätern eine andere Begräbnissweise geherrscht habe.

Hier wurde mir ein altes Männerkleid gezeigt, wie es die Vorfahren der Teleuten getragen haben. Es war aus gelbrothem Wollenzeuge gefertigt und mit schwarzen Schnüren und silbernen Knöpfen besetzt. Dasselbe wurde über dem Hemd getragen und ist ohne Aermel und Kragen. Der Rücken ist glatt gearbeitet und ohne Besatz; an den Vorderschössen sind zwei Taschen. Die Teleuten nannten dieses Kleidungsstück *Kamsal* (Kamisol) oder *Kürmä*.

Das gewöhnliche Musikinstrument Tschärtmä (vom Zeitworte *tschärt* „mit geschwungenem Finger spielen") ist dasselbe wie bei den Altajern, es ist eine Art roh gearbeiteter Guitarre von Holz, der Resonanzboden ist aus Füllenfell. Die beiden Saiten dieses Instrumentes sind aus nicht zusammengedrehten Pferdehaaren. Ausserdem verstehen die Teleuten noch ihre Melo-

dieen auf der auch den Altajern bekannten Rohrpfeife (komyrgai) zu spielen.

Die Sprache der Teleuten ist, wie schon erwähnt, ganz und gar dieselbe wie die der Altajer; ebenso trägt die Poesie beider Stämme vollkommen denselben Charakter. Sie zerfällt in Lieder (Koshong), die gesungen werden und aus regelmässigen vierzeiligen Strophen bestehen, oder aus Recitationen, die aus gereimten gleichzeiligen Versen bestehen, ohne regelmässige Strophengruppirung. Dabei ist der Reim ein dreifacher, Anfangs-, End- und innerer Reim oder Gleichklang. Um die Art der Anordnung der Verse bei der Strophenbildung der Koshong zu veranschaulichen, mögen hier zwei Lieder folgen.

Äki agatsch tjymyryt
Älim käspäsin tübünäng,
Älding itschindä tjürgändä
Älim aitpasyn kīnimnäng.

*Tja*ngysak agatsch tjymyryt
*Tja*dym käspäsin tübünäng,
*Tja*ttyng itschindä tjürgändä
*Tja*dym aitpasyn kīnimnän.

Mög' das Volk die beiden Faulbäum'
Bei der Wurzel ab nicht hauen!
Mög' mein Volk, bei dem ich lebe,
Mir nicht böse Nachred' machen!

Mög' der Freund den einen Faulbaum
Bei der Wurzel ab nicht schneiden!
Leb' ich in der Fremde, mög' man
Mir nicht böse Nachred' machen!

In solchen vierzeiligen Koshong sind alle teleutischen historischen Lieder verfasst. Die von mir aufgeschriebenen Lieder sind: 1) der Gesang des Myrad Bī, eine Episode aus dem den Teleuten sonst unbekannten Sagencyclus des Toktamysch; 2) der Gesang des Ak Köbök, ein unter allen nördlichen Türken verbreiteter Gesang; 3) der Gesang des gefangenen Kangsa Bī; 4) der Gesang des Saksy Bai; 5) der Gesang des Pītasch; 6) das Klagelied des von den fünf Kirgisen ergriffenen Teleuten-Jünglings. Die letzten vier Gesänge sind Eigenthum der Teleuten und beziehen sich auf Ereignisse der letzten Jahrhunderte.

Um eine Idee von diesen historischen Liedern zu geben,

Digitized by Google

will ich das letzterwähnte Lied in der Uebersetzung hier mittheilen:

Ein Jüngling war ausgeritten, um sein Vieh zu suchen. Er begegnete auf dem Wege fünf Kirgisen. Als diese ihn ergriffen hatten, um ihn zu tödten, sang der Jüngling ihnen folgendes Lied:

Weisses Vieh vom Schwiegervater
Suchend, traf ich euch, o Männer,
Auch Kameele, roth behaarte
Suchend, traf ich euch, o Helden!

Fünf Kirgisen, fünf Kirgisen,
Alle fünfe seid ihr gleich euch,
Doch der Alte unter euch,
Will an's Leben mir, Kirgisen.

Meines Vaters weisses Vieh
Geb' ich euch, o fünf Kirgisen,
Nehmt ihr diese Gabe nicht,
Will ich mich mit euch doch ein'gen.

Weisses Vieh, von mir gesammelt,
Geb' ich euch, o fünf Kirgisen,
Nehmt ihr diese Gabe nicht,
Will ich mich mit euch doch ein'gen.

Mit dem spitzen Bart, den Vater,
Geb' ich euch, o fünf Kirgisen,
Nehmt ihr meinen Vater nicht,
Wollen wir uns dennoch ein'gen.

Die mich nährt' an ihren Brüsten,
Meine Mutter, geb' ich euch,
Nehmt ihr meine Mutter nicht,
Wollen wir uns dennoch ein'gen.

Deren Haar' im Nacken hängen,
Meine Schwester geb' ich euch,
Wollt ihr meine Schwester nicht,
Wollen wir uns dennoch ein'gen.

Deren Zöpfe starke Riemen,
Meine Gattin geb' ich euch,
Wollt ihr meine Gattin nicht,
Wollen wir doch einig werden.

Oberhalb ist schwarzes Ufer,
Rothes Ufer unterhalb,

Wär' nicht da das rothe Ufer,
Hätt' mein Haus ich nicht verlassen.

Tödtest du mich in der Nied'rung,
Ziehe mich empor zum Hügel,
Ziehst du mich zur Höhe aufwärts,
Decke zu mich da mit Blättern!

Tödtest du mich auf der Höhe,
Ziehe mich herab zur Nied'rung
Hast du mich herabgezogen,
Decke zu mich dort mit Kräutern!

Meinen weissen Schwanenkörper
Mög' der Rabe nicht zerhacken!
Und mein Fleisch, das weiss wie Schnee ist,
Mög' die Krähe nicht zerreissen.

Ausser diesen historischen Gesängen werden alle improvisirten Lieder sowohl bei den Teleuten wie auch bei den Altajern im Versmaasse des Koshong verfasst. Jede Improvisation besteht aus zwei Strophen, von denen stets die zweite eine Variation des Themas der ersten Strophe bildet. Da ich schon Beispiele dieser Improvisation angeführt habe, so will ich mich begnügen, hier noch den einzigen in Koshong-Form verfassten Gesang mit historischen Anklängen, den ich bei den Altajern aufgeschrieben habe, in der Uebersetzung mittheilen:

Loblied auf den Altai.

Auf des Altai weissem Gipfel
Da wächst eine gold'ne Blume,
In dem Land' mit gold'nen Bergen
Leuchtet weithin Mondeshelle.

Auf des Altai blauem Gipfel
Da wächst eine Silberblume,
In dem Land mit Silberbergen
Leuchtet weithin Sonnenhelle.

Wenn die Lanz' mit Tannenschaft
Er durchhaut, was thuen dann wir?
Wenn Sandyr mit seinem Volke
Kriegend kommt, was thuen dann wir?

Wenn die Lanz' vom Irgai-Stamme,
Er zerhaut, was thuen dann wir?

Digitized by Google

Wenn Sandyr aus weiter Ferne
Kriegend kommt, was thuen dann wir?

Nicht dem Bären im Gebüsche
Bist erlegen, Aja Pī,
Sechsmalhunderttausend Krieger
Zwangen dich nicht, Aja Pī.

Nicht dem Wolfe im Gebüsche
Unterlagst du, Aja Pī,
Fünfmalhunderttausend Krieger
Zwangen dich nicht, Aja Pī.

Weisser Altai mit sechs Winkeln,
Sechzig Vögeln bist du Wohnsitz,
Volk und Leute wohl belust'gend,
Bist beglückt du, weisser Berg!

Weisser Altai mit vier Winkeln,
Vieler Hirsche Wohnsitz bist du,
Der du zahlreich Volk erfreuest,
Hoch beglückt bist weisser Berg du.

Als Beispiel für die recitativ gesungenen Verse und die Vertheilung der Versmittel und Reime möge folgende Anrufung der Schamanen vom Tscholyschman an den Erlik, den Beherrscher der Unterwelt, dienen.

Maima tschaschtū Bai Erlik
Kishi köksü könöktü
*Ja*schyl tämir kylyschtū
*Ja*lban tämir jaryndū
Jälim *kara* jüstü
Jältäk *kara* tschatschtū
*Jä*tti *schirä* äshiktü
Jär otschoktū
Kärä bashy täkmindü
*Ţä*mir karatschylū
Arlü adadyng togus puga
*Kä*jägäläp *är* sulg*an*
*Kä*jimdü at pytsch*kan*
Kol jastandyryp *är* jyk*kan*
Kolong jastandypyp at jängip ji*gän*.

Glänzend haar'ger reicher Erlik,
Menschenbrust ist deine Schale,
Grünes Eisen ist dein Stahlschwert,
Flaches Eisen ist dein Rücken,
Glänzend ist dein schwarzes Antlitz,

Sträubend steht dein schwarzes Haupthaar.
Bei der Thür stehn Silberthron' dir,
Irden ist dein mächt'ger Dreifuss,
Gittergleich ist deine Leiter,
Eisern ist dein Jurtendach.
Sieh', neun Stiere stehn gesattelt
Mit dem Sattel, mit Schabracke,
Eine Rosshaut ist die Decke.
Streckt Erlik nur seine Hand aus,
Hat den Mann er überwunden,
Zieht er fest nur seinen Bauchriem',
Stürzt das Ross und wird genossen.

In dieser Weise werden alle Legenden, Schamanengesänge und auch die Märchen recitirt. Die Recitation der letzteren geschieht mit einer Brummstimme, die auf zwei Tönen wechselt. Diese Art des Singens nennen die Altajer und Teleuten *kailarga*.

In Noten gesetzt, lautet das Märchenrecitiren in folgender Weise:

Jeder Takt nimmt hier eine Verszeile ein, die ganze Note wird durch die leise geschlossenen Lippen als *bu-u-u* hervorgestossen und zwar nach 3—10 Verszeilen, jedesmal wenn ein Gedanke zum Abschlusse gebracht ist.

Die Altajer und Teleuten erzählen recitirend nur die Heldenmärchen, alle übrigen Märchen und Erzählungen werden in Prosa vorgetragen. Bei den Teleuten existiren ausser den vorher erwähnten Koshong noch einige kleine Scherzlieder aus zweizeiligen Strophen mit Refrain, die den Altajern vollkommen unbekannt sind. Von solchen Liedern habe ich aufgezeichnet: 1) der Elster Wehklagen; 2) des Hasen Loblied; 3) das Loblied des Windes gegen die Faulen; 4) den Gesang der Schlange, die ihre Kinder preist. Ein Theil des Liedes: „Die Wehklagen der Elster" mag diese Scherzgedichte veranschaulichen.

Wehe! wehe! wehe! weh'!
Blauer Hecht mit grossen Augen,
Hast du nicht mein Kind geseh'n?
Wehe! wehe! wehe! weh'!
Mache ich ein Floss aus Kalmus,
Könnt' ich dann mein Kind erreichen?

Digitized by Google

Wehe! wehe! wehe! weh'!
Hab' gehorcht dem Wort der Kleinen,
Baut' mein Nest auf einem Bäumlein.
Wehe! wehe! wehe! weh'!
Fort riss jetzt das Eis mein Nestlein
Und verschwunden ist mein Kindlein.
Wehe! wehe! wehe! weh'!
Weisser Hecht mit grossem Munde,
Hast gehört von meinem Kind du?
Wehe! wehe! wehe! weh'!
Bau' ich mir ein Floss aus Schilf,
Könnt' ich dann mein Kind erreichen?
Wehe! wehe! wehe! weh'!
Hört' nicht auf den Rath der Grossen,
Legte niedrig mir mein Nest an.
Wehe! wehe! wehe! weh'!
Fort riss es das hohe Wasser,
Und ich blieb getrennt vom Kinde!
Wehe! wehe! wehe! weh'!
Wenn ich wieder mir ein Nest bau',
Werd' ich solche Kinder haben?
Wehe! wehe! wehe! weh'!
Hör' ich jetzt der Hohen Worte,
Soll es mir nicht übel geh'n.
Wehe! wehe! wehe! weh'!
Hören will ich auf die Grossen,
Nisten will auf hohem Baum ich.
Wehe! wehe! wehe! weh'!

3. Die Schor.

a) Tataren am Flusse Tom. Die erste tatarische Ansiedelung am Fluss Tom, in der ich mich aufhielt, war das Dorf Protoka, etwa 40 Werst aufwärts von der Stadt Kusnetzk. Dieses Dorf zerfällt in eine russische und eine tatarische Hälfte. Während die russische Ansiedelung sehr reinlich ist und den Eindruck von Wohlhabenheit macht, sieht der tatarische Theil des Dorfes jämmerlich aus. Er besteht etwa aus 20—25 kleinen, halbzerfallenen Holzhütten, die von halbzerstörten Zäunen umgeben sind. Die Häuser stehen unregelmässig durcheinander und der freie Raum zwischen ihnen ist fusshoch mit Koth bedeckt. Fast vor jedem Hause brannte ein Feuer, über welchem ein Kessel mit Speisen kochte. Rings um das Feuer sassen zerlumpte Weiber, Männer und Kinder bunt durcheinander.

Ich begab mich in das Haus des Dorfältesten (Paschlyk), um mir für den nächsten Tag die zur Reise nöthigen Pferde zu bestellen.

Das Haus des Paschlyk war fast das schlechteste im Dorfe. Die Kleidung dieses Würdenträgers war zerrissen und hing nur in Fetzen um seinen Körper. Um seinen Kopf hatte er anstatt der Mütze ein buntes schmutziges Taschentuch gewunden. Der Paschlyk, ein wahrer Vertreter seiner Gemeinde, berief sofort die männlichen Einwohner des Dorfes zu sich, um über die Beschaffung der Pferde zu berathen. Es dauerte kaum eine Viertelstunde, so waren alle Geladenen um ihn versammelt. In der Mitte der Versammlung hatte der Paschlyk auf einem Baumstumpfe Platz genommen und schaute von dieser Höhe auf die am Boden kauernden Gemeindeglieder herab. Die Versammlung selbst bot einen zwar eigenthümlichen, aber nicht sehr angenehmen Anblick. Sie bestand aus 60—80 Menschen in den verschiedenartigsten Anzügen (Lumpen): Männer in Weiberpelzen, halbnackte Weiber in Männerröcken, Männer mit Kopftüchern, Weiber mit Männermützen, kurz alle möglichen Variationen, die zwischen den fünf Gegenständen: Rock, Hose, Mütze, Kopftuch und Weiberkleidern stattfinden können. Die Versammlung gerieth bei der Rede des Paschlyk in Aufruhr; heftiges Geschrei von allen Seiten. Jemehr der Paschlyk Ruhe gebot, um so mehr brüllte das Volk. Es entstand eine stundenlange Debatte und keine der Parteien wollte auch nur einen Zoll breit weichen. Man hätte denken sollen, dass es sich um das Wohl und Wehe der Gemeinde handle, so erregt wurde verhandelt und geschrieen, und Alles geschah, weil die Gemeinde drei Pferde und zwei Boote für das gewöhnliche Fahrgeld zu beschaffen hatte. Für mich war es sehr interessant zuzuhören, da ich hierbei den besten Einblick in die Sprache der Leute gewinnen konnte. Es war ein merkwürdiges Gemisch von Russisch und Tatarisch, das mir hier zu Ohren kam. Nach stundenlanger Debatte war es endlich so weit gekommen, dass sich die friedliche Berathung in ein wildes Handgemenge zu verwandeln drohte. Da riss mir endlich die Geduld; ich befahl kurz, mir eine Wohnung zum Nachtquartier anzuweisen, und es wäre wieder zu einer neuen Debatte gekommen, wenn nicht der reichste Tatar des Dorfes mir sein Haus für die Nacht freiwillig angeboten hätte. Ich liess also meine Sachen dorthin bringen und begab mich selbst in das Haus, um das Abendessen einzunehmen.

Dies Haus, das beste des ganzen Dorfes, bestand aus zwei ganz kleinen Zimmerchen. Das eine wurde von dem Sohne des

Digitized by Google

Hausbesitzers und seiner Familie, das andere vom Hausbesitzer selbst bewohnt. Der Hausherr räumte mir sein eigenes Zimmer ein. Ein grosser russischer Ofen, einige Bretter, auf denen die Küchengeräthe aufgestapelt waren, eine Bank, ein Tisch und ein Bett machten das ganze Ameublement des Zimmers aus. Diese wenigen Sachen hatten fast den ganzen Raum eingenommen, so dass es nur mit Mühe gelang, noch meine Bettstelle aufzuschlagen. Im Zimmer herrschte eine unerträgliche Hitze, da der Ofen stark geheizt war. Das ganze Haus stank ausserdem nach dem für europäische Geruchsnerven unerträglichen Bärenknoblauch (allium ursinum), der Lieblingsspeise der hiesigen Tataren im Frühjahre. Der Geruch war so unerträglich, dass ich gezwungen war, die Fenster, die nicht geöffnet werden konnten, ausheben zu lassen.

Kaum hatte ich mich ein wenig eingerichtet, so kamen auch schon die angesehensten Tataren des Dorfes mit dem Paschlyk in mein Zimmer, um mich näher in Augenschein zu nehmen, und in wenigen Augenblicken war der ganze noch leere Raum von Menschen angefüllt. Von der Atmosphäre, die sich hier bildete, kann sich ein Europäer wahrhaftig keinen Begriff machen, denn zu dem unangenehmen Geruche des Kalba (Bärenknoblauch) gesellten sich noch andere Gerüche, wie der betäubende Geruch von Fuselbranntwein u. s. w., da die Hälfte unserer Gäste vollkommen betrunken war. Ich war unter diesen Umständen gezwungen, ein unliebenswürdiger Wirth zu sein und jagte den grössten Theil der Leute aus meinem Zimmer. Mit den zurückgebliebenen älteren und nüchternen Leuten unterhielt ich mich über die Verhältnisse der hiesigen Tataren.

Diese leben, wie man mir sagte, mit ihren russischen Nachbarn in einer ununterbrochenen Fehde, weil Letztere sie, nach Aussage der Tataren, fortwährend beeinträchtigen. Ackerbau und Viehzucht treiben sie nur wenig und beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Fischfang. Sie sind fast ganz verarmt, haben Kleidung, Religion, Lebensweise und zum Theil auch die Sprache der Russen sich angeeignet. Auf die Reisenden macht diese Bevölkerung einen widerlichen Eindruck, da sie von der Civilisation anscheinend nur die Schattenseiten angenommen hat. lernt man die Leute näher kennen, so bemerkt man bald, dass sie die kindliche Einfalt der Naturkinder noch nicht eingebüsst

haben. Alle sind zwar Christen, aber gleichwohl kennen sie fast nichts von den Lehren dieser Religion.

Am nächsten Tage passirte ich das Tataren-Dorf Palby. Es ist reinlicher und besser gebaut als Protoka, die Häuser sind grösser und in besserem Zustande, die Zäune sind gut gehalten und schliessen bei einigen Häusern Gemüsegärten ein. Palby ist ein kleines Dorf und zählt nicht mehr als 15 Gehöfte. Auch die Bewohner von Palby sind fast ganz verrusst und alle getauft. Die Sprache der hiesigen Tataren ist ebenfalls stark mit russischen Wörtern gemischt.

b) **Tataren am Mrass.** An der Mrass-Mündung liegt das Tatarendorf Pras-pältärindä. Dieses Dorf ist bedeutend grösser als die Dörfer am Tom; es besteht aus etwa 40 kleinen Gehöften, die sich auf dem hohen Ufer fast $^1/_4$ Werst vom Flusse entlang ziehen.

In ihrem Aeusseren unterscheiden sich die hiesigen Tataren nicht von den Tom-Tataren, alle sind getauft und haben russische Kleidung angenommen. Ihre Sprache hat sich reiner erhalten und die Frauen sprechen nur tatarisch. Der Haupterwerbszweig dieser Tataren ist der Fischfang, der hier überaus lohnend sein soll. Die Frauen und Kinder stricken Netze und verkaufen sie nach Kusnetzk. Dieser Handelsartikel wird sehr gesucht, so dass Tausende von Faden Netze von hier ausgeführt werden. Das Netzzeug ist unglaublich billig, der Faden (7 Fuss) 5 Fuss breiten Netzzeuges kostet nur 2 Kopeken.

Im Herbste, wenn der erste Schnee gefallen ist, gehen die Männer auf die Jagd. Es soll hier in der Gegend viel Wild geben, besonders Eichhörnchen, Zobel (schlechtere, helle Gattung), Feuermarder; seltener sind Hermeline und Füchse. Viehzucht wird hier wenig getrieben. Ich konnte nur mit Mühe ein wenig Milch erhalten, da im ganzen Dorfe nur 20—30 Kühe vorhanden sind. Es ist hier in der Gegend nur wenig Wiesenland und dabei im Winter der Schnee sehr hoch, so dass sich das Vieh im Winter nicht selbst seine Nahrung suchen kann, sondern Heuvorräthe besorgt werden müssen, und dazu sind die Tataren zu faul. Der Getreidebau beschränkt sich auf den Anbau von Gerste, jedoch ist auch dieser so gering, dass die Leute nicht einmal genug für den eigenen Lebensbedarf gewinnen und das Fehlende von den russischen Bauern gegen Fische eintauschen müssen.

Im Sommer sind Kandyk- und Lilienwurzeln oder Bären-

Digitized by Google

knoblauch, die alle hier in grosser Masse wild wachsen, ihre Lieblingsspeise. Der Bärenknoblauch giebt der ganzen Bevölkerung ein Aroma, das für den nicht Knoblauch Essenden unerträglich ist. Ich folgte dem Rathe einer meiner Begleiter und ass selbst Knoblauch, der sehr angenehm schmeckt, und in der That hatte ich von jetzt ab weniger von dem Geruche meiner Umgebung zu leiden. Der Bärenknoblauch soll äusserst gesund sein und die Leute vor dem hier schrecklich hausenden Scorbute bewahren.

Der Dialect der hiesigen Tataren, dem ich meine besondere Aufmerksamkeit widmete, ist sehr abweichend von demjenigen der Teleuten.

Am Abend des folgenden Tages verliess ich das Dorf Pras-Pältärindä und fuhr bis zum Dorfe Kysyl-jar (rothes Ufer). Wir erreichten das Dorf bei vollkommener Dunkelheit. Man hatte hier in Erwartung unserer Ankunft am Ufer ein grosses Feuer angezündet, welches das ganze Dorf und das gegenüberliegende Ufer mit grellrothem Scheine erleuchtete und sich in langen rothen Streifen im Flusse brach. Das Holz scheint hier billig zu sein, denn die Einwohner geizen damit durchaus nicht; das Holz zum Feuer war wohl 5 Fuss hoch aufgeschichtet. Am Ufer standen die Leute in dichten Haufen und kaum waren wir gelandet, als die Leute unser Gepäck ergriffen und Alles in unser Quartier trugen. Jeder der Helfenden nahm ein Packet und zu seiner Seite schritt ein Zweiter mit einem brennenden Holzstück, so dass wir wie in einem Fackelzuge durchs Dorf zogen. Mir leuchtete mein Wirth, ein junger, in einen Tuchrock gekleideter Mann, der in sehr geläufigem Russisch mir versicherte, es mache ihm die grösste Freude, uns bei sich aufnehmen zu können.

Unser Nachtquartier war gross und ganz nach Art russischer Bauernhäuser eingerichtet. Man sah auf den ersten Blick, dass hier ein grosser Wohlstand herrschte. Das Zimmer war mit Oelfarbe angestrichen und reichlich mit Stühlen und einigen Schränken möblirt. Zwischen der Hinterwand und dem Ofen waren mehrere mit Blech beschlagene Kasten aufgestellt und der Fussboden war mit Tjümenschen Teppichen bedeckt. Mein Wirth brachte Alles, was er im Hause auftreiben konnte, um mich zu bewirthen: Thee, frischen Honig, Brot, Eier, Butter, Milch, Cedernüsse und Fische, so dass wir nach der schmalen Versorgung des gestrigen Tages hier ein wahrhaft lucullisches Mahl hatten.

Digitized by Google

Das Dorf besteht, wie ich mich am folgenden Tage überzeugte, aus zwei Theilen, von denen der eine am Mrass selbst, der andere zwei Werst weiter nach Norden an einem kleinen Flüsschen gelegen ist. Die Häuser sind meist sehr gross und mit allen nöthigen Nebengebäuden, als: Ställen, Speichern etc. versehen. Der grösste Theil der Einwohner dieses Dorfes beschäftigt sich mit dem Handel. Die hiesigen Handelsleute führen sowohl Waaren wie auch Vieh zum oberen Mrass und der Reichthum der ganzen Ansiedelung beweist uns, dass dieser Handel sehr vortheilhaft ist. Einige Einwohner haben sich schon ein bedeutendes Vermögen erworben und sollen ihre Waaren nicht durch Vermittlung der Kusnetzkischen Kaufleute, sondern direct vom Irbitscher Jahrmarkte beziehen. Die nicht Handel treibenden Einwohner beschäftigen sich mit Ackerbau und Viehzucht. Die Viehzucht ist hier nicht unbedeutend, da die hiesige Ebene sehr heureich ist und auch wegen des ausgedehnteren Ackerbaues mehr Vieh gehalten werden muss.

Leider ist mit dem Fortschritte der russischen Kultur auch das Laster der Trunkes hier eingedrungen; ich hatte Gelegenheit, dies bei dem angesehensten Theile der hiesigen Bevölkerung zu beobachten: die halbe Bevölkerung war zu Ehren meiner Ankunft vom Morgen bis zum Abend so betrunken, dass sie nicht auf den Beinen stehen konnte. Ich setzte hier meine lexikalischen Sammlungen und das Aufzeichnen von Texten fort.

Von Kysyl-jar begab ich mich zum Dorfe Sybyrgy, welches aus etwa 40 aus Balken gezimmerten Häusern besteht. Alle diese Häuser befinden sich in einem jämmerlichen Zustande und gleichen wahrhaften Ruinen. Die Dächer der Häuser sind sämmtlich mit Birkenrinde gedeckt und die innere Einrichtung ist schlechter und schmutziger als in Protoka. Die Kleidung der Männer besteht aus einem Hemde und Hose von sehr grobem selbst gefertigtem Hanfgespinnste und in Filzröcken statt der Pelze. Die Frauen tragen meist nur lange, bis zu den Knöcheln reichende Hemden. Hier herrscht kein gleichmässiger Gesichtstypus wie bei den Altajern und Teleuten. Einer hat ein rein mongolisches Gesicht, ein Zweiter blondes Haar und offenbar russische Gesichtszüge. Meistens sieht man aber, besonders bei den Frauen, breite, runde Gesichter mit hervortretendem Unterkiefer, aufgeworfenen Lippen, einer schmalen Stirn und lang geschlitzte, ein wenig schiefliegenden Augen. Es ist ein eigen-

Digitized by Google

thümlicher Typus, der sich scharf von dem mongolischen unterscheidet.

Die Hauptbeschäftigung der hiesigen Einwohner ist der Fischfang; Ackerbau und Viehzucht werden nur sehr wenig betrieben, das Land ist hier schon sehr bergig und der Schnee fällt im Winter sehr hoch. Der Fischfang ist aber ein armseliges Gewerbe, das sieht man auch hier; das durch ihn Erworbene reicht kaum hin, um die Leute zu nähren und zu kleiden. Im Sommer haben sie noch immer ein verhältnissmässig erträgliches Leben, wenn aber der lange Winter herankommt, dann beginnen die Leiden; wer dann für seine Fische im Sommer nicht genug Mehl eingekauft hat, der muss Hunger und Noth leiden und Mancher stirbt wegen Mangel an kräftiger Nahrung. Trotz alledem soll die einfache Nahrung der hiesigen Bevölkerung, d. h. in Wasser gerührtes, geröstetes Gerstenmehl und Fische, gar nicht übel bekommen, denn die Leute werden hier besonders alt. So wurde mir ein Mann gezeigt, der 102 Jahre alt und dabei vollkommen rüstig war.

Ich liess hier mein Zelt am Ufer des Mrass auf einem prächtigen Rasenplatze aufschlagen und bald versammelte sich um mein Zelt die ganze männliche Bevölkerung. Nach historischen Ueberlieferungen forschte ich vergebens, die Leute konnten mir nicht einmal fünf ihrer Vorfahren anführen, was jeder Altajer kann. Auch der oben erwähnte Greis konnte nur angeben, dass sie, wie er von seinem Vater gehört habe, immer ruhig in diesem Lande gelebt hätten. Nichts hätte sich bei ihnen verändert als der Glaube. Immer hätte man sich mit dem Fischfange beschäftigt und es wäre, so weit er sich besinnen könne, Alles unverändert geblieben.

Was den Glauben der hiesigen Tataren betrifft, so sind sie nur dem Namen nach Christen und wissen nichts anderes von der christlichen Religion, als dass man getauft wird, sich bekreuzen muss und der Priester jedesmal nach seiner Ankunft das Abendmahl (kysyl araky = rothen Branntwein) giebt. Nur ein hiesiger Einwohner verstand Märchen zu recitiren.

Den ganzen nächsten Tag war ich mit dem Aufzeichnen von Märchen beschäftigt. Der Tag war glühend heiss und die Sonne brannte auf mein Zelt. Trotzdem musste ich den ganzen Tag schreiben. Meinen Sänger vermochte ich nur durch Branntwein bei guter Laune zu erhalten.

Weiter aufwärts am Mrass passirte ich den Ulus Tas und dann das 100 Werst entfernte Dorf Tschelei; es besteht aus 15 Hütten von Baumstämmen, die mit einem flachen Dache versehen sind und keine Oefen haben. Die Hütten sind in einem Rechteck gebaut. An der langen Seite ist in der Mitte des Daches ein viereckiges, wohl 2 Arschin langes Rauchloch. Die Wand am Loche und der Fussboden in der Hütte sind mit Lehm bekleidet und stets brennt unter dem Rauchloche am Fussboden ein grosses Feuer. In der Lehmwand sind Löcher angebracht, in welche man Holzstücke zum Aufhängen des Kessels steckt. An den Wänden innerhalb der Hütte läuft ringsherum eine etwa $^1/_2$ Fuss hohe und 4 Fuss breite Bank, die mit Birkenrinde belegt ist. An dem Dache hängen horizontale Stangen und über diese sind die Kleider, Geräthe, Netze, Flinten etc. der Hausbewohner geschichtet.

Die hiesigen Einwohner stehen auf einer bedeutend niedrigeren Stufe der Kultur als die am unteren Mrass; furchtsam und scheu, fliehen sie jeden Fremden und nur Geschenke vermochten sie im Dorfe zurückzuhalten. Dieses scheue Zurückweichen vor den Russen hat seinen guten Grund, denn sie sehen von diesen nicht viel Gutes. Ein Kaufmann, der sie bedrängt und aussaugt, ein Priester, für dessen Wesen sie kein Verständniss haben, oder die rohen, wüsten Gesellen von den Goldwäschen sind die einzigen Russen, die sie zu Gesichte bekommen.

Erst allmählich wurden die Einwohner zutraulicher, versammelten sich um mein Zelt und fingen an, sich mit mir in eine Unterhaltung einzulassen.

Im Aeusseren unterscheiden sie sich wenig von den früher beschriebenen Mrass-Tataren. Die Oberkleidung der Männer besteht in groben Leinwandröcken, die mit blauem Zeuge eingefasst sind. Die Frauen tragen kurze, vorne offene blaue Hemden und über denselben lange Leinwandröcke, wie die Männer, aber gewöhnlich von blauer Farbe und mit Roth besetzt. Diese Röcke binden sie mit einem Gürtel, an welchem vorne die Schlüssel hängen, fest. Die Haare tragen sie in zwei Zöpfen, die an den Enden zusammengebunden sind, und um den Kopf schlingen sie ein Kopftuch. Obgleich ihre Hütten sich in sehr ärmlichem Zustande befinden, so sollen die hiesigen Tataren doch wohlhabender sein als die Tataren am unteren Mrass, da die Jagd hier im Schwarzwalde sehr einträglich ist. Was den Ackerbau betrifft,

Digitized by Google

so wird hier nur Gerste gebaut, die in flachen Kesseln geröstet und dann zerstossen und zermahlen wird. Zur Bearbeitung des Landes bedienen sie sich der Hacken (abyl, öl), Pflüge kennen sie nicht. Das reife Getreide schneiden sie mit einer Art von Sicheln oder Messern ab.

Alle hier wohnenden Tataren sind ungetauft, behaupten aber, keine Schamanen zu haben. Der Begriff von Religion ist bei ihnen sehr schwach entwickelt. Was ich von religiösen Gebräuchen gesehen habe, ist, dass sie am Morgen, nachdem sie sich vom Lager erhoben haben, sich gegen Osten verneigen und Gebetworte murmeln.

Ihr mir gegebenes Glaubensbekenntniss war sehr kurz. Im Himmel wohnt Gott Kudai (der bei allen östlichen Tatarenstämmen allgemein verbreitete persische Name Gottes), der die Erde gemacht hat, er heisst Mukoly (eine Verdrehung des Namens Nikolai, der von den Russen der Wunderthäter [Tschudotworez] genannt wird), aber unter der Erde ist der Böse, der heisst Aina. „Wenn der Mensch gestorben ist, verzehrt der Aina seine Seele."

Weiter aufwärts am Mrass besuchte ich noch die Dörfer: Usunarga, Karga, Ak Kaja und dann das auf der Höhe der Uferberge liegende Kysyl-Kaja. Karga ist ein ziemlich bedeutendes Dorf; es besteht wohl aus 40 Hütten. Der Baschlyk des Dorfes ist der Einzige, der ausser seiner Hütte ein kleines Haus als Winterwohnung besitzt. Die Einwohner von Karga sollen die reichsten Tataren der ganzen Umgegend sein, da die schönen Wiesen- und Weideplätze, die hier rundherum liegen, ihnen gestatten, verhältnissmässig viel Vieh zu halten. Auch hier fragte ich vergebens nach einem Schamanen, man erzählte mir, früher habe hier ein Schaman gelebt, derselbe sei aber vor einigen Jahren gestorben, jetzt kämen sie auch ohne solchen durch.

Von Karga an ist das Mrass-Ufer dichter bevölkert, überall sieht man vereinzelte Hütten stehen.

In Ak-Kaja wechselte ich nur die Pferde und machte erst wieder in Kysyl Kaja (rother Felsen) Station. Die Hütten von Kysyl Kaja sind wie die von Tschelei eingerichtet und wie jene leicht aus Brettern und Birkenrinde aufgeführt. Diese unansehnlichen kleinen Hütten, wohl 15 an der Zahl, liegen fast auf der Höhe der Mrassschen Uferberge. Die Hütten sind im Inneren fast leer, denn die hiesigen Tataren pflegen nicht mehr als die

Digitized by Google

Kleidungsstücke, die sie auf dem Leibe tragen, zu besitzen. Ihre Kochgeräthe bestehen aus einem flachen Kessel (kōrgusch) zum Rösten der Gerste und einem gewöhnlichen Kessel zum Kochen. Schalen, Näpfe, Trinkgeschirre kennen sie nicht, ein zusammengebogenes Stück Birkenrinde ersetzt diese überflüssigen Gegenstände vollkommen.

Die hiesigen Tataren sind die ärmsten des ganzen Altai. Sie kennen ausser Fleisch von erlegtem Wilde keine andere Nahrung als geröstete Gerste, Kalba, Kandyk und Lilienzwiebeln. Sie halten einige wenige Reitpferde, melken aber die Stuten nicht. Ihre Beschäftigung im Winter ist die Jagd, im Sommer säen sie so viel Gerste als zu ihrer eigenen Nahrung nothwendig ist. Ist ein Misswachs und geht ihnen die Nahrung vor dem Frühlinge aus, so entsteht bei ihnen Hungersnoth und viele kommen dann vor Mangel an Nahrung um, die Uebrigbleibenden flüchten dann nach Karga oder zu den Goldwäschen und suchen dort Hilfe und Obdach.

Die Kleidung der Einwohner von Kysyl Kaja weicht nicht von der der früher erwähnten Mrass-Tataren ab. Die Männer tragen lange Hemden und Kaftane aus verschiedenen Stoffen, im Winter Filzpelze. Die Frauen haben lange bunte, gewöhnlich blaue Hemden, die auf den Achseln und am Brustlatz mit kleinen Muscheln benäht sind. An den Zöpfen der Mädchen ist ein schwerer Behang aus Glasperlen von allen möglichen Formen und Farben angebracht, der unter dem Gürtel festgebunden wird. Die Frauen tragen in den Zöpfen Messingknöpfe und Ohrringe, die mit einer Perlenschnur verbunden sind.

Sie sind scheu und furchtsam wie das Wild des Waldes, das sich vor dem andringenden Menschenstrome in das tiefste Dickicht flüchtet. Zuerst hatten sie Furcht, sich den neu angekommenen Reisenden zu nähern, zuletzt war die Neugier aber doch grösser als die Furcht. So sammelten sich allmählich bei der Thüre der Hütte, in der ich mich einquartirt hatte, ungefähr 25 Menschen und steckten einer nach dem andern den Kopf in die Hütte, ohne den Eintritt zu wagen. Männer und Frauen rauchen. Ihre Pfeifen schneiden sie sich aus Holz, der Tabak aber kaufen sie von den Russen, wie auch die Schmucksachen. Meine Wirthin, ein junges Weib von etwa 18 Jahren schaute mit Staunen den grossen Kochvorbereitungen meines Dieners zu und konnte sich nicht genug über unser sonderbares

Digitized by Google

Mahl wundern. Sie war sehr bescheiden, antwortete aber frei auf alle meine Fragen. Eine Cigarre, die ich ihr anbot, nahm sie wohl an, rauchte sie aber nicht selbst, sondern gab sie ihrem Manne.

Im hiesigen Ulus wohnt ein Schaman, dieser zeigte mir seine Zaubertrommel, die sich wenig von der teleutischen unterscheidet. Mittheilungen über seine Gebete weigerte er sich, mir zu machen und antwortete nur auf jede Frage: „Män bibäntschadyrym“ (ich weiss nicht).

Am Psass, einem Nebenflusse des Mrass, besuchte ich noch drei Dörfer, hielt mich aber in diesen wenig auf, nur im zweiten Dorfe Tajasch übernachtete ich in der Hütte des Paschlyk. Die Tajasch-Tataren leben vollkommen so wie die Tataren von Kysyl Kaja.

c) Tataren an der Kondoma. Als wir den Fluss Montschui passirt hatten, stiegen wir aufwärts am Flusse Körö; hier stiessen wir auf die Wohnungen der am weitesten nach Westen wohnenden Schor-Tataren. Der Waldbrand hat die ganzen Berge frei gelegt und man sieht überall Aecker auf den Höhen. Als wir im Dorfe Aschkina eintrafen, zeigte sich zuerst kein Mensch, nur allmählich kamen die Einwohner zum Vorschein. Sie unterscheiden sich in der Kleidung wenig von den Mrass-Tataren. Sie gehören zum Geschlechte Sary Schor, treiben viel Ackerbau und ausserdem Bienenzucht, die hier besonders vortheilhaft sein soll. Auch die Viehzucht ist nicht so vernachlässigt wie bei den Tataren am oberen Mrass, denn es weiden in der Nähe der Ansiedelung einige Kühe. Die Lebensweise der hiesigen Schor ist der der russischen Bauern sehr ähnlich.

Etwa 5 Werst hinter der Goldwäsche Spaski, an der Kondoma aufwärts, trafen wir jenseits der Mündung des Flusses Tscholym Jurten der Schor an, die hier nicht in Dörfern, sondern in kleinen Ansiedelungen, aus 2—5 Hütten bestehend, leben. Ich hielt mich in der Jurte des Tataren Stepka auf, der sehr wohlhabend sein soll; er hält einige Pferde und wohl bis 10 Kühe. Die Häusereinrichtung ist besser als am oberen Mrass. Man sieht hier viel Hausgeräth und reichliche Kleidung. Die hiesigen Tataren sollen reichlich Geld durch den heimlichen Aufkauf von Gold von den russischen Arbeitern der Goldwäschen verdienen und manche von ihnen sollen sehr reich sein. Die Russen erzählten mir, sie stellten sich hier nur so arm, damit die Re-

Digitized by Google

gierung keinen Verdacht schöpfe. Stepka, meinte einer meiner Begleiter, könne sich leicht ein steinernes Haus bauen. Trotzdem unterscheidet auch er sich nicht in seinem Aeusseren von den übrigen Tataren. Eine Lieblingsspeise der hiesigen Tataren sind im Frühling die Kandykwurzeln, die in jedem tatarischen Hause in grossen Bündeln hängen. Sie sollen frisch sehr wohlschmeckend sein und werden in Wasser oder Milch gekocht und dann getrocknet.

Die Bauart der hiesigen Hütten bildet gleichsam einen Uebergang zu den russischen Häusern. Die meisten Leute besitzen Sommerhäuser aus Brettern mit einem Dache aus Birkenrinde und Winterjurten aus Balken. Viele dieser Winterjurten haben zwei Thüren. Die erste führt in ein Vorhaus, das etwa zwei bis drei Arschin breit ist, und die zweite ihr gerade gegenüberliegende Thür in den inneren Raum des Hauses. Die Thüren sind aus Brettern gearbeitet und drehen sich in Angeln, die aus Riemen gefertigt sind.

Die Feuerstelle befindet sich stets an der Wand links von der Thür. Grösstentheils ist an den mit Lehm beschlagenen Wandstreifen eine Art Ofenrohr angebracht, auf welchem man Kandyk-Wurzeln sowie ungesäuerte flache Brotstücke bäckt. Oberhalb der Feuerstelle befindet sich ein aus Ruthen geflochtener halbrunder, mit Lehm ausgeschmierter Rauchfang (Schual). Oberhalb desselben ist das Lichtloch angebracht, das im Winter mit einem Eisstücke zugedeckt wird. Die einen halben Fuss hohe und wohl vier Fuss breite Bank, welche an den Wänden entlang läuft, ist mit Birkenrinde bedeckt. Die von der Feuerstelle nach links liegende Wand gehört nur der Familie an, und hier nimmt Niemand ausser dem Hausherrn, der Hausfrau und den Kindern Platz; die der Feuerstelle gegenüberliegende Wand aber gehört den Gästen. Verwandte des Hausherrn, welche in dem Hause wohnen, haben ihren Platz an der rechten Wand neben der Thür. Auch die Handmühle befindet sich an der rechten Wand. Der Boden ist in der Regel mit Brettern gut belegt. Die Kochgeräthe haben ihren Platz zwischen der Feuerstelle und der linken Wand. Es sind grössere und kleinere cylinderförmige Gefässe aus Birkenrinde (tüs), die die sibirischen Russen auch Tujes nennen. Diese Birkengefässe sind nicht kreisrund wie die russischen, sondern von nahezu ovaler Form, so dass sie bequem in Packsäcke gestellt werden können. In diesen Birken-

Digitized by Google

rindengefässen werden Wasser, Milch, Butter, Branntwein, Honig sowie auch die Gerstenkörner aufbewahrt. Ausserdem giebt es zum Theil recht gut angefertigte Birkenrinden-Schalen und Holzschüsseln. Reichere Leute besitzen auch wohl russische Holzschalen.

Von essbaren Wurzeln, die die Schor sammeln, zeigte man mir hier Lilienzwiebeln (lilium martagon), Handykwurzeln (erythronium dens canis), welche gebraten den Kartoffeln ähnlich schmecken. Päonienwurzeln (paeonia anomala), Kalba (allium ursinum) und die saftigen Stengel des Heracleum. Die Gerste wird hier in verschiedener Form genossen: 1) als Grütze, d. h. gestossen in grossen Holzmörsern; 2) als Talkan, geröstet, sodann zerrieben und zwar meist trocken, aber auch mit kaltem Wasser, Milch und Honig eingerührt; 3) in Wasser oder Milch gekocht. An der Kondoma geniessen die Leute auch kleines Gebäck aus Weizenmehl, dessen Zubereitung sehr einfach ist. Man mischt das Mehl mit Wasser, giebt ein wenig Salz hinzu und knetet davon flache Brötchen, die man an der Feuerstelle in der heissen Asche bäckt. Thee kennen die Kondoma-Tataren durchaus nicht, sie bereiten aber ein Theesurrogat aus den Blüthen der Saxifraga cranifolia, den Blüthen der Spiraea ulmaria und ferner aus jungen Trieben der Hagebutte.

Spirituöse Getränke bereiten die Kondoma-Tataren: 1) „abyrtka" aus gekochten und dann ausgegohrenen Kandykwurzeln, 2) „araky" aus Gerstenmehl. Ganz in der Weise der Kondoma-Tataren leben die Tataren des Dorfes Kydshy äly am Flusse Kydshy, einem Nebenflusse des Psass, bei denen ich mich auch einige Tage aufhielt. Hier wird recht viel Ackerbau getrieben und ausserdem auch Viehzucht. So hatte mein Wirth Sarykran 9 Kühe und 70 Bienenstöcke. Ich fand hier Gelegenheit, reichliche Aufzeichnungen von Märchen zu machen.

Dabei erfuhr ich Einiges über die Hochzeitsgebräuche der Schor. Die Trauhandlung soll darin bestehen, dass die Verwandten für das junge Brautpaar eine Art Jurte aus neun dünnen Birkenbäumen bauen, an denen nur die oberste Spitze der Krone gelassen wird, und diese mit Birkenrinde bekleiden. Dann treten der Bräutigam und die Braut ein. Der Bräutigam holt nun ein Feuerzeug hervor, mit dem er in der Jurte Feuer anschlägt. Während er dies thut, steht die junge Frau bei der Thür und beschenkt Alle, die geholfen haben, die Jurte aufzu-

Digitized by Google

führen, mit einem kupfernen Ringe. In dieser Jurte müssen die Jungvermählten drei Tage verbleiben und empfangen hier die Besuche der Verwandten. Nach drei Tagen beziehen sie erst ihr eigentliches Haus. Dann werden die Birken der Hochzeitsjurte in den Wald getragen und an einen Baum gelehnt; dort verbleiben sie, bis sie verfault sind.

Die Ceremonie des Feueranschlagens in der Jurte ist von der grössten Wichtigkeit, denn hierbei wird das Einschlagen der Funken beobachtet, woraus das Glück der jungen Ehe geweissagt.

Es muss noch erwähnt werden, dass es bei den Schor Sitte ist, die Braut zu stehlen. Der junge Mann erhält das Wort des Mädchens und ein Tuch als Unterpfand, dann erscheint er mit Gefährten in der Nacht; auf ein Zeichen schleicht das Mädchen aus der Jurte und der Bräutigam nimmt sie zu sich aufs Pferd. Zunächst bringt er sie in das Haus seiner Mutter, von wo er sie später in sein Birkenzelt abholt. Es ist Sitte, dass einige Gefährten den Bräutigam bei seiner Brautfahrt begleiten.

Nach Werbitzki finden bei Gelegenheit der Hochzeit mehrere Feste statt, die Baiga genannt werden. Die grösste Baiga wird bei der Hochzeitshütte gefeiert, vier Baiga bei den Eltern der Braut. 1. Fünf bis zehn Tage nach der Entführung der Braut begiebt sich das junge Ehepaar in Begleitung der Eltern des Bräutigams mit einer grossen Menge Araky zu den Eltern der Braut, um Frieden zu schliessen und die Menge des Kalym festzustellen. Der Vater geht dem Diebe mit erhobener Peitsche entgegen. Der reiche Bräutigam zahlt den Kalym auf einmal, der arme bestimmt die Raten, in denen er zahlen wird. Manchmal überlassen die Eltern der Braut den Kalym als Mitgift und geben von sich noch etwas hinzu. Der grosse Kalym soll aber für die Frau oft sehr üble Folgen haben, indem dieselbe, wenn Witwe geworden, die Sclavin des Schwiegervaters bleibt, der ihr eine neue Heirath nur unter der Bedingung erlaubt, dass der neue Bräutigam den ganzen Kalym zurückzahlt. Es wird sich aber schwer Jemand finden, der für eine Witwe einen bedeutenden Kalym zahlen mag. Für die junge Witwe ist es ein Glück, wenn sie einen noch unverheiratheten Schwager hat, denn dieser nimmt gewöhnlich die Witwe des Bruders zur Frau. Die Abhängigkeit von ihrem Schwiegervater ist für die Witwe besonders dadurch unangenehm, dass jedem verheiratheten Sohne ein Stück Land zum Gerstenbau übergeben wird, mit dem sich die Familie

Digitized by Google

nährt, dass aber der Schwiegervater alle Einnahmen des Sohnes von der Jagd etc. einzieht. Bleibt nun die junge Frau nach, so muss sie sich selbst ihren Acker bebauen und davon leben. Der Schwiegervater giebt ihr aber nur, was er für gut hält.

Die Ehen werden gewöhnlich im Frühjahre geschlossen. Fand die Verehelichung vor'm ersten Rufe des Kukuks statt, so wird die Versöhnungs-Baiga bis nach dem ersten Kukuksschrei aufgeschoben. 2. Einen Monat nach der Hochzeit wird die sogenannte Tabaks-Baiga gefeiert, an welcher die Verwandten des jungen Ehemannes den Verwandten der Braut Tabakspackete als Geschenke darbringen. 3. Nach der ersten Ernte findet bei reichen Leuten die sogenannte Fleisch-Baiga statt, und zwar wird zu dieser Feierlichkeit ein Rind den Eltern der Braut zum Opfern zugetrieben. 4. In der letzten Baiga wird zu demselben Zwecke ein Pferd zu den Eltern der Frau gebracht. Während aller dieser Baiga spielt der Branntwein die grösste Rolle, da alle Anverwandten von diesem Getränke so viel wie möglich herbeischaffen. Es wird getrunken und gesungen, getanzt, gesprungen und ausserdem werden Wettrennen zu Pferde angestellt, wobei als Preise Tücher, Röcke und Stiefel ausgesetzt werden.

Aehnliche Feierlichkeiten finden statt, wenn die grosse Volksversammlung zur Bezahlung des Jassak abgehalten wird. Hierbei werden ebenfalls Wettrennen abgehalten.

Ich habe die Tom-, Mrass- und Kondoma-Tataren unter dem Namen Schor zusammengefasst, obgleich sie sich selbst diesen Namen nicht beilegen und durchaus nicht als ein ganzes Volk fühlen. Mich hat der Umstand dazu veranlasst, dass diese Tataren fast ein und dieselbe Sprache reden, die ich auch mit dem Namen Schor-Dialect bezeichne, und ferner die Thatsache, dass sie sowohl von den Teleuten, wie von den ihnen im Westen benachbarten Lebed- und Schwarzwald-Tataren, als Schor-kishi bezeichnet werden.

Die Physiognomieen der Schor bilden einen ganz eigenthümlichen Typus, der weder mit dem der Teleuten noch mit dem der Altajer übereinstimmt. Es finden sich zwar unter ihnen viele Leute mit hellen Haaren, doch bilden diese blonden Leute durchaus nicht das Gros der Bevölkerung. Ich wage nicht zu entscheiden, ob dieses blonde Haupthaar eine Stammes-Eigenthümlichkeit ist, obgleich ich, wie ich schon in Capitel III ge-

zeigt habe, der Ansicht bin, dass die Schor die Nachkommen der jenissei-ostjakischen Stämme und der späteren Schmiede-Tataren sind. Die hiesigen russischen Einwohner behaupten, dass die blondhaarigen Leute Nachkommen von Russen seien. In den Goldwäschen leben nämlich hunderte von unverheiratheten Leuten, welche häufig auf Liebesabenteuer in die Aule der Schor wandern sollen, wo sich für Schmucksachen, wie Glasperlen, Knöpfe, Goldschnüre und Muscheln, sehr viele Liebhaberinnen finden.

Ihrer Lebensweise nach zerfallen die Schor in zwei Abtheilungen: 1) die Ackerbau treibenden Schor am unteren Mrass und Tom, auch an der Kondoma; 2) die Schwarzwald-Bewohner am oberen Mrass und an der Kondoma. Wenn officiell nur die erstgenannten Tataren als angesiedelte (ossjedlyje), letztere dagegen als Nomaden (kotschujuschtschije) bezeichnet werden, so ist diese Bezeichnung vollkommen unrichtig. Wie meine Schilderungen schon zur Genüge zeigen, leben alle Schor angesiedelt in Dörfern. Dies unterscheidet eben die Schor von allen türkischen Nachbarn. Die übrigen Türkstämme des Altai haben nur durch den Einfluss der Russen und durch die Abnahme des Weidegebietes gezwungen, ihr Nomadenleben aufgegeben, die Schor hingegen leben auch dort angesiedelt und in Dörfern, wo gewiss der Einfluss der Russen gar nicht in Betracht kommen kann, z. B. am oberen Mrass. Wenn diese Wald-Bewohner trotzdem auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur stehen, so ist dies nur dadurch zu erklären, dass sie früher eine bedeutendere Kulturstufe erreicht hatten und nur gezwungen in die Waldgebirge geflüchtet sind, hier jedoch, wo sie getrennt von den Nachbarn in vereinzelten Dörfern sich niederliessen, ihre alte Kultur verloren haben. Wie wollte man sich sonst den Umstand erklären, dass, wo immer diese Schor mit den Russen in Berührung kommen, sie sich sogleich mit Leichtigkeit zu einer höheren Kulturstufe erheben, während die Altajer z. B. viele Jahrzehnte mit den Russen zusammen leben können, ohne im Geringsten ihren Kulturzustand zu ändern.

Ich will hier nicht von den Ackerbau treibenden Schor am Tom und am Mrass reden, die lange mit den Russen zusammen leben, sondern von den zerstreut im Gebirge lebenden. Sobald diese mit den Russen in Handelsverbindung treten, macht sich schon nach wenigen Jahren ein bedeutender Fort-

Digitized by Google

schritt bemerkbar. So findet man in der Nähe von Goldwäschen, die kaum einige Jahrzehnte existiren, aus Balken gezimmerte Hütten und Speicher, eine bessere Lebensweise und reichere Kleidung, Rindvieh-, Federvieh- und Bienenzucht. Leider sinken diese Naturkinder in moralischer Beziehung, sobald bei ihnen die Wohlhabenheit zunimmt; Geldsucht und die unmittelbare Folge dieses Lasters, der Hang zu Betrügereien und Hinterlist, nehmen bei ihnen schnell überhand und unterscheiden sie nachtheilig von ihren ehrlichen, offenen Brüdern der Einöde.

Der Schamanismus ist bei allen Schor im Sinken begriffen, schon Ungetaufte am Mrass haben grösstentheils keine Schamanen mehr.

4. Die Lebed-Tataren und Kumandinen.

Etwa 35 Werst von der Goldwäsche Zarewa Alexandrowsk traf ich im Jahre 1861 das erste Dorf der Lebed-Tataren am Flusse Ulbas. Es bestand aus 8—10 Hütten, die ganz wie diejenigen der Schor eingerichtet waren. Auch die Kleidung dieser Tataren unterscheidet sich wenig von der der Schor. Sie tragen Kaftane, Mützen und selbst lange Ueberröcke mit Knöpfen nach russischem Schnitte. Der Grund der Verbreitung solcher Costüme ist der, dass liederliche Arbeiter der Goldwäschen häufig ihre Kleider für ein Billiges verkaufen, welche dann von den hiesigen Tataren ohne jede Scheu getragen werden, da bei ihnen gar kein eigentliches Nationalcostüm besteht. Die Sprache der Lebed-Tataren liegt in der Mitte zwischen dem Dialecte der Schor und dem der Altajer.

Den zweiten Ulus der Lebed-Tataren traf ich am Lebed selbst. Hier haben die Dörfer aufgehört und man trifft am Flusse zerstreut liegende Hütten. Die Lebed-Tataren nennen sich Ku-Kishi (d. h. Lebed-Leute). Das Christenthum ist hier noch nicht eingedrungen; über die Existenz von Schamanen konnte ich nichts Näheres erfahren.

Die letzte Jurte der Lebed-Tataren fand ich im Jahre 1861 am Flusse Togul, wo schon Schwarzwald- und Lebed-Tataren zusammen wohnen. Die letzteren waren vom Geschlechte Tschalgan oder Tschalgandu und trugen ganz die Tracht der Altajer.

Im Jahre 1863 traf ich am Ötküschtö das erste Aul der Lebed-Tataren. Dort wohnte damals ein reicher Tatar mit seinen sieben Kindern. Da im vorigen Jahre das Fieber hier sehr

grassirt hatte und in Folge dessen mehrere Leute gestorben waren, so hatten die dortigen Tataren beschlossen, diese Gegend zu verlassen und noch weiter am Lebed aufwärts zu ziehen. Sämmtliche Einwohner treiben Ackerbau, aber nur in geringem Maasse, da man der vielen Baumwurzeln wegen gar keine Pflüge anwenden kann, sondern das Land mit der Hacke bearbeiten muss. Auch hier wird hauptsächlich Gerste und nur ganz wenig Weizen gebaut. Pferde und Kühe halten die Leute in sehr geringer Zahl, ebenso werden sehr wenige Hühner gehalten.

Man erzählte mir hier folgende Sage von der Erschaffung der Welt: „Zuerst war alles Wasser und nirgends war Erde. Da schickte Gott einen weissen Schwan zum Wasser und liess sich einen Schnabel voll Wasser heraufbringen. Weil ihm aber beim Tauchen ein wenig Erde am Schnabel hängen geblieben war, so blies der Schwan die Erde von seinem Schnabel; diese fiel in kleinen Stäubchen auf's Wasser und schwamm auf dessen Oberfläche: diese Stäubchen vergrösserten sich und breiteten sich immer mehr aus, so dass sich zuletzt das Land bildete. Doch das Land war flach und glatt. Da schickte Gott einen zweiten Vogel zur Erde nieder, der mit dem Schnabel in dem Lande wühlen sollte, dadurch bildeten sich auf der Erde Berge und Thäler. Dem Teufel aber gefiel das schöne, baumlose Land nicht und er brachte den Schwarzwald mit seinen Sümpfen hervor, auf dem die Leute kaum ihr Leben erhalten können und arm sind. Zuerst schuf nun Gott einen Menschen, der ganz allein auf der Erde lebte. Es war ein Mann. Als er einst schlief, berührte der Teufel seine Brust; da wuchs ihm ein Knochen aus den Rippen, der fiel zur Erde, als er länger geworden, und aus diesem entstand die Frau."

Am Flusse Bolym hielt ich mich in dem Aule des Saisan der Schalgandu auf. Dieses bestand aus vier Hütten mit Stallung, die ganz wie die Hütten der Schor gebaut sind. Der Saisan erzählte mir, dass zu seiner Saisanschaft 103 Abgaben zahlende Leute gehörten. Ihre Abgaben betrügen 20 Zobel, jeder etwa zu 17 Rubel, die Krone nähme sie aber zu nur 2 Rubel an: ausserdem 100 Feuermarder, so dass die ganzen Abgaben in Geld etwa 260 Rubel Silber betragen mögen. Ackerbau treiben alle Schalgandu, aber nur soviel wie sie zu ihrer Nahrung brauchen. Viel fleissiger beschäftigen sie sich dagegen mit der Jagd. Zobel jagen sie hauptsächlich an den Quellen des Abakan. Im

Digitized by Google

Sommer schiessen sie Elennthiere und Hirsche (ok kik), im Winter am Lebed nur Eichhörnchen und Feuermarder. Das Eichhorn kostet hierorts bis 12 Kopeken, gewöhnliche Zobel 13 Rubel, Feuermarder 80 Kopeken. Im Durchschnitt erlegt jeder Jäger im Winter etwa 100 Eichhörnchen und 7—10 Feuermarder. Fischottern werden nur selten geschossen. Das Pelzwerk ist der einzige Exportartikel; es wird von Biisker und Kusnetzker Kaufleuten aufgekauft.

Am Bolgul traf ich noch mehrmals auf Jurtengruppen. Einige der Jurten waren sogar mit Fenstern versehen. An mehreren Stellen sahen wir Wildzäune und an einer Stelle 50 Bienenstöcke. Die Getreidefelder liegen abseits vom Wege weiter auf der Höhe. Mehrmals trafen wir auf dem Wege kleine eingezäunte Plätze, in denen Tabak und Hanf gesäet war. Es leben hier auch viele Jakschylyk, die noch weniger zahlreich sein sollen als die Tchalgam. Der Saisan der Jakschylyk, den ich hierselbst traf, wollte sich nach Biisk begeben, um dort die Abgaben an Pelzwerk abzuliefern. Das Einsammeln der Abgaben soll kaum schwerer sein als das Abliefern. Wenn der Saisan in Biisk eintrifft, so muss er überall Geschenke machen, denn sonst werden oft seine besten Felle als untauglich zurückgewiesen. Die Saisane sind deshalb gezwungen, den Jassak fast doppelt einzutreiben, so dass die Abgaben unverhältnissmässig hoch sind. Der jetzige Saisan ist 20 Jahre im Dienst, er ist nicht der Sohn des früheren Saisan, sondern ist vom Volke gewählt worden, weil zur Zeit, als der vorige Saisan starb, dessen Sohn eben erst geboren war.

Beim Flusse Kargysan fanden wir am Lebed abermals ein Lebed-Tatarendorf, in welchem ich mich eine Zeit lang aufhielt. Hier wurden mir folgende Angaben über die Mythologie der Lebed-Tataren gemacht: „Der Urvater, der Alles geschaffen hat, ist Kudai Bai Ülgön. Bai Ülgön hat vier Söhne: *Pyrschak-kan*, *Töskan*, *Kara-kan* und *Suilap*. Der Sohn Suilap's ist *Sary-kan*. Der Sohn Pyrschak-kan's ist *Kyrgys-kan*, der Schutzgeist der hiesigen Tataren. Alle diese Gottheiten, ausser Kara-kan, sind segenbringend für den Menschen. Sie geben ihm Speise und Nahrung und beschützen ihn in Gefahren. Dem höchsten Gott, Ülgön, opfert man weisse Pferde, dem Pyrschak und seinen Nachkommen rothe Pferde. Allen Göttern spendet man ausserdem von den Früchten des Feldes. Die Götter wohnen im Himmel, der nach Angabe

der hiesigen Tataren nur aus sieben Schichten besteht. In der obersten Schicht wohnt Ülgön und Kanym, seine Gattin, in der zweiten Pyrschak-kan, in der dritten Tös-kan, in der vierten Kyrgys-kan, in der fünften Suilap, in der sechsten Sary-kan, in der siebenten die Abgesandten, die die Götter zu den Menschen senden. Kara-kan fiel vom Vater ab und zog die dunklen Wohnungen unter der Erde den lichten Wohnungen der Götter vor. Er besitzt einen Sohn Ärlik, dieser aber wieder zwei Söhne, Ulap und Kölök. Alle diese dunklen Götter haben ihren Wohnsitz unter der Erde. Sie werden unter dem Gesammtnamen Asa zusammengefasst. Die Asa schicken ihre Teufel zum Menschen und bedrücken ihn in jeder Weise. Solcher Bedrängung kann der Mensch nur durch ein Opfer entgehen. Die Aufgabe der Schamanen besteht nun darin, die Teufel zu zwingen, dass sie das schwarze Opferthier dem Asa zuführen und zum Dank dafür von ihrer Bedrückung ablassen.

Ich traf hier am Lebed einen Schamanen, er schamanisirte anstatt der Trommel mit einem Bogen, durch den er die Geister herbeirief.

Jenseits des Balyksu trafen wir an der Bija auf das erste Kumandinendorf. Es bestand aus vier von Balken gezimmerten Häusern, bei jedem derselben war ein Ambar und ein Schuppen aufgeführt. Dieses Dorf hiess Türägäsch; nicht weit davon lag ein zweites Dörfchen von fünf Häusern, welches mir als Kölajagy bezeichnet wurde. Nach weiteren 9 Werst kamen wir zum Dorfe Närshin. Hier waren neun Häuser, die theils aus Balken, theils aus Birkenrinde aufgeführt waren. Bei unserer Ankunft war zuerst nichts von den Einwohnern zu sehen, sie kamen erst nach und nach zum Vorschein. Es sind niedere Kumandinen. Sie beschäftigen sich fast ausnahmslos mit Ackerbau, bearbeiten aber das Land mit der Hacke. Weizen säen sie wenig, mehr Gerste und Roggen. Aus der Gerste machen sie Talkan (geröstetes Mehl), aus dem Weizen und Roggen hingegen kleine Brötchen (Tärtmäk). Sie beschäftigen sich auch mit dem Fischfang und zwar fangen sie Chairus, Hecht, Salmo taimen und Kuskutsch. Jagd machen sie nur auf kleine Thiere und zwar hauptsächlich auf Eichhörnchen und Feuermarder. Ihre Abgaben zahlen sie zum Theil in Geld, zum Theil in Fellen, und zwar jeder sieben Eichhornfelle und 6½ Rubel Banko (1 R. 90 Kop.

Digitized by Google

Silber). Der Saisan der niederen Kumandinen (Töbängi Kubandy) heisst Kalynak, der der oberen Kumandinen hingegen Jaschka.

Die Kumandinen säen Lein und Hanf und fertigen ihre Leinwand selbst, gewinnen auch Wolle von ihren Schafen und verfertigen ein grobes Tuch, das sie dann färben. Von Stoffen zu Kleidungen kaufen sie nur blaue Daba. Die einzige Waare, die sie an die Russen verkaufen, ist ihre Jagdbeute und diese ist nicht sehr bedeutend. Man versicherte mir, dass der Mann hier im Laufe des Winters 30—50 Eichhörnchen und 3—4 Feuermarder erlegt.

Die Kleidung der Kumandinen ist sehr einfach, die der Männer fasst russisch: ein langes Hemd aus weisser oder blauer Leinwand, Hose aus demselben Zeuge, ein kurzer Kaftan aus Tuch mit Shawlkragen; letzterer ist entweder weiss und dann ist er mit blauem Zeuge eingefasst, oder er ist blau und dann mit rothem Zeuge besetzt, und hohe Lederstiefel, welche von den Frauen selbst genäht werden. Die Frauen tragen weisse, blaue oder rothe Hemden aus Leinwand mit einem breiten Besatze am unteren Saume, und einen mit Perlen gestickten Kragen. Ueber diesem Hemd haben sie einen Kaftan, der bis zu den Knieen reicht und mit breitem, buntem Kragen und mit Knöpfen verziert ist. In den Ohren tragen sie Ohrringe mit grossen Gehängen. Die verheiratheten Frauen haben Kopftücher, unter denen zwei lange, mit Perlenbehang verzierte Flechten herabhängen. Die Mädchen tragen die Zöpfe oben ohne Behang, ausserdem aber auch Kopftücher. Die Männer schneiden das Haar ganz so wie die russischen Bauern.

Die Häuser sind aus Balken gezimmert, mit einem kleinen Vorhause und einer Rumpelkammer versehen. Das Wohnzimmer hat immer zwei Fenster, die entweder mit Scheiben versehen oder auch mit durchsichtiger Haut von Rindermägen überzogen sind. Im Wohnzimmer, das mit einem Ofen versehen ist, läuft eine breite Bank an der Wand entlang und ausserdem befinden sich hier einige irbitsche Kasten. Im Allgemeinen herrscht im Innern der Häuser nur sehr wenig Ordnung.

Das nächste Dorf, wo wir anhielten, weil wir hier über die Bija setzen mussten, war das Dorf Nemegetsch. Hier sind nur fünf Häuser. Wir stiegen in einem der den früher beschriebenen ähnlichen Hause ab. In diesem hingen gegenüber der Thüre über dem Fenster fünf Götzen. Der erste mit dem Kopfe nach

Digitized by Google

oben wurde mir als Sary-kan bezeichnet, die neben diesem befindliche, ihm fast ähnliche Figur, nannte man Kyrgys-kan. Die dritte Figur nannten sie Tös Chanym (sie hatte einen Kopf nach oben, den zweiten nach unten). Ebenso Kūdy-kan, der etwas grösser war als der vorhergehende; zuletzt Kōp-kälgän und Sary-kan. Beide letzteren waren mit Schnurrbärten versehen. Grosse Ehrfurcht bezeugte der Wirth vor seinen Götzen nicht, jedoch erlaubte er uns nicht, sie mit den Händen zu berühren.

Wir setzten hier in einem Boote über die Bija und übernachteten in dem Dorfe der Kumandinen, das mir als Ala Kaingatsch bezeichnet wurde und das aus 20 Häusern besteht. Die hiesigen Einwohner beklagten sich über die Regierung und über den Saisan Tortalasch. Hier fiel mir nur die Fussbekleidung der Frauen auf. Selbige tragen nämlich Strümpfe aus Woilok oder aus Teppichzeug und Schuhe mit rother Einfassung.

Die Kumandinendörfer längs dem Bija-Ufer sind folgendermassen vertheilt: 15 Werst vom Dorfe Makariewsk an der Bija aufwärts liegt am linken Bija-Ufer das Dorf Türägäsch (fünf Häuser), ihm gegenüber am rechten Ufer das Dorf Köl-ajagy (fünf H.). Von dort 9 Werst am linken Ufer das Dorf Närdshin, dann 2 Werst an demselben Ufer das Dorf Pasi, von dort 9 Werst am rechten Ufer das Dorf Ala Kaingatsch und nach einer Werst am linken Ufer das Dorf Nemegetsch (fünf H.), dann 5 Werst weiter am linken Ufer das Dorf Pagytschak (fünf Häuser) und 5 Werst weiter das Dorf Kürükŭi (fünf H.). In allen diesen Dörfern leben die Kumandinen ganz wie ich dies soeben beschrieben habe. Der Geistliche in Makariewsk erzählte mir, dass der Hauptzug des Charakters der Kumandinen Eigensinn und Härte sei. Die Kumandinen seien diejenigen Tataren, die am festesten am Hergebrachten hielten, darum sei es sehr schwer, sie zur Annahme des Christenthums zu bewegen und die Missionen hätten bei ihnen jetzt fast gar keine Erfolge aufzuweisen.

5. Die Schwarzwald-Tataren.

Das erste Dorf der Schwarzwald-Tataren, auf das ich südlich von der Lebed-Mündung, etwa 3 Werst von der Bija, traf, wurde mir als „Küsön“ bezeichnet; es wird nicht nur von Schwarzwald-Tataren des Stammes Küsön bewohnt, sondern auch zum Theil von Lebed-Tataren und Kumandinen. Trotzdem die Leute

Digitized by Google

hier an einem Orte wohnen, kann man doch schon die zwei Dialectnüancen unterscheiden. Die Sprache der Küsön steht der altajischen viel näher, als die der Kumandinen und Tschalgandy. Auch die Tracht zeichnet die Küsön scharf von ihren Dorfgenossen. Während die Kumandinen, wie ich vorher beschrieben, nur russische Tracht tragen, kleiden sich die Küsön wie die Altajer. Der einzige Unterschied ist, dass sie über den Tschäjimäk meist einen blauen Kaftan mit rothem Kragen tragen. Die Frauentracht ist nicht dieselbe wie bei den Altajern; ich habe hier nicht einen einzigen Tschägidäk gesehen. Die altajischen Mützen sind hier ebenfalls nicht in der Mode, sondern die Männer tragen Mützen von russischem Schnitt und die Weiber Kopftücher.

Beweist das nicht Alles, dass die Küsön erst in letzter Zeit dem altajischen Einflusse erlegen sind? Es sind eben wiederum die Frauen, die hier wie überall als conservatives Element die neue Kleidung nach altajischem Schnitte nicht angenommen haben, während die Männer mehr zu Neuerungen geneigt sind.

Das Dorf Küsön besteht aus 20 Häusern, von denen die meisten ganz nach russischer Art aus Balken errichtet sind. Die anderen Einwohner leben noch in spitzen Rindenjurten. Die Beschäftigung der hiesigen Anwohner ist Viehzucht, Jagd und Handel. Man bearbeitet das Land mit der Hacke und säet Gerste und Weizen, hält mehr Pferde als Kühe, deren ich sehr wenige beim Dorfe grasen sah; deshalb konnte ich während meines zweitägigen Aufenthaltes keinen Tropfen Milch erlangen. Hier ist der Kultureinfluss der höher stehenden Kumandinen bei der Lebensweise der Schwarzwald-Tataren überall zu bemerken. Der Handel der hiesigen Schwarzwald-Tataren besteht hauptsächlich darin, russische Waaren zum Tscholyschman und bis an die chinesische Grenze zu den Sojonen zu schaffen. Ein Theil der Einwohner beschäftigt sich mit dem Aufsuchen von wilden Bienenschwärmen, die sie einfangen und an russische Kaufleute verkaufen. Dieser Handel soll sehr vortheilhaft und nicht unbedeutend sein. Die Jagd findet natürlich im Herbste statt. Lebensweise und Nahrung ist fast dieselbe wie bei allen Schwarzwald-Bewohnern.

Küsön ist die südlichste von ungetauften Eingeborenen bewohnte Ansiedelung, die man mit dem Namen Dorf belegen darf. Weiter nach Süden und Südwesten wohnen die Schwarzwald-Tataren vereinzelt, so dass höchstens 3—4 Hütten zusam-

Digitized by Google

menstehen. Ausserdem stehen dieselben niemals in den Flussthälern, sondern auf den Höhen der Uferberge. Auf unserem Wege sahen wir diese Hütten oft links und rechts auf den Hügeln und Bergen. Ich machte bei der Hütte eines Sängers, den man mir in Küsön gerühmt hatte, Halt. Die Bevölkerung muss hier ziemlich dicht sein, denn kaum eine Stunde nach unserer Ankunft hatten sich bei unserem Zelte ca. 60 Menschen versammelt. Es liegen hier 4 Hütten zusammen, die ganz nach Art der der Lebed-Tataren gebaut sind.

Die Kleidung der hiesigen Schwarzwald-Tataren unterscheidet sich gar nicht von der der Küsön, nur die Männer tragen hier durchgängig Mützen aus schwarzem Manchester mit gelbem Deckel nach mongolischem Schnitte; die Frauen aber lange Hemden mit anliegendem Kragen, der mit weissen Perlen benäht ist. Sehr auffallend ist hier die Mützentracht, da im Westen Altajer, im Osten Lebed-Tataren und Schor und im Süden Tscholyschman-Tataren wohnen, die alle diese Mützen nicht kennen. Ich glaube daher nicht zu irren, wenn ich annehme, dass die Schwarzwald-Tataren aus der Nordgrenze der westlichen Mongolei hier eingewandert sind. Darauf deutet auch der Name, den ihnen die Altajer geben, nämlich Tuba, den sich ja noch bis jetzt die Sojonen beilegen. Meine Ansicht, dass die Tuba-Leute hier Nachkommen der alten samojedischen „Dubo" sind, habe ich schon ausgesprochen. Die Verwandtschaft des von den Tuba gesprochenen Türk-Dialectes mit dem altajischen erklärt sich daraus, dass es gerade die Altajer waren, durch deren Einfluss diese Tuba-Leute türkisirt wurden.

Bei den Einwohnern hier herrscht die grösste Armuth. In ihren Gesprächen lieben sie es, sich über ihr bitteres Loos zu beklagen (was auch deutlich darauf hinweist, dass die Leute hier nur eingewandert sind) und die Schuld dem Schwarzwalde zuzuschreiben, den der Teufel geschaffen haben soll, damit der arme Mensch sich tüchtig zu plagen habe. Natürlich ist nicht der Schwarzwald an ihrer Armuth schuld, sondern die eigene Trägheit und die Uebervortheilung von Seiten der auf höherer Kulturstufe stehenden russischen Bevölkerung. Vor dieser Kultur zurückweichend, gerathen diese Leute immer tiefer in die unwirthsamen Waldgebirge und verkommen hier, da sie den Kampf um's Dasein nicht aufnehmen, sondern energielos in sich zusammensinken.

Allerdings erlaubt der hohe Schnee im Winter den Schwarzwald-Tataren keinen so grossen Viehstand zu halten wie die Bewohner des Altai, jedoch könnte dieser Viehstand viel bedeutender sein als er in Wirklichkeit ist, wenn nicht Trägheit die Leute abhielte, im Sommer einen grösseren Heuvorrath für den Winter zu bereiten. Die Bearbeitung des Ackers ist ebenfalls mühsam, weil hier der Boden nur mit der Hacke zu bearbeiten ist, so dass es unmöglich scheint, grosse Vortheile aus dem Ackerbau zu ziehen. Dahingegen bietet ihnen der Schwarzwald andere Reichthümer. Der dichte Wald ernährt einen reichen Wildstand, besonders Eichhörnchen, Feuermarder und Bären. Wenn die Leute die Jagd rationell und fleissig betrieben, so würde diese allein (so versichern mir russische Kaufleute) sie schon reichlich ernähren. Aber auch hier tritt die Trägheit als Hinderniss auf, die Leute jagen eben nur so lange, bis sie die zu den Abgaben nöthigen Felle zusammengebracht haben und das geschieht in kurzer Zeit, da die ausgestellten Wildfallen schon einen reichen Ertrag liefern.

Diese Fallen findet man im Walde an vielen Orten. Man führt durch einen lichten Platz im Walde eine aus Ruthen geflochtene Hecke und zwar so, dass diese von dem Stamme eines grossen Cedernbaumes an der einen Seite bis dicht an den Stamm eines grossen Baumes an der anderen Seite führt. Da die Entfernung der beiden Bäume von einander zu gross ist, als dass die Eichhörnchen von einem Baume zum anderen springen können, so benutzen sie den Weg auf der Hecke, um zu dem anderen Baume zu gelangen. In der Mitte der Hecke ist nun ein Bogen von etwa 5 Zoll Länge angebracht, unter welchem sich eine Oeffnung befindet, die so gross ist, dass das Eichhörnchen bequem hindurchschlüpfen kann. Sobald nun aber das Thierchen diese Oeffnung betritt, schnellt der Bogen am Stabe herab, zwängt es völlig fest und tödtet es auf der Stelle. Jeder Vorübergehende ist hier, ebenso wie im Altai, verpflichtet, das getödtete Thier aus der Falle herauszunehmen und den Bogen wieder zu spannen. Verletzung oder Nichtbeachtung dieses Gebotes soll die Strafe Gottes herbeiführen und nur sehr selten vorkommen.

Eine andere noch viel bedeutendere Erwerbsquelle für die Schwarzwald-Bewohner bieten die Bienenstöcke und Cedernnüsse. In den riesigen Waldflächen giebt es unzählige wilde Bienenschwärme, die in hohlen Bäumen ihre Zellen bauen und reich-

Digitized by Google

lich Honig eintragen. Diese Bienenschwärme mit sammt dem Honig nehmen die Tataren aus und verkaufen sie an die russischen Kaufleute. Der Preis jedes Bienenschwarmes beträgt einen Rubel. Würden die Schwarzwald-Tataren die Schwärme selbst behalten und die Bienenzucht pflegen, anstatt die Schwärme für einen solchen Spottpreis zu verkaufen, so könnte dieser Erwerbszweig die Leute mehr als hinlänglich ernähren, ja sogar reich machen. Die Bienen gedeihen hier vortrefflich (das beweisen schon hinlänglich die wilden Bienen) und sie sammeln hier einen sehr wohlschmeckenden Honig. Man erzählte mir, die Biene sei früher im Altai nicht vorgekommen und erst durch die Russen eingeführt worden, dann seien viele Schwärme verwildert und hätten sich in's Unendliche vermehrt. Die Schwarzwald-Tataren sehen nun in jedem russischen Dorfe, wie man allgemein Bienenzucht treibt und wie die Leute dabei ohne grosse Mühe steinreich werden (ich habe Bauern gesehen, die bis 2000 Stöcke haben und jeder Stock bringt im Jahre 1—2 Rubel Vortheil), aber trotz alledem ahmen sie diesen vortheilhaften und leichten Erwerbszweig nicht nach, sondern sehen in der zunehmenden Bienenzucht und dem Vordringen der Russen eine Beeinträchtigung. Es ist eben nur die Noth, die den Menschen zum Fortschritte zwingt. Das bessere Beispiel treibt nicht vorwärts, es erregt nur im Gemüthe des Zurückgebliebenen Neid und Unzufriedenheit. Als ich die Leute fragte, warum sie nicht Bienenzucht trieben, zuckten sie die Achseln und sagten: „Das ist bei uns nicht Sitte, wir haben kein Glück."

Die reichste Erwerbsquelle des Schwarzwaldes, vom Tom bie zum Teletzkischen See, bieten aber die Cedernnüsse, d. h. die kleinen Nüsse der Zirbelfichte (pinus cembra = Mösch oder Kusuk-agatsch). Ein grosser Theil des riesigen Gebietes vom Tom bis zum Teletzkischen See und bis zur Katunja ist mit ungeheuren Cedernwaldungen bedeckt, die einen unberechenbar reichen Ertrag an Nüssen ergeben. Grosse Bäume geben nach Angabe der Eingeborenen bis 30 Pud Cedernnüsse, die schlechtesten wohl nie weniger als 2 Pud. Der Preis der Cedernnüsse ist ziemlich hoch, da die Nachfrage nach dieser Waare ausserordentlich ist, denn sie ist der Lieblingsleckerbissen der russischen Einwohner Sibiriens und des ganzen nördlichen Russland An Ort und Stelle ist der Werth des Puds Nüsse 1—2 Rubel Banko, also etwa 50—60 Kopeken.

Digitized by Google

Das Sammeln der Nüsse bietet keine Schwierigkeiten. Es sind dazu stets mehrere Leute nöthig. Einige erklettern den Baum und schlagen die Zapfen jedes einzelnen Zweiges mit langen Stangen ab. Unten werden die Zapfen gesammelt und in kleine, aus Balken gebaute Behältnisse gelegt. Später werden die Zapfen in heisse Asche gelegt, die Nüsse entfernt und dann gesichtet. In einem reichen Cedernjahre ist es für zwei Menschen eine Leichtigkeit in einem Tage 20—30 Pud Nüsse zu sammeln. In guten Jahren kann also der Arbeiter hier leicht an einem Tage 3—5 Rubel und mehr reinen Verdienst haben. Dabei ist das Erwerbsfeld ein unbegrenztes, weil die Leute lange nicht den zehnten Theil der Nüsse einzuernten im Stande sind. In schlechteren Jahren ist die Arbeit natürlich schwieriger, aber stets kann der Mann an einem Tage bis 2 Rubel verdienen. Die Nüsse werden im August gesammelt, das Sichten wird aber viel später, im Winter, vorgenommen.

Der Handel mit Cedernnüssen, der, wie man annehmen könnte, den Leuten zum Wohlstand verhelfen sollte, ist leider gerade die Hauptursache ihrer Armuth und der Hauptgewinn der russischen Kaufleute. Die Cedernnüsse gerathen nur einige Jahre gut (die Leute behaupten, dass stets drei nussreiche Jahre mit drei nussarmen Jahren abwechseln; ich kann mir hierüber kein Urtheil erlauben und kann nur das mir Erzählte wiedergeben), geben aber dann einen sehr reichen Ertrag, so dass die Nussernte, trotz der Trägheit der Tataren, eine sehr bedeutende ist. In den Jahren, in denen es wenig Cedernnüsse giebt, erfordert, wie gesagt, das Einsammeln angestrengte Arbeit, wenn es irgendwie einen Gewinn bringen soll, wird daher von den Tataren fast gar nicht betrieben. In den Jahren, wo es keine Cedernnüsse giebt, soll auch die Zahl der Eichhörnchen eine viel geringere sein. Es ist also selbstverständlich, dass dieser periodische Wechsel der Ergiebigkeit der Nussernte und Jagd auch bei den Schwarzwald-Tataren einen periodischen Wechsel von Wohlleben und Hungersnoth mit sich bringt. In den Jahren der Missernte und Hungersnoth nun benutzen die russischen Kaufleute und handeltreibenden Bauern die Verlegenheit der Eingeborenen. Sie öffnen ihnen beim Eintritt des ersten mageren Jahres ihre Waarenlager freigebig, aber unter der Bedingung, dass man im Herbste für 1 Rubel Banco (30 Kopeken) 1 Pud Cedernnüsse liefern müsse. Könne der Schuldner seine Verpflichtung nicht lösen, so

habe er für das nicht abgelieferte Pud Cedernnüsse 2 Rubel Banko dem Kaufmanne zu zahlen.

Die Schuld des Contrahenten der zu liefernden Nüsse vergrössert sich darauf in den zwei folgenden schlechten Jahren so, dass der Schuldner sehr zufrieden sein kann, wenn es ihm gelingt in den guten Jahren so viel Nüsse zu sammeln, um seinen Gläubiger befriedigen zu können. Ein Beispiel möge das Gesagte klarer machen. Ein Tatar nimmt von dem Kaufmanne zu Anfang des schlechten Jahres für 20 Rubel Banco (6 Rubel Silber) Waaren und verspricht, im Herbste dafür 20 Pud Nüsse zu liefern. Er kann aber nur 10 Pud Nüsse abliefern und bleibt daher dem Kaufmann 20 Rubel Banko schuldig. Der Kaufmann creditirt die Schuld bis zum nächsten Jahre unter derselben Bedingung; da aber der Schuldner noch eine neue Schuld eingeht, so ist er im nächsten Jahre nur 5 Pud Nüsse einzuliefern im Stande, bleibt also dem Kaufmanne 30 Rubel schuldig. Im dritten Jahre gelingt es ihm abermals 5 Pud einzuliefern, so dass seine Schuld jetzt auf 50 Rubel Banco angewachsen, obgleich er schon 20 Pud Nüsse, d. h. die ursprüngliche Schuld abgezahlt hat. Nehmen wir nun an, es gelänge dem Tataren, im ersten guten Jahre 30 Pud Nüsse zu liefern, so bleibt er dem Kaufmann 20 Rubel schuldig und hat im nächsten Jahre 40 Pud Nüsse zu liefern; liefert er nun im zweiten Jahre abermals 30 Pud, so bleibt er noch 10 Rubel schuldig und muss noch im dritten Jahre 20 Pud Nüsse liefern. Er hat also für seine ursprüngliche Schuld von 20 Rubel dem Kaufmann 100 Pud Nüsse geliefert, die im Durchschnitt einen Werth von 200 Rubel ausmachen. Dafern ihm also der Kaufmann die Waaren zu seinem Einkaufspreise abgelassen, so hätte er 1000 % Gewinn. Es ist zwar richtig, der Handel wickelt sich nicht immer so glatt ab. Ein Schuldner zahlt z. B. nur das Dreifache der Schuld, weigert sich aber mehr zu zahlen, oder es gelingt dem Kaufmann nur, den dreifachen Werth mit Hilfe eines Beamten einzutreiben, dem er ein gutes Douceur zu zahlen hat, u. s. w. Aber trotz aller Verluste nimmt der Händler immer so furchtbare Wucherprocente, dass das Volk verarmen muss. Mit dem Verarmen nimmt aber auch der Hass der Bedrängten zu; sie suchen ihren Peiniger zu betrügen, der wieder über Unehrlichkeit schreit: er selbst hat aber die armen Wilden zur Unehrlichkeit gezwungen. Leider muss ich zugestehen, dass mir diese Verhältnisse voll-

kommen normal scheinen; es ist eine lächerliche Philanthropie, von der Regierung zu fordern, sie müsse Verhältnisse schaffen, die den Eingeborenen Gelegenheit geben, bei der russischen Bevölkerung zu lernen, denn der arme Wilde werde gerne fortschreiten, wenn der böse Nachbar ihn nicht unterdrücke. In der That ist es die Pflicht der Regierung, den Unterdrückten zu beschützen; dieser Schutz vermag aber durchaus nicht die Verhältnisse zu ändern. Der Eingeborene geht unter, weil er nicht im Stande ist, den Kampf um's Dasein auszuhalten, und es ist ein Glück, dass er untergeht, denn nur sein Nachfolger vermag den Reichthum des Landes zu heben und an Stelle der vereinzelten, sich in sich zusammenziehenden, unproduktiven Tataren-Bevölkerung tritt eine dichte, fortschreitende und einer besseren Zukunft entgegenstrebende, expansivere russische Bevölkerung.

In der Folge hielt ich mich einen Tag bei der Jurte des Oroschok Saisan auf, der nur $1^1/_2$ Werst vom Ufer des Teletzkischen Sees lebt. Wir fanden bei dieser Jurte ungefähr 150 Menschen versammelt, die uns bei der Ankunft begrüssten. Der Saisan kam mir entgegen, half mir vom Pferde und geleitete mich in sein Haus, woselbst er mich mit Kumys und Käse bewirthete. Die Jurte war etwas grösser als diejenigen der übrigen Tataren, unterschied sich aber in ihrem Innern nur dadurch von diesen, dass an einer Seite eine Anzahl Säcke mit dem Reichthum des Saisan aufgestellt war. An der mittleren Wand stand ein grosses Holzgefäss mit Kumys. Da es immer noch regnete, so drängte sich ein grosser Theil der versammelten Schwarzwald-Tataren in die Jurte, so dass die sonst geräumige Wohnung voll von Menschen gepfropft war. Die Tracht der hiesigen Einwohner unterscheidet sich fast gar nicht von derjenigen der Altajer, selbst die dreieckigen altajischen Pelzmützen werden von Männern und Frauen getragen.

Der Saisan war sehr gesprächig; zuerst fragte er, wer ich sei, woher ich komme, was ich treibe, wohin ich reisen wolle, wo meine Heimath sei; dann kam er auf einen Kometen und auf Himmelserscheinungen überhaupt zu sprechen. Das Gespräch war interessant und ich will es daher hier mittheilen:

Oroschok: „Du bist weit hergekommen und hast viele Länder gesehen, so weisst du wahrscheinlich auch die Dinge, die den Himmel betreffen. Wir hier sind darin wie das Wild des Waldes und wissen davon nichts. Seit fünf oder sechs Tagen

zeigt sich am Busen des Himmels ein geschwänzter Stern (kuiruktyg tschagan), wir haben dies und jenes gedacht, können aber nichts erfahren; kannst du uns sagen, was das ist?"

Ich: „Wenn ich die Wahrheit gestehen soll, Oroschok, so weiss ich davon nicht mehr als du; so viel ich weiss, ist dies ein Stern wie alle übrigen Sterne, weshalb er aber einen so langen Schweif hat, weiss Niemand auf Erden."

Oroschok: „In der vorigen Nacht ging er von der Hinterseite meiner Jurte aus und verschwand an der Vorderseite, wird er die nächste Nacht nicht umgekehrt gehen? oder kommt er jetzt nicht mehr zurück?"

Ich suchte ihm zu verdeutlichen, dass die Sterne immer in einer Richtung gingen. Die Bewegung derselben sei nur eine scheinbare, in Wahrheit drehe sich aber die Erde in einem Tage um sich selbst herum.

Oroschok: „Ich möchte dir schon glauben, es scheint mir aber, als ob du mir etwas aufbinden wolltest. Ich lebe nun schon 30 Jahre in meiner Jurte, und die Erde hat sich noch keinen Zoll breit fortgeschoben. Doch sage mir nur, was das für ein Stern ist, denn du willst mir blos die Wahrheit verheimlichen. Wir haben so mancherlei gedacht, aber wir sind noch zweifelhaft, ob es ein Fürst ist, der sich vom Teufel losgemacht hat, oder ob es ein böser Dämon ist, der zur Erde kommt, um uns Unglück und Krankheiten zu bringen."

Ich: „Giebt es denn dort oben auch böse Geister?"

Oroschok: „Du musst das doch besser wissen als wir, denn du kennst ja die Schrift und hast viele Bücher von Gott gelesen. Der mächtigste Dämon, der dort oben haust, ist der Jälbägän mit sieben Köpfen. Er hat schon oft den Mond verzehrt, aber das bringt ihm wenig Nutzen, denn Ülgön zwingt ihn allemal, denselben wieder von sich zu geben. Auch greift er die Sterne an und beisst von ihnen Stückchen ab, die er zur Erde ausspeit."

Da ich ihm begreiflicherweise Weise keine ihm verständliche Antwort geben konnte, so brach er das Gespräch bald ab. Näheres über Jälbägän konnte oder wollte er mir nicht sagen, er schien aber grosse Ehrfurcht vor Jälbägän zu haben.

Ich muss hier erwähnen, dass zwar die Altajer ebenfalls die Mondfinsterniss *Aidy Jälbägän jädi* (Jälbägän hat den Mond gegessen) nennen, gewöhnlich aber sagen sie: „Ai Pyrgan boldy"

(der Mond ist zu Burkan, Buddha geworden), was also unbedingt eine eingedrungene buddhistische Anschauung ist.

Dieser Jälbägän ist mir noch in mehreren Märchen aufgestossen, z. B. im Altai im Märchen vom Tardanak. Hier ist er ein auf der Erde lebender siebenköpfiger Menschenfresser, der den Tardanak zu verzehren gedenkt; dieser aber veranlasst ihn durch List, seine eigenen Kinder zu verspeisen und tödtet ihn zuletzt.

Bei dieser Gelegenheit will ich erwähnen, dass die hiesigen Tataren ebenfalls nach Mondmonaten rechnen, den zunehmenden Mond nennen sie aidyng jangysy (des Mondes Neuheit), den abnehmenden aber aidyng äskisi (des Mondes Altheit), der Vollmond heisst aidyng tolany (des Mondes Vollheit), der Tag vor dem Vollmonde aidyng kysyl tolony (des Mondes rothe Vollheit), der Tag nach dem Vollmonde aidyng kara tolony (des Mondes schwarze Vollheit), der Neumond heisst aidyng ütschülär äskisi (des Mondes erlöschende Altheit). Die Altajer sowohl wie die Schwarzwald-Tataren theilen das Jahr in dreizehn Monate.

Hier mögen noch einige Sagen der Schwarzwald-Tataren folgen:

1. Der siebenköpfige Jälbägän kam zum Füchschen und sprach: „Wie soll ich über den Fluss kommen?“ Das Füchschen sprach: „Mache dir ein Floss aus Binsen, darauf setze dich und fahre hinüber!“ Auf der Mitte des Wassers schwankte das Floss. „Was soll ich jetzt thun?“ sprach er zum Füchschen. Dieses sprach: „Schaukle dich! schaukle dich!“ Er schaukelte sich, das Floss zerbrach und Jälbägän fiel in's Wasser.

2. Früher, früher hatte der grosse Pajana den Menschen geschaffen, die Seele verstand er aber nicht zu machen. Er ging zum grossen Kudai, um die Seele zu erbitten. Zu dem Hunde aber sprach er: „Du, bleibe hier, passe auf, und belle!“ Pajana ging davon und der Hund blieb da. Darauf kam der Erlik und sprach mit ihm, um ihn zu betrügen. „Du hast keine Haare, ich werde dir goldene geben, gieb mir jenen seelenlosen Menschen.“ Der Hund wünschte goldene Haare zu kriegen und gab ihm den Menschen. Erlik aber bespie den Menschen von oben bis unten. Als Kudai kam, um dem Menschen die Seele zu geben, entfloh Erlik. Kudai sah den Bespieenen, vermochte ihn aber nicht zu reinigen. Da kehrte er den Menschen um, deshalb ist der Speichel im Innern des Menschen geblieben. Kudai

schlug aber den Hund und sprach: „Du Hund sollst schlecht sein! Der Mensch möge mit dir machen was er will; er möge dich schlagen, dich tödten! Du sei ganz und gar ein Hund!“

3. Die Auffindung des Feuers. Als Kudai den Menschen gemacht hatte, sprach er: „Der Mensch wird nackt sein, wie soll er in der Kälte leben? Man muss das Feuer erfinden.“ Des Ülgön drei Töchter vermochten aber das Feuer nicht anzumachen. Da kommt Kudai, sein Bart ist lang und er tritt darauf. Als sein Fuss auf den Bart trat, stolperte er. Des Ülgön drei Töchter spotteten über den Kudai, Kudai ging zürnend wieder fort. Des Ülgön drei Töchter warteten auf dem Wege, um zu hören, was Kudai sprechen würde. Er sprach: des Ülgön drei Töchter spotten meiner und lachen, obschon sie selbst des Steines Schärfe und des Eisens Härte nicht finden. Des Ülgön drei Töchter, als sie dies gehört, nahmen des Steines Schärfe und des Eisens Härte und schlugen Feuer an.

Auf meiner Rückkehr vom Teletzkischen See im Jahre 1861 wandte ich mich vom Südufer desselben direct nach Westen zur Katunja. Auf diesem Wege traf ich wieder auf Jurten von Schwarzwald-Tataren am Bishi, wo viele vereinzelte Tataren-Jurten aus Birkenrinde und mehrere kleine Dörfer sich befanden. An vielen Stellen sah ich Heuschläge und bebaute Felder. Die Einrichtung der Jurten war ganz dieselbe wie die an der Bija. Am Flusse Ülgön fand ich eine Ansiedelung von Jassak-Russen und getauften Tataren, die sehr wohlhabend schien. Hier wurde viel Ackerbau und Bienenzucht getrieben. Am Ufer des Köptschü passirte ich die Jurte des Tatar-Saisan vom Stamme Kömnösch. Auch hier leben die Tataren vollkommen ebenso wie die Tataren an der Bija; nur ein Fortschritt ist zu bemerken, sie fangen hier an, sich auch mit der Bienenzucht zu beschäftigen. Weiter abwärts am Köptschü passirte ich das Dorf Paspagyl, in dem getaufte Tataren leben. Hier wohnt der einzige getaufte Saisan der Schwarzwald-Tataren. Am Ishi endlich passirte ich das Kumandinen-Dorf Taschtu. Die hiesigen Kumandinen leben vollkommen ebenso wie die Kumandinen an der Bija.

6. Die Abakan-Tataren.

Ueber die Eintheilung der Vorgeschichte der Abakan-Tataren habe ich mich schon im Capitel III weitläufig ausge-

Digitized by Google

sprochen und darauf aufmerksam gemacht, wie die Abakan-Tataren ein buntes Gemisch von verschiedenen Stämmen sind, die im XVII. und XVIII. Jahrhundert in das freigewordene Abakan-Thal hinabgewandert sind. Hier sind durch das lange Zusammenleben und durch die sich mehr und mehr ausgleichende Sprache die Abakan-Tataren zu zwei grossen Kulturgruppen zusammengeschmolzen, die in einem ähnlichen Verhältnisse stehen, wie die Bewohner des Schwarzwaldes und des Felsengebirges, denn zwischen diesen beiden Kulturgruppen beginnt ein neuer Ausgleich sich auszubilden. Trotz alledem haben wir nicht das Recht, hier die Abakan-Tataren oder, wie Fürst Kastrow sie nennt, Minussinskischen Tataren als ein Volk zu beschreiben, denn es sind, ihrem Kulturstandpunkte nach, noch bis heute zwei Völker, die eine verschiedene Lebensweise führen. Die westliche Gruppe sind die angesiedelten Tataren und die östliche Gruppe die Nomaden.

Betrachten wir zuerst die westliche Gruppe. Zu dieser rechne ich die Unterthanen der Steppengerichte der vereinigten Stämme verschiedener Herkunft und die Unterthanen des Kysylschen Steppengerichtes; so ist der Kulturzustand aller dieser Tataren ungefähr derselbe, wie wir ihn bei den Schwarzwald-Tataren beobachtet haben. Dies ist auch verständlich, wenn wir bedenken, dass diese Tataren zum grössten Theil ursprünglich Schwarzwaldbewohner waren, denn es ist ja nur der kleine Bruchtheil der Sagai, die schon im XVII. Jahrhundert in der weiten Abakan- und Kysyl-Steppe lebten, und zum Theil sind sie ja bis jetzt noch Schwarzwaldbewohner, wie die Tataren am Madyr, die erst vor 50 Jahren vom Tom hier eingewandert sind und bis jetzt nach Kusnetzk Jassak zahlen, die Tataren am Sē, Taschtyp und zuletzt die Tataren an den Quellen der beiden Jüs. Jenseits des Taschtyp ist die Lebensweise der Tataren eine Zwischenstufe zwischen den Schwarzwaldbewohnern und angesiedelten Jassak-Bauern, ja es sind schon viele Gemeinden vollkommen in Jassak-Bauerngemeinden verwandelt. Die Jurten am Sē, Taschtyp und oberen Abakan sind ganz wie die Jurten der Schor und Schwarzwald-Tataren eingerichtet, es sind theils Hütten, theils Birkenrinden-Jurten. Sie liegen meist in den Thalebenen zerstreut bis zu den Uferbergen; am Taschtyp aber und in der Abakan-Ebene nehmen die Jurten schon mehr den Charakter von Gehöften an, denn hier werden sie von einem Heckenzaune um-

geben, der als Aufenhalt für die zur Jurte getriebene Viehheerde benutzt wird. Diese Tataren treiben schon überall Ackerbau, allerorten sieht man an den Uferbergen Ackerstücke liegen. Der Acker wird hier schon nicht mehr mit der Hacke bearbeitet, sondern mit sehr primitiven Pflügen (salla). Alle Tataren sollen schon Roggen, Weizen und Gerste bauen. Ueberall haben die Tataren hier einen kleinen Viehstand: Kühe, Pferde und Schafe, wenn auch in geringerem Umfange als die Bauern. Die Jurten haben fast überall dieselbe Einrichtung, nur in den Dörfern, wo als Jassak-Bauern lebende Tataren wohnen, sieht man wirklich russische Bauernhäuser und russische Einrichtung. Die besseren Jurten sind ungefähr folgendermassen eingerichtet: Rechts von der Thür sind an der Wand Bretterregale angebracht, worauf Gefässe, Flaschen und anderer Hausrath sich befinden. Der Thür gegenüber ist das Bett, das aus einer Anzahl dünner Matratzen besteht, die auf einem roh gearbeiteten Holzgestelle liegen; die Kissen sind dreieckig gepolstert. Rechts vom Bette sind Kasten und allerlei Habe, auf diesen liegen die Betten der Kinder. Hinter dem Feuer sind zwei Stangen mit einem Querholze. Die reicheren Jurten sehen sehr reinlich aus, die ärmeren aber sind meist in einem sehr traurigen Zustande. Die Männer tragen russische Tracht, die Frauen hingegen haben eine eigene Tracht: sehr lange und weite Kleider, die auf den Achseln und am Kragen gestickt sind. Sie tragen die Zöpfe mit Behängen wie die Schwarzwald-Tataren. Die Mädchen tragen bis 15 Zöpfe. Sie haben Mützen mit einem der altajischen Mütze ähnlichen Pelzbesatz, tragen dieselben aber nur an Feiertagen. Die Pelze der reichen Frauen sind lang und mit Otterfell verbrämt und über den Pelzen tragen sie ein kurzes ärmelloses Kleidungsstück. (Vgl. das Titelbild.)

Die östliche Gruppe der Minussinskischen Tataren bilden den Uebergang von einem echten Nomadenvolke zu ansässigen Bauern. Zu dieser Gruppe gehören die Unterthanen des Katschinzischen Steppengerichtes. Diese Tataren leben in Jurten, die denen der altajischen ähnlich sind. Es sind theils Gitterjurten, die mit Filz bedeckt sind, theils aus Balken gezimmerte, wie die Jurte des Kurtu-Saisan im Altai. Darin unterscheidet sich aber diese Gruppe der Minussinskischen Tataren von den Altajern, dass sie ausser diesen Sommerjurten noch Winterhütten aus Balken besitzen, in denen sie die kalten Monate des Jahres

Digitized by Google

zubringen. Auch hier haben sich schon vielfach Uebergangsstufen zwischen Vieh züchtenden Nomaden und Vieh züchtenden Jassak-Bauern gebildet. Die Tataren dieser Gruppe sind viel reicher als die Tataren der ersten Gruppe; sie treiben zwar auch zum Theil Ackerbau aber vielmehr Viehzucht, und einzelne Katschinzen sollen sehr bedeutende Viehheerden halten. Das Vieh lebt hier wie bei den Nomaden heerdenweise. Es werden hier vielmehr Pferde gehalten als Rindvieh. Die Kleidung der Katschinzen bietet noch weniger Charakteristisches als die Kleidung ihrer westlichen Nachbarn.

Im Allgemeinen sind die Sitten der Abakan-Tataren dieselben wie die der Altai-Tataren. Sie sind fast alle getauft, aber nur dem Namen nach Christen, in vielen Jurten hängen ganz offen die Schamanentrommeln. Oft habe ich in der Nacht die dumpfen Töne dieser Instrumente gehört. So viel ich erfahren konnte, tragen die Abakan-Schamanen beim Schamanisiren eine eigenthümliche Tracht, die aus einem mit bunten Bändern behängten Lederrock mit Glöckchen und Klappern und einer eigenthümlichen Mütze besteht. Nur einmal hatte ich Gelegenheit, in einer Sagajer-Jurte dem Schamanisiren beizuwohnen. Es war hier eine Schamanin in Thätigkeit, sie hatte jedoch keine besondere Kleidung. Sie trug ein kurzes Hemd, war alt und ausserordentlich mager. Diese Frau geberdete sich viel wilder als die altajischen Schamanen, sprang um das Feuer, sang mit verstellter Stimme, ahmte verschiedene Thierstimmen nach und stieg auf diese Weise von Himmelsschicht zu Himmelsschicht, bis sie sich die Helfer in die Trommel gebannt hatte, mit denen sie den bösen Geist aus der Jurte in's Freie trieb. Zurückgekehrt, gerieth sie in die höchste Verzückung, liess zuletzt die Trommel fallen und stürzte wie todt nieder.

Die hiesigen Schamanen sollen schlecht bezahlt werden, sie bekommen meist Geld. Für 30 Kopeken soll ein Schaman einen halben Tag arbeiten. Obgleich die Abakan-Tataren Christen sind, so lassen sie die Schamanen doch viel öfter schamanisiren als die heidnischen Altajer. Gewöhnlich verbergen die Abakan-Tataren ihre Anhänglichkeit an den alten Glauben vor den Russen und lieben sich in Gegenwart derselben als orthodoxe Christen zu geberden. So habe ich oft bemerkt, dass bei meiner Annäherung die Kästen geöffnet und Heiligenbilder aufgestellt wurden, die man nach meiner Abfahrt wieder in den Kästen verschloss.

Einstmals passirte es mir am Askys, dass ich schlechten Wetters halber einen halben Tag in einer Jurte zubringen musste; da hielten es die Leute für ihre Pflicht, in meiner Gegenwart zu beten. Man hatte eine Reihe Heiligenbilder auf einen Kasten gestellt und abwechselnd kniete eines der Familienglieder vor den Bildern nieder und bekreuzigte sich. Ich sah das eine Stunde lang mit an und fragte den Wirth, ob er denn so fromm wäre. Er lächelte mich dumm an. Da ich wohl merkte, was das zu bedeuten habe, sagte ich ihm kurz, dass es mir vollkommen gleichgültig wäre, ob er bete oder nicht. Da packte er ruhig seine Heiligenbilder in den Kasten. Später erfuhr ich, dass der Mann selbst ein sehr berühmter Schaman sei.

Eine religiöse Feierlichkeit, die sich bis jetzt bei den Katschinzen bewahrt hat, ist das Feiern des Frühlingsfestes (Tjas tojy). Es soll noch ganz so gefeiert werden, wie es schon Pallas beschreibt. Im Juni (ulu schilkär ai) versammeln sich an verschiedenen Tagen die Bewohner benachbarter Aule zu dieser Feier an einem Orte. Jeder Wirth hat für diese Feierlichkeit eine möglichst grosse Menge Milchbranntwein fertigstellen lassen und bringt dort unter Gebeten der Gottheit ein Opfer. Zu diesem Feste werden auch neue Opferthiere ausgewählt, die ganz wie bei den Altajern mit Bändern geschmückt werden. Wenn Pallas behauptet, das geweihte Pferd Ysyk müsse ein Wallach sein, so ist dies wohl ein Irrthum, ich habe nie andere Opferthiere gesehen als Hengste und Stuten. Nach der religiösen Feierlichkeit des Frühlingsfestes beginnt ein Festessen und Gelage, ebenso giebt es Wettrennen, Wettkämpfe, Gesänge und Tänze.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten sind fast dieselben wie bei den westlichen Nachbarn: Werbung, Bezahlung des Kalym, Hochzeitsgeleite und Gelage. Zum grössten Theile werden aber, gerade wie bei den Schor, die Bräute heimlich entführt und nach der Entführung die Verhandlungen wegen des zu zahlenden Kalyms angeknüpft. In der Ehe sind die Abakan-Tataren ebenfalls treu, es sollen aber bei ihnen die Lösungen der Ehen häufiger vorkommen als bei den altajischen Tataren. Nach der Sitte der Abakan-Tataren hat der Mann der Frau nur die Mitgift wiederzugeben, darf aber die Kinder und die Nachkommen vom Vieh der Mitgift behalten. Hat die Frau den Mann verlassen, so müssen die Verwandten den Kalym zurückzahlen. Jedes Ehepaar muss in einer besonderen Jurte leben, deshalb wird dem

Digitized by Google

Sohne bei der Verheirathung sogleich eine neue Jurte angewiesen. Trotz alledem bleibt der Vater und nach ihm der älteste Bruder das Oberhaupt der Familie und alle fügen sich seiner Autorität.

Die Feierlichkeiten bei der Namensgebung sind dieselben wie bei den altajischen Tataren, nur mit dem Unterschiede, dass hier der Neugeborene nach den Volksbräuchen einen tatarischen Namen erhält und nach einem halben Jahre officiell getauft wird und einen christlichen Namen bekommt. Letzterer wird im gewöhnlichen Leben nicht angewendet.

Die Todtenfeierlichkeiten schildert uns Castrén folgendermassen: „Bei einem Gerüchte von einem Todesfalle finden sich die Tataren in grossen Mengen ein, um dem Verstorbenen ein Grab zu graben. Jeder Tatar sieht es für eine heilige Pflicht an, dem Dahingeschiedenen, dessen Verwandte jedoch nicht an dieser Arbeit theilnehmen dürfen, mit diesem Dienste zu ehren. Die jetzigen Tataren begraben ihre Todten immer auf hohen Stellen und lassen es sich angelegen sein, dass sämmtliche Grabhügel auf den gemeinsamen Begräbnissplätzen in einer Linie fortlaufen, sowie dass jedes Grab eine Richtung von Osten nach Westen habe. Was die Grösse betrifft, so sind die jetzigen Tatarengräber nur 2—4 Arschin lang und selten mehr als 1 Arschin tief. Für ältere Personen wird in dem Grabe selbst eine Art von Holzkasten gezimmert, die Schamanen werden gewöhnlich in die blosse Erde gelegt und Kinder nur in Birkenrinde gewickelt. Der Verstorbene wird meist in Seiden- oder anderes feines Zeug gewickelt und mit seinen besten Kleidern bekleidet. Nach dem jetzt gangbaren Brauche muss der Todte eine liegende Stellung im Grabe haben, mit emporgewandtem Gesicht und ostwärts gerichteten Augen. Für jede Leiche wird, mit wenigen Ausnahmen, ein besonderes Grab gegraben. Zu den Füssen der Leiche legt man einen Sattel, sammt einem Vorrath von Branntwein, Käse, Fleisch, Butter u. s. w. als Wegkost. Das Grab wird, wie gewöhnlich, mit Erde gefüllt und mit einem 1 bis 2 Fuss hohen Hügel versehen, der aber mit Steinen bedeckt wird und dieselbe längliche Form wie das Grab hat. Ist der Verstorbene auf die hier angeführte Weise bestattet worden, so stellen die Anwesenden, die grösstentheils aus seinen Verwandten bestehen, am Grabe selbst ein Gastgebot an. Das Gastgebot wird gewöhnlich drei Tage nach dem Tode des Da-

hingeschiedenen gefeiert. Am zwanzigsten Tage versammeln sich die Anverwandten zum zweiten Male am Grabe, um das Gedächtniss des Verstorbenen durch ein ähnliches Gastgebot zu begehen. Dieselbe Ceremonie wird am vierzigsten Tage wiederholt und bei dieser Gelegenheit wird auch das Lieblingsross des Verstorbenen, welches am Todestage seines Herrn die Freiheit erhalten hat, jetzt aber aus einer der Tabunen des Ulusses eingefangen wird, getödtet. Das Pferd wird am Grabe verspeist und der Kopf auf die Spitze einer Stange gesteckt, die an dem Ende des Grabhügels aufgerichtet wird. Hierauf wird noch ein Gedächtnissfest hundert Tage nach dem Tode des Verstorbenen gefeiert, und es war gerade ein solches Fest, das die Koibalen an dem Grabe begingen, zu welchem ich jetzt meine Schritte lenkte."

„Hier waren ungefähr vierzig Gäste versammelt, von denen ein Jeder Airan, gekochtes und gebratenes Fleisch, Käse, Milch, Butter und andere Speisewaaren zum Feste mitgebracht hatte. Diese Gegenstände waren jedoch bei meiner Ankunft zum grössten Theile verzehrt und viele der Gäste lagen schon berauscht auf dem Felde. Diejenigen, welche noch auf den Beinen standen, rauchten mit aller Gemüthlichkeit ihre Pfeifen und schüttelten mit betrübtem Gesichte ihre leeren Airanflaschen. An einem der Gräber, dem letzten in der Reihe, sassen rechts vom Hügel einige Weiber, welche abwechselnd assen, tranken, rauchten, weinten und Trauerlieder sangen. Eine derselben war offenbar die Witwe des Verstorbenen, denn zum Andenken an ihre früheren Pflichten breitete sie Fleischscheiben auf dem Grabhügel ihres Gemahls aus und goss aus einer grossen Schaale Airan darauf. Ihr gegenüber sass links am Grabe ganz allein ein bejahrtes Weib mit mageren Händen, trüben Augen, eingesunkenen Wangen und zitternden Gliedern. Die Alte hielt einen Stab in der Hand und war in einen groben, kohlschwarzen, zerfetzten Mantel gehüllt. Dies war die siebzigjährige Mutter des Verstorbenen, welche ihren einzigen dreissigjährigen Sohn, die Stütze ihres Alters, in die Erde gesenkt hatte. Häufig streckte sie ihre mageren Hände aus und brach in ein wildes Heulen aus, bis endlich ein junger Tatar sie aus Mitleid in seinen Karren hob und von dem Platze der Trauer fortbrachte."

Die Abakan-Tataren sind im Ganzen musikalischer als ihre westlichen Nachbarn, denn sie besitzen vier verschiedene Musik-

Digitized by Google

instrumente. Ausser der bei Gelegenheit der Altajer beschriebenen Rohrpfeife und Guitarre habe ich nämlich hier den Kobys, eine Art Geige, und den Tjattagan, eine liegende Harfe, gefunden. Der Kobys hat die Form einer tiefen Pfanne mit einem langen Stiele. Den Resonanzboden dieses Instrumentes bildet eine fest über der Höhlung ausgespannte, pergamentartig gegerbte Thierhaut, in deren Mitte sich ein ziemlich grosses, rundes Loch und rundherum mehrere kleinere Löcher befinden, über denen der hölzerne Bock, der die Saiten hält, aufgestellt ist. Es sind zwei Saiten aufgezogen, eine Diskantsaite, die aus drei, und eine Basssaite, die aus sechs Pferdehaaren besteht. Gespielt wird das Instrument mit einem Bogen, der die Form eines kleinen Bogens hat, mit dem die Kinder Holzpfeile schleudern. Auf dem Bogen sind natürlich auch Pferdehaare gespannt. Der Tjattagan ist ein über 1 Arschin langer und 3—4 Werschok breiter flacher Kasten mit doppeltem Boden, der meist aus Tannen- oder Cedernholz verfertigt ist. Auf diesem Kasten sind der Länge nach sechs Saiten ausgespannt, die eine verschiedenartige Dicke haben. Unter jede einzelne Saite wird ein Bock gestellt, der nach dem Aufspannen der Saite so geschoben wird, dass die kürzere rechte Hälfte der Saiten als Diskant, die linke Hälfte als Bass gestimmt ist. Der Spieler sitzt vor dem Tjattagan und spielt mit der rechten Hand die Melodie auf der Diskanthälfte, mit der linken Hand die Begleitung auf der Basshälfte. Ich habe auf diesem Instrumente recht geschickt spielen hören und das Spiel würde, glaube ich, recht angenehm geklungen haben, wenn das Instrument einen besseren Ton gehabt hätte.

Hier einige Nachrichten über die Verwaltung der Abakan-Tataren, die ich den Angaben des Fürsten Kastrow entlehne:

Officiell werden die Abakan-Tataren zu den nomadisirenden Stämmen gerechnet, d. h. zu solchen, die, obgleich sie feste Wohnsitze haben, wenigstens einen Theil des Jahres nicht in ihren Dörfern leben. Jeder Stamm der Abakan-Tataren wird von einem Baschlyk verwaltet, dem ein Jessaul zur Seite steht. Früher war die Baschlykwürde erblich, jetzt aber wird der Baschlyk auf mehrere Jahre vom Volke gewählt. Der Jessaul scheint auch in früherer Zeit gewählt worden zu sein. Der Baschlyk ist eine Art Vorsteher und Vertreter des ganzen Geschlechtes, daher hat er für das Wohlergehen und Gedeihen des ganzen Geschlechtes zu sorgen. Officiell ist seine Thätigkeit ungefähr dieselbe wie

die des Districtsältesten der Bauern-Districte. Er führt alle von Seiten der Verwaltungsbehörde das Geschlecht betreffenden Befehle aus, er sammelt alle Abgaben des Volkes und stellt sie dem Steppengerichte vor, und verhängt über seine Unterthanen der Volkssitte gemäss, kleine Strafen für die verübten Vergehen. Zuletzt hat er die Aufgabe, der Oberbehörde über alle ausserordentlichen Ereignisse des Geschlechtes zu berichten. Bei den Abakan-Tataren sind drei Steppengerichte eingesetzt, am Abakan zwei: das Steppengericht der vereinigten Stämme und das Katschinzische Steppengericht, die beide zu dem Minussinskischen Kreise gehören. Das dritte Steppengericht ist in der Jüs-Steppe und heisst das Kysylsche; es gehört zum Atschinskischen Kreise. Das Steppengericht besteht aus einem Golowa (Haupt), zwei Deputirten und einem Schriftführer. Alle diese Beamten werden von den Eingeborenen selbst gewählt. Der Wirkungskreis des Steppengerichtes besteht in der Aufsicht über die Verwaltung der Geschlechter und in der Administration der Volksabtheilung. Das Steppengericht hat darauf zu achten, dass alle Gesetze, die durch die Volkssitte oder auf Befehl der Regierung in den Geschlechtern gelten, streng ausgeführt werden, dass die Geschlechtsverwaltung ihre Rechte nicht überschreite und die Unterthanen des Geschlechtes nicht bedrücke und beeinträchtige. Die Administration des Steppengerichtes besteht darin, dass sie die Ausführung aller Befehle der Oberbehörde veranlasst, die Abgaben richtig und zur Zeit eintreibt, dass sie die Glieder vor jeder Beleidigung und Beeinträchtigung schützt und die von der Behörde geforderten Personen der Geschlechter aufsucht und der Oberbehörde vorstellt. Die Steppengerichte sind als Verwaltungsbehörde unmittelbar der Kreis-Polizei-Verwaltung untergeordnet.

Gemäss der bestehenden Gesetzes-Bestimmungen sind die Abakan-Tataren berechtigt, alle Streitigkeiten civiler Natur nach den seit altersher bei ihnen bestehenden Sitten und Gebräuchen zu ordnen. Dazu gehören Streitigkeiten bei Kauf und Verkauf, Sachrecht, Ehrenrecht und Erbschafts-Angelegenheiten. In Bezug auf letztere giebt Kastrow folgende Einzelheiten an: Wenn nach dem Tode des Familienhauptes keinerlei Erben nachbleiben, so geht das ganze Vermögen an das Geschlecht, zu dem der Verstorbene gehört, über. Das Erbe eines Besitzers, der keine Kinder hat, geht auf die nächsten Verwandten des Vaters des Ver-

storbenen über, zuerst an die Brüder des Verstorbenen, dann an die Brüder des Vaters, dann an die Vettern im zweiten und dritten Gliede. Hat der Verstorbene keine Brüder, so geht das Erbe an die Schwestern (scheint mir unwahrscheinlich). Hat der Verstorbene keine Verwandten in absteigender Linie, so geht die Erbschaft in aufsteigender Linie. Hat der Verstorbene eine Frau und Kinder nachgelassen, so erhält die Frau den fünften Theil des Nachlasses, die Töchter den zehnten Theil und der Rest wird gleichmässig unter die Brüder vertheilt. (Diese Angabe scheint mir so den Ideen der Geschlechtstheilung und der Nomaden überhaupt zu widersprechen, dass es mir schwer wird, diese Angaben Kastrow's hier anzuführen; ich thue es aber doch, da Fürst Kastrow jahrelang den Minussinskischen Kreis verwaltet hat und deshalb in dieser Beziehung als Autorität angesehen werden muss.) Wenn die Witwe wieder heirathet, so behält sie alle die Gegenstände, die zu ihrer Kleidung und zu ihrem Schmucke gehören, auch wenn sie zu Lebzeiten des Mannes erworben sind; alle übrigen Hausgeräthe, ebenso ihr Erbtheil vom Manne, bleiben den Kindern der ersten Ehe. Hat die Frau eine Mitgift erhalten, so wird ihr, wenn sie als Witwe sich wieder verheirathet, dieselbe nicht zurückgezahlt, sondern unter ihre Kinder vertheilt.

Nach dem hergebrachten Gewohnheitsrechte werden auch kleine Vergehen der Eingeborenen gerichtet. Zu diesen gehören Diebstahl und insbesondere Pferdediebstahl. Vor fünfzig Jahren waren die Abakan-Tataren wegen ihrer Ehrlichkeit berühmt. Der Kaufmann Anjanin, der im Dorfe Askys lebt, erzählte Kastrow, dass sein älterer Bruder einen bedeutenden Handel hier geführt und in einem Buche alle seine Schuldner notirt habe. Einstmals sei dieses Buch verbrannt. Anjanin sei in grosse Angst gerathen, da ihm nur die allgemeine Schuldsumme bekannt war, er aber nun keinen der einzelnen Schuldner genau bezeichnen konnte. Er sei daher durch alle Aule, wo er Handel getrieben, gereist und habe die Leute gefragt, wer ihm etwas schuldig sei. Diese hätten sich freiwillig gestellt und ihre Schuldsummen angegeben. Als er nach Hause zurückgekehrt war, habe seine Berechnung ergeben, dass sein neues Buch genau die frühere Schuldsumme zeigte. Jetzt haben sich die Verhältnisse geändert. Besonders bei den Koibalen soll es viele Diebe geben. An der Sittenverderbniss sollen zum Theile die Verschickten,

die sich in den in der Nähe der Jurten gelegenen Dörfern niederlassen, schuld sein. Pferdediebstahl soll mehr bei den Sagajern vorkommen. Die Schuldigen werden meist mit Ruthenhieben bestraft und müssen das Gestohlene zwei-, drei- und vierfach bezahlen, je nachdem der Schuldige schon öfter wegen Diebstahls bestraft ist. (?)

Schwere Verbrechen, wie Raub, Todtschlag, Mord, Falschmünzerei, werden nach russischem Gesetze von den ordentlichen Gerichten gerichtet. Dergleichen Fälle sind aber nach Kastrow's Versicherung sehr selten.

Was die Abakan-Tataren von allen übrigen östlichen Brüdern auszeichnet, ist die Entwickelung der epischen Poesie, der in gebundener Rede vorgetragenen Märchen und Heldensagen. Nirgends giebt es so viele Sänger wie bei den Abakan-Tataren. Von dem Reichthum dieser Poesie, auf die schon Castrén aufmerksam gemacht hat, giebt der zweite Band meiner „Literaturproben" ein sprechendes Zeugniss. Eine Besprechung dieser Poesieen würde mich zu weit führen; ich werde hier nur zwei Heldengesänge, theils im Wortlaute, theils im Auszuge mittheilen, die auch das Charakteristische des Lebens der beiden Kulturgruppen wiedergeben.

Die Heldensagen werden, wie bei den Altajern, brummend recitirt. Gewöhnlich des Abends, besonders aber in Nachtlagern, wenn die Leute im Herbste auf ihren Jagdzügen übernachten. Der recitirende Sänger, vom Feuer beleuchtet und umgeben von der gespannt lauschenden Menge, ist ein Anblick, der Nachbildung seitens eines Künstlers würdig.

Ai Mökö (Der Mond-Starke).

(Gesammelt am Flusse Sē.)

Eine Schwester und ein Bruder,
Ohne Vater, ohne Mutter,
Lebten sie zusammen beide;
Speise war nicht da zum Essen,
War zum Anziehn auch kein Pelz da,
Nährten sich von Lilienzwiebeln,
Assen auch Päonienwurzeln.
Sprach zum Bruder da die Schwester:
„Bis zum dritten Lebensjahre
Hab' ich dich ernährt, o Bruder,
Alle Lilien und Päonien
Hab' ich ausgegraben, Bruder,

Digitized by Google

Weit zu gehen, fürcht' ich mich,
Bin ja nur ein Mädchen, Bruder.
Da du jetzt drei Jahre alt bist,
Gehe selbst du auf die Jagd!
Stelle Schlingen auf den Bergen!"

Der Bruder führt den Befehl seiner Schwester aus und findet am anderen Morgen, dass sich ein Fuchs in der Schlinge gefangen. Als er ihn mit einem Holze erschlagen will, spricht der Fuchs zu ihm:

„Tödte mich nicht, Knabe, sprach er,
Sieh', mein Fleisch isst ja kein Mensch,
Denn viel schlechter ist mein Fleisch
Als das Fleisch des kleinen Mäuschens;
Nur der Reiche trägt mein Fell
Auf der Mütze und am Kragen,
Für dich, Armen, passt es nimmer,
Spotten würden dein die Leute,
Hast zum Essen keine Nahrung,
Keine Kleidung auch zum Anziehn."

Der Jüngling erwidert ihm, er habe eine Schwester, die solle entscheiden, ob er ihn tödten oder loslassen werde; er nimmt ihn darauf zu seiner Schwester mit, die die Worte des Fuchses bestätigt, daher lässt der Knabe den Fuchs los. Aus Dankbarkeit giebt darauf der Fuchs ihnen den Rath, sich auf den Weg zu machen, jenseits des Berges würden sie nach sieben Tagen ein goldenes Haus mit siebzig Fenstern finden, dort wohne ein Fürst, in dessen Hände sie sich geben sollten. Die Geschwister folgen seinem Rathe:

Gingen nun am Meer' entlang
Und gelangten zu dem Berge.
Ganz verhungert zogen fort sie,
Konnten kaum den Berg ersteigen.
Da die Schwester liegen blieb,
Stieg allein der Knab' empor,
Schaut' das Haus mit siebzig Fenstern,
Schaute da des Volkes Menge
Und des Viehes dichte Schaar,
Kam zurück zu seiner Schwester,
Führte bei der Hand sie mit sich,
Brachte sie zum Bergesrücken.

Er tröstete sie, dass jetzt ihre Noth vorbei wäre und überredete sie, mit ihm zu gehen.

Als sie durch das Volk da schritten,
Fürchtet sich das Volk vor ihnen:
„Seht, was sind das nur für Menschen?
Sind vor Hunger abgezehrt,
Sind es Aina aus der Tiefe,
Sind es Menschen, Erdgebor'ne?
Menschen, die so abgemagert,
Haben wir noch nie gesehen!"

So gelangten sie zum Hause und lehnten sich fast besinnungslos an die Pfosten der Thüre. Der Wirth des Hauses trat heraus, erblickte beide und führte sie, von Mitleid erfüllt, in seine Wohnung.

Als er ihren Namen fragt,
Ist das Mädchen ohne Sprache,
Ohne Sprache auch der Knabe.
Mit dem Napfe schöpfte Milch er,
Schöpfte mit dem Napfe Sahne,
Strich mit Sahne ihren Kopf da,
Milch goss ihnen in den Mund er,
Da erhielten sie die Sprache.

Als der Wirth des Hauses erfährt, dass sie elternlose Waisen sind und in der Steppe allein gelebt haben, beschliesst er, sie an Kindesstatt anzunehmen und richtet zuerst ein Gastmahl her, um ihnen den Namen zu geben. Das Volk wagt es nicht, den Namen zu geben, da tritt ein Greis hervor und giebt dem Knaben den Namen Ai Mökö und der Schwester den Namen Altyn Aryg (die Goldreine). So hatte Altyn Ärgäk, der hiesige Fürst, jetzt einen jungen Bruder, den auf der Steppe gefundenen Ai Mökö, und eine junge Schwester, Altyn Aryg. Ai Mökö bittet jetzt seinen Bruder, ihn auf die Jagd ziehen zu lassen.

Ai Mökö gab seinem Bruder
Jetzt ein herrlich weisses Reitpferd,
Dieses Pferd bestieg der Knabe,
Ritt jetzt fort zu dem Altai;
Auf dem Rücken des Altai
Kam ihm da ein Mensch entgegen,
Der hatt' alles Wild erlegt,
Ai Mökö fand da kein Wild mehr.
Da rief Ai Mökö ihm zu:
„Sag'! auf meinem Jagdreviere,
Weshalb jagest du das Wild?"
Sprach der Mensch auf rothem Pferde:

Digitized by Google

„Dieses Land hat Gott geschaffen,
Soll ich mir's von dir erbitten?
Oben ist der höchste Gott,
Unten ist's der weisse Kaiser."
Doch es sprach der kleine Knabe:
„Jeder Mensch hat seinen Namen,
Jeder Hirsch hat seine Haare,
Nenne mir doch deinen Namen."
Jener sprach darauf zum Knaben:
„Auf dem blutig-rothen Pferde,
Kaigalak Kan bin ich", sprach er,
„Acht' nicht auf Kudai dort droben.
Grosse Helden tödt' im Kampf ich,
Mit der Peitsche kleine Helden."
Da begannen sie zu kämpfen,
Kaigalak mit rothem Pferde
Peitschte los auf Ai Mökö,
Schlug ihn da drei Tage lang,
Dann warf fort er seine Peitsche,
Packte ihn dann mit den Armen.

Da kommt plötzlich von irgend woher ein Pfeil geflogen, durchbohrt den Kan Kaigalak und bleibt dann im Felsen stecken. Der Knabe wundert sich, wer wohl den Pfeil abgeschossen habe, da er keinen Verwandten auf der Erde habe. Doch da sieht er, dass an dem Pfeile eine Schrift befestigt ist. Er nimmt die Schrift und liest sie:

In dem Lande der Kadai,
Tschäs Mökö mit Kupferfalben,
Er, der grosse Held, der bin ich,
Abgeschossen hab' den Pfeil ich;
Nimm ihn nicht in deine Hände,
Weiter fliegen wird der Pfeil,
Hin zum Fürsten Akyrang Tas
Mit dem blauen Schimmelpferde,
Wird der Pfeil nun weiter fliegen,
Sich in seinen Pfosten bohren.
Als das neunte Jahr erreicht' ich,
Kämpfte ich mit Akyrang Tas,
Waren uns an Kräften gleich da.
Als ich dreissig Jahr dann alt war,
Haben wiederum gekämpft wir,
Doch vergebens, denn auch damals
Waren wir an Kräften gleich uns.
Jetzo bin ich siebzig Jahre.
Wieder zieh' ich aus zum Kampfe,
Warte da auf dem Altai,

Finden will ich dein Geburtsland,
Will dir deinen Vater finden.

Der Pfeil flog weiter und Ai Mökö ritt auf dem Rücken des Altai entlang. Er sieht in der Entfernung zwei Leute am Wege entlang reiten, und da er ihnen folgt, kommt er zu einem Fürstensitze, dort sieht er einen Greis mit schneeweissem Barte, der die Hengstheerde hütet. Er unterhält sich mit dem Greise, der sich Altyn Airy nennt, und erzählte ihm, dass er keinen Vater habe. Da jammert der Alte:

„Sieh, mein Kind, in offner Steppe
Liess auch ich zurück zwei Kinder,
Hast davon gehört du, Knabe?
Hast gesehn du diese Waisen?
Hier in diesem Fürstensitze
Leben jetzt zwei mächt'ge Brüder,
Altyn Pyrgy, Kümüs Pyrgy,
Diese nahmen mich gefangen.
Meine Kinder liess zurück ich,
Einen Knaben und ein Mädchen."

Ai Mökö fragt ihn, ob er den Knaben erkennen würde? Der Alte bezeichnet dann ein Muttermal, das der Knabe zwischen den Schultern habe.

Da sprang Ai Mökö vom Pferde,
Riss vom Rücken seine Kleidung,
Zeigt' das Mal dem armen Alten,
Dieser rief in wildem Schmerze:
„Ai Mökö, mein Kind bist du!"
Schluchzend weinte Ai Mökö
Und es weint' vor Freud' der Alte:
„Altyn Pyrgy, Kümüs Pyrgy
Ueberzogen mich mit Krieg,
Trieben fort des Viehes Menge,
Doch die Kinder, die versteckt' ich.
Sieh, des eig'nen Viehes Heerden
Muss ich Armer hier jetzt hüten,
Doch, mein Kind, nicht sterben werd' ich,
Da ich dich, den Sohn, gesehen,
Ach, ich bin ein Greis geworden,
Alle Kraft ist mir gewichen.
Nimm du dieses all' mein Vieh,
Wenn es Tschäs Mökö dir zutheilt.
Tschäs Mökö, der Held aus China,
Voll Verstand's ist Tschäs Mökö,

Digitized by Google

Reines Sinn's ist Tschäs Mökö,
Folge du jetzt seinem Rathe.
Möge uns'rer sich erbarmen
Kudai, droben, der Erhab'ne
Hier auf Erden auch der Starke,
Tschäs Mökö, er mög' entscheiden,
Sieh, er wird gerecht uns richten."

Ai Mökö begiebt sich jetzt in die Jurte der beiden Pyrgy und trifft dort den Greis Tschäs Mökö; als dieser den jungen Helden erkennt, fordert er die Brüder auf, ihm seine Habe auszuliefern. Da dieser sich weigert, so beginnt Ai Mökö den Kampf mit ihnen.

Mit dem Helden Altyn Pyrgy
Fasste sich jetzt Ai Mökö,
Rangen da drei volle Tage,
Bebend schwankte da die Erde,
Als er ihn zu Boden schleudert
Und die reine Seele tödtet.
Als dies Kümüs Pyrgy sah,
Eilt er zu auf Ai Mökö,
Packte ihn mit seinen Händen,
Sieben Tage rangen sie,
Keiner stürzt' zur Erde nieder;
Darauf rangen sie neun Tage,
Keiner fiel da in den Staub,
Erst am zwölften Tag' des Kampfes
Schleuderte er da den Pyrgy
Auf den Boden, tödtet' ihn;
Es entfloh des Helden Seele.

Tschäs Mökö und der Vater des Ai Mökö treten aus dem Hause und beglückwünschen den jungen Helden. Er gedenkt in seinem Glücke seines Wohlthäters Altyn Ergäk und alle begeben sich zu ihm. Auf dem Wege verabschiedet sich nun Tschäs Mökö und erklärt, jetzt müsse er zum Kampfe mit Akyrang Tas gehen; er sieht voraus, dass er dort sterben werde, aber sein Schicksal treibe ihn hin. Niemand solle ihm folgen, denn der Hingerittene komme nicht zurück. Er fährt fort:

„Seht, ich geh' jetzt, um zu sterben,
Ach, kein Kind, das nach mir folgte,
Ist entsprossen meiner Leber!
Ist kein Bruder mir geboren,
Mir die Augen zuzudrücken,
Weh! der schwarze Rabenvogel

Wird zerhacken mir die Augen."
Grüssend ritt er nun von dannen,
Ganz allein ritt Tschäs Mökö,
Dachte an die Todesstunde,
Weinend ritt so Tschäs Mökö,
Thränen rieseln aus den Augen,
Wasser fliesst ihm auf die Nase,
Feucht wird ihm der graue Bart.

Ai Mökö aber gereut es, den tapferen Helden nicht begleitet zu haben; er beschliesst, ihm zu folgen, entweder ihn lebendig zu begrüssen oder seine Gebeine zu sehen. Trotz der Widerrede seines Vaters machte er sich auf den Weg. Tschäs Mökö hat unterdessen das Haus Akyrang Tas erreicht; er begrüsst sich mit diesem und fordert ihn zum Kampfe auf und beschliesst seine Rede mit den Worten:

„Sterbe ich im Kampfe jetzt,
China's Land wird dann verwaist sein,
Dort lebt ja kein and'rer Held;
Sterbe ich im Kampfe jetzt,
Stürzt doch nicht der Himmel ein,
Fällt herab nicht auf die Erde,
Wenn da stirbt Held Akyrang Tas,
Bleibt die Erd' auch ruhig stehen,
Und der Erde fliessend Wasser
Wird sich dadurch nicht vermehren,
Dieses Land, das Kudai schuf,
Gehet nicht mit uns zu Grunde."

Sie kämpften lange und endlich wirft Akyrang Tas den Tschäs Mökö zu Boden, da schwankt die Erde und der Himmel erdröhnt und des Tschäs Mökö reine Seele entflieht. Da kamen des Akyrang Tas sechzig Helden und legten den Todten auf eine weisse Filzdecke. Ai Mökö erscheint nun als Rächer, tödtet den Akyrang Tas und beweint seinen todten Freund, so dass das Fleisch seiner Leber vor Schmerz zittert und die Knochen klappern, denn es jammert ihn, dass ein so trefflich geborener Mann in der Fremde sterben musste. Darauf kehrt Ai Mökö zur Jurte des Altyn Ergäk zurück. Der Bruder richtet ein Freudenmahl aus, um seine Rückkehr zu feiern, und bewirthet das Volk mit dem rothen Fleische der dunklen Hengste. Alsdann verheirathet er sich mit der Tochter des Kitschikäi, des Helden mit dem hirschhaarigen, weissblauen Pferde, mit dem herrlichen Weibe

Altyn Tschüstük. Altyn Ergäk ladet ihn nun ein, bei ihm zu bleiben, und auch seinen Vater, der jetzt mit seinen Unterthanen und seinem Vieh hier eintrifft. Doch der Vater spricht: „Nein, Ai Mökö, mein Kind; wenn er auch niedrig ist, habe ich doch einen eigenen Berg; wenn's auch seicht ist, habe ich doch ein eigenes Wasser; lass uns zurückkehren". Da verabschieden sie sich und Ai Mökö kehrt mit seinem Vater und seiner Schwester zu seinem eigenen Lande zurück. Heimgekehrt, leben sie in Frieden bis an ihr Lebensende.

2. Kartaga Mergän.

An dem Eckenlande wohnt er,
Trinket auch das Eckenwasser,
Voll von Hab' war seine Jurte,
Voll von Vieh war seine Steppe,
An des weissen Meeres Ufer,
Unterhalb des weissen Berges
Lebte Kartaga Mergän,
Hat 'nen schönen Apfelschimmel,
Um darauf zur Jagd zu reiten,
Und ein zweites Ross mit Mischhaar,
Um d'rauf in den Krieg zu ziehn.
Diese Nacht schlief er im Hause;
Als sich weiss der Himmel färbte,
Glänzend sich die Sonn' erhob,
Ritt der Held zum Jagen aus.
Schoss das Wild am Bergesabhang,
Vögel an des Meeres Ufer,
Lud sie hinter sich auf's Pferd,
Kehrt zurück zu seiner Wohnung
Und vertheilte seine Beute
Unter seines Volkes Menge,
Giebt ein Pferd dem, der zu Fuss geht,
Kleider reichet er dem Nackten.

Müde legt sich der Held schlafen und als der Morgen anbricht, besteigt er seinen Schimmel und verlässt die Jurte. Seine jüngere Schwester, Kan Purkan, erhebt sich vom goldenen Bette und sieht, dass ihr Bruder die Jurte schon verlassen hat. Sie tritt aus dem Hause und sieht den Bruder fortreiten. Wenn sie ihn auch zurückruft, thut der Bruder doch, als ob er nichts höre. Sie läuft hinter ihm her und erreicht ihn jenseits von drei Bergen und fragte ihn, wo er hinreite. Als er eine ausweichende Antwort giebt, theilt sie ihm mit, ein Held werde

zur Jurte kommen, der werde sie tödten und das Hutvieh forttreiben. Dabei fasst sie seinen Zügel und hält ihn zurück. Zornig ruft Kartaga Mergän:

„Lang, o Weib, sind deine Haare,
Doch nur kurz ist dein Verstand,
Thöricht scheint mir deine Rede,
Lass den Zügel! ich will reiten!
Lässt du nicht den Zügel fahren,
Tödte ich dich, Schwester, hier!“

Sie lässt aber nicht los, da zieht er sein Stahlschwert und haut die Zügel durch und reitet ruhig weiter. Ueber den Bergrücken reitet er, durch die Steppe reitet er, einen Monat Weges legt er in zwei Tagen zurück, ein Jahr Weges aber in sieben Tagen. Da hält sein Jagdross an und bittet ihn, heimzukehren, denn ein Feind sei in seine Jurte gefallen. Er wird aber zornig auf sein Ross und zwingt es durch Schläge, weiterzugehen. Nach langem Ritte vermag er endlich auf keine Weise das Ross von der Stelle zu bringen, und jetzt, als es seine Befürchtung wiederholt, beschliesst er, heimzukehren. Als er die Jurte erreicht hat, sieht er sein Volk in Frieden leben, doch als er die Jurte betritt, ist seine Schwester verschwunden. Er fragt die Grossen und Kleinen des Volkes nach der Schwester, aber Niemand kann ihm Antwort geben. Da besteigt er seinen Schwarzschimmel und folgt ihrer Spur. Am Ufer des weissen Meeres reitet er und ruft den Herrn des Meeres an:

„Herr des Wassers, Väterchen,
Sage mir, wo meine Schwester,
Weisst du es, o Herr des Wassers?“
„...Nein, mein Freund, das weiss ich nicht.““
„Wenn du das nicht weisst, mein Alter,
Was hast du dann hier gethan?“
„...Mein Geröll hab' ich gezählt,
Hab' berechnet jedes Sandkorn,
Kenne ihren Weg nicht, Held,
Doch ich will im Wasser suchen;
Ist im Wasser sie, o Held,
Werde ich die Schwester finden.““

Der Wasserherr steigt in's Meer, verwandelt sich in einen Hecht und schwimmt davon. Kartaga Mergän reitet jetzt auf den Bergrücken. Da erinnert ihn sein Schimmel daran, dass

Digitized by Google

sein Vater jenseits von drei Himmelsländern die beiden Adler auferzogen habe, die möge er rufen. Der Held ruft diese und fragt auch sie nach der Schwester, doch auch diese behaupten, sie nicht gesehen zu haben, da sie ihre beiden Kinder ernähren mussten. Er fordert sie nun auf, die Schwester zu suchen, und als sie Bedenken tragen, ihre Kinder ohne Nahrung zurückzulassen, packt der Held, sich umwendend, neun Stuten und giebt sie ihnen; da rufen die Vögel:

„Jetzo wollen gern wir fliegen,
Die neun Himmelsländer oben
Wollen neunmal wir durchschweifen,
Alle sieben Himmelsländer
Siebenmal durchfliegen woll'n wir,
Suchen die verlorne Schwester."

Die Adler fliegen davon und Kartaga Mergän kehrt nach Hause zurück. Darauf ruft er sein Kriegsross, das Pferd mit gemischten Haaren, und fragt nach der Schwester. Das Ross weiss nichts von ihr und entschuldigt sich damit, dass es geschlafen habe. Der Herr schickt das Ross aus, die Schwester auf der Erde zu suchen.

Nun kommt der Herr des Wassers aus dem Meere hervor und theilt ihm mit, dass er die Schwester vergeblich gesucht habe; darauf kommen die Adler und bringen ihm dieselbe Botschaft. Als Kartaga nach Hause zurückkehrt, sieht er sein Kriegsross über den Bergrücken eilen, es kommt zur Jurte gelaufen. stürzt aber, ohne zu sprechen, bei dem goldenen Pfosten todt nieder. Da fordert ihn sein Jagdpferd auf, ihm schnell Zaum und Sattel abzunehmen, und als dieses geschehen, wälzt es sich und verwandelt sich in einen Jalbagai-Vogel, fliegt zu den weissen und schwarzen Wolken und treibt vom Himmel ein Vöglein zur Erde nieder. Kartaga Mergän fängt den Vogel. Sein Jagdross nimmt wieder seine frühere Gestalt an und theilt ihm mit, dass dieses Vögelchen die Seele seines Kriegsrosses sei, er solle sie in das Maul des Pferdes stecken, dann werde es sogleich lebendig werden. Nachdem so das Kriegsross wieder lebendig geworden, erzählt es dem Helden, wie es vierzig Tage und Nächte in der jenseits des Meeres gelegenen Stahlsteppe gelaufen sei, dann habe es einen Bergrücken erstiegen, wo Speerspitzen wie ein Schwarzwald gewesen seien, es sei aber furchtlos durch das Heer hindurchgelaufen und habe sich von keiner

Pfeilspitze treffen, von keinem Schwerte zerhauen und von keiner Lanze durchbohren lassen; darauf sei es durch ein Feuermeer geritten, da habe auf dem Wege ein Blutfuchs gestanden, dessen Zügel auf den Sattelknopf gelegt war, neben ihm lag sein Herr todt. Diesen habe er lebendig gemacht und der Held habe ihm erzählt, dass ihn Kan Töngüs getödtet habe, als er ihm gefolgt sei, weil er die treffliche Kan Purkan entführte. Nach drei Tagen und drei Nächten habe er ein gelbes Pferd gefunden und auch neben diesem einen todten Helden. Diesen habe er auch lebendig gemacht; es war Kuttan Alyp, den ebenfalls Kan Töngüs getödtet hatte. Kuttan Alyp habe ihn jetzt rufen lassen, er wolle mit ihm zusammen die entführte Schwester verfolgen.

Sattelte jetzt seinen Schimmel.
Und bestieg ihn d'rauf der Held,
Schwang die Knute, sie erhebend,
Ueberreitet erst den Berg,
Dann durchreitet er die Steppe;
Zu dem Wege eines Jahres
Brauchte er nur sieben Tage,
Zu dem Wege eines Monats
Brauchte er der Tage zweie;
Reitet nun empor die Bergwand,
Schaut dann in die weite Ferne,
Breitet aus sich da die Stahlstepp',
Die in vierzig Tag' und Nächten
Kaum der Reiter kann passiren.
Schwingt die Peitsche auf sein Ross
Und es eilet durch die Steppe
Vierzig Tage, vierzig Nächte
Läuft das gute Schimmelross.
Laut ertönte da sein Hufschlag,
Weithin schallt des Athems Schnaufen.
Als die Bergwand er erritten
Und dann in die Ferne schaut,
Fliesset da das Feuermeer:
Dieses Feuermeeres Dampf
Steiget hoch empor zum Himmel,
Oben in des Himmels Höhe
Brennet hell die rothe Gluth
Und das schwarze Gras der Erde
Flackert auf in hellen Flammen.
Schwingt darauf der Held die Peitsche
Und im wilden Sprunge fliegt
Durch das Feuermeer der Schimmel,
An der schwarzen Erde Rande,
An des hohen Himmels Grunde,

Digitized by Google

Stehet da ein Bergesrücken,
Diesen reitet er empor.
Jenseits floss das weisse Meer;
An des weissen Meeres Seite
Ist ein Dorf, wie weisse Nissen
Wimmelt es von gelbem Vieh,
Wimmelt es von Volk und Leuten.

Er ritt jetzt in ein Haus in der Ansiedelung und findet dort viele Helden, denen er die Ursache seines Rittes mittheilte, und zieht nun mit diesen Helden neun Tage lang. Da wiehert sein Schimmel und erinnert ihn an seinen Ritt. Er steigt nun zu Pferde und reitet davon; da bemerkt das Pferd, dass der Held seine Mütze vergessen habe. Doch er beruhigt das Pferd mit den Worten, dass das ihm bestimmte Mädchen, des Altyn Kan Kind, das treffliche Weib Altyn Aryg, schon seine Mütze aufheben werde. Nachdem er wiederum weit, weit geritten und einen Altai-Rücken am Rande der Erde erstiegen, sieht er eine Ansiedelung und an goldenem Pfosten einen Blutfuchs angebunden stehen. Er steigt bei der Jurte ab, tritt in's Haus und berichtet dem Helden seine Fahrt. Der Held theilt ihm mit:

„Der sechs Klafter hohe Held,
Kan Töngüs, hat fortgeführt sie.
Wenig schlug der Held sein Pferd,
Viel schlug er das schöne Weib.
Und es weint' das schöne Weib,
Wimmerte die trefflich Schöne,
Blut ward ihrer Augen Thräne,
Eis ward ihrer Nase Wasser.
Ich vermocht's nicht zu ertragen,
Folgt' dem Helden auf dem Wege
Um das Weib ihm abzunehmen,
Doch er packt' die Bogentasche,
Zog hervor den mächt'gen Bogen,
Packt den Köcher, nahm den Pfeil,
Schoss darauf, den Bogen spannend,
Schoss mich aus der Ferne nieder;
Da lag todt ich nun am Boden,
Bis das Pferd in's Leben bracht' mich."

Jetzt fordert Kartaga Mergän den Helden auf, mit ihm zu reiten. Jener willigt nach einigem Sträuben ein und sie begeben sich nun zusammen zu Kattan Alyp, dem Helden mit dem Schwarzfalben. Auch dieser Held erzählt, wie er die schlechte

Behandlung der Kan Purkan nicht habe mit ansehen können und dem Räuber gefolgt sei, wie er von diesem niedergeschossen, darauf aber durch das Pferd mit gemischtem Haare wieder lebendig gemacht worden sei. Nach langem Ritte erreichen sie ein schneeweisses Dorf; in der Mitte steht ein neuneckiges, steinernes Haus und vor diesem ist an dem goldenen Pfosten ein schwarzbraunes Pferd angebunden. Da weigern sich die Helden, dem Kartaga Mergän in das Dorf zu folgen, sie wollten ihm nur beim Kampfe helfen. So geht denn Kartaga Mergän allein hin.

Tritt nun in das weisse Dorf,
Kommt dann zu dem Pferdepfosten,
Bindet an daselbst sein Ross,
Tritt dann in die Thür des Hauses.
Sind an Ketten dort zwei Hunde
Bei dem Pfosten angeschlossen.
Als er will die Thüre öffnen,
Springen auf die beiden Hunde,
Doch Kartaga Mergän, er packt
Einen Hund mit einer Hand
Und den zweiten mit der andern,
Reisst entzwei die Eisenketten,
Und zerschmettert beide Hunde
An des Hauses scharfer Ecke.
Als die Thüre er geöffnet,
Da ist eine zweite Thür,
Liegen da zwei graue Bären,
Springen auf, um ihn zu fassen.
Doch er packt die beiden Bären,
Hebet beide in die Höhe,
Reisst entzwei die Eisenketten
Und zerschmettert dort die Bären.
Die Thür öffnend, tritt er ein,
Da ist eine dritte Thür,
Und bei dieser steh'n zwei Helden,
Einer hält ein stählern' Schwert
Und der and're eine Lanze,
Einer spricht: „Des Kartaga
Hals zerhaue mit dem Schwerte!"
Und der And're: „Stoss' die Lanze,
Die neunzack'ge, in die Brust ihm!"
Als so beide Helden-Diener
Stürzen auf den Kartaga,
Reisst des einen Helden Haupt
Ab er, schleudert es zur Erde
Und des andern Helden Arm
Reisst er ab und wirft ihn von sich,
Tödtet dort die beiden Helden,

Digitized by Google

Oeffnet nun die dritte Thüre,
Dann tritt in das weisse Haus er.
Kan Töngüs, der hehre Held,
Schläft auf seinem goldnen Bette,
Sieben gelbe Mädchen stützen
Ihm, dem Schlafenden, das Haupt.

Da schlägt ihn Kartaga auf die Wange, aber Kan Töngüs schläft ruhig weiter; als er ihn wieder schlägt, bewegt sich der Schläfer und mit ihm das Steinhaus, dann schlägt ihn jener zum dritten Male, da springt der Held auf.

Beide fassen sich im Kampfe,
Sie zerschmettern dann das Steinhaus,
Schreiten drauf hinaus in's Freie;
Ob es lange war, sie rangen,
Ob es wenig war, sie rangen,
Keiner fiel zur Erde nieder,
Zu des Bergesrückens Höhe
Stiegen ringend sie empor,
Wie zwei junge, mächt'ge Stiere
Brüllend stiegen sie empor.
Zu der Tiefe, zu dem Hause
Rissen ringend dann hinab sich,
wie zwei wilde, junge Füllen
wiehernd, rissen sie hinab sich.
Sieben Jahre rangen sie,
Keiner stürzt' zur Erde nieder,
Kartaga der Heldgeborne,
Wenig trat er auf die Füsse,
Stützte viel sich auf die Hände,
Ruft herbei die zwei Gefährten:
„Kommet her zu mir und helfet!"
Doch die beiden Freunde fürchten,
Weigern sich, ihm beizustehen.
Sprengten eilig heimwärts da.
Kartaga, der Heldgebor'ne,
Und der mächt'ge Kan Töngüs
Kämpften lange, kämpften wenig.
Kan Töngüs, der Heldgebor'ne
Hob den Gegner in die Höhe,
Ihn zur schwarzen Erde bringend,
Schmettert ihn zu Boden nieder.
Doch er kann ihn da nicht tödten,
Drückt er seinen Kopf zur Erde,
Hebt das Hintertheil er auf,
Tritt zu Boden er den Hintern,
Hebt den Kopf er in die Höhe.
Auf springt plötzlich Kartaga,

Wieder ringen beide Helden,
Sieben Tage ringen sie.
Niemand fiel zur Erde nieder,
Ringen dann neun Tage lang,
In den Staub fiel keiner nieder.
Als vergangen so neun Tage,
Kan Töngüs der hehre Held,
Wenig trat er auf die Füsse,
Stützte viel sich auf die Hände.
Als nun Kartaga den Gegner
Hoch empor zum Himmel hebt,
Da ruft Kan Töngüs erschreckt:
„Lieben Schwanfrau'n in der Erde
Und der Schwanfrau'n Schwiegersohn,
Tjer Kara, o Aina, komm!
Aus der Erde mir zu Hilfe!"
Kartaga macht einen Sprung,
Schmettert ihn zur schwarzen Erde,
Seine Hüften an sechs Stellen,
Die zertrat ihm Kartaga,
Da starb Kan Töngüs der Held.

Der Erd-Aina kommt jetzt aus der Erde hervor und ringt mit Kartaga Mergän; nach neuntägigem Kampfe hebt ihn Kartaga zum Himmel auf und schleudert ihn zwischen die schwarzen Wolken hinab. Da ruft dieser die sieben Schwanfrauen und das Haupt derselben, die Tjektschäkäi, seine Schwiegermutter, die mit den gelben Nägeln, den bleiernen Augen und den Hanfzöpfen, herbei. Trotzdem wirft ihn Kartaga Mergän zur Erde und tödtete ihn. Da kommt die Schwanfrau hervor, er reisst ihr beim Ringen beide Zöpfe aus und schleudert sie zur Erde; aus einem Zopfe entsteht ein schwarzer Berg, aus dem anderen Zopfe ein weisser Berg. Beide Berge vereinigen sich; zwischen ihnen kämpft der Held mit der Schwanfrau. Der Schimmel kann nichts sehen, er hört aber seinen Herrn ächzen. Da erfasst ihn die Angst, er wehklagt, dass Kartaga allein dasteht und keine Verwandten hat. Siebenmal durchläuft er den Himmel und findet keinen Bruder, neunmal umläuft er die Erde und findet keinen Verwandten. Er kommt zu Kattan Alyp und Kan Mergän und bittet sie um Hilfe, doch sie verlachen ihn, halten ihn fest und binden ihn an den neunzweigigen eisernen Lärchenbaum.

Angebunden weint der Schimmel,
Blut ward seiner Auge Thräne,

Digitized by Google

Eis ward seiner Nase Wasser,
Sieben Tage stand er da,
Nimmer trägt das Leid er länger,
Windet sich, schlägt mit den Füssen
Und zerreisst die Pferdeleine.
„Wenn gesund ich bleiben sollte,
Auferwecke meinen Helden,
Werd' ich aus des Hundes Napfe
Euch, ihr Bösen, Nahrung geben,
Durch das Oehr der Eisennadel
Zeige ich euch dann die Sonne.
Leben kann ich nicht auf Erden
Ohne meinen edlen Herrn,
Steige jetzt zur Bergeshöhe,
Stürz' hernieder mich zum Abgrund.
Wenn ich dort nicht sterben kann,
Steig' ich in die Meerestiefe,
Sterbe auf dem Grund des Meeres."
Zu des Berges Höhe eilt er,
Stürzt sich in den tiefen Abgrund,
Stirbt nicht in der Tiefe unten.
Wirft sich in das tiefe Meer,
Wirbelt auf des Meeres Sand wohl,
Macht versiegen Meeres Wasser,
Doch vermag er nicht zu sterben.
Steigt nun wieder aus dem Meere,
Kommt zum Rand der schwarzen Erde,
Zu des hohen Himmels Grunde,
Läuft empor den Bergesrücken,
Schaut das jenseitige Land an,
Sieh, da ist 'ne gelbe Steppe,
Wo nicht niedersteigt die Elster,
Ist 'ne bleiche, weite Steppe,
Wo der Rabe nicht herabsteigt;
An dem Fusse eines Berges
Steht da eine weisse Birke,
Ihre Blätter sind von Gold
Und von Silber ihre Rinde.
Spricht zu sich der treue Schimmel:
„Kehrte ich zurück nach Hause.
Wer könnt' uns lebendig machen?
Lebt kein Bruder in der Heimath,
Kein Verwandter in dem Hause;
Gehe jetzt zu jener Birke,
Will an ihrem Fusse sterben,
Will verhungern, Gras nicht fressend,
Will verdürsten ohne Wasser."
Dorthin läuft der gute Schimmel,
Bleibt beim Fuss der Birke stehen,
Isst kein Gras trotz seines Hungers,

Trinkt kein Wasser, trotz des Durstes,
Seine Todesstunde naht.

Da sieht der Schwarzschimmel auf der Höhe des Bergrückens ein Pferd herbeieilen und erkennt das Pferd mit gemischtem Haare. Doch es kommt aus dem schwarzen Walde ein Held, spannt den Bogen und schiesst nach dem Pferde. Aber das Pferd weicht der Pfeilspitze aus. Als der Schwarzschimmel in dem Schützen den Kattan Alyp erkennt, wird er zornig und droht ihm, sich zu rächen. Er nimmt seine letzte Kraft zusammen und läuft zu dem Pferde mit gemischtem Haare, doch jammernd bricht er vor dessen Füssen zusammen. Das Pferd mit gemischtem Haare heisst ihn dreimal Gras fressen und dreimal Wasser trinken. Da wird der Schimmel wieder lebendig. Nun erzählt der Schimmel die Abenteuer seines Helden und dass er jetzt mit der Schwanfrau ringe, er aber nicht wisse, ob er lebendig oder todt sei. Das Pferd mit gemischtem Haare fordert den Schimmel auf, ihm den Weg zu zeigen, und beide Pferde suchen nun den Herrn auf.

Läuft voraus der Apfelschimmel,
Hinter ihm läuft wie ein Füllen
Jetzt das Ross gemischten Haares.
Zu dem weissen und dem schwarzen
Berge kamen beide Pferde;
Ob ihr Herr, der Held, gestorben,
Wussten nicht die beiden Pferde.
Doch ein Mensch stösst einen Laut aus,
Beide Pferde hören dies,
Doch die Pferde wissen nicht,
Tönt er unten aus der Erde,
Tönt herab vom Himmel er?
Doch von Neuem tönt ein Aechzen,
Keiner weiss, woher es kommt.
Da das Pferd gemischten Haares
Schüttelt hierhin sich und dorthin,
Wird zu einem gold'nen Kukuk;
Von der Grösse eines Pferdkopf's,
Fliegt empor der Vogel nun
Mitten durch die schwarzen Wolken
Und die weissen fliegt der Vogel,
Unten scheint ein Mensch zu ächzen;
Nun liess sich herab der Kukuk,
Und es tönt des Menschen Aechzen
Jetzo aus der Berge Mitte.
Und es setzt der gold'ne Kukuk

Jetzt sich zwischen beide Felsen,
Findet dennoch keinen Menschen,
Denn der mächt'ge weisse Felsen
Wuchs herab vom Himmelszelte,
Aus der Erde wuchs empor
Jener schwarze, mächt'ge Felsen.
Zwischen diesen beiden Felsen
Rufet jetzt der gold'ne Kukuk;
Da zerschmilzt der schwarze Felsen,
Fliesst als schwarzes Blei zur Erde
Und der weisse Felsen steigt als
Weisser Nebel auf zum Himmel.
Als verschwunden beide Felsen,
An der schwarzen Erde liegend
Aechzt dort Kartaga Mergän.
Aus der Erde kommt die Schwanfrau,
Nun beginnt ein neuer Ringkampf,
Ringen bis die Monde wechseln,
Ringen bis das Jahr vergangen.

Die beiden Pferde wissen, dass die Seele der Schwanfrau nicht in ihrem Körper ist, sie wissen auch, wo sich dieselbe befindet. Sie traben unter die Erde, dort fliessen neun Meere, die sich an einer Stelle zu einem Meere vereinigen, bei der Mündung der neun Meere ist ein kupferner Felsblock bis zur Erdoberfläche emporgewachsen, bis mitten zwischen Himmel und Erde ragt er empor; an dem Fusse dieses Felsblockes ist ein schwarzer Kasten, auf dessen Boden sich die Seele der Schwanfrau befindet. Es sind sieben Vöglein, wenn man diese tödtet, stirbt die Schwanfrau.

Mit dem Fusse schlägt der Schimmel
Gegen diesen Kupferfelsen,
Mitten in dem schwarzen Staube
Stehet da der schwarze Kasten,
Dieses schwarzen Kastens Deckel
Schlug er ein mit seinem Hufe,
Liegt darin ein goldner Kasten,
Diesen nahm in's Maul der Schimmel;
Liefen nun die beiden Pferde,
Kamen hin zu ihrem Herrn,
Kämpfen da noch beide Helden.

Da berathen sich beide Pferde, wie sie die Vöglein tödten wollen. Es verwandelt sich nun das Pferd mit gemischtem Haare in einen kahlköpfigen Menschen. Der Kahle öffnet den Kasten und nimmt die sieben Vöglein in seine Hand, dann fasst er das Schwert, das der Held Kartaga Mergän abgelegt hat, und

Digitized by Google

schneidet mit diesem den sieben Vöglein den Hals ab. Da bricht die Schwanfrau zusammen. Kartaga Mergän umfasst den Hals seiner Pferde und weint vor Freude. Er besteigt darauf den Schwarzschimmel und reitet zur Jurte des Kan Töngüs, während das Pferd mit gemischtem Haare ihm wie ein Füllen folgt. Dann sucht Kartaga Mergän nach seiner Schwester Kan Purkan, doch sie ist gestorben und das Pferd mit gemischtem Haare kann ihm nur ihre Gebeine zeigen. Diese sammelt Kartaga Mergän, er sammelt sie einen ganzen Monat, legt das Zusammengehörige zusammen und versucht sie durch Arznei wieder lebendig zu machen, aber all sein Bemühen ist vergebens, seine Schwester wird nicht lebendig. Als er darüber wehklagt, spricht der Schwarzschimmel:

„Nimm den Sattel ab mir, Herr,
Ziehe auch den Zaum mir ab;
An des Eisenlandes Rande
Ist ein Berg aus festem Eisen,
Oben auf dem Eisenberge
Haben die neuen Schöpfer, sie
Die Kudai, die droben thronen,
Weisses Kraut, das sechsgegliedert,
Einst erschaffen uns zum Heile,
Dieses Kraut erweckt die Todten,
Macht lebendig die Verschied'nen.
Holen will ich dieses Kraut;
Wenn den Weg ich glücklich ende,
Kehr' ich nach drei Tagen wieder."

Der Schimmel sprengt davon und holt das Kraut. Mit dem weissen Kraute macht darauf Kartaga Mergän seine todte Schwester lebendig. Da verwandelt sich die Schwester in einen Habicht und fliegt zur Höhe, während Kartaga Mergän des Kan Töngüs Jurte forttreibt.

Alles Hutvieh treibt er fort,
Treibt auch fort des Volkes Menge,
Legt die Habe auf die Pferde
Und den Reichthum auf Kameele,
Ritt dann über Bergesrücken,
Ritt dann durch die weite Steppe.

Mitten auf dem Wege trifft er einen kahlköpfigen Jüngling, der ihm wegen seiner Klugheit sehr wohl gefällt und ihm ein Held zu sein scheint. Er verspricht, ihm Kleidung zu geben und ein gutes Pferd besteigen zu lassen, wenn er ihm dieses

Digitized by Google

Volk und alles Hutvieh nach Hause treibt. Der Jüngling willigt ein. Da nimmt Kartaga Mergän die trefflichste Kleidung und giebt sie dem Kahlen, dann nimmt er Kan Töngüs' sechs Klaftern langes, schwarzbraunes Reitpferd und schenkt es dem Jünglinge, und endlich verleiht er ihm den Heldennamen, indem er ihn des Volkes Oberhaupt, den Helden Tas Kinäs mit schwarzbraunem Pferde nennt. Alsdann giebt er ihm in eine Hand eine frische, in die andere Hand aber eine trockene Stange und befiehlt ihm, alles Vieh und Volk eiligst nach Hause zu treiben. Niemandem soll er erlauben, auf dem Wege zurück zu bleiben. Nach einiger Zeit erklärt Kartaga Mergän, er wolle vorausreiten, da er auf dem Wege ein Geschäft habe; Tas Kinäs werde ihn schon später einholen.

Jetzt schlug er den Apfelschimmel,
Sprengt davon auf seinem Rosse,
Wie ein Füllen folgt ihm dort
Das gemischthaarige Ross.
So durchritt er weite Strecken,
Kam zu einem Bergesrücken,
Ihn ersteigend, schaut er um sich,
Kattan Alyp mit dem Schwarzfalb'
Lebte hier auf weiter Steppe.
Kartaga Mergän, der Held,
Rufet nun mit lauter Stimme:
„Ist der Schwarzfalb' angebunden?
Ist Kattan Alyp im Hause?"
Als Kattan Alyp das hört,
Eilet er aus seinem Hause,
Steigt geschwind auf seinen Falben,
Sprengt empor den Bergesrücken,
Springt herab von seinem Pferde,
Zieht die Mütze schnell vom Haupte,
Presst sie in die Achselhöhle.
Und sein Pferd am Zügel führend,
Naht verneigend sich der Held:
„Tödte mich nicht, Kartaga!
Vor dir will ich jetzo hergehn,
Dir als Ambos dienen will ich,
Treulich will ich nach dir folgen.
Reitest du zu schwerem Kampfe,
Will ich deines Hauptes Schirm sein,
Kartaga, o schone mein!"

Der Held verweigert ihm die Antwort, er wolle auf Tas Kinäs warten und ihm die Entscheidung überlassen. Als nun Tas

Kinäs anlangt, erzählt ihm Kartaga Mergän die Vergehen des Kattan Alyp und bittet ihn, über diesen Helden das Urtheil zu sprechen. Tas Kinäs schlägt ihn mit dem trockenen Stocke und befiehlt ihm, selbst all sein Vieh und sein Volk zu Kartaga Mergän zu treiben. Nach langem Ritte erreichen sie die Jurte des Kan Mergän. Auch dieser bittet um Verzeihung und Schonung, doch auch diesem befiehlt Tas Kinäs, all sein Vieh und alle seine Jurten zu Kartaga Mergän zu schaffen. Jetzt schickt Kartaga Mergän den Tas Kinäs voraus, er reitet selbst, sich eine Frau zu holen. Er reitet zum Altyn Kan und wirbt um dessen Tochter Altyn Aryg. Dann richtet er Hochzeit aus und führt sein Weib heim.

Kartaga Mergän, der Held,
Kehrt zurück zu seiner Heimath,
Langt' auch an Held Tas Kinäs,
Trieb herbei des Hutvieh's Menge
Und des Volkes dichte Schaaren,
Kattan Alyp, ihn, den Helden,
Machten sie zum Pferdehirten,
Und den Helden Kan Mergän,
Zu dem Kuhhirt bei den Heerden.
Ein Gelage richtet her er
Und versammelte das Volk,
Sättigte die Hungerleider,
Machte fett die magern Leute,
Den zu Fuss Gekommenen
Gab er da ein trefflich Reitpferd,
Nackten Leuten gab er Kleidung.
Als zu Ende das Gelage,
Da zerstreute erst das Volk sich.
Als die Nacht sie übernachtet,
Weisslich dann der Morgen anbrach,
Glänzend dann die Sonne aufging,
Kommt 'ne Schrift herab vom Schöpfer:
„Bringe Kan Purkan zu uns,
Hier bei uns soll sie Purkan (Buddha) sein;
Da stieg Kan Purkan, das Weib,
Auf die Schulter Kartaga's,
Und verwandelte in Rauch sich,
Stieg zum Himmel dann empor;
Kartaga Mergän, der Held,
Lebte jetzt in seinem Hause.

Diese beiden Märchen zeichnen sich durchaus nicht durch besondere Redegewandtheit des Erzählers aus. Ich habe sie, wie schon oben erwähnt, aus anderen Gründen ausgewählt.

Digitized by Google

Die Abakan-Tataren haben sich in ihren Heldenmärchen eine ideale Welt erschaffen, die einen grossen Theil ihres geistigen Lebens beherrscht wie ich dies nur noch bei einem Türkvolke, den schwarzen Kirgisen, angetroffen habe. Es ist eine eigene poetische Weltanschauung. Vergebens würde man versuchen, diese Anschauungen mit den religiösen Ansichten des Schamanismus in Einklang zu bringen. Die Gottheiten der Märchenwelt leben zwar auch in den oberen Himmelsschichten, es sind aber nicht die Götter des Schamanismus. Sie werden selten bei Namen genannt, sondern heissen nur *Kudai* (Gott) oder *Tjajān* (Schöpfer) und wenn ein Name genannt wird, so stimmt er nie mit den Namen der bekannten Götter überein. In der Unterwelt lebt *Erlik* und seine bösen Helfer, die Aina, und ausserdem noch die *Schwanfrauen*, welche der Schamanismus gar nicht kennt. Die Welt besteht aus Himmels- und Erdschichten, und jede derselben hat ihre Meere, Steppen, Altai- oder Bergrücken, die Götter, Helden und Aina in gleicher Weise bewohnen. Die Scheidung zwischen diesen letzteren ist nicht streng durchgeführt, sie treten offen miteinander in Verbindung und kämpfen miteinander wilde Kämpfe. Die Gottheit lebt meist in stillem Frieden und mischt sich wenig in die Angelegenheiten der Erd- und Unterwelt. Sie erschafft die Helden und bestimmt im Voraus ihr Verhängniss. Ein Widerspruch gegen die Gottheit ist selten, im Allgemeinen fügt sich Alles nach ihrem Willen, der übrigens die Menschen in ihrem Thun und Treiben nie einengt.

Der Held kämpft und strebt während seines Erdenlebens, bis er endlich in der Ehe sein Erdenglück findet. Hier ist er glücklich, wenn es ihm gelingt, sich eine männliche Nachkommenschaft heranzuziehen, denn wenn dann auch der feindliche Ueberfall eines Helden sein Erdenglück zerstört, so ist ein Sohn da, der seinen Untergang rächen wird.

Das Volk spielt in diesen Heldenmärchen überall dieselbe untergeordnete Rolle, wie wir dies bei obigen Märchen gesehen haben. Die Pflicht des Helden ist, für sein Wohlergehen zu sorgen und indolent geht des Volkes Menge, gerade wie das Vieh, aus dem Besitze des einen Helden in den eines anderen über, je nachdem das Glück des Kampfes dem Einen das Uebergewicht über den Anderen verleiht.

V.

Die türkischen Steppennomaden.

Einleitendes. I. Die Kasak-Kirgisen. Körperliche Beschaffenheit, Physiognomieen. Das Nomadisiren. Winter- und Sommersitze. Die kirgisische Viehzucht: das Schaf und die von ihm gewonnenen Producte; die Ziege; das Rindvieh und seine Producte; das Pferd, Beschreibung des kirgisischen Pferdes, das Reiten und Reitzeug, der Kumys, Producte des Pferdes; das Kameel; Eigenthumszeichen; Thierkrankheiten. Die Jurteneinrichtung. Die Kleidung der Männer und Frauen. Das Leben in den Jurten. Der Ackerbau. Künstliche Bewässerung. Die Jagd. Industrie und Handwerke. Die Religion. Der Fortschritt des Islam. Das Wahrsagen mit Kügelchen und Schulterblättern. Feierliche Gebräuche bei der Geburt, Werbung und Hochzeit. Eheliches Leben. Gedächtnissmahle für Todte. Spiele, Wettgesänge. Volks- und Büchergesänge. Die gebundene Sprache. Charakter der Kirgisen. Der sociale Bau und die Verwaltung. Jurisdiction. II. Die Kara-Kirgisen.

Die türkischen Steppennomaden Westasiens bilden vier Völkerschaften: die Kasak-Kirgisen, die Kara-Kirgisen, die Karakalpaken und die Türkmenen; von diesen gehören die ersteren drei sprachlich zu den westlichen, der vierte aber zu den südlichen Türkstämmen. Ich habe nur die ersten beiden Völkerschaften kennen gelernt, denn von den Karakalpaken habe ich nur angesiedelte Stämme im mittleren Serafschan-Thale angetroffen. Diese Steppennomaden haben eine ganz eigenthümliche Civilisation und bedürfen deshalb einer besonderen Behandlung. Dieselben stehen überall bei ihren Nachbarn in einem sehr üblen Rufe als wilde, zügellose Räuberbanden, die den ruhigen Ackerbauer und den friedebedürftigen Kaufmann durch ihre räuberischen Ueberfälle von altersher belästigt haben. Man spreche nur mit den Persern und Aderbedschanen über die Türkmenen,

mit den Russen oder angesiedelten Tataren Westsibiriens und Orenburgs, oder mit Chinesen und Kokandern über die Kirgisen, überall hört man dasselbe absprechende Urtheil, das der Mulla Ghasi in dem Spottgedichte über die Kirgisen fällt. Dieser Mulla besingt die Kasak-Kirgisen als Nachkommen von vier Dieben und zwei Bettelweibern, die sich verbunden hätten und in die Steppe geflohen wären. Hier sagen sie:

Wenn wir uns in eine Stadt begeben,
Fasst man uns und wird uns tödten,
Wird erkennen uns're Schlechtigkeit,
Darum lasst uns in der Steppe bleiben jetzt.

Daher ist die Nachkommenschaft so schlecht wie ihre Vorfahren:

Diebstahl ist das Erbe ihrer Väter,
Betteln Hinterlassenschaft der Mütter,
Falsche Schwüre leisten, ehebrechen,
So lebt dieses unreine Geschlecht jetzt.

Aber nicht nur die Nachbarn, sondern auch der Kirgise selbst spottet über sein eigenes Treiben, wenn er lachend von sich selbst im Sprichwort sagt:

Kaschkyr, Kasak häm Orus-kasak üsch againy.
(Wolf, Kirgise und Kosak sind drei Brüder.)

Ja, nicht nur die den Kirgisen nahewohnenden Völkerschaften, sondern auch wissenschaftliche Autoritäten, wie Lewschin, fällen ein schroffes, absprechendes Urtheil über die Kirgisen; man höre nur, was dieser Gelehrte im Jahre 1832 schreibt:

„Die Unterthanenschaft und der Gehorsam der Kirgisen, den benachbarten Reichen gegenüber, entsteht und verändert sich je nach den eigenen Bedürfnissen. Indem der Kirgise seine Wohnsitze von den Grenzen Russlands zu den Grenzen Chiwas oder Chinas verlegt, geht er aus der russischen Unterthanenschaft in diejenige dieser Reiche über; bald aber findet er sich bei Kokand und Taschkend ein und verspricht diesen Nachbarn Treue und Gehorsam. Die häufigen Ueberfälle über unsere Militärlinien, das Forttreiben der Pferdeheerden, das Entführen von Gefangenen, die Beraubung von Karawanen u. s. w. beweisen auf's Deutlichste, welche Idee der Kirgise von der russischen Ober-

herrschaft hat, und in ähnlicher Weise verfährt er den übrigen Reichen gegenüber, die die Kirgisen für ihre Unterhanen halten.'

„Dieselben Begriffe hat der Kirgise von den eigenen Befehlshabern, indem er sich ihnen den Verhältnissen gemäss unterwirft. Verfolgt ein kirgisischer Häuptling einen Kirgisen wegen eines Vergehens, so verlässt dieser ihn und geht zu einem anderen über; willigt der letztere nicht ein, ihn zu verbergen, so begiebt er sich zu einem dritten. Dank der Roheit, Ungebildetheit und Gier der Kirgisen, finden sich viele Beschützer der Verbrecher in der weiten Steppe, die Zahl derselben nimmt sogar, bei der Schwäche der Stammführer, immer mehr zu. Was für Ordnung kann auch der ehrlichste Anführer schaffen, wenn seine Unterthanen sich ihm nur durch die Verhältnisse gezwungen unterwerfen, und sich zu keinem Opfer für die Allgemeinheit verstehen, wenn sie nur darauf sinnen, ihre Raublust zu befriedigen und Jeder darauf bedacht ist, selbst zu befehlen, wenn sich nur die geringste Möglichkeit dazu bietet?"

Wenn man solche Tiraden liest, möchte man leicht auf den Gedanken kommen, die Kirgisen seien der Auswurf der türkischen Bevölkerung Westasiens, Diebs- und Räubergesindel, das sich in die weite Steppe geflüchtet hat, weil es sich nicht an das geordnete Leben angesiedelter Völker gewöhnen kann, mit einem Worte eine Race, die vertilgt zu werden verdient. Und doch liegen die Verhältnisse ganz anders. Werden nicht auch die Beduinen seit Urzeiten als Räuber und Diebesvolk, das in vollkommener Anarchie lebt, geschildert? und doch sind die Beduinen anderen Stammes und haben nur das mit den türkischen Nomaden gemeinsam, dass sie Steppennomaden sind, gerade wie diese. Wir haben es also hier nur mit einer Civilisationsstufe zu thun, die einen Gegensatz zu der Culturepoche angesiedelter Völker bildet, und daher ihr Thun und Treiben von einem anderen Gesichtspunkte angesehen wissen will. Dass diese meine Annahme richtig ist, beweist uns schon der Umstand auf's Deutlichste, dass die Kirgisen trotz aller getadelten Anarchie im Wohlstande leben und einen ganz bedeutenden Bevölkerungszuwachs zu verzeichnen haben. Ich selbst habe lange unter Kirgisen gelebt und mich zu überzeugen Gelegenheit gehabt, dass bei ihnen durchaus nicht Anarchie herrscht, sondern nur eigenthümliche, von den unsrigen abweichende, aber in ihrer Art vollkommen geregelte Culturverhältnisse.

Digitized by Google

1. Die Kasak-Kirgisen.

Es waren sehr glückliche Verhältnisse, die den Horden der Kasak-Kirgisen es möglich machten, einige Jahrhunderte lang in voller Freiheit auf der weiten Kirgisen-Steppe vom Balkaschbecken bis zum Uralflusse und von den Fluss-Systemen des Syr Darja und des Schu bis zum mittleren Tobol, Ischim und Irtysch frei und ungebunden, vollständig ihrem eigenen Instinkte überlassen, sich bewegen zu können. Die beiden mächtigen Nachbarn der Kirgisen, die Russen und Chinesen, stiessen nur mit ihren äussersten Grenzen an die Kirgisen-Steppe und hatten an diesen Grenzen ihre Macht noch nicht in dem Grade befestigt, dass sie an die Unterwerfung der Kirgisen-Steppe denken konnten, die ja ausserdem voraussichtlich beiden Reichen nur unbedeutende Vortheile versprach. Die Macht der mittelasiatischen Nachbaren war aber lange nicht stark genug, um ein so zahlreiches Volk wie die Kirgisen im Zaume halten zu können. So sehen wir denn in den letzten Jahrhunderten die Kirgisen in voller Freiheit in der Steppe umherziehen, um sich nur der Machtsphäre eines der Nachbarn zu unterwerfen, wenn von einer anderen Seite ein grösserer Druck zu fürchten war, oder wenn ein Theil des Kirgisen-Volkes sich den Folgen innerer Zwistigkeiten und Feinden zu entziehen gedachte. Wir sehen dabei ein vergebliches Streben der Kirgisen-Stämme, sich zu einer festen Macht zusammenzuballen und ein nur irgendwie geordnetes Staatswesen zu bilden. Es fehlte ja diesen Nomaden jede Hauptbedingung eines Staates, die Gewalt des gemeinsamen Interesses, das die einzelnen Geschlechter und Stämme allein zu vereinigen vermag. Die Chansgewalt war nirgends im Stande, den einzelnen Individuen ihren Besitzstand zu gewährleisten und sie vor den Ueberfällen der Nachbarn zu schützen, sie vermochte nur einen kleinen Theil des riesigen Gebiets zu beherrschen, einen Theil, der viel geringer ist als dasjenige war, welches dem Namen nach als dem Chane unterworfen galt. Will er dieses Gebiet nach einer Seite hin vergrössern, so nimmt seine Macht an dem entgegengesetzten Punkte der Peripherie ab. Die Macht wilder, sich um einen Fürsten schaarender Horden ist nur dann denkbar, wenn diese Horden in ein feindliches Gebiet eingefallen sind, wo der Gegensatz zu den unterjochten Feinden die einzelnen Stämme zwingt, aus Trieb der Selbsterhaltung,

zusammenzuhalten, d. h. wenn die ganze Horde sich in ein Heer verwandelt, wie dies bei den Horden Tschingis Chans stattgefunden. Dies war aber keineswegs bei den Kirgisen-Horden der letzten zwei Jahrhunderte der Fall. Hier fühlte sich jeder Stamm in der Heimath und wünschte daselbst einen möglichst grossen Wohlstand zu erreichen; so griff er nur dann zu den Waffen, wenn die Verhältnisse seines Besitzstandes ihn dazu veranlassten oder wenn die politischen Verhältnisse der Nachbarn ihm einen schnellen Erwerb bedeutender Reichthümer verhiessen. Ein so wildes Umherwandern in den unabsehbaren Steppen, eine solche Reihe von Kämpfen und Aufständen, wie die Geschichte der Kirgisen im Laufe der vorigen Jahrhunderte nachweist, würde jedes angesiedelte Volk vollkommen zu Grunde gerichtet haben; für die Nomaden hingegen war es eine Zeit des Glückes, denn gerade unter diesen Verhältnissen nahmen der Reichthum und das Ansehen der Kirgisen zu. Seit aber Ruhe und Frieden in der Kirgisen-Steppe eingezogen sind, lässt sich ein steter Rückgang in dem Wohlstande der Kirgisen-Stämme nachweisen, der in gleichem Maasse mit dem Fortschreiten der Ordnung zunimmt. Es wird die Aufgabe der folgenden Zeilen sein, diese auffällige Erscheinung zu erklären, denn sie ist offenbar die Folge des Nomadenlebens, das ich hier zu schildern habe.

Obgleich die Kasak-Kirgisen, welche die weite Steppe bewohnen, sprachlich ein so ungetheiltes Ganze bilden, dass wir kaum von Dialektunterschieden zwischen der Sprache der Kirgisen am Kaspischen Meere und am oberen Irtisch reden können, obgleich die Gleichheit ihrer Sitten, Gewohnheiten, Lebensweise, ihres Charakters überall uns in auffallender Weise entgegentritt, und überall das gleiche Volksbewusstsein, zu dem Volke der Kasak zu gehören und Stammbrüder dieses weit verzweigten Volkes zu sein, sie scharf von allen anderen Türkvölkern scheidet, so zeigt uns dennoch das Aeussere der Kasak-Kirgisen, dass dieses Volk ein Gemisch aus Völkern von mongolischer und kaukasischer Gesichtsbildung ist. Die Mehrzahl der kirgisischen Physiognomieen zeigt überall starke Spuren der mongolischen Gesichtsbildung. Dies erklärt uns Lewschin dadurch, dass die Kirgisen sich seit Jahrhunderten bemüht haben, kalmückische Weiber zu nehmen, besonders sei dies im vorigen Jahrhundert nach der Vernichtung der von der Wolga zurückkehrenden Tur-

Digitized by Google

guten-Horden der Fall gewesen. Daher seien noch bis jetzt die Frauen zumeist schwarzhaarig, während die Haare der Männer mehr in's Bräunliche spielen. Ich glaube die Vermischung ist viel älter, denn es sind meiner Ansicht nach ganze Stämme der Kirgisen rein mongolischer Abkunft, wie z. B. die Naiman. Der mongolische Typus der Kirgisen ist nicht so ausgeprägt wie der der altajischen Kalmücken, sie haben zwar auch breite, flache Gesichter, jedoch ist die Stirn nicht so stark nach hinten gedrückt wie bei den Kalmücken, die Backenknochen weniger vorstehend und das Nasenbein ragt viel weiter aus dem Niveau des Gesichtes hervor als bei jenen. Sie haben einen kleinen Mund, schwarze, eng geschlitzte, aber nicht schief liegende Augen, und einen schwachen Bartwuchs. Zwischen diesen dem mongolischen Typus nahe verwandten Physiognomieen der grössten Zahl der Kirgisen finden wir fast in allen Familien einzelne Individuen von einem vollkommen anderen Typus: länglich-ovale Gesichter, grössere, noch mehr intensiv schwarze Augen, dichte, buschige Augenbrauen, starken Bartwuchs und hervortretende, stark gekrümmte Nase.

Die Statur der Kirgisen ist im Allgemeinen mittelgross, wenn man auch oft sehr grosse Leute antrifft, breitschulterig, untersetzt, mit breitem, oft stierartigem Nacken. Dabei neigen sie im Alter oft zur Feistheit (natürlich nur die reicheren Leute), ich habe sogar recht viele Individuen von auffallend starkem Leibesumfange gesehen, besonders bei der grossen Horde. Es will mir scheinen, als wenn die Körperconstitution der reichen Kirgisen (d. h. derjenigen, die stets nach Wunsch Speise geniessen können) uns den besten Beweis liefere, dass die naturgemässeste Nahrung für den Menschen Fleisch ist, denn solche Kraftgestalten, wie man unter ihnen findet, wird man vergebens bei Nicht-Fleischessern suchen, dahingegen sind die Wurzeln und Mehl essenden Tataren des Schwarzwaldes im Vergleich mit den Kirgisen wahre Jammergestalten. Wie stark die Natur der nur in freier Luft lebenden Carnophagen ist, beweist unter anderem auch der Umstand, dass den Kirgisen der grossen Horde, die in der Gegend der chinesischen Grenze leben und starke Opiumraucher sind, der anhaltende Opiumgenuss nicht den geringsten Schaden zugefügt hat; während die chinesischen Opiumraucher traurigen Ruinen ähnlich sind, sehen die kirgisischen gesund und blühend aus.

Den von Lewschin angeführten Unterschied zwischen dem Typus der Frauen und Männer habe ich in den östlichen Theilen der Steppe nirgends bemerkt. Bei den Frauen finden wir gerade wie bei den Männern zwei verschiedene Typen. Was die Gesichter der Frauen betrifft, so sind sie, wenn bei ihnen der mongolische Typus nicht zu scharf ausgeprägt ist, meist in der Jugend durchaus nicht hässlich zu nennen, besonders machen die Mädchen von 16—20 Jahren einen recht angenehmen Eindruck; nicht übel sind auch die jungen Frauen bis 25 Jahren, später aber werden die Gesichter meist abschreckend hässlich; gut aussehende Matronen habe ich selten angetroffen. Die Frauen sind weniger zur Leibesfülle geneigt als die Männer.

Kranke und Sieche findet man selten unter den Kirgisen, überhaupt sollen, dank der gesunden Nahrung und dem Leben in frischer Luft, bei ihnen nur wenige Krankheiten herrschen, die einzigen gefährlichen Feinde sind die Pocken und die Syphilis, aber auch diese sind im Allgemeinen nicht gefährlich, da, sobald die Pocken irgendwo ausbrechen, die Jurten den Ort verlassen und nur die Familien, in denen Kranke sind, zurückbleiben. Was die Syphilis betrifft, so werden die an dieser Krankheit darniederliegenden Familienmitglieder in einer eigenen, von den übrigen getrennten Jurte untergebracht und ihnen Speise und Trank geliefert, aber jeder Verkehr mit ihnen unterbrochen, so dass eine Ansteckung ganz unmöglich ist.

Todesfälle kommen nur sehr häufig bei kleinen Kindern vor, weil die schwächeren derselben wahrscheinlich die Einwirkung des rauhen Klimas nicht zu ertragen vermögen. Viele Kirgisen erreichen ein hohes Alter; ich habe an manchen Orten Leute angetroffen, die das achtzigste Jahr überschritten hatten. Hundertjährige Greise sollen nicht zu den Seltenheiten gehören.

In ihrem Gange sind die Kirgisen, wie jedes echte Reitervolk, plump und unbeholfen, wozu zum Theil auch nicht wenig ihr unbeholfenes Schuhwerk beiträgt; zu Pferde sind sie gewandt, rührig und ausdauernd. Die kirgisischen Frauen, besonders die jüngeren, haben hingegen einen leichten, wiegenden Gang.

Von den Sinnen der Kirgisen ist das Gesicht besonders scharf entwickelt, das ist auch durchaus nicht wunderbar. Der Kirgise lebt meist in weiter, freier Steppe und kann sich daher von Jugend auf in der Fernsicht üben. Mehr als einmal habe ich bewundern können, wie meine Begleiter von weiter Entfer-

Digitized by Google

nung Kleidung oder andere Anzeichen von Reitern genau bestimmten, die ich noch gar nicht zu sehen vermochte. Dabei ist der Kirgise von Jugend auf an ein fortwährendes Beobachten der ihn umgebenden Natur gewöhnt, bemerkt daher und sieht Alles, was für ihn nur irgendwie von Wichtigkeit sein kann. Er vermag Tage lang die Spur eines abhanden gekommenen Thieres zu verfolgen und wird diese Spur nicht verlieren, wenn sie selbst durch mit Fussspuren bedeckte Weideplätze grösserer Heerden führt. Er vermag nach der Spur von Thieren oft wunderbar die Natur derselben zu bestimmen. So erwähnt eine kirgisische Schnurre, wie ein Kirgise den nach einem verlorenen Thiere Suchenden gefragt habe, ob das Thier nicht auf einem Auge blind sei, auf dem linken Hinterfusse ein wenig gehinkt habe und ein Fuchs sei und dergleichen mehr. Da der Herr des Thieres den Frager für den Dieb hält, jener aber leugnet, das Thier gesehen zu haben, so zieht er den Verdächtigen vor den Richter, wo der Betreffende aussagt, er habe das Thier nicht gesehen, habe aber alles Gesagte aus der Spur desselben erkannt. Der rechte Hinterfuss sei stets fest aufgedrückt gewesen, daher müsse das Thier ein wenig gehinkt haben, an einem Dornenstrauche seien einige Haare hängen geblieben, daher habe er die Farbe des Haares erkannt und zuletzt habe das Thier beim Grasen stets die an der linken Seite von der Spur stehenden saftigen Kräuter und Blumen abgefressen, während es die rechts wachsenden unberührt gelassen, das deute darauf hin, dass es auf dem rechten Auge blind sei. Diese Anekdote beweist schon an und für sich, wie viel Werth die Kirgisen auf die Beobachtung legen. Ein Sassjedatel in Sergiopol versicherte mich, er habe einst bei Regenwetter seinen Handschuh verloren und zwei Kosaken zurückgeschickt, denselben auf dem Wege zu suchen. Dieselben seien unverrichteter Sache zurückgekehrt, darauf sei sein kirgisischer Begleiter geritten und habe den Handschuh 6 Werst weit entfernt gefunden. Das Pferd habe nämlich, so erzählte der Kirgise, mit dem Hinterfusse auf den Handschuh getreten und dieser sei tief in den Schmutz gerathen; er habe ihn nur gefunden, weil die Hufspur nicht so tief und deutlich im weichen Boden zu sehen gewesen sei, wie die übrigen Huftritte. Der Kirgise habe dies nur erwähnt, um den Umstand zu erklären, dass der Handschuh ganz beschmutzt und durchnässt war.

Viel weniger entwickelt als das Gesicht sind der Geruch und der Geschmack, obgleich die Kirgisen auch hierin weit vorgeschrittener sind als die Altajer.

Die Kirgisen sind ein echtes Nomadenvolk, das mit seinen Heerden während des Kreislaufes des Jahres in den Steppen umherzieht und stets da seinen Wohnsitz aufschlägt, wo es Nahrung für seine Heerden findet. Sitten, Gewohnheiten, Denkungsweise, mit einem Worte das ganze Leben und Treiben der Kirgisen stehen mit diesem Umherziehen des Viehes wegen im engsten Zusammenhange, ich kann also nur dann auf alle diese Verhältnisse eingehen, wenn wir das Nomadisiren und die Viehzucht der Kirgisen kennen gelernt haben.

Man denke sich nun dieses Nomadisiren nicht als ein planloses Umherirren durch die weiten Steppen. Planlos ziehen nur die Jägerfamilien in den Tundern und Wäldern des nördlichen Sibirien umher, sie verweilen nur an denjenigen Orten, wo der Zufall ihnen eine grössere Jagdbeute gewährte, die ihnen erlaubt eine zeitlang ihr Leben in Ruhe zubringen zu können. Die Wege, auf denen diese Jägerfamilien umherziehen, hängen also nicht von deren eigenem Ermessen ab. Daher kann ein Land nur eine äusserst dünne Jägerbevölkerung ernähren. Steigt die Bevölkerungsziffer eines Jagdterrains, so muss das Volk den Zufall der Jagdbeute zu regeln suchen, indem es sich Heerden des Wildes (Rennthiere) hält, mit denen es nun im Walde oder in den Tundern umherzieht. Der Rennthierbesitzer muss aber bei seinem Umherziehen schon Rücksichten auf seinen Viehstand nehmen und kann natürlich nur solche Wege einschlagen, auf denen seiner Heerde kein Schaden geschieht. Bei einem Volke aber, das einen so bedeutenden Viehstand hält wie die Kirgisen, ist an ein planloses Umherziehen gar nicht zu denken. Jeder Viehzüchter muss natürlich hauptsächlich darauf bedacht sein, dass er diejenigen Plätze aufsucht, die für seinen Viehstand die möglichst vortheilhaften sind. Da stossen natürlich die Interessen der Nachbarn aufeinander, wie uns dies ja schon in der Genesis zwischen den Knechten Abrahams und Lotts geschildert wird. Es tritt also hier eine bestimmte Eintheilung des Landes ein; ein Stamm oder eine Stammabtheilung betrachtet einen gewissen Landstrich als sein Eigenthum und duldet das Eindringen von Nachbarn in sein Gebiet nicht. Die Stammabtheilung besteht nun wieder aus Geschlechtern und diese aus

Geschlechts-Unterabtheilungen, die wiederum Theile des grösseren Stammgebietes als ihnen zugehörig betrachten. So sehen wir denn ein so buntes Gewirr von Landstrichen, auf denen die einzelnen Aule und Aul-Verbindungen umherziehen, dass es dem Reisenden unmöglich ist, sich ein klares Bild von der Landeintheilung zu entwerfen.

Für den Viehzüchter der Steppe ist es nun besonders wichtig. passende Stellen für den Winter- und Sommeraufenthalt zu finden, da nicht jeder Ort für die betreffende Jahreszeit passend ist. Den Frühling und Herbst kann er im Nothfalle überall zubringen, denn im Frühling findet das Vieh überall Wasser und Gras in Fülle und ebenso findet im Herbste ein bedeutender Niederschlag von Feuchtigkeit statt, der frischen Graswuchs erzeugt. Der Winter- und Sommer-Aufenthalt hingegen erfordern ganz bestimmte Bedingungen, deren Fehlen das Gedeihen des Viehes unmöglich macht. Für den Winter-Aufenthalt ist ein Ort nöthig, der möglichst dem Viehe gegen die Rauhheit der Jahreszeit Schutz gewährt, also entweder ein bewaldeter Landstrich oder ein tief gelegenes Flussthal, das dem Winde nicht ausgesetzt ist, dabei Wasser-, Holzreichthum und Weideplätze, wo sich der Schnee möglichst wenig lagert. Für den Sommer-Aufenthalt hingegen sind freie, offenliegende Flächen erwünscht, mit guter Bewässerung, etwa am Ufer von Seeen und fliessenden Gewässern, und dabei solche Stellen, wo das Vieh weniger von den Insekten zu leiden hat. Da für den Wintersitz viel mehr Bedingungen nöthig sind als für den Sommersitz, der besonders in bergigen Gegenden leichter zu finden ist, so sind es gerade die Wintersitze, die die Dichtigkeit der Nomaden-Bevölkerung bedingen und das Gedeihen des Viehstandes möglich machen. Nach dem Reichthume der Wintersitze also bestimmt der Nomade den eines Landes und alle Kämpfe und Kriegszüge der kirgisischen Horden während der vergangenen Jahrhunderte sind als ein stetes Drängen nach Erwerbung der besten Wintersitze zu betrachten. Jetzt, wo den Kirgisen gewisse Kreise und Bezirke zugetheilt sind, deren Landbesitzstand geregelt ist, hat dieses Ringen nach Wintersitzen aufgehört und es ist ein bestimmter, geregelter Besitzstand an dessen Stelle getreten. Jede kirgisische Familie besitzt jetzt ein in seinen Grenzen genau bestimmtes Winterterrain (Kystau), das der Familie erblich zugehört und das nur durch einen rechtlich geordneten Kaufact

auf eine andere Familie übergehen kann. Ein solcher Kaufact wird stets in Gegenwart von mehreren Zeugen (Nachbarn) vorgenommen. Der Uebergang des Winterterrains aus einer Hand in die andere findet ununterbrochen statt, da ja der Bedarf an Winterterrain von der Grösse der Viehheerden des Besitzers abhängen muss. Sobald nämlich der Viehstand eines Kirgisen abgenommen hat, sucht er seinen Wintersitz an einen mehr begüterten Nachbar zu veräussern. Nimmt der Viehstand eines Kirgisen hingegen zu, so sucht er sein Winterterrain zu vergrössern oder wenigstens den Niessbrauch benachbarter Wintersitze durch eine jährliche Bezahlung zu erlangen. Der reiche Kirgise sucht bei seinen Lebzeiten die älteren Söhne selbstständig zu machen und zwar theilt er seinem ältesten Sohne einen grossen Theil seines Viehes zu und kauft ihm, falls er selbst in seinem Wintersitze sich beengt fühlt, ein neues Winterterrain. Hat er selbst ein genügend grosses Wintergebiet, so weist er jedem Sohne, sobald er ihm sein Erbtheil an Vieh angewiesen, auch einen eigenen Wintersitz zu. Der Erbe des Nachlasses und des väterlichen Wintersitzes ist der jüngste Sohn. Bleiben mehrere Söhne nach, so wird das Vieh zwischen ihnen getheilt und der Wintersitz gilt als gemeinschaftlich, wenn sie nicht durch freie Uebereinkunft eine Theilung vornehmen. Letzteres geschieht aber nur sehr selten, da es für den jüngsten Sohn nicht vortheilhaft ist. Denn falls das Vieh so zunimmt, dass der Wintersitz dasselbe nicht mehr fassen kann, so hat der älteste Bruder nach kirgisischer Sitte die Pflicht, sich einen neuen Wintersitz zu erwerben und wird dabei nur theilweise von den jüngeren Brüdern unterstützt. Ist nach einiger Zeit der Viehstand so gewachsen, dass er für die zurückgebliebenen Brüder nicht ausreicht, so muss sich wiederum der älteste entfernen, bis zuletzt nur der jüngste im väterlichen Wintersitze verbleibt.

Während also mit zunehmendem Viehreichthum auch das Winterterrain der Familie sich immer mehr ausdehnt, ebenso nimmt es bei rückwärts gehendem Viehstande immer mehr ab, bis der Besitzer es aufgiebt und verkauft, sich mit den Resten seiner Heerde zu einem Verwandten begiebt und für gewisse Dienstleistungen das Recht erhält, das Winterterrain desselben zu benutzen. Stirbt ihm alles Vieh, so bleibt ihm nichts übrig, als sich als Arbeiter zu vermiethen.

Digitized by Google

Die Winterstriche sind meist so vertheilt, dass sie durch natürliche Grenzen von denen der Nachbarn geschieden sind, sie werden also von Flüsschen, Seeen, Hügeln, Abhängen u. s. w. begrenzt; ist keine natürliche Grenze vorhanden, so werden künstliche Grenzzeichen aufgestellt, z. B. Pfähle oder Steine. Die Grenzen der einzelnen Gebiete sind allen Verwandten und Nachbarn genau bekannt, sie gelten als unantastbar und stehen unter dem Schutze des Geschlechtes.

Da nicht alle Winterterrains von gleicher Güte sind, so ist auch der Preis der verschiedenen Wintersitze ein verschiedener. Es ist aber das Bestreben jedes nur irgendwie wohlhabenden Kirgisen, den Zustand seines Winterterrains durch Ankauf, Tausch oder Pacht zu verbessern.

Während nun die Winterterrains als fester Besitz des einzelnen Individuums gelten, sind die Sommersitze Eigenthum des Geschlechtes. Eine Theilung des Sommerareals zwischen den einzelnen Familien hat, so viel mir bekannt, nirgends stattgefunden. Hier hat Jeder, der Reiche sowohl wie der Arme, das Recht, sich niederzulassen, wo er will. Natürlich ist diese Freiheit nur in der Theorie eine vollkommene. Der Reiche und Angesehene weiss es natürlich so einzurichten, dass er den besten Platz erhält.

Bis Mitte April bleiben die Kirgisen gewöhnlich in ihren Wintersitzen, darauf beginnen sie überzusiedeln. Damit es ihnen gelingt, einen recht zweckentsprechenden Sommersitz zu erhalten, hält jedes Aul, das im Allgemeinen aus 3—5 Jurten besteht, die Zeit seines Aufbruches und die einzuschlagende Richtung möglichst geheim, gleichwohl finden aber geheime Besprechungen mit anderen Aulen, besonders mit Verwandten und Freunden, statt; darauf brechen die Aule plötzlich auf und suchen möglichst schnell den beabsichtigten Ort zu erreichen. Ist der Ort schon eingenommen, so bezieht das Aul die nächste freie Stelle. Dem Aufbruch eines Aules folgt gewöhnlich der Aufbruch aller Aule der Gegend, jeder sucht sich möglichst schnell einzurichten und nicht nur einen günstigen Platz zu erreichen, sondern auch einen solchen Platz, der bequem für das Weiterwandern ist und in einer Richtung liegt, die bei fortgesetzter Bewegung zu einem schönen Weideterrain für den Hochsommer führt. Im Anfang des Frühjahrs, wenn das Gras noch spärlich hervorgesprossen, können die Aule nur sehr kurze Zeit an einem Orte zubringen,

Digitized by Google

dann wechseln sie wohl alle zwei bis drei Tage ihren Platz. Zu Anfang des Sommers hingegen, wenn das Gras hoch gewachsen, bleiben sie oft wochenlang an einem Orte stehen. Im Hochsommer geht die Bewegung wieder schneller vor sich, während zur Zeit des Herbstes, bei zunehmendem Wasserreichthum, dieselbe wiederum langsamer wird. Die Rückbewegung von den Sommerstellen findet in der ganzen Steppe ungefähr in der Mitte des August statt und gewöhnlich auf demselben Wege, den man im Frühling durchzogen hatte. Der Herbstaufenthalt dauert gewöhnlich vom 15. September bis zum 15. October, dann rückt man wieder schnell in die Winterquartiere, wo man sich gewöhnlich Anfang November einrichtet. Die Sommer- und Herbst-Standquartiere sind nicht familienweise, sondern abtheilungsweise geordnet, und die Vertheilung der Aule liegt hier in den Händen der Geschlechtsältesten und anderer angesehener Leute. Dass hierbei nicht immer Recht und Gerechtigkeit herrschen, ist selbstverständlich, denn nicht umsonst sagt ein kirgisisches Sprichwort:

Wovon sprechen die Mitglieder zahlreicher Familien?
Sie sprechen von Ungerechtigkeiten, die sie weniger zahlreichen Familien zugefügt,

Wovon sprechen die Mitglieder von wenig zahlreichen Familien?
Sie sprechen von Ungerechtigkeiten, die sie von den zahlreichen Familien erlitten haben.

Die einzige Abwehr gegen Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten ist eben festes Zusammenhalten der Familien und Nachbarn unter Anführung bestimmter Persönlichkeiten; in diesen Vereinigungen liegt der Keim zu immer neuer Gruppirung der Geschlechter.

Nach den Winterquartieren ziehen die Kirgisen nur mit den Kameel-, Rinder- und Schafheerden. Die Pferdeheerden lassen sie hingegen in den Herbstlagern, die gewöhnlich nur 15—25 Werst von den Winterquartieren entfernt sind. Hier bleiben diese gewöhnlich bis zu der Zeit, wo starker Schneefall eintritt, dann treibt man sie abermals zu den Sommerstellen zurück und besonders an solche Plätze, die wegen des hohen Wasserstandes im Sommer unbenutzt geblieben, oder wo in Folge der starken Herbstregen wieder neues Gras hervorgewachsen ist. Nur die ärmere oder mittelmässig begüterte Klasse

Digitized by Google

des Volkes macht mit allen ihren Heerden den eben beschriebenen Rundgang. Die Reichen können ihre Heerden niemals an einer Stelle weiden lassen. Sie theilen ihre Schaf-, Pferde-, Rinder- und Kameelheerden ab und lassen jede Art für sich in den für sie passenden Gegenden einen eigenen Kreisgang vornehmen. Daher wächst auch das Vieh bei den Reichen am besten, denn jede Viehgattung gedeiht am besten bei einer ihr eigenthümlichen Fütterung. So lieben Kameel, Schaf und Ziege stark duftende harte Kräuter, wie das von den Kirgisen Kökpök und Dshūsan genannte Kraut, ja die Kameele sind sogar mit Disteln und Dornen und im Winter mit feinen Weidenzweigen zufrieden. Das Pferd hingegen schätzt am höchsten das feine Gebirgskraut (Betäkä und Torlau), das zwischen den Felsspalten hervorsprosst, während dem Rinde das Gras der weichen Wiesenteppiche am zuträglichsten ist.

In den Ebenen und auf den Hügelwellen der nördlichen Steppe gehen die einzelnen Jurtenzüge in so verschlungenen und sich oft durchkreuzenden Linien, dass es dem Unbetheiligten unmöglich ist, sich in diesem Wirrwar zurecht zu finden. In der südlichen Steppe hingegen, wo hohe Bergrücken sich meist bis zur Grenze des ewigen Schnees aufthürmen, ist der Kreisgang des Nomadenzuges ein durch die geographischen Bedingungen geregelter. Das Flussthal selbst, das sich meist unter dem Niveau der Steppe befindet und dessen Ufer meist eine schwache Bewaldung und Pappeln aufweist, ist ein passender Winteraufenthalt, da er Schutz vor Wind und reichlich Heizmaterial bietet. Im Sommer hingegen sind die Niederungen unbewohnbar, da die unzähligen Schwärme von Mücken, Fliegen, Stechfliegen, Bremsen und Moschki die Viehheerden zu Grunde richten würden. Daher verlässt der Kirgise im Sommer die Niederung und steigt immer höher ins Gebirge. Im Frühjahr lässt er seine Heerde auf den der Sonne ausgesetzten Flächen der Bergabhänge weiden, wo um diese Jahreszeit durch das den Schneeanhäufungen entfliessende Wasser eine reichere Vegetation emporsprosst. Wenn die immer stärker wirkende Sonne das Gras hier zu verbrennen beginnt, so steigt er auf den offenen Terrassen immer höher, bis er im Hochsommer am Saume des ewigen Schnees anlangt und hier die heisseste Zeit des Jahres in angenehmer Kühle verbringt. Im Herbste lenken sich dann die Jurtenzüge wieder ins Thal herab, aber nicht auf die offenen Bergterrassen, sondern in

die verdeckten Schluchten und Thalrinnen, wo die Sonne nicht den reichen Graswuchs vernichtet hat.

Das Vieh ist, wie uns schon diese kurze Uebersicht der Nomadenzüge der Kirgisen beweist, Lebensbedingung des Steppenbewohners, es ist sein einziges Existenzmittel und sein Verlust setzt ihn dem Hungertode aus. Er bezeichnet das Vieh mit dem allgemeinen Namen „*mal*“ (einem arabischen Worte, das eigentlich „Besitz“ bedeutet). Wie hoch er selbst das Vieh stellt, beweist der Umstand, dass er bei der Begrüssungsformel stets die Frage „mal dschanyng amanna“ (sind dein Vieh und deine Leute gesund?“) gerade in dieser Ordnung richtet, d. h. sich zuerst nach dem Wohlergehen des Viehes und dann nach dem der Leute erkundigt.

Das Vieh, das der Kirgise züchtet, zerfällt in fünf Gattungen: Schafe, Ziegen, Rinder, Pferde und Kameele. Im Allgemeinen hält der Kirgise mehr Schafe und Ziegen als Rinder. Wenn auch hier sehr viel von der Oertlichkeit abhängt, so werden im Akmolinschen Kreise mehr Schafe gehalten, im Karkaralinschen Kreise mehr Rindvieh, ebenso im nördlichen Theile des Semipalatinskischen Kreises und in der Kulunda, während in dem südlichen Theile der östlichen Steppe mehr Schafe und im Gebirge mehr Ziegen gezüchtet werden. Die Kameelzucht wird überall nur in sehr geringem Maasse betrieben, während die Pferdezucht durchweg weit mehr verbreitet als dem Züchter nutzbringend ist, ein Umstand, welcher sich nur so erklären lässt, dass das Aufziehen der Pferde diesem echten Reitervolke ein inneres Bedürfniss ist.

Betrachten wir jetzt die einzelnen von den Kirgisen gezüchteten Hausthiere näher.

I. Das Schaf.

In der ganzen Ausdehnung der kirgisischen Steppe wird nur eine Art von Schafen gezüchtet, das ist das Schaf mit dem Fettsteisse (ovis steatopyga Turcomaniensis). Von den Kirgisen wird es mit Stolz „kasak-koi“, d. h. das kirgisische Schaf, genannt, zum Unterschiede von dem russischen und kalmückischen Schafe, die den Kirgisen auch wohl bekannt sind. An Grösse übertrifft es bei weitem das russische Schaf, denn es erreicht meist eine Höhe von 1 Arschin und eine Länge von $1^1/_2$ Arschin. Das kirgisische Schaf ist stark gebaut und sehr fleischig, es ist aber mit einer sehr harten Wolle bedeckt, so dass Pelze aus

kirgisischen Schaffellen nicht beliebt sind. Diese Schafe sind meist von braungelber Farbe, doch giebt es auch viele weisse Schafe, schwarze sind sehr selten. In der Form des Kopfes unterscheidet sich das kirgisische von dem russischen Schafe dadurch, dass sein Nasenbein bedeutend mehr, fast hakenförmig, gekrümmt (ramsnasig) und weit schmäler ist als bei Letzterem. Nach den Ohren unterscheidet der Kirgise zwei Hauptarten: 1. die Schlappohre (salpang kulak) mit etwa drei Finger breiten und zwei Werschok langen, schlaff herabhängenden Ohren; 2. die Straffohre (dschebä kulak) mit etwas zusammengedrehten, etwa ein Werschok langen, stehenden Ohren; diese beiden Arten sind allgemein verbreitet; eine dritte Art, die Ohrlosen (kuldur schulak koi) sind viel seltener.

Das charakteristische Merkmal des kirgisischen Schafes ist der Fettschwanz (kuiruk). Er ist von frühester Jugend an ausgeprägt und besteht aus zwei dicken Fettwülsten, die durch den Schwanzwirbel (kuimschak suök) von einander getrennt sind. Dieser Fettschwanz ist meist bei ausgewachsenen Schafen von bedeutendem Umfange und oft bis zu einem Pud schwer. Einen solchen Schwanz vermag das Thier nicht mehr zu tragen, sondern schleppt ihn mit eingeknickten Hinterbeinen mühsam auf der Erde nach. Die Kirgisen nennen dies: „kai kuirugun schaulanady“. Dann kommt der Mensch dem armen Thiere zu Hilfe und befestigt unter dem Schwanze ein Gestell mit zwei Rädern, mit dem sich das Thier leichter, wenn auch noch immer unbeholfen, fortbewegt. Der Fettansatz von einem Pud Gewicht ist in der That ganz unverhältnissmässig, wenn man bedenkt, dass ein kirgisisches Schaf wohl nie über 50 Pfund Fleisch liefert.

Wenn Herr Barlian sagt, dass die Fettklumpen der schwanzlosen Schafe verschwinden, sobald diese durch den russischen Käufer aus dem Kirgisenlande in das ihrige versetzt werden, so ist dies ein Irrthum. Die Kirgisenschafe verlieren ebenso wenig in anderen Ländern ihren Fettschwanz, wie andere Schafarten im Kirgisenlande einen Fettschwanz erhalten. In der kulundinischen Steppe leben kirgisische Schafe mit russischen zusammen. Sind bei der Heerde russische Widder, so nimmt bei den neugeborenen Schafen der Fettschwanz ab, verliert sich aber erst gänzlich in der dritten Generation. Sind aber bei der Heerde kirgisische Widder, so entstehen allmählich Fettschwänze. Ebenso hatte ich Gelegenheit, an den Ufern des Issik-köl zu beobachten, dass auch

dort das mongolische Schaf neben dem kirgisischen unter denselben Bedingungen jedes in seiner Art fortbesteht.

Dass die kirgisische Schafgattung sich aber nicht nach Russland verbreitet, hat allein darin seinen Grund, dass aus der Steppe nur Schafe und Hammel als Schlachtvieh eingeführt werden, aber nie Schafböcke, da sich schwerlich Jemand bemüht, das hartwollige kirgisische Schaf zu züchten.

Das Schaf heisst kirgisisch „koi", der Schafbock „koschkar", das Mutterschaf „tū koi" (Gebär-Schaf), der Hammel „erkäk koi" (männliches Schaf). Das neugeborene Lamm heisst „kosy": es wird gewöhnlich im März geboren. Das Werfen der Lämmer heisst „koi kosdaidy". Wirft das Schaf zu früh (im Februar) oder zu spät (im Mai oder Juni) so sagt man „koi aramsa kosdady" (das Schaf hat fehlerhaft geworfen). Vom Herbste bis zum Frühlinge, d. h. in der zweiten Hälfte des ersten Jahres und allenfalls auch in den ersten Monaten des zweiten Jahres heisst das Lamm „toktu"; im zweiten Jahre wird es aber „sek koi", im dritten „kunan koi", im vierten „dönön koi", im fünften „bestä koi" genannt.. Einen Schafbock kastriren heisst „koidu tartyp dschibärüdi". Das Bespringen des Schafbockes heisst „koschkar koidu kaschyrady" (der Bock treibt das Schaf). Beim Handel mit Mutterschafen bestimmt man das Alter nach den geworfenen Lämmern. So heisst ein vierjähriges Mutterschaf „üsch kosdagan koi" (ein Schaf, das drei Mal geworfen), ein fünfjähriges hingegen „tört kosdagan koi" (ein Schaf, das vier Mal geworfen hat).

Die Schafe werden heerdenweise gehütet, bei Reichen oft in mehreren Heerden, da bei ihnen die Zahl oft mehrere Tausende beträgt. Arme eines Aules thun sich zusammen und lassen ihre Schafe gemeinschaftlich hüten. Bei weniger reichen Kirgisen werden Schafe und Ziegen zusammen auf die Weide getrieben. Die Schafhirten (koischu) sind meist Knaben; es werden zu diesem Geschäfte verarmte Waisen gemiethet; daher kommt es auch, dass in allen kirgisischen Märchen der Schafhirt „taschscha" (Grindkopf) genannt wird, da die Grindköpfe bei den Armen aus Mangel an Pflege des eigenen Körpers oft vorkommen. Uebrigens spielt in kirgisischen Märchen der Schafhirt meist eine bedeutende Rolle und gelangt oft zu hoher Stellung, gerade wie im deutschen Märchen oft das Gänsemädchen oder der Schweinehirt.

Der Schafhirt sattelt einen jungen 2—4jährigen Ochsen

Digitized by Google

und treibt so beritten, mit einem langen Stocke bewaffnet, seine Heerde auf die Weide. Man kann an dem Reitthiere des Hirten stets erkennen, ob die Schafheerde einem Kirgisen oder einem tatarischen Kaufmanne gehört, da die Hirten der Tataren stets auf Pferden, die der Kirgisen stets auf Ochsen reiten. Sommer wie Winter werden die Schafe auf die Weide getrieben und, wie ich schon gesagt habe, stets in grösseren Heerden. Im Allgemeinen kommen in dem nördlichen Theile der Steppe stets auf 100 Schafe zwei Widder. Die Zahl der letzteren ist deshalb so gering, weil hier die Schafe nur zu einer Jahreszeit gebären dürfen und zwar im Frühlinge, da bei dem Mangel an Winterställen die im Herbste geborenen Lämmer im Winter umkommen würden. Die wenigen zufällig im Herbste geborenen Lämmer werden in den Jurten gehalten. Um die Herbstgeburten zu verhindern, wird ein Stück Filz am Leibe des Widders so befestigt, dass es senkrecht herabhängt, und diesen Zierath tragen dieselben während mehrerer Monate. In der Südsteppe, z. B. im Ili Thale oder Schu, können die spät geborenen Lämmer leicht überwintern, deshalb hält man dort auf 100 Schafe meist vier Widder.

Die Schafe, die im Frühling geworfen haben, bleiben mit den Lämmern einige Tage bei der Jurte. Später werden die Mutterschafe mit der Heerde fortgetrieben und nur die Lämmer bei der Jurte gelassen. Erst nach einigen Wochen werden aus den Lämmern eigene Heerden gebildet, die abgesondert von den Mutterschafen auf die Weide getrieben werden. Grosse Schafheerden werden im Winter in drei Abtheilungen gehütet: die Mutterschafe, die Hammel und die Lämmer, jede gesondert für sich. Früh am Morgen werden die Schafheerden von der Jurte fortgetrieben, um die Mittagszeit kehren sie zu derselben zurück, Nachmittags werden sie wieder zur Steppe getrieben und dann kehren sie erst gegen Abend heim. Des Nachts verbleiben die Schafheerden in der Nähe der Jurten. Es befinden sich bei den Jurten zwischen in die Erde gesteckten Stäben ausgespannte Seile (kögön), an denen viele kleine Stricke befestigt sind. An diese Stricke, die etwa $^1/_2$ Arschin von einander entfernt sind, werden die Mutterschafe über Kreuz angekoppelt, so dass die Köpfe über das Querseil zu liegen kommen. Das erste Schaf ist rechts vom Querseil angebunden, das zweite links, das dritte wieder rechts u. s. w. Für die Lämmer sind bei kleineren Heerden

engere, niedrigere Kögön. Bei grösseren Heerden sind für die Lämmer Hürden hergerichtet.

An den Kögön angekoppelt, werden die Mutterschafe zwei Mal am Tage, d. h. am Mittag und am Abend, gemolken. Gewöhnlich melken zwei Weiber einen Kögön und zwar das eine die rechts stehenden, das andere die links stehenden Schafe. Der hölzerne Melkeimer (agasch scheläk) wird beim Melken zwischen die Hinterfüsse gestellt und wird das Schaf auch von hinten gemolken, indem man das Euter zwischen den Füssen hervorzieht. Geben die Schafe nicht sogleich Milch, so schlägt die Melkerin mit der linken Faust derb gegen das Euter (jelin), dann lässt das Schaf die Milch sogleich ab. Es ist natürlich, dass bei der Stellung der Melkenden das Thier die Hände derselben wie auch das Milchgefäss sehr oft verunreinigt, das schadet aber nichts, denn der Kirgise sagt: „koidung bogu aram emäs" (der Schafmist ist nicht unrein, d. h. vom Koran als unheilig bezeichnet). Der in die Milch gefallene Schmutz wird mit einem kleinen Stäbchen aus dem Eimer entfernt.

Man melkt im Allgemeinen die Schafe vier Monate lang, im vierten Monate sollen sie aber schon sehr wenig Milch geben. Im Herbste geben nur die spät geboren habenden Schafe (kendschä kosdagan koilar) noch Milch. Ein Schaf giebt täglich nur etwas über $^1/_4$ Liter Milch. Man melkt eben die Schafe nicht ganz aus, sondern lässt ein wenig Milch im Euter, welche die Lämmer, die man nach dem Melken zu den Müttern lässt, aussaugen (d. h. kosu dschamyrady).

Die Schafe weiden Sommer und Winter auf freier Steppe und suchen sich auch im Winter ihr Futter selbst, indem sie das Gras mit den Vorderfüssen aus dem Schnee scharren; nur den jungen Lämmern wird im Winter Heu vorgelegt, welches man im Sommer in der Nähe der Wintersitze aufstellt. Für die Lämmer wird auch bei den Wintersitzen eine Art Stall hergerichtet. Bei den Kirgisen am Irtisch und an der Kulunda, die in der Nähe der russischen Ansiedelungen wohnen, sind die Ställe für die Lämmer aus Balken hergerichtet, in der Steppe sind es in die Erde eingegrabene Vertiefungen. Im Sommer werden die weidenden Schafe täglich zwei Mal zur Tränke getrieben, im Winter geschieht dies nicht, da dann die Thiere ihren Durst mit Schnee löschen.

Digitized by Google

Die beste Weide für die Schafe ist die Salzsteppe und ihr liebstes Futter die Kräuter Kökpök und Dshūsan.

An einem heiteren, wolkenlosen Herbsttage treibt man die Schafe zu einem See oder zu einem naheliegenden Bache und lässt sie mehrmals langsam durch die Fluthen gehen (suga tschogutady), damit das Wasser den Schmutz aus den Wollpelzen entferne. Vom Flusse werden dann die Schafe zur Jurte zurückgetrieben und dort geschoren. Das Scheeren der Schafe verstehen nicht viele Kirgisen, sondern nur einzelne Leute, welche daraus ihr Gewerbe zu machen pflegen. Man ladet diese Scheerer zur Schur ein und bewirthet sie gut, ausserdem giebt man ihnen einen kleinen Theil der abgeschorenen Wolle zum Lohn. Man bindet den Schafen die vier Füsse zusammen und scheert sie mit grossen eisernen Scheeren (kyrtyk), indem man am Hintertheile beginnt. Ein guter Scheerer setzt nicht eher die Scheere ab, als bis das ganze Schaf geschoren ist, so dass die abgeschorene Wolle fast wie ein zusammenhängendes Schaffell aussieht. Die Wolle wird dann auf einen Haufen geworfen und weder auf die Farbe noch auf die Güte derselben Rücksicht genommen.

Betrachten wir jetzt, wie die Kirgisen die vom Schafe gewonnenen Rohprodukte verwenden.

1. Die Milch. Die im Melkeimer gewonnene Milch wird zur Jurte gebracht und in grosse durchräucherte Lederschläuche (Saba), welche rechts von der Thüre am Jurtengitter angebunden sind, gegossen. Wenn eine Saba, die 4—6 Eimer Milch fasst, gefüllt ist, so wird in einen Kessel etwas frische Schafmilch gegossen und einem gelinden Feuer ausgesetzt. Ist die Milch erwärmt, so thut man etwas sauere Milch (airan) dazu und lässt das Ganze gerinnen. Jetzt werden die Molken abgegossen und der frische Quark in Näpfe gethan. Die Molken werden dann wieder an's Feuer gesetzt und gekocht und dann kochend in die mit Schafmilch gefüllte Saba gegossen. Hierauf ladet meist der Bewohner die übrigen Jurten des Aules ein, um den frischen Quark zu kosten. Die Gäste setzen sich um's Feuer und jeder erhält ein wenig vom frischen Quarke und nachdem dieser verzehrt ist, spricht einer der Gäste den Butter-Segen (mai batassy), der mit den Worten schliesst: majyngys köp bolsun! (möget ihr viel Butter gewinnen!) Haben die Gäste sich entfernt, so wird die Rührstange (pistäk) in die Saba ge-

steckt und dann die Oeffnung derselben mit einem Pferdezügel zugebunden. Dann schlägt man die Milch mit dem Pistäk wohl eine Stunde lang und öffnet die Saba vorsichtig, um nachzusehen, ob die Butter sich schon in derselben sammelt. Hat sich die Butter gebildet, so nimmt man den Pistäk heraus, bindet die Oeffnung der Saba fest zu und stösst nun mit der concaven Seite eines Holznapfes von aussen gegen den Lederschlauch, damit die Butter dicht werde (mai kalyng bolsun dep tolkuidu). Hat die Butter sich zu einem Stücke zusammengeballt, so wird die Saba geöffnet. Die Frau streift die Aermel des Hemdes bis zur Schulter auf (subanady), nimmt die Butter mit der Hand aus der Saba und legt sie in eine hölzerne Mulde (astau). Nun durchrührt sie dieselbe mit einem Rohrstäbchen (schī) und entfernt daraus mit diesem Schmutzstücke, Haare, Grashalme und sonstige Unreinlichheiten. Dann nimmt die Hausfrau, die das Geschäft des Butterns selbst ausführt, etwas von der Butter und beschmiert die oberen Spitzen des Jurtengitters, damit sie dieselbe kosten und mit um reichen Buttersegen bitten helfen (tiläüdäs bop tursun!) Auch giebt sie jedem Familienmitgliede und Jedem, der in das Haus tritt, ein wenig Butter in die linke Hand; der, welcher die Butter erhalten, legt dieselbe aus der linken in die rechte Hand und leckt die linke Handfläche ab, dann legt er die Butter in die linke Hand und leckt die rechte Handfläche u. s. w., bis er die ganze Butter allmählich aufgeleckt hat.

Nachdem diese für das Gedeihen der Butter nothwendigen Bewirthungen ausgeführt sind, wird die Butter ungewaschen gesalzen und in einen gereinigten Schafmagen gefüllt, dieser aber mit einem Filzstücke umbunden. Die mit Butter gefüllten Mägen werden in einem mit drei Füssen versehenen Kasten (kebäschä) aufbewahrt, dessen Deckel entweder mit einem Schlosse verschlossen oder wenigstens mit einem Stricke zugebunden wird, damit die Butter vor den naschhaften Kindern und Dienstleuten sicher sei.

Haben sich nun einige Saba mit Quark und Buttermilch angesammelt, so gräbt man neben der Jurte ein $^1/_2$ Arschin breites, ebenso tiefes und 4 — 5 Arschin langes Loch in die Erde (jär-oschak), auf dieses werden zwei bis vier Kessel gestellt, die sich mit den Rändern auf die Seitenwände der Grube stützen und in diese Kessel wird nun Quark und Buttermilch gegossen. Unter den Kesseln wird ein gelindes Feuer ange-

Digitized by Google

zündet. Schon früher hatte nämlich der Knecht mehrere Kameellasten trockenen Mistes als Brennmaterial herbeigefahren und nun besorgt die Magd (nur bei armen Leuten die Hausfrau) die Kessel, während der Knecht auf die Unterhaltung des Feuers achtet. Wenn der Schaum sich auf den Kesseln bildet, so schöpft die Magd ihn mit den Fingern ab und leckt ihn mit grossem Wohlgefallen; sie muss es aber heimlich thun, denn wenn die Hausfrau es sieht, so ruft sie ihr zu: „kurttung mangyssy hetädi, dshalama!“ (Lecke nicht! der Käse verliert seinen Geschmack). Sobald der Quark zu Kochen anfängt, nehmen Mägde und Knechte jedes einen 1 Arschin langen Stab, an dessen Ende eine kleine eiserne Schaufel befestigt ist (kalak temir oder bulgausch), setzen sich vor den Kessel und schieben das Eisen ohne Unterbrechung auf dem Boden des Kessels hin und her. Da diese Arbeit nicht viele geistige Thätigkeit erfordert und sehr lange währt, so wird sie meist im Halbschlummer verrichtet, indem man den Holzstab vor die Brust stemmt und mechanisch den Oberkörper vor und rückwärts schiebt. Jetzt wird der Quark so lange gekocht, bis der Rührstab darin stecken bleibt. Alsdann wird er in hölzerne Mulden geschüttet und bleibt in diesen einen Tag und eine Nacht stehen. Am anderen Morgen haben sich wiederum ein wenig Molken abgesondert. Dann thut man den Quark in einen Sack aus Kameelhaargespinnst und hängt diesen an dem Jurtendache auf, so dass die noch übrigen Molken in eine Mulde abtröpfeln können. Jetzt erst formt man aus dem Quarke kleine runde Käse, welche auf mit Rohrmatten bedeckten Gestellen in der freien Luft getrocknet werden. Bei grosser Hitze trocknen die Käse in drei Tagen, sonst müssen sie wohl eine Woche liegen. Diese steinharten Käse (kurt) bilden einen sehr wichtigen Theil der Wintervorräthe.

Ausser diesen Käsen fertigt man aus der Schafmilch noch Krümelkäse (erimschik). Zur Bereitung desselben hat man getrocknete Mägen von neugeborenen Lämmern (mejäk) im Hause vorräthig. Die Zubereitung des Erimschik geschieht folgendermassen: Man giesst die frische Schafmilch in den Kessel, legt einen Mejäk hinein und erwärmt den Kessel gelinde. Der Mejäk bleibt in der auf dem Feuer stehenden Milch ungefähr eine Stunde liegen, dann wird er herausgenommen, die Milch zum Kochen gebracht und darauf vom Feuer genommen. Die Milch

Digitized by Google

gerinnt sehr schnell. Diese frisch geronnene Milch heisst auf kirgisisch: „ak erimschik“ (weisser Erimschik). Dieser wird nun wieder auf das Feuer gesetzt und so lange gekocht, bis die Molken vollständig verdampft sind, der eigentliche Käsestoff röthlich wird, und anzubrennen beginnt. Dann nimmt man den letzteren klumpenweise aus dem Kessel, streut ihn auf Schilfmatten und trocknet ihn an der Luft zu feinen gelben Krümeln. Dieselben heissen „sary erimschik“ (gelber Krümelkäse).

Der Geschmack des Käse (kurt) ist für einen europäischen Gaumen grauenvoll, er schmeckt sauer, bitter, sandig. Erträglicher schmeckt er in Wasser zerrieben, so geniessen ihn auch die Kirgisen im Winter als Surrogat der zu jener Jahreszeit fehlenden Milch.

Der Erimschik hingegen schmeckt getrocknet sehr angenehm süsslich und wird zum Thee genossen. Frauen, die sich als Gäste einfinden, werden meist mit Erimschik und Butter bewirthet. Wenn die Frauen bei Festmählern erscheinen, so nehmen sie als Gastgeschenke Erimschik und Kurt mit. Guter Erimschik ist das Probestück einer vortrefflichen Hausfrau. Erimschik wird ebenfalls, wenn auch selten, aus Kuhmilch gemacht, ebenso selten bereitet man aus Schafmilch Airan (gekochte sauere Milch). Leute, die sehr wenig Vieh haben, schütten alle Milch (sowohl Kuh- als Schafmilch) in eine Saba.

2. Das Fleisch und Fett. Die alten Schafe, die keine Lämmer mehr werfen, werden zu Anfang des Winters als Wintervorrath mit dem übrigen Schlachtvieh geschlachtet. Dann werden die Fettschwänze abgelöst und der Länge nach in Streifen (tiläm) geschnitten. Diese Tiläm werden gesotten und bei der Butter aufbewahrt. Sie werden den im Winter kommenden Gästen als Leckerbissen vorgesetzt oder beim Kochen von Baursak (kleine Teigstückchen) verwendet.

Schafe schlachtet man nur bei Gastmählern, bei Krankheiten auf Verordnung eines Baksa (Wunderdoktors) und bei Ankunft eines geschätzten Gastes. Der zu Ehren des Gastes geschlachtete Hammel heisst „konagassy“. Ein derartiges Ehrengericht wird gewöhnlich in einer oder höchstens in zwei Mahlzeiten aufgegessen, denn das leckere Mahl lockt viel Nachbarn herbei, von denen jeder einen Theil erhalten muss. Der Hammel wird zuerst lebendig in die Jurte geführt und dem Gaste gezeigt, der den Segen spricht. Dann bringt man ihn

wieder aus der Jurte, schlachtet ihn und häutet ihn ab. Die Lunge und das Gedärme werden den Hunden vorgeworfen, denn „ökpü as bolmas“ (Lunge ist keine Speise) sagt ein kirgisisches Sprichwort. Das Fleisch, Herz und Magen werden in den Kessel gelegt, gesalzen und gekocht. Der Kopf aber und das Brustst ück mit dem Fell (von dem die Haare mit einem Messer abrassirt sind) werden am Feuer an Stäben gebraten. Sind die Haare des Kopfes abgesengt, so reinigt man diesen und legt ihn in den Kessel, ohne jedoch die Zähne auszuschlagen, wie der Koran es fordert; das Ausschlagen der Zähne hält der Kirgise für unheilbringend für das Jungvieh. Der Schaum wird vom Kessel ziemlich sorgfältig abgeschöpft und die Brühe bis auf ein Geringes eingekocht. Ist das Fleisch gar, so legt man das Kreuzstück, die falschen Rippen (sübö kabyrga), die Knochen des Oberschenkels der Vorderbeine (ortan dshilik), die Oberschenkel der Hinterbeine (tokpak dshilik) und ein Stück vom Fettschwanze dem Gaste auf einer hölzernen Schüssel vor; dieser nachdem er sich die Hände gewaschen, scheidet das Fleisch von den Knochen und taucht es in die Brühe, die sehr stark gesalzen ist. Der Wirth setzt sich nicht zum Gaste. Wenn der Gast das Fleisch so zugerichtet, wendet er sich an den Wirth: „as iässimän tatty, aska oturungus!“ (das Essen ist nur mit dem Wirthe wohlschmeckend, setzt euch und esset!). Der Wirth antwortet: „Alla rasy bolsun, risabys aschangys!“ (Lohn's euch Gott, ich danke, esset nur!) Doch der Gast lässt nicht nach. Da der Wirth sich noch immer weigert, schneidet er ein grosses Stück Fleisch (dschaprak et) von den falschen Rippen, winkt den Wirth und steckt es ihm mit den Fingern in den Mund. Dann schneidet er ein zweites Stück und reicht es der Hausfrau, aber nicht mit den Fingern, sondern er legt es für sie auf einen Napf. Nun erst setzt sich der Wirth zum Gaste und isst mit ihm aus einer Schüssel, legt jedoch dem Gaste immer die besten Stücke vor. Jetzt schneidet der Letztere eine Menge Fleisch und Fett in kleine Stücke und reicht es mit den Fingern der rechten Hand den übrigen Anwesenden (bes barmak). Er nimmt immer zu drei Stücken und steckt diese mit einem Male dem sich ihm Nähernden, der den Mund aufsperrt und den Kopf weit nach vorn streckt, in den Mund. Es ist nicht ohne Interesse, die gierigen Physiognomieen der Empfänger zu betrachten. Die Speisung hat aber ihren bittern Beigeschmack; es gilt nämlich

als Beleidigung für den Wirth und den Geber, wenn der Empfänger die Gabe nicht sogleich hinunterschluckt sondern die Finger zu Hülfe nimmt. Waren die Stücke etwas gross, so ist das Hinunterschlucken nicht so leicht und der durch die Etikette Gemarterte würgt häufig vergebens, sein Gesicht unterläuft blauroth und er droht zu ersticken. Da helfen die Nachbarn dem Armen; der eine ruft ängstlich „kak! kak!“ (schlage! schlage!), einige andere stossen den Unglücklichen stark mit der Faust in den Rücken, bis das Fleisch glücklich in den Magen gelangt ist. Wie in Schweiss gebadet, ruht der Arme dann nach dem Wohlgenusse aus. Bei Gelegenheit des Bes-barmak ist das kirgisische Gesetz zu erwähnen, des Inhalts dass, wenn der Geber mehr als drei Stücke oder einen Knochen verabreicht hat und der arme Empfänger erstickt, der Erstere den vollen „kun“ (Strafgeld für Todtschlag) bezahlen muss. Hat er aber nur drei Stücke gegeben und mögen sie noch so gross gewesen sein, so zahlt er im Falle des Erstickens kein Strafgeld.

Die Kirgisen sind Meister im Kochen des Schaffleisches; ich habe nie so wohlschmeckendes Kochfleisch gegessen als bei ihnen. Ich lernte in Taschkend einen Gouverneur kennen, der sich ausser seinem russischen auch einen kirgisischen Koch hielt, welcher ihm jeden Mittag nach der Suppe als zweites Gericht auf kirgisische Art geschlachtetes Schaffleisch bereiten musste.

Nach dem Fleische wird die eingekochte Brühe (sorpa) in einer Holzschüssel herumgereicht und von jedem Anwesenden einige Schlucke getrunken.

Die Leber und etwas vom dicken Fleische werden fein geschnitten und mit Stücken Schwanzfett gebraten. Dieses Gericht heisst kurdak und wird nach der Sorpa gereicht. Das Brststück (töstük) wird am hellen Feuer an Stöcken gebraten und gilt als ein besonderer Leckerbissen.

Nach dem Mahle wischt jeder der Anwesenden sich das Fett von den Fingern an die Stiefelschäfte, danach wird das Dschauluk, ein Handtuch aus weissen Leinen, das aber von Fett starrt, herumgereicht und zuletzt wäscht man sich Mund und Hände mit Wasser. Nach dem Mahle halten Alle die zusammengelegten Hände horizontal vor die Brust und der Gast spricht den Segen für den Hausherrn, der mit dem Allah ekbär (Gott ist gross) und mit Bartstreichen endet. Hier einige Beispiele solcher Segenssprüche (bata).

Gott der Herr, o sei du gnädig!
Gnädig sei und gieb ihm Vieh!
Mach' zum Besten ihm beim Volke!
Doch dem, der ihn feindlich ist,
Nimm das Vieh und mach' ihn arm!
Allah ekbär!

oder:

Sei ihm gnädig, o mein Gott!
Und verleih ihm reiche Gaben!
Du, erfüll ihm seine Wünsche!
Gieb ihm doch der Habe Fülle!
Oeffne ihm die Hand zum Wohlthun!
Günstig mach' die Opferspende!
Du, erfülle seine Bitten!
Mache vornehm seinen Stamm!
Und den Feind, den Uebelthäter,
Gieb ihn unter seine Sohlen!
Allah ekbär!

3. Die Wolle. Nachdem die ganze Heerde geschoren ist, versammeln sich Frauen, Mädchen und junge Burschen der Nachbarschaft, um die Wolle zu Filz zu schlagen. Die Wolle wird auf kahlen Kuh- oder Pferdefellen (tulak) in einer dicken Schicht ausgebreitet. Die Leute bewaffnen sich mit langen Ruthen (saban) stellen sich rund um die Felle und schlagen unter munterem Gesange nach dem Takte einer Melodie die Wolle abwechselnd mit der Ruthe der rechten und derjenigen der linken Hand. Nachdem die Wolle geschlagen ist, wird sie zerrupft.

Wenn die Wolle fein genug zertheilt ist, wird sie über zwei Strohmatten von 4—7 Arschin Länge, welche zusammengenäht sind, in zwei dicken Schichten ausgebreitet; unten legt man braune Wolle (kongordau dshün), oben weisse Wolle (akyndau dshün). Nun wird die Schicht stark angefeuchtet und zusammen mit der Strohmatte aufgerollt. Die Rolle umwickelt man wieder aussen fest mit einem Seile aus Pferdehaaren, zehn Menschen stellen sich rechts von der Rolle und zehn Menschen ihnen gegenüber links von derselben in einer Reihe auf. Jetzt stossen die zehn Rechtsstehenden gleichzeitig mit dem rechten Fusse gegen die Rolle, so dass sie den Gegenüberstehenden zurollt. Diese haben schon den rechten Fuss erhoben und stossen die Rolle den Gegnern wieder zu. Dieses Stossen wird ungefähr $1\frac{1}{2}$ Stunde fortgesetzt. Dann wird der Strick losgebunden und der Filz aufgerollt. Die Frauen stecken die Kleider auf, streifen

die Aermel bis über den Ellbogen in die Höhe, setzen sich auf's Knie um die Filzdecke und schlagen den Filz von oben und unten in gleichmässigen Taktschlägen mit der flachen Hand. Diese Arbeit dauert wohl drei Stunden. Nun nimmt man die Filzdecke und säumt die Ränder mit groben Stichen. Alsdann setzt man sich in einen Kreis um die Filzdecke und dreht sie langsam im Kreise herum, indem jeder dieselbe seinem Nachbarn zuschiebt (kīs kölölök ainalady). Ist der Filz hart geworden, so zieht man die Fäden, mit denen er gesäumt war, heraus und breitet denselben dann zum Trocknen aus.

Auf diese Weise werden die gewöhnlichen Filzdecken gearbeitet, die wegen ihrer Festigkeit die kalmückischen und mongolischen Filze weit übertreffen. Bei den Kirgisen werden diese Filze zum Bedecken der Jurten und nur bei sehr armen Leuten als Fussteppiche verwendet; ausserdem macht man aus ihnen die Sattelunterlagen, Matratzen und viele andere Dinge; eine grosse Menge solcher Filze wird nach Mittelasien und Russland ausgeführt. Feinere Filze zu Teppichen werden von den Kirgisen folgende Arten gearbeitet:

1. Gewöhnliche Filzdecken, die auf der oberen Seite mit verschiedenen Verzierungen aus buntgefärbter Wolle belegt sind. Diese Verzierungen werden auf den Filz gelegt, wenn er in der Roharbeit halb fertig gestampft ist.

2. Feine weisse Filzdecken von ausgewählter, feiner, einfarbiger Wolle.

3. Gefärbte feine Filzdecken.

4. Farbige Filzdecken, in denen allerlei Verzierungen aus andersfarbigem Filze eingenäht sind. Solcher Decken werden jedesmal zwei ganz gleiche gefertigt, so dass die ausgeschnittenen Verzierungen der einen Decke in den Grund der anderen eingenäht werden können. Man besetzt dabei die Einsätze mit feinen Schnüren und die ganze Decke mit gefärbten Fransen aus Ziegenhaaren.

5. Gesteppte einfarbige Decken.

6. Mit bunten Wollschnüren gestickte Decken.

Das Färben der Filze oder Wolle geschieht zum Theil mit vegetabilischen Farbstoffen des Landes oder mit von den Russen gekauften Farbstoffen.

Gesponnen wird die Schafwolle nur in sehr geringer Quantität und dann meist zu Schnüren und Bändern verarbeitet.

Stricke aus Schafwolle fertigen nur die Kirgisen der südlichen Steppe, besonders die am Flusse Schu und die Kirgisen bei Taschkend.

4. Das Fell. Die Schaf- und Lammfelle werden zuerst getrocknet und dann in einem Holzeimer mit einer „ï“ genannten Flüssigkeit aus Airan, Mehl und Molken sechs bis sieben Tage gehalten. Wenn das Haar sich leicht auszupfen lässt, so sagt man, das Leder sei gar (terä ï boluptu), nimmt die Felle heraus, reinigt und trocknet sie; dann reibt man dieselben mit einem eisernen Instrumente (temir iräk) weich (ukalaidy). Die Lammfelle werden zwischen den Händen weich gerieben. Aus diesen Fellen nähen die Kirgisen Pelze und Mützen. Kleinere Lammfelle (eltir) werden von den Russen in grosser Menge gegerbt aufgekauft. Grosse Lammfelle werden nur ungegerbt in riesiger Menge von der Steppe ausgeführt. Die Schaffelle der nördlichen Kirgisen-Steppe gehen über Peterpawlowsk und Semipalatinsk meist nach Tjumen, wo sie verarbeitet werden.

Ueber die Preise der Schafe und die von Schafen gelieferten Produkte kann ich folgende Angaben machen:

Der Preis der Schafe ist fast in der ganzen Steppe derselbe. In der Steppe zwischen Semipalatinsk und Wernoje kostet ein ausgewachsenes, grosses Schaf mit starkem Fettschwanze 3 Rubel Silber. Drei- und vierjährige Schafe kosten 2 Rubel und die kleinen einjährigen Schafe (toktu) 1 Rubel.

Die Preise der Schaffelle sind: ein grosses Schaffell meist 40 Kopeken, das Fell eines ein- bis zweijährigen Schafes 30 Kopeken, das Fell eines halbjährigen Lammes 20 Kopeken.

Die Wolle von 100 Schafen wurde mir im Ueberschlage etwa auf 5 Rubel Silber berechnet. Von gewöhnlichem Filze hat die Arschin in der Steppe selbst einen Werth von etwa 30 bis 40 Kopeken, weisser Filz kostet 60—80 Kopeken. Die feineren Filze sind von sehr verschiedenartigem Werthe, der sich im Allgemeinen nicht beziffern lässt.

Was den Ertrag einer Schafheerde betrifft, so wurde mir dieser zwischen Kopal und Sergiopol folgendermassen berechnet: 1000 Schafe geben im Jahre etwa 420 Junge. Es werden etwa 70 Schafe verzehrt und 280 verkauft, der Rest wird zur Heerde geschlagen, so dass dieselbe also in einem günstigen Jahre auf etwa 1070 bis 1100 anwächst. Da etwa 40 Schafe Wolle zu einer Filzdecke von 6 Arschin Länge geben, so erhält man von 1000 Schafen ungefähr 25 Filzdecken, die zusammen einen Werth von

60—65 Rubel ausmachen. Wir sehen somit, dass der Ertrag einer Schafheerde ein ausserordentlich hoher ist, da sie ausser der Milch noch ca. 30 bis 35 % Reinertrag liefert.

II. Die Ziege.

So viel ich zu beobachten Gelegenheit hatte, wird überall in der Kirgisen-Steppe nur eine Art Ziege gezüchtet. Die kirgisische Ziege unterscheidet sich von den von russischen Bauern gehaltenen Ziegen dadurch, dass sie kleiner ist, kleinere Hörner und ausserdem ein stark gebogenes Nasenbein hat. Das Haar der kirgisischen Ziege ist mittellang, ziemlich struppig und hart. Ich habe nicht bemerkt, dass bei den Ziegen, wie bei den kirgisischen Schafen, eine besondere Farbe vorherrschend sei.

Die Ziege heisst bei den Kirgisen als Gattung *eschki*; ebenso heisst aber auch die weibliche Ziege. Der Bock heisst *tekä*, die Zicklein heissen in den ersten sechs Monaten *lak*. Daher heisst auch das Werfen der Ziege *lak-taidy* und eine trächtige Ziege *lakty eschki*. Im zweiten Jahre heissen die beschnittenen Böcke *serkäsch*, die weiblichen Ziegen aber *schybysch*, im dritten Jahre heissen sie *kunan tekä* und *kunan eschki*, im vierten *dönön tekä* und *dönön eschki*, im fünften *bestä tekä* und *bestä eschki*.

Ziegen und Schafe werden von den Kirgisen fast wie einerlei Vieh betrachtet. Man lässt sie zusammen weiden und wenn der Eigenthümer seine Heerden aufzählt, so gebraucht er gewöhnlich den Ausdruck koi eschki (der Schafe und Ziegen) habe ich so viele. Aus diesem Grunde habe ich über die Hütung und Behandlung dieser Thiere nichts Besonderes mitzutheilen, da sie vollständig dieselbe ist wie bei den Schafen, selbst das Anbinden der jungen Zicklein und das Melken geschieht in derselben Weise. Ziegen- und Schafmilch werden in einen Eimer gemolken. Die Produkte, die der Kirgise von der Ziege gewinnt, sind folgende:

1. Die Milch (Verwendung derselben wie beim Schafe).

2. Das Fleisch (ebenso wie beim Schafe). Hier ist nur zu erwähnen, dass das Schaffleisch des Fettes wegen dem Ziegenfleische vorgezogen wird; es ist daher nicht gebräuchlich oder wenigstens ein Zeichen von Geiz oder doch von Mangel an Freigebigkeit sowie von Nichtachtung, wenn man dem Gaste Ziegenfleisch vorsetzt.

3. Das Fell. Das Ziegenfell mit den Haaren zu gerben, wie das Fell der Schafe, ist im Allgemeinen bei den Kirgisen nicht Gebrauch, da Pelze aus Ziegenfell nicht beliebt sind, denn sie sind hart, schwer und wegen der Starrheit der Haare viel weniger warm als die Schafpelze. Werden Ziegenfelle mit den Haaren gegerbt, so geschieht das ganz auf dieselbe Weise wie das Gerben der Schaffelle.

Meistentheils werden die Ziegenfelle als Leder (dshargak) bearbeitet. Dies geschieht auf folgende Weise: Nachdem man die Felle getrocknet hat, scheert man zuerst mit einem scharfen Messer die Haare ab, dann wird eine *Malma* genannte Flüssigkeit bereitet, die in ihrer Zusammensetzung sich von dem „t" unterscheidet. Das Leder muss nun einige Tage in der Flüssigkeit liegen, darauf nimmt man es heraus und löst die dann auf der Haarseite befindliche Haut, die *Karty* genannt wird, mit einem *Orak* genannten Instrumente los. Alsdann lässt man das Leder drei Tage lang in gesalzener Milch liegen, bis es, wie der Kirgise sagt, mit Milch gesättigt ist (sütkö tojady). Endlich breitet man das Leder aus, trocknet es und reibt es weich (ukalaidy), wie ich das bei der Bereitung der Schaffelle beschrieben habe. Aus Ziegenleder macht man fast ausschliesslich die weiten Lederhosen (Schalbar). Die Schalbar sind eigentlich die Reithosen der Kirgisen. Die russischen Bauern tragen in der Kälte auf Reisen dieselben Hosen über den Pelzen und nennen sie Scharwari, offenbar das verdorbene kirgisische Wort. Gewöhnliche gelbe Schalbar aus Ziegenleder kosten $1\frac{1}{2}$—2 Rubel. Diese werden in grossen Partieen in die russischen Dörfer ausgeführt.

4. Das Haar. Das Ziegenhaar wird von den Kirgisen vielfach verarbeitet. Die langen Haare werden sauber ausgekämmt und gefärbt und dann zu Quasten und Fransen für Teppiche und Decken verwendet. Das kurze Flaumhaar (tübüt) wird gesponnen und aus ihm werden hauptsächlich die breiten, oft reich verzierten Jurtenbänder verfertigt.

Der Preis der feinen Ziegenhaares ist gewöhnlich 15 bis 20 Kopeken Silber das Pfund.

III. Das Rind.

Bei den Kirgisen wird, so weit ich dies beobachten konnte, nur eine Art Rindvieh gezüchtet, doch ist das der Südsteppe grösser und stärker als das der Nordsteppe, was gewiss von

den klimatischen Verhältnissen abhängt, vielleicht kommt dies auch von der Vermischung mit dem viel kleineren Rindvieh der sibirischen Russen (möschkö) her. Das kirgisische Rindvieh ist meist mittelgross und fleischiger, dabei aber milcharmer als das Vieh der Russen. Das Fell ist mit kurzen und glatten Haaren bedeckt, die Hörner sind lang und stark geschweift. Eine künstliche Züchtung findet beim Rindvieh ebenso wenig statt wie bei den Schafen. Die Ausfuhr von Schlachtvieh nach dem russischen Sibirien ist recht bedeutend.

Das Rindvieh heisst bei den Kirgisen als Gattung *sīr*, ebenso heisst auch die Kuh. Der Bulle heisst *buka*, der Ochse *ögüs*. Die neugeborenen Kälber heissen *busau*, daher auch das Werfen derselben *busaulaidy*. Eine Milchkuh, d. h. eine Kuh mit einem Kalbe, heisst *busaulugan sīr*. Im ersten Jahre heisst das Kalb *torpak*, im zweiten heisst es *tainscha;* als Tainscha werden die jungen Bullen castrirt, so dass man im dritten Jahre, wo das Rind *kunan* heisst, schon kunan buka, kunan ögüs und kunan sīr unterscheidet. Ebenso werden im folgenden Jahre unterschieden *dönön buka* u. s. w. und im fünften *bestī buka* u. s. w.

Die Kühe werden in grösseren und kleineren Heerden gehütet und zwar so, dass im Allgemeinen auf einen Bullen 30 bis 40 Kühe kommen. Zu Bullen wählt man gewöhnlich die Kälber der besten jungen Kühe. Es werden meist mehr Kühe als Ochsen gehalten, so dass sich das Verhältniss zwischen diesen im Allgemeinen wie 2 : 3 stellt. Auf der Weide bleiben alle Kühe und Bullen eines Besitzers zusammen und theilen sich nicht wie die Pferde in einzelne Heerden. In der Regel weiden alle Rinderheerden eines Aules auf einem Platze. Ochsen und Kühe werden aber von einander getrennt gehütet.

Im Sommer übernachten die Heerden bei den Jurten, wo es ihnen beliebt. Für den Winter baut man kleine Höfe, die von Holz, Stein und Lehmmauern umgeben sind (kora) für die erwachsenen Rinder, für die jungen Kälber sind bedeckte Hütten (üschük) errichtet. Die Rinderheerden weiden meist ohne Hirten und entfernen sich nicht weit von den Jurten. Während der Nacht, wo die Kühe zu Hause sind, sind die Kälber an ausgespannte Stricke (dsheli) in einer Reihe festgekoppelt, daher bleiben die Kühe auch bei den Jurten, bis man am Morgen die Kälber einzeln losbindet und zu den Müttern führt. Nachdem das Kalb ein wenig gesogen, wird es losgerissen und die Mutter

Digitized by Google

kuh lässt sich nun ohne Beschwerde melken. Sobald etwa drei Viertel ausgemolken, lässt man das Kalb wiederum zur Mutter und nun saugt es den Milchrest aus. Danach werden die Kälber wieder angebunden und die Kühe gehen nun selbst auf die naheliegenden Weiden. Erst nachdem die Kühe sich entfernt, bindet man die Kälber wieder los und lässt sie frei bei den Jurten grasen. Gegen Abend hin werden sie wiederum angebunden, bis die Kühe zu den Jurten zurückkehren, um ihre Kälber aufzusuchen. Alsdann geht die Melkerei gerade wie am Morgen von statten. Dadurch, dass man die Kühe nur mit ihren Kälbern melkt, bewirkt man, dass die Kühe sich nicht weit von dem Aule entfernen, von selbst regelmässig zu den Jurten zurückkehren und die Nächte bei denselben verbleiben. Die Kirgisen behaupten aber, dass ihre Kühe nie Milch geben, wenn das Kalb nicht mit dem Saugen beginnt und beim Melken neben der Mutter steht.

Die Ochsen werden, wie schon gesagt, abgesondert von den Kühen gehütet. Bei ihnen ist stets ein Hirt, der dafür sorgt, dass sie an einer Stelle verbleiben. Sie weiden nur in der Nähe der Jurten und werden nie zu diesen zurückgetrieben.

Den Winter wie auch den Sommer müssen Kühe und Ochsen ihr Futter selbst auf der Steppe suchen, nur für die im Herbste geborenen Kälber (kendshä busau) wird Heu gestellt.

Gemolken werden die Kühe nur im Sommer und zwar täglich zwei Mal, Abends und Morgens. Diese Melkperiode dauert etwa 6 Monate lang vom Frühling bis in den Spätherbst. Eine Kuh giebt nach Abzug der jedesmal vom Kalbe getrunkenen noch etwa $2^1/_2$ Quart Milch täglich. Im Winter werden nur die im Frühling unfruchtbar gebliebenen Kühe (kyssyr sīr), die erst im Herbste Kälber geworfen haben, gemolken; diese Kühe werden, wie das Kleinvieh, im Winter mit Heu gefüttert, sie geben aber trotzdem meist nur $1^1/_2$ Quart Milch täglich.

Das Rindvieh dient bei den Kirgisen auch als Reitthier, aber nur bei Besorgung häuslicher Angelegenheiten. Kinder und Knaben besteigen die Rinder, wenn sie in der Nähe der Jurten Aufträge ausführen sollen, ebenso auch die Schafhirten. Die Kühe werden nur im zweiten und dritten Jahre geritten, die Ochsen auch später. Die erwachsenen Ochsen werden beim Jurtenzuge (kösch) als Lastthiere benutzt. Man sattelt sie dann mit Packsätteln wie die Pferde. Sie tragen Lasten bis zu 10 Pud.

Digitized by Google

Die jungen Kälber tragen stets einen Strick um den Hals, damit man sie mit Hilfe desselben leicht an dem langen Kälberstrick (jäli) anbinden kann. Alles Rindvieh, das als Reit- und Lastthier benutzt wird, hat Nasenpflöcke (murunduk), das sind etwa 2 Zoll lange spitze Pflöcke, die durch das Nasenbein gebohrt sind. An dem einen Ende dieses Pflockes ist ein etwa $1^1/_2$ Ellen langer Strick (bas dshibi) befestigt, den der Reiter als Zügel benutzt. Dieser Leitstrick liegt auf der Stirn zwischen den Hörnern und mit ihm lenkt der Reiter das Thier. Sind die Ochsen belastet oder laufen sie frei auf der Weide umher, so ist der Leitstrick an einem der Hörner festgebunden. Besondere Sättel für das Rindvieh sind nicht im Gebrauche. Arme Leute reiten alles jüngere Rindvieh und alle Ochsen, die sie besitzen. Bei reicheren Leuten werden besonders kräftige Ochsen als Reitochsen ausgewählt und von den übrigen bei der Jurte gehaltenen abgesondert.

Das Rindvieh erreicht hier durchschnittlich nur ein Alter von 15—16 Jahren. Die Bullen bespringen die Kühe am Ende des zweiten Lebensjahres (Buka tainscha künündö kaschyrady), deshalb werden die Bullen auch im zweiten Lebensjahre kastrirt. Ebenso werfen die Kühe meist im dritten Jahre das erste Kalb. Das Alter der Mutterkühe wird ebenfalls nach der Zahl der Kälber berechnet. Bir busaulagan sīr, eki busaulagan sīr (eine einmal, zweimal gekalbt habende Kuh) heisst eine vier- oder fünfjährige Milchkuh. Rindvieh schlachtet der Kirgise sehr selten und dann nur gewöhnlich im Winter Kühe, die nicht mehr kalben (tū sīr). Ueber den Preis des Rindviehes vermag ich folgende Angaben zu machen: ein neugeborenes Kalb kostet einen Rubel, im zweiten Jahre 3 Rubel, im dritten Jahre 5 Rubel, im vierten Jahre 10 Rubel. Eine Milchkuh mit Kalb (busaulagan.sīr) kostet 12—15 Rubel und ein grosser, fetter Schlachtochs bis 17 Rubel. Natürlich ist der Preis des Rindviehes nicht immer derselbe; nach Jahren, wo die Rinderpest gewüthet hat, oder wo im Frühjahr durch die ungünstige Witterung viel Vieh gefallen ist, steigt derselbe bedeutend. Ich selbst habe gesehen, dass im Jahre 1862 in Ajagus für eine Milchkuh 25 Rubel gezahlt wurden.

Ueber die Produkte, die das Rindvieh der Kirgisen liefert, will ich Folgendes erwähnen:

1. Die Milch. Nur arme Leute giessen die Milch der

Kühe und Schafe zusammen, wohlhabendere sondern die Kuhmilch von der Schafmilch.

Die Behandlung der Kuhmilch ist folgende: Die Milch wird in Holzeimer gemolken, direkt in grosse Kessel gegossen und gleich nach dem Melken abgekocht. Wenn die Sahne abgestanden ist, wird sie abgeschöpft und zu Butter gerührt. Darauf wird sie bei gelindem Feuer im Kessel geschmolzen, gesalzen und in Därme gefüllt. Die Milch wird nun mit Wasser verdünnt in den Kessel gethan und gesäuerte Milch (ujutku) hinzugegossen. Dann gerinnt die ganze Milch (ujuidu). Wenn die Milch bei gelindem Feuer kochend unter stetem Umrühren vollständig geronnen ist, so wird sie in grosse Lederschläuche (saba) gethan und mit dem Schlagstock (pistäk) etwa noch 2—3 Stunden geschlagen. Wenn sie darauf noch 24 Stunden gesäuert hat, so bildet sie die beliebteste und allgemein verbreitetste Milchspeise der Kirgisen, die Airan genannt wird. Dies ist eine dickflüssige, sehr angenehm schmeckende saure Milch. Ein Theil der sauren Milch wird ohne Wasserzusatz zu Quark (katyk) eingekocht und dann aus diesem ebenfalls Käse (kurt) bereitet.

Der Airan wird meist ohne Zuthat aus grossen Holzschalen getrunken, indem man ihn jedesmal vor dem Eingiessen in den Napf mit dem Pistäk in der Saba umrührt. Ausserdem wird er mit süsser oder saurer Butter (die bei der Airanbereitung gewonnen) oder mit frischer Sahne (kaimak) gemischt mit Löffeln gegessen. Endlich bereitet man verschiedene Airanspeisen:

1) Airan mit rohem Weizenmehl, zu einem dünnen Brei angerührt;
2) Airan mit geröstetem Mehl (talkan), zu einem dicken Brei angerührt;
3) Airan mit gerösteter Hirse;
4) Airan mit Weizengrütze gekocht, eine sehr beliebte Speise, die „*köschö*“ genannt wird.

2. Fleisch und Fett. Das erwachsene Rind giebt bis 12 Pud Fleisch und 5—6 Pud Fett. Das Fett wird gleich nach dem Schlachten ausgeschmolzen und dann an russische und tatarische Handelsleute verkauft. Dieser Handel findet gleich zu Anfang des Winters statt. Das Rindfleisch isst der reiche Kirgise nie, der Arme nur sehr ungern. Die Kirgisen behaupten, dass das Rindfleisch schwer zu verdauen und daher im höchsten Grade ungesund sei, es verursache Magendrücken und Herz-

schmerzen. Der Grund zu dieser Behauptung ist natürlich der, dass die Kirgisen nur altes Kuhfleisch geniessen, das sich nicht durch Wohlgeschmack auszeichnet und in der That zähe und hart ist, besonders nach dem Kochen im offenen Kessel.

3. Das Fell. Kuhfelle werden von den Kirgisen nur sehr wenig bearbeitet, höchstens zur Herstellung der grossen und kleinen harten Lederschläuche (torsuk und saba). Das Leder wird ganz wie das Ziegenleder zubereitet. Wenn es mit Milch gesättigt ist (sütkö tojady), wird es zwischen Pflöcken ausgespannt, zugeschnitten und mit getrockneten und dann weich geklopften Sehnen zusammengenäht. Der so hergestellte Schlauch wird nun getrocknet und ihm dabei die richtige Form gegeben, er wird beim Trocknen ganz hart. Wenn er trocken geworden ist, wird der Lederschlauch geräuchert, damit er der Flüssigkeit keinen Geschmack und Geruch mittheile.

Die Kuhfelle werden grösstentheils an Tataren und Russen verhandelt. Der Preis eines Kuhfelles ist in der Steppe 3 Rubel. Die Handelsleute erstehen jedoch die Felle zu weit niedrigeren Preisen, da sie schon im Frühling Geld auf die im Herbste zu erhandelnden Felle vorausgeben.

IV. Das Pferd.

Das kirgisische Pferd (kasak mal) ist im Allgemeinen nicht grösser als das sibirische Bauernpferd (mästäk). Es steht an Schönheit weit hinter den Kalmückenpferden des Altai zurück. Es ist klein von Statur, gewöhnlich nur zwei Arschin und einen halben Werschok hoch, hat einen langgezogenen Ramskopf mit starken Ganaschen und sehr kleinen Augen; die gut angesetzten, proportionirten Ohren sind in der Regel geschlitzt, der Hals ist fleischig, doch erinnert derselbe oft an den Hirschhals. Die Nierengegend ist gut gerundet, das Kreuz kurz und etwas abschüssig, der Schweif aber, der hoch angesetzt ist, wird selbst im Stande der Ruhe etwas abgetheilt getragen. Die Brust ist hinlänglich breit und an den kurz gefesselten, mit markigen Muskeln und kleinen, steilen Hufen versehenen Extremitäten würde man vergebens nach Gallen und Piphacken suchen.

Es wird allgemein angenommen, dass in der nördlichen Kirgisensteppe nur eine Pferderace vorkomme, was aber vollständig unrichtig ist. Nach der mir von Kalning gemachten Mittheilung zerfallen die Kirgisenpferde in zwei besondere Racen.

I Bd. Scene aus der Kirgisensteppe. Seite 440.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die eine von ihnen, auf welche sich das so eben beschriebene Aeussere speciell bezieht, ist die weit vorherrschende und stellt das ursprüngliche oder eigentliche Kirgisenpferd vor. Das Aussehen der anderen Race der gegenwärtigen Kirgisenpferde stimmt mit demjenigen der Kalmückenpferde des Altai überein. Nach Kalning erklären die Kirgisen das Auftreten des altajischen Pferdes in der Kirgisensteppe folgendermassen: Vor Zeiten haben die Kalmücken noch von Semipalatinsk bis Orsk nomadisirt. Im vorigen Jahrhundert sind die Kirgisen von Süden gekommen, haben die Kalmücken geschlagen, aus der genannten Gegend verdrängt und von ihnen ihre schönen Pferde erbeutet. — Gegenwärtig trifft man das altajische Pferd in der Kirgisensteppe nicht in besonders grosser Zahl und nur bei reichen Kirgisen oder bei Abkömmlingen früherer Sultane, welche sie in besonderen Tabunen (Heerden) halten und rein züchten. Der Kirgise schätzt diese Pferde besonders wegen ihrer schönen Körperformen und Leistungen, und bezahlt für ein solches viel mehr, als für ein gewöhnliches Kirgisenpferd.

Das Kirgisenpferd zeichnet sich durch Ausdauer aus, sucht, wie alles Vieh der Kirgisen, seine Nahrung selbst und ist daher im Futter wenig wählerisch, vermag auch lange den Hunger zu ertragen, ohne zu ermatten. Es ist ein echtes Steppenpferd, wild und feurig, dabei aber nicht so böswillig wie das Mongolenpferd, bleibt aber sein Lebelang tückisch und eigensinnig. Ausser dem Kirgisenpferde findet man bei den Kirgisen der Südsteppe noch vereinzelt arabische Racepferde von hoher Statur und sehr schönem Körperbau, die Argymak genannt werden, es sind meist Hengste und Walachen. Alle Argymak werden als Reitpferde reicher Leute gehalten und im Winter mit Heu gefüttert. Da einzelne Stuten mit diesen Racehengsten belegt werden, so kommen in den Heerden der reichen Kirgisen schon viele hohe Pferde einer Mischrace vor.

Für den Kirgisen ist das Pferd der Inbegriff aller Schönheit, die Perle des Viehes. Er liebt sein Pferd mehr als seine Geliebte, und schöne Pferde verleiten oft den ehrlichen Mann zum Diebstahl. Pferdediebstahl wird wie eine Art Heldenthat betrachtet, während der Diebstahl anderen Viehes nur Verachtung erweckt. Sehr ungern überlässt der Kirgise sein Reitpferd Anderen zum Gebrauche.

Seine Achtung vor dem Pferde drückt der Kirgise schon

durch den Namen aus, den er dem Pferde beilegt. Er nennt es nämlich kurzweg „mal", d. h. Vieh, denn es ist für ihn der Inbegriff alles Viehes. Das kirgisische Pferd lebt in der Freiheit heerdenweise (ürlü mal). Die Pferde als Heerde heissen *jylky* oder *jylky mal*. Die einzelnen Pferdeheerden weiden abgesondert, und das Haupt der Heerde, der Hengst, erlaubt den benachbarten Familien nicht, sich mit der seinen zu vermischen. Eine jede Heerde (Familie = *ür*) besteht bei dem besten Gedeihen aus 50, mindestens aber aus 15 Köpfen. „Bei Reichen wächst das Pferd glücklicher als bei Armen", sagt das kirgisische Sprichwort. Gewöhnlich besteht eine Pferdefamilie aus einem Hengste (aigyr), dem Hüter und Herrn der Familie, neun Mutterstuten (biä), neun eben geborenen Füllen (*kulun*, im Winter schon *jabaga* genannt), acht Füllen im zweiten Jahre (tai), 5—8 dreijährigen Füllen (kunan), 5 bis 6 vierjährigen Füllen (dönön) und einigen älteren Walachen (at) (fünfjährig *bestä at*, sechsjährig *altyda at*). Die Stute heisst bis zu der Zeit, wo sie Füllen geworfen, *boidak baital* oder kurz *baital*. Im vierten und fünften Jahre heissen die Stuten-Füllen *kunashyn* und *dönöshün baital* denn die Stute wirft erst im fünften Jahre (bestässindä kulundaidy). Ein guter Hengst macht bis neun Stuten trächtig, ein schlechter nur fünf bis sechs. Die Stuten werfen die Füllen im März; eine Stute, die bis zum Sommer nicht geworfen hat, heisst *kyssyr biä*, ist sie ganz unfruchtbar, so heisst sie *tü biä*. Der Hengst bespringt (kaschyrady) die Stute erst im fünften Jahre, daher werden auch die Hengste erst im fünften Jahre kastrirt. Bei der Auswahl eines Zuchthengstes sieht man nur auf die Natur und den Bau, aber nicht auf die Farbe, daher kommt es, dass bei den Kirgisen die wunderlichsten Pferdefarben vorkommen und besonders viele Schecken.

Der Hengst ist der Hüter und Beschützer der Heerde. Er schützt die Heerde vor dem Angriffe wilder Thiere. Ein tüchtiger Hengst lässt sich vom Wolfe kein Füllen entreissen; er duldet bei sich keinen Nebenbuhler und verjagt jeden Hengst, der seinen Stuten nahekommt. Treten die jungen Hengste ins vierte Jahr, so werden sie vom eigenen Vater so lange gebissen, bis sie die Heerde verlassen. Die armen Verstossenen weiden dann allein in gemessener Entfernung von der eigenen Heerde, bis sie der Besitzer zu einer anderen Heerde fügt. Ebenso bespringt der Hengst nie seine eigenen Füllen. Wird

Digitized by Google

die junge Stute brünstig und drängt sich an den Vater, so beisst er sie, bis sie die Heerde verlässt. Dann läuft dieselbe in grader Richtung gegen den Wind, bis sie auf eine Heerde stösst. Ebenso bespringt der junge Hengst, den man der Heerde beigiebt, nie seine Mutter; wird er in die eigene Heerde als Hengst eingesetzt, so muss die Mutter entfernt werden.

Bei dem Aufwachsen der Pferde von verschiedener Farbe in einer Heerde entsteht selbstverständlich ein buntes Gemisch von Farben, dennoch ist die Fahlfarbe die vorherrschende, dann folgt die braune und dann die Schimmelfarbe, Rappen sind höchst selten. Ich will hier kurz die hauptsächlichen Farben aufzählen und zwar eingetheilt nach der kirgisischen Anschauungsweise, da diese von der unseren vielfach abweicht.

1. Pferde, deren Grundfarbe weiss ist (Schimmel); *kysyl at* (wörtlich: rothes Pferd) heissen solche, deren Fell ganz weiss ist; während die unbehaarten Theile am Maule und den Weichen fleischfarbig sind; *kök at* (blaues Pferd) oder *bos at* (blondes oder graues Pferd) Pferde derselben Farbe, wenn an Maul und Weichen die haarlosen Hautstellen schwarz sind.

   Spielarten der weissen Grundfarbe:

   kysyl kök (rothblau) Rotschimmel, wo die Grundfarbe weiss ist, sich aber am Kopfe, den Hinterschenkeln, Mähne und Schwanz eine in's Bräunliche spielende Färbung zeigt;

   kara kök oder *kara bos*, wenn an denselben Stellen eine dunklere, in's Graue spielende Färbung sich findet.

2. *kara at*, Rappen.
3. *dshīrän at*, Fuchs.
4. Braune Pferde mit schwarzer Haut. Mähne und Schwanz sind ebenfalls schwarz;

   toro, rothbraun;

   hara toro, dunkelbraun;

   kūröng, rehbraun;

   kara kūröng, dunkelrehbraun;

   sary at (gelbes Pferd) braune Pferde, bei denen der Bauch in's Gelbe spielt;

   kara sary, schwarzgelb;

   kysyl sary, rothgelb.
5. Braune Pferde mit weisser Haut an Maul und Weichen. *schabdir at*, dunkelbraunes Pferd mit weisser Brust.

ker at, dunkles Pferd mit weisser Mähne und weissem Schwanze.

6. Die Falben (helle gelbe Pferde mit dunkler Mähne und dunklem Schwanze:
   kara kula, Schwarzfalben;
   kysyl kula, Rothfalben;
   sary kula, Gelbfalben.
7. *kongur at*, Pferde von heller Farbe mit heller Mähne.
8. *būrul at*, Pferde mit gemischten Haaren, d. h. wo das Unterhaar dunkel und darüber ein helles Oberhaar ist.
   Viele Spielarten:
   kara būrul, schwarz gemischt;
   kysyl būrul, roth gemischt;
   sary būrul, gelb gemischt u. a. m.
9. Schecken, *ala at*, d. h. Pferde mit rein weisser Grundfarbe und grossen dunklen Flecken;
   kök ala, blaubunt, Schimmel mit grossen grauen Flecken:
   kara ala, schwarzbunt, Schimmel mit grossen schwarzen Flecken;
   kysyl ala, rothbunt u. s. w.;
   sary ala, gelbbunt u. s. w.
10. Getigertes Pferd, *schybar at*, helles Pferd mit kleinen dunklen Flecken;
    kök schybar, blau getigert;
    kara schybar, schwarz getigert;
    būrul schybar, gemischthaariges Tigerpferd u. s. w.

Die Stuten werfen gewöhnlich im Monat März, darauf lässt man sie unbehelligt bei ihrer Heerde bis zum Monat Mai. Anfang Mai werden die Mutterstuten mit den Füllen zu den Jurten gebracht, dort werden die Füllen an langen Füllenstricken (dsheli) mit den Halftern angekoppelt. So lange die Füllen an den Stricken befestigt sind, lässt man die Stuten bei den Jurten frei grasen, denn sie bleiben dann stets in der Nähe des Ortes, wo die Füllen angebunden sind. Werden aber die Füllen losgelassen, so müssen die Stuten unbedingt vorher vermittelst langer Stricke an in die Erde geschlagenen Pflöcken festgebunden werden, sonst suchen sie mit ihren Füllen unverzüglich die Weideplätze der Heerde auf.

Die Stuten geben bei jedem Melken nur sehr wenig Milch,

deshalb müssen sie im Laufe des Tages 6—7 Mal gemolken werden, doch giebt eine gute Stute während dieser Zeit nur ungefähr 2 Quart Milch, da das Füllen einen bedeutenden Theil selbst aussaugt. Das Melken der Stuten ist eine ziemlich schwierige Arbeit und wird, da Gefahr für den Melkenden vorhanden ist, stets von Männern ausgeführt. Auch darf man sich nicht der Melkeimer aus Holz (scheläk) bedienen, die leicht durch einen Hufschlag des Pferdes zertrümmert oder wenigstens umgeworfen werden können, sondern wendet Ledereimer (könök) an. Zum Melken sind wenigstens zwei Menschen nöthig, bei wilderen Stuten sogar drei. Zuerst koppelt man die Vorderfüsse der Stute mit der Koppel (tusak), dann legt ein Mann der Stute die Schlinge (kuruk) um den Hals und zieht dieselbe ziemlich fest. Während des Melkens muss er die Schlinge mit beiden Händen festhalten. Ist die Stute wild, so vermögen kaum zwei Männer die Schlinge festzuhalten. Der Melkende kniet links neben dem Bauche des Pferdes nieder und setzt den Melkeimer auf das linke Knie. Vor und nach dem Melken muss das Füllen zur Stute gelassen werden. Ist die Stute ausgemolken, so lässt man das Füllen einige Zeit neben der angebundenen Mutter grasen.

In dieser Weise werden die Stuten vier Monate gemolken und bleiben bis zum Herbst, wo das Gras gelb wird, bei der Jurte, dann kehren sie mit ihren Füllen zur Heerde zurück. Uebrigens werden alle Füllen bei weniger wohlhabenden Leuten während vier Monate bei der Jurte gelassen; reiche Kirgisen halten abwechselnd die zum Kumys nöthige Anzahl von Stuten bei der Jurte. Ist ein guter Winter, d. h. ein schneearmer, wo es den Pferden leicht wird, in der Nähe der Jurte genügendes Futter zu finden, so werden diejenigen Stuten, die im Herbste geworfen haben, auch im Winter bei der Jurte belassen und gemolken. Im Winter sammeln mehrere Jurten dann gemeinschaftlich die Stutenmilch.

Ausser den Stuten hält man noch eine Anzahl von Wallachen als Reitpferde bei den Jurten. Dieselben werden meist an drei Füssen gekoppelt, damit es ihnen schwer wird, zu den Heerden zurückzukehren. Reichere Leute lassen die Reitpferde nur kurze Zeit bei der Jurte und wechseln selbige im Laufe des Jahres oftmals. Uebrigens halten auch sie ihr Lieblings-

pferd stets bei der Jurte und füttern es sogar zum Theil mit Heu. Wohl keine Jurte hält mehr als drei Reitpferde beim Hause.

Das Weiden in Familienheerden findet natürlich nur bei wohlhabenden Leuten, die viele Pferde haben, statt. Arme lassen ihre wenigen Pferde zugleich mit denen der reichen Leuten weiden oder häufig auch einzeln in der Nähe der Jurten grasen. Bei Armen werden auch die Stuten nicht gemolken. Ebenso benutzen nur Arme Hengste und Stuten zum Reiten, wohlhabendere Leute reiten nur auf Walachen oder ausgewählten Hengsten, die stets von den Heerden ferngehalten werden.

Im Allgemeinen halten die Kirgisen im Süden viel weniger Pferde als Schafe und Kühe, aber dennoch in der Regel mehr als sie nöthig haben. Leute, die drei Pferdeheerden halten, gelten schon als reich. Es kommt jedoch vor, dass einzelne Reiche 80—100 Pferdeheerden besitzen. Solcher Reichthum ist freilich selten.

Der Grund, weshalb man verhältnissmässig weniger Pferde hält, liegt zum Theil in der Art des Futtergrases, aber auch darin, dass das in der Heerde weidende Pferd dem Besitzer keinen grossen Gewinn abwirft, da er Pferde nur sehr ungern verkauft, denn „das Verkaufen eines Pferdes hindert das Gedeihen der Heerde", heisst es im Sprichwort. Der Hauptvortheil, welcher dem Kirgisen vom Pferde kommt, ist das Benutzen desselben als Reitthier, Schlachtvieh und Milchspender und dafür reicht auch eine geringe Anzahl von Pferden hin.

Die Kirgisen reiten in frühester Jugend, schon als ganz kleine Kinder werden sie in den Aschamai (Kindersattel) festgebunden. Es ist daher nicht wunderbar, dass der erwachsene Mann ein vortrefflicher Reiter ist. Der Kirgise sitzt fest und ruhig im Sattel, wenngleich seine Haltung beim Reiten durchaus nicht schön ist. Unter einem Kirgisen ermüdet das Pferd nie. Ich hatte oft Gelegenheit, dies zu bewundern; so ermattete auf meinem Ritte nach Kuldsha das Pferd des mich begleitenden Kosaken, er tauschte daher das seinige mit dem eines unserer kirgisischen Führer; nach etwa zwei Stunden wurde das neue Pferd des Kosaken abermals müde und wollte nicht von der Stelle, da stieg er wieder auf sein früheres Pferd, das sich während dessen unter dem Kirgisen erholt hatte, dieser aber bestieg sein eigenes Ross, welches ihm noch über eine Stunde den Dienst nicht versagte.

Digitized by Google

I. Bd. Poststation in der Kirgisensteppe. Seite 446.

Digitized by Google

Die Kirgisen reiten in kurzen Steigbügeln; da der Absatz des Kirgisen-Stiefels fast auf der halben Sohle liegt und gerade wie die französischen Hacken unserer Damen nach vorn gerichtet ist, so kann überhaupt nur ein Drittel des Fusses in den Steigbügel geschoben werden. Die Schenkel des Reiters liegen vollkommen frei und halten durchaus keinen Schluss, nur die Kniee berühren den vorderen Rand des sehr hohen Sattels. Somit balancirt der Reiter frei im Sitze und hält sich blos durch seine gerade Haltung, ohne das Pferd in irgend einer Weise durch unnützen Druck zu belästigen. Im Allgemeinen reiten die Kirgisen nur Schritt oder Galopp. Beim Trabreiten stehen sie im Steigbügel und neigen den Kopf nach vorn bis dicht auf den Hals des Pferdes. Bei Schritt und Galopp sitzen sie aufrecht, beim Carrièrereiten beugen sie sich ebenfalls nach vorn. Das Pferd wird zum Laufe nur durch die Knute angetrieben, die der Reiter an dem Mittel- und Zeigefinger der rechten Hand in einer Riemenschleife hält. Den Zügel hält der Reiter in der linken Hand, gewöhnlich im vollen Faustgriff. In dieser Weise reiten Männer und Weiber.

Das Reitzeug (er tūrmany) der Kirgisen ist folgendes:

Das Kopfzeug: 1. der Zaum (dshügön), bestehend aus Mundstück oder Trense (ausduk), Ringe zu beiden Seiten des Maules (sūluk), Riemen unter dem Kiefer (sagaldyryk), Stirnband (kengsäräk), Seitenriemen (dshāktyk), Nackenriemen (dshelkälik), die Zügel (tisgin) und der Leitstrick (schylbyr), der etwa $1^1/_2$ Faden lang und an dem rechten Rnge des Halfters befestigt ist, denselben hält der Reiter stets zugleich mit dem Zügel fest.

2. Der Riemenhalfter (nokta).

3. Der Sattel (ier): a) der kirgisische mit halbmondförmigem Sattelknopfe (kas), auf welchem die Männer reiten; b) der kokandische (*syrly ier* oder *sart ier*) für die Frauen. Der kokandische Sattel ist aus zusammengeklebten Birkenrindenschichten gefertigt, lackirt und mit Incrustirungen aus Knochen verziert. Der Sattelknopf ist spitz und oben mit einem gewundenen Knopfe versehen. Die Theile des kirgisischen Sattels sind: der vordere Theil (aldygy kas), der hintere Theil (artky kas), die Rippenbretter (kaptal). Auf dem Holzgestelle ruht ein Sattelkissen (köpschük). Unterlagen unter den Sattel sind die Filzdecken (kedshim), darauf die Schabracke (tokum). Ueber der gewöhnlich aus russischem Leder gefertigten Schabracke hängen

zu beiden Seiten viereckige Lederstücke herab, damit die Hacken nicht die Seiten des Pferdes berühren können; diese heissen *tebischi*. Ueber das Sattelkissen wird meist ein Teppich geschnallt, der Riemen, mit dem dies geschieht, heisst *pystau*. Die Riemen, mit denen der Sattel festgehalten wird, sind: der Bauchriemen (ail), der Brustriemen (ömüldrück) und der Schwanzriemen (kuiskan). Am hinteren Holzrande des Sattels befinden sich zwei Paar feine Riemen zum Festbinden von Kleidungsstücken oder anderen Dingen, diese heissen *kandshyga*. Kleine Seitentaschen zum Aufbewahren von Provisionen, die noch quer über den Sattel gelegt werden, heissen *ier korschun*.

Von den kirgisischen Sätteln sind die mit Silber beschlagenen die kostbarsten. Sie werden natürlich nur von Reichen gekauft. Das Reitzeug der Frauen ist meist reicher verziert als das der Männer. Die Zäume sind selbst bei ärmeren Frauen mit Silber ausgelegt. Beim Jurtenzuge sind die Schabracken der Frauensättel von rothem Tuche (kysyl manat) und mit Plüsch (makpal) besetzt; über dem Sattel ist ausserdem eine grosse Decke aus rothem Tuche (dshamdsha) gebreitet und vorn vor dem Sattel liegt ein Mantelsack mit den besten Kleidungsstücken (bokscha), der ebenfalls mit rothem Tuche überzogen ist. Auf diesem Mantelsacke liegt bei den jüngeren Frauen während des Jurtenzuges die Wiege mit dem Säuglinge.

Für Kinder von zwei bis vier Jahren giebt es Kindersättel (bala aschamai), in denen das Kind festgebunden wird. Kinder, die älter sind als vier Jahre, reiten schon auf gewöhnlichen Sätteln. Die Kirgisen sind ein echtes Reitervolk, schon als Kinder wachsen sie mit den Füllen auf und leben bis zum Tode mit ihren Pferden. Was Wunder, wenn das Pferd bei allen Gelegenheiten eine wichtige Rolle spielt. Anstatt die Ausdrücke „links“ und „rechts“ zu gebrauchen, wendet der Kirgise den Ausdruck *minär jak* (d. h. die Seite, wo man aufsteigt) = „linke Seite“ an, und anstatt „rechts“ den Ausdruck *kamschy jaqy*, d. h. die Seite, wo man die Knute hält. Bei jedem Lebensalter, bei jeder Familienfeierlichkeit spielt das Pferd seine Rolle, ja selbst bei dem Erinnerungsmahle wird das Andenken des Todten durch Wettrennen verherrlicht!

Das Pferd gilt dem Kirgisen als Ideal der Schönheit. Wenn die Braut in die Jurte des Bräutigams geführt wird, ruft der Sänger ihr zu:

Digitized by Google

Braut, o Braut, du liebes Bräutchen,
Du, der dunklen Stute Füllen.

Ihr Scherzen und Spielen mit dem Bräutigam vergleicht das Mädchen mit dem Spiel der Füllen. Denn wenn die Jünglinge der Braut zurufen:

Knie und Knöchel, beide sind am Beine,
Vieler Menschen Geist hat ja der Fürst, der Eine,
Wein' nicht um den Vater, armes Mädchen!
Hier ist jetzt der Schwiegervater ganz der Deine.

So antwortet sie:

Sagt, das weisse Flockenspiel, wo ist es?
Unser Füllen-Schäkerspiel, wo ist es?
Wenn der Schwiegervater hier auch noch so gut ist,
Wie mein Vater ist er nicht, o wisst es!

Das Reitpferd ist der Stolz der Jungfrau und des Jünglings; man lobt den Reiter, wenn man sein Ross lobt, man beleidigt ihn aber, wenn man dieses tadelt. Der Schlag, den man gegen ein fremdes Pferd führt, gilt dem Reiter. Das Reitpferd trägt den Jüngling zur Braut und steht ermattet bei der Jurte angebunden, während er mit dem Schatze scherzt; das Reitpferd trägt den Helden zum Kampfe und ihm gebührt auch die Ehre, den todten Helden mit betrauern zu dürfen.

Wenn ein reicher Kirgise stirbt, so wird am siebenten Tage das Volk versammelt und ein Gastmahl gegeben. Dann legt man den Sattel des Verstorbenen verkehrt auf sein Reitpferd, darüber werden die Kleider des Verstorbenen ausgebreitet und oben drauf die Malakai-Mütze gelegt, so wird das Pferd mit dem Halfterstricke an die Jurte des Verstorbenen gebunden. Unter Klageliedern schneidet man dem Pferde den Schweif ab. Ein solches Pferd wird nicht mehr bestiegen, es heisst verwitwet (tuldagan at). Stirbt der Kirgise auf der Reise, so wird das Pferd mit umgekehrtem Sattel nach Hause gebracht und dann erst beim Hause Mähne und Schweif abgeschnitten.

Das Pferd ist auch das einzige Thier, welches würdig ist den Preis des Menschen zu bezeichnen. Nach Pferden wird der Kalym, das Brautgeld, berechnet, nach Pferden werden die Strafgelder als Aequivalent für Menschenleben und verletzte Körpertheile veranschlagt.

Die Producte, die der Kirgise vom Pferde bezieht, sind folgende:

1. Die Milch. Die Stutenmilch wird ungekocht in den grossen Lederschlauch (saba) gegossen und muss dort stundenlang mit dem Pistäk geschlagen werden. Wenn die Milch vier Tage gesäuert hat, so ist das beliebteste Getränk der Kirgisen, der Kumys, fertig. Der Kumys hat einen sehr feinen säuerlichen Geschmack und ist ein wenig berauschend. Dabei darf er kein Gas entwickeln, sonst gilt er als übersäuert. Der Kumys der angesiedelten Tataren in Russland und in den Kurorten an der Wolga ist dem kirgisischen nicht ähnlich. Derselbe ist ein höchst angenehmes Getränk, wenn man sich an den eigenthümlichen, von dem Saba herrührenden Geruch gewöhnt hat. Er hält sich stets kühl und löscht zu gleicher Zeit den Durst und stillt den Hunger; nach der Menge des Kumys wird der Reichthum des Menschen geschätzt. Von weit und breit sammeln sich die Armen im Hause des Reichen, um sich an diesem Nectar zu laben. Bei grossen Gastmählern werden unglaubliche Massen Kumys zusammengebracht, denn Hunderte von Personen berauschen sich dabei an diesem Getränke, und zum Berauschen gehören für einen an den Kumys gewöhnten Menschen etwa 4—6 Quart. Ich habe oft und sehr viel getrunken, aber nie ein Gefühl von Berauschtsein empfunden, wohl aber wirkte er auf mich einschläfernd, so dass ich mich hüten musste, viel Kumys zu trinken, wenn ich noch einen weiten Ritt im Sonnenbrande vorhatte.

Der Kumys wird beim Ausschenken mit grosser Ehrfurcht behandelt. Derselbe wird nur von Männern und zwar gewöhnlich vom Wirthe oder dem ältesten Anverwandten des Hauses ausgeschenkt. In der besten Schüssel, die im Hause ist und die von jedem Stäubchen gereinigt, wird der Kumys von der Hausfrau vor den Hausherrn gestellt. In der Jurte herrscht dann allgemeine Stille und man sieht den ehrfurchtsvollen Gesichtern der Anwesenden an, wie sie schon im Voraus, gleich unseren Weinschmeckern, in Gedanken den Labetrunk über die Zunge gleiten lassen. Mit einer reinen zinnernen oder neusilbernen Schöpfkelle wird der Kumys gerührt und umgelöffelt. Dann wird er entweder in Porzellan- oder lackirten Holzschalen den Gästen verabreicht. Einem vornehmen Gaste ein anderes Getränk als Kumys vorsetzen, heisst den Gast beleidigen.

Digitized by Google

Ist der Kumys noch nicht ausgesäuert, so heisst er *sau-mal*. Ausserdem ist dies aber auch der poetische Ausdruck für Kumys überhaupt. Derselbe hält sich nur wenige Stunden, höchstens einen halben Tag, dann fängt er an zu moussiren und gilt als übersäuert. Nicht ausgesäuerter Kumys ist von widerlich süssaurem Geschmack und verursacht Uebelkeit.

An einigen Orten wurde mir mit Wasser verdünnter Kumys vorgesetzt (schalap); dies geschieht aber nur, wenn der Kumys zu Ende geht. Nur im Süden sah ich, dass man Kumys mit geröstetem Mehl oder mit gerösteter Hirse als Speise genoss; aber auch dort geschieht dies nur selten.

Andere Milchspeisen werden aus Stutenmilch nicht bereitet.

2. Das Fleisch. Das von den Kirgisen am höchsten geschätzte Fleisch ist das Pferdefleisch, denn dieses wird nicht nur dem Rindfleisch, sondern auch dem Schaffleisch vorgezogen. Die ärmeren Kirgisen kaufen im Frühjahr oder Sommer alte Pferde bei den Russen auf und lassen sie im Sommer auf guter Weide fett werden, dann schlachten sie dieselben im Herbst nach dem ersten Schnee. Reiche Leute schlachten junge Stuten, die noch nicht geboren haben, und Füllen. Bei Gastmählern sind junge, fette Stuten der grösste Leckerbissen. Sie werden vor dem Schlachten bestiegen und so lange geritten, bis sie mit Schaum bedeckt sind, dann werden sie sogleich umgeworfen und geschlachtet. Man sagt, dass durch das Reiten das Fleisch sich erhitze und das Fett gar werde und einen lieblichen Geschmack erhalte.

Der grösste Leckerbissen ist das Bauchfett (kasy), das gesalzen und in Därme gestopft wird, dann wird es geräuchert und wie Wurst verzehrt. Der Geschmack dieser Fettwürste ist in der That sehr angenehm und pikant. Dem Ehrengaste wird beim Mahle stets Bauchfett vorgesetzt. Als zartestes Stück gilt das Kreuz. Das Halsfett wird ebenfalls gesalzen und geräuchert. Die Därme des Pferdes gelten als rein und werden gegessen, während sie bei allem übrigen Vieh als unrein gelten und fortgeworfen werden. Vom Pferde essen die Menschen nur die Lunge nicht, welche gleich nach dem Schlachten den Hunden vorgeworfen wird. Ein Pferd soll 15—18 Pud Fleisch und 1 Pud Fett haben. Das Fett der Pferde ist nach Angabe der Kirgisen sehr scharf und durchdringend, so dass es mit Leichtigkeit das dickste Leder durchziehen soll. Aus diesem Grunde

wird es zum Einschmieren des Leders vielfach benutzt. Handel mit Pferdefett wird jedoch nirgends getrieben.

3. Das Fell. Ein Pferdefell steht gewöhnlich im Preise von 2 Rubel Silber. Es werden aber im Ganzen wenige verkauft, sondern meist von den Kirgisen selbst verarbeitet. Es eignet sich vortrefflich zum Schneiden von ganz feinen Riemen, die zu feinem Flechtwerk verarbeitet werden. Die Kirgisen sind nämlich Meister im Riemenflechten und verfertigen sehr feine Geflechte, die zu Zügeln, Zäumen, Bauch-, Schwanzriemen und vor allem zu Peitschen verwendet werden. Die Peitsche besteht aus einem etwa 2 bis $2^1/_2$ Spannen langen Peitschenstiele aus Tobulguholz und einer etwa $3-3^1/_2$ Spannen langen Schnur von einem Finger Dicke, welche einen Lederkern besitzt, der mit einem aus 24 Riemen geflochtenen Ueberzuge versehen ist. Geflochtene Pferdeleinen oder Pferdegeschirre werden vielfach an die benachbarten Russen verkauft, da diese von ausserordentlicher Festigkeit sind.

4. Das Pferdehaar. Das Pferdehaar (kyl) steht bei den Kirgisen in hohem Preise, da sie die Mähnen und Schweif ihrer Pferde nicht gern beschneiden. Es wird deshalb nur wenig verkauft und meist nur zum Verfertigen der breiten Jurtenstricke, die in sehr schönen Mustern geflochten werden, verwendet. Aus Pferdehaaren gewundene Leitstricke sind bei den Kirgisen selten anzutreffen und werden häufig von den benachbarten Kalmücken eingeführt. Einen eigenen, irgendwie bedeutenden Handelsartikel bildet bei den Kirgisen das Pferdehaar durchaus nicht.

Das Kameel.

Das Kameel wird im Verhältniss zu dem anderen Vieh bei den Kirgisen in sehr geringem Maasse gehalten und ist bei den südlichen Kirgisen in grösserer Menge als bei den nördlichen anzutreffen. Selten besitzt ein reicher Kirgise über 50 Kameele, die ärmeren haben höchstens 3—4 Stück. Das Kameel lebt nicht in Familienheerden, sondern alle Thiere eines Aules werden gemeinschaftlich auf die Weide getrieben.

Als Gattung heisst das Kameel bei den Kirgisen *tüö*. Der Kameelhengst heisst *büra*, die Stute *ingän*, das beschnittene Kameel *atan*. Die Kameelfüllen heissen in den verschiedenen Jahren: im ersten Jahre *bota*, im zweiten *tailak*, im dritten

Digitized by Google

kunanscha, im vierten *dönönschö*, im fünften *bestätüö*. Die weiblichen Kameelfüllen heissen im dritten Jahre *kunaschyn*, im vierten *dönöschün*.

Fast ausschliesslich wird das doppelhöckrige Dromedar (airy örkösch tüö) gezüchtet. Selten trifft man einhöckrige Kameele (nar) an. Bei den Mongolen kommt das einhöckrige Kameel gar nicht vor, in Mittelasien ist es aber schon sehr häufig. Ausserdem kommt noch eine Racenmischung beider Kameele vor (kospak), die wegen ihrer Stärke sehr gerühmt wird. Bei dieser Mischgattung stehen die Höcker so dicht nebeneinander, dass sie einen zweigipfligen Höcker bilden.

Das Kameel ist im Ganzen sehr fromm, es lässt sich leicht einfangen und gehorcht willig dem Rufe des Herrn. Auf den Ruf: *Tschok! tschok!* kniet es nieder und wird so belastet. Wenn die Last zu rutschen anfängt, hält das Kameel von selbst an. Nur die Kameelhengste sind in der Brunstzeit sehr wild und fallen dann Menschen und Thiere an. Wer immer dem wüthenden Thiere in den Weg kommt, ist unrettbar verloren, denn welches Pferd könnte wohl dem riesigen Läufer entrinnen? Daher werden die Kameelhengste in der Brunstzeit mit Eisenketten gefesselt. Die Brunstzeit der Kameele dauert aber nur bis zum Mai; sobald das frische Grün dem Boden entsprossen, ist der Hengst fromm und zahm wie die beschnittenen Kameele.

Die Kameelstute trägt das Junge über ein Jahr. Sie gebärt im fünften Lebensjahre. Während des Sommers werden die Kameelstuten bei den Jurten gehalten und gemolken und zwar geschieht das Melken fünfmal am Tage. Eine Dromedarstute giebt bedeutend weniger Milch als die einhöckrigen Stuten, die jedesmal einen ganzen Melkeimer voll Milch geben.

Zum Reiten werden die Kameele selten benutzt und auch dann nur auf kürzeren Touren. Man reitet sie meist ohne Sattel und zwar gewöhnlich zu zwei Personen, manchmal reiten auch drei Personen auf einem Kameele, dann sitzt die dritte Person hinter dem hinteren Höcker und klammert sich mit den Händen an demselben fest. Auch für weitere Strecken sattelt man wohl ein Kameel, dann wird der Bauchriemen des Sattels um den vorderen Höcker, der Schwanzriemen aber um den hinteren Höcker geschlungen.

Die Hauptaufgabe des Kameels ist das Tragen von Lasten. Wenn man ein Thier belasten will, so wickelt man zuerst rings

um die Höcker Filzstücke, dann werden zu beiden Seiten der Höcker Stangen mit dicken Filzstücken gebunden, die man *Kom* nennt. Diese Stangen werden bei dem Dromedar nur mit zwei Bauchriemen befestigt; bei dem einhöckerigen Kameele hat der Kom einen Brust- und Schwanzriemen. Auf den Kom wird die Last gebunden und festgeschnürt. Beim Belasten ist hauptsächlich darauf zu achten, dass die Last auf beiden Seiten gleichmässig vertheilt ist. Die Höcker des Kameeles sind sehr zart und durch die geringste Beschädigung derselben wird das Thier zur Arbeit untauglich. Ueberhaupt sind die Kameele die zartesten von allen Hausthieren der Kirgisen. Im Winter darf man sie nicht auf den Schnee niederknieen lassen, sondern muss ihnen jedesmal eine Decke unterbreiten. Ebensowenig darf man die Kameele überanstrengen, denn wenn sich ein Kameel vor Mattigkeit niedergelegt hat, stirbt es gewöhnlich an der Stelle, wo dies geschehen. Auch die Stiche der Mücken und anderen Ungeziefers kann das Kameel nicht vertragen, von dergleichen Stichen wird die sonst helle Haut des Thieres schwarzbunt und es stirbt, wenn die Haut an vielen Stellen verletzt ist.

Ein Dromedar trägt etwa 25—30 Pud Last, ein einhöckeriges Kameel bis 40 Pud. Mit dieser Last läuft das Kameel im Laufe des Tages 25—30 Werst. Hat man eine längere Reise vor sich, so kann man mit belasteten Kameelen nicht über 20 Werst den Tag zurücklegen; Kameele ohne Last oder berittene können den Tag 50—60 Werst laufen. Das belastete Thier geht im Schritt, man darf es sogar nicht traben lassen, da durch das Schaukeln die Stricke, mit denen die Last festgebunden ist, locker werden.

Das Kameel steht bei den Kirgisen in hoher Achtung, ja es wird sogar gewissermassen als ein heiliges Thier betrachtet. Nach seiner Erschaffung soll Allah einen grossen Aulija (Heiligen) als Kameeltreiber eingesetzt haben. Der Genuss des Kameelfleisches gilt als besonders heilbringend für die Seele (tüönüng eti kässijäti köp). Deshalb schlachtet man meist nur dann Kameele, wenn dem Hause ein grosses Unglück zugestossen ist. Sehr reiche Leute schlachten zum Feiertage Kurban ein Kameel, das dann gleich sieben Schafen gilt. Im Allgemeinen gilt Kameelfleisch nicht als Speise. Ein Kameel soll nicht mehr Fleisch liefern als ein Pferd, aber es liefert 7—8 Pud Fett. Das Fett

Digitized by Google

soll nicht sehr schmackhaft sein und daher nicht gegessen, sondern an Händler verkauft werden.

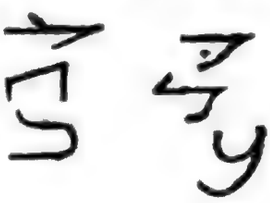
Das einzige Produkt, das die Kirgisen vom Kameele gewinnen, ist das Haar, natürlich ausser der Milch, die zu der Stutenmilch gegossen wird und mit ihr zu Kumys säuert.

Das Kameel verliert im Frühling sein starkes Winterhaar, das sich in grossen, meist verfilzten Fetzen loslöst. Diese Fetzen werden nun gesammelt und verarbeitet. Ein Kameel giebt im Frühjahr nicht über ein Pud Haare, da die Hälfte auf der Weide verloren geht. Ein Pud Kameelhaare kostet 4—5 Rubel. Das beste Haar sitzt bei dem Kameele an der Brust, an den Vorderfüssen, am Nacken und am Halse. Das Kameelhaar wird theils fein zerzupft und zum Wattiren der Winterkleider benutzt, theils wird es gesponnen (irädi). Die Kirgisen befestigen beim Spinnen einen Klumpen Kameelhaare (schükö) am Mittelfinger der rechten Hand und drehen mit der linken Hand die Spule (urschuk), der gedrehte Faden wird in kopfgrosse Knäuel (tumalak) aufgewickelt. Kameelgarn ist das einzige Garn, das die Kirgisinnen beim Nähen gebrauchen. Aus dem gesponnenen Kameelgarn weben die Kirgisen ein Kameeltuch, ein etwa $^1/_4$ Elle breites Zeug (örmök), aus dem sie eine Art Regenmäntel fertigen. Die Instrumente beim Weben sind sehr primitiver Natur, sie bestehen aus in die Erde gesteckten Stöcken, zwischen denen die Längfäden (usun dship) ausgespannt sind. Der Einschlag (arkau) geschieht von oben nach unten. Nach jedem Durchstecken des Einschlages wird derselbe mit einem Stabe (küsü agasch) festgeschlagen.

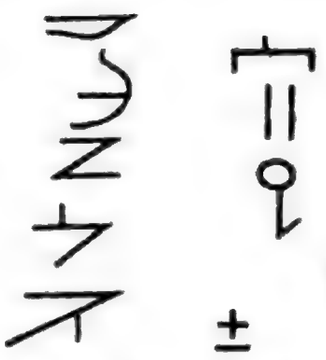
Kameelzeug ist sehr dauerhaft, es werden deshalb Röcke aus Kameelzeug in grosser Menge zu den Russen ausgeführt.

Die Kirgisen benutzen Eigenthumszeichen zur Bezeichnung ihres Viehes viel seltener als ihre altajischen Nachbarn. Lewschin führt folgende Eigenthumszeichen der Kirgisen an:

Kleine Horde.

Geschlecht Sahakly,		Geschlecht Maschkar,	
„ Kara Kisäk,		„ Taslar,	
„ Schümököi,		„ Scherkäs,	

Geschlecht Dört Kara,
„ Adai,
„ Dschappas,
„ Alascha,
„ Bürschü,



Geschlecht Tabyn,
„ Tama,
„ Kerdäri,
„ Dshagalbaily,
„ Keräit,

Mittlere Horde.

Geschlecht Kyptschak,
„ Naiman,

Geschlecht Urak,
„ Kiräi.

Zum Beschluss meiner Nachrichten über die Hausthiere der Kirgisen will ich noch in kurzen Worten die Krankeitsformen aufführen, die in den Steppen oft seuchenartig wüthen und zwar berichte ich ganz in der Form, wie mir über dieselben von den Kirgisen selbst gemeldet wurde.

Topsalan. Bei Rindern, Schafen und Ziegen, auch bei Kameelen. Herrscht im Frühling und in der Hitze des Sommers. Krankheitssymptome: der Bauch schwillt an, die Augen werden roth, das Fleisch schwärzlich. Wüthet meist nur in grossen Heerden. Heilmittel nicht anwendbar.

Kül (bei Schafen und Ziegen), die Pocken. Der ganze Körper bedeckt sich mit Pocken, besonders um die Augen. Tritt gewöhnlich im Frühling auf und zwar nach zwei- bis dreijähriger Unterbrechung. Es sterben nur wenige. Heilmittel werden nicht angewendet.

Jelim. Bei Schafen und Ziegen. Im Leibe bildet sich Eiter, auch fliesst solcher aus den Augen. Es sterben sehr viele. Kein Heilmittel.

Sarpy (bei allem Vieh), Klauenseuche. Die Hufe faulen, auch in der Rachenhöhle Eiterbildung. Tritt alle 2 — 3 Jahre auf. Krankheit währt 20 Tage. Es sterben nicht viele Thiere. Schafe werden oberhalb des Hufes zur Ader gelassen und um die Füsse wird Salz gebunden. — Den Kühen wird, wenn der Mund krank ist, als einzige Nahrung Mehlbrei gegeben. Kameelen und Pferden werden die Füsse mit Seife eingerieben, sonst liegen die Pferde, bis die Füsse heilen. Dauert die Krankheit bis zum Winter, so fallen die Hufe ganz ab.

Digitized by Google

Tafel 12.

Mittelasiatische Kirgisen.

Kirgisentypen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dschyldandy, Drehkrankheit bei Schafen.

Ak Bas, bei Pferden. Der Huf eines Fusses fault und wird blutig, heilt stets, aber das Pferd bleibt hinkend.

Yssyk ölüm (hitziger Tod), Milzbrand bei Pferden.

Mälik (bei allem Vieh), Blutdurchfall. Kommt oft vor, sowohl im Winter wie auch im Sommer, besonders beim Rindvieh. Es sterben an dieser Seuche ganze Heerden aus. Die Thiere liegen meist 5—6 Tage krank und sterben dann. Die wenigen Thiere, die genesen, kränkeln mehrere Wochen. Nach der Ansicht der Kirgisen, erscheinen dem Herrn des Viehes zwei alte Weiber und zwei Mädchen im Traume. Unter lustigen Gesängen treiben sie das Vieh fort.

Karasan (bei allem Vieh), Blutleere. Das Vieh wird sehr matt und sein Fleisch ganz weiss. Die Krankheit währt nur einige Tage. Nur wenige Thiere erliegen dieser Seuche.

Kebänäk, bei den Ziegen. Die Lunge wird weiss und es bilden sich auf ihr Geschwüre. Aus den Augen fliessen Thränen und aus dem Munde Eiter. Die Krankheit trifft besonders grosse Heerden, aber nur die Ziegen, nie die mit ihnen weidenden Schafe. Die Seuche tritt alle 4—5 Jahre einmal auf. Die Thiere kränkeln 4—5 Tage und sterben zum grössten Theile.

Die Kirgisen wohnen, wie es ihre Lebensweise als echtes Nomadenvolk mit sich bringt, in transportablen Wohnungen, den von allen türkischen und mongolischen Nomaden seit den ältesten Zeiten angewendeten runden Filzjurten. In ihrer inneren Eintheilung und Einrichtung unterscheidet sich die kirgisische Jurte durchaus nicht von der früher genau beschriebenen altajischen. Der einzige Unterschied ist der, dass die kirgisischen Jurten viel besser gebaut, reinlicher gehalten und grösser sind als die Jurten der Altajer. Das Gestell der Jurte ist überall in gleicher Weise solid und sauber gearbeitet. Der Rauchlochkreis (schangyrak) hält wohl $1^1/_2$—2 Arschin im Durchmesser und ist kreisrund gearbeitet und mit gleichmässig vertheilten Löchern versehen. Damit die Rauchlochdecke nicht hineinfällt, sind über's Kreuz zwei Paar gebogene Stäbe im Inneren des Rauchloches angebracht. Die Dachstäbe (küldröüsch) sind nicht gerade wie bei den altajischen Jurten, sondern am unteren Ende nach unten gekrümmt. Ebenso besteht das Jurtengitter nicht aus geraden,

sondern etwas geschweiften Stäben. Die Jurtengitterköpfe entsprechen der Zahl der Dachstäbe und der Löcher im Rauchlochringe. Die Thür hat stets einen sauber gearbeiteten Rahmen, eine Schwelle (bosaga) und zwei Thürflügel. Das ganze Gitter ist braun gebeizt und bei besseren Jurten sogar mit Schnitzereien versehen. Nachdem das Jurtengitter aufgestellt ist, wird es mit breiten Bändern aus Pferdehaaren festgeschnürt. Ein solches Band wird in der Mitte des Jurtengitters horizontal gewunden, zwei bis drei andere Bänder beginnen beim Rauchlochringe und ziehen sich, allmählich sich senkend, quer über die Stäbe des Jurtendaches bis zum ersten horizontal angebrachten Bande. Rings um das Jurtengitter wird dann von aussen eine aus feinen Halmen des Schilfgrases *Schi* und Wolle gefertigte Matte gebunden. Diese ist bei reicheren Jurten mit bunter Wolle verziert. Die äussere Jurtenbekleidung besteht, wie bei den altajischen Jurten, aus Filzdecken, nur sind die Filzdecken der Kirgisen sauber und aus gutem Filze, bei reicheren Leuten sogar aus hellgrauen, eigens dazu gefertigten starken und ausgewählten Haaren gefertigt. Bei solchen werden auch unterhalb des Dachfilzes gestickte Teppiche, Quasten und andere Verzierungen angebracht.

In ihrer Einrichtung ist die Jurte der Kirgisen auch nur durch die Reichhaltigkeit der Geräthe bemerkenswerth. Die Saba sind sehr regelrecht gefertigt, die Rührstäbe (pistäk) haben an den Köpfen reiche Metallverzierungen. Die Zahl der Schüsseln und Näpfe ist grösser und sind die letzteren oft schön geschnitzt. An Stelle der Säcke treten meist Kästen, da der Transport derselben auf Kameelen keine Schwierigkeiten bereitet. An der Stelle, wo die Küchengeräthe stehen, ist ein Wandschirm aus Schilf aufgestellt, und endlich sind die Betten sauber und mit guten Kissen versehen, der Vorhang häufig aus Seidenzeug und überall an den Plätzen der Familie und der Ehrengäste liegen Teppiche und an denjenigen für niedere Gäste Filzdecken ausgebreitet.

Gerade Dachstangen haben nur die kleinen Jurten (kosch), welche reisende reiche Kirgisen oder Kaufleute mit sich führen.

Die Kleidung der Kirgisen ist vielfach von den die Steppe umwohnenden mohammedanischen Tataren beeinflusst. Die Männer und Frauen tragen die mittelasiatischen Kaftane (schapan), lange bis zum Knöchel reichende weite Röcke, mit oben weiten.

Digitized by Google

unten aber ziemlich engen, bis zu den Fingern reichenden Aermeln, die bis zum Handgelenk zurückgeschoben werden und daher faltenreich sind. Diese Schapane haben einen schmalen, stehenden Shawlkragen und sind vorn offen. Sie werden vorn wie ein Schlafrock übereinandergelegt und mit einem Gürtel zusammengehalten. In der Nähe der mittelasiatischen Städte tritt an Stelle der Hemden ein ebensolcher Schapan aus weissem Baumwollenzeug, im Norden werden diese Hemden nur von alten Männern getragen, alle jüngeren Männer und Knaben tragen das weite, lange Hemd der russischen Tataren, das aus buntem Kattun genäht ist, bis über's Knie reicht, einen etwa $2^1/_2$ Zoll breiten umliegenden Kragen und weite, lange Aermel hat. Während die Tataren diese Hemden aus feingemustertem Kattun tragen, sind die Hemden der Kirgisen oft mit grossen Mustern versehen. Ueber den Hemden tragen die Männer im Sommer gewöhnlich zwei Schapane aus gestreiftem bucharischen Baumwollenzeug, im Winter aber drei, vier und fünf Schapane und ausserdem noch einen Pelz. Die Schapane sind von sehr verschiedenem Stoffe, bei Reichen aus Sammet, Tuch, Seide, Atlas, Halbseide (meist mittelasiatische Gewebe). Am verbreitetsten sind unter den Wohlhabenden die Schapane aus Durja (buntgeflammte, Taschkendische Halbseide), welche sie gleich über dem Hemde tragen. Der Kirgise hält viel auf Kleidung und die reicheren Leute unterscheiden sich stets durch den Stoff der Schapane von den Aermeren.

Aermere Kirgisen tragen Schapane aus selbstgefertigtem Kameelgarngewebe (örmök). Auch die Pelze, die alle in Form der Schapane gefertigt werden, sind sehr verschieden. Schafpelze mit und ohne Ueberzug, Lammpelze, Iltis-, Marder-, Fuchspelze. Ausserdem haben die Kirgisen noch Pelze aus Füllenfell mit dem Fell nach aussen, die Dshaky genannt werden. Das Hemd tragen die Kirgisen über weiten Hosen aus hellem Baumwollenzeug (Kattun oder Bäs), die sie in die Stiefelschäfte stecken. Die eigentlichen Kirgisenstiefel haben nicht sehr hohe Schäfte und sind aus sehr starkem Leder gefertigt. Vorn ist der Stiefel sehr spitz und etwas nach oben gebogen. Der Hacken ist spitz und befindet sich auf der halben Sohle. Diese Stiefel sind bei reicheren Leuten mit buntem Leder und Schnüren benäht. Der Hacken ist mit Eisen beschlagen. Diese Stiefel sind vortrefflich beim Reiten brauchbar, aber sehr beschwerlich für den Fuss-

Digitized by Google

gänger. Jetzt kommt der kirgisische Stiefel immer mehr aus der Mode, so dass man ihn in der Nähe mittelasiatischer Städte oder in der nördlichen Steppe fast nirgends mehr antrifft; dort werden überall, besonders von Reichen, ausschliesslich Tatarenstiefel aus weichem Schafleder und Galoschen getragen. Diese Stiefel sind theils durch den religiösen Eifer der tatarischen Lehrer verbreitet worden, theils aber auch dadurch, dass sie für die am Boden Sitzenden sehr bequem sind.

Wenn der Kirgise sich auf einen weiten Ritt macht, so zieht er noch weite lederne Reithosen an (schalbar), die so weit sind, dass die Schösse aller Schapane hineingesteckt werden können. Diese Hosen sind aus weichem Leder und meist hellgelb gefärbt, bei reicheren Leuten vielfach mit Stickereien versehen. Man trägt aber auch Schalbare aus Tuch oder Plüsch. In solchen Hosen macht der Kirgise einen höchst komischen Eindruck, da die in dieselben gesteckten langen Schösse des Schapans oder des Pelzes auch den Magersten von riesigem Umfange erscheinen lassen.

Auf dem Kopfe tragen die Kirgisen jetzt meist gewöhnliche tatarische Mützen mit einer etwa handbreiten Pelzverbrämung oder weisse Mützen aus Worlok eigenen Fabrikates. In der südlichen Steppe hingegen sieht man vielfach die Mützen der Sart oder Turbane. Die spitzen Mützen mit Ohrenklappen (tumak), aus schwarzem Lammfell oder aus Zobel und mit Tuch überzogen, werden jetzt in der nördlichen Steppe schon bedeutend seltener; allgemein fand ich diese Mützen nur noch östlich von Kokbektinsk bei den Kiräi, die jetzt auf chinesischem Gebiete wohnen; diese trugen auch im Sommer Tumake aus weissen feinen Filzen, die oben und an den Klappen mit Taschkender Halbseide (durja) besetzt waren. Die spitzen Sommerhüte mit an den Seiten aufgebogenen Krempen, die das Bild des Kirgisen in Lewschins Beschreibung der Kirgisen zeigt, sind jetzt nirgends mehr zu finden.

Zur vollen Ausrüstung des Kirgisen gehört noch der Gürtel, den er stets um den Schapan oder den Schalbar legt, sobald er sich zu Pferde setzt. Dieser Gürtel besteht theils aus Seidenzeug, theils aus einem breiten Lederriemen, der reich mit Metall beschlagen ist. Bei den reicheren Kirgisen sind die Metallbeschläge am Gürtel aus Silber und manchmal sogar mit Edelsteinen verziert. An dem Gürtel sind das Seitenmesser in

1. 2. Kirgisinnen. 3. Junger Kirgise mit Malachei-Mütze (Tumak). 4. 5. Tatarische Lehrer (Mulla) in den Aulen.

einer Scheide und auch oft eine Ledertasche befestigt, in der Feuerstahl, Barteisen, Scheermesser und andere Kleinigkeiten sich befinden; wenn der Kirgise auf die Jagd reitet, hat er in dieser Tasche den nöthigen Schiessbedarf. Die Tasche ist, wie der Gürtel, bei reichen Kirgisen oft sehr reich mit Metallbeschlag verziert.

Alle Kirgisen scheeren den Kopf; nur den kleinen Knaben, den Lieblingssöhnen, lässt man zu beiden Seiten des Kopfes das Haar lang wachsen. Sonst habe ich nur einen zum Theil nicht geschorenen Kopf bei einigen Baksa (Zauberern) gesehen. Den Bart um die Lippen zwicken die Kirgisen mit einer dazu gefertigten kleinen Zange aus.

Die Oberkleider der Frauen sind im Allgemeinen dieselben wie die der Männer; sie tragen meist einen oder mehrere Schapane; kürzere, anschliessende, glatte Röcke, vorwiegend aus Halbseide und manchmal mit Pelz verbrämt, die auf der Brust mit Knöpfen geschlossen werden, habe ich nur bei reicheren, erwachsenen Mädchen angetroffen. Das Hemd der Kirgisinnen der östlichen Steppe ist lang und weit und reicht bis über das Schienbein; es nähert sich in seinem Schnitte schon den weiten Hemden, welche die Tatarinnen tragen. Der Einschnitt auf der Mitte der Brust ist mit breiten seidenen Bändern eingefasst, die bei Reicheren mit Tressen, Münzen und Knöpfen verziert sind. Ueber den Hemden tragen die Frauen meist einen baumwollenen oder seidenen Gürtel, der bei reicheren Frauen oft sehr schön gestickt ist.

Der Kopfputz der Frauen besteht aus zwei grossen viereckigen, weissen Tüchern, von denen das untere so um den Kopf gelegt wird, dass es fast eine hohe spitze Mütze bildet, während das obere nur den unteren Rand desselben umgiebt und dann über die Schultern und den Rücken herabhängt. Die Mädchen tragen anstatt der Tücher eine sehr kleidsame, mit Fell verbrämte Mütze, an welcher einige Flaumfedern befestigt sind. Die Mützen sind natürlich dem Wohlstande der Besitzerin gemäss sehr verschieden, oft aus Sammet, Plüsch, Tuch oder Seide und mit Biber- oder Affenfell verbrämt. Die spitzen Mützen, die die Kirgisinnen noch vor einigen Jahrzehnten trugen, sind jetzt ganz aus der Mode gekommen.

Hosen und Stiefel sind bei den Frauen fast von derselben Form wie bei den Männern, nur tragen jetzt die Kirgisinnen

ausschliesslich weiche Tatarenstiefel und Galoschen. Reitstiefel mit spitzen Hacken auf der Mitte der Sohle habe ich bei den kirgisischen Frauen nicht angetroffen.

Durch die Haartracht unterscheiden sich Frauen und Mädchen ebenfalls; während die Ersteren ihr Haar in zwei und drei Flechten theilen, von denen gewöhnlich zwei über den Schultern liegen und mit Muscheln, Metallplatten, Perlen und Münzen verziert sind, tragen die Mädchen viele dünne Zöpfe, an denen, ebenso wie bei den Frauen, Bänder und Metallschmuck angebracht sind.

Reiche Kirgisinnen lieben sehr viel Schmuck, der meist aus Silber gefertigt ist, Ringe, Armbänder, Ketten u. dgl. mehr. Sie pflegen ausserdem sehr reichlich weisse und rothe Schminke anzuwenden und sich die Finger gelb zu färben.

Im Allgemeinen kann man sagen, dass sich die Kirgisen, sowohl Männer wie auch Frauen und Mädchen, zu putzen lieben und dass man in Folge dessen reiche, wohlhabende und ärmere Leute auf den ersten Blick unterscheiden kann. Nachlässigkeit in der Kleidung findet man nur bei den verheiratheten Frauen; dies ist besonders deshalb auffällig, weil gerade die Mädchen sich besonders gut zu kleiden pflegen und meist sehr sauber und ordentlich gehen. Kaum ist aber das Mädchen verheirathet, so vernachlässigt es ihr Aeusseres und besonders ärmere Frauen laufen abscheulich lüderlich und schmutzig umher, was noch besonders wegen der Kopftücher in die Augen fällt, die meist so schmutzig sind, dass man die weisse Grundfarbe nicht mehr erkennen kann. Anständig sehen nur ältere Frauen und solche sehr wohlhabender Leute aus.

Ueber das Leben der Kirgisen in den Jurten ist wenig zu sagen, es ist natürlich im Allgemeinen dem der nomadisirenden Altajer sehr ähnlich. Die häuslichen Arbeiten werden von den Frauen, die Bewachung der Heerden von den Männern besorgt; trotzdem ist hier schon ein bedeutender Fortschritt im Vergleich mit den Altajern zu erkennen, das Leben ist hier gewissermassen geregelter geworden. Die Arbeitsvertheilung zwischen Männern und Frauen ist eine sehr gleichmässige, da z. B. Ackerbau, Besorgung von Brennmaterial, Herstellung aller Gefässe als: Eimer, Schläuche u. s. w., den Männern zufällt. Es tritt schon eine Klasse von Dienenden auf, die ich in jedem irgendwie wohlhabenden Hause angetroffen habe. Man sieht, dass hier in

Digitized by Google

der Vertheilung und Behandlung der Heerden vom Hausherrn nach gewissen Grundsätzen gehandelt wird und dass die Leute stets beschäftigt sind. Bei den Heerden sind meist angestellte Hirten und diese werden einer Art Controlle unterworfen. Alles dies in seinen Einzelheiten darzulegen, hiesse den Leser unnütz langweilen.

Auch die Vertheilung der Arbeitszeit in der kirgisischen Jurte ist vollkommen dieselbe wie in der altajischen; das ist verständlich, da ja bei den Kirgisen die Kühe und Schafe ebenfalls bei den Jurten übernachten und vollkommen zu derselben Zeit gemolken werden. Ueber die Behandlung des Viehes und die Milchwirthschaft der Kirgisen habe ich schon vorher genügend gesprochen. Ausser mit der Viehzucht beschäftigen sich die Kirgisen noch mit dem Ackerbau und zwar in einer viel ausgedehnteren Weise als die Bewohner des Altai. So treffen wir an allen irgendwie zum Ackerbau passenden Stellen der ganzen Steppe überall von den Kirgisen bebaute Aecker. Die Besorgung der Aecker wird gewissen Personen des Aules oder von reichen Leuten einigen von ihnen gemietheten Ackerbau-Familien überlassen. Diese Ackerbauer bleiben während des Sommers in der Nähe der Aecker wohnen und werden von dem herumziehenden Aule aus mit dem für ihren Unterhalt nöthigen Vieh versehen. Ausserdem wird ihnen wöchentlich noch Mundvorrath geschickt.

Die Aecker sind zum grössten Theil nicht von den Kirgisen selbst angelegt, sondern meistens sehr alten Ursprungs, die jetzt von den Kirgisen benutzt werden. Die Bearbeitung der Aecker ist in der Steppe insofern schwierig, als die Trockenheit und die Hitze eine ziemlich häufige künstliche Bewässerung erfordern. Es muss somit jeder Acker in der Weise angelegt werden, dass man die Möglichkeit hat, eine dem Terrain entsprechende Menge Wasser dorthin zu leiten. Dann muss ein Hauptkanal angelegt und unterhalten werden, der das Wasser aus der Ferne herleitet, und ausserdem sind noch Schutzwälle herzurichten, die einerseits den Acker vor Ueberschwemmung schützen, andererseits eine gleichmässige Wasservertheilung möglich machen. Da die Art der Wasservertheilung überall dieselbe ist, so will ich zur Veranschaulichung der Anlage der kirgisischen Aecker hier einen von Lewschin mitgetheilten Plan eines kirgisischen Ackers der westlichen Steppe abdrucken, der

von einem russischen Ingenieuroffizier am Irgis aufgenommen worden ist.

Der Acker liegt dicht am rechten Ufer des Flusses. Damit das Wasser das niedrig liegende Ackerland nicht überschwemmen kann, hat man am Ufer des Flusses in einer Länge von etwa 150 Faden einen das Ufer begleitenden, wohl 3 Fuss über das Niveau des Flusses emporragenden Wall angelegt (der auf dem beiliegenden Plane (Taf. 14a) mit *b c d* bezeichnet ist. Aus dem Flusse führen drei Kanäle, die bei den Punkten *b c d* den Wall durchschneiden. Ist eine Bewässerung des Ackers nicht nöthig, so sind die Anfänge der Gräben vom Flussufer bis zu den drei Punkten verschüttet. Will man aber den Acker bewässern, so werden bei diesen Anfängen die Kanäle und Gräben vertieft und dann strömt das Wasser in die drei auf den Acker führenden Hauptkanäle. Im Frühling, wenn das Wasser die (Taf. 14b Durchschnitt *A B*) bezeichnete Höhe hat, genügt das Oeffnen der Kanäle. Fällt aber im Sommer das Wasser des Flusses, so muss vorher bei dem Punkte *a* (Taf. 14a) der Flus gehemmt werden, dann werden erst die Kanäle geöffnet, wenn das Wasser im Flusse bis auf das Frühlingsniveau gestiegen ist. Jetzt füllt das Wasser die Kanäle. Dann werden die einzelnen kleinen Kanäle und Ackerfurchen geöffnet und allmählich die kleinen Ackerstücke mit der für sie nothwendigen Quantität Wasser versehen. Da das ganze Ackerfeld, wie der Plan zeigt, drei grosse, unter dem Niveau der Aecker liegende Abzugskanäle durchschneiden und diese an die grossen Kanäle reichen, so ist man stets im Stande, die Wassermenge der grossen Kanäle genau zu reguliren. So öffnet man Kanal auf Kanal, Furche auf Furche, bis endlich das ganze Ackerfeld gleichmässig mit der den Verhältnissen nach nöthigen Wassermenge versorgt ist.

Nicht überall ist die Bewässerung so leicht auszuführen, wie bei dem auf Taf. 14a abgebildeten Acker. An vielen Orten muss das Wasser zu den Hauptkanälen aus dem Flusse künstlich gehoben werden. Reiche Leute richten zu diesem Zwecke Wasserräder ein, mit denen das Wasser sich leicht zu der Höhe des Kanals heben lässt, ärmere Leute bringen das Wasser in Lederschläuchen oder Holzgefässen zu einer in den Hauptkanal führenden Röhre. Natürlich kann auf diese Weise nur ein sehr unbedeutendes Feldareal bewässert werden. Dieser Umstand er-

Digitized by Google

im

en
na

ie—
id—
ie—
)e—

)ie
ge
re,
en
g—
las
en,
ich
us—
ei—
ere
iei—
ge—
us—
ren

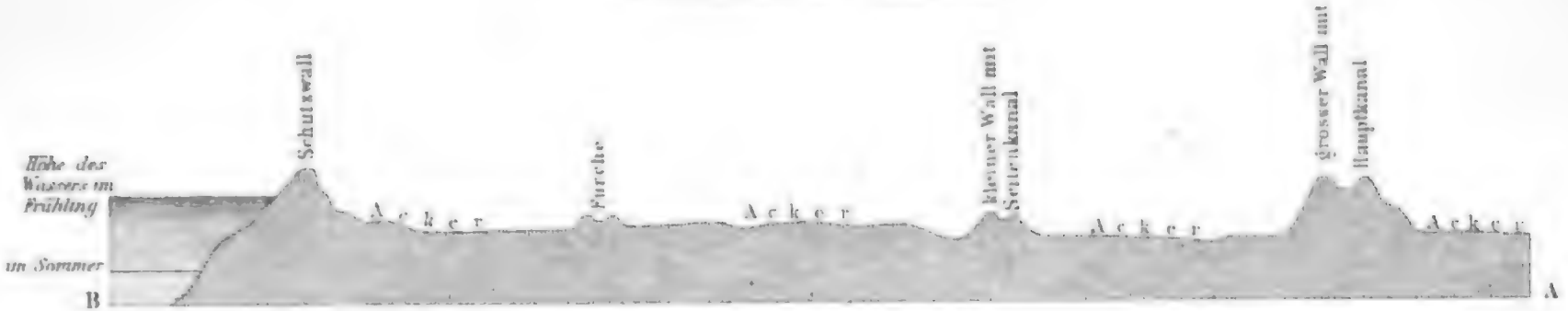
des
len
aur
der
ers

aen
der
Lir-
abe
der
ben
zus,
ıseu

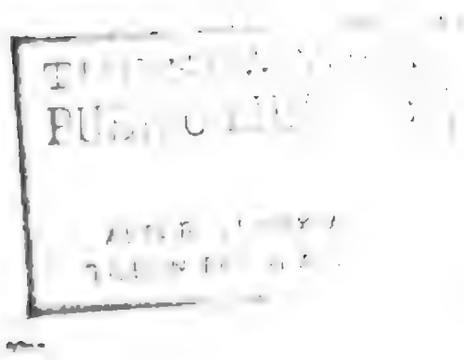
THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

Durchschnitt der Linie A B



Durchschnitt der Linie C D



klärt schon hinlänglich, weshalb eigentlich nur der Reiche in der Kirgisensteppe sich mit Ackerbau beschäftigen kann.

Die Zeit der Bewässerung hängt natürlich ganz von den Umständen ab, da dabei das Wetter, die Oertlichkeit, das Klima und die Wassermenge in Betracht kommen.

In der nördlichen Steppe ist bei Lehmboden die Bewässerung in der Regel nur einmal im Jahre nothwendig, in der südlichen Steppe und bei sandigem Boden muss der Acker in trockenen Jahren während der ersten Monate wohl allwöchentlich bewässert werden.

Die Ackergeräthe der Kirgisen sind sehr primitiv. Die Pflüge bestehen aus einem ovalen Pflugeisen, an das eine Stange gesteckt ist. Man spannt vor den Pflug gewöhnlich zwei Thiere, d. h. Kameele, Ochsen oder Pferde. Arme Leute bearbeiten ihre Aecker mit der Hacke. Die Kirgisen machen die Pflugfurchen sehr wenig tief und sehr unregelmässig und säen das Getreide ungleichmässig aus. Ich habe selbst mehrmals gesehen, dass der Pflügende in einem Sacke Saatgetreide hatte und gleich beim Pflügen säete. Oft sollen sie sogar zuvor das Getreide aussäen und dann erst den Acker umpflügen. Anstatt der Eggen treiben die Kirgisen Pferde über den Acker, denen man mehrere Baumäste an den Schweif gebunden hat. Das Getreide schneiden sie mit kleinen Sicheln oder mit Messern ab. Das abgeschnittene Getreide wird auf festgetretenen ebenen Stellen ausgebreitet und dann dadurch ausgedroschen, dass man an Stricken gebundene Pferde oder Ochsen über die Tenne treibt.

Da die Bearbeitung des Ackers Arbeitskräfte während des ganzen Sommers erfordert und das Nomadisiren der betreffenden Arbeiter unmöglich macht, so kann die Bearbeitung meist nur von reicheren Leuten ausgeführt werden, die die Ernährung der Arbeiter von ihrem Viehüberflusse während des ganzen Sommers durchführen können.

Von Getreidearten habe ich in der mittleren Steppe zwischen Ajagus bis Kopal Weizen, Hirse und Erbsen angetroffen; in der nördlichen Steppe säet man auch vielfach Roggen, den die Kirgisen *kök naisa* (blaue Lanze) nennen. Bei Taschkend habe ich bei den Kirgisen selbst Reisbau vorgefunden. Dass der Ackerbau von reichen Leuten in bedeutendem Maasse betrieben wird, beweist mir die Angabe des Sultans Barak am Ajagus, der mir mittheilte, er habe 17 Säcke Weizen aussäen lassen

und zwar jeden Sack zu 2 Pud. Barak erzählte mir auch, er zahle seinen Ackerbauknechten 5—10 Rubel jährlich, habe aber dafür die Verpflichtung, ihnen mit ihren Familien Winter und Sommer Nahrung zu geben.

Das gewonnene Getreide wird nur zum Theil auf Handmühlen gemahlen, denn es existiren an vielen Orten auch von Kirgisen gehaltene Wassermühlen, auf denen man das Getreide mahlen lassen kann.

Ich traf eine solche Mühle zwischen den Piquets Sary Bulak und Kara Bulak, südlich von Kopal. Die Wassermühle bestand aus einem kleinen, aus Balken gezimmerten Häuschen, in dessen Nähe sich einige als Speicher dienende Erdhütten befanden. Die Mühle war von sehr primitiver Einrichtung und mahlt in einem Tage 20—30 Pud Getreide; sie wurde von einem Kirgisen unterhalten, welcher für jedes Pud Mehl 3 Kopeken erhielt.

Ausser der Viehzucht und dem Ackerbau treiben die Kirgisen im Allgemeinen keine anderen Beschäftigungen, denn die Jagd wird nirgends als Erwerbszweig, sondern zum Vergnügen betrieben. Es giebt zwar einzelne Kirgisen, die Jagdzüge auf Gemsen, wilde Schweine und im Süden auf Luchse, Leoparden und Tiger unternehmen, dies sind aber nur sehr vereinzelte Ausnahmen. Dies kann man schon daraus deutlich erkennen, dass man im Allgemeinen in den Jurten nirgends Gewehre und Jagdutensilien zu sehen bekommt. Verbreiteter als die Jagd mit der Flinte ist die mit Hilfe der Jagdvögel und die Hetzjagd.

Bei der Hetzjagd wenden die Kirgisen etwa $1^1/_2$ Faden lange Stöcke an, die der Reiter bei dem dünnen Ende fasst; indem er nun bei dem fliehenden Thiere vorbeireitet, versetzt er ihm mit dieser Waffe einen tödtlichen Schlag. Mit diesem Stocke bewaffnet, liebt man besonders Wölfe, Füchse und Eber zu jagen. Ich habe solchen Jagden beizuwohnen nicht Gelegenheit gehabt, aber die Jagdbeute, Wölfe und Eber, häufig genug gesehen und zwar stets mit vollkommen zertrümmerten Schädeln.

Am meisten verbreitet und die Lieblingsbeschäftigung besonders reicher Kirgisen ist die Jagd mit Hilfe abgerichteter Jagdvögel, mit Sperbern, Falken, Habichten und Berkut. Diese Jagdvögel werden im Allgemeinen in ganz gleicher Weise abgerichtet. Man fängt die Vögel jung ein und hält sie stets mit

einer ledernen Kappe über den Augen in der Jurte; dabei füttert man den Vogel, indem man ihn auf den linken Arm nimmt und mit der rechten Hand das Fleisch reicht. Es wird vor der Fütterung stets eine kleine Locktrommel gerührt, so dass der Vogel sich daran gewöhnt, den Ton der Trommel als den Vorboten der Fütterung anzusehen. Später wird der von der Kappe befreite Vogel durch den Laut der Trommel auf den Arm des Herrn gelockt und dann gefüttert. Erst wenn der freigelassene Vogel stets nach Ertönen der Locktrommel augenblicklich zu seinem Herrn sich wendet und sich füttern lässt, werden die Jagdversuche vorgenommen. Diese Jagd wird in folgender Weise ausgeführt: der Reiter trägt den Vogel auf dem linken Unterarme und zwar stets mit verdeckten Augen; bietet sich nun eine dem Vogel entsprechende Jagdbeute, so nimmt der Jäger ersterem die Kappe ab und veranlasst ihn, indem er einen bestimmten Laut ausstösst, aufzufliegen. Der Vogel erhebt sich nun hoch in die Luft und stürzt sich aus der Höhe auf die Jagdbeute. Der Reiter selbst folgt dem Vogel, so lange derselbe seine Beute verfolgt, was oft mit der grössten Schwierigkeit verbunden ist. Hat der Vogel sich auf seine Beute gestürzt und sie eingefangen, so hält er sie auf dem Boden fest, bis sein Herr vom Pferde steigt, sie ihm abnimmt und dem Vogel die Kappe wieder aufsetzt. Ist der Vogel aber vorbeigeschossen, so wird er durch den Laut der Locktrommel angelockt, kehrt sogleich zu seinem Sitze auf den linken Arm des Reiters zurück, erhält dann sein Futter und wird wieder mit der Kappe versehen. Das Jagen mit Sperbern und Falken ist mehr eine Spielerei junger Mädchen oder halberwachsener Knaben, da diese Thiere nur kleine Vögel als Jagdbeute einbringen. Dieselben werden meist auf der linken Hand getragen. Mit Habichten werden wilde Enten und Gänse gejagt, mit dem Berkut endlich Hasen, Trappen und grosse Steppenhühner und in der südlichen Steppe Fasane. Grössere Vögel werden auf dem linken Unterarme getragen, der durch eine starke Holzstütze, die auf dem Sattelholze ruht, gestützt ist. Selbstverständlich trägt der Jäger, der den Vogel hält, auf dem linken Arme einen Handschuh aus starkem Leder, damit ihn die spitzen Krallen des Jagdvogels nicht verwunden.

Die Jagd mit den Vögeln bildet bis heute noch das Hauptvergnügen der reichen Jugend und gute Jagdvögel stehen in

hohen Ehren und werden mit theuerem Preise bezahlt. Der Jagdvogel ist daher der Liebling seines Herrn, er wird ebenso wie das Lieblingsross im Liede besungen.

Hier einige Strophen aus dem Trauerliede, das ein alter Kirgise um seinen von einem Hunde getödteten Jagdvogel singt:

Blauer Vogel, sausend wie der Wind, so flogst du,
Nie dein Leben achtend, Gänse viel ergriffst du;
Dich hat nun der Bösewicht getödtet,
Weh mir, dunkle Gänse trefflich fassend, fingst du.

Denk' im Hause, in der Steppe dein, mein Vogel!
Viele Vögel hab' ich aufgezogen, Vogel!
Doch sie fassten nur der Enten bunte Schaar,
Keiner kam an Kraft dir gleich, mein Vogel!

Vögelchen mit langem Hals und kurzem Flugschlag,
Jagen liess ich gern dich, doch du bist entflohen, ach!
Fünfzehn Enten und sechs Gänse fingst auf einen Stoss du,
Wie, hast keine Trappe du gefangen? Freund, sag'!

Blauer Vogel, alt warst du, und ich bin alt nun,
Wenn du blind auch, konnt' kein Vogel es dir gleich thun,
Fingst sechs Gänse stets auf einen Stoss du,
Selbst im Alter wollt'st vom Jagen du nicht ausruhn.

Von der Tiefe zu der Höhe du erhobst dich,
Hattst 'ne Ente, Vogel, wenn der Hunger quält' dich,
Wenn der Abend nahte und der Trommel Schlag ertönte,
Jagtest wild du, stolz dich rühmend: schaut mich!

Blauer Vogel, heute kommst du in den Sinn mir,
Täglich schauten deiner Schwingen Kraft wir,
Reihenweise lagen todte Enten immer,
Wenn des Jagens Freude wir genug gegönnt dir.

Weniger verbreitet als die Jagd mit dem Vogel ist die Hetzjagd mit Hunden; nur wenige und sehr reiche Leute halten Hetzhunde und jagen mit diesen Hasen, Rehe und junge Saiga. Ich kann mir dies nur dadurch erklären, dass der Kirgise als echter Mohammedaner den Hund für ein unheiliges Thier hält und daher nicht gern zu seinem Gefährten macht.

Wir sehen somit, wie bei den Kirgisen gerade diejenigen Jagdarten beliebt sind, die sie zu Pferde ausüben und bei denen sie sich auch am wilden Reiten und an der Kraft ihres Lieblingsrosses ergötzen können.

Digitized by Google

Ausser allen diesen Beschäftigungen finden wir auch bei den Kirgisen ganz bestimmte Anfänge von anderen Industriezweigen und Handwerken. Die Bereitung des Leders, die Riemenflechterei, die Bereitung der Filzdecken und das Weben des Kameelzeuges habe ich schon erwähnt und alle diese Produktionen, als im Zusammenhange mit der Viehzucht stehend, ausführlich beschrieben. Von Handwerken sind besonders Holz- und Metallarbeiten zu erwähnen, die die Kirgisen selbst ausführen. Diese Arbeiten beschränken sich natürlich nur auf Gegenstände, die zum eigenen Gebrauche der Kirgisen dienen. Von Holzarbeiten verfertigen sie: Jurtengitter, Dachstäbe, Thüren, Kasten; ferner Küchengeräthe: Schüsseln, Näpfe, Eimer und die Schnitzereien an den Pistäk, dann besonders auch die Sattelhölzer. Alle diese Arbeiten vermag im Nothfalle wohl jeder Kirgise herzustellen, jedoch giebt es bei allen Geschlechtern *agasch-ustassy* (Holzarbeiter), die alle diese Gegenstände mit grösserem Geschick herzustellen vermögen. Die meisten Gegenstände werden mit der Hand geschnitzt, nur die Schüsseln und Näpfe werden auf rohen Drehbänken gedreht. Gestrichen werden diese Holzarbeiten nicht, wohl aber gelb gebeizt. In der nördlichen Steppe haben die russischen Holznäpfe und die Irbitsche Kasten zum grössten Theile die entsprechenden eigenen Produkte verdrängt und man findet hier nur noch flache Schüsseln eigener Arbeit. Von Holzgestellen für die Sättel arbeiten die Kirgisen nur die für männliche Sättel, die Gestelle der Frauensättel werden aus Taschkend bezogen.

Metallarbeiter sind bei den Kirgisen seltener als Holzarbeiter, sie zerfallen in Schmiede, Kupfer- und Silberarbeiter. Meistentheils versteht aber jeder Metallarbeiter diese drei Handwerke, wenn er auch in einem derselben geschickter ist als in dem anderen. Die Schmiede verfertigen Messer, Lanzenspitzen, Pferdegebisse, Steigbügel; alle übrigen Eisenarbeiten werden von den Nachbarn (Russen oder Sart) durch Kauf erworben. Von Silber- und Kupferarbeiten verfertigen sie nur Verzierungen, Sattelbeschläge, Gürtelverzierungen von Silber, Kupfer und Messing, die oft mit Glas, Achat und Edelsteinen verziert werden; ferner silberne Finger- und Ohrringe, Gürtelschnallen, Agraffen und Verzierungen am Pistäk. Ausserdem besitzen sie meistens eine grosse Kunstfertigkeit im Auslegen von Eisenbeschlag mit Silber, Gold und Kupfer. Bei einigen reichen Leuten, so bei

Tütö in der nördlichen Steppe und beim Sultan Tesek bei der grossen Horde, habe ich solches mit Gold und Silber ciselirtes Pferdezeug von bewundernswürdiger Schönheit gesehen. Steigbügelränder, Sattelbeschlag und auch der Riemenschmuck auf dem Zaume, Brust- und Schwanzriemen waren mit feinen silbernen und goldenen Arabesken bedeckt. Das ciselirte Pferdezeug des Sultans Tesek wurde mir im Werthe von 200 Rubel angegeben. So schöne Ciselir-Arbeiten wie bei den Kasak-Kirgisen habe ich weder bei den schwarzen Kirgisen noch bei den Mongolen angetroffen.

Handarbeiten mit der Nadel, welche Kirgisinnen anfertigen, wie Stickereien auf Leder, Tuch und Filz, zeugen von grosser Geschicklichkeit; diese Arbeiten werden aber von allen Kirgisinnen verfertigt, denen ihr Wohlstand Musse zu dergleichen Arbeiten lässt. Bei reicheren Kirgisen ist die Innenwand der Jurte reich mit dergleichen Stickereien versehen. Als Gewerbe werden diese weiblichen Handarbeiten wohl nie ausgeführt und die gefertigten Artikel kommen nirgends in den Handel.

Was die Kirgisen am Schärfsten von den türkischen Nomaden des Altai unterscheidet und sie in ihrer ganzen Lebens- und Denkweise auf eine höhere Kulturstufe erhoben hat, ist die mohammedanische Religion, zu der die Kirgisen sich schon seit vielen Jahrhunderten bekennen. Grössere Ordnung in Kleidung und Hauseinrichtung, Reinlichkeit, geordnetere Familienverhältnisse und ein mehr ausgebildetes ethisches Bewusstsein sind unbedingt durch den Einfluss der mohammedanischen Religion eingedrungen. Es ist vielfach die falsche Ansicht verbreitet, als ob die Kirgisen erst in der letzten Zeit sich ganz zum Mohammedanismus bekehrt hätten und sogar jetzt noch fast Heiden seien. Die Kirgisen sind schon seit Jahrhunderten vollkommen zum Islam bekehrt und sind mit Recht als strenge, man möchte sogar sagen fanatische Mohammedaner zu bezeichnen, wenn auch natürlich der kirgisische Mohammedanismus eine eigenthümliche Färbung angenommen hat, die durch die eigenartige Lebensweise der Steppennomaden veranlasst ist.

Streng hält der Kirgise an allen äusseren Satzungen des Islam. Die Beschneidung wird aufs Strengste durchgeführt, die Männer tragen stets einen glatt rasirten Kopf (die einzigen Ausnahmen machen die Baksa, auch lässt man bei sogenannten *erkō bala*, den Lieblingssöhnen, bis zum zehnten Jahre zu beiden Sei-

ten des Kopfes Haarbüschel wachsen), der Schnurrbart ist stets beschnitten und ausrasirt. Die Gebetstunden werden im Allgemeinen streng eingehalten, wenn auch in der inneren Steppe häufig trockene Waschungen die vorgeschriebenen ersetzen. Die Todten werden streng nach mohammedanischem Ritus beerdigt. Dagegen ist man im Halten der Fasten weniger streng. Almosen und geistliche Abgaben reicht man nach Vorschrift des Korans. Ausserdem kennt man eine ganze Reihe von arabischen Formeln, die, wenn auch in verdorbener Form, als sehr heilig und glückbringend stets im Munde geführt werden. Diese Forderungen des Islams führt man, wie gesagt, streng aus, denn sie bereiten dem Menschen ein seliges Jenseits, den Eingang zu den Pforten des Paradieses, während jede Unterlassung die Qualen der Hölle nach sich zieht.

Die benachbarten Mohammedaner tadeln die Kirgisen wegen der Unterlassung vieler Forderungen des Scheriat und wegen ihrer Unkenntniss der Glaubenssätze und nennen sie häufig Kafir (Ungläubige). Es ist wahr, dass sich bei den Kirgisen so manche heidnische Gebräuche erhalten haben, die dem wahren Mohammedaner ein Gräuel sind, und dass sie im Grunde recht wenig von den Lehren des Islams verstehen. So unterlassen junge Leute fast durchgängig, die Tagesgebete auszuführen. Ebenso nimmt man es mit dem Fasten nicht streng und betrachtet z. B. durchgängig das Schnupfen während des Fastens als erlaubt. Die Waschungen werden vielfach absichtlich unterlassen, da auch bei den Kirgisen noch der Aberglaube herrscht, dass das viele Waschen dem Gedeihen des Jungviehes Schaden bringe. Diejenigen, die die Tagesgebete halten, kennen oft nur die äusseren Ceremonien und sprechen statt der Gebetesworte oft unsinnige türkische Phrasen. Man schlachtet zwar das Vieh nach mohammedanischem Ritus, nimmt es aber dabei nicht so genau. Wenn ein Pferd gefallen ist, so führt der arme Kirgise oft längst nach dem Tode die Ceremonie des Schlachtens aus, überredet sich selbst, das Thier sei noch am Leben gewesen, und geniesst das Fleisch des gefallenen Thieres. Allgemein geschieht dies, wenn das Vieh bei ungünstigem Wetter im Frühjahre aus Mangel an Futter fällt. Dem Thiere werden ausserdem die Zähne nicht ausgeschlagen, wie es der mohammedanische Ritus verlangt, da das Ausschlagen der Zähne für das Jungvieh schädlich sein soll. Ja, man geniesst sogar das Blut, das beim Schlachten

heimlich aufgefangen wird, was natürlich dem strengen Muselmane ein wahrer Gräuel ist.

Wir können aber beobachten, wie besonders in den letzten Jahrzehnten die benachbarten ansässigen Mohammedaner einen stets zunehmenden Einfluss auf die Kirgisen ausüben. Die Sitte des Haltens von Lehrern ist bei den Kirgisen der Nordsteppe jetzt allgemein verbreitet. Es sind hauptsächlich Tara- und Tobolsker Tataren, die jährlich zu Hunderten in die Kirgisensteppe gehen und dort von reichen Kirgisen als Lehrer gemiethet werden. Der reiche Kirgise eröffnet dann in seiner Jurte eine Freischule für die Kinder der benachbarten Aule. Ich selbst habe öfter dergleichen Schulen angetroffen. Ein solcher Lehrer vermiethet sich gewöhnlich auf 2—3 Jahre und es gelingt ihm meistens, 30—50 Kinder im Lesen, Schreiben und in der Kenntniss der Glaubenssätze des Islams zu unterrichten und in echte Mohammedaner zu verwandeln. Einen nicht geringen Einfluss üben die die Steppe bereisenden Kasaner Kaufleute aus, die überall auch die Rolle der Missionäre übernehmen. In der westlichen Steppe ist der Einfluss des Islams schon so stark geworden, dass jetzt Hunderte von kirgisischen jungen Leuten, die daheim eine Elementarbildung erhalten haben, zu den tatarischen Medressen des nördlichen Russlands sich begeben und dort die Wissenschaft des Islams gründlich studiren. So leben schon seit Jahrzehnten in der Medresse im Dorfe Sterlebasch im Ufaer Gouvernement bis 150 Kirgisen, die dort wenigstens zehn Jahre zubringen. Ja, in der Stadt Kasan habe ich 5 Individuen aus der Steppe getroffen, von denen eines 15 Jahre in einer Medresse in Kasan gelebt und im vorigen Jahre zur Steppe zurückgekehrt ist.

Trotz alledem ist die Kenntniss der Schrift und das Studium der arabischen Sprache nicht weit in die Steppe eingedrungen und häufig wird noch, wie ich einmal selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, der im Koran lesende tatarische Gast aufgefordert, die Jurte zu verlassen, da in derselben Niemand gestorben sei und der Wirth sich fürchtet, dass das Lesen des Korans einen schädlichen Einfluss ausübe. Fluchworte murmelnd und mit vor Verachtung, und Hohn verzerrten Zügen verliess der Rechtgläubige die Jurte, setzte sich etwa 50 Schritte abseits und las dort weiter.

Am meisten Propaganda für den Islam machen in der Steppe die sogenannten Büchergesänge, wie Sar Saman (die Zeit

des Jammers), Achyr-saman (der jüngste Tag) und viele andere, die in Form kirgisischer Lieder, Dogmen und Legenden den Islam verbreiten. Ueber diese werde ich in der Folge noch genauere Angaben machen.

Interessant sind die vielen Anklänge an alte heidnische Gebräuche, die noch bis heute vielfach bei den mohammedanischen Kirgisen verbreitet sind. Die Heilungen der Baksa, der Vertreter des jetzt vollkommen verschwundenen Schamanenglaubens, und ihre Gesänge werde ich bei Gelegenheit des Schamanismus genauer behandeln. Ausser diesen finden wir noch vielfach Wahrsager, die aus Schafmistkügelchen und Schulterblättern die Zukunft verkünden.

Das Wahrsagen aus Schafmistkügelchen nennen die Kirgisen *kumalak aschaly* oder *bal aschady*. Diese Art des Wahrsagens ist allgemein verbreitet, sowohl bei den Wahrsagern von Profession, den Baksa, und bei den Chosha, wie auch bei gewöhnlichen Kirgisen.

Man bedarf zu diesem Wahrsagen 41 Kumalak (Kügelchen). Zuerst legt der Wahrsager diese Kumalak auf eine weisse Filzdecke, dann mischt er sie untereinander, indem er eine Segensformel murmelt, darauf nimmt er einzelne Kumalak und legt sie an die Stirn, indem er den Kopf neigt und „bismilla“ (im Namen Gottes) sagt. Dann theilt er den Haufen in drei Theile, indem er zugleich mit der rechten und linken Hand eine Anzahl Kügelchen bei Seite schiebt. Nun zählt er von jedem Haufen so lange zu vier Körner ab, bis endlich 1—4 Körner übrig bleiben. Diese Körner legt er in eine Reihe an drei verschiedenen Stellen. Dann verfährt er mit dem Rest der Körner in derselben Weise, mischt sie, segnet sie, theilt sie in drei Haufen und zählt wiederum zu je vier Körner ab, bis er von jedem zu 1—4 Körner behält, diese werden in einer zweiten Reihe vertikal unter die ersten drei Häufchen gelegt. Dieselbe Prozedur wird noch einmal mit dem Reste vorgenommen, so dass 1—4 Kügelchen an neun Stellen zu liegen kommen. Aus der Constellation der einzelnen Kügelchen wird nun geweissagt. Die Lage der Kügelchen stellt nachfolgendes Täfelchen dar:

Die rechten drei Haufen c, f, i heissen „die eigene Seite“ (ös dshak), d. h. die Seite der Person, welcher man weissagt. Die linken drei Haufen (a, d, g) heissen „die fremde, feindliche Seite“ (duspan-dshak; die mittlere Vertikalreihe (b, e, h) heisst

„der Weg“ (dshol). Die Stellen a und c in der oberen Horizontalreihe heissen Kissen (dshastyk), a das feindliche und c das eigene.

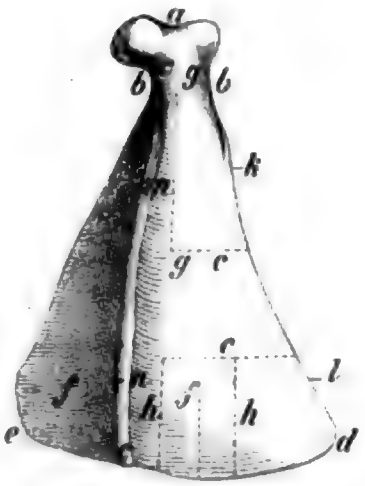
a	b	c
d	e	f
g	h	i

In der zweiten Horizontalreihe heissen d und f „die Seiten“ (bür), d die feindliche und f die eigene; in der dritten Horizontalreihe heissen g und i „die Thürschwellen“ (bosaga) oder „das hinter den Sattel Gebundene“ (böktönschök). Auf der mittleren Vertikalseite heisst b „die Stirn“ (mangdai), e „das Herz“ (dshürök), h „der Schwanzriemen“ (kuiskan). Die eigentliche Entzifferung ist wie das Weissagen aller Völker vage und unbestimmt und es soll eine grosse Kunst sein, die Combinationen richtig zu erkennen und zu lesen. Ich konnte nur so viel in Erfahrung bringen, dass, wenn gerade Zahlen von Kügelchen (2 und 4) auf einen Haufen kommen, dies als unglückbringend betrachtet wird, während die Zahlen 1 und 3 als glückbringend angesehen werden. Ich habe eine ganze Reihe von Weissagungen gesammelt, aber vergebens gesucht, die Ursachen der Deutungen zu verstehen. Die Kirgisen halten dieses Weissagen für eine Gott wohlgefällige Handlung und betrachten die Gabe der Weissagung als ein Geschenk des Propheten.

Eine zweite Art des Wahrsagens, die bei den Kirgisen sehr verbreitet ist, ist das Wahrsagen aus den Sprüngen eines eine Zeit lang in das Feuer gehaltenen Schulterblattes eines Schafes. Diese Kunst wird ebenfalls sowohl von Wahrsagern von Profession als auch von anderen Leuten ausgeübt. Der Weg eines verloren gegangenen Pferdes, ein Fingerzeig für die Verfolgung eines Diebes oder die Erlangung eines gestohlenen Gegenstandes lassen sich am leichtesten aus den Sprüngen eines Schulterblattknochens auffinden. Die Schulterblätter müssen unter gewissen Segenssprüchen gereinigt werden, man darf sie weder mit den Zähnen abnagen, noch den Knorpel mit einem Messer abschneiden. Ebenso darf das Schulterblatt, das zum Wahrsagen gedient hat, nicht gleich den Hunden vorgeworfen werden, sonst bringt es dem Hause Unglück, man muss es erst mit den Händen unter gewissen Sprüchen in Stücke zerbrechen. Wenn der Wahrsager seine Prophezeihung beendigt hat, wobei er stets mit dem Rücken gegen die Thür gewendet sitzt, so wirft er das Schulterblatt hinter sich, trifft dies dann die obere Lage der Thür, so geht alles Vorausgesagte in Erfüllung.

Ich will hier die von Potanin gegebene Zeichnung eines Schulterblattes mit der Bezeichnung der Theile und Risse als Erklärung für das Gesagte beifügen:

a der Kessel (kasan); *bb* der Hals des Schulterblattes (bausdau); *c* das Rückenstück (arkalyk), der Grat; *d* der rechte Winkel des Schulterblattes (das Ohr, kulak); *e* die Stirn (der linke Winkel) [mangdai]; *f* der Schooss des Schulterblattes (dschaurundyng etägi); *be* der Rand (kyr); *bd* der Hauptweg (kara dshol); *gg* der Schwanzriemen (kuiskau), d. h. parallele Spalten zu beiden Seiten des Grates; *hh* die Rede, Nachricht (til); *ii* die Scheidewand, Hinderniss (bögöt); *k* der Weg beim nahen Volke (dshakyn äldägi dshol); *l* der Weg beim weiten Volke (alys äldägi dshol); *m* gute Nachricht (süinschü); *n* der Mund des Pferdes (at aus).



Das ganze Schulterblatt heisst bei den Kirgisen *dschaurum*, die glatte Fläche *alakan* (Handfläche).

Ein Riss bei *b* auf der glatten Fläche bedeutet, dass man die Diebe gebunden bringen wird.

Das Wahrsagen aus den Sprüngen des Schulterblattes finden wir bei allen Völkern, die noch jetzt dem Schamanenglauben anhängen.

Andere heidnische Gebräuche, die noch bis jetzt allgemein bei den Kirgisen verbreitet, sind die Verehrung des Feuers und das Opfern bei einzelnen in der Steppe stehenden Bäumen, bei Quellen und an Ufern grösserer Flüsse. Die Verehrung des Feuers wird fast ausschliesslich von jungen Frauen ausgeübt, da sie sich sowohl beim ersten Betreten der neuen Jurte wie auch bei der Geburt des ersten Kindes vor dem Feuer verneigen und Fettstücke in dasselbe werfen. Das Opfern bei einzelnen in der Steppe befindlichen Bäumen und Quellen oder an Ufern von Flüssen geschieht von Seiten der Frauen, die unfruchtbar sind und gern ein Kind haben möchten. Solche Frauen begeben sich heimlich zu Fuss zu solchen Stellen und opfern daselbst ein Schaf dem Schutzgeiste des Ortes, der jetzt allmählich den Namen einer den Mohammedanern heiligen Person angenommen hat.

Es ist gewiss auch ein heidnischer Gebrauch, wenn sich bei Schwerkranken in der Nacht Jünglinge und Mädchen um die Jurte versammeln und gemeinschaftlich Lieder singen, wahrscheinlich um die bösen Geister zu bannen.

Die meisten Feierlichkeiten und Gebräuche, die das Leben der Kirgisen begleiten, sind ein Gemisch von ursprünglich kirgisischen, d. h. heidnischen und mohammedanischen Gebräuchen.

Die Feierlichkeiten bei der Geburt des Kindes bieten nichts Besonderes. Die arme Mutter wird, wie bei allen ungebildeten Völkern, schrecklich gepeinigt und gequält, muss allerlei unnatürliche Stellungen und sinnlose Ceremonieen durchmachen, die die Geburtswehen noch vergrössern. Bei der Namengebung und Beschneidung werden Gastmähler gegeben und gewöhnlich Chodsha berufen, die durch Segenssprüche und Wahrsagung dem Kinde Glück bringen sollen. Ist das neugeborene Kind ein Sohn, so herrscht im Hause die grösste Freude, während das Erscheinen einer Tochter mit der grössten Gleichgültigkeit aufgenommen wird. Knabe und Mädchen wachsen zusammen gleichmässig auf, nur wird der Knabe vom Vater häufig bevorzugt, besonders wenn er der einzige Sohn ist. Zwischen dem einzigen Sohne und dem Vater herrscht oft das zärtlichste Verhältniss; der Knabe wird so hoch über die Mädchen, ja selbst über die Mutter gestellt, dass es auf den Zuschauer oft einen komischen Eindruck macht. Dabei zeigt der Vater oft die eigenthümlichsten Erziehungsprinzipien; so habe ich mehrmals gesehen, wie der Vater den eigensinnigen Sohn von drei bis sechs Jahren zärtlich in die Arme schloss und halb lachend, halb ärgerlich den Sohn mit den Worten „scheschängdi bokta!“ (schimpfe deine Mutter), durch Vorsagen von Schimpfwörtern zum Schimpfen ermunterte. Dem Lieblingssohn und der Lieblingstochter des Vaters wird buchstäblich Alles gestattet.

Wenn der Knabe etwa das zehnte Jahr erreicht hat, wirbt der Vater für ihn eine Braut, und wenn er nicht reich ist, so sucht er von dieser Zeit an allmählich das Brautgeld (Kalym) zu bezahlen, welches in der That bei den Kirgisen meist sehr hoch ist. Der gewöhnliche Kalym beträgt nämlich 7 mal 7 Stück oder 9 mal 9 Stück Vieh. Es ist aber schwer, sich einen Begriff von diesem Ausdruck zu machen, man hat ihn mir mehr als einmal erklärt, ich habe aber dennoch nie die Rechnung verstehen können. Meist heirathen die Jünglinge erst nach dem

Bartzustutzen (burut kessimi), eine Feierlichkeit, die einer Grossjährigkeitserklärung gleichkommt. Manchmal verheirathet aber auch der Vater einen Lieblingssohn als zehn- oder zwölfjährigen Knaben mit einem ebenso alten Mädchen; die Kinder werden dann zusammen auf ein Lager gebettet und wachsen natürlich zuerst wie Geschwister auf. Solche Verheirathung wird wie ein Scherz behandelt und natürlich nur von wohlhabenden Leuten vollzogen. Im Allgemeinen geht aber die Verheirathung des Sohnes folgendermassen zu: Zuerst wird durch Werber die Verhandlung über das Brautgeld im Allgemeinen festgesetzt, dann begiebt sich der Vater des Bräutigams zum Vater der Braut, wo ihm und seinen Begleitern ein Gastmahl vorgesetzt wird. Bei dieser Gelegenheit beschenkt nun der Vater des Bräutigams den Vater der Braut mit dem „Kīt", der, je nach dem Reichthum, aus einem Pferde, Rocke u. s. w. besteht. Gegen Abend wird das Heirathsgeschäft in Ordnung gebracht, die beiden Väter verzehren dabei Kopf, Bruststück, Schwanz und Leber des geschlachteten Hammels.

Wenn ein grosser Theil des Kalym bezahlt ist, so hat der Bräutigam das Recht, die Braut zu besuchen; dies geschieht aber gleichsam ohne Wissen der Eltern. Die Schwägerinnen und Geschwister stellen eine eigene Jurte auf, in der sie die Braut schlafen lassen. Dann erscheint der Bräutigam in der Nacht, steigt in der Nähe des Aules vom Pferde und erwartet die Schwägerinnen, die ihn heimlich zum Lager seiner Braut führen. Er muss aber vor Sonnenaufgang, ehe die Eltern der Braut sich vom Lager erheben, das Aul verlassen. Diese Besuche dauern sehr oft Jahre lang, ehe die wirkliche Trauung stattfindet. Selbstverständlich regt ein solches Verhältniss die Bräute vielfach zur Unsittlichkeit an, da sie sich jetzt ungestraft mit anderen Jünglingen der benachbarten Aule in Liebesverhältnisse einlassen können.

Ist endlich der ganze Kalym abgezahlt, so findet die Verheirathung statt. Für den Sohn wird nun eine eigene Jurte ausgerüstet. Die Hochzeitsfeierlichkeiten selbst sind die mohammedanischen. Es wird das Nikah, die Trauformel, im Hause der Braut in Abwesenheit des Brautpaares gelesen und dann werden Gastmähler im Hause der Braut und des Bräutigams hergerichtet.

Wenn man die Braut aus dem Hause ihres Vaters fort-

führt, wird ihr nach alter Sitte ein Kleid von rothem Tuche, das mit Tressen benäht ist, angezogen und eine spitze Brautmütze, Säükälä, die mit allerlei Flitter und Metallschmuck besetzt ist, aufgesetzt. Früher trugen die jungen Frauen die Säükälä ein ganzes Jahr lang, jetzt fehlt sie oft schon beim Hochzeitszuge. Ehe man nun die Braut fortführt, versammeln sich die Jünglinge und Mädchen der Nachbarschaft, man bewirthet diese mit Kumys und nun beginnen einige Sänger das Mädchen mit den Dshar-Dshar genannten Brautliedern zu trösten.

In diesen Liedern wird das Mädchen darüber beruhigt, dass es alle bisherigen Verwandten verlieren muss, es würde an Stelle des Vaters der Schwiegervater und an Stelle der Mutter die Schwiegermutter u. s. w. treten. Es genügt, die sich bei jedem Verwandten wiederholenden beiden Strophen nur ein Mal aufzuführen. Ich habe drei dieser Dshar-Dshar-Lieder aufgezeichnet:

Knie und Knöchel sind am Beine, dshar, dshar.
Vieler Menschen Geist hat nur der Fürst, der Eine, dshar, dshar.
Wein' nicht um den Vater, armes Mädchen, dshar, dshar,
Hier ist jetzt der Schwiegervater ganz der Deine, dshar, dshar.

Sag', das weisse Flockenspiel, wo ist es? dshar, dshar,
Unser Füllen Schäkerspiel, wo ist es? dshar, dshar.
Wenn der Schwiegervater hier auch noch so gut ist, dshar, dshar,
Wie mein Vater ist er nicht, o wisst es, dshar, dshar.

Hebe auf den Bettvorhang und schau den Vater! dshar, dshar,
Thränen möge weinen er um seine Tochter, dshar, dshar.
Jahr für Jahr hab' ich gekauft viele Waaren, dshar, dshar,
Eine Schuld bin ich jetzt los, so sagt der Vater, dshar, dshar.

Schwarzes Zeug hab' ich gekauft, bracht' es Bräutchen, dshar, dshar,
Eine dunkle Säükälä trägst jetzt, Bräutchen, dshar, dshar.
Weine nicht, „o Vater" sagend, armes Bräutchen, dshar, dshar,
Schwiegervater wird jetzt hier sein statt des Vaters, dshar, dshar.

Wenn die Braut bei des Bräutigams Haus angelangt ist, verschleiert sie sich und wird so in das Haus geführt. Hier begrüsst sie zuerst das Feuer und nimmt dann an dem Sitze der Hausfrau Platz. Jetzt versammeln sich die Geschwister und Verwandten des Bräutigams, um die Braut von Angesicht zu sehen. Sie verbirgt sich aber hinter dem Schleier. Dann setzt sich ein Sänger neben die junge Frau, und indem er mit einem

Digitized by Google

Stöckchen den Schleier der Braut ein wenig aufhebt, singt er folgendes Lied:

Sprich, o Braut, du liebe Braut,
Zieh des Pferdes Kopf, o Braut,
Braut, du keuscher als die Elster,
Braut, du weisser als ein Ei.

Braut, o Braut, du liebe Braut,
Du der dunklen Stute Füllen,
Ein Kameel drängt jetzt nach vorn,
Zerrt nach hinten dann ein andres!

Weil das eine so nach vorn drängt,
Schlag den Rücken nicht, mein Bräutchen,
Weil das andre zerrt nach hinten,
Schlag den Kopf nicht, liebes Bräutchen.

Stehst am Morgen auf du, Bräutchen,
Geh' nicht mit erhob'nem Kopfe,
Naht der Jurte sich das Vieh,
Schlag's nicht mit der Jurtenstütze.

Früh vom Lager dich erhebend,
Stiehl nicht Käse, liebes Bräutchen!
Liegt dein Mann noch schlafumfangen,
Störe ihn nicht auf, o Bräutchen!

Mund und Nase hässlich rümpfend,
Sprich nicht Lügenworte, Bräutchen!
Vor des Mannes älterm Bruder
Schreite nicht vorbei, mein Bräutchen.

Schlampernd mit den weiten Stiefeln,
Lauf nicht durch den Wald, mein Bräutchen!
Schlampernd mit den Lederstiefeln,
Lauf nicht durch das Aul, mein Bräutchen!

Sehet hier die Braut, das Bräutchen!
Gebet schnell ihr Schaugeschenke,
Macht nicht schöne Redensarten,
Sondern nennt des Viehes Farbe!

Hierbei nennen die Verwandten die Schaugeschenke (körümdük), d. h. sie bezeichnen ein Vieh, das sie der jungen Frau verehren, damit es ihnen vergönnt sei, das Antlitz zu sehen. Jedesmal, wenn ein solches Schaugeld genannt wird, hebt der

Digitized by Google

Sänger mit dem Stäbchen den Schleier auf und zeigt das Antlitz der jungen Frau. Dabei singt er folgende Aufforderung an die Verwandten:

Giebst ein Pferd du, gieb ein graues!
Gieb ein starkes, das im Pass geht!
Einen Gruss dem Schwiegervater!

Von Kameelen gieb ein weisses!
Eins, das glücklich ist im Wachsen.
Einen Gruss der Schwiegermutter!

Giebst 'ne Kuh du, gieb 'ne schwarze!
Sie wird nicht an Wunden sterben.
Einen Gruss dem ältern Schwager!

Giebst ein Schaf du, gieb ein fahles!
Die sind gut im Wachsen, hörst du?
Einen Gruss der Schwägerin!

Von den Ziegen gieb 'ne gelbe!
Jammervoll klingt ihre Stimme.
Einen Gruss dem jüngern Schwager!

Messergriffe giebt ihr Horn uns
Und ihr Fell giebt Lederhosen,
Ihre Weichen sind ein Milchborn
Und ihr Inn'res voll von Zicklein!

Ausser diesen Hochzeitsliedern werden sowohl im Hause des Brautvaters wie auch im Hause des Vaters des Bräutigams viele andere von den Altersgenossen und Verwandten Beider gesungen. Diese Lieder haben besonders dadurch Interesse, dass sie uns ein Bild der Pflichten geben, die die kirgisische Sitte der jungen Frau auferlegt.

Man fordert die Braut vor Allem auf, nicht stolz das Haupt zu erheben, denn es geziemt der jungen Frau, bescheiden das Antlitz zu neigen, da sie keinem der älteren Verwandten des Mannes gerade in's Gesicht schauen darf. Bescheiden soll sie stets den älteren Verwandten den Vortritt lassen und nie vor ihnen vorbeigehen. Ebenso wie sie sich schämen muss, ihnen ihr Antlitz zu zeigen, so darf sie auch ihren Namen nicht aussprechen. Ja sogar, wenn der Name eines älteren Verwandten gleichlautend ist mit dem Namen eines anderen Gegenstandes, muss sie für diesen Gegenstand eine neue Bezeichnung wählen und sich durch Umschreibungen zu helfen suchen. Heisst z. B.

Digitized by Google

der ältere Verwandte Kaskyr Bai (wörtlich Wolf-Herr), so nennt sie den Wolf tatarisch „börü“ oder „ululama“ (den Heulenden); heisst er Köischy (Schafhirt), so nennt sie das Schaf „mangrama“ (das Blökende); heisst er Kosha, das dem Worte kosy (Lamm) ähnlich klingt, so nennt sie die Lämmer „mangramanyng balassy“ (das Junge des Blökenden). Diese Sitte soll oft zu den komischesten Scenen Veranlassung geben. So erzählt eine kirgisische Anekdote, dass eine junge Frau wegen der Namen ihrer Schwäger die Wörter: Wolf, Lamm, Wasser und Schilf nicht aussprechen durfte. Nun sah sie zu ihrem Schrecken eines Tages, wie jenseits des Wassers der Wolf ein Lamm durch das Schilf trug. Da rief sie ihrem Manne, der sich nicht weit von der Jurte aufhielt, zu: „Sieh dorthin, da trägt der Heulende jenseits des Glitzernden eines Blökenden Junges durch das Rauschende!“

In allen Liedern wird das Mädchen aufgefordert, sich die Trennung von den Verwandten nicht zu Herzen zu nehmen, im elterlichen Hause bleibe sie ja stets eine Fremde, denn das Loos des Mädchens sei: nicht im eigenen Volke, sondern in einem fremden Volke das Haupt des Hauses zu sein. Nur in der Fremde könne sie ein ganzer (selbständiger) Mensch werden und darnach stehe doch ihr Sinn.

Jedes Mädchen denkt an Heirath,
Möchte sein des Hauses Haupt,
Möchte Vieh ihr eigen nennen,
Ihrer Menschenpflicht genügen.

Treten will in's weisse Haus ich,
Mich in Tuch und Seide kleiden,
Dies wünscht sich ein jedes Mädchen,
Möcht' ein Kind in Schlummer singen!

Wenn die junge Frau in ihre neue Familie eintritt, so soll sie gut Acht geben, denn es kommen die Altersgenossen des Mannes und werden sie mit Scherzen ausforschen, da möge sie dann, wie es sich gehört, sprechen und gute Antwort geben. Unter den Augen ihrer Schwiegereltern soll sie die Leute wie es sich gehört behandeln und nicht die Augenbrauen im Zorn verziehen. Ihre Pflicht ist, das Auseinandergeworfene zu sammeln, wie ein Knecht das Vieh zu hüten, Mägdedienste zu verrichten und Alles den Schwiegereltern nach dem Sinne zu thun. Dann nennen die

Schwiegereltern sie mit Freuden Tochter und loben sie bei dem neuen Volke, so dass sie sich überall Achtung erwirbt. Vor Allem habe sie ihrer Menschenpflicht bis in's Kleinste nachzukommen. Einem Menschen, der wahrhaft seine Pflicht thue, werde es überall gut gehen.

Du, behüte deinen Gatten!
Zeige seinem Haupte Ehrfurcht!
Denn so viel du dich erzürnest,
Ihr könnt nimmer von einander.

Du, zerreiss' nicht deine Kleider!
Wirf nicht fort die schöne Habe!
Kommt dein Mann zu deiner Seite,
Mach' ihm leichter, was ihm schwer ist.

Wenn ihr stets einander ehret,
Freudig eure Tage fristet,
Wenn du deine Pflicht erfüllest,
Lebst du wohlig wie der Jagdfalk'.

Mache viel die karge Speise,
Mach' zum See die viele Speise!
Lass zum Meere an sie wachsen,
Reich bewirthe deine Gäste!

Freuen wird sich dann dein Gatte,
Loben wird er deine Dienste,
Da die Frau zum Rechten siehet,
Nennet rein dann er die Habe.

Unrecht thue nie der Magd du,
Kränk' sie nicht, wenn sie auch irret.
Hast du süsse Zuckerspeise,
Nasche nicht davon, mein Bräutchen!

Schlage ja nicht deinen Knecht,
Thue ihm kein Unrecht an,
Denke nur, er ist verwaist;
Glaube allen meinen Worten!

Geizig darfst du nimmer sein,
Komm' nicht in den Ruf des Geizes,
Kommt ein Gast zu deinem Hause,
Reich' ihm nicht Gedärm' und Magen!

Zuletzt wird das Wesen der schlechten Frau der Braut als abschreckendes Bild vorgehalten. Die schlechte Frau kennt keine

Sitte, ihr Schlaf ist fest, ihre Haut mit Schmutz bedeckt und übelriechend. Sie reicht den Leuten gebranntes Korn als Speise; wird der Ehrenplatz beschmutzt, so bringt sie den Schmutz zum Feuer. Zur Waschkanne dient ihr ein Napf, sie schöpft aus demselben mit der Hand beim Waschen, ihr Aeusseres, ihr Kopf sind schmutzig. Ihr Kopftuch hängt flatternd herab, ihre Hosenbeine schlottern über den Stiefeln, ihre Stirnhaare flattern im Winde und ihre Brüste hängen herab. Sie schämt sich nicht vor den Menschen, hält ihre Habe nicht zusammen und kennt nicht einmal ihr Vieh.

Ganz anders klingt das Brautlied, das die Mädchen der aus der väterlichen Jurte scheidenden Braut zurufen. Es wird nicht ohne Interesse sein, auch aus einem dieser Lieder einige Strophen mitzutheilen, die die Ansicht der Mädchen über die Heirath charakterisiren.

Sieh', ein Schimmel ist dein Reitpferd,
Und dein Bräutigam ist ein Knabe,
Auch Propheten gaben ihre Töchter,
Dies ist eine alte Sitte.

Schön gestickt ist die Schabracke,
Dshar, dshar! sing' ich, jamm're nicht,
Gutes Kind, die vierzig Pferde,
Der Kalym, ist schuld an Allem!

Sieh, dein Reitpferd ist ein Fuchs,
Er steht ruhig, bis du aufsteigst,
Du wirst jetzt vernünftig werden,
Auch das Füllen wird 'ne Stute.

Eure Hochzeit ist am Mittwoch,
Sausend fliehen dann die Schafe,
Härmen wird sich deine Mutter,
Doch sie wird sich endlich trösten.

Wenn die Brems' zum Himmel auffliegt,
Lässt sie sich im Schatten nieder,
Bleibt im Hause keine Schwester,
Wird's die Mutter schwer empfinden.

Ist ein' Schecke ja, dein Reitpferd,
Hier sind deine Spielgenossen,
Steig' zu Pferde, wein' nicht, Mädchen,
Herbst und Frühling kommst ja heim du.

Apfelschimmel ist dein Reitpferd,
Hier sind deine Spielgenossen,
Giebst ein Tuch du, gieb ein seidnes,
Dann wird hier man stets dich loben.

Reiche Gaben vor die Thüre
Streuet aus dein Mütterchen,
Er, der hergebracht das Brautgeld,
Wird am Abend sich erleichtern.

Kommt ein Schmetterling geflogen,
Sieh', dein Bräutigam ist ein Dummkopf,
Wenn du seine Frau geworden,
Schlägt er dich, zeigt nicht den Tag dir.

Im Allgemeinen kann man sagen, dass die Stellung der Frau dem Manne und Haushalte gegenüber eine viel schlechtere ist als bei den benachbarten Altai-Kalmücken. Der Kirgise betrachtet seine Frau als sein Eigenthum, das er durch den verhältnissmässig sehr hohen Kalym erworben hat, er behandelt seine Frau viel strenger und häufig sogar hart. Nicht selten habe ich Zank zwischen Eheleuten vernommen. Der Kirgise stellt seine Forderungen an die Frau in schroffer Weise und in einem scharf befehlenden Tone. Dies mag auch zum Theil daher kommen, dass er schon genug Mohammedaner geworden, um in der Frau eine untergeordnete Menschengattung zu sehen. Er macht nicht häufig von dem Rechte der Vielweiberei Gebrauch, und noch seltener entschliesst er sich, seine Frau nach mohammedanischem Rechte einfach zu entlassen. Selten trifft man zwei oder drei Frauen in einem Hause. Vielweiberei kommt meist nur dann vor, wenn die älteste Frau kinderlos ist oder wenigstens keinen Sohn geboren, was der Kirgise für das grösste Unglück hält. Dann ist die jüngere Frau, welche Tokal katyn (Tokal heisst Kuh ohne Hörner) heisst, in einer sehr schlimmen Stellung: natürlich liebt sie der Mann mehr, aber dafür lässt die ältere Frau, die sich nach der kirgisischen Sitte ganz allein als Herrin des Hauses betrachtet, es sie entgelten. Die Nebenbuhlerin wird von ihr viel schlechter behandelt als eine Magd und muss häufig genug selbst körperliche Züchtigungen dulden. Reiche Kirgisen, die Jurten an verschiedenen Stellen besitzen, halten oft mehrere Frauen an verschiedenen Orten und haben so getrennte Familien, bei denen sie in gewissen Zeiten des Jahres als Hausherr leben. Nur einmal traf ich eine Jurte, in der ein

alter weissbärtiger, reicher Kirgise mit drei blutjungen Frauen von 16—20 Jahren hauste, welche alle drei fast wie Schwestern zu leben schienen. Es war dies bei der grossen Horde, nicht weit von der Station Kök-su. Sie spielten zusammen wie die Kinder und lachten und scherzten den ganzen Tag miteinander, besonders wenn der gestrenge Herr Gatte abwesend war.

Ja, die durch den Kalym erkaufte Frau ist nicht nur das Eigenthum des Mannes, sie gehört gewissermassen auch der Familie an und geht, wenn ein jüngerer Bruder im Hause ist, als Erbtheil auf diesen über. So habe ich mehrmals Frauen gefunden, die nach dem Tode des Mannes kleinen Knaben angetraut waren, welche nicht älter als zwölf Jahre waren. Dass ein solches Verhältniss nicht zur Verbesserung der Sittlichkeit beitragen kann, ist selbstverständlich. Auch bei den Kirgisen liegt die Hauptarbeit des Haushaltes auf der Frau, während der Mann, wenn er auch mehr arbeitet als der Kalmück, doch einen grossen Theil seiner Zeit auf Besuch reitet oder mit Gästen in seinem Hause verbringt. Trotzdem geniesst die Frau doch eine grössere Freiheit als bei den Kalmücken. Sie nimmt an den Festgelagen Theil, bei denen eigene Jurten für die Frauen aufgeschlagen werden. Frauen benachbarter Aule besuchen sich häufig unter einander, ja es finden oft Gastmähler und Festgelage statt, wo sich nur Frauen besuchen.

Von einer eigentlichen Scheidung der Geschlechter, wie sie bei den angesiedelten Mohammedanern stattfindet, kann natürlich bei einem Nomadenvolke nicht die Rede sein. Weder Mädchen noch Frauen verschleiern sich; dieselben nehmen an jeder Versammlung Antheil, sie betheiligen sich bei den Spielen und singen mit den Männern bei Chor- und Wettgesängen. Bei Gesprächen gehen die Scherzreden zwischen Männern und Weibern hin und her, ja kirgisische Frauen erlauben sich einen viel freieren Verkehr mit den Männern als z. B. russische Frauen und Mädchen.

Die eigentlichen Begräbnissfeierlichkeiten gehen jetzt bei den Kirgisen ganz nach mohammedanischem Ritus vor sich. Es wird bei dieser Gelegenheit ein Mulla, d. h. ein Schriftkundiger, gerufen, der auf die Ausübung der Vorschriften des Koran bei den Waschungen, Gebeten und der Beerdigung achtet. Die Festlichkeiten hingegen und das Benehmen der Frau und Anverwandten gegen den Todten geschieht noch jetzt nach echt kir-

gisischer Sitte, was dem angesiedelten Muselman ein Gräuel ist. Frauen und Anverwandte brechen beim Anblicke des Todten in ein geheul- und schreienähnliches Klagen aus, die Frauen zerfetzen sich mit den Nägeln das Gesicht, raufen sich die Haare aus und begleiten unter solchem Gebahren den Todten bis zum Grabe, ja nach seinem Tode sitzt die Frau noch bis zum siebenten Tage als Klagende in der Jurte und singt täglich vor den Kleidern des Todten lange Klagelieder. Das Singen der Trauerlieder in der Jurte dauert ein ganzes Jahr nach dem Tode fort. Stirbt der Mann, so singt die Frau die Trauerlieder; stirbt der Sohn oder die Tochter, so thut dies die Mutter; stirbt die Frau, so wird sie, wenn sie eine erwachsene Tochter hat, von dieser besungen, wo nicht, so übernimmt eine der nächsten weiblichen Anverwandten diese Pflicht. Von Männern singen nur berühmte Sänger oder Chodsha's zu Ehren eines im Volke berühmten Mannes Trauerlieder und auch nur in der Volksversammlung oder bei dem grossen Gelage, das zum Andenken des Todten abgehalten wird.

Es wird genügen, eines der Trauerlieder anzuführen, um so diese Feierlichkeit zu charakterisiren. Als des Sultan Batyr Bek Tochter Balgyn gestorben war, sang die Mutter:

Auf der Stange seh' ich deine Mütze,
Nutzlos blinkt das weisse Silber,
Heimkehrst du von diesem Wege nicht,
Darum jammert so mein Herz.

Als du sieben Jahr alt warst,
Gab ich dich zum Unterricht dem Mulla.
Da im Hause keine Schwester blieb,
Weshalb gab dem Mann ich dich, die Einz'ge?

Binden will mein Pferd ich an und singen,
Angebunden mög' es stehen bleiben,
Armer Batyr, der jetzt fünfzig Jahr alt,
Wird ein Kind gleich Balgyn dir geboren?

Loben will ich dich, mein Lieb, schön warst du,
Gleich dem Brot, in Butter schön gesotten,
Mir gereicht dein Lob zur Ehre,
Warst die Beste unter den Genossen.

Reich war ich, als du, mein Liebchen, lebtest,
Jetzt hat mich der Kummer bleich gemacht,
Kam der Jammer über mich im Winter,
Da entrissen mir das einz'ge Kind.

Digitized by Google

Zu dem Zicklein kommt die weisse Ziege,
Milch giebt sie aus ihrem Euter,
Komm zu mir und lass uns beide weinen!
Wird es nicht zum Ohre Gottes dringen?

Weisse Ziege, du gebarst zwei Zicklein,
Eins der Zicklein ist gestorben dir,
Sei getrost, du liebe, weisse Ziege,
Denn gebären wirst du noch manch Zicklein.

Weisse Ziege, traurig sind wir beide
Und in Kummer sind wir Alle,
Sei getrost, du liebe, weisse Ziege,
Gott wird sicher dir noch Kinder geben.

Am Döshön ist Volk vorbeigezogen,
Frierend steh' in leichter Kleidung ich,
Jammernd steh' ich hier und weine,
Balgyns Glanz ist fortgezogen.

Auf dem Döshön ist ein einzig Grab,
Ohne Mitleid nahm mir Gott mein Kind,
Armer Batyr, da du alt geworden,
Trennt dich Gott von deinem Liebling.

Nach dem Tode werden mehrere Erinnerungsfeste gegeben, zu denen man Verwandte und Bekannte einladet. Diese Festlichkeiten (as = Speise) finden am siebenten, vierzigsten und hundertsten Tage im Jahre und manchmal auch neun Jahre nach dem Tode statt. Zu diesen Festlichkeiten werden möglichst viele eingeladen. Arme Leute laden natürlich nur die Verwandten ein und begnügen sich damit, zu Ehren des Todten ein Schaf zu schlachten. Reiche Leute hingegen richten grosse Festlichkeiten her, besonders zur Feier, die ein Jahr nach dem Tode stattfindet, werden zum Andenken angesehener Personen oft viele Tausende von Menschen eingeladen.

Die Gedächtnissfeier am siebenten Tage gehört mit zur Leichenceremonie. An diesem Tage werden dem Leibross des Todten Schweif und Mähne abgeschnitten, wie ich dies schon vorher geschildert habe.

Bei der grossen Horde habe ich einem Jahresfeste, das der Kirgise Ata Bek zu Ehren seines Vaters nördlich vom Flusse Meikä gab, beigewohnt. Dasselbe dauerte, wie alle diese Gedächtnissmähler, vier Tage. Am ersten Tage, an welchem man die Kochheerde herrichtet, d. h. wo man in einer Reihe Löcher für

die Feuerstellen ausgräbt, auf die man die Kessel zum Fleischkochen stellt, versammeln sich nun die Verwandten und die Bewohner der nächsten Aule. Wir langten am zweiten Tage Abends an, an welchem man die zum Gastmahle nöthigen Thiere schlachtete und die Jurten für die am nächsten Tage eintreffenden Gäste aufstellte.

Wir fanden hier schon nahe an 100 Jurten für die Gäste aufgestellt und etwa 4—500 Menschen versammelt, die alle damit beschäftigt waren, die Jurten herzurichten und das Vieh zu schlachten. Die Jurten waren alle aus weissen Filzdecken und im Inneren mit gestickten Teppichen oder Filzen bedeckt; im Allgemeinen waren die Jurten leer, nur in einzelnen, die für die hohen Gäste hergerichtet waren, hatte man am Fussboden Teppiche ausgebreitet. Es wurde mir eine Jurte angewiesen, in der wir uns ganz häuslich einrichteten. Wir begaben uns zu den Schlachtstellen und fanden dort Berge von Fleisch bei den Kesseln aufgeschichtet. Es sollten hier im Ganzen 30 Pferde und 150 Schafe geschlachtet werden. Dieser Schlachtplatz bot ein buntes Bild; an einigen Stellen wurden Thiere geschlachtet, an anderen war man mit dem Abhäuten beschäftigt oder zerlegte das Fleisch und häufte es in der Nähe der Kessel auf. Haufenweise umstanden Zuschauer diese Schlachtstellen. Hunderte von Hunden schlichen umher, um einen Antheil an der Beute zu erhaschen. Eingeweide und schlechtere Stücke wurden sogleich an die Armen vertheilt, die mit ihren Schätzen beladen davonzogen.

Spät am Abende langten schon einige angesehene Gäste an, die mir noch ihren Besuch abstatteten. Der mit mir hier angekommene berühmte Sänger der Kara-Kirgisen pries nach einer Aufforderung die hohen Gäste in einem wohlgesetzten Lobliede und entzückte die Zuhörer, die hier fast alle der karakirgisischen Sprache mächtig sind, so sehr, dass der Sultan Adam Kul voller Freude seinen seidenen Schappan von den Schultern zog und ihn dem Sänger als Geschenk für das Loblied zuwarf. Erst spät in der Nacht verliessen die Gäste meine Jurte.

Am dritten Tage begannen früh vor Sonnenaufgang die Gäste einzutreffen. Sultan Tesek und Sultan Ali mit ihren Verwandten waren schon in der Nacht angekommen. Es strömten immer neue Schaaren herbei, denn die Einladungen waren an beide Sultanschaften der grossen Horde und an das Geschlecht Bugu von den schwarzen Kirgisen ergangen. Bis Mittag hatten sich

Digitized by Google

wohl bis 5000 Menschen versammelt. Alle Jurten waren mit vornehmen Gästen gefüllt, während das gemeine Volk rings um den Jurten lagerte. Das Fleisch und die Speise wurden in grossen Holzschüsseln zu den Jurten gebracht, grosse Schläuche voll Kumys wurden vertheilt und man ass und trank bis zum späten Abend. Mein Sänger hatte eine gute Einnahme, überall forderte man ihn zum Singen auf, und jedesmal brachte er reiche Ehrengeschenke nach Hause. Er hat wenigstens 10 Röcke erhalten. Da er ein armer Kerl war, so kamen ihm die Geschenke sehr zu statten. Das Speisen ging ganz in der gewöhnlichen Weise vor sich. Der höchste Gast hatte an der Ehrenstelle der Jurte Platz genommen und einer der Verwandten des Gastgebers vertrat bei ihm die Stelle des Wirthes. Der Ehrengast vertheilte den Bäsch-baimak an die übrigen Gäste. Nach dem Mahle wurden Kumys und Airan gereicht. Dann wurde überall geschwatzt und gescherzt. Es herrschte eine so animirt fröhliche Stimmung, dass auch nicht das geringste Anzeichen an die traurige Ursache des Festes erinnerte. Am Abende bot das ganze Lager einen eigenthümlichen Anblick; rings umgaben uns ganze Reihen von Feuern, so dass trotz der Dunkelheit der Nacht die ganze Ebene erleuchtet schien. Um und zwischen den Feuern sah man die ganze Nacht hindurch ein reges Leben. Bis spät in die Nacht trafen immer noch neue Gäste zum Hauptfeste ein.

Am vierten Tage des Festes erhoben wir uns sehr früh, da das Wettrennen (baiga) schon bald nach Sonnenaufgang beginnen sollte. Als wir aus der Jurte traten, sahen wir rings umher zahlreiche Gruppen mit dem Frühmahle beschäftigt. Wir nahmen zuerst die Preise in Augenschein, die am Ende der Jurtenreihe aufgestellt waren.

Es waren im Ganzen zehn Preise für die Wettrennen. Der Erste bestand aus einer kleinen Jurte aus rothem Tuche mit allem nöthigen Hausrathe; vor derselben sass auf einem gesattelten Pferde ein Mädchen im Brautschmucke mit dem Säükälä auf dem Kopfe, ausserdem befanden sich bei der Jurte je fünfzig Thiere jeder Gattung (Kameele, Pferde, Kühe und Schafe). Der zweite Preis bestand in zehn Jamben Silber und je zehn Thieren jeder Gattung u. s. w. Der letzte Preis bestand aus fünf Pferden. Das als Preis aufgestellte Vieh war offenbar in einem weniger als mittelmässigen Zustande, auch die Braut des ersten Preises zeichnete sich nicht gerade durch Schönheit aus.

Bald versammelte sich das Volk zum Rennen. Das ganze Publikum stieg zu Pferde und stellte sich in zwei lang hingezogenen Haufen zu beiden Seiten der Rennbahn, die durch Stangen bezeichnet war, auf. Abgesondert von den Zuschauern sammelten sich die Rennpferde, meist prächtige, grosse Thiere, die von kleinen sechs- bis zehnjährigen Knaben geritten wurden. Zuerst zogen die Rennpferde in einer Reihe langsam durch die Zuschauer und wurden überall mit Beifallsrufen empfangen. Ueber jedes schöne Pferd gerieth das Publikum in Entzücken. Ueberall bildete das berittene Publikum eifrig sprechende Gruppen und von allen Seiten hörte man Urtheile und Vermuthungen über die Pferde. Der Zug der Rennpferde setzte sich dann langsam in Bewegung und ritt zu dem etwa 25 Werst entfernten Ausgangspunkte der Rennbahn. Eine Anzahl der Zuschauer sah man in einiger Entfernung die Thiere begleiten.

Nachdem sich die Letzteren einige Werst entfernt hatten, füllte sich der Platz vor den Jurten wieder mit Publikum und es begannen nun Wettkämpfe verschiedener Art. Rechts von meiner Jurte fanden an einer mit einem Seile umzäunten Stelle die Ringkämpfe statt. Es traten wohl 50 Ringer in die Arena, sie hatten alle Kleidung bis auf die Hose, deren Beine sie hoch aufgerollt hatten, abgeworfen und nur einen breiten Gürtel von Zeug um die Hüften gebunden. Die Ringenden traten dicht an einander, fassten sich mit beiden Händen bei den Gürteln und suchten nun einander niederzuwerfen. Die herkulischen Gestalten mit ihren angespannten Muskeln boten einen prächtigen Anblick. Es kämpften immer drei Paare zu gleicher Zeit. Die Niedergeworfenen verliessen die Arena, die Sieger erhielten gute Preise: seidene Röcke, ein Schaf, Gürtel, Sättel, silberbeschlagenes Zaumzeug u. s. w.

An einer anderen Stelle fanden andere Spiele statt: eine silberne Jambe wurde auf den Boden gelegt; jetzt musste der Reiter im Trabe vorbeireiten und sich plötzlich auf der einen Seite herablassen und mit der Hand das Silberstück ergreifen. Es erregte jedesmal ein allgemeines Gelächter, wenn einer der Reiter im Augenblicke, wo er die Münze ergreifen wollte, vom Pferde stürzte; ich habe nur zwei Mal gesehen, dass es einem Reiter gelang, das Silberstück zu ergreifen; nach jedem Gelingen ertönten laute Beifallsrufe, und der Geschickte durfte das Silberstück als Lohn behalten.

Digitized by Google

An einer anderen Stelle wiederum wurden Kraftproduktionen ausgeführt. Ein Reiter ergriff vom Pferde herab ein am Boden stehendes Schaf beim Hinterschenkel, warf es mit geschwungenem Arm in die Luft und schnellte es von sich, so dass er den einen Fuss und einen Theil des Felles in der Hand behielt, während das Thier todt fortgeschleudert wurde. Dieses höchst rohe Schauspiel wurde auch von lauten Jubelrufen der Zuschauer begleitet.

Die ganze Scenerie glich einem Jahrmarkttreiben in einer grösseren europäischen Stadt, nur das gab der ganzen Scene ein eigenthümliches Gepräge, dass alles Publikum beritten war. Plötzlich ertönte überall der Ruf: *at kälä* (die Pferde kommen). Nun stürzte Alles zur Rennbahn und bald sammelten sich zu beiden Seiten der Bahn dichte Zuschauerhaufen. Ein kleiner Theil der Zuschauer ritt den Pferden entgegen, um, wie man mir mittheilte, dieselben anzufeuern.

In der Ferne wurden mehrere Gestalten erkennbar; es waren etwa 25 Pferde, die die übrigen weit überholt hatten. Jetzt begann eine wilde Scene. Kaum hatten sich die Pferde auf 1 Werst dem Ziele der Rennbahn genähert, als die Besitzer der Pferde und ihre Verwandten sich den laufenden Thieren näherten und die nachbleibenden mit Pfeifen, Steinwürfen, Schreien und Knutenschlägen zur Eile antrieben. Als dieser wilde Haufe sich jetzt dem Ziele näherte, war nichts mehr zu erkennen. Es war nur ein Knäuel von über 100 Pferden, die unter dem heftigsten Getöse daherflogen, so dass ich nicht im Stande war, die Rennpferde mit den Augen zu verfolgen.

Man rieth mir, mich zur Seite zu begeben, da bald eine Scene entstehen werde, der beizuwohnen nicht ohne Gefahr wäre, und in der That dankte ich später meinem Begleiter für den guten Rath, denn jetzt begann ein so wildes Durcheinanderreiten, dass man leicht von den daherstürmenden Reiterhaufen vom Pferde geworfen und zerstampft werden konnte. Das ganze Publikum stürzte nämlich zu den Preisen, theils um an dem Schauspiele theilzunehmen, theils um dem, der gewonnen hatte, die Beute zu entreissen. Ich war nicht im Stande, das Gewirr vor meinen Augen zu enträthseln. Man hörte Schreien, Toben, Schimpfen, man sah, wie Leute von den Pferden gerissen wurden, wie das Publikum sich auf die Preise warf, so dass in wenigen Augenblicken nichts mehr von den letzteren zu sehen war. Man

erzählte mir später, dass die Gewinner nur wenig von ihren Preisen erhalten hätten, den grössten Theil hätten die anwesenden Zuschauer erbeutet und im Triumphe entführt. So soll es stets beim Wettrennen hergehen. Des Preises wegen schicke Niemand sein Pferd zum Wettrennen, denn denselben erhalte der Herr des Pferdes nie. Es sei nur der Ehrgeiz des Besitzers, der den Ruhm, ein gutes Rennpferd zu haben, jedem Preise weit vorziehe. Wenn es selbst dem Herrn des Pferdes gelingt, den ganzen Preis zu erhalten, so muss er der Sitte gemäss alles Gewonnene den Verwandten und den Aulnachbarn überlassen, sonst wird er überall als der grösste Geizhals verschrieen.

Ausser den bisher genannten Festen giebt es noch gewisse mohammedanische Festtage, wie den Feiertag nach dem Ramasan, der Kurban und Naurus, die mit allerlei Spielen, Wettrennen u. s. w. gefeiert werden; endlich giebt es aber in vielen Orten auch örtliche Feiertage und Familienfeste, die man durch dergleichen Feierlichkeiten begeht. Bei allen diesen Festen kommen auch Spiele der jungen Mädchen und der Jünglinge vor. Dies sind Chorgesänge, Wettgesänge, Wettlaufen, Kraftproduktionen und die Reiterspiele. Die letzteren sind sehr eigenthümlich: Mädchen und Jünglinge reiten paarweise; dem Mädchen wird einige Pferdelängen Vorsprung gegeben und der Jüngling muss jetzt die Gegnerin einholen; gelingt ihm dies, so hat er das Recht, dieselbe zu umfassen und mit beiden Händen ihre Brüste zu berühren. Des Mädchens Recht aber ist es, von ihrer Knute Gebrauch zu machen. Dieses Spiel bietet einen prächtigen Anblick, wenn Mädchen und Jünglinge geschickte Reiter sind und gute Pferde haben. Pfeilschnell eilen die Rosse dahin. Jetzt hat der Reiter das Mädchen eingeholt; wie er sich aber eben vorbiegt, um sie zu erfassen, saust die Knute durch die Luft, aber der Jüngling ist nicht müssig, schnell biegt er sich hernieder, und der Schlag fährt bei seinem Haupte vorbei. Gelingt es dem Jüngling, seine Beute einzuholen, so begrüsst die Zurückkehrenden lautes Jubelgeschrei. Oft stürzen die ungeschickten Reiter vom Pferde und kehren mit blutigen Streifen im Antlitz unverrichteter Sache zurück, dann frohlockt die weibliche Hälfte der Spielenden. Manchmal soll aber durchaus nicht die Geschicklichkeit entscheiden. Wenn das Mädchen den Jüngling gern hat, soll sie sich ihm häufig freiwillig als Beute darbieten.

Digitized by Google

Im Winter spielen die jungen Leute natürlich in den Jurten und dann treiben sie andere Kurzweil, z. B. das Knochenspiel: Jünglinge und Mädchen setzen sich im Kreise nieder; dem Letzteren legt man einen kleinen Knochen in den Schooss, dann kniet jeder Jüngling vor dem Mädchen nieder, legt die Hände in die Seiten und bewegt den Vorderkörper nach vorne, bis er mit dem Munde den Knochen von den Knieen des Mädchens aufhebt. Gelingt das Kunststück, so ertönen überall Freudenrufe; misslingt es aber, so versetzt das Mädchen dem Ungeschickten einen leichten Schlag mit der Knute. Wenn alle jungen Männer ihr Glück versucht haben, so nimmt einer der Jünglinge den Knochen in den Mund, dann treten die Mädchen an jenen heran und suchen den Knochen ebenfalls mit den Zähnen zu erfassen, ehe der Jüngling denselben mit den Lippen bedeckt. Misslingt dem Mädchen das Kunststück, so muss sie zur Strafe dem Jünglinge einen Kuss geben.

Zwischen allen diesen Spielen werden Chor- und Wettgesänge ausgeführt, die Wettgesänge und Improvisationen zwischen zwei Jünglingen oder einem Jüngling und einem Mädchen, in denen Jeder den Anderen zum Schweigen zu bringen sucht. Bei grösseren Volksfesten finden solche Wettgesänge zwischen berühmten Sängern verschiedener Geschlechter statt. Um eine Idee von diesen Wettgesängen zu geben, will ich einen derselben hier aufführen. Ich muss dabei bemerken, dass die Wettgesänge wie alle Improvisationen der Kirgisen in vierzeiligen Gaselen gesungen werden und zwar in der Weise, dass der Sänger eine Anzahl von Reimpaaren als erste beide Verse fertig hat und nur die letzten beiden Verse, von denen der letzte auf das Reimpaar sich reimt, den eigentlichen Inhalt der Strophe bilden.

Wettgesang zwischen dem Jüngling Mönök und dem Mädchen Opan Kys.

Zu den Naiman kam der Jüngling Mönök, um Vieh zu stehlen, er fiel aber in die Hände der Feinde; da gerade ein Gastmahl war, so erhob sich Mönök, der gefesselt demselben beiwohnte, zum Wettgesange, als Opan Kys die Anwesenden zum Singen aufforderte.

M.: Meine Mützenfeder schwanket hin und her,
Weich sind meiner schwarzen Haare Wurzeln sehr;
Der mein friedlich' Volk jetzt plötzlich aufgestört,
Der zu Fuss Gekommne, sagt mir, wo ist der?

J.: Deine Mützenfeder schwanket her und hin,
Suchst du Nutzen, schwer nur find'st du ihn,
Kam von fern zu Fuss des Nutzens wegen her,
Wo ist Opan Kys nur, nach ihr steht mein Sinn.

M.: Erd' und Himmel, Jüngling, hast durchritten du,
Erd' und Himmel, Jüngling, hast durchschritten du,
Fesseln hast am Fuss du, wie der Ackergaul,
Sag', wer ist dein Volk, o nenn' den Namen du.

J.: Das Geschlecht der Baganaly, hoch ist es geehrt,
Unser Reichthum ist die graue Rossesheerd',
Wenn der Held Naur Kul jetzt all sein Volk vereint,
Setz' ich dich, mein Kindchen, hinter mich auf's Pferd.

M.: Wie gehst du zum Vater, wie zurück nur, sprich,
Reitend durch das Volk, willst du jetzt nehmen mich,
Gehst zu Fusse gar, barfuss bist du hier,
Wie willst du Opan nur setzen hinter dich?

J.: Wenn du singst, Opan, so ordnest du dein Wort,
Schickt Gott den Befehl, so stirbst du aller Ort',
Wenn ich jetzt versammle Naur Kul's Leute hier,
Sieh, dann zieht das Häufchen Naiman eilig fort.

M.: Sprich wie's sich gebührt, ach du Aermster, heut',
Sag', was lobst du Armer deine Trefflichkeit,
Da du barfuss jetzt stehest hier vor uns,
Sag' nur, lobst du so dann deine Tapferkeit?

J.: Kenne ich mein Lied, so sag' ich's offen dir,
Kennte ich es nicht, was würd' es nützen mir,
Bin ich doch der Sohn von einer ältern Frau,
Darum preis' ich ganz mich nach Gebühr.

M.: Sprichst so stolz, du Armer, der zu Fusse geht,
Wie ein Reicher, dessen Haus in Wohlstand steht,
Müde werden nimmer wir beim Singen hier,
Sag' mir, wie's den Helden deines Volkes geht.

J.: Mädchen Opan, Dörfer sind in Niederung und Höhe,
Bei steht Gott mir Armen, wenn ich flehe;
Jung an Jahren blieb' bei unserm Volke
Held Schorman, auf dessen Seit' ich stehe.

M.: Ohne Unterbrechung, armer Jüngling, singst du,
Folgen meinem Jurtenzug im Lederpelze willst du,
Der die Schuldigen und Schlechten nimmer anhält,
Diesen jungen Schwätzer Schorman lobst du.

J.: Schong Bi hat verlassen dieses Leben,
Schorman hat an seiner Statt jetzt hier zu reden,
Er, der Treffliche, ging muthig in den Kampf,
Lebt mit Maiky und Boschan in heft'gen Fehden.

Das Mädchen fand keine Antwort, da fuhr der Jüngling, jetzt zum Angriffe übergehend, fort:

J.: Sieh, der Kaufmann, er verkauft den bunten Rock,
Was zum Gehen bringt den Armen, ist der Stock,
Gieb mir, Liebchen, jetzo einen Napf Kumys,
Arme Leute, wie wir sind, verdienen's doch.

M.: Sind zu Fuss wir auch, traben singend wir,
Wenn geirrt du beim Gesang, so macht es Kummer dir,
Wenn du durstig singst, der zu Fuss du gehst,
Fühlst gesättigt dich, als hätt'st Kumys in dir.

J.: Da getrunken ich, so ist mein Durst gestillt,
Bei Opan zu bleiben, bin ich jetzt gewillt,
Opan's weisse Brust möcht' ich erklimmen gern,
Dann hab' meines Volkes Sitte ich erfüllt.

M.: Habe in der Hand, sieh her, die Peitsche ich,
Treff' dein Auge ich, so klag' nicht über mich,
Da besteigen du jetzt einen Menschen willst,
Mög' behaartes Vieh niemals dir zeigen sich.

J.: Ausgezogen bin ich, da man mich geschickt,
Und der Wunsch nach Vieh mich heftig hat berückt,
Ohne es zu wissen, nahmest du dein Vieh,
Nachts sieht nicht der Dieb, wenn er um sich blickt.

M.: Wenn mein Volk gezogen, kommt's nach Esil's Flur?
Wenn der Dieb auch schwört, hält er seinen Schwur?
Rein ist all' mein Vieh, mir gehört's mit Recht,
Doch erreicht's der Dieb, denkt an's Rauben nur.

J.: Wahrheit ist mein Wort, Mädchen glaub' es mir,
Bin ich trefflich doch, reite stets mit dir,
Bin ich doch das Kind von der ältern Frau,
Mittags deine Heerde lassen weiden wir.

M.: Schwarze Stepp' ist meines Volkes Sommersitz,
Geht dein Lied auch schnell, schwach ist nur dein Witz,
Sing' dein Lied, o Sänger, trefflicher Mönök,
Liegt mein Bruder schwer an Wunden nieder jetzt.

J.: Halt' des Pferdes Kopf, so dass es geht im Trott,
Sieh', ich schlug die Naiman wie die Schafe todt,
Da vergossen deines Bruders schwarzes Blut ich jetzt,
Sterb' ich gern, hab' keine Sorge mehr vor Gott.

Da fand das Mädchen keine Antwort und blieb weinend sitzen. Statt ihrer erhob sich ein anderes Mädchen, um die Stelle von Opan einzunehmen, eine treffliche Sängerin, die aber schon ein Kind geboren hatte, und begann:

Ach du Dieb mit schwarzer Fessel dort,
Schlecht geht es dem Diebe allerort,
Sag', wo Opan dich, den Armen, fand?
Auf Kameelen führt man jetzt dich Armen fort.

J.: Ach ich hab' die Fessel nimmer mir erkoren,
Wenn sie mich auch drückt, bin ich doch nicht verloren,
Komm zurück zu meinem Volke, bin ein Mann ich,
Doch vor dir behüt' mich Gott, du hast ein Kind geboren.

Als das Mädchen dieses hörte, eilte sie schleunigst von dannen.

Bei allen öffentlichen Festlichkeiten der Kirgisen, wo grössere Volksmassen sich versammeln, pflegen Sänger (Akyn) aufzutreten, die mit ihren Improvisationen entweder in Lobliedern oder in Wettgesängen, oder durch Vorträge, Singen historischer Lieder das Volk ergötzen. Diese Sänger sind sehr zahlreich und werden überall mit Freuden empfangen und gern bewirthet. Ueberhaupt sind die Kirgisen sehr gewandt in der Rede und lieben zu erzählen und sich in Wortspielen zu ergehen. Ihre Unterhaltung ist stets neckend und pikant. Es ist somit nicht wunderbar, wenn sich bei ihnen eine recht reiche Volkspoesie ausgebildet hat.

Die Kirgisen theilen die Produkte ihrer Volkspoesie in zwei Abtheilungen, in Volksworte oder schwarze Worte (karasös) und in Bücherworte (kytap-sös). Zu den ersteren gehören alle diejenigen Geistesprodukte, die nicht niedergeschrieben werden, sondern in der Tradition fortleben. Sie sind meist nur den

Digitized by Google

Schriftunkundigen bekannt, da der Mulla, d. h. der Schriftkundige, in ihnen etwas Unheiliges ahnt und deshalb mit Verachtung auf sie herabblickt. Die Büchergesänge führen ihre Namen daher, weil der Sänger sie meist nicht auswendig hersagt, sondern aus einem geschriebenen Buche abliest. Verfasser dieser Büchergesänge sind die Mulla, die den Stoff mohammedanischer Erzählungen, Legenden und Glaubensbücher der kirgisischen Volksanschauung angepasst haben.

Während also die Volksworte das Eigenthum und die Aeusserungen des kirgisischen Volksgeistes sind und daher eine allgemeine Verbreitung und Anerkennung beim Volke geniessen, sind die Büchergesänge die Vertreter des Islams, die wenigen, schon fest in das Kirgisenthum verpflanzten Bäume der Religion, welche den Zweck haben, die Lehren des Islams allmählich zu verbreiten und den Volksgeist mehr und mehr zu verdrängen. Sie wirken in der That wie ein langsam schleichendes Gift und üben einen sich stets noch vergrössernden Einfluss aus. Der schriftkundige Theil des Volkes, der zwar noch im Ganzen ziemlich gering ist, ist durch diese Gesänge schon dem Volksgeiste entfremdet und sucht mit Hilfe derselben die noch unberührten Elemente mit den Lehren des Islams bekannt zu machen. Grössere und kleinere Erzählungen, wie: Bos Dschigit, Hämra, Säipül Mälik, Kik, Schar-jar sind dem Volksgeiste so gut angepasst und erhalten den Glaubensstoff so eng mit der Erzählung verwebt, dass sie besonders in der nördlichen Steppe eine grosse Verbreitung beim Volke gefunden haben und schon jetzt zum Theil von den der Schrift unkundigen Sängern als reine kirgisische Geistesprodukte vorgetragen werden. Gerade durch diese Erzählungen wird die Masse des Volkes für die Hauptlehren des Islams empfänglich gemacht. Die Gesänge: „Die Lerche“, „Die Jammerzeit“, „Das Ende der Welt“ und „Der Schädel“ sind reine Lehrgedichte, die beim Volke gleichsam als Katechismus dienen. Um diese verständlich zu machen, will ich den Gesang „Die Lerche“ im Auszuge sowie einige der charakteristischsten Strophen wörtlich mittheilen.

Zur Zeit des Herrn Ali lebte ein Armer. Gott nährte ihn dadurch, dass er ihm täglich, wenn er angelte, einen kleinen Fisch gab. So lebte jener mit seinem Weibe eine Zeit lang; eines Tages, als er nun wieder die Angel auswarf, fing er nichts, und da ihn hungerte, begab er sich zu einem Ungläubigen, um Speise

zu erbitten. Der böse Ungläubige aber gab ihm die Speise nicht umsonst, sondern forderte für jeden Tag einen Rubel; da nun der Arme nirgends etwas finden konnte und täglich seine Angel umsonst auswarf, wuchs seine Schuld auf 1000 Rubel an und er beschloss, sich endlich in seiner Noth zum Propheten Mohammed zu begeben. Grüssend trat so der Arme mit dem Ungläubigen bei Mohammed ein. Mohammed begrüsste den Armen mit folgenden Worten:

Auch dir sei Glück, du Armer,
Was ist das für ein Ungläubiger an deiner Seite?
Deine beiden Augen sind voll Thränen, Armer,
Wohin bringt er dich? sprich!

A.: Wenn du betest, bete zuvor zu Gott,
Ist das Unglück da, ist das Beten schwer,
Ich schulde diesem Ungläubigen tausend Rubel,
Keinen Kopeken habe ich gefunden, ihm zu geben.

M.: Geschaffen hat uns der alleinige Gott,
Er erschuf und liess leuchten Sonne und Mond;
Wenn du keinen Kopeken zu geben hast,
Wo gehst du hin, die Schuld zu bezahlen?

A.: Geschaffen hat uns der alleinige Gott,
Er erschuf und liess leuchten Sonne und Mond,
Ihr seid die Herrscher von achtzehntausend Welten,
Werdet ihr mir nicht beistehen können?

Für sich sammelte der Prophet keine Habe,
Die reichen Begleiter sind engherzig,
Die rundherum sitzenden Begleiter,
Als sie nachsahen, sass Mohammed still da.

Jetzt wurde der Held Ali erzürnt.
Gott hatte seinen Geist erschaffen wie den Schalkarsee,
Mein Vater schaut zur Erde, spricht Ali,
Gieb deinen Segen, ich will zahlen, spricht er aufstehend.

Gieb deinen Segen, ich will zahlen, spricht er, aufstehend.
Heftig erzürnte der Held Ali,
Das Haar, das auf seinem ganzen Körper gewachsen,
Kam durch die Kleidung wie Lanzenspitzen hervor.

Mohammed giebt seinen Segen. Ali überlässt nun dem Ungläubigen seine beiden Söhne Hussain und Hassan als Geisseln und zieht aus, um das Geld zu schaffen. Ali erschaut in der Steppe ein Grabmal und betet dort; da sass auf demselben

Digitized by Google

eine Lerche, die war so schön, dass Ali sie fangen wollte, um sie seinen Söhnen Hussain und Hassan zur Belustigung zu geben. Als er aber nach ihr griff und sie beim Fusse fasste, flog die Lerche auf und dieser kleine, faustgrosse Vogel trug den mächtigen Helden leicht durch die Lüfte dahin. Die Lerche führte ihn weit am Himmel entlang über ein Gebirge zu einem Volke, das er nicht kannte. Er tritt in ein dunkles Haus ein und trifft daselbst eine Alte, die ihm mittheilt, dass sie ein Volk von Ungläubigen seien, und dass jetzt alle Männer sich zu einem Gastmahle begeben hätten. Ali ist erregt, überredet die Alte zuerst, das Glaubensbekenntniss der Moslim zu sprechen; da sie sich weigert, so fasst er sie voll Wuth und erhenkt sie; darauf begiebt er sich zu dem Gastmahle. Ali berückt die Augen der Ungläubigen und mischt sich ungesehen unter sie. Der Mulla der Ungläubigen besteigt nun das Minaret und beginnt den ungläubigen Gebetruf, sonst folgenden Inhalts:

Er verfluchte Fasten, Gebet und das Bekenntniss,
Er verfluchte das Buch, den Koran.
Die vierundzwanzigtausend Propheten verfluchte er,
Kein Heiliger war, den er nicht verfluchte.

Jetzt will er reden, es bleibt ihm aber der Athem stecken, denn des Ali Geisteskraft ist zu stark. Da der Mulla dieses Mal kein Wort hervorbringen kann, bedrängen ihn die Ungläubigen; da spricht endlich der Mulla:

Ich weiss, dass es ein schwieriger Weg zum Jenseits ist,
Ich weiss, dass vier Chalifen des Propheten sind,
Ich habe keines der täglich gesprochenen Worte,
Ich weiss, dass hier einer der Propheten ist.

Als die Leute jetzt den Propheten suchen, finden sie ihn nicht, da er ihre Augen berückt hat: sie beschuldigen daher den Mulla des Abfalles und drohen, ihn zu tödten. Da entbrennt Ali's Zorn, in seine Adern dringt die Kraft des Bismilla (des Rufes: im Namen Gottes), er steht auf und zeigt sich den Ungläubigen, die ihn sogleich umringen. Sie wollen ihn tödten, der Mulla aber spricht, er wolle schon mit diesem fertig werden und wolle ihn mit Spott tödten, wenn er sich mit ihm in einen Glaubensstreit einlasse. Darauf wendet er sich an Ali mit dem Vorschlage, ihm zehn Fragen vorzulegen. Ali ist einverstan-

den, verlangt aber seinerseits, dass auch der Mulla ihm drei Fragen beantworte.

Mulla: Ich tödte dich sonst, finde schnell ohne nachzudenken; was ist nur eins und nicht zwei: was meine ich?

Ali: Weshalb sollten es zwei sein, du Bösewicht! Der uns alle geschaffen, es ist der eine Gott.

Mulla: Gleich schneide ich dir den Kopf ab, finde schnell, was sind nur zwei und nicht drei, was meine ich?

Ali: Weshalb sollen es drei sein, du feindlicher Ungläubiger. Die Gott geschaffen, sind zwei: Sonne und Mond.

Mulla: Ich tödte dich sonst, finde es schnell: was sind nur drei und nicht vier, was meine ich?

Ali: Was sollen es vier sein, feindlicher Ungläubiger. Am Schlusse des Nachtgebetes ist das Oturashyp.

Die Fragen werden in derselben Weise fortgesetzt und Ali antwortet ferner: Es giebt vier Chalifen, zwei sind Omar und Osman; einer ist Ali, der vom Volke befreit; einer ist Abu Bekr, er ist gerecht; was sollen es fünf sein, du feindlicher Ungläubiger.

Dann nennt Ali die fünf Gebete mit den Waschungen, die sechs Worte des Bekenntnisses, die sieben Höllen, die Stellen der Sünder, die acht Paradiese, den Ort der Sündlosen, die neun Söhne des Propheten Ibrahim, die zehn Monate, während welcher die Frau das Kind im Schoosse trägt.

Der Mulla bekennt, dass Ali auf alle seine Fragen eine passende Antwort gegeben, weigert sich aber, nun auf die drei Fragen Ali's zu antworten. Das Volk drängt den Mulla, er solle antworten, und dieser willigt endlich ein, die Bitte zu erfüllen, wenn alle Anwesenden versprechen, mit ihm die Antwort zu wiederholen. Das Volk willigt ein und Ali fragt: Was hat Gott auf des Paradieses Thür geschaffen?

Der Mulla antwortet: „Im Jenseits ist die Pferdehaarbrücke, ihre Länge ist mehr als ein Jahr Weges; ich habe gestanden an der Thür des Paradieses, da steht geschrieben: Bismilla ir Rachman, ir Rachīm“ (im Namen Gottes des Allgütigen, des Allbarmherzigen).

Darauf fragt Ali, was auf den Ehrenplatz des Paradieses geschrieben sei, und der Mulla antwortet: La illa illalahi (ausser Allah ist kein Gott). Darauf fragt Ali, was auf des Paradieses

Digitized by Google

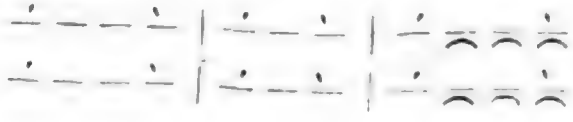
Ruheort geschrieben sei, und der Mulla antwortet von Neuem: La illa illallahi.

Durch das Sprechen dieser Worte war der Mulla ein Muselman geworden und alle Anwesenden wiederholten seine Rede und bekannten sich dadurch ebenfalls zum Islam. Alle freuen sich des neuen Glaubens und fragen Ali, wie sie sich ihm erkenntlich zeigen können. Er verlangt nun Gold und Silber für seinen Armen und kehrt, nachdem die neuen Muselmane ihm einen ganzen Berg diesen Metalles aufgeschichtet haben, mit Hilfe der Lerche nach Medina zurück, wo er mit dem Gold und Silber den Armen von seiner Schuld erlöst.

Von den Volksworten sind in poetischer Form: Sprüche, Segensworte, Hochzeits- und Trauergesänge, Wettgesänge, kleine Lieder und Improvisationen, zuletzt poetische Erzählungen, Legenden und Heldengesänge, die alle eine hervorragend lyrische Färbung haben. Von diesen geistigen Produktionen der kirgisischen Volksliteratur habe ich schon genug Proben mitgetheilt, die vollkommen genügen, um diese Dichtungsarten zu charakterisiren.

Was die rhythmischen Gesetze betrifft, durch welche die gebundene Rede der Kirgisen geregelt wird, so sehen wir, dass hier die persische Poesie einen grossen Einfluss geübt hat. Die ursprünglich türkischen Versmaasse sind verloren gegangen und an Stelle der charakteristischen Reime sind Verse mit Endreimen getreten. Als Grundlage aller Verse kann man zwei Arten anführen, die die Kirgisen als Ölöng und Dshyr unterscheiden.

1. Das Ölöng besteht aus vierzeiligen Strophen, von denen die erste, zweite und vierte Zeile einen Endreim haben. Jeder Vers besteht aus drei Versfüssen. Jeder Versfuss hat auf der ersten und letzten Silbe einen scharfen Ton. Die Cäsur zwischen den Versfüssen muss stets zwischen zwei Wörter fallen. Der Reim erstreckt sich meist auf die letzten drei Silben, besteht aber oft nur aus einem vokalischen Gleichklange. Das gewöhnliche Schema für den Ölöng ist folgendes:



Regelmässig treten Verkürzungen der Versfüsse ein, z. B. der erste Versfuss ist dreisilbig:

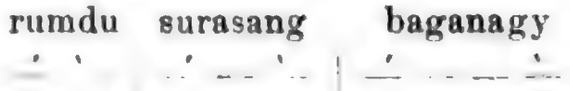
satkany sündägärding bojaktary

oder der zweite Fuss ist zweisilbig:

karkaramnyng üschü aidas aidas

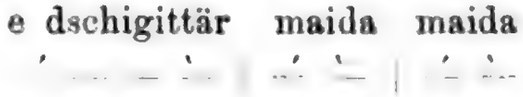
Selbst der erste Fuss ist manchmal zweisilbig, aber nur dann, wenn eine der Silben eine natürliche Länge darbietet, die dann für zwei Silben gerechnet wird.

rumdu surasang baganagy



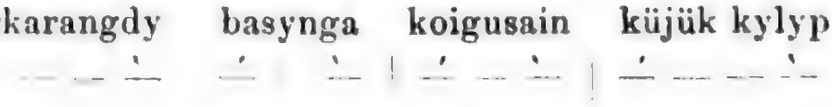
Ganz unregelmässig sind Verse wie:

e dschigittär maida maida



Verlängerungen von Versen durch Hinzufügung eines vierten Verses gehören zu den Seltenheiten:

karkarangdy basynga koigusain küjük kylyp



Das Ölöng ist besonders bei Liedern und bei Improvisationen in Gebrauch. Grössere Legenden werden nur selten im Versmaasse des Ölöng abgefasst. Das Ölöng ist die vorherrschende Form aller Büchergesänge.

2. Das Dshyr ist ebenso wie das Versmaass der Heldengesänge bei den Minussinskischen Tataren bedeutend weniger an strenge Regeln gebunden als das Ölöng. Es besteht meistens aus drei Füssen (oft aber nur aus zweien), die ganz ohne Regel aus zwei bis vier Silben bestehen. Die Endreime sind allgemein in Gebrauch, werden aber ganz nach Willkür des Sängers vertheilt. In Produktionen, die sich durch eine vollendete Form auszeichnen, zieht sich ein Endreim durch eine ganze Reihe von Versen hindurch. Hier ein Beispiel:

Kara bir taudung dshylgassy,
Kalkyna baglan kuldshassy,
Sündüktüng agassy,
Altynnan ssalgan ssyrgassy,
Alaschtan tuspan sös kelssä,
Aldynda dshelär dshorgassy,
Kara bir taudung ülgüssü,
Aty Altaidyng serkässi,
Dshorlygy dshalgan bolmagan,
Kan karanyng erkässi,

Er war eines schwarzen Berges Fluss,
Ein Vortrefflicher seinem Volke,
Des Sündük älterer Bruder,
Ein von Gold gefertigter Ohrring;
Wenn von anderm Volk eine Rede kam,
War er der Passgänger, der vor ihnen herging;
Eines schwarzen Berges Bildniss war er,
Der Leitbock des ganzen Altaistammes,
Seine Entscheidung war nie ungerecht,
Der Liebling der Sultane und des Volkes war er.

Im Dshyr treten oft Spuren der ursprünglich türkischen Rhythmengesetze auf, d. h. Alliterationen, akrostichische Verse und Versreime; dies findet besonders oft in alten Sprüchen statt; als Beispiel folge nachstehender Spruch, von dem ich im Schema durch $\overset{a}{=}$ die Alliteration, durch $\frown$ den Endreim und durch $\smile$ die Versreime bezeichne.

Ülköngö kirsäng kaldy da,
As kujundu tegäschkä,
Ülkön bilär kalganda
Kuldar kirdi kengäskä,
Kengäskändä ne destä?
Tyrnadai moinun tengästi;
Tengäskändä ne desti?

Birinä biri sert kyldy, – – – | – – | – – –
Üigö kedäi kelgändä – – | ⏑ – | ⏑ – –
Bir ajak as bermäskä. – – | – – | ⏑ ⏑ ⏑

Trittst du bei Vornehmen ein, vor dem Mächtigen
Wird Speise in den grossen Napf gegossen;
Sind die grossen Herren fortgegangen,
Treten die Sklaven zum Rath zusammen,
Sich berathend, was sprachen sie?
Wie Kraniche bogen sie die Hälse zusammen,
Sich berathend, was sprachen sie?
Untereinander verschworen sie sich,
Wenn ein Armer in's Haus tritt,
Ihm keinen Napf Speise zu geben.

Ausser diesen beiden Versarten giebt es noch einzelne andere, seltener angewendete Strophen. Es sind meist Verse nach der Structur des Dshyr, die in Strophen abgetheilt sind und regelmässig Endreime und Refraine darbieten.

Die Lieder der Kirgisen werden stets gesungen, ebenso die Legenden und Heldenlieder. Ich habe etwa 14—15 verschiedene Melodieen für das Ölöng gehört. Sänger begleiten das Ölöng stets mit einem der russischen Balalaika ähnlichen Instrumente mit zwei Saiten. Andere Musikinstrumente sind der Kobys, eine Art Geige mit zwei Saiten, der fast ganz so beschaffen ist wie der Kobys der Minussinskischen Tataren (ich habe dieses Instrument nur bei den Baksa gesehen); die Rohrpfeife (sybysgy) und endlich das Brummeisen.

In ihrem ganzen Wesen sind die Kirgisen das direkte Gegentheil der Altajer. Während diese im Allgemeinen ruhig und überlegt sind, ist der Kirgise stets beweglich und veränderlich. In jeder Kirgisen-Jurte herrscht immer ein buntes Drängen. Weder Frauen noch Männer bleiben lange auf einem Platze sitzen; Männer, Weiber, Kinder, Alles schwatzt unaufhörlich, überall wird gescherzt, gelacht, geneckt. Man zankt und keift oft im lautesten, ungehörigsten Tone, ja nicht selten hat der Fremde Gelegenheit, Prügeleien beizuwohnen.

Kaum ist der Reisende in einer Jurte angelangt, so füllt sich dieselbe in kürzester Zeit mit Männern, Weibern und Kindern. Zuerst verhalten sich diese dem unbekannten Ankömmling

Digitized by Google

gegenüber beobachtend, bald aber rücken sie näher, und nun hat der Arme von der Zudringlichkeit der Gäste zu leiden, bis er endlich in Zorn geräth und den grössten Theil der Anwesenden geradezu aus dem Hause wirft. Das hilft aber nicht für lange Zeit, denn bald ist das Haus wieder voll, und das Hinauswerfen muss von Neuem vorgenommen werden. Besonders unangenehm ist die Zudringlichkeit der Kirgisen während des Essens. Sobald die Speisen aufgetragen werden, finden sich stets Gäste ein, die mit gierigen Blicken in die Teller schauen und irgend einen guten Bissen zu erhaschen suchen. Mein kirgisischer Diener Sapy, der mich während mehrerer Reisen durch die Steppe begleitete, reichte immer den Anwesenden einen Theil des Mahles, da er meinte, man würde sonst als geizig verschrieen, hauptsächlich aber deswegen, weil er durch diese Spenden uns unentgeltlich mit Kumys versorgte. Er wusste aber die Vertheilung so einzurichten, dass die Gäste stets dasjenige erhielten, was wir doch nicht gegessen hätten, d. h. Knorpel, Hautstücke, Fett u. s. w. Dagegen verstand er die als Besch-Baimak gereichte Ehrengabe stets geschickt durch Hinzufügung von Fett zu einem viel werthvolleren Bissen zu machen. Geniesst ein Reisender unbekannte oder seltene Speisen, so werden die Zuschauer stets um einen Theil bitten. Vor allem lieben sie Zucker und Zwieback. Um den ersteren wird man stets unter dem Vorwande angegangen, dass Zucker eine gute Medizin für Augenkrankheiten sei. Dann wird erzählt, man habe zu Hause eine Frau oder ein Kind, das stark an den Augen leide, deshalb bitte der Betreffende um ein Stück Zucker. Giebt man das Stück, so wird es sauber in einen Tuchzipfel eingebunden. Es dauert nicht lange, so holt der Beschenkte das Stück Zucker wieder hervor und beginnt es in unserer Gegenwart zu verzehren. Wie klein aber das Stück auch sein mag, stets wird er es noch in mehrere Theile zerlegen, um seinen Nachbaren auch ein wenig von dem Hochgenusse zukommen zu lassen.

Besonders zudringlich sind oft junge verheirathete Frauen, wenn ihre Männer im Aule nicht zugegen sind, sie fallen dann durch ihre Bitten um Süssigkeiten und Leckerbissen lästig. Die Mädchen sind stets zurückhaltend.

Im Allgemeinen muss man aber sagen, dass die Zudringlichkeit der Kirgisen auf den Gast keinen unangenehmen Eindruck macht, man sieht, dass die Leute trotz ihrer Bärte und

oft grauen Haare nichts als grosse Kinder sind, welche von Neugierde, Naschhaftigkeit und dem Wunsche nach Abwechslung beherrscht werden. Wirkliche Unverschämtheit und Frechheit sind sehr seltene Erscheinungen.

Besonders lästig werden dem Reisenden die kirgisischen Besucher durch ihre Gesprächigkeit und Zungenfertigkeit. Sind mehrere Kirgisen versammelt, so sind sie nicht im Stande, ihre Zunge im Zaume zu halten. So lange die Umgebung ihnen neu erscheint und ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, verhalten sie sich ziemlich still; kaum haben sie sich aber an den Anblick des Fremden gewöhnt, so beginnt das Gespräch und bald umgeben ihn schwatzende Gruppen, die sich nicht weiter um den Ankömmling bekümmern. Hat man mehrere kirgisische Dienstleute um sich, wie es bei mir oft der Fall war, wenn ich, wie am Berel oder in der südlichen Steppe, Kurgane öffnete und 20 bis 30 kirgisische Arbeiter gemiethet hatte, so hört man buchstäblich Tag und Nacht ein ununterbrochenes Sprechen und Lachen. Weil ich am Berel nicht zu schlafen vermochte, verlegte ich mein Zelt hundert Schritte weit von der Jurte meiner Arbeiter, denn in der Nacht wachten und schwatzten sie truppweise; während die eine Partei sich der Nachtruhe überliess, sassen die anderen im süssen Geplauder traulich am Feuer und kaum hatten sie sich hingelegt, als sich jene wieder erhoben und das vorher unterbrochene Gespräch neu fortspannen. Schnurren, Märchen, Erzählungen und Heldenlieder wurden vorgetragen; dazwischen ward gezecht, gescherzt und gestichelt.

Zungenfertigkeit gilt für eine Haupteigenschaft der Frau, ebenso wie die Redegewandtheit in der Versammlung als Pflicht des Mannes betrachtet wird. Dies sagt schon der alte Spruch:

Bring' zur Heerd' den kleinen Hengst nicht,
Weil ihm Schweif und Mähne buschig;
Nimm dir nicht ein schlechtes Weib,
Weil das Brautgeld nur gering ist;
Bringst den kleinen Hengst zur Heerd' du,
Wird kein Kriegsross dir geboren;
Nimmst du dir ein schlechtes Weib,
Wird kein tücht'ger Sohn geboren,
Der im Rath zu sprechen weiss;
Nimmst du dir ein schlechtes Weib,
Kannst du nicht zurück sie senden,
Liegst nicht gut auf ihrem Lager;

Digitized by Google

Kommen deine Jugendfreunde,
Findet keine gute Antwort sie,
Schande wird sie dir nur bringen.

Es kann nicht Wunder nehmen, dass ein Volk, das so zu schwatzen liebt wie die Kirgisen, auch eine grosse Sprachgewandtheit erlangt hat. Die Kirgisen zeichnen sich von allen ihren Nachbaren durch Beredtsamkeit aus. Jedem Kirgisen rollt das Wort fliessend und geläufig über die Zunge. Der Kirgise beherrscht nicht nur die Sprache so, dass er im Stande ist, lange Improvisationen in gebundener Rede vorzutragen, nein, auch seine gewöhnliche Rede zeigt eine gewisse Rhythmik im Satz- und Periodenbau, die häufig das Sprachmateriel versartig anordnet. Seine Sprache ist reich an Bildern, sein Ausdruck scharf und präcise, so dass man den Kirgisen sehr treffend den Franzosen Westasiens nennen könnte. Es kann nicht Wunder nehmen, wenn bei einem solchen Volke sich eine besonders reiche Volksliteratur ausgebildet hat, wie ich schon vorher auseinanderzusetzen Gelegenheit hatte.

Natürlich hat die Vielsprecherei der Kirgisen auch mancherlei Laster erzeugt, wie Schwatzhaftigkeit, Prahlerei, Lügenhaftigkeit, Klatscherei, von denen der mit den Kirgisen Verkehrende häufig zu leiden hat. Man kann einem Kirgisen, den man nicht genau kennt, nie trauen, er sucht jede auch noch so unbedeutende Erzählung auszuschmücken, um seine Rednergabe in ein besseres Licht zu stellen. Nachrichten über örtliche Verhältnisse von dem Kirgisen einzuziehen, ist sehr schwer, er antwortet stets ohne zu stocken, wenn er auch von dem Gegenstande, über welchen er Mittheilung macht, keine Ahnung hat. Sich, sein Dorf, seinen Stamm, sucht er stets ruhmrednerisch in das beste Licht zu stellen und hängt gern allen, ihm nicht nahestehenden Nachbaren einen Makel an. Daher giebt es keinen unzuverlässigeren Uebersetzer und Berichterstatter, als einen Kirgisen. Aber auch mit allen diesen Fehlern ist eine gewisse gutmüthige Kindlichkeit gemischt, so dass uns die Aufschneidereien nur ein Lächeln entlocken, und wir oft mit Wohlgefallen dem schnöderednerischen Rodomontaden zuhören. Weil sich hiermit noch eine angeborene Schlauheit, man möchte sagen Pfiffigkeit, paart, so muss der die Kirgisensteppe Bereisende stets auf der Hut sein, seiner kirgisischen Umgebung gegenüber nicht den Kürzeren zu ziehen, man muss diese fortwährend scharf beobachten, um nicht auf

Schritt und Tritt hinters Licht geführt zu werden. Nun ich muss gestehen, dass dieser stete Kriegszustand auch gewissermassen seine Reize hat. In List und Schlauheit kommen den Kirgisen nur unsere sibirischen Kosaken gleich, die auch meist Begleiter der Reisenden sind; da muss man sich denn vorsehen, nicht aus der Scylla in die Charybdis zu gerathen.

Reiste man früher auf Podwody (d. h. auf pflichtmässig den Beamten gestellten Pferden), so hatte man nach allen Seiten scharf aufzupassen, dass einerseits der Kosak nicht zu viel Pferde forderte und dann sich durch Geschenke veranlassen liess, die Zahl derselben herunterzusetzen, dass aber auch andererseits die Kirgisen ihn nicht an falsche Heerden führten, um sich und ihren Stammesgenossen das Stellen der Pferde zu ersparen, und oft zu weiten Umwegen zwangen. Bald klagten die Kirgisen über die Kosaken, bald diese über die Kirgisen und eine richtige Entscheidung zu fällen, war nicht immer leicht. Trotzdem ich des Kirgisischen vollkommen mächtig war, konnte ich es doch nicht verhindern, dass die Packsäcke des mich begleitenden Kosaken sich stets mit Zwangs-Geschenken füllten. Es liesse sich leicht ein ganzes Buch mit Erzählungen füllen, das die gegenseitige Uebervortheilung von Kirgisen und Kosaken behandelt. Die auf der Poststation früher stationirten Kosaken bemühten sich auf alle Weise, Fleischvorräthe aus den Kirgisen-Aulen herbeizuschaffen, während die Kirgisen ebenso darauf bedacht waren, Postpferde von den Kosakenstationen zu stehlen. Hier nur eine lustige Kosaken-Anecdote, die mir ein Kosaken-Obrist erzählte:

„Ich war eben auf einer Station zwischen Kopal und Ajagus angelangt und hatte mich gemüthlich im Postzimmer eingerichtet, als mich ein Schelten und Schreien veranlasste, wieder in's Freie zu treten. Da sah ich vier Kirgisen zu Pferde, die den Kosaken die Spur eines gestohlenen Rindes zeigten, der sie gefolgt seien und zwar genau bis in den Hof der Station. Die Kirgisen hatten mich kaum erblickt, als sie sich an mich wandten und meinen Schutz gegen die Kosaken beanspruchten, die ihnen einen jungen Ochsen gestohlen hätten. Die Spur führe direkt in den Hof und das Thier müsse sich noch hier befinden. Die Kosaken leugneten, das Thier gesehen zu haben; da aber die Spur deutlich zu sehen war, so erlaubte ich den Kirgisen, alle Räumlichkeiten der Station zu untersuchen; aber

Digitized by Google

Alles war vergebens. Die Spur endigte mitten auf dem Hofe; das Thier war nicht auf der Station, aber auch keine Spur führte von hier weg und auf dem weiten Umkreise von mehreren Werst war davon nirgends auch nur etwas zu sehen, obgleich sie ganz frisch war, und der Diebstahl erst vor einer Stunde ausgeführt sein sollte.

„Die Kirgisen zogen also unverrichteter Sache ab. Ich übernachtete in der Station. Am anderen Morgen kommt der Urjadnik zu mir und fragt mich, ob ich nicht frisches Fleisch wünsche. Ich musste lachen, weil dies einem Bekenntnisse des Ochsendiebstahls gleichkam, und bat ihn, mir aufrichtig zu sagen, wie sie die Kirgisen betrogen hätten. Erst wollte der Urjadnik nicht mit der Sprache heraus, endlich aber erzählte er mir, sie hätten das Thier mitten auf dem Hofe in die Postkibitke geladen, in der ich eben angekommen sei, und als die Kirgisen sich in den Hof gedrängt hätten, sei der Jamschtschik langsam aus dem Hofe gefahren. Die Kirgisen hätten dem Fuhrwerke keine Aufmerksamkeit zugewendet und so habe der Kosak das Thier ruhig nach der nächsten Station bringen können, wo man es geschlachtet und die Hälfte des Fleisches heute früh hierher gesendet habe. Ich lachte herzlich, meinte aber doch, es sei ein Unrecht, sich fremdes Eigenthum anzueignen. „Ach, Euer Hochwohlgeboren“, sagte der Kosak ganz ruhig, „jene Hunde haben uns erst in der vorigen Woche aus der Station drei Pferde gestohlen, das ist für uns ein viel herberer Verlust als der junge Ochse für sie. Sowas ist kein Diebstahl; wir befinden uns immer mit ihnen im Kriegszustande“.

Dieser Kosak hatte vollkommen Recht, es ist eine Art Kriegszustand, der die Eigenthumsverletzungen der Kirgisen untereinander und mit den nächsten Nachbaren veranlasst, und man würde vollkommen im Irrthume sein, wenn man wegen der häufigen Verletzungen des Eigenthums die Kirgisen für eigentlich diebisch halten würde. Ich habe mich oft längere Zeit unter den Kirgisen anfgehalten und nie ist mir nur die geringste Verletzung meines Eigenthums vorgekommen. Der schlechte Ruf, den die Kirgisen unter ihren Nachbaren geniessen, ist unverdient und nur in Folge der eigenthümlichen socialen Verhältnisse des Volkes entstanden.

Dass den Kirgisen noch manches Laster der auf niedriger Civilisationsstufe stehenden Naturkinder innewohnt, ist richtig.

Verglichen mit den angesiedelten Nachbaren, sind sie meist als arbeitsscheu, unsauber, unüberlegt und abergläubisch zu bezeichnen, wenn auch alle diese Fehler bei ihnen in weit geringerem Maasse entwickelt sind als bei den in jeder Beziehung tief unter den Kirgisen stehenden Altajern. Was sie aber hoch über die Altai-Bewohner erhebt, ist ihr Selbstbewusstsein und ein gewisser kriegerischer, ich möchte sagen, ritterlicher Geist, der bis jetzt noch allen Kirgisengeschlechtern innewohnt.

Was das sittliche Verhältniss der Geschlechter betrifft, so soll es in dieser Beziehung nicht zum Besten bestellt sein. Die Sitte, den vertraulichen Umgang zwischen Braut und Bräutigam noch vor der Heimführung zu gestatten, macht es dem Mädchen möglich, sich während der letzten Jahre ihres Brautstandes ungestraft in allerlei Liebesverhältnisse einzulassen. Vorher muss sie sich sehr in Acht nehmen, denn der getäuschte Bräutigam hat das Recht, die Jurte, in der er sich mit der Braut gelagert hatte, einzureissen und die Braut öffentlich zu beschimpfen, sowie den Kalym zurückzufordern. Aber auch in der Ehe sollen die Kirgisen es nicht streng nehmen und sowohl der Mann wie auch die Frau heimliche Liebesabenteuer nicht verschmähen. In ihrem Umgange sind die Geschlechter durchaus nicht so decent wie die Altajer. Die Scherze zwischen den Altersgenossen des Mannes und der oft sehr jungen Frau sowie die Reden zwischen Mann und Frau in Gegenwart von Zeugen arten oft in reine Zoten aus, die häufig das Gepräge der stärksten Sinnlichkeit und Lüsternheit an sich tragen. Ich habe einmal an der Buchtarma einer Tanzvorstellung zweier Kirgisen beigewohnt, die die Freude der Kirgisen an gemeiner Sinnlichkeit deutlich beweist. Beide Tänzer stellten hier in einer Art Pantomime verschiedene Liebesverhältnisse vor. Zuerst wurden die verschiedenen Vieharten in ihren geschlechtlichen Verhältnissen recht drastisch und treffend nachgeahmt und alsdann dasselbe Verhältniss beim Menschen; dies Alles in so lüsterner Weise, dass es nicht schamloser vom Abschaum europäischer Prostituirten hätte geschehen können. Das Publikum bildeten nicht nur Männer, sondern auch alte und junge Frauen, ja sogar junge Mädchen, und alle sahen, vor Vergnügen jauchzend, dem fast ekelerregenden Schauspiele zu. Da spreche man noch von Verderbtheit der Civilisation und gar den Folgen der falschen Moral des

Digitized by Google

Christenthums, das durch sein Verbot der geschlechtlichen Neigung das Laster der lüsternen Entsagung hervorgerufen haben soll!

Das Uebel der Trunksucht ist den Kirgisen durchaus fremd. Die Kasakkirgisen kennen nur ein berauschendes Getränk, das ist der Kumys, den sie, wenn er in reichem Maasse vorhanden, oft in solcher Quantität zu sich nehmen, dass er endlich eine Art von Angetrunkenheit hervorruft. Als ich einst einen in mein Zelt kommenden Angetrunkenen zurechtwies, bat er um Entschuldigung und meinte, er habe ja nicht getrunken, „die schöne Speise hat mich benommen“. Milchbranntwein bereiten nur die schwarzen Kirgisen, aber auch nur in sehr geringer Menge. Auch wenn die Kirgisen in russischen Städten wohnen, geniessen sie keinen Branntwein und zwar weisen sie stets darauf hin, dass Branntwein eine vom Gesetz verbotene Speise sei; sie sind in dieser Beziehung rechtgläubiger als die die Städte bewohnenden Tataren, die in letzter Zeit häufig dem Trunke ergeben sind. Das Rauchen kennt der Kirgise nicht, aber dafür schnupfen alle Männer der Steppe stark und leidenschaftlich.

Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit dem socialen Leben der Kirgisen zu, so sehen wir aufs Deutlichste, wie dieses in engem Zusammenhange mit ihrer Lebensweise steht. Der Kirgise ist echter Nomade und bedarf als solcher eines bedeutenden Terrains, um zu einer gewissen Wohlhabenheit zu gelangen. Sommer- und Wintersitze liegen oft mehrere Meilen weit auseinander und sind, wie ich oben gezeigt, nur die letzteren als Besitzstand des Einzelnen zu betrachten. Auf diesem Terrain zieht nun der Kirgise mit der beweglichen Habe (seinem werthvollen Viehstande) umher, die leichter als jeder andere bewegliche Besitz die Beute der Nachbaren werden und aus dem Gesichtskreise des Besitzers entführt werden kann. Denn die Steppe ist frei und offen, und der feindliche Nachbar kann mit grosser Geschwindigkeit viele Meilen Weges zurücklegen und den Besitzstand bedrohen. Diese Verhältnisse zwingen die Steppennomaden, sich nicht in einzelne Familien zu zersplittern, wie die Gebirgsnomaden und jagenden Waldbewohner. Der Kirgise bedarf ja stets eines kleinen Heerhaufens, der bei etwaigem Ueberfalle ihm seinen Besitz schützen hilft und im Nothfalle dem Feinde die entführte Beute wieder abjagt. Andererseits zwingt der Erhaltungstrieb das Volk häufig, das Eigenthumsrecht der

Nachbaren zu verletzen. Der Besitzstand der Kirgisen, das Vieh, fordert zu seinem Gedeihen eine bestimmte Quantität Gras; ist dieses Quantum nicht vorhanden, so geht das Vieh zu Grunde, ohne dass die Speculation oder Thätigkeit des Besitzers im Stande ist, diesem Uebelstande abzuhelfen. Das Gedeihen und Missrathen des Viehes ist also von der Thätigkeit des Besitzers unabhängig, und zwar schliesst der Verlust des Viehes eine Vernichtung der socialen Bedeutung des Besitzers in sich, die ihm unwiederbringlich die Möglichkeit raubt, je wieder die verlorene Stellung einzunehmen; der arm gewordene Kirgise verkommt als Einzelwesen unbedingt. So ist, um ein Beispiel zu geben, oft die Witterung schuld, dass ganze Districte ihren Viehstand einbüssen. Wenn im Frühjahr nach dem ersten Thauwetter plötzlich starker Frost eintritt und die dünne Schneeschicht sich in einer Nacht mit einer zolldicken Eiskruste bedeckt (diese Witterungserscheinung nennen die Kirgisen „ujut"), so ist das Vieh nicht im Stande, das Gras aus dem Schnee zu scharren und der Besitzer hat keine Möglichkeit, für seine Heerde auf irgend eine Weise das nöthige Futter herbeizuschaffen; dann fallen oft, wenn die Kälte länger anhält, in wenigen Wochen Hunderttausende von Stücken Vieh, und ganze Districte, die in grossem Reichthume lebten, werden plötzlich arm, ja fast vollständig besitzlos (wie dies z. B. im Jahre 1861 im Karkaralinskischen Kreise der Fall war). Hier kann keine noch so angestrengte Thätigkeit den Besitz des Volkes heben, der Betroffene kann entweder nur rathlos die Hände in den Schooss legen und sich vollkommen dem Schicksal überlassen, oder durch einen Einbruch in das Besitzrecht des Nachbars, durch Verletzung des Eigenthumrechtes sich die Möglichkeit der Verbesserung seiner Lage selbst schaffen. Sobald das Ujut eintritt, verlassen die Kirgisen ihre Wohnsitze und dringen in das Gebiet der Nachbaren vor und zwar so lange, bis sie zu einer Stelle gelangen, wo sie Futter für ihre Heerden finden. Gelingt ihnen dies, so ist wenigstens ein Theil ihres Viehstandes gerettet; dann kehren sie nach Eintritt des Witterungswechsels mit den Ueberresten ihrer Heerden wieder in ihre alten Wohnsitze zurück. Stirbt aber ihr Vieh aus, so müssten sie verhungern, wenn sie sich nicht auf den reichen Nachbar stürzen und ihm einen Theil seines Viehstandes mit Gewalt entreissen wollten, der jetzt bei ihnen die Grundlage für einen neu erwachsenden Viehstand bilden

Digitized by Google

muss. Aber auch dieses aggressive Verfahren ist nur möglich und erfolgbringend, wenn sich eine möglichst grosse Menge von Individuen zu gemeinschaftlichem Unternehmen verbindet, d. h. wenn sich im Volke eine stark ausgesprochene Gruppenbildung von Individuen mit gemeinsamen Interessen vollzogen hat.

Den Kern für die den Nomaden nöthige sociale Gruppenbildung bot selbstredend die natürliche Zusammengehörigkeit der Familie; die Familienglieder, welche in nächster Verwandtschaft standen, waren durch einen gemeinschaftlichen, ungetheilten Besitz, der für kleinere Heerden eine Existenzbedingung ist, in ihren Interessen eng aneinander gekettet, an sie schlossen sich einzelne fernere Verwandte und durch andere Verhältnisse nahestehende Familien an und so bildete sich die kleinste sociale Einheit: „das Aul!“ (der Name *aul* ist aus dem Worte *aqyl*, was eigentlich „Umzäunung, Hürde“ bedeutet, entstanden). Dieses Aul bleibt Winter und Sommer zusammen, es besteht aus sechs bis zehn Familien. Der Leiter des Auls ist das älteste Familienglied derjenigen Familie, die den grössten Besitzstand und die meisten Verwandten im Aule besitzt. In den Wintersitzen vereinigen sich einige Aule zu einer grösseren Gruppe, da zur Winterzeit ein Theil der Heerde nicht beim Aule ist, die Bewachung der Heerden auch mehr Menschen erfordert und die böse Winterzeit mit ihren Entbehrungen grösseren Gesellschaften minder fühlbar wird. So entsteht die Geschlechtsabtheilung, die im Winter in gemeinschaftlichem Sitz zusammenwohnt, aber im Sommer sich auf einem grösseren Terrain zerstreut, ohne auch dann eine gewisse Fühlung und Zusammengehörigkeit zu verlieren, damit man bei etwaigen Angriffen energisch gegen den gemeinsamen Feind auftreten kann. In der Geschlechtsabtheilung giebt es schon gemeinsame und Einzel-Interessen der Aule, die häufig in Conflict miteinander gerathen. Daher bedarf es hier schon einer Autorität, welche diese Conflicte zu lösen und die streitigen Punkte zu entscheiden hat. Sothane Autorität concentrirt sich in Persönlichkeiten, die sich durch Reichthum, geistige Fähigkeiten, Gerechtigkeitssinn und durch eine zahlreiche Verwandtschaft, die im Nothfall durch ihre Clienten das Wort mit der That zu unterstützen vermag, auszeichnen. Diese Persönlichkeiten werden von den Kirgisen *Bī* (Beg = Herr) genannt und üben eine richterliche Gewalt aus. Sie schlichten die Streitigkeiten über die Besitze der Wintersitze, gleichen Gegensätze zwischen den Aulen aus und

richten die Vergehen Einzelner, welche im Gefühl der Ungerechtigkeit der Vertheilung des Besitzes sich durch Gewaltmittel ihren eigenen Viehstand vergrössern wollen. Da das Nomadenvolk durchaus keine Wahl des Häuptlings kennt, so ist die Bī-Gewalt gewöhnlich eine Machtusurpation der betreffenden Persönlichkeit und nur selten eine allgemein unbedingt anerkannte. Der Richterspruch des Bī ist also meist ein Schiedsgericht, dem beide Parteien sich freiwillig unterwerfen. Uebrigens lässt sich in dieser Beziehung keine allgemeine Regel aufstellen. Es giebt Bī's, denen das Volk unbedingt gehorcht, die sich diese Stellung durch ihre Gerechtigkeit und ihren Scharfsinn erworben haben; andere behaupten diese Stellung nur durch Familienausdehnung und Reichthum; manche endlich werden nur von einem kleinen Theile der Geschlechtsabtheilung anerkannt und haben mehrere Nebenbuhler. Eines lässt sich mit Bestimmtheit sagen, dass das Ansehen und die Macht der Geschlechtsabtheilung unbedingt von dem Ansehen und Einflusse des Bī abhängt, und dass sich Geschlechtsabtheilungen, die von einem angesehenen Bī beherrscht werden, sehr schnell vergrössern, indem sich ihnen sowohl einzelne Familien wie auch neue Aule eng anschliessen. Ja es ballen sich häufig kleine Geschlechtsabtheilungen zu einem neuen Geschlecht zusammen, das auch den Namen des die Neubildung leitenden und vertretenden Bī annimmt. Viele Geschlechtsabtheilungen bilden von altersher grössere und kleinere Geschlechter. Dies sind historische Gruppirungen, die sich durch gemeinsame Abstammung, Einwanderung, durch Kriegsverhältnisse schon vor Jahrhunderten gebildet haben. Die Geschlechter bilden ebenfalls ein Ganzes, das gemeinsame Interessen den benachbarten Geschlechtern gegenüber zusammenhält. Die Conflicte innerhalb des Geschlechtes werden durch Vereinigung einzelner Bī's im reinen Schiedsgerichtsverfahren geschlichtet. Hier treten als Richter mehrere Bī's auf, von denen jeder die Rechte seiner Geschlechtsabtheilung vertritt. Auch hier hängt die Autorität der Bī's von den Verhältnissen ab, es giebt solche, die allein durch ihren Spruch oder Befehl die tiefgehendsten Streitigkeiten zu schlichten vermögen, während andererseits trotz der Vereinigung mehrerer Bī's der gemeinschaftlich gefällte Spruch von keiner Seite befolgt wird. Aus den Geschlechtern haben sich in früheren bewegten Zeiten abermals neue Volksconglomerate, die Stämme, gebildet, die sich ihrerseits wiederum zu grossen Horden (jüs =

Digitized by Google

„Hunderten“) zusammenfügten. Die Horden sowohl wie die Stämme und Geschlechter bilden nur insofern ein geschlossenes Ganzes, als sie anderen Horden, Stämmen und Geschlechtern gegenüberstehen. Die Horde schützt ihre Theile den übrigen Horden gegenüber, ebenso thut dies der Stamm und das Geschlecht. Alle drei sind also im eigentlichen Sinne Assecuranzvereinigungen zur Wahrung gemeinsamer Interessen.

Die Stamm- und Hordenbildung gehört, wie ich schon erwähnt, einer früheren Zeit an, wo die Kirgisen ein selbständiges Nomadenreich bildeten, und grosse politische Bewegungen solche Massenconglomerate nöthig machten. Jetzt ist sie nur als historische Erinnerung geblieben, da den den Russen unterworfenen Kirgisen jede grössere politische Bewegung längst unmöglich gemacht ist. Die bewegte Vorzeit hatte auch einigen Stammältesten und ihren Familien die Fürstengewalt übertragen, deren Spitzen Kane genannt wurden. Die Verwandten der Kane nahmen unter den übrigen Kirgisen eine Ausnahmestellung ein und bildeten den Adel des Volkes. Das Volk nannte sie: „ak sök“, d. h. „weisse Knochen“ oder vielmehr weisse Geschlechter, da das Wort „sök“ als Synonym des Wortes „rü“ = Geschlecht gebraucht wird. Im Gegensatze zu den Adeligen (törö, die Russen nennen sie Sultane) wird das gemeine Volk (kara kalk), auch „kara sök“ (schwarze Geschlechter) genannt.

Den Adeligen war natürlich während der Zeit der selbständigen Kirgisen-Kane eine grosse Macht gegeben, denn sie bildeten gleichsam die Stützen der Herrschermacht. Die Entstehung der Kanswürde und die Zeit ihrer Herrschermacht liegt für uns in einer vorhistorischen Zeit, die uns keinerlei genauere Nachrichten hinterlassen hat. Jedenfalls bestand sie in einer Reihe von Machtusurpationen, von denen aggressive Bewegungen der Kirgisenhorden jedesmal begleitet waren. Zur Zeit, wo uns sichere Nachrichten von den Kirgisen überliefert sind, war die eigentliche Macht der Kasak-Kirgisen schon herabgesunken, die Horden bildeten getrennte Vereinigungen und diese wählten aus den Adelsgeschlechtern Kane, die zum Theil nur dem Namen nach die Herrschaft ausübten. Die Russen und Chinesen unterstützten diese Kane, indem sie sie anerkannten, denn durch ihre Vermittelung dachten sie die Nomaden-Schaaren am besten in ihrer Gewalt zu halten.

Die Wahl der Kane zu Anfang dieses Jahrhunderts beschreibt uns Lewschin folgendermassen:

„Sobald sich das Volk an einem bestimmten Orte versammelt hat, bilden sich sogleich einzelne Gruppen, die zur Berathung zusammentreten wegen der Wahl des zukünftigen Würdenträgers. Nachdem man sich längere Zeit in den einzelnen Gruppen bemüht hat, eine Einigung zu erreichen, wird die allgemeine Wahl vorgenommen. Man breitet reihenweise Teppiche und Filzdecken aus, auf denen die Sultane, Bī's und Aeltesten, sich nach Alter und Bedeutung ordnend, Platz nehmen, während das gemeine Volk sich hinter ihnen aufstellt. Zu Anfang ist eine solche Versammlung stets ruhig und still, später aber geht sie in einen immer heftigeren Lärm über. Die ältesten und angesehensten Leute eröffnen die Versammlung, die Kühnsten suchen durch Reden die Gemüther zu erregen, während die Einflussreichsten den Ausschlag geben. Dabei giebt es stets Zänker und Schreier, und manchmal zieht sich die Verhandlung zwei bis drei Tage lang hin.

„Wenn der Kan erwählt ist, so begeben sich die angesehensten Sultane zu ihm und theilen ihm die Wahl mit, dann setzt man ihn auf eine dünne, weisse Filzdecke, hebt ihn in die Höhe und setzt ihn wieder nieder. Haufenweise drängt sich das Volk heran und sucht den Kan ebenfalls aufzuheben und niederzusetzen. Zum Schlusse der Ceremonie wird die weisse Filzdecke, auf der der Kan gesessen, und oft ein Theil der Kleidung desselben, in kleine Stücke zerrissen und jeder der Anwesenden sucht einen kleinen Fetzen als Erinnerungszeichen, dass er bei der Wahl zugegen gewesen, mit nach Hause zu nehmen.

„Der neuerwählte Kan richtet sogleich nach der Wahl ein Gastmahl aus, durch welches er seine Erkenntlichkeit für die Wahl beweist. Bei diesem Gastmahle, an dem das ganze versammelte Volk theilnimmt, werden eine grosse Anzahl Schafe und Pferde geschlachtet und nicht wenig Kumys dargereicht.“

Die so ertheilte Kanswürde war aber nichts mehr oder weniger als ein leerer Titel, denn dem Kan fehlte jede Macht, seine Unterthanen seinem Willen zu unterwerfen. Die Kanswürde hatte überhaupt nur Bedeutung, so lange in Kriegszeiten die einzelnen Stämme und Geschlechter durch die Kriegszüge des Kans einen direkten Vortheil durch Besetzung guter Wintersitze

Digitized by Google

oder durch Erlangung von Kriegsbeute (wie zur Zeit der Kalmückenkriege) sahen, oder andererseits, so lange die Macht des Kans ihnen Schutz gegen den Ueberfall feindlicher Heere gewährte und ihren Besitzstand sicherte. So lange diese Vortheile augenscheinlich waren, ergaben sie sich der Nothwendigkeit, einem fremden Befehle zu gehorchen und die Kosten der Kanswürde zu tragen. Leuchtete dem Volke dieser Vortheil nicht mehr ein, so trennten sich sogleich die Stämme, Geschlechter und Geschlechtsabtheilungen in einzelne Gruppen, deren Bestreben es war, möglichst unabhängig von einander zu nomadisiren und ihren Viehstand zu unterhalten. Aber jede äussere Gefahr führte sogleich wieder zu einem neuen Stamm-Conglomerate, welches den zeitweiligen Umständen am besten zu entsprechen schien.

Unter derartigen Verhältnissen war und ist also eine feste Verwaltung und Gesellschaftseinrichtung eines so ausgeprägten Nomadenvolkes wie die Kirgisen gar nicht möglich gewesen, es ist und war ein steter Wechsel der Machtverhältnisse der Stämme, wie er zum Schutze und zur Erhaltung des Reichthums eines echten Nomadenvolkes nothwendig ist, und wie ihn der naturgemässe Ausgleich der Viehvertheilung im Umfange des ganzen Volkes unbedingt fordert. Dieser Zustand der Flüssigkeit ist meiner Ansicht nach die Hauptbedingung des Wohlstandes eines Nomadenvolkes. Da aber diese Flüssigkeit, wenn ich mich so ausdrücken darf, des socialen Zustandes der Nomaden bei jeder Berührung mit einem angesiedelten Volke zu einem unvermeidlichen Zusammenstosse führt, so sind die Nomaden stets bei angesiedelten Völkern als Räuber und Diebe verschrieen und ungern gesehene Nachbaren. Während der Nomade die Spur des ihm geraubten Eigenthums verfolgt und gleich die für die Verhältnisse nöthige Macht zur Erlangung seines Rechtes zusammenzubringen vermag, steht der angesiedelte Ackerbauer dem Nomaden gegenüber wehrlos da, das Geraubte wird aus seinem Gesichtskreise entfernt, und er hat keine Möglichkeit, es zu verfolgen. Führt die Spur des geraubten Viehes zu einem fremden Geschlechte, so treibt der Kirgise mit Hilfe seiner Geschlechtsabtheilung das geraubte Vieh von dem ersten Aule des Geschlechtes, dem der Dieb angehört, ein. Entweder wird nun die Forderung anerkannt und das Aul, das den Verlust erlitten, erhält von dem Diebe eine Recompensation, oder es entsteht ein Kriegszustand, wo beide feindlichen Geschlechter sich so lange Scha-

den zufügen, bis der Streit durch ein Schiedsgericht beigelegt wird. Allen diesen Phasen der Rückerstattung des Verlorenen steht der Angesiedelte fremd gegenüber, es fehlt ihm sogar für dieselben jedes Verständniss. Wie kann ein Bauer verstehen, dass irgend ein Nachbar, dessen Knecht einen Kirgisen beeinträchtigt hat, sich nun am Eigenthume des vollständig Unbetheiligten schadlos halten will? Ja, wenn selbst der Angesiedelte ein Verständniss für die Rechtsverhältnisse der Nomaden hätte und es verstände, das ihm gestohlene Vieh einzutreiben, so würde er doch immer im Nachtheile sein, denn der Kirgise erhält nach Ablauf der Kriegszeit alles Verlorene voll zurückerstattet. Die Mühen dabei rechnet er nicht, sie sind eine Abwechslung bei seinem eintönigen Leben, und da er zu Hause nicht arbeitet, so bringt ihm der Zeitverlust keinen Schaden. Der Ackerbauer aber verliert Arbeitszeit für sich und sein Reitthier, welche er später nicht ersetzt erhalten kann.

Die Klagen der Grenzbewohner der die Steppe umwohnenden Kulturvölker veranlassten daher die Regierung derselben, die Kirgisen stets als sociale Feinde und Ruhestörer zu betrachten und erregte in ihnen den Gedanken, dieselben ihrer Herrschaft unterzuordnen und so Frieden und Ruhe für die Grenzbewohner zu schaffen.

Wie es den Russen allmählich gelungen, die Kirgisen sich unterzuordnen, haben wir in einem früheren Kapitel in kurzer Skizze geschildert; jetzt kommt es darauf an, darzulegen, welche Veränderung in den Verhältnissen der Kirgisen durch die Unterwerfung unter das russische Scepter vor sich gegangen ist. Das erste Gesetz, welches es unternahm, Ordnung in die Verwaltung der mittleren Horde zu bringen, war das Statut der sibirischen Kirgisen, welches allmählich über alle Kirgisen der mittleren Horde ausgedehnt wurde. Dieses Statut versuchte, die ganze kirgisische Bevölkerung in feste Formen der Verwaltung zu bringen.

Die Kirgisen wurden zwei Districten untergeordnet, dem Omsker District (Omskaja Oblast) und dem Semipalatinsker Districte (Semipalatinskaja Oblast), an deren Spitze eine Gouvernementsregierung und ein Kriegsgouverneur standen, die ihren Sitz in den Städten Omsk und Semipalatinsk hatten. Das Omsker Gouvernement zerfiel in die Kreise Koktschetaw, Atbassar, Akmola, Bajanaul und Karkaraly; das Semipalatinsker Gouvernement in die Kreise Pawlodar, Semipalatinsk, Sergiopol, Kok-

Digitized by Google

betki, Kopal und Almaty. Diese Kreise wurden unter Militärkreischefs gestellt, die in den Kreisstädten ihren Sitz und ihre Verwaltung hatten. Die Kirgisen jedes Kreises bildeten eine Volksabtheilung, die eine eigentliche kirgisische Verwaltung (zuerst Prikas, später Kreisverwaltung genannt) hatte, welche die Polizeigewalt und die höchste Gerichtsbarkeit für den Kreis ausübte.

Bei der weiteren Eintheilung der Kirgisen sucht das Statut sich an die kirgisischen Gesellschaftsverhältnisse anzuschliessen. Etwa 50—70 Jurten bilden eine Einheit, die unter dem Namen Aul zusammengefasst wird. An der Spitze jedes Aules steht ein Aulnyi Starschina (Aul-Aeltester), dessen Thätigkeit und Rang ungefähr denen eines russischen Dorfältesten entsprechen sollen. Der Aulnyi Starschina wird auf drei Jahre vom Volke des Auls gewählt und zwar durch einfache Stimmenmehrheit der Versammelten. Der gewählte Aul-Aelteste tritt erst sein Amt an, wenn er die Bestätigung des Kreis-Chefs erhalten. 10—12 Aule werden zu einem Wolost vereinigt, an dessen Spitze ein Wolost-Aeltester steht, der früher ein erblicher Sultan (Adliger) war, dessen Würde sich in gerader Linie forterbte. Die Sultane erhielten dadurch eine Anerkennung ihres Adels und eine legitime Macht, indem ihnen sogar eine Beamtenrangklasse zuertheilt wurde. Später wurde den Adligen das Recht der Wolostverwaltung genommen und vom Volke erwählte Pravitel (Verwalter) an ihre Stelle gesetzt, die nun ebenfalls auf drei Jahre bestätigt wurden. Jeder Kreis bestand aus 15—20 Wolost und die Kreisverwaltung aus einem Vorsitzenden, dem Starschi-Sultan (Sultan-Aeltesten = Aga Törö), zwei russischen Beisitzern und zwei Beisitzern von angesehenen Kirgisen. Der Sultan-Aelteste wurde von den Sultanen gewählt und hatte drei Jahre zu dienen, die kirgisischen Beisitzer wurden vom Volke aber nur auf zwei Jahre gewählt.

Die Pflicht der Kreisverwaltung bestand darin: 1. vom Volke Unglück abzuwehren und ihm rechtzeitig Hilfe zu leisten; 2. Fortschritte und Kenntnisse unter dem Volke zu verbreiten; 3. alle Unordnungen (Kriegsverhältnisse, Raub, Diebstahl u. s. w.) zu unterdrücken; 4. die Rechtspflege zu beaufsichtigen; 5. eine Statistik der Bevölkerung zusammenzustellen; 6. die Handelsbewegung zu verfolgen; 7. die richterliche Gewalt in der Criminaljustiz auszuüben. Allen obengenannten kirgisischen Beamten

Digitized by Google

wurde ein bestimmtes Gehalt aus der Kreiskasse ausgezahlt. Ausserdem wurden bei den Kreisverwaltungen Hospitäler, Schulen, Kreisärzte, Magazine angelegt.

Von den Kirgisen wurde jetzt eine bestimmte Abgabe (Jassak) erhoben und zwar von dem Vieh, mit Ausnahme der Kameele, der hundertste Theil seines Werthes. Ausser dem Jassak hatten die Kirgisen die Verwaltungspost zwischen den Aulen, Wolostverwaltungen und der Kreisverwaltung durch besondere Boten zu unterhalten und endlich noch Pferde für die im Dienste reisenden Beamten zu stellen.

Was das Gerichtswesen der Kirgisen betraf, so wurden nur folgende Criminalfälle von der Kreisverwaltung nach russischem Gesetze gerichtet: Hochverrath, Mord und Todtschlag, Raub und Weigerung des Gehorsams der Verwaltung gegenüber. Alle anderen Prozesse wurden als Civilprozesse bezeichnet und nach Steppenrecht von dem Bī gerichtet. Gegen Entscheidungen des Bī (dessen Einsetzung und Bestätigung in dem Statut nicht erörtert wird) kann jeder Kirgise an die Gouvernementsverwaltung appelliren; ist der Einwand stichhaltig, so wird die Sache der Kreis-Behörde überwiesen, die auch nach kirgisischem Rechte entscheidet.

Durch das Statut wurden den Kirgisen ferner die vollen Rechte der russischen Unterthanen eingeräumt, sie konnten die Steppe verlassen und sich mit Pässen in das innere Russland begeben, sie durften in russische Lehranstalten treten und nach Erwerb von Diplomen aus dem Kirgisenverbande ausscheiden. Innerhalb der Steppe aber durften sie nur in ihrem eigenen Wolost in bestimmten, ihrem Aul gehörigen Gegenden nomadisiren. Zu jeder Uebersiedelung in ein anderes Aul war die Einwilligung der betreffenden Gesellschaftsabtheilung einzuholen.

Indem das Statut die Wählbarkeit eines Theiles der Kirgisen-Beamten einführte und dabei die leibliche Macht der Sultane beibehielt, entstand vom Anfange an ein Zwiespalt in der Verwaltung, der sich immer mehr vergrösserte und bald die Abänderung veranlasste, die Macht der Sultane zu beschränken und nur den Vorsitzenden der Kreisverwaltung, den Aga-Sultan, aus den Sultanen wählen zu lassen.

Die Einführung des Statutes führte in der That zu einer Beruhigung in der Steppe und gab der kirgisischen Verwaltung eine grössere Festigkeit und Gewalt in der mittleren Horde und

Digitized by Google

nach der Unterwerfung von Taschkend auch in der grossen Horde. Die Macht der Regierung nahm von Jahr zu Jahr zu, während die Freizügigkeit der Kirgisen immer mehr eingeengt wurde. Der Jassak aber war viel zu unbedeutend, da die russische Regierung nicht die Möglichkeit hatte, den Viehbestand zu controlliren, die Kirgisen aber kaum den zehnten Theil ihres Viehbestandes anzeigten, denn die reicheren Leute nahmen ja selbst die Verwaltungsposten ein. Es wurde daher in der Mitte der sechziger Jahre eine neue Verwaltung der Kirgisen eingeführt, die an Stelle der Viehsteuer eine Steuer von 3 Rubel für jeden Rauch, d. h. für jede bewohnte Jurte, als Abgabe fixirte. Es wurde durch eine Zählung die Menge der Jurten festgestellt, davon wurde von je zehn Jurten ein Zehnjurten-Mann zur Ausübung der Polizeiaufsicht gewählt. Dann für je fünfzig Jurten ein Deputat. Diese Deputaten versammelten sich jährlich in jedem Wolost, um die Normalabgaben den Vermögensverhältnissen nach zu vertheilen. Alle Beamten wurden erwählt und die Macht der Sultane vollkommen beseitigt. Dabei wurden die Kirgisen von der Verpflichtung befreit, für die reisenden Beamten Pferde zu stellen. Die Einführung einer so radicalen Umwälzung der kirgisischen Verwaltungsverhältnisse war natürlich erst dann möglich, als die russische Machtsphäre sich nicht nur über die ganze Kirgisensteppe ausgedehnt, sondern sich auch in allen die Kirgisensteppe umgebenden Ländern befestigt hatte.

Ueber die Wirkungen der neuen Verwaltungsregierung vermag ich durchaus kein Urtheil zu fällen, da ich die Kirgisen nur gleich nach der Einführung derselben besuchte, wo es noch nicht möglich war, die Folgen der Neuerungen zu beobachten. Klagen habe ich nicht wenige gehört, sowohl von Seiten der Kirgisen wie auch von Seiten der Beamten. Das will aber nicht viel sagen, denn jede Neuerung wird angefeindet.

Die Wirkungen des früheren Statuts habe ich aber wohl zu beobachten Gelegenheit gehabt: Ordnung ist durch dasselbe hergestellt und ausserdem sind die den Kirgisen benachbarten angesiedelten Ackerbauer durch dasselbe geschützt worden. Dagegen ist nicht zu leugnen, dass der Reichthum des Volkes proportional mit der Herstellung der Ordnung abgenommen hat. Die innere Horde von Semipalatinsk, die ganz vollkommen pacificirt ist, ist am meisten heruntergekommen, während der Reichthum des Volkes immer mehr zunimmt, jemehr man sich der

grossen Horde nähert. Dabei lässt sich auch das Factum beobachten, dass diejenigen Theile der Kirgisenhorde, die China unterworfen waren und noch jetzt unterworfen sind, einen unvergleichlich höheren Wohlstand zeigen, als die Russland unterworfenen Kirgisen. Dasselbe müssen wir auch von anderen Nomaden sagen, die sich unter chinesischer Botmässigkeit befinden, wie von den Kalmücken und Mongolen. Trotzdem ist auch die Pacification dieser chinesischen Nomaden vollkommen hergestellt. Ausserdem muss noch erwähnt werden, dass Russland jährlich riesige Summen zahlen muss, um das Budget der Steppenverwaltung aufrecht zu erhalten, während China nicht nur keinen Pfennig zu der Steppenverwaltung zuzahlt, sondern noch einen bedeutenden Tribut von seinen Nomaden bezieht. Es wird nicht uninteressant sein, das Verhalten der chinesischen Regierung den Nomaden gegenüber kurz zu erörtern.

Die Chinesen nennen alle Steppennomaden äussere Leute (wai-gu-shin), die gerade in dem Zustande, in dem sie leben, als nützliche Unterthanen des Reiches betrachtet werden. Die Regierung thut daher absichtlich nichts, um die Lage der Nomaden zu verbessern, sie zu Ackerbau zu veranlassen oder ihnen bessere Einrichtungen zu octroyiren. Die frühere Verwaltung hat sie dadurch befestigt, dass sie alle Beamten der freien Mongolen bestätigte und ihnen chinesische Rangklassen gab, sie in ein Steppenheer eintheilte und dieses Heer einer obersten chinesischen Verwaltung unterordnete. Die Poststrassen und alle chinesischen Beamten mussten von den Mongolen bezahlt werden, ja alle Reisespesen der reisenden Beamten wurden durch directe Naturalabgaben geleistet. Dann wurde ein Theil der Bevölkerung als Postbevölkerung, ein anderer als Ackerbauer zur Proviantbeschaffung angesiedelt und zuletzt der Piquet- und Garnisondienst den Mongolen anvertraut. In die innere Verwaltung der Nomaden mischte sich aber die chinesische Regierung in keiner Weise, liess auch keinerlei Annäherung der Steppenbewohner an die angesiedelten Einwohner Chinas und keinerlei Verlassen des Nomadenlebens zu.

Ich will diese Art der Verwaltung durchaus nicht als Ideal hinstellen, ich glaube aber, dass die Wirkungen des chinesischen Regims uns beweisen, dass es schädlich ist, der Nomadenbevölkerung neue Anschauungen aufzuzwingen, während der Nomade am besten weiss, was für ihn das Nützlichste ist, und dass die

Digitized by Google

humanistischen Bestrebungen der russischen Verwaltung, durch Einengung der den Nomaden nöthigen Freiheit dem Wohlstande des Volkes mehr Schaden gebracht haben als eine bedeutend höhere Abgabe, wie sie die Chinesen von ihren Unterthanen eintreiben. Der sociale Bau und die Rechtsanschauungen der Nomaden sind eben, wie ich oben weitläufig auseinander gesetzt habe, andere und müssen naturgemäss andere sein, als der sociale Bau und die Rechtsanschauungen angesiedelter Völker. Eine Fortentwickelung der Verhältnisse muss in der Steppe natürlich ganz von selbst vor sich gehen; von aussen kommende, auf leere Theorieen gegründete Anordnungen können den wahren Fortschritt nur hindern. Ein grosser Theil der Steppe aber kann, den natürlichen Bedingungen des Landes gemäss, nur von Nomaden bewohnt werden, und es würde ein unbedingter Rückschritt, eine Entvölkerung eintreten, wenn man die Nomaden in Ansiedler verwandeln wollte.

Bevor ich meine Schilderung des Zustandes der Kasak-Kirgisen schliesse, will ich noch eine kurze Uebersicht über das Gewohnheitsrecht der Kirgisen geben. Das alte kirgisische Recht kannte nur wenige Criminalfälle, die eine Bestrafung des das Verbrechen verübt Habenden forderten; dies waren Todtschlag, Ehebruch, Nothzucht, bei denen von den Verwandten die Tödtung des Verbrechers gefordert werden konnte. Ausserdem konnte derjenige, welcher ein Glied durch die Schuld eines Anderen verloren hatte, fordern, dass dem Verschulder dasselbe Glied seines Körpers abgehauen werde. Jeder Kläger hatte aber das Recht, eine Civilklage gegen den Verbrecher zu richten und eine Bezahlung von Strafgeldern als Sühne für das Verbrechen zu fordern. Die Strafgelder zerfallen in zwei Arten: 1) in Strafgelder, die für Criminalverbrechen gezahlt werden und *Kun* heissen, und 2) in Strafgelder, die man für kleinere Verbrechen und Vergehen fordert und *Aip* genannt werden.

1. *Kun.* Die Einheit des Kun ist das Sühnegeld für Tödtung eines freien Mannes (nähere Umstände, wie Absicht, Rache, Mord werden nicht in Betracht gezogen), sie beträgt 100 Pferde (= 1000 Schafe).

Für Tödtung eines Sultans muss den Verwandten der Kun von sieben Menschen gezahlt werden.

Bei Tödtung von Frauen, Mädchen und Sklaven wird ein

Digitized by Google

halber Kun, 50 Pferde (500 Schafe) gezahlt und ausserdem als Aip ein Neunt (bir togus), d. h. neun Köpfe allerlei Viehes.

Wird eine Ehefrau mit Gewalt entführt oder ein Mädchen genothzüchtigt, so hat der Gatte der Frau oder die Verwandtschaft des Mädchens das Recht, einen halben Kun, also den Preis für Tödtung zu fordern.

Für Tödtung eines Kindes unter zehn Jahren muss ein drittel Kun, d. h. 30 Pferde (200 Schafe) gezahlt werden.

Schlägt man einem Manne ein Auge aus oder verletzt man ihm den rechten Arm so, dass er zu keiner Arbeit mehr fähig ist, so wird ebenfalls ein halber Kun gezahlt. Verletzt man in dieser Weise eine Frau, so kann eine Forderung auf einen viertel Kun gestellt werden.

Tödtet der Mann seine Frau, wenn er sie beim Ehebruch trifft, auf der Stelle, so geht er straflos aus; ebenso wurden Eltern nicht bestraft, die ihre Kinder tödteten, oder Herren, die ihren eigenen Sklaven das Leben nahmen. Dagegen wurde die Frau, die ihren Mann getödtet hatte, oder der Knecht, der seinen Herrn um's Leben gebracht hatte, unbedingt mit dem Tode bestraft.

2. *Aip.* Das höchste Strafgeld sind drei Neunt (üsch togus), d. h. dreimal neun Stück Vieh, und zwar wird ein solches Strafgeld für einen zerbrochenen Oberarm, für den Verlust der linken Hand oder eines Fusses, ebenso für einen gegen einen Sultan geführten Schlag bezahlt.

Zwei Neunt (eki togus) hat derjenige zu entrichten, der vom Ehemann bei dessen Frau angetroffen wird.

Ein Neunt (bir togus) endlich zahlt man für einen zerbrochenen Daumen oder für die Beleidigung eines Sultans.

Wer eine schwangere Frau niederwirft, so dass sie in Folge dessen ein todtes Kind gebärt, hat für das Kind, wenn es unter fünf Monate alt war, für jeden Monat ein Pferd, war es aber über fünf Monate alt, für jeden Monat ein Kameel zu zahlen.

Ein Pferd und einen Rock zahlt man für einen ausgebrochenen Zahn, für einen zerbrochenen Finger und für eine Verwundung am Kopfe. Für den zerbrochenen Zeige- oder Mittelfinger wird noch ausserdem ein öffentlicher Fussfall als Sühne auferlegt.

Diebstahl wird mit drei Neunt (üsch togus) bestraft. Bei der Berechnung der Strafe wird 1 Kameel gleich 3 Pferde oder

30 Schafe gerechnet. Ein Dieb, der mit einem gestohlenen Pferde ergriffen wird, wird folgendermassen bestraft: 1) nimmt man ihm das Pferd, auf welchem er reitet (kandy at, d. h. das blutige Pferd); 2) muss er noch zwei Pferde Strafe zahlen, und zwar eins für den Hals des gestohlenen Pferdes als Zugabe (moinuna kossak), sowie eins als Stütze für den Hintern (kötünö tirkääü).

Der betreffende Prozess wird stets vor einem Schiedsgerichte (einem oder mehreren Bī) geführt, wobei jede der betheiligten Personen vorher das Urtheil des Richters als für sich bindend anerkennen muss. Der Richter fordert stets zwei oder drei Zeugen; kann der Kläger diese Zeugen nicht stellen, so muss ein Eid geleistet werden, und zwar hat nicht der Verbrecher denselben zu leisten, sondern eine als rechtlich bekannte Persönlichkeit, die durch einen falschen Eid die Sünde des Verbrechers auf sich nimmt. Die Eidesleistung geschieht gewöhnlich über dem Lauf einer geladenen Flinte. Leistet Niemand für den Verbrecher den Eid, so wird er verurtheilt. Frauen und Diener können nicht als Zeugen auftreten.

Kann der Verurtheilte das Strafgeld nicht zahlen, so kann es von den Verwandten oder Aulgenossen des Schuldigen eingetrieben werden. Weigert sich aber der Schuldige zu zahlen, so wendet sich der Beeinträchtigte an den Jurtenältesten oder an den Verwalter der Geschlechtsabtheilung, dann wird mit Bewilligung des eigenen Stammes ein Kriegszustand erklärt und das Vieh mit Gewalt von den Stammesgenossen des Schuldigen eingetrieben. Als Bezahlung für ihre Müheleistung erhalten die Richter den zehnten Theil der einzutreibenden Summe.

Das neue Statut für die Verwaltung der Kirgisen sucht die Gerichtsbarkeit dadurch zu ordnen, dass über den Richtern (Bī) noch eine Berufungsstelle der vereinigten Richter des Kreises eingesetzt ist.

Aus dem Strafcodex des kirgisischen Rechtes sehen wir, dass die Kirgisen, nach ihrer Eintheilung in Sultane und gemeine Kirgisen, nicht auf einer Stufe stehen. Obgleich die neue Verwaltungsordnung die Rechte der Sultane aufhebt und dadurch auch das Ansehen derselben immer mehr verblichen ist, so hatte ich doch überall nach Einführung der neuen Verordnungen Gelegenheit, zu beobachten, dass die Sultane noch immer eine gewisse Achtung geniessen. So gab mir der frühere Aga-Sultan

der grossen Horde, Tesek, im Jahre 1869 einen offenen Brief an seine Freunde mit, in Folge dessen ich bei sämmtlichen Stämmen, welche das Schreiben anging, mit grosser Zuvorkommenheit empfangen wurde. Bis heute tragen die Sultane noch die Eulenfedern auf dem Käpsel. Ueberall redet sie das Volk mit dem Worte „taksyr" (edler Herr) an, und zwar indem man die Hände über Kreuz auf der Brust zusammenlegt. Jeder, der sich einem Aule des Sultans nähert, steigt eine Strecke vor demselben vom Pferde und geht auf die Jurte zu, indem er das Thier am Zaume führt. Niemand wagt mit der Knute am Handgelenk in die Jurte des Sultans zu treten, sonst hat Letzterer das Recht, dem Schuldigen sein Reitpferd abnehmen zu lassen. Ist der Sultan reich und angesehen, so wird jeder Kirgise sich unbedingt dem gewohnten Ceremoniel fügen; ob aber auch armen und herabgekommenen Sultanen dieselbe Ehre erwiesen wird, bezweifle ich. Die früheren Leibeigenen und Sklaven der Sultane, die schon seit mehreren Jahrzehnten freigelassen sind, suchen noch immer in der Nähe der Sultane zu nomadisiren und werden, obgleich sie jetzt den übrigen Kirgisen vollkommen gleichberechtigt sind, noch immer Tölöngüt genannt. Ich kann mir diesen Namen nicht anders erklären, als dass viele Leibeigene ursprünglich Kriegsgefangene von den Teleuten waren und daher aus Gewohnheit der Eigenname Tölöngüt allmählich zu einem Appellativum in der Bedeutung Kriegsgefangener überhaupt und dann zuletzt in der Bedeutung „Leibeigener des Sultans" wurde.

Die Bezeichnungen „kul" (Sklave) und „küng" (Sklavin) haben sich jetzt in Diener und Dienstmagd verändert.

2. Die Kara-Kirgisen.

Ganz auf einer ähnlichen Civilisationsstufe wie die Kasak-Kirgisen stehen ihre südöstlichen Nachbaren, die schwarzen Kirgisen (Kara Kyrgys). In Sprache, Sitten, Kleidung und Einrichtung der Wohnungen, ebenso in Erwerb und Lebensweise unterscheiden sich die Kara-Kirgisen nur in geringem Maasse von den Kasak. Der Typus der Kara-Kirgisen ist unbedingt ein anderer als der der Kasak, dies fiel mir besonders scharf bei meinem ersten Besuche der Kara Kyrgys vom Geschlechte Bugu auf, das ich im Jahre 1862 am Karkara-Flusse antraf. Die Physiognomieen der Kara-Kirgisen erinnerten mich stark an diejenigen der altajischen Bergkalmücken und Teleuten. In ihrer

Digitized by Google

Kleidung unterscheiden sich die schwarzen Kirgisen nur sehr wenig von den Kasak. Die einzigen Unterschiede, die mir aufgefallen, sind die mit bunten Schnüren besetzten Kaftane, die Patronen und Kugeltaschen und die weissen Filzhüte, die man bei den Kasak nur selten findet und die dem Volke auch den Namen Ak-Kalpak (Weiss-Hüte) eingetragen haben. Ebenso unterscheidet sich die Jurteneinrichtung kaum von derjenigen der Kasak, nur sieht man in ihren Jurten weniger Teppiche und gestickte Bänder und ausserdem neben jeder Jurte einen Speer aufgestellt, was man bei den Kasak nicht antrifft.

Die Beschäftigungen der schwarzen Kirgisen sind fast dieselben wie bei den Kasak. Die Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht, die hier ganz in der früher beschriebenen Weise betrieben wird. Es ist aber zu erwähnen, dass die schwarzen Kirgisen verhältnissmässig mehr Pferde und Rindvieh halten als Kleinvieh und Kameele. Die Pferde sind kleiner und der mongolischen Race sehr ähnlich. Ausser den vier Viehsorten der Kasak halten die schwarzen Kirgisen noch den tibetanischen Gjak (bos gruniens), der von ihnen Kudas genannt wird. Im Allgemeinen kann man sagen, dass die schwarzen Kirgisen weniger Vieh besitzen als die Kirgisen der grossen Horde. Leute, die 2000 Pferde und 3000 Schafe haben, gelten schon für ausserordentlich reich.

Die Art des Nomadisirens der schwarzen Kirgisen unterscheidet sich von der der Kasak. Die schwarzen Kirgisen wohnen nicht aulweise, sondern in ganzen Geschlechtern, im Winter an den Ufern der Flüsse in einer ununterbrochenen Jurtenreihe, die sich oft 20 und mehr Werst lang hinzieht. Sie führen in derselben Art auch ihre Jurtenzüge im Sommer immer höher in's Gebirge, so dass dann jedes Geschlecht einen besonderen Bergriegel abweidet. Diese Art des Nomadisirens ist zum Theil durch die Verhältnisse des Landes bedingt, zum Theil aber auch durch den viel kriegerischeren Charakter des Volkes. Bei dieser Jurtenaufstellung der schwarzen Kirgisen ist es möglich, dass in wenigen Stunden ein ganzes Heer zum Angriff oder zur Vertheidigung bereit steht. In früherer Zeit mag diese Art des Nomadisirens auch bei den Kasak in Gebrauch gewesen sein, denn sie ist für den Kriegszustand der freien Nomaden die einzig mögliche. Als ich im Jahre 1864 die Soltu besuchte, erzählten mir die Beamten, dass die schwarzen Kirgisen nach der end-

gültigen Unterwerfung durch die Russen ihre Jurtenaufstellung zu ändern beginnen und, ganz wie die Kasak, sich in Aule abzutheilen anfangen.

Die Jagd wird, ebenso wie bei den Kirgisen, fast nur als Belustigung betrieben. Es giebt nur wenige Jäger von Profession und diese treiben ihr Gewerbe auch nur im Frühlinge, wo sie Marale mit frischen Hörnern erlegen, welche von den Chinesen zu einem hohen Preise gekauft werden. Die Jagd mit Jagdvögeln ist ebenso verbreitet wie bei den Kasak.

Der Ackerbau ist bei den schwarzen Kirgisen noch mehr verbreitet als bei den Kasak. Sie bearbeiten das Land sorgfältiger und ernten im Durchschnitte etwa das 10te bis 15te Korn. Die Felder müssen künstlich bewässert werden; die Bewässerungsarbeiten der schwarzen Kirgisen sind meist sorgfältiger ausgeführt als bei den Kasak. Die Bugu haben ihre Felder hauptsächlich am Ufer der Seen Terskei, Küngäi, Tuikal; die Sary Bagysch hingegen zwischen den Flüssen Kürmet und Kissinggir. Die schwarzen Kirgisen säen Weizen, Gerste und mehrere Hirsearten. Als Pferdefutter benutzen sie Gerste und eine feine Art Hirse. Aus der Hirse bereiten die schwarzen Kirgisen eine Art Bier (busu) und aus diesem destilliren sie Branntwein, den sie im Winter trinken. Im Sommer bereiten sie, wie schon oben erwähnt, Milch-Branntwein.

Alle übrigen Handarbeiten sind dieselben wie bei den Kasak, nur verstehen die Frauen vortreffliche weisse Filzschuhe aus den Flaumhaaren der Ziegen zu bereiten und auch Filzmäntel mit Aermeln, die sie „kibenek“ nennen. Diese Industrie kennen die Kasak nicht.

Die schwarzen Kirgisen sind alle Mohammedaner (Bussurman) wie die Kasak, sie sollen aber den Islam viel später angenommen haben als diese. Die Tataren behaupten, dass die Kara-Kirgisen vollkommene Heiden seien, die weder Fasten noch Gebete und Glaubenssätze kennen, ja der Name des Propheten selbst sei ihnen unbekannt. Sie sollen geistige Getränke über Alles lieben und es für keine Sünde halten, sich bis zur Besinnungslosigkeit zu betrinken. Es sollen bei ihnen noch vielerlei Erinnerungen des früheren Heidenthums vorhanden sein. So wurde mir erzählt, dass sich sowohl Männer wie Frauen vor dem Feuer verneigen, indem sie in dasselbe Fett giessen. Eine ähn-

liche Ceremonie sollen sie am Donnerstag vor neun Lichtern ausführen. Die Männer sollen manchmal Lampen bei heiligen Hainen anzünden, wo einst, der Volkssage nach, Heilige gelebt haben. Ferner theilte man mir bei den Bugu mit, dass in der dortigen Gegend drei Orte exsistiren, die die schwarzen Kirgisen für heilig halten: der Berg Küngrämän an der Schu-Quelle, der Berg Tschulpassa am Flusse Koi-su und der Berg Ala-Baschy-Ata am Tess. Alle diese Gebräuche sollen sogar von den Kasak der grossen Horde als Götzendienst verurtheilt werden, obgleich diese selbst nicht allzustrenge Mohammedaner sind.

Ich meinerseits kann nur sagen, dass die schwarzen Kirgisen sich für strenge Mohammedaner halten und sich scharf von den Kalmücken absondern, die sie als Ungläubige betrachten. Trotz ihrer geringen Kenntniss der Religion sind sie fanatischer Andersgläubigen gegenüber als die Kasak und ihre Sagen sprechen von Glaubenskämpfen. Dies mag zum Theil daher kommen, dass sie dicht neben den Ungläubigen wohnen.

Ihre religiösen Anschauungen giebt am besten eine Episode des Volksepos wieder, in der geschildert wird, wie der Kalmücken-Fürst Alman Bet zum Islam übergeht:

Alman Bet trifft am Ufer des Issik Kul den dort jagenden Köktschö und redet ihn mit kalmückischem Grusse an. Köktschö sagt, er verstehe ihn nicht. Darauf erklärt Alman Bet seinen Gruss und fährt fort:

„Wenn wir diese Welt verlassen,
Um zum Jenseits zu gelangen,
Giebt es für uns einen Weg?“
Darauf antwortete Köktschö:
„Wenn den Schnurrbart du beschneidest,
Wenn den Bart du wachsen lässt,
Scheerst vom Haupte dir das Haar,
Nimmst den Mützenknopf vom Haupte,
Von dem Freitag bis zum Freitag,
Sind's im ganzen sieben Tage,
Mit dem Freitag sind's acht Tage,
Dann kommt man in's Paradies;
Gott, der Herr, der Allerhabne,
Lässt die Sonn' am Himmel glänzen,
Lässt den Mond am Himmel glänzen,
Lässt die Erde durch sie wärmen.“
Darauf sprach der Alman Bet:
„Wenn den Schnurrbart ich beschneide,

Wachsen lasse meinen Bart,
Kommt die Fahn' mit gold'nem Glanze,
Kommt ein Heer von sechzig Schaaren.
An der Seit' hast du die Scheere,
Hast zur Seite auch das Messer,
Hast im Busen auch das Buch,
Hast am Halse den Koran;
Zeig' den Koran, will ihn sehen,
Will aus deinem Buche lesen!"

Köktschö stellt nun sein Zelt auf und will den Alman Bet mit Thee bewirthen. Jener weigert sich aber, den Thee anzurühren, ehe er Muselman geworden sei. Da stellt Köktschö noch einmal das vorerwähnte Anerbieten.

Alman Bet, der Tigergleiche,
Er beschnitt sich seinen Schnurrbart,
Liess den untern Bart sich wachsen,
Schor sich ab des Hauptes Haar,
Oeffnet' die erhab'ne Schrift,
Legte sie dann vor sich hin,
Las den Koran ohne Hilfe,
Ohne Beistand las das Buch er,
Sprach der Sohn des Kara Kan,
Alman Bet, der Tigergleiche:
„Will ein Muselman jetzt werden."

Darauf schliesst er mit Köktschö Freundschaft und fährt dann fort:

„Will zu meinem Volk jetzt gehen,
Will zu meiner Jurte gehen,
Will zu meinem Volke sprechen,
Will zu meiner Jurte sprechen!
Folgt mein Volk nicht meiner Rede,
Streu' ich meine Schätze aus;
Wenn der glüh'nden Oirot Fürsten
Ich getödtet, will ich fliehen.
Hört mein Volk auf meine Worte,
Will ich des Oirot sechs Söhne,
Die aus Furcht flussabwärts flohen,
In der Mitte der Moslim,
Dreier Väter Söhne siedeln,
Will ihr Vieh aufschreibend zählen,
Heilig machen all ihr Vieh,
Will auch ihre Habe zählen,
Heilig ihre Habe machen,
Will dann mit den Moslim leben."

Digitized by Google

Hierauf reitet Alman Bet zu seinem Vater.

Als in seines Vaters Haus
Eintrat dieser Alman Bet,
Sprach er: „Salam aläi küm“ Vater.
Ob er gleich den Gruss gesprochen,
Ward der Gruss doch nicht erwidert,
Niemand stand vom Platze auf.
Alman Bet ganz dicht beim Feuer
Stellte dort sich auf und sprach:
„Ohne Kinder mögt ihr bleiben!
Sie nicht auferziehend, altern!
Hier ist nur die Lügenwelt,
Jenseits ist die wahre Welt;
Lasst für jene Welt uns hier
Schon das Gute ganz erkennen,
Kukuldabat kualdat,
Lass' des Korans Red' erkennen,
Zwischen Paradies und Mekka,
Lasst die Mitte uns erflehen,
Lasst uns Muselmane werden!
Haltet ihr jetzt euren Rath,
Morgen komm' ich, will ihn hören.“

Als Alman Bet am anderen Morgen erscheint, fordert er seinen Vater abermals auf, Muselman zu werden, indem er die gestrige Rede wiederholt und noch hinzufügt:

„Lieber als ein Fürst der Kafir,
Will der Moslim Knecht ich sein.“

Vater und Mutter weigern sich aber, der Aufforderung des Sohnes nachzukommen, ebenso das ganze Volk der Oirot; da verlässt Alman Bet die elterliche Jurte und besteht den Kampf mit den Heeren der Kalmücken.

Alman Bet pflanzt' auf sein Banner,
Trieb die glühenden Oirot
Weit nach Sonnenaufgang hin.
„In der Brust, du Seele, einz'ger Freund!
Zunge, du im Halse, einz'ger Freund!
Mögen uns die Engel beistehn!
Von den glüh'nden Oirot
Floh ich, nicht den Bunten nehmend,
Floh ich, nicht dem Falben folgend.
Schöpfer, was hab' ich verbrochen,
Herrgott, was hab' ich gethan?“

Digitized by Google

Alman Bet rüstet sich nun zum Kampfe und stösst den Schlachtruf hervor.

Das Geschrei unzähl'ger Männer,
Stiess hervor jetzt Alman Bet,
Das Getrappel vieler Pferde
Bracht' hervor sein rothes Reitpferd;
Berge machte er aus Mützen,
Häuser aus Kalmückenjacken,
Er zerstreut' all' seine Habe.
Als der glühenden Oirot
Fürsten er getödtet, floh er.
Es erblasst des Mondes Schein,
Aidar's Sohn, den Kan Köktschö
Fest umarmend, ward sein Freund er,
Um ein Muselman zu werden.

Diese Episode verräth in der That nur höchst dürftige Kenntnisse vom Islam und es hat fast den Anschein, als ob die Religionskenntnisse der Kara-Kirgisen sich überhaupt nicht weiter erstrecken, als dieses Lied schildert. Und doch — o wunderbare Natur des Menschen! — sind diese oberflächlichen Kenntnisse im Stande, einem ganzen Volke den Stempel einer Religionsgemeinschaft aufzudrücken und sie sogar zum Fanatismus und Glaubenseifer anzufachen.

Die schwarzen Kirgisen sind allgemein bei ihren Nachbaren sehr verrufen. Man bezeichnete sie mir als schlau und unzuverlässig, neugierig und schmeichlerisch, stets viel versprechend und nie ihren eingegangenen Verpflichtungen nachkommend. Besonders machen sie sich aber bei ihren Nachbaren durch ihre Räubereien und Kriegszüge verhasst, bei denen das ganze Volk eine Einigkeit zeigt, wie man sie vergebens bei den Kasak suchen würde. Ich erlaube mir kein Urtheil, da ich zu wenig bei den schwarzen Kirgisen gelebt habe; ich glaube aber sicher, dass sie viel besser sind als ihr Ruf. Sie sind seit Jahrhunderten der Spielball ihrer Nachbaren gewesen. Bald sind sie von Kalmücken, bald von Chinesen und bald von Kokandern bedrängt, an ihrem Besitzstande geschädigt worden. Ist es wunderbar, dass ein Volk, das so kriegerisch und muthig ist wie die schwarzen Kirgisen (und diese Eigenschaft heben alle Feinde hervor), sich für die Unbill der Nachbaren zu rächen sucht? Man höre nur, was z. B. die Kokander früher von den schwarzen Kirgisen an Abgaben eintrieben: 1. Tünlük säkät (die Jurten-Abgabe), ein

Schaf von jeder Jurte; 2. Alal Säkät (Vieh-Abgabe), von je 50 Stück Vieh ein Stück; 3. Charadsch (die Getreide-Abgabe), von jeder Tenne drei Schafe. Ausserdem wurde 4. von Zeit zu Zeit eine Kriegssteuer erhoben und zwar von jeder Jurte eine Goldmünze (dilla) = 3 Schafe. Alle diese Abgaben wurden stets mit Gewalt eingetrieben.

Dass die Kara-Kirgisen nicht schlimmer sind als ihre nördlichen Nachbaren, die Kasak, scheint mir am Deutlichsten der Umstand zu beweisen, dass die Sary Bagysch und Solty, die ich im Jahre 1869 besuchte, kaum 5 Jahre nach ihrer Unterwerfung unter Russland schon vollkommen pacificirt waren und dass ich ganz ohne jeden Convoi bei ihnen allein umherreiste und nirgends auch nur eine Spur von feindlicher Gesinnung vorfand. Sie hatten sich sogar ohne jeden Widerstand die neue Verwaltungsordnung auferlegen lassen und sich schneller in die neuen Verhältnisse gefügt als ihre nördlichen Nachbaren.

Jetzt noch einige Worte über die frühere Verwaltung und die socialen Verhältnisse der schwarzen Kirgisen. Der Name Kara-Kyrgys (schwarze Kirgisen) wurde dem Volke nach Angabe der Kasak deswegen gegeben, weil bei ihnen nie Kane geherrscht hätten und sie keinen Adel besässen, den ja die Kasak als weisse Geschlechter bezeichnen. Auch bei den Kirgisen selbst herrscht die Sage, sie hätten stets ohne Kane gelebt und deshalb den grossen Kan gebeten, ihnen seinen Sohn Dshudshi als Fürst zu geben. Derselbe, ein kleiner Knabe, sei aber auf dem Wege unter eine Heerde Kulane gerathen und von diesen entführt worden. Aksak Kulan Dshudshi Kan sei der erste und letzte Kan der Kyrgys gewesen.

Die Geschlechtseintheilung ist ganz wie bei den Kasak-Kirgisen. An Stelle der Sultane aber waren bei ihnen aus dem schwarzen Volke gewählte Herren, die sie Manap nannten. Die Manape hätten, wie man mir erzählte, fast despotische Gewalt über ihre Unterthanen ausgeübt. Die Kirgisen erzählen, dass die Manape bei ihnen erst seit dem vorigen Jahrhundert entstanden seien, und zwar wird der Name von einem der Bī's der Sary Bagysch hergeleitet, dieser hätte die Herrschaft über die Sary Bagysch ganz in seine Hände genommen und deshalb hätten sich auch die übrigen Bī's nach seinem Tode den Namen Manap beigelegt. Die Erzählung scheint mir etwas unwahrscheinlich.

Bei den Kara-Kirgisen hätte sich noch am längsten die

alte Kampfart der Steppenvölker bewahrt. Sie hätten früher immer auf offenem Kriegsfuss mit allen Nachbaren gelebt. Auf den Ruf des Manap hätten alle kampffähigen Männer des Geschlechtes augenblicklich zu den Waffen greifen müssen, um entweder einen Angriff abzuwehren oder einen Ueberfall zu machen. Ihre Waffen seien meist Feuerwaffen gewesen und zwar hauptsächlich Kokander Arbeit. Ausserdem hätten sie auch kasakkirgisische Waffen Lanze, Schlagstock (Sojil) und Mondbeil (aibalta) angewendet und sich in dichten Haufen auf den Feind gestürzt, indem sie Ur! ur! schreien und ausserdem den Urān (Kriegsruf des Geschlechtes) ausstossen, gerade wie es die Kasak-Kirgisen thaten. Der Kriegsruf der Stammabtheilung Sol soll „Kunek" sein, der der Stammabtheilung Ong hingegen „Dshan-Kuras".

Bei den Bugu und Sary Bagysch ist die Tamga (das Eigenthumszeichen) , welches Dshagalbei genannt wird, im Gebrauche, bei den Soltu hingegen die Ai Tamga (Mond-Tamga).

Was die Kara-Kirgisen am meisten von den Kasak unterscheidet, ist die Sprache, die dem altajischen Dialecte viel näher steht und ein sehr alterthümliches Gepräge hat; ebenso der Charakter der Volksliteratur. Die Kara-Kirgisen befinden sich nämlich in der Periode der echten Epik. Die einzelnen Sagen und Legenden der übrigen Türkvölker haben sich bei den Kara-Kirgisen zu einem grossen Epos verschmolzen, dessen Hauptheiden der Muselman-Fürst Manas und der Held der Ungläubigen Joloi ist. Dieses Epos giebt, gerade wie die Epen der Griechen, ein klares Bild des geistigen Lebens und der Sitten des ganzen Volkes; in epischer Breite schildert es Kriegszüge, Freiwerbung, Todtenfeste, Wettrennen, das häusliche Leben u. s. w. Alle Figuren der Sagen treten hier gleichsam in Fleisch und Blut und werden zu wirklichen Charakteren, die wir vor uns handeln und denken sehen. Das bewegende Moment der ganzen Darstellung ist das Uebergewicht der Moslim über die Ungläubigen. Jeder schwarze Kirgise kennt einen Theil dieses Epos. es lebt eben im Volke und lässt gar keine andere poetische Schöpfung neben sich auftreten. Daher hat auch das Versmass des Dshyr das Ölöng vollkommen verdrängt. Einzelne Specimina aus dem Epos hier aufzuführen wäre unnütz, da es unmöglich ist, aus ihnen sich ein Bild der ganzen Dichtung zu entwerfen.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniss

des

ersten Bandes.

Vorwort.

	Seite
I. Geographische und statistische Uebersicht von Westsibirien und den südlichen Grenzländern	1
II. Reiseschilderungen aus dem Altai und der östlichen Kirgisensteppe	32
III. Die Bevölkerung Südsibiriens und der Dsungarei	122
1. Die Karagassen	205
2. Die Abakan-Tataren	206
3. Die Tscholym-Tataren	211
4. Die Tataren des nördlichen Altai	211
5. Die Tataren des eigentlichen Altai	215
6. Die Tataren der westlichen Mongolei	217
7. Die angesiedelten Türkstämme Mittelasiens	222
8. Die nördlichen Steppennomaden	230
9. Die Baraba-Tataren	241
10. Die Irtisch- und Tobol-Tataren	244
IV Die östlichen, nichtmohammedanischen Türkstämme Westsibiriens	249
1. Die altajischen Bergkalmücken	250
2. Die Teleuten	330
3. Die Schor	343
4. Die Lebed-Tataren und Kumandinen	359
5. Die Schwarzwald-Tataren	364
V. Die türkischen Steppennomaden	406
1. Die Kasak-Kirgisen	409
2. Die Kara-Kirgisen	526

Digitized by Google

Verzeichniss
der
Tafeln des ersten Bandes.

		Seite
Titelbild:	Sagajerin (Frau) im Festkleide.	
Tafel 1:	Aussicht vom Ufer des Mrass auf den Berg Odung	79
„ 2:	Aussicht auf den Teletzkischen See und die Tscholyschman-Mündung	98—99
„ 3:	Ueberfahrt über den Ili. Ilithal-Steppe. Koksa-Brücke. Poststation	116
„ 4:	Tabaksbeutel. Branntweinflasche. Schwammtasche mit Feuerstahl. Lastsack. Ueber den Sattel zu legender Lastsack. Chinesische Pfeife. Altajische Pfeife	265
„ 5:	Altajische Gitter-Jurte mit Filzbekleidung. Stangen-Jurte mit Filzbekleidung der Altajer. Götzen der Altajer	268—269
„ 6:	Gezimmerte Jurte des Kurtu Saisan. Alatschyk: Jurte mit Baumrindenstücken belegt. Inneres einer Jurte der Altajer	270
„ 7:	Packpferd. Altajischer Sattel. Gewehrkolben mit Zünder. Packsattel. Kugeltasche und Patronentasche. Gewehr mit Stütze. Gewehr-Inneres. Altajische Gewehr-Patronen	292
„ 8:	Inneres einer altajischen Jurte nach einer Zeichnung von Paul Iwatscheff	296
„ 9:	Teleutisches Haus aus Flechtwerk und Brettern. Opferstelle der Teleuten. Götzen der Schor und Kumandinen	332
„ 10:	Scene aus der Kirgisensteppe	440
„ 11:	Poststation in der Kirgisensteppe	446
„ 12:	Mittelasiatische Kirgisen. Kirgisentypen	457
„ 13:	Kirgisinnen. Junger Kirgise mit Malachei-Mütze (Tumak). Tatarische Lehrer (Mulla) in den Aulen	460
„ 14a u. 14b:	Bewässerungsanlage in der kirgisischen Steppe	464

Digitized by Google

AUS SIBIRIEN.

LOSE BLÄTTER

AUS DEM

TAGEBUCHE EINES REISENDEN LINGUISTEN

VON

DR. WILHELM RADLOFF.

ANDERER BAND.

MIT EINER KARTE UND 16 ILLUSTRATIONSTAFELN.

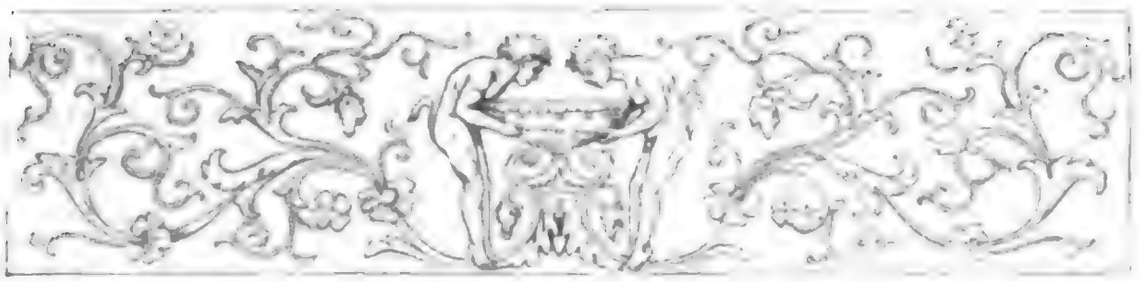
LEIPZIG

T. O. WEIGEL

1884.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
488967
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1911 L

Alle Rechte vorbehalten.



VI.

Das Schamanenthum und sein Kultus.

Verbreitung des Schamanenthums unter den Türk-Völkern. — Die Weltanschauung der Schamanenbekenner des eigentlichen Altai. — Der Schamanenkultus. — Die Spuren des Schamanenthums bei den Kirgisen und anderen Türk-Stämmen.

Alle Völker des nördlichen Asiens, die zu den östlichen Zweigen der ural-altaischen Völker-Familie gehören, d. h. alle tungusischen, mongolischen und türkischen Stämme, waren früher Anhänger des Schamanenthums. Jetzt ist dieser Schamanenkultus nur noch bei den Tungusen allgemein verbreitet, deren sämmtliche Stämme mit Ausnahme der Mandschu, die sich jetzt zur chinesischen Staatsreligion und dem Buddhismus bekennen, ohne Ausnahme Schamanenanhänger sind. Die Mongolen sind durch tibetanischen Einfluss jetzt fast alle eifrige Buddhisten, nur bei den an dem Baikal-See wohnenden Buräten ist der Schamanismus noch allgemein verbreitet; ob bei den Mongolen, den Gobi, noch Spuren des Schamanismus vorkommen, weiss ich nicht anzugeben. Die Türken endlich, die am frühesten von allen drei genannten Gruppen Hochasien verlassen haben, sind seit vielen Jahrhunderten dem Einfluss des Islams erlegen und mit Ausnahme der Bewohner des Altai und des Sojonischen Gebirges sehr eifrige Mohammedaner. Nur ein ganz kleiner Theil der in Russland und Sibirien wohnenden Türk-Stämme ist zum Christenthum übergetreten und ganz allein ein Theil der Sojonen in der westlichen Mongolei sind Buddhisten geworden. Den alten Schamanenglauben sehen wir daher nur bei denjenigen Stämmen erhalten, die bei den Zügen der Türken nach Westen und Süden

in den fruchtbaren Thälern des östlichen Theiles der grossen altaischen Bergkette getrennt von ihren weiterziehenden Nachbarn zurückblieben. Auf diese zurückgebliebenen Stämme haben jetzt schon die benachbarten Völker einen grossen Einfluss gewonnen, so dass das Schamanenthum von Osten her durch den Buddhismus, von Norden und Westen aus durch das Christenthum eingeengt wird. Da alle Abakan-Tataren officiell als getauft aufgeführt werden und auch viele Sojonen Buddhisten geworden sind, so sind es nur noch die altaischen Bergkalmücken, die Teleuten, die Schwarzwald-Tataren und die Schoren, die zum grössten Theil sich offen zum Schamanismus bekennen. Ein Theil der sibirischen Tataren ist erst im letzten Jahrhundert auf russischem Gebiete dem Einflusse der Mohammedaner erlegen. Dies sind die Baraba-Tataren, die Tara-Tataren (Kurdak) und die sogenannten Tomsker Teleuten.

Bevor ich den Beschwörungskultus der Schamanen schildere, will ich versuchen, die Weltanschauung des Schamanenthums darzulegen. Diese Aufgabe ist eine sehr schwierige, sobald man sich daran macht, ein Gesammtbild zu entwerfen, weil das Ganze aus widersprechenden Einzelnachrichten gewonnen werden muss. Dabei werden wir bei der Erforschung des Schamanismus durch keine Spur von schriftlichen Dokumenten unterstützt. Um wie viel schwieriger muss also hier die Zusammenstellung eines Gesammtbildes sein, wenn es schon schwer ist, schriftlich überlieferte Mythen, z. B. des griechischen Alterthums, zu einem Ganzen zu vereinigen. Dabei hat das Volk, das hierbei unsere einzige Quelle ist, nur eine sehr dunkle Vorstellung von seinem Glauben. Die Schamanen selbst, die uns die einzige sichere Quelle sein könnten, fürchten sich allgemein, ihre Geheimnisse zu verrathen und hüllen sich stets in den Nimbus des Geheimnisses, den sie für ihren Erwerb so nöthig haben. Ich war daher nicht wenig erfreut, als ich in der Mission am Kebisen auf zwei getaufte Schamanen traf und hoffte auf reichere Ausbeute. Leider wurde auch in diesem Falle meine Hoffnung getäuscht, denn ich erhielt von ihnen auf alle meine Fragen keine andere Antwort, als: „Unser früherer Gott ist schon so ergrimmt genug, dass wir ihn verlassen haben; was wird er thun, wenn er erfährt, dass wir ihn jetzt noch verrathen? Aber noch mehr fürchten wir den russischen Gott, wenn er hört, dass wir von dem alten Glauben sprechen. Was wird uns da für Rettung sein? (auda arga na

Digitized by Google

polor?)“ Trotz dieser Schwierigkeiten habe ich doch im Laufe der Zeit in einer ganzen Anzahl von Legenden, Sagen, Märchen, Erzählungen, Liedern viele Anspielungen und Hinweise auf die Glaubensanschauungen des Volkes gefunden; dazu kamen viele abgerissene Aeusserungen der Schamanenanhänger und der Schamanen selbst, so dass ich wohl im Stande bin, ein Gesammtbild der Weltanschauung des Schamanismus zu entwerfen, wenn dieses Bild auch in vielen Stücken ein lückenhaftes ist.

Die Welt besteht nach der Anschauung der Schamanisten aus einer Anzahl von Schichten, über deren wirkliche Anlage die Leute sich nicht den Kopf zerbrechen. Die Anschauung der Schicht ist gewiss von der Bergschicht genommen, welche die Bergbewohner gleichsam vor ihren Augen sich aufthürmen sehen, wenn sie sich auf einer bedeutenden Höhe befinden. Die Schichten sind durch ein gewisses Etwas von einander getrennt, da der Schaman bei der Beschwörung einer gewissen Kraftanstrengung bedarf, um aus der einen Schicht in die andere zu gelangen, und diese Kraftanstrengung begleitet stets ein krachendes Geräusch.

Siebzehn obere Schichten bilden den Himmel, das Reich des Lichtes, und sieben oder neun Schichten bilden die Unterwelt, das Reich der Finsterniss. Zwischen den Schichten des Himmels und den Schichten der Unterwelt ist die Oberfläche der Erde, der Wohnsitz des Menschengeschlechtes, so dass die Oberfläche der Erde mit allen ihren Bewohnern sich unter dem Einflusse beider genannten Reiche befindet.

Alle guten Geister, Genien und Gottheiten, die das schwache Menschenvolk schaffen, schützen und erhalten, leben in den oberen Schichten des Lichtes, denn das Licht ist ja der Freund aller Menschen, der Erhalter aller Lebensäusserungen der Natur. In den unteren Schichten der Finsterniss aber lauern die Unholde, die bösen Geister und Gottheiten, die dem Menschen zu schaden und ihn zu vernichten suchen und trotz aller Kämpfe ihn endlich doch herabziehen in die ewige Finsterniss.

Die Ursache einer solchen Weltordnung erzählen uns die Legenden von der Erschaffung der Welt. Hier eine derselben.

Ehe die Erde und der Himmel geschaffen waren, war Alles Wasser, die Erde war nicht da und der Himmel existirte nicht, Sonne und Mond waren nicht. Da erschuf Tengere Kaira Kan, der höchste der Götter, der Anfang alles Bestehenden, der Vater

und die Mutter des Menschengeschlechtes, zuerst ein Wesen, das ihm gleich war, und nannte es Mensch (Kishi). Kaira Kan und der Mensch schwebten ruhig über dem Wasser; wie zwei schwarze Gänse schwebten sie. Der Mensch aber war nicht zufrieden mit dieser seligen Ruhe, er wollte sich höher erheben als Kaira Kan. In Folge dieser Vermessenheit verlor er die Kraft zum Fliegen und stürzte in die Tiefe, in das grundlose Wasser. In seiner Noth, dem Ertrinken nahe, rief er den Tengere Kaira Kan (den gütigen Himmel) um Hülfe an. Kaira Kan befahl dem Menschen, sich aus der Tiefe zu erheben, und der Mensch erhob sich, dann liess er aus dem Meere einen Stern sich erheben, damit der Mensch sich auf diesen setzen konnte und er vor der Wassersnoth geschützt war. Da der Mensch nicht mehr fliegen konnte, gedachte Kaira Kan die Erde zu schaffen, deshalb hiess er den Menschen tief hinab in's Wasser tauchen und aus der Tiefe Erde herauf zu holen und streute die Erde auf der Oberfläche des Wassers aus. Als der Mensch die Erde aus dem Wasser hervorholte, steckte er einen Theil der Erde in den Mund, um für sich heimlich ein Land zu schaffen; als er aber empor kam, schwoll die Erde im Munde an, dass er nicht mehr athmen konnte und fast erstickt wäre, wenn ihm nicht Kaira Kan befohlen hätte, die Erde auszuspeien. Das Land, das Kaira Kan geschaffen hatte, war eben und glatt, aber die Erde, die aus dem Munde des Menschen hervorquoll, spritzte nach allen Seiten auseinander und bedeckte ganze Landstrecken mit Sumpfhügelchen. In seinem Zorne nannte nun Kaira Kan den Menschen Erlik und verbannte ihn aus dem Reiche des Lichtes; darauf schuf er andere Menschen, die die Erde bevölkern sollten. Er liess einen Baum mit neun Zweigen aus der Erde wachsen und unter jedem Zweig schuf er einen Menschen: diese neun Menschen waren die Stammväter der neun Völkerstämme, die bis jetzt das Erdenrund bewohnen.

Als Erlik die Menschen, die neuen Bewohner der Erde, erblickte und sah, dass sie alle so schön und gut waren, bat er den Kaira Kan, ihm diese Geschöpfe in die Hand zu geben. Kaira Kan verweigerte ihm diese Gabe; da wusste Erlik sie zum Bösen zu verführen und so mit Gewalt an sich zu reissen. Kaira Kan aber erzürnte über das thörichte Menschenvolk, das sich so leicht vom Erlik hatte verleiten lassen. Er beschloss deshalb, von jetzt ab das Menschengeschlecht sich selbst zu

überlassen, den Erlik aber verfluchte er von Neuem und verbannte ihn in die dritte Schicht des unterirdischen Reiches der Finsterniss; für sich selber aber schuf er die siebzehn Schichten des Himmels mit ihren Bewohnern und wählte die höchste Schicht des Himmels als seinen bleibenden Wohnsitz. Zum Beschützer und Lehrer des nun vereinsamten Menschengeschlechtes liess er den erhabenen Mai-Tärä zurück. Als Erlik den schönen Himmel erblickte, beschloss er, sich auch einen Himmel zu erbauen, und nachdem er dazu die Erlaubniss des Kaira Kan erhalten hatte, liess er daselbst seine eigenen Unterthanen, die bösen Geister, die von ihm verderbten Menschen wohnen. Und die bösen Geister lebten viel besser als die von Gott geschaffenen Menschen der Erde. Dies erregte den Zorn des Kaira Kan und er schickte den Helden Mandyschirä, um den Himmel des Erlik zu zerstören. Da erdröhnte der Himmel unter den mächtigen Hieben der Lanze des Mandyschirä, der Himmel des Erlik aber zersprang in kleine Stücke und fiel auf die Erde herab, und die Erde, die bis dahin glatt und eben gewesen war, wurde verdorben, denn es entstanden durch die herabfallenden Trümmer die mächtigen Berge und die tiefen Schluchten und zwischen ihnen wuchsen die undurchdringlichen Waldstrecken hervor. Kaira Kan aber verbannte Erlik zur tiefsten Erdschicht, wo weder Mond noch Sonne scheint, wohin das Licht der Sterne nicht dringt, und befahl ihm, dort zu verweilen bis zum Ende der Welt.

Es giebt viele Legenden der Welterschaffung und diese stellen natürlich den Gang der Erschaffung sehr verschiedenartig dar. Das ist auch sehr wohl verständlich, denn alle diese Erzählungen sind nur der Ausdruck der kindlichen Speculation des Volkes über den den Menschen unverständlichen Process des Werdens und die Ursache alles Bestehenden. Da jede Erklärung dieses Processes selbst für den ungebildetsten Menschen stets voll von Widersprüchen sein muss, so sucht er nach immer neuen Erklärungen und forscht gern bei Anderen nach ihrer Meinung über das Unverständliche. So kommt es denn, dass schneller als alle übrigen Legenden die Legenden über die Ursache des Seins sich zwischen den verschiedenen Völkern ausgleichen und mittheilen. Darum finden wir auch viele Varianten dieser Legenden bei den altaischen Schamanisten und in allen diesen Legenden deutliche Spuren der Mosaischen Schöpfungsgeschichte und des Buddhismus, von denen die ersteren zum Theil durch die

Mohammedaner, zum Theil durch die Christen hierher geführt wurden.

Dies beweist uns die Variante, dass Kaira Kan zuerst drei mächtige Fische geschaffen, auf deren Rücken er die Erde befestigt habe. Auch eine Sage vom Sündenfall, die in der von mir hier erzählten Legende auftritt, die ich aber weggelassen, weil sie fast ganz mit der Mosaischen Erzählung übereinstimmt. Die Namen Mandyschirä und Mai-tärä, die in der hier aufgeführten Sage auftreten, deuten auf buddhistischen Einfluss.

Tengere Kaira Kan bewohnt noch jetzt die siebzehnte Himmelsschicht und leitet von dort aus die Geschicke des Weltalls. Aus dem Kaira Kan entstanden durch Emanation die drei höchsten Gottheiten: Bai Ülgön, der auf dem goldenen Berge in der sechzehnten Himmelsschicht wohnt und dort auf goldenem Throne sitzt; Kysagan Tengere, der Mächtige, der seinen Wohnsitz in der neunten Himmelsschicht hat, und der Allweise, Mergen Tengere, der in der siebenten Himmelsschicht sich aufhält, wo auch die Mutter Sonne (kün änä) sich befindet und den Himmel und die Erde überstrahlt. In der sechsten Himmelsschicht wohnt der „Vater Mond" (ai ada). Die Benennung „Mutter Sonne" und „Vater Mond", kün änä und ai ada, sind nur durch sprachliche Anklänge der Vocalähnlichkeit entstanden und haben weiter keine mythische Bedeutung. In der fünften Himmelsschicht wohnt der höchste Schöpfer, auch Gott der Schöpfer (kudai jajutschi) genannt. Der erhabene Bai Ülgän hat zwei Söhne, den Jajyk, der auch Mai-änä genannt wird, und Mai-tärä, den schützenden Gönner der Menschheit. Sie wohnen in der dritten Himmelsschicht; hier ist auch der *Süt-ak-köl*, der milchweisse See, der Urquell alles Lebens, und in seiner Nähe der Berg Sürö, der Wohnsitz der sieben Kudai (jätti kudai = sieben Götter), die hier unter ihren Untergebenen, den Jajutschi (d. h. den Schöpfern), den Schutzengeln und Begleitern der Menschen leben. Hier ist auch das Paradies (ak, d. h. das Weisse), wo die Seligen und Gerechten (aktu: die mit Weisse, d. h. Gerechtigkeit Versehenen) ein glückliches Dasein führen. Diese letzteren sind die Gemeinschaft der Ahnen der jetzt lebenden Menschheit, die hier geschlechterweise leben und durch die Kraft des Familienbandes die Vermittlung zwischen den Gottheiten des Himmels und ihren auf der Erde lebenden Nachkommen übernehmen und diesen in Nöthen beistehen können.

Digitized by Google

Die Erde selbst, auf der die Menschen leben, erscheint personificirt als eine für die Menschheit wohlthätige Geistergemeinschaft und wird als solche von den Menschen unter dem Namen Jär-su (Erde — Wasser) verehrt. Ich sage Geistergemeinschaft, da unter Jer-su die Gesammtheit der siebzehn hohen Chane (Fürsten) verstanden wird; alle diese Fürsten der Quellgebiete haben auf den Schneegipfeln der mächtigen Bergriesen, bei den Quellen der das Land befeuchtenden und befruchtenden Ströme ihre Wohnsitze. Der mächtigste dieser siebzehn Chane ist der Jo Kan. Er wohnt im Nabel der Erde, dem Mittelpunkte, wo der höchste aller Erdenbäume wächst, eine riesenhohe Tanne, deren Gipfel bis zum Hause des Bai Ülgön reicht. Dieser Baum ist ein Zeichen, dass die Macht des Jo Kan fast der der höchsten Himmelsgottheit gleichkommt. Jo Kan hat zwei Söhne, den Sö Kan und den Temir Kan, die auch zu den Erdenfürsten gehören; diese nehmen gern die Libationen der Menschen in Empfang. Der vierte der gewaltigen Fürsten der Erde ist Talai Kan, der Fürst des Meeres, der Schützer der Verstorbenen, er wird auch Jajyk Kan (der Fürst der überschwemmten Wasserfläche) genannt. Seine Wohnung hat Talai Kan bei der Mündung der siebzehn Meere, er ist der Oberherrscher über alle Gewässer der Erde. Der fünfte Chan ist Adam Kan (eine durch Vermittlung der Kirgisen von den Mohammedanern hier eingedrungene Persönlichkeit). Der sechste ist Mordo Kan oder Abakan Kan, der Herrscher des Abakan-Stromes, der auf den Quellen dieses Flusses östlich vom Teletzkischen See seinen Wohnsitz hat, wo er als Regenspender verehrt wird. Der siebente Fürst ist Altai Kan, der Wohlthäter des Altai-Volkes, welcher bei den Quellen der Katunja, der himmelhohen Belucha, seinen Sitz hat. Der achte Chan ist Kyrgys Kan, der reiche Wirth des Kemtschik, des Quellgebietes des Jenissei. Der neunte Chan ist Jabasch Kan; der zehnte Edär Kan. Die übrigen sieben Fürsten werden bei den verschiedenen Stämmen sehr verschieden genannt. Im nördlichen Altai wurden sie genannt: Jābyr Kan, Kaira Kan, Puisan Kan, Pärbi Kan, Mansar Kan, Pyrtschu Kan und Oktū Kan, über deren Wohnsitze und Bedeutung ich nichts Näheres anzugeben vermag.

Alle diese Gottheiten der Oberwelt, die in den Schichten des Himmels und auf der Erde leben, werden als die Schöpfer, Erhalter und Beschützer der Menschheit angesehen. Am nächsten

Digitized by Google

stehen die Menschen den Gottheiten des Jersu, deren Wohlthaten er direct empfängt und mit welchen er daher auch in unmittelbare Verbindung zu treten und Opfer zu spenden wagt. An die Gottheiten des höchsten Himmels, ebenso wie an die Geister der Finsterniss wagt der schwache Mensch sich nicht zu wenden, dazu bedarf er eines Vermittlers und zwar der im Paradiese wohnenden Vorfahren. Mit Hülfe dieser seiner Vorfahren theilt er den hohen Göttern des Himmels seine Noth mit und bittet sie um Hülfe. Darum hängt auch an jeder Götzenstelle der Jurte ein Götterbild der höheren Götter in einem Reifen, der den Wohnsitz der Himmelsschicht bedeutet, und daneben der Sonne, die neun den Menschen behütenden Vorfahren. Aber nicht alle Menschen vermögen sich wirksam an die Vorfahren zu wenden, oder vielmehr nicht allen Vorfahren ist die Macht einer starken Hülfe gegeben. Diese Kraft wohnt nur wenigen Geschlechtern, den Geschlechtern der Schamanen, inne, die ihre Gewalt von Vater auf Sohn mit dem sichtbaren Zeichen der Schamanentrommel übergeben, mittelst der er durch die Kraft seiner Vorfahren die Geister des Jersu rufen und zu thätiger Hülfe zwingen kann. Wie dieses Anrufen der Vorfahren geschieht, können wir aus zwei kurzen Gebeten ersehen, die ich bei Gelegenheit ihrer Anwendung selbst aufschrieb (was bei Beschwörungen nicht möglich ist). Das erste dieser Gebete ist ein Bittgebet um schönes Wetter. Dies verrichtete einer meiner Führer vom Stamme der Tölös (am Tscholyschman), als uns im Jahre 1861 nicht weit von den Quellen des Abakan, wochenlang das schrecklichste Ungewitter verfolgt hatte. Der Beter war ein sogenannter Jadatschy (ein Wettermacher), der, da er keinen Jadatsch zur Hand hatte, mittelst einer aus meiner Reiseapotheke entnommenen Medizin das Gebet wirksam machte. Nachdem er die Medizin in einem Löffel über dem Feuer erwärmt hatte, erhob er beide Hände und den Löffel zum Himmel und sprach:

Kaira Kan, Kaira Kan!
Alás! Alás! Alás!
Handbreit öffne du den Himmel!
Oeffne einer Nadel Breite!
Vom Geschlecht der Regenmacher
Bin ich, ich der Ceder Wurzel.
Abu Tobu heisse ich,
Heisse Ongustai Kuldurak.
Auf der Erd' sei Himmelsnabel!

Digitized by Google

Erdennabel sei im Himmel!
Paschtygan, den Vorfahr, ruf' ich,
Oeffne du des Himmels Weg!
Handbreit öffne du den Himmel!
Oeffne einer Nadel Breite!
Du durchdring' die hohen Berge:
Von des Abakanes Quellen,
Kaira Kan, o Kaira Kan!
Alás, Alás, Alás!

Das zweite ist ein Dankgebet, das in meiner Gegenwart mein Wirth am Batschat, ein Teleuten-Schaman, hielt und mir später dictirte.

Der du in der Höhe wohnest,
Himmelsherr Kan Abyjasch,
Der auf Erden Gras hervorrief
Und die Blätter auf den Bäumen,
Der am Schenkel Fleisch geschaffen
Und die Haare auf dem Haupte,
Du, der Schöpfer des Geschaffnen!
Himmel du, für die Geschöpfe!
O, ihr sechzig mächt'gen Fürsten,
Die erhoben mir den Vater,
Du, der hohe Ülgön-Bai,
Der erhoben mir die Mutter,
Herr-Gott, du verleihe Vieh!
Herr-Gott, du verleihe Brot!
Gieb dem Hause du ein Haupt!
Du, der Schöpfer des Geschaffnen!
Himmel du, für die Geschöpfe!
Durch den Vater flehe an dich:
Gieb den Segen mir, o Vater!
Vater stehe du doch bei

(Hier ist der Name des Vaters und des Geschlechtes gewiss aus Pietät weggeblieben.)

Meinem Haupte hier im Hause,
Auf dem Felde meinem Vieh!
Ich verneige mich vor dir,
O, du Schöpfer des Geschaffnen!
Der Geschöpfe Himmelsfürst!

Das unterirdische Reich der Finsterniss besteht, wie ich schon vorher erwähnt habe, aus neun Schichten. In allen diesen Schichten herrscht eine ihnen eigenthümliche grausige Beleuchtung von einer der Unterwelt eigenthümlichen Sonne. Hier wohnen alle bösen Geister, d. h. alle diejenigen Wesen, die dem Menschen nachstellen, deren Streben nur darauf gerichtet ist, ihm Schaden

und Leid zuzufügen. Diese feindlichen Kräfte bezeichnen die Altajer mit dem allgemeinen Namen *Tümängi Tus* (die Unterwelt). Sie besteht aus ungestalteten Kobolden, Schwanenjungfrauen, Ainas und Körmössen, Etkären und Jaman Üsüt.

Der Herrscher über alle diese Wesen der Unterwelt ist Erlik Kan, den Bai Ülgän selbst geschaffen. Erlik Kan, der grimme Fürst, sitzt auf schwarzem Throne in der fünften oder neunten Schicht der Unterwelt; hier ist er von seinem Hofstaate umgeben, all den obenerwähnten bösen Genien. Noch tiefer als Erlik ist der Aufenthalt der Verfluchten, die grause Hölle (Kasyrgan), wo die Sünder und Verbrecher dieser Welt im Jenseits die gerechte Strafe für ihre Vergehen erdulden. Erlik Kan ist der furchtbare Feind der Menschheit, der trotzdem der Vater Erlik genannt wird, „da wir alle zu ihm gehören und er unser Leben zuletzt vernichtet". Schon das Aeussere des Erlik ist grausenerregend, die Beschwörungsformeln der Schamanen schildern sein Aussehen in folgender Weise:

Du, Erlik auf schwarzem Rosse,
Hast ein Bett aus schwarzem Biber,
Deine Hüften sind so mächtig,
Dass kein Gürtel sie umspannet,
Deinen Hals, den allgewalt'gen,
Kann kein Menschenkind umfangen;
Spannenbreit sind deine Brauen,
Schwarz ist deines Bartes Fülle,
Blutbefleckt dein grauses Antlitz.

O, du reicher Kan Erlik,
Dessen Haare strahlend funkeln,
Immer dienet dir als Eimer
Eines todten Menschen Brust;
Menschenschädel sind dir Becher,
Grünes Eisen ist dein Schwert,
Eisen — deine Schulterblätter,
Funkelnd ist dein schwarzes Antlitz,
Wellend flattern deine Haare.
Bei der Thüre deiner Jurte
Stehen viele mächt'ge Throne.
Einen ird'nen Dreifuss hast du,
Eisern ist dein Jurtendach.
Reitest den gewalt'gen Ochsen.
Zum Bezug für deinen Sattel
Reicht nicht eines Pferdes Haut;
Helden stürzen, reckst die Hand du,

Pferde stürzen, wenn den Bauchriem',
Fürchterlicher, du nur festziehst.
O, Erlik, Erlik, mein Vater,
Was verfolgest du das Volk so?
Sag', was richtest du zu Grund' es?
Schwarz wie Russ ist stets dein Antlitz,
Finster glänzend wie die Kohle,
O, Erlik, Erlik, mein Vater,
Von Geschlechtern zu Geschlechtern,
In dem langen Lauf der Zeiten
Ehren wir dich Tag und Nächte,
Von Geschlechtern zu Geschlechtern
Bist ein hochgeehrter Führer!

Wie soll das arme, verfolgte Menschenherz diesen Erlik nicht fürchten? Von ihm kommt ja alles Uebel, er verführt zur Sünde, wirft mit Krankheit den Menschen nieder, schickt den Tod, der ihn von den Seinen trennt. Misswachs, Viehseuchen und Armuth, Alles, Alles schickt Erlik. Da giebt es denn für den Menschen keine wichtigere Pflicht, als diesen Erlik stets in Ehren zu halten, ihn Vater und Führer zu nennen und durch reichliche Opferspenden sich geneigt zu machen.

Wenn der Mensch geboren werden soll, so giebt zuerst Bai Ülgon seinem Sohne Jajyk den Befehl, dieser erfüllt den Auftrag des Vaters und überträgt auf Bitten der Vorfahren die Geburt einem Jajutschi, welcher die Lebenskraft aus dem Süt-ak-köl, dem milchweissen See, nimmt, den Neugeborenen zur Welt bringen lässt und ihm während seines ganzen Erdenlebens helfend zur Seite steht. Erlik, der die Geburt des Menschen weiss, schickt aber zugleich einen Körmös aus, der sich bemüht, die Geburt zu verhindern, oder geht das nicht an, schwieriger zu machen, so dass die arme Mutter durch die Schuld des Körmös in unerträglichen Geburtswehen sich windet. Geht trotzdem die Geburt glücklich von statten, so verlässt der Körmös den Neugeborenen nicht, sondern verfolgt ihn auf Erliks Befehl bis an's Ende seines irdischen Lebens. So hat denn jeder Mensch zwei stete Begleiter: bei seiner rechten Schulter steht der Jajutschi, bei seiner linken Schulter der Körmös. Beide Begleiter beobachten den Menschen ununterbrochen während seines ganzen Lebens. Der Jajutschi schreibt alle guten Thaten des Menschen auf, während der Körmös alle seine bösen Handlungen verzeichnet. Wenn es zuletzt dem Erlik gelingt, die Lebenskräfte des Menschen zu untergraben, d. h. wenn der Tod den Menschen

erreicht, so erfasst der Körmös die noch lebende Seele des Menschen und zieht sie mit sich fort bis zur siebenten Schicht der Unterwelt vor den Richterstuhl des Erlik. Hier geben beide Begleiter, der Jajutschi und der Körmös, Zeugniss von den Thaten des Gestorbenen. Hat der Mensch mehr Gutes als Böses gethan, so hat Erlik Kan über ihn keine Macht. Der Körmös verlässt ihn, und der Jajutschi bringt ihn empor aus dem Reiche der Finsterniss. Die Seele des bösen Menschen hingegen verlässt ihr Schutzgeist, der Jajutschi, und Körmös schleppt sie hinab bis zur tiefsten Schicht der Unterwelt, wo sich die grausige Hölle befindet. Hier ist ein riesiger Kessel, der mit kochendem Theer angefüllt ist, in diesen Kessel schleudert der Körmös die Seele des sündigen Menschen. Nach einiger Zeit erhebt sich dieselbe über die Oberfläche des brodelnden Theeres zu verschiedener Höhe. Die ärgsten Sünder, die während ihres Erdenlebens keine guten Thaten vollführt, bleiben ewig unter der Oberfläche; die Seele des Menschen aber, den die Sünde weniger tief in die Verdammniss hinabzieht, steigt empor, so dass der Scheitel mit dem Zopfe aus der schwarzen Flüssigkeit des Kessels hervorsieht. Bessere Menschen sinken weniger tief, so dass der ganze mit Haaren bedeckte Theil des Kopfes sich ausserhalb des Kessels befindet. Je mehr gute Thaten der Mensch zu verzeichnen hat, um so höher entsteigt er dem Kessel, so dass bei Einigen die Stirn, bei Anderen die Augenbrauen und so allmählich Augen, Nase, Mund, zuletzt der ganze Kopf bis zum Kinn, dann mit dem Halse zu sehen ist. So ergiebt sich, dass die guten Thaten, welche der Mensch während seines Lebens verrichtet hat, auch nach dem Tode nicht verloren gehen, und dass die schreckliche Strafe des Erlik, die Verdammniss, nicht für die Ewigkeit ist. Die Seligen im Himmel vergessen nicht die Wohlthaten, die sie von Sündern empfangen haben: sie und die Vorfahren des Sünders schicken ihre Jajutschi zur Hölle hinab, um ihren dort schmachtenden Wohlthätern Hülfe zu leisten. Der Jajutschi sucht den Wohlthäter und Nachkommen seines früheren Schützlings auf, fasst ihn beim Zopfe (weshalb auch jeder Kalmück einen solchen trägt) und bemüht sich, ihn aus dem kochenden Theer herauszuziehen. Die Kraft des Jajutschi steigt im Verhältniss der Bedeutung der von dem Sünder erwiesenen Wohlthat, so dass er allmählich den Sünder immer höher hebt. Ist es ihm zuletzt gelungen, den Sünder

Digitized by Google

ganz aus der kochenden Flüssigkeit herauszuziehen, so nimmt er ihn auf seine Arme und trägt ihn zur Oberwelt empor.

Es giebt aber in der Welt des Schamanenthums dennoch keine ewige Gerechtigkeit. Die Götter des Lichtes sowohl wie die Geister der Finsterniss handeln nicht lediglich nach ethischen Grundsätzen, sondern lassen sich durch süsse Opferspeise gewinnen und drücken, wenn sie reich beschenkt werden, gern ein Auge zu; sie sind neidisch auf den Reichthum der Menschen und verlangen von allen ihre Gaben. Darum ist es eine Pflicht, stets mit den Geistern des Lichtes und der Finsterniss durch eigenthümlich dazu begabte Menschen in Verbindung zu treten. Diese Aufgabe der Vermittelung übernehmen die Schamanengeschlechter.

So lange der mächtige Erlik in die Finsterniss gebannt ist und mit seinen Geistern nicht offen im Lichte des Tages sich zeigt, besteht eine immer gleichmässige Naturordnung des Weltalls, wie sie der Wille der Gottheit geschaffen hat, bis zum Ende dieser Welt, die wie alles Geschaffene auch ein Ende haben wird. Wenn sich endlich das Ende der Welt nähern wird:

Dann entflammt die schwarze Erde,
Kommen um des Volkes Schaaren,
Treiben Flüsse blut'ge Wellen,
Dreh'n im Wirbel sich die Berge,
Felsen stürzen krachend nieder,
Zitternd schwankt der Himmelsbogen,
Thürmen auf sich Meereswogen,
Dass der Meeresgrund erscheinet.
Auf dem Grund des Meers zerbrechen
Jetzt neun grosse, schwarze Steine,
Und aus jedem dieser Steine
Steigt empor ein Eisenheld;
Die gewalt'gen Eisenhelden
Reiten auf neun Eisenrossen,
An der Rosse Vorderfüssen
Bitzen hell neun Eisenschwerter,
Und an ihren Hinterfüssen
Blinken je neun Eisenlanzen.
Treffen sie im Lauf auf Bäume,
Sinken nieder alle Bäume;
Treffen sie lebend'ge Wesen,
Sinken sie vernichtet nieder.
Kaira Kan, der Gott, der Vater,
Er, der Schöpfer dieser Welt,
Hält sich dann die Ohren zu,

Digitized by Google

Hört nicht auf des Volkes Schreien,
Schaljimä ruft dann vergebens
Den Mandyschirä zu Hülfe,
Dieser giebt ihm keine Antwort.
Mai-Tärä ruft er vergebens,
Mai-Tärä verharrt in Schweigen.
Dann zwei Helden des Erlik,
Held Karan und Held Kere,
Kommen aus der Erd' empor.
Kampfend stürmt auf diese Helden
Mai-Tärä und Mandishare.
Von dem Blute Mai-Tärä's
Zündet an sich jetzt die Erde.
So wird einst das End' der Welt sein.

Dies ist in den Hauptzügen die Weltanschauung, wie sie bei den dem Schamanenthum anhängenden Türkstämmen des Altai allgemein verbreitet ist. Es ist unmöglich, dieses Bild genauer zu entwerfen, da wir bei allen Einzelheiten auf sich stets widersprechende Nachrichten stossen, die die Einheit des Bildes nur verwirren, wenn nicht vernichten würden. Schon dieses in kurzen Zügen entworfene Bild beweist uns, dass wir es hier mit einer Personificirung der Naturkräfte zu thun haben, die in ihrer phantastischen und oft barocken Darstellung durch die verschiedenartigen mythologischen Vorstellungen der umwohnenden Völker beeinflusst ist. Die leitende Idee des ganzen künstlichen Aufbaues ist folgende: Das Menschengeschlecht steht unter dem steten Einflusse zweier entgegengesetzten Kräfte, der Kraft des Lichtes und der Kraft der Finsterniss. Die erste von beiden wohnt natürlich oben im Himmel, von wo aus ja die wohlthätige Sonne ihre wärmenden Strahlen auf die kalte Erde herabsendet und durch ihre Kraft alle Lebenserscheinungen auf der Erde hervorruft, von wo selbst in der Nacht das milde Licht des Mondes und der Sterne den Schrecken der die Erde deckenden Finsterniss zu mildern sucht. Die zweite Kraft wohnt in dem Urquell der Finsterniss, in dem Schoosse der kalten, starren Erde. Ihr Werk ist die Finsterniss der Nächte, die alles Leben vernichtende Kälte und der Tod, nach dessen Eintreten der starre Körper des Menschen in die dunkle Erde hinabsinkt.

Zwischen diesen beiden mächtigen Gewalten liegt nun die dem Menschen verwandte, von Leben erfüllte Erdoberfläche, die er mit seinen Sinnen fassen kann, von der er selbst einen Theil ausmacht, das Jersu mit seinen siebzehn Gebirgen und

Meeren, die dem Menschen alles Nothwendige zum Unterhalte seines physischen Lebens bieten, indem sie ihn in reichem Maasse mit Speise, Kleidung und Wohnung versehen. Diese Erde steht dem Menschen so nahe, ja ist mit ihm ihrer Natur nach so verwandt, dass er sich ohne Furcht an sie wenden kann. Jeder Mensch bringt daher dem Jersu seine Libationen und Spenden dar, um ihm seinen Dank und seine Verehrung zu bezeugen. Jeder vermag ihn ohne Schaden in Liedern und frommen Sprüchen zu preisen und zu ehren. Bei jedem gefährlichen Bergpasse, bei jeder Furth über reissende Ströme bringt der Wanderer seinen Dank der Gottheit des Ortes dar, indem er einen Stein auf den aus diesen Spenden gebildeten Haufen (Obò) legt oder einen Lappen an einen geheiligten Baum heftet. Aber die Natur der Erde ist wechselnd, wie sein Leben selbst, in ihr ist nichts Festes, Bleibendes, darum bietet sie mit all ihrem Guten keinen Halt für sein Leben, für sein Schicksal; so wendet der Mensch seine höchste Verehrung den ihm unbegreiflichen Mächten des Lichtes und der Finsterniss zu, die sein Schicksal wie die Erde und ihre Erscheinungen regieren. Diese Mächte sind aber so gewaltig und ihre Wirkungen so unverständlich für ihn, dass er mit ihnen nicht in unmittelbaren Verkehr zu treten wagt. Dazu bedarf er derjenigen Wesen, die schon ein Verständniss der Götterkraft haben, d. h. seiner verstorbenen Vorfahren, die im Reiche des Lichtes selbst wie Gottheiten leben. Sie allein vermögen ihm in seiner Noth zu helfen.

Er begreift sehr wohl, dass die Mächte des Lichtes stärker sind als die der Finsterniss; da er aber das Gute, was er tagtäglich in reichem Maasse empfängt, ohne weiteres Nachdenken aufnimmt, während das Böse, das er erleidet, die Noth, die an ihn herantritt, ihm klar zum Bewusstsein kommt, so ist es selbstverständlich, dass er auch öfter an die feindlichen Mächte erinnert wird, als an die befreundeten. Seine Furcht vor den Mächten der Finsterniss, vor deren Verfolgung er keine Stunde sicher ist, drängt ihn dazu, nach Mitteln zu suchen, über die Absichten der bösen Geister im voraus Erkundigungen einzuziehen, ihren Angriffen vorzubeugen, sie für sich zu gewinnen. Dieses Mittel findet er nun in dem Beistande gewaltiger Schamanen, die durch die Vermittlung ihrer Vorfahren im Stande sind, mit den Mächten der Unterwelt in Verbindung zu treten, sie durch Geschenke zu besänftigen und durch Erfüllung der

Wünsche derselben drohendem Unglücke vorzubeugen. Das Bestreben der Schamanisten, mit Hülfe der Schamanen ein gutes Verhältniss mit den Mächten der Finsterniss zu unterhalten, hat bei den russischen Nachbarn den Glauben hervorgerufen, als ob die Religion der Schamanisten eine Religion des Teufels sei.

Das Charakteristische für das Schamanenthum, das diese Religionsrichtung von anderen unterscheidet, ist der Glaube an die enge Verbindung, die zwischen den jetzt lebenden Menschen und ihren längst verstorbenen Ahnen besteht. Der Glaube an die Kraft dieser Verbindung veranlasst eine ununterbrochene Verehrung der Vorfahren. Unter solchen Umständen konnte nur derjenige als Priester, als Schaman, auftreten und wirken, der in eine engere Verbindung mit seinen Vorfahren zu treten vermochte, oder mit anderen Worten, es war hier nur ein erbliches, den Familien angehöriges Schamanenthum möglich.

Die Macht und das Wissen des Schamanisirens erhält somit der Schaman von seinen Vorfahren: durch Emanation ihrer Kraft lernt er die Schamanentrommel führen, durch Gesänge die Vorfahren und Geister zu sich zu rufen und mit ihrer Hülfe die eigene Seele vom Körper trennen und in das helle Reich des Lichts oder in die grosse Finsterniss hinabsenden.

Der Priester des Schamanenthums, der Vermittler zwischen Menschen und Geistern ist, wie gesagt, der Schaman, bei den türkischen Völkern *Kam* genannt, er richtet die Opferspende, beschwört die Geister, reinigt das Haus von den Seelen der Verstorbenen, leitet Bitt- und Dankgebete, ist endlich Arzt, Wahrsager und Wetterprophet. Mächtige Schamanen geniessen daher beim Volke ein ganz besonderes Ansehen, werden aber viel mehr gefürchtet als geliebt.

Die Fähigkeit und Wissenschaft des Schamanisirens ist, wie schon erwähnt, erblich und geht vom Vater auf den Sohn über, in besonderen, wenn auch seltenen Fällen aber auch vom Vater auf die Tochter. Dabei erhält der zukünftige Schaman vom Vater nicht etwa Unterricht oder Unterweisung, auch bereitet er sich auf diesen Beruf nicht vor, nein, plötzlich kommt über ihn die Schamanenkraft, wie eine Krankheit, die den ganzen Menschen ergreift. Das durch die Kraft der Vorfahren zum Schamanen bestimmte Individuum fühlt plötzlich eine Mattigkeit und Abgespanntheit in den Gliedern, die sich durch ein heftiges Zittern kund thut. Es überfällt ihn ein heftiges, unnatürliches

Digitized by Google

Gähnen, ein gewaltiger Druck liegt ihm auf der Brust, es drängt ihn plötzlich heftige, unarticulirte Schreie auszustossen, Fieberfrost schüttelt ihn, er rollt heftig mit den Augen, springt plötzlich auf und dreht sich wie besessen im Kreise herum, bis er schweissbedeckt niederstürzt und in epileptischen Zuckungen und Krämpfen sich am Boden wälzt. Seine Gliedmassen sind ganz gefühllos, er ergreift, was ihm unter die Hände kommt und verschluckt absichtslos alles, was er mit den Händen gefasst hat, glühendes Eisen, Messer, Nadeln, Beile, ohne dass ihm durch dieses Verschlucken irgend welcher Schaden geschieht. Nach einiger Zeit giebt er das Verschluckte trocken und unversehrt von sich. (Ich habe dies Alles natürlich nur vom Hörensagen und zwar von sehr glaubwürdigen Personen, was allerdings in Sachen des Aberglaubens vollkommen gleichgültig ist. Wer hier der Getäuschte ist, ist schwer zu entscheiden, wahrscheinlich geht hier Selbsttäuschung und absichtliche Täuschung Hand in Hand.) Alle diese Leiden werden immer stärker, bis das so geplagte Individuum zuletzt die Schamanentrommel ergreift und zu schamanisiren beginnt. Dann erst beruhigt sich die Natur, die Kraft der Vorfahren ist in ihn übergegangen und er kann jetzt nicht anders, er muss schamanisiren. Widersetzt sich der zum Schamanen Bestimmte dem Willen der Vorfahren, weigert er sich, zu schamanisiren, so setzt er sich schrecklichen Qualen aus, die entweder damit enden, dass der Betreffende alle Geisteskraft überhaupt verliert, also blödsinnig und stumpf wird, oder dass er in wilden Wahnsinn verfällt und gewöhnlich sich nach kurzer Zeit ein Leides anthut oder im Paroxismus stirbt.

Die Kunst und Kraft des Schamanen manifestirt sich also im Schamanisiren, das der Schaman entweder mit oder ohne Opferspenden ausführt.

Beim Schamanisiren tragen die Schamanen der Altajer eine von der gewöhnlichen nicht sehr abweichende Tracht: einen offenen Rock mit einem Brustlatze aus Thierfell und eine rothe Mütze mit einer Birkhuhnfeder. Die Schamanen der im nördlichen Altai wohnenden Schwarzwald-Tataren, Schor und Teleuten besitzen überhaupt keine bestimmte Tracht, sondern schamanisiren in ihrer gewöhnlichen Kleidung. Bei den Waldtungusen hingegen und anderen ostsibirischen Völkerschaften ist das Schamanenkleid auf Rücken, Brust und an den Armen mit vielen eisernen Behängen in Form von allerlei Thiergestalten besetzt,

die bei jeder Bewegung des Körpers durch Aneinanderschlagen ein starkes Geklapper hervorbringen.

Die Kleidung ist ohne Einfluss auf die Handlung der Beschwörung, wichtig aber ist für diese die sogenannte Schamanentrommel, ohne welche die Beschwörung keine Kraft hat. Dank- oder Bittgebete sprechen und wahrsagen kann der Schaman auch ohne Trommel.

Die Schamanentrommel (*tüngür* oder *tür*) besteht aus einem etwa 3—4 Zoll breiten, mehr oder weniger oval gebogenen Holzreifen in der Form eines Siebrandes, dessen längster Durchmesser etwa 1 Arschin beträgt. Dieser Holzreifen ist mit einem gegerbten Maralfelle bespannt und zwar in der Art einer Trommel, nur bedeckt das Fell auch die äussere Seite des Holzreifens. Im Inneren der Trommel befindet sich ein Griff in Form eines Stabes gerade an der Längsaxe des Holzreifens. Der Griff stellt gewöhnlich das Bild eines mit ausgestreckten Armen stehenden Menschen dar, der der Wirth der Trommel (tüngür äsi) genannt wird. Manchmal ist der Griff sauber geschnitzt. Meist ist es aber ein glatter Stock, an dessen oberem Ende ein grosser runder Kopf mit Augen aus Knöpfen befestigt ist, am unteren Ende sind zwei schräg gegen den Griff befestigte runde Hölzer, die die Beine vorstellen. Die Arme des Tüngür äsi stellt ein etwas unterhalb des Kopfes befestigter Draht dar, der eine senkrechte Chorde gegen die Griffstange bildet und mit allerlei Eisenstäbchen und mehreren eisernen Schellen behängt ist, die beim Schwingen der Trommel heftig rasseln. Ausserdem sind am Griffe mehrere Lappen oder Bänder von rother und blauer Farbe befestigt, die den Vorfahren des Schamanen geheiligt sind. Das auf die Schamanentrommel gespannte Fell ist an seiner äusseren Seite mit rothen Figuren bemalt. Trotz der Roheit der Zeichnung lässt sich deutlich erkennen, dass der obere Theil den Himmel darstellt, in der Mitte sind Sonne und Mond und darüber zahlreiche Sterne deutlich zu erkennen. Unten ist die Erde abgebildet, da sieht man zu beiden Seiten Bäume, einen fallenden Menschen mit ausgebreiteten Armen, einen Reiter zu Pferde, daneben Thiere und Vögel. Die Pferde wurden mir als Opferpferde, die Vögel als Gänse und Adler, der Reiter als der Schaman bezeichnet. Die Bäume sollen die den Göttern geheiligten Birken (Somo) darstellen. Die Schamanentrommel wird vom Schamanen mit der linken Hand in der Mitte des Griffes gehalten,

in die rechte Hand nimmt der Schaman den Schlägel, der Orbu genannt wird. Der Schlägel ist von Holz und hat einen etwa 4—5 Zoll langen Griff, der manchmal recht künstlich geschnitzt ist. Der Schlägel selbst ist flach, etwa zwei Zoll breit, erst mit Woilok und dann mit einem behaarten Thierfelle (Zobel-, Hermelin- oder Hasenfell) überzogen, damit der Schlag auf die Trommel recht dumpf klinge.

Schamanenbeschwörungen mit der Trommel finden bei allen oben aufgeführten priesterlichen Handlungen statt. Der Schaman erscheint zu diesen nur auf Einladung des Hauswirthes, der ihm dafür meist kleine Geschenke macht. Da gewöhnlich mit der Beschwörung ein Opfer verbunden ist, so wird der Schaman eben nur in Nothfällen, bei geschehenem oder drohendem Unglück, wie Krankheit oder Tod eines Familiengliedes oder Viehseuche, gerufen. Nachdem der Schaman erschienen, hält er eine kurze Beschwörung, in der er sich bei seinen Vorfahren über die Ursache des Leidens Nachricht holt. Nach Beendigung derselben theilt er die Ursache mit und bestimmt genau, was geschehen muss, ob ein Opfer überhaupt nöthig ist, welcher Gottheit dieses Opfer zu bringen sei, und zuletzt, worin dieses Opfer bestehen soll. Dabei bezeichnet er die Farbe und gewisse Merkmale, die das Opferthier haben muss, wenn es günstig aufgenommen und einen guten Erfolg erzielen soll. Ein Opfer, das man dem Erlik darbringt, wird an der Stelle getödtet, wo sich das Unglück ereignet hat, also in der Jurte selbst oder am Grabe des Verstorbenen, während man dem Bai-Ülgön das Opfer an einer einsamen Stelle, womöglich in einem Birkenwäldchen bei einer neu aufgestellten Jurte, darbringt. Der letzteren Opferhandlung dürfen übrigens nur Männer beiwohnen und muss der opfernde Schaman stets ein Mann sein. Am Opfermahle können beide Geschlechter theilnehmen und zwar Mädchen an der Stelle des Opfers selbst, Frauen aber nur in einiger Entfernung von derselben. Genaueres über die Gesänge der Beschwörung zu erfahren ist mit grosser Schwierigkeit verknüpft, da der Berichtende für sein eigenes Heil fürchtet. Die einzige grössere Aufzeichnung dieser Art findet sich seit dem Anfang der vierziger Jahre in der altajischen Mission, wo mir aber die Einsicht in diese Aufzeichnungen im Jahre 1861 verweigert wurde. Im Jahre 1870 hat dieselben der Missionär Werbitzki in der Tomsker Zeitung veröffentlicht. Er führt zwar alle Schamanengebete im

Urtext an, aber in so corrumpirter Form, dass das Verständniss an vielen Stellen vollkommen unmöglich ist, ausserdem ohne Uebersetzung. Da dies, wie gesagt, der einzige grössere derartige Text ist, so werde ich an der Hand dieser Aufzeichnung versuchen, die Ceremonien der Opferhandlung bei einem dem Ülgön gebrachten Opfer ausführlich zu beschreiben und die Texte der Beschwörungsformeln, so weit dies bei obigen Texten möglich ist, in ziemlich wörtlicher Uebersetzung an den betreffenden Stellen einfügen.

Die Ceremonien dieses grössten aller Opfer werden gewöhnlich auf drei Feierlichkeiten vertheilt, von denen jede einen besonderen Abend in Anspruch nimmt.

Am ersten Abend, sobald die Sonne hinter den Bergen verschwunden ist, beginnt die Vorbereitung zum Opfer (Tailga) die Wahl der Opferstelle, das Aussuchen des Opferthieres aus der Heerde des Besitzers und die qualvolle Tödtung desselben.

Der Schamane selbst bestimmt die zum Opfern passendste Stelle in einem einsamen Birkenwäldchen. An der von ihm bezeichneten Stelle, die sich gewöhnlich in einer kleinen Lichtung befindet, wird nun unter Beihülfe aller Anwesenden eine ganz neue Jurte aufgestellt, die mit Filzdecken und Teppichen bedeckt wird. In der Mitte der Jurte stellt man eine junge, mit dichtem Grün belaubte Birke auf, deren Wipfel durch das Rauchloch hervorsieht. Die unteren Zweige dieser Birke werden dicht am Stamme abgeschnitten und an einem der oberen ein Stück Zeug befestigt, das gleich einer Fahne herabhängt; in den Birkenstamm werden unten neun tiefe Kerbe mit dem Beile eingeschlagen, die so tief sind, dass man den Fuss hineinstellen kann und Stufen (topty) heissen. Die Thür der zum Opfer aufgestellten Jurte ist stets nach Osten gekehrt. Vor der Thür der Jurte wird aus Birkenrunde und in die Erde gesteckte Stöcke eine kleine Umzäunung hergerichtet, die eine Hürde für das Vieh vorstellen soll. Der der Jurtenthür zugekehrte Theil dieser Umzäunung wird offen gelassen und an der offenen Stelle ein Stab aus Birkenholz in die Erde gesteckt, an dessen oberem Ende sich eine Schlinge aus Pferdehaaren befindet.

Das dem Ülgön geweihte Opferthier muss ein Pferd von heller Haarfarbe sein. Hat der Schamane ein für das Opfer passendes Pferd gefunden, so wird demselben eine Holzschale auf den Rücken gestellt, dann versetzt man dem Thiere einen Schlag, dass es zur Seite springt und die Schale zu Boden fällt.

Kommt dabei die Schale so auf die Erde zu liegen, dass der Boden nach oben gerichtet ist, so ist das Thier nicht für das heutige Opfer geeignet; liegt aber die Schale mit der Oeffnung nach oben, so wird das Thier als zu einem günstigen Opfer passend erklärt. Ist das Opferthier eine Stute, so wird die Schale mit der eigenen Milch derselben ausgewaschen und bei der oben geschilderten Procedur folgender Spruch gesprochen:

Ist das Opfer wohlgefällig,
Mög' Er mit dem rechten Auge
Auf das dargebot'ne schauen!
Von mir ist der Napf geboten,
Doch der Segen kommt von Euch;
Uns ein gutes Zeichen gebend,
Möge Er herniederschauen.

Ein vom Kame selbst bestimmter Mensch hält das so ausgewählte Opferthier an einem langen, aus Pferdehaaren gedrehten Halfterstricke. Dieser Mensch heisst *Basch-tutkan kiski* (der Kopfhalter) und nimmt in diesem Amte an der ganzen Opferhandlung theil. Der Schaman tritt nun mit einem dicht belaubten Birkenzweige neben das Opferthier und schwingt den Zweig über dem Rücken des Pferdes. Durch diese Ceremonie treibt der Schaman die Seele aus dem Opferthier und zwar dem Ülgön zu. Mit der Seele des Opferthieres zugleich wird nach dem Glauben der Altajer auch die Seele des Basch-tutkan ausgetrieben und begleitet jene bis zum Ülgön.

Jetzt tritt der Schaman an die Jurte, in der neben der Birke ein Feuer hergerichtet ist, lässt den Rauch von Wachholderzweigen, die man in das Feuer wirft, um die Trommel schlagen, setzt sich dann neben dem Feuer nieder und beginnt die Beschwörung, indem er sich für die erste Opferhandlung Gehülfen unter den Geistern in seine Trommel ruft.

Komme her, o junge Wolke,
Drückend dies mein Schulterblatt!
Volk und Leute, meine Schulter
Drückend, kommet her zu mir!
Täng-Sary, du Sohn des Himmels,
Ülgön's Sohn, o Kergidäi!
Du, mein Auge mir zum Schauen,
Meine Hand zum Greifen mir,
Du, mein Fuss, mir zum Enteilen,
Du, mein Huf, sobald ich stolp're,
Meine Rechte führt den Orbu
Tönend, komm zu meiner Rechten!

Nach dem Anrufen stönt der Kam mit veränderter hohler Stimme auch die Antwort des Gerufenen: „ā kam ai“ (He Kam, da bin ich!) hervor, darauf neigt er die Trommel etwas nach aussen und macht eine schwankende Bewegung mit dem Arme, dass man deutlich sieht, der Geist sei jetzt in die Trommel aufgenommen. Dann fährt er fort:

Mit dem Stock aus gelbem Rohre,
Mit dem gelben Falben, du,
Mit dem gelben, seid'nen Zügel,
Mit dem Pelz aus gelber Seide;
Kan Kartysch, des Ülgön Sohn,
Spielend komm zu meiner Rechten,
Die den Orbu schlagend schwingt.

Der Geist antwortet: „ā kam ai!“ und wird in die Trommel aufgenommen.

Du, auf rothem Kameelhengste,
Mit dem rothen seid'nen Zügel,
Mit dem Regenbogenstabe,
Vater Kysūgan Tengrä,
Komm als Jalama du tönend
Jetzt zu meiner Rechten her!

Der Geist antwortet: „ā kam ai!“ und wird in die Trommel aufgenommen.

Der du unter Donner reitest,
Der bei Blitzen spielend kommt,
Donnerschwang're Herbsteswolke,
Blitzereiche Frühlingswolke,
Dessen Tritte krachend schallen;
O, mein Vater Mergen Kan,
Komm du als Jalama tönend
Jetzt zu meiner Rechten her!

Der Geist antwortet: „ā kam ai!“ und wird wie die anderen in die Trommel aufgenommen.

Jetzt erhebt sich der Schaman und tritt langsam aus der Jurte, nicht weit von der Jurte hat er einen mit Heu ausgestopften und mit Lappen überzogenen Gegenstand aufgestellt, der eine Gans vorstellen soll. Auf diese Gans setzt sich der Schaman und macht mit beiden Armen heftige Bewegungen, als ob er in die Höhe fliege, dabei singt er langsam und mit lauter Stimme:

Unterhalb des weissen Himmels,
Oberhalb der weissen Wolke;
Unterhalb des blauen Himmels,

Oberhalb der blauen Wolke,
Steig' empor zum Himmel, Vogel!

Darauf antwortet der Schaman, die Gänsestimme nachahmend:

Ungai gak gak, ungai gak,
Kaigai gak gak, kaigai gak.
Der Schaman: Einen gold'nen Zaum befestigt!
Die Gans: Ungai gak gak! u. s. w.
Der Schaman: Fasst die gold'ne Fangeschlinge!
Die Gans: Ungai gak gak! u. s. w.
Der Schaman: Schauet hin 'ne Monatsstrecke!
Die Gans: Ungai gak gak! u. s. w.
Der Schaman: Schauet hin zum weissen Milch-See!
Die Gans: Ungai gak gak! u. s. w.
Der Schaman: Schauet hin 'ne Tagesstrecke!
Die Gans: Ungai gak gak! u. s. w.
Der Schaman: Schauet hin zum Sürö-Berge!
Die Gans: Ungai gak gak! u. s. w.
Der Schaman: Mög' er nicht vom Sürö-Berge
Speise sich zum Essen holen!
Mög' er nicht vom weissen Milch-See
Trank sich jetzt zum Trinken holen!
Die Gans: Ungai gak gak, ungai gak!
Kaigai gak gak, kaigai gak!

Die Seele des Opferthieres, „Pūra" genannt, beginnt bei diesem Rufe des Schamanen zu wiehern, der Schaman stösst dieses Wiehern selbst durch den nachahmenden Ruf: „Myjak, myjak, myjak!" aus. Da die Seele des Opferthieres jetzt entflieht, so jagt ihr der Schaman auf seiner Gans nach. Wenn die Pūra sich jetzt von der Höhe herablässt, so thut dies auch der Schaman. Herabgekommen, lässt er die Gans los und läuft schnell hinter der Pūra her. Alle Anwesenden nehmen an der Jagd Theil und laufen mit dem Schamanen aus der Jurte, „ai hai! ai hai!" schreiend hinter der vermeinten fliehenden Seele des Opferthieres her, bis es endlich gelingt, die Pūra in die Hürde zu treiben, wo sich der Birkenstab mit der Schlinge befindet, der den Hüter der Seele des Opferthieres (pūra-saktschy) darstellt. Der Schaman ruft diesem mit lauter Stimme zu:

Nehmt die gold'ne Fangeschlinge!
Hai, hai, hai!
Schwinget schnell die Pferdeleine!
Hai, hai, hai!
Leget an den gold'nen Kopfzaum!
Hai, hai, hai!

Unter diesem Rufen stürmt der Schaman zur Jurte, wirft mit einem Schwunge die Trommel über die linke Schulter und indem er mit der rechten Hand den Orbu hält, fasst er mit der linken Hand die Pferdehaarschlinge, so dass er so symbolisch die Seele des Opferthieres eingefangen hat. Dabei ahmt er wieder die Stimme eines Pferdes nach, dem der Hals mit einem Stricke zusammengeschnürt ist, er springt, schlägt mit den Füssen nach vorn und hinten aus und veranschaulicht in allen seinen Bewegungen die Geberden eines eingefangenen wilden Pferdes. Die während dieses Einfangens über die linke Schulter fortgeworfene Trommel wird von einem Nebenstehenden in der Luft aufgefangen. Ist die Trommel zur Erde gefallen, so ist dies ein Zeichen, dass die Seele des Opferthieres sich im letzten Augenblicke losgerissen hat und entflohen ist, dann muss die Ceremonie des Einfangens noch einmal von vorn begonnen werden. Ist aber die Pūra eingefangen, so ertheilt der Schaman den vermeintlich um ihn stehenden Dienern, besonders dem Pūra-saktschy (dem Seelenhüter) seine Befehle. Letzterem übergiebt er jetzt die Pura, indem er spricht:

Sattelt ihn mit gold'nem Sattel,
Legt ihm an den gold'nen Schwanzriem,
Ziehet fest den gold'nen Bauchriem.

Jetzt reicht man dem Schaman einen grünen Wachholderzweig, mit welchem er die Pūra von allen Seiten beräuchert, indem er langsam und gemessen singt:

Alás, alás, alás, o Falben!
Opfer du des Ülgön Kan!
Du, des weisen Ülgön Opfer!
Alás, alás, alás.

Jetzt erst entlässt der Schaman die Gans, die ihm als Reitthier gedient, und zwar mit folgenden Segensworten:

Futter nimm vom Sürö-Berge!
Trank nimm aus dem weissen Milch-See!
Gänsemutter, du, mein Gackrer,
Vogelmutter, Kurgai Kan,
Volksmutter, Engkai Kan!
Bleibe dicht beim Volke du!
Rufet an sie: au! au! sagend!
Ruft herbei sie: jä! jä! sagend!

Darauf hebt er plötzlich die Trommel hoch in die Höhe, schlägt zugleich heftig mit dem Orbu gegen dieselbe und

Digitized by Google

stösst einen Schrei aus, um so das plötzliche Auffliegen der Gans zu veranschaulichen.

Jetzt erst, nachdem die Seele des Opferthieres zur Jurte zurückgekehrt ist, führt der Schaman mit Hülfe des anwesenden Volkes das sichtbare Opferthier an die einsame Stelle, wo das Opfer stattfinden soll. Dann spricht er mit feierlicher Stimme:

Mit dem Scheitel heb' ich dich,
Schütze dich mit meiner Schulter.
Bringe dich als Opfer dar:
Du, mein hochgesegnet' Füllen,
Hebe auf dich zu der Jurte,
Steig' empor zur neunten Schicht,
Spielend fall' beim weissen Zelte,
Bei dem Zelte Ülgöns nieder;
Bäumend komm' zum Bai Ülgön,
Tritt zu seiner rechten Hand,
Zeig' dich seinem rechten Auge,
Bring' uns einen guten Rechtsspruch.

Nach diesem Segensspruche macht sich der Schaman mit einigen der Anwesenden daran, das Opferthier zu Tode zu quälen, während die Uebrigen die Opferstelle (Taskak) errichten. Zu diesem Zwecke werden vier etwa 4 Werschok im Diameter habende Birkenstangen von 4—5 Arschin Länge so in die Erde senkrecht eingerammt, dass sie in den vier Ecken eines Quadrates etwa $2^1/_2$ Arschin von einander entfernt zu stehen kommen. Am oberen Ende werden diese Stangen mit Querhölzern verbunden und mit Reisig bedeckt, so dass sie gleichsam ein vierkantiges Prisma als Postament bilden.

Das Tödten des Opferthieres ist eine scheussliche Quälerei. Es wird auf folgende Weise ausgeführt. Das Pferd wird so hingestellt, dass sein Kopf nach Osten gerichtet ist und dann ihm das Maul ganz fest mit einem Stricke zugebunden. An jedem der vier Füsse wird ebenfalls ein sehr fester Strick angebunden. Dann legt man dem Thiere einen starken Pfahl der Länge nach über den Rücken, schlingt die an den Füssen festgebundenen Stricke einmal so an diesen Pfahl, dass wenn einige Leute den Pfahl niederdrücken, andere die Enden der Stricke anziehen, die Vorderfüsse nach vorn, die Hinterfüsse nach hinten gezerrt und möglichst gleichmässig dem Pfahle genähert werden. Bei dieser Operation, die mit grosser Sicherheit ganz allmählich ausgeführt wird, wird natürlich dem Pferde

Digitized by Google

das Rückgrat an mehreren Stellen zerbrochen und die Beine aus den Gelenken gerissen. Dabei werden dem Opfer alle Oeffnungen des Körpers, Ohren, Nasenlöcher und After mit Gras fest zugestopft, damit kein Blut herausfliesse.

Wenn nun das Pferd bis zu Tode gequält ist, wird ihm das Fell abgezogen, und zwar so, dass der ganze Schädel und die Füsse bis zu den Knieen in der Haut bleiben. Nur die Zunge wird aus dem Maule herausgerissen. Das Fell wird am Halse und Bauche aufgeschnitten, so dass man den ganzen Körper, ohne die Haut weiter zu beschädigen, herausnehmen kann. Das Fell mit Schädel und Füssen, Baidara genannt, wird nun so auf einer 12—16 Arschine langen Stange (Tükölö) befestigt, dass die Spitze der Stange in die hintere Schädelöffnung gestossen werden kann, die Mitte des Rückens auf der Stange ruht und die vier Beine herabhängen. Dicht vor der Opferstelle wird nun ein kleinerer Pfahl mit einer gabelförmigen Spitze in die Erde gesteckt und über diese die Tukälä so gelegt, dass die Baidara, mit dem Kopfe nach Osten gerichtet, oberhalb des Taskak in der Luft hängt. So ist die Aufstellung der Opfer nur bei den Altajern. Bei den Teleuten sind, wie ich mich an Ur überzeugen konnte, die Baidara in sitzender Stellung auf dem Taskak aufgestellt.

Ist der Körper des Opferthieres aus der Baidara ausgeschält, so werden die Eingeweide herausgenommen und dann das Thier in Stücke geschnitten, und zwar in der Weise, dass man das Fleisch bei den Gelenken durchschneidet, ohne die Knochen zu zerbrechen. Nun werden die Knochen aus dem weichen Fleisch herausgeschnitten, d. h. am Hintertheile und bei dem Vordertheile, dann der Rücken, die Rippen und die Brststücke besonders gelegt. Das von den Knochen geschälte weiche Fleisch wird roh vertheilt. Rücken, Hintertheil, Rippenstücke und die kleineren Knochen, ebenso das Brststück, werden in grossen Kesseln mit Wasser ohne jede Beimischung gekocht.

Das Zerlegen muss mit grosser Kunst ausgeführt werden, da wie gesagt kein Knochen auch nur die geringste Spur von Beschädigung zeigen darf, es wird daher ein Kenner mit diesem Geschäfte betraut. Zwei ausgewählten Köchen wird das Ehrenamt übertragen, das Fleisch in den Kesseln umzurühren. Wenn das Fleisch gar gekocht ist, so wird es auf drei Arschin langen Unterlagen von Birkenruthen ausgebreitet und dabei in kleine

by Google

Stücke geschnitten. Jetzt nimmt der Schaman eine Holzschale, legt in diese Fleisch und giesst Brühe darauf, begiebt sich damit zum Opferplatze und mit dem Gesichte nach Osten gewendet, macht er den Vorfahren und Schutzgeistern der Jurte eine Libation.

Zuerst wendet er sich an Basch-tutkan (den Kopf-Halter) und spricht von sich aus folgenden Segen:

Bei des Mondes reinem Scheine,
Bei der Sonne hellem Glanze,
Wenn sein altes Jahr vergangen,
Wenn das neue Jahr begonnen;
Bei dem Wechsel seines Jahres,
Wenn im Herbste Alles bunt ist,
Wenn des Rohres Kopf zerweht ist,
Geb' ich für des Napfes Fülle,
Für der Speise Wohlgeruch
Kaira Kan hier diese Gabe.

Dann spricht er den Segen im Namen des Hausherrn, der dabei zu ihm tritt:

Da sein altes Jahr vergangen,
Da sein neues Jahr begonnen,
Stütz' er es mit beiden Schultern,
Heb' es auf mit seinem Scheitel!
Stützt er's nicht mit seinen Schultern,
Hebt er's nicht mit seinem Scheitel,
Sei ihm eine grosse Strafe,
Eine Strafe, die nicht endigt.
Nimm es hin, o Kaira Kan!

Das im Napfe noch Gebliebene bietet der Schaman dem Wirthe der Jurte an, dieser isst selbst nur ein wenig, dann vertheilt der Schaman das Uebrige unter die Verwandten des Wirthes. Wenn der Napf leer geworden, so schwingt ihn der Schaman im Kreise herum und wirft ihn über die Tele hinweg. Fällt der Napf mit dem Boden nach unten, so ist dies ein Zeichen, dass das Opfer gnädig aufgenommen ist, fällt der Napf aber mit dem Boden nach oben, so ist dies ein schlechtes Zeichen, Ülgön freut sich des Opfers nicht. Trotz alledem aber hat die Feierlichkeit doch ihren Fortgang.

Während der Libation des Schamanen halten mehrere Menschen die Birkenzweige mit dem Fleische in die Höhe. Der Wirth nimmt nun den besten Theil, das Hintertheil, und bringt es dem Schaman zum Geschenke dar; dieser schneidet sich die

Digitized by Google

meisten weichen Stücke ab und bietet das Uebrige einem auserwählten Gaste dar, dieser isst davon und giebt es einem anderen, bis alles Fleisch abgegessen ist, man hütet sich aber den Knochen irgendwie zu beschädigen. Das Bruststück bietet darauf der Wirth einem Ehrengaste, der wiederum etwas Fleisch abschneidet und es abermals einem anderen übergiebt, dieser einem dritten u. s. w., bis alles weiche Fleisch und die Knorpel abgegessen sind. Das übrige Fleisch wird darauf von den Knochen geschabt und in die Jurte gebracht, wo dann nach zwei Abenden die Beschwörungsfeierlichkeiten fortgesetzt werden. Einen Theil des Fleisches schneidet der Wirth noch in ganz kleine Stücke und nimmt von diesen nur wenige Stücke zwischen Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger der rechten Hand und steckt jedem der anwesenden Gäste eine kleine Portion des Fleisches direct in den Mund. Ein Theil des kleingeschnittenen Fleisches wird in mehrere Näpfe gethan und dann durch besondere Boten den der Feier nicht beiwohnenden Verwandten oder Gästen geschickt. Dabei hat der Bote, der das Gastgeschenk bringt, die Pflicht, das Fleisch an Stelle seines Herrn mit der Hand jeder einzelnen Person in den Mund zu stecken.

Denjenigen Leuten, die bei der Tödtung des Opfers, dem Aufstellen des Taskak, wie auch bei dem Mahle Hülfe geleistet haben, wird ein Theil des Fleisches als Geschenk übergeben, und sie nehmen es mit sich nach Hause. Am meisten erhält natürlich der Schaman selbst.

Die Knochen werden nun sorgfältig gesammelt und auf Birkenreiser gelegt und dann auf das Opfergerüst (Taskak) gehoben, dort bedeckt man sie noch mit einer Schicht von Birkenzweigen und Blättern. Sie bleiben dort als der Gottheit geweiht liegen. Es würde grosses Unglück bringen, wenn nicht alle, auch die allerkleinsten Knochen, auf dem Opfergerüste sich befänden.

Am folgendem Abende beginnt abermals mit Sonnenuntergang die Opferfeierlichkeit, und zwar findet an diesem Tage die den Kern der Feierlichkeit bildende grosse Beschwörung statt.

Der Schaman tritt bei eintretender Dämmerung in die Jurte, in der schon das Feuer brennt. Er nimmt zuerst ein wenig von dem gestern gekochten Opferfleische und bewirthet damit die Herren der Trommel, d. h. die personificirt gedachte Schamanenkraft seines Geschlechtes.

Digitized by Google

Nimm du es, o, Kaira Kan!
Wirth der Trommel mit sechs Buckeln,
Komm' du klingelnd her zu mir!
Ruf ich „Tschock!" verneige dich!
Ruf ich „Mä!" so nimm es an!

Dann wendet er sich an den Wirth des Feuers, das hier in der Jurte brennt, d. h. an die personificirte Kraft des Geschlechtes des Hausherrn, der das Opfer bringt.

Nimm du es, o, Kaira Kan!
Dreissigköpf'ge Feuermutter!
Vierzigköpf'ge Mädchenmutter!
Ruf ich „Tschock!" verneige dich!
Ruf ich „Mä!" so nimm es an!

Indem der Schaman diese Worte spricht, hebt er die Schale mit beiden Händen in die Höhe, als ob er sie unsichtbaren Gästen darreiche, dann bringt er mit dem Munde ein Geräusch hervor, als ob viele unsichtbare Gäste sich versammelten; hierauf schneidet er das Fleisch in der Schale in kleine Stücke und vertheilt es gewandt unter die in der Jurte anwesenden Menschen, die die Stücke gierig hinunterschlucken; dies gehört mit zur Ceremonie, denn die geniessenden Menschen stellen hier gleichsam die essenden unsichtbaren Geister vor.

Darauf hängt der Schaman auf den vor der Jurte ausgespannten, mit Bändern behängten Strick, den sogenannten Söltü, neun Kleider aus Baumwolle, Tuch oder Seide aus; dies sind Geschenke, die der Wirth der Jurte dem Ülgön darbringt. Diese Kleider werden nun mit Wachholder geräuchert, während der Schaman singt:

Gaben, die kein Pferd kann tragen,
Alás, alás, alás!
Die kein Mann vermag zu heben,
Alás, alás, alás!
Kleider mit dreifachem Kragen,
Dreimal wendend schauet an sie!
Decke sei'n sie für den Renner,
Alás, alás, alás!
Fürst Ülgön, du Freudenvoller!
Alás, alás, alás!

Jetzt ergreift der Schaman seine Trommel mit der linken Hand und räuchert sie, dann zieht er seine Schamanenkleidung an, nimmt abermals die Trommel und hält sie schweigend über

Digitized by Google

das Feuer, dass der Rauch sie von allen Seiten treffen kann. Darnach setzt er sich auf einen Schemel und beginnt die Trommel langsam und gemessen mit dem Orbu zu schlagen und mit feierlicher Stimme die Geister zu sich zu rufen. Jeder Herbeigerufene antwortet dem Schaman: „ā kam ai!“ worauf er in die Trommel des Schamanen aufgenommen wird, was der letztere jedesmal deutlich durch eine entsprechende Bewegung der Trommel anzeigt. Zuerst wird Jajyk Kan, der Fürst der Meere, herbeigerufen, dann Kaira Kan, darauf Paisyn Kan, darnach in einer sehr langen Anrufung Jābyr Kan; die Anrufung des letzteren endet mit den Worten:

Du, erhöre dies mein Flehen
Und erfülle dies mein Bitten!
Ruhe gieb an langen Tagen!
Schlaf gieb in den langen Nächten!
Gieb Versammlung, Mähnendichte,
Nachtruh' gieb von Armeslänge,
Ruhe gieb von tausend Häusern.
Schlaf von tausend Feuerstellen;
Spielend komm zu meiner Rechten,
Die den Orbu schlagend schwingt.

Nach diesen Worten tritt der Wirth des Hauses zum Schamanen, dieser steht von seinem Sitze auf, umfasst denselben so, dass er zwischen ihm und die Trommel zu stehen kommt, und schlägt leise mit dem Orbu die Trommel, indem er singt:

Steig' zu Pferde! führe an uns!
Halt' nicht auf dich bei dem Engpass!
Oeffne du des Hauses Thür!
Stütze du das rechte Knie!
Lehne dich an meine Knute!
Lös' dich los mit meinem Zahne!
Töne du mit meiner Zunge!

Hierauf ruft der Schaman die Familie Bai Ülgöns an, nachdem er den Wirth aus seiner Umarmung entlassen.

Aller Vater, Bai Ülgön!
Tasygan, du hohe Mutter!
Pura Kan mit Wolkenmähne!
Ihr neun Töchter ihm zur Rechten!
Und zur Linken sieben Töchter,
Reizereiche Kulai Kan,
Du erhab'ne Kostu Kan,
Vollmondgleiche Tüstü Kan,
Ihr, des Ülgön schöne Töchter!

Digitized by Google

Nun nimmt der Schaman wieder auf dem Schemel Platz und beginnt, viele der mehr untergeordneten Gottheiten und Geister in seine Trommel zu rufen, da er die Fahrt in die Himmelsschichten, die er während der Beschwörung zu unternehmen hat, nicht ohne ihre Hülfe ausführen kann. Jeder einzelne Geist, den er in längeren und kürzeren Beschwörungsformeln anruft, antwortet ihm „ä kam ai!“ und tritt in die Trommel ein. Manche dieser Beschwörungen sind sehr lang und äusserst eintönig. Ich will mich daher hier darauf beschränken, nur die Reihenfolge der Anrufungen aufzuführen, die Beschwörungsformeln aber übergehen.

Zuerst ruft er den hengst-bemähnten Tō Kan, den mächtigen Mansar Kan, den Sō Kan, den Sohn des Erkin, den Pyrtschu Kan auf weissem Pferde, der es wagt sogar mit dem Ak Ülgän um die Wette zu reiten; darauf den furchtlosen Telegei, der Niemand anredet, dessen abgeschossener Pfeil durch den Felsen dringt, dessen gesprochene Worte überall hin klingen. Dann wendet er sich an die mächtigen Fürsten, die Herren des Abakan und Altai:

O, des Abakanes Helden,
Ihr in weissen, seid'nen Pelzen,
Ihr auf rothen mächt'gen Pferden,
Kommet her zu meiner Seite!
Mordo Kan, du mächt'ger Herr!
Bei des Abakanes Quelle,
Auf dem Berg mit tausend Gipfeln
Wohnest du, o Mordo Kan.
Komme jetzt an meine Seite!
Höre du o Fürst mein Wort!
Der behängt mit güld'nen Glöcklein,
Der beraubt die sechzig Helden,
Der zum Schiesskampf ausgezogen,
Altai Kan, du mächt'ger Fürst!
Der behängt mit Silberglöcklein,
Der die vierzig hat beraubt,
Der zum Ringkampf ausgezogen,
O, Altai Kan, mächt'ger Fürst!
Der durchschoss die Eisenbügel,
Väterchen, o Altai Kan!
Den kein Pferd vermag zu tragen,
Singend komm an meine Seite!

Nachdem der Schaman in derselben Weise noch viele andere Geister, wie den Oktu Kan, den Purchan Kan, den Jashyn Kan,

Digitized by Google

den Sohn des Ülgön, den erhabenen Kergädäi und den Geist des Opfers Perbi Kan herbeigerufen und alle in seine Trommel aufgenommen hat, schliesst er die Beschwörung mit dem Aufruf an die Himmelsvögel Märküt:

Himmelsvögel, fünf Märküt,
Ihr mit mächt'gen Kupferkrallen,
Kupfern ist die Mondeskralle,
Und von Eis der Mondesschnabel;
Mächt'gen Schwungs die breiten Flügel,
Fächergleich der lange Schwanz,
Deckt den Mond der linke Flügel,
Und die Sonn' der rechte Flügel:
Du, die Mutter der neun Adler,
Der nicht irrt, den Jaik durchfliegend,
Der ermattet nicht am Edil,
Singend komme du zu mir!
Spielend komm zum rechten Auge!
Setz' dich auf die rechte Schulter!

Nach dieser Herbeirufung des Vogels Märküt ahmt der Schaman in der Antwort die Vogelstimme nach, indem er ausruft: „kagak, kak, kak! kam-ai!" Dabei drückt der Schaman die Schulter etwas nach unten, um zu zeigen, wie schwer er an dem mächtigen Vogel zu tragen hat. Darauf beginnt die Beschwörung der Schutzgottheit desjenigen Geschlechtes (sök = Knochen), zu dem der Wirth der Jurte gehört. So rufen die zu dem Geschlechte Tölös und Mundus gehörigen Leute den Toton Pajan, den Herrscher des Hagels, Donners und Regens an, und zwar durch folgende Beschwörungsformel:

Der du wirbelst schlossengleich,
Prasselnd wie der Hagel fällst,
Du, des Musygan Kan's Sprössling,
Du, mein Vater, Kem Totoi,
Von der Seite, wo der Mond kommt,
Kommet eine gold'ne Schrift,
Aber von der Sonnenseite
Kommet eine Silberschrift.
Der den Mond du ganz umhüllet,
Der die Sonne du verdunkelt,
Der da hat zwölf hohe Stufen,
Der da hat zwölf Schichten Spiele,
Dreizehn Stangen voller Freuden.

Jemehr Geister von dem Schaman aufgenommen werden, desto stärker schlägt er die Trommel. Dieselbe erscheint jetzt

Digitized by Google

am Arme so schwer, dass sie von der Last gedrückt hin und her zu schwanken beginnt. Jetzt endlich erhebt sich der Schaman von seinem Platze, schreitet mehrmals im Kreise um die in der Jurte aufgestellte Birke, tritt dann auf die Thüre zu und wenn er sie erreicht hat, stehen bleibend, wendet er sich demüthig an den Thürhüter (einen als gegenwärtig gedachten Geist), lässt sich dann auf's Knie nieder und verbeugt sich tief, wie vor seinem Herrn. Dann stützt er die Trommel mit der Seitenwand gegen das Knie und beginnt sie leise zu rühren, dabei schiebt er den Arm etwas nach vorn und hinten, so dass das Instrument in eine schwankende Bewegung geräth, und singt mit leisem und flehendem Tone:

Du, du bist der weise Herr,
Ich, ich bin der dumme Knecht;
Du, du bist der hohe Herr,
Ich der Sclav', der bittend hertritt.
Welchen Fürsten soll ich anfleh'n?
Welchen von den Herren bitten?
Du, der Diener aller Fürsten,
Du, der Führer aller Herren,
Schicke du mir 'nen Gesandten,
Dass er mir den Weg jetzt zeige!

Hierauf singt er mit veränderter Stimme als der Thürhüter folgende Antwort:

Flehe du zu Pyrkan Tengre,
Bitte du den Vater Pyrkan,
Die Befehle dieses Fürsten
Nimm du in Empfang in Demuth,
Halte dich an Pyrkan Tengre.

Nachdem der Schaman diese günstige Antwort des Thürhüters erhalten, erhebt er sich von seinem Sitze, stützt die Seitenwand der Trommel gegen die Brust und beugt den ganzen Oberkörper dreimal mit sammt der Trommel tief herab, indem er singt:

Dreimal fleh' ich zu dir betend,
Du, erhab'ner Pyrkan Tengre,
Gieb du mir jetzt gute Rede!
Stütze mich mit deinen Knien!

Er verneigt sich abermals dreimal, dann spricht er mit demüthiger Stimme, indem er sich wiederum bittend an den Thürhüter wendet:

Stehe wachend an der Thür!
Stütz' dich auf das Kupferschwert!
Halte du die Kupferflinte!
Kommt ein Aina, jage fort ihn!
Kommt der Böse, so vertreib' ihn!
Lass' den Bösen Nichts erschauen!
Nichts verstehen den Verruchten!
Komme nicht, der innen unrein!
Trete nicht in's reine Inn're!
Lass' ihn nicht hier ein sich drängen!

Darauf verneigt der Schaman sich langsam mit der Trommel, hebt dieselbe plötzlich von der Brust, so dass ein lautes Geklapper und Geklirr der Eisenstücke zu hören ist, tritt darauf schnell in die Mitte der Jurte und beginnt jetzt, von Begeisterung erfüllt, mit rauhen und kräftigen Bewegungen des rechten Armes die Trommel zu schlagen und durch ruckweises Stossen des linken Armes gleichzeitig ein heftiges Rasseln hervorzubringen. Dabei macht er mit dem Oberkörper allerlei zuckende Bewegungen und stösst ein unverständliches Murmeln hervor. Jetzt tritt der Wirth der Jurte an den Tapty heran, der Schaman schlägt ihm leicht mit dem Orbu und fährt ihm dann mit der Breitseite desselben der Quere nach auf dem Rücken hin und her. Seine Bewegung des Abreibens soll bildlich die Reinigung der Seele, die nach Ansicht der Altajer sich im Rücken befindet, darstellen und allen Einfluss des Erlik entfernen. Dabei singt er:

Zieh' den Pfeil, den abgeschoss'nen!
Nimm ihn, mein geschickter Bote!
Kehr' zurück nicht sechzig Jahre!
Bleibe ferne siebzig Jahre!
Nimm den abgeschoss'nen Pfeil!
Nimm ihn schneller von hier fort,
Als des Stromes Wasser fliessen!

Darauf umarmt er den Wirth und die Wirthin, ebenso wie die Kinder und nahen Anverwandten so, dass beim Umarmen sich die Trommel vor der Brust des Umfassten befindet, während der Orbu hinter seinem Rücken ist. Durch diese Umarmung im Namen des Pyrkan Tengre reinigt er sie mit Hülfe aller in der Trommel versammelten Geister von allem Uebel und Unglück, das ihnen von Seiten der Bösen zugefügt werden könnte. Alsdann begeben sich die Gereinigten wieder zu ihrem Platze, der Schaman tritt aber schnell auf die Thüre zu, hält gegen

diese die Trommel und schlägt heftig mit dem Orbu dagegen, um auf diese Weise das bei der Umarmung mit der Trommel und dem Orbu den Wirthsleuten abgenommene Uebel durch die Thür in die Ferne zu jagen, dabei befiehlt er dem Uebel, in gerader Richtung den von ihm bezeichneten Weg fortzuziehen und nicht wieder zu kommen, indem er mit langsamer Stimme singt:

Tschok! Tschok!
Weich' nicht vom gekomm'nen Wege!
Weich' nicht vom durchschritt'nen Wasser!
Fliege über's Steingebirge!

Darnach spricht er, zum Wirthe gewendet, indem er leise die Trommel rührt:

Gold'ne Kraft, gleich einem Rosshaupt,
Dringe jetzo in dein Rückgrat!
Braune Kraft, gleich einem Schafhaupt,
Dring' in deine Rückenwirbel!

Nun tritt er wieder an den Wirth heran, hebt die Trommel auf und hält sie dicht an das Ohr des Wirthes, schlägt dann mehrmals heftig mit dem Orbu gegen die Trommel und lässt auf diese Weise die Seele und Gewalt der Vorfahren des Wirthes ihm in's Ohr dringen, damit er so im Stande sei, die später ausgesprochene Voraussagung des Schamanen zu vernehmen und richtig zu verstehen. Dann tritt er vor den Wirth, die Wirthin und die übrigen Glieder der Familie und thut, als ob er jeden in einen Panzer hülle und jedem eine Mütze aufsetze, geht darauf schnell zum Feuer zurück, tritt an den Tolu heran, bückt sich schnell mit der Trommel nieder und thut, als ob er etwas schnell von der Erde unterhalb des Tolu mit Orbu und Trommel erfasse und aufhebe. Alles dies vollführt der Schaman mit grosser Schnelligkeit und Präcision bei starkem Trommelschlage und lautem Rufen. Jetzt verlassen die Kinder und Furchtsamen die Jurte. Der Schaman aber geräth in der Folge immer mehr in Extase, er springt wild umher und stösst und tritt mit den Füssen diejenigen der Zuschauer, die sich unvorsichtig vorbeugen oder vordrängen. Die Tolu umfassend, tritt er plötzlich mit dem einen Fuss auf die erste Stufe des Tapty, hebt die Trommel in die Höhe, schlägt mit aller Macht gegen sie mit dem Orbu und ruft unter heftigem Gerassel mit lauter

Stimme: „tschok! tschok!“ Durch alle diese Bewegungen will er andeuten, dass er sich jetzt zum Himmel erhebe.

Hoch, hoch, auf!
Tebu, die den Mann nicht trägt,
Hoch, hoch auf!
Tebu und der Tebuträger,
Pferdchen und der Pferdehalter,
Hoch, hoch, auf!
Goldner Strick und goldner Taskak,
Goldnes Lager, goldne Stange,
Hoch, hoch, auf!

Darauf tritt der Schaman von der ersten Stufe herab, setzt sich schnell auf die Erde und stosst mit der Trommel heftig gegen dieselbe, dass es laut rasselt, dann drückt er sie mit dem Orbu und schlägt dreimal heftig gegen sie: wieder springt er schnell auf die Füsse und ruft mit lauter Stimme: „Sieh', ich habe sie durchstossen!“ Darnach läuft er, in noch heftigere Extase versetzt, mit starkem Trommelschlage und Gerassel um den Tapty und um das Feuer herum, um seine Freude darüber auszudrücken, dass er in den Himmel gelangt ist. Indem er den hier weilenden Donner und Blitz nachahmt, ruft er mit lauter Stimme und unter Gerassel der Trommel:

Schagarbata! Schagarbata! Schagarbata!

Dann läuft er schnell zu dem Schemel, auf den eine Satteldecke gelegt ist und der die Seele des Opferthieres Pura vorstellen soll, setzt sich schnell auf diese und ruft:

Bin erstiegen eine Stufe,
Acha, acha!
Eine Schicht habe ich erreicht,
Schagarbata!
Habe des Tapty Kopf erkletteret,
Schagarbata!
Bis zum Vollmond noch erhoben,
Schagarbata!

Der Schaman geräth immer mehr in Verzückung, springt immer wilder umher und rührt die Trommel immer stärker, denn er eilt jetzt zum zweiten Himmel; dabei spricht er zum Opferthiere:

Wende dich zum blauen Himmel!
Lass deine Füsse sprechen!

Unter Blitzen, unter Donner
Zum Ülgön, zum Vater Pyrkan,
Zu dem Himmelsfürsten rausche!

Die Seele des Baschtutkan (des Kopfhalters) befindet sich bei der Pura; auf diesen Zuruf antwortet der Schaman mit veränderter Stimme als Baschtutkan:

Ülgön's Weg ist ja beschwerlich!
A, ho, ho!
Der Schaman: Lasse schiessen Pura's Zügel!
Der Baschtutkan: Ülgön's Weg ist mühevoll!
Der Schaman: Halte nicht der Pura Maul fest!

Nachdem der Schaman so die Pura und den Baschtutkan zur Eile angetrieben, läuft er noch einmal schnell um den Tapty herum, bleibt plötzlich wieder vor ihm stehen und stellt den einen Fuss auf den zweiten Einschnitt des Tapty. Dann setzt er sich wieder auf den Boden, stösst abermals mit der Trommel gegen die Erde, zum Zeichen, dass er jetzt den Boden der zweiten Himmelsschicht durchbrochen, und ruft:

Hab' den zweiten Grund durchbrochen,
Hab' die zweite Schicht erstiegen,
Seht, in Trümmern liegt der Grund.

Darauf singt er wiederum, Blitz und Donner nachahmend:

Schagarbata! Schagarbata!
Hab' zwei Stufen jetzt erstiegen,
Schagarbata!
Mich zwei Schichten hoch erhoben,
Schagarbata!
Hab' des Tapty Kopf erklettert,
Schagarbata!
Hab' zum Vollmond mich erhoben,
Schargarbata!

Nachdem er ganz wie vorher jetzt die Pura und den Baschtutkan angefeuert und ein völlig ähnliches Zwiegespräch gehalten hat, steigt er in derselben Weise zur dritten Himmelsschicht empor, deren Grund er symbolisch durchbrochen hat. Im dritten Himmel nun beginnt das Opferthier zu ermatten, daher überlässt der Reiter dasselbe allein der Fürsorge des Baschtutkan und schickt diesen langsam voraus. Nun ruft der Schaman die Gans herbei, um, nachdem er sie bestiegen, auf ihr reitend die

vorausgeschickte Pura und den Baschtutkan wieder einholen zu können. Er ruft die Gans mit folgenden Worten herbei:

Die am Jajyk sich nicht irrt,
Gans, du mit dem harten Schnabel!
Ungai gak gak, ungai gak!
Die am Edil nicht ermüdet,
Gans, du mit dem harten Schnabel,
Ungai gak gak, ungai gak!
Komme singend jetzt zu mir!
Spielend komm zum rechten Auge!
Setz' dich auf die rechte Schulter.

Mit veränderter Stimme ruft der Schaman, die Gans nachahmend:

Kagak, Kagak! Kam, da bin ich!

Darauf erhebt sich der Kam, thut als ob er die Gans besteige, schreitet alsdann langsam vorwärts, indem er dazu leise singt und beide Arme gleichsam wie Flügel bewegt, um dadurch den Flug der Gans nachzuahmen. Hierbei rührt er ganz sacht die Trommel. Während er thut, als ob er auf der Gans davonflöge, deutet er mit Zeichen an, dass die Reise sehr schwierig ist, und schneidet allerlei Grimassen, die seine Ermattung andeuten sollen.

Breite aus den rechten Flügel!
Yn, yn, yn!
Biege ein den linken Flügel!
Yn, yn, yn!
Ziehe ein die Flügelknochen!
Yn, yn, yn!
Schlage du mit deinen Flügeln!
Yn, yn, yn!
Flattre du mit deinen Flügeln,
Ziehe hin zum hohen Himmel!
Yn, yn, yn!
Oberhalb der weissen Wolken,
Dorthin, wo der Himmel weiss ist,
Yn, yn, yn!
In den Schooss des weiten Aethers,
Wo man eines Monats Weg sieht,
Yn, yn, yn!
In den Schooss des blauen Aethers,
Oberhalb der blauen Wolken,
Yn, yn, yn!
Du, mein weisses, liebes Pferdchen,
Sag', wann werd' ich dich erreichen?
Yn, yn, yn!

Der Schaman ruft nun die die Pura begleitenden Leute mit dem Rufe „He! he!“ an und antwortet mit verstellter Stimme „*O! o! kam-ai!*“ Endlich erreicht der Reiter die Pura. Dann wendet er sich mit seinem Gesange an den Baschtutkan, drückt die Trommel an seine Brust, schlägt sie ganz leise mit dem Orbu und spricht mit heller, die Gans nachahmender Stimme:

Der das Rösslein du bestiegen,
Bist du gut hierher gelangt?
Ungai gak gak, ungai gak!
Ihr beim Tolu schauet alle!
Ihr vom Taskak schauet alle!
Ihr beim Rosse schauet alle!
Ihr beim Füllenstrick schaut alle!
Ungai gak gak, ungai gak!
Der das Rösslein du bestiegen,
Bist du gut hierher gelangt?
Ungai gak gak, ungai gak!
Knecht, der du des Rosses Kopf lenkst,
Bist in Frieden her gelangt du?
Ungai gak gak, ungai gak!

Da die Gans jetzt ihren Dienst gut ausgeführt und die Pura und den Baschtutkan eingeholt hat, so entlässt sie der Schaman nun wieder, indem er singt:

Gans! trink' aus dem Milchsee jetzt!
Suche Speis' am Sürö-Berg!
Gans! komm' stets, wenn ich dich rufe,
Sag' ich: „he!“ so sprich' du auch: „he!“
Ruf ich: „au!“ so ruf du auch: „au!“
Höre stets auf meine Worte!

Um die Gans anzutreiben, hebt der Schaman seine Trommel in die Höhe, schlägt mit Kraft gegen dieselbe und stösst mit dem Munde einen unartikulirten Ton hervor, der das Auffliegen der Gans bezeichnen soll. Alsdann wendet er sich an den Baschtutkan, indem er stehen bleibt und den Körper nach beiden Seiten biegt. Dabei hält er die Trommel gegen die Brust und singt mit starker und fröhlicher Stimme:

Knecht, der du des Rosses Kopf lenkst,
Sprich du jetzt, die Stimm' erhebend!

Darauf die Stimme verändernd, singt er mit weinerlichem Tone, indem er die Stimme des Baschtutkan nachahmt:

Digitized by Google

Will von hier zurück mich wenden,
Väterchen Schaman!
Mir thun weh die Rückenwirbel,
Väterchen Schaman!
Und es schmerzen mir die Rippen,
Väterchen Schaman!
Losgelöst sind meine Knochen,
Väterchen Schaman!
Sind getrennt die Seitenknochen,
Väterchen Schaman!
Ausgetreten ist mein Auge,
Väterchen Schaman!
Sieh', mein Weib, es blieb zurück,
Väterchen Schaman!
Auch mein Vater, der ernährt mich,
Väterchen Schaman!
Hätt' ich doch dies Land geseh'n nicht!
Väterchen Schaman!
Nicht betreten diesen Weg,
Väterchen Schaman!
Will von hier zurück mich wenden,
Väterchen Schaman!
Will zu meiner Jurte gehen,
Väterchen Schaman!

Hierauf antwortet der Schaman mit seiner eigenen, dieses Mal sehr streng klingenden Stimme, indem er die Trommel an die Brust drückt und kräftige Schläge darauf fallen lässt:

Lass' des Ülgön Busen schauen!
Lass' den Weg uns zu ihm nehmen!
A, ho, ho! hoho!

Und mit des Baschtutkans Stimme fährt er weinend fort:

Will nicht kommen, sagte ich,
Väterchen Schaman!
Habe eine Mutter, sprach ich,
Väterchen Schaman!
Sieh', es schickte mich die Mutter,
Väterchen Schaman!
Fleisch wird man dir geben, sprach sie,
Väterchen Schaman!
Fleisch zu nehmen kam ich her,
Väterchen Schaman!
Sieh, der volle Huf ist wund
Und gespalten ist die Krone!
I, i, i, i! (weint)
Mi, mi, mi, mi!
Abgerieben sind die Hufe!
I, i, i, i!

Wundgerieben ist der Hals,
Väterchen Schaman!

Nachdem der Baschtutkan sich so zu rechtfertigen gesucht hat, hält der Schaman an und unterbricht die Weiterreise. Er schaut sich um und berichtet den Zuhörern, was er hier in der dritten Himmelsschicht erblickt oder zu hören bekommt, alles was auf das Leben der Menschen Beziehung hat und ihnen daher erwünscht zu hören ist, z. B. über das Wetter, welches bevorsteht, über Krankheiten und Seuchen, die drohen, oder ob ihm hier ein anderer Kam begegnet, was er von diesem erfährt oder mit ihm spricht, oder er spricht von Unglücksfällen, welche die Nachbarn bedrohen, von Opfern, die von Leuten der Umgegend darzubringen sind, u. s. w. Wird z. B. ein Schneefall bald beginnen, so sagt er:

Sieh', der Birkenwipfel senkt sich,
Jeder Zweig biegt sich hernieder,
Weisser Nebel sinkt nach unten,
Blitze zucken blendend, leuchtend,
Winterreif senkt sich herab.

Wenn der Schnee thauen wird, so kündigt er dies in folgender Weise an:

Sieh', der Birkenwipfel senkt sich,
Gelbes zieht sich drüber hin.

Wenn ein heftiges Regenwetter eintreten wird, so ruft er:

Kara Schurlu mit sechs Stäben
Tröpfelt auf die Niederung,
Nichts mit Hufen kann sich schützen,
Nichts mit Krallen kann sich halten.

Dergleichen Wahrsagungen werden nicht nur an dieser Stelle gethan, sondern können in jeder beliebigen Himmelsschicht und bei den verschiedensten Gelegenheiten geäussert werden, wie es eben der Schaman für passend findet.

Nachdem der Baschtutkan sich nun ausgeweint und ausgeruht hat, wendet er sich mit folgenden Worten an den Schamanen:

Ja, ich will nun weiter reiten!
Will Ak-Ülgöns Tochter nehmen!

Diese Rede Baschtutkan's wird jetzt vom Schamanen mit nochmals veränderter Stimme durch einen Diener des Schamanen

Karakusch (schwarzer Vogel) unterbrochen, indem dieser beim Baschtutkan die Pfeife zum Rauchen erbittet:

Weisser Rauch ist mir jetzt sichtbar
Wohl von eines Tagwegs Strecke,
Wohl von einem Monat Weges
Fällt der Rauch mir in die Augen.
Deine Pfeife aus drei Gliedern
Reiche sie mir, Baschtutkan.

Baschtutkan reicht die Pfeife dem Karakusch. Der Schaman aber, welcher die Pfeife in der Hand hält, sieht sie von allen Seiten ängstlich an, indem er sie langsam mit zwei Fingern herumdreht, als ob er fürchte, dass sie ihn beisse. Plötzlich hebt er sie in die Höhe und betrachtet sie wieder, schnaubt aber dann erschreckt auf wie ein Pferd und schreit: „ki-gilik!" Mit der einen Hand hält er die Pfeife als Baschtutkan und singt darauf mit der Stimme Kara-kusch's:

Ist gestählt der schwarze Panzer,
Umgehängt das Panzerhemd,
Dunkler Hund mit gold'nen Ohren,
Wehe, er ist lang gestreckt.
Mund und Nase leckt er,
Hörest du, o Kara-kusch,
Ziehe ich nicht, ziehet er,
Ki-gilik! Ki-gilik!

Nunmehr nimmt der Schaman die gleichsam vom Baschtutkan gereichte Pfeife und raucht als Kara-kusch, indem er die Pfeife nicht mit den Händen berührt. Dann ruft er: „Au! au! au!" und wirft die Pfeife fort. Jetzt steigt er mit dem einen Fusse auf die vierte Stufe des Tapty und singt:

Auf stieg ich zum Tapty-Gipfel.
Hab' erreichet nun den Vollmond,
Hab' vier Stufen jetzt erstiegen,
Segnen mög' der Himmelsfürst mich.

Wieder herabspringend, setzt er sich auf den Boden und durchstösst, wie er früher gethan, auch dieses Mal die die dritte und vierte Himmelsschicht trennende Feste, läuft vier Mal um das Feuer und stellt wiederum Donner und Blitz vor.

Ai, hai, hai!
Schagarbata, Schagarbata!
Hab' durchstossen vier der Schichten,
Sie erschütternd stieg empor ich.

Digitized by Google

Schagarbata, Schagarbata!
Segne du im Tagesumkreis,
Alles Volk im Monatsumkreis,
Schagarbata!
Du, mein Ross, das dieser reitet,
Schagarbata!
Reitet Wett' mit Himmelsfürsten,
Schagarbata!

Wiederum zürnt der Schaman dem Baschtutkan, dieser aber antwortet ihm mit weinerlicher Stimme:

Welches sonnenreiche Land!
Dieses ist ein schönes Land!
Hier möcht' gerne wohnen ich!
Hier möcht' gerne leben ich!
Dichter Bergwald ist gewachsen,
Voll vom Wilde ist der Wald,
Fröhlich möchte hier ich leben!
Heim will ich von hier nicht kehren,
Väterchen Schaman!

Im vierten Himmel stellt der Schaman dar, wie der Kara-kusch einen Kukuk jagt. Der Schaman lässt zuerst die Stimme des Kukuks ertönen, als ob sie aus weiter Ferne klinge, dann laut und lauter: Kukuk! Kukuk! Den Kara-kusch vorstellend, hebt er die rechte Hand zu den Augen, sieht sich nach allen Seiten um, schaut nach oben und unten, nach rechts und links: da er aber trotz aller Bemühungen den Vogel nicht entdecken kann, reibt er sich die Augen und singt:

Wehe dir, o Kara-kusch!
Ist zum Himmel er geflogen?
Oder in die Erd' gesunken?
Meine Flint', die siebenzüg'ge,
Möchte auf ihn ab ich feuern,
Treffen mitten in den Leib ihn:
Ist er auf der Birke Zweige
Oder auf des Tapty Wipfel?

Um das Schiessen des Kara-kusch darzustellen, hält er die Trommel in horizontaler Lage so vor seine Augen, dass er grade die Oberfläche des Trommelfelles sehen kann, dann schiebt er den Orbu mit einem Ruck über die Trommel fort und schreit „au"! indem er den Schall des Abschiessens nachahmt. Hiernach steigt er mit dem einen Fuss auf die fünfte Stufe und singt:

Fünf der Tapty nun erstieg ich,
Bin fünf Gipfel hoch geklettert,
Habe nun erreicht den Vollmond,
Segne uns, o Himmelsfürst.

Nachdem er von der Stufe herabgesprungen, läuft er in voller Extase fünf Mal trommelnd um das Feuer und durchbricht in vorher erwähnter Art unter Schagarbata-Rufen, Blitz und Donner darstellend, den Boden der fünften Himmelsschicht. Hier im fünften Himmel wohnt nun der mächtige Jajutschi (der höchste Schöpfer), zu ihm begiebt sich jetzt der Schaman und singt, indem er langsam und feierlich die Trommel schlägt, mit melodischer Stimme:

Ai-a, hai, hai, hai!
Ülgön's Sohn, du Kergedäi,
Adam's Sohn, du Kan Pyrkan,
Ashyn Kan, des Himmels Sohn,
Kommet singend mir zur Seite!
Kommet helfend her zu mir!
Wartet bei des Fürsten Thür!
Ai-a, hai, hai, hai!

Jetzt hat der Schaman die Jurte des Jajutschi erreicht, er tritt sogleich durch die Thür ein und indem seine Stimme einen feierlichen und ehrerbietigen Ton annimmt, singt er leise, nur sanft an die Trommel schlagend:

Jajutschi im fünften Himmel,
Milchsee, der vom Schmutze reinigt,
Tapkai, der den Nabel schneidet,
Innigst bet' ich Jajutschi-Fürst.

Mit lauter, drohender Stimme antwortet der Schaman auf seine Bitte nun selbst als Jajutschi:

Sag', von wem bist du gekommen?
Wessen Nachkomm' bist du, sprich!
Jeder Mensch hat einen Namen,
Jedes Wild hat seine Haarfarb',
Nenn' den Namen und den Weg mir!
Was da Flügel hat, das fliegt,
Was da Krallen hat, das läuft,
Dem Geruche folgt der Käfer,
Von wo kommest du hierher?
A, a, i! a-i!

Wie durch die zornige Stimme des Jajutschi erschreckt springt schnell der Schaman, gleichsam um sich zu retten, nach rück-

Digitized by Google

wärts, dann geht er demüthig mit ganz kleinen Schritten wieder vorwärts und spricht unter vielen und tiefen Verbeugungen, mit einschmeichelndem Tone: „Hör', ich flehe, Jajutschi.“ Der Jajutschi unterbricht das Gebet, indem er heftig „A! a! i!“ schreit. Da bleibt der Schaman stehen, der Jajutschi aber fährt zornig fort:

Du bewegest meine Thür,
Machst erklingen meine Ohren,
Kitzelst meine rechte Sohle,
A, a, i! a-i!

Wieder nähert sich ihm der Schaman in Demuth und bittet, sein Gebet zu erhören. Der Jajutschi unterbricht aber seine Rede noch einmal mit der Frage:

Sag', von wem bist du geblieben?
Wessen Nachkomm' bist du, sprich?

Ihm antwortet der Schaman, indem er sich wiederum ehrfurchtsvoll verneigt und dabei die Trommel an die Brust drückt:

Von wem soll ich sein geblieben?
Wessen Nachkomm' soll ich sein?
Vater-Fürst, o Jajutschi,
Mutter-Fürst, o Jajutschi,
Bin vom Kara Kam geblieben,
Bin des grossen Kames Nachkomm',
Nachkommen des Testü Kam,
Nachkommen des Utschuktschi,
Nachkomm' eines Zeichendeuters,
Darum höre Jajutschi,
Du Erhab'ner, jetzt mein Flehen,
Komm' hierher zu deinem Hause,
Dir die Bitte vorzutragen,
Eine Frage dir zu thun,
Dir Verehrung darzubringen:
Bin vom Tschomtscho Kam geblieben,
Komme her vom Kam Sarga,
Singend geh' ich zu Ülgön,
Du, erkenne meine Trommel,
Hör' mein Flehen, Jajutschi.

Nachdem der Schaman sich abermals tief verneigt hat, wird er endlich vom Jajutschi freundlich aufgenommen. Er tritt nun in's Haus mit Jajutschi und im Gespräche mit diesem erhält er vom Gegenwärtigen und Zukünftigen mancherlei Kenntniss. Alles was er erfährt, darf er nicht mittheilen, er murmelt es nur

Digitized by Google

undeutlich vor sich hin. Deutlich nur theilt er einige Weissagungen mit. Zuerst überbringt er dem jüngsten Sohne folgende Rede des Jajutschi:

Dieses Kind hab' ich geschaffen,
Reich wird es an Kleidung sein,
Ackern wird es auf dem Hügel,
Länger wird sein Füllenstrick,
Breit wird ihm der schmale Körper,
Voll von Pferden wird ihm einstens
Die gewalt'ge Heerde werden,
Voll von Seelen seine Jurte.

Dann übergiebt er dem mittleren Sohne folgende Rede des Jajutschi:

Der beschenkt sich hat mit Fürsten,
Unterlieg' nicht den Bewangten,
Nicht dem Mann mit breiten Schultern!
Lange mög' dein Leben dauern!
Deine Tage kurz nicht werden!
Stark an Kräften mög' er sein!
Wie ein Panzer sei sein Rock,
Durch die Sterne schiess' den Pfeil er,
Seine Rache mög' er nehmen,
Seiner Feinde böse Schaar
Sterbe wimmernd wie die Hunde,
Sterbe blökend wie die Schafe.

Zuletzt übergiebt er das vom Jajutschi über den ältesten Sohn Ausgesagte:

Dieses Kind hab' ich geschaffen,
Sind nun fünfundzwanzig Jahre,
Dass ich segnend es vollendet,
Möge er die reiche Habe
Sich von allen Seiten raffen,
Spenden auch nach allen Seiten;
Keine Rede zu ihm dringend
Mög' von vorne ihn besiegen,
Keine Ruth' ihn hinten treffen,
Vierzig Jahr' soll er noch leben,
In die Brust treff' dich kein Pfeil,
Niemand packe dich beim Kragen;
Hänge dich an keinen Bösen!
Sei des Volkes Friedensstifter!
Sei am Pelze du der Knopf!
Leb' noch über fünfzig Jahre!

Bei dem Beginne der Wahrsagung werfen die Familienglieder ihre Mützen unter die Trommel. Nach jeder Wahr-

Digitized by Google

sagung hebt der Kam die Trommel etwas in die Höhe und schlägt sie mit dem Orbu. Ist die Voraussagung unheilvoll, so fallen die Mützen aus der Trommel heraus, ist sie heilverkündend, so zieht jeder seine Mütze so schnell als möglich aus der Trommel hervor und drückt sie zusammen, damit das Glück darin verharre. Nachdem alle Weissagungen geschehen, verneigt sich der Schaman wiederum vor dem Jajutschi, währenddem er singt:

Hör' mein Flehen, Jajutschi,
Sieh' mich an mit rechtem Auge,
Gieb mir deinen rechten Segen.

Während der Schaman den vierten und fünften Himmel erreicht, hat die Pura sich ausgeruht und bittet nun den Schaman, ihn zu tränken:

In dem schönen Sonnenlande
Ist 'ne gute Tränkestelle,
Diese zeigt sich meinem Auge!
O, Schaman!
Ma-ák, Ma-ák, Ma-ák!

Als Baschtutkan nimmt nun der Schaman eine Schale mit Wasser und pfeift, damit die Pura trinken möchte. Der Kam stellt in seinen Bewegungen dabei die Pura vor, er schnauft laut und schlägt aus, trinkt aber doch zuletzt. Nachdem er getrunken, fasst er die Schale mit den Zähnen und wirft sie mit der Trommel in die Höhe, dann fängt er sie als Baschtutkan auf und räuchert sie mit Wachholder.

Darauf erhebt sich der Schaman zum sechsten Himmel; nachdem er auf die sechste Stufe getreten und den Boden durchbrochen, läuft er sechs Mal um das Feuer, ganz unter denselben Gesängen wie früher. Da hier im sechsten Himmel der Mond wohnt, so verneigt er sich vor diesem ehrfurchtsvoll, indem er singt:

Hör' mein Flehen! Hör' mein Flehen!
Vater Mond, im sechsten Himmel!
Hör' mein Flehen! Hör' mein Flehen!

Nach diesen Worten läuft der Schaman in Extase drei Mal um den Tapty herum und verneigt sich darauf drei Mal nach Osten. Da erblickt er plötzlich einen entfliehenden Hasen und schickt sogleich nach ihm seinen Diener Kuruldak aus:

Kuruldak, beeile dich,
In dem grauen Weidenbusche
Hat der Graue sich verborgen,
Tschu-tuk!

Kuruldak, der vergebens nach dem Hasen **gesucht hat,** was auch der Schaman durch Pantomimen angedeutet, **antwortet** mit veränderter Stimme:

Wehe! Wehe!
In zwei Wasern sich verbarg er,
In drei Wabern sich verbarg er,
U-u-u! wehe, wehe!

Darauf führt der Schaman eine neue Figur **als handelnd** ein, indem er abermals die Stimme wechselt, **nämlich einen** gewissen Kereldäi, der jetzt den Kuruldak neckt **und seine Stimme** nachaffend dem Kuruldak zuruft:

Tep, tete, tetete!
Ei er, er! mein Alter!
Was ist geschehen nur,
Dass wackeln seine Ohren,
Es erhitzet sich sein Bauchfell.

Indem er auf die Pura deutet, fährt er **fort:**

Seht, sein Schwanz schwingt hin und **her.**
Ist scheinbar nicht dem Pferd?
Wessen ist der nur Alter?
Ei er, er! mein Alter!
Seht, der Has' ist in der Nesirung,
Hat sich im Gebüsch verborgen
Tschu-tuk!

Bei dem letzten Ausrufe schwenkt der **den Kereldäi** vorstellende Schaman den Orbu von unten nach **oben. Dann ändert** er die Stellung und Stimme und stellt den **den Hasen verfolgenden** Kuruldak vor und ruft:

U-u, u!
Hat zwei Wäldchen jetzt durchlaufen,
U-u, u!
Hat drei Wäldchen jetzt durchlaufen,
Wehe, wehe, wehe!
Hasechen, bleibe du nicht drinnen!

Trotz alles Schimpfens des Kereldai **gelingt es dennoch** nicht, den Hasen zu fangen. Da erhebt sich **der Schaman** in

Digitized by Google

früherer Weise zum siebenten Himmel, und nachdem er unter Blitz und Donner den Boden durchbrochen und sieben Mal um den Tapty herumgelaufen ist, verneigt er sich vor der im siebenten Himmel wohnenden Sonne, ehrfurchtsvoll die Trommel an die Brust drückend:

Hör' mein Flehen, meine Bitte,
Mutter Sonne, die hier wohnt!
Hör' mein Flehen, mein Gebet!

In ähnlicher Weise, unter allerlei Zufällen, vorgestellten Scenen, Gebeten, Weissagungen, Erzählungen, Segensworten u. s. w. ersteigt und durchbricht der Kam den achten und neunten Himmel; je mehr Macht der Kam besitzt, desto höher kann er steigen; so giebt es Kame, die bis zum zehnten, elften, zwölften Himmel und noch höher sich zu heben vermögen, diese Kraft aber besitzen nur sehr wenige. Nachdem nun der Kam die höchste Stelle erstiegen, zu der ihn seine Kraft zu heben vermag, so ruft er den Ülgön selbst an, indem er sich mit folgendem Gebete an ihn wendet; dabei senkt er die Trommel, schlägt sie leise mit dem Orbu und verneigt sich in Demuth:

Fürst, zu dem drei Leitern führen,
Bai Ülgön, mit den drei Heerden,
Blauer Abhang, der erschienen,
Blauer Himmel, der sich zeiget,
Blaue Wolke, die dahinschwebt,
Blauer Himmel unerreichbar,
Weisser Himmel unerreichbar,
Jahreweite Wasserstelle,
Vater Ülgön, Dreierhab'ner,
Den des Mondbeils Schneide meidet,
Der den Pferdehuf benutzet,
Alles Volk erschufst du, Ülgön,
Was da lärmend uns umgiebt,
Alles Vieh verliehst du, Ülgön,
Uebergieb uns nicht dem Unheil!
Lass' uns widerstehn dem Bösen!
Zeige uns nicht dem Körnös!
Gieb uns nicht in seine Hand!
Der den sternenreichen Himmel
Tausend, tausend Mal gewendet,
Richte du nicht meine Sünden.

Vom Ülgön aber erfährt der Schaman, ob das Opfer günstig aufgenommen ist oder nicht, auch erhält er von ihm die besten

Digitized by Google

Weissagungen über Beständigkeit und Wechsel des Wetters, Missernte, Misswachs und ob Ülgön noch weitere Opfer, und was für welche er erwartet oder fordert. In Bezug der letzteren Forderung giebt der Schaman stets gute Auskunft und bezeichnet oft diesen oder jenen Nachbar, von dem ein Opfer verlangt wird. Nicht selten nennt er auch Farbe und Form des Opferthieres. Es scheint, als ob der Schaman hierbei stets in seinem Interesse wirke, da der Eigenthümer des geforderten Thieres meist sich scheut, die Forderung des Ülgön unerfüllt zu lassen.

Nach der Unterredung mit Ülgön geräth der Schaman in die höchste Extase, bis er zuletzt ganz ermattet zusammenstürzt. Dann tritt der Baschtutkan an ihn heran und nimmt die Trommel und den Orbu aus den Händen des Schamanen, der noch zuletzt drei Mal mit den Fingern an die Trommel knipst und mit dem Kopfe zuckend und die Hände wie zum Trommelschlag bewegend vor sich her brummt „a-a-a-a-a! i-i-i-i!“ bis er zuletzt ganz still sitzt, ohne auch nur ein Glied zu rühren. Nach einer Weile, während noch in der Jurte allgemeines Schweigen herrscht, reibt er sich die Augen, streicht sich die Haare glatt, streckt und reckt die Hände und ringt sein von Schweiss triefendes Hemd aus. Dann sieht er sich langsam im Kreise um und begrüsst sich mit den Umstehenden mit den Worten: „Esän-salam! Esän-salam!“

Die Opferfeierlichkeit endigt oft mit dieser zweiten Beschwörungsscene, meistens wird aber noch eine dritte Nacht der Feierlichkeit gewidmet, besonders bei reicheren Leuten. Der dritte Act der Opferfeierlichkeit besteht in den Libationen von Getränken und in einem grossen Zechmahle, wobei riesige Schläuche Kumys, Milchbranntwein und bei den nördlichen Schamanisten (Teleuten und Schoren) viel Gerstenbier vertilgt werden.

Die zu solcher Zechfeierlichkeit nöthigen Getränke werden schon vor dem Aufstellen der Opferjurte bereitet und Niemand darf es wagen, dieselbe vor der Beendigung der zweiten Opferfeierlichkeit zu berühren. Jetzt erst bringt man das nöthige Getränk in die Opferjurte. Die Frauen richten alles zu dieser Feierlichkeit Nöthige her, sie bedecken den Boden der Jurte rings mit Teppichen und zünden am Abend (nach Sonnenuntergang) des dritten Tages ein Feuer neben dem Tapty an.

Dann holt man von der Opferstelle 9—12 Schöpfkellen aus Birkenrinde und füllt ebenso viel chinesische Holzschalen

Digitized by Google

mit Airan. Diese Holzschalen werden nun um das Feuer gestellt und hinter jede Schale stellt sich eine Person. An der äussersten rechten Flanke links von der Thür der Schaman, dann der Baschtutkan, dann der Hauswirth und dann alte Leute aus der Nachbarschaft, in deren Familien während der letzten Jahre Niemand gestorben ist. Jeder der so Aufgestellten schöpft mit dem Schöpflöffel etwas Airan aus der Schale und dann spritzen Alle auf einmal unter dem Ausrufe „Tschek" den Airan gegen den Tapty. Drei Mal wird dieser Ruf und die Libation wiederholt. Darauf werfen alle zwölf die Schöpflöffel in die Höhe. Wenn die Löffel zur Erde gefallen sind, betrachtet man genau ihre Lage. Liegt der Löffel mit dem Boden nach oben, so bedeutet das kein Glück während des nächsten Jahres für den Werfenden, während die umgekehrte Lage Glück und Segen verheisst. Jetzt wird die Schale wieder gefüllt und alle bemühen sich, diese Schale so schnell wie nur irgend möglich auszutrinken. Der Schaman aber wirft, nachdem er seine Schale geleert hat, dieselbe durch die Thüre in's Freie. Die Lage dieser Schale lässt Schlüsse über das zukünftige Glück oder Unglück des Opfergebers machen und zwar in der gleichen Weise, wie die Lage der hingeworfenen Schöpfkellen.

Nachdem diese Ceremonie vollendet ist, beginnt die allgemeine Zecherei. Die anwesenden Gäste setzen sich in Gruppen um einen Schlauch und werden von einem Anverwandten des Wirthes bewirthet. Man zecht, singt, schreit, lacht, bis die meisten der Anwesenden sich bis zur vollen Bewusstlosigkeit betrunken haben, und gleich hier an dem Platze, wo sie betrunken zusammengesunken sind, bis zum Morgen liegen bleiben und ihren Rausch ausschlafen. Das Sichbetrinken wird nicht als Schande angerechnet, sondern als etwas ganz Natürliches angesehen. Uebrigen muss erwähnt werden, dass die Frauen Maass halten und die betrunkenen Männer, wenn sie bewusstlos umgesunken sind, in eine bequeme Lage rücken und warm zudecken. Es ist das Pflichtgefühl gegen die Kinder, das den Frauen nicht erlaubt, sich so sinnlos zu betrinken.

Es muss hier erwähnt werden, dass nicht alle Schamanen in gleicher Weise die Beschwörungen ausführen. Bei den verschiedenen Geschlechtern (sök) finden sehr verschiedene Ceremonien statt, noch mehr liegt in der grösseren und geringeren Kenntniss und Geschicklichkeit der Schamanen. Im Allgemeinen

kann man aber sagen, dass alle Opferfeierlichkeiten in ähnlicher Weise vor sich gehen, wie die hier eben beschriebene. Einige Schamanen schliessen während des Schamanisirens die Augen, andere schamanisiren mit offenen Augen. Einige tanzen so wild, dass sie zuletzt wie todt zusammensinken, andere gerathen in eine so heftige Extase, dass man sie zuletzt festhalten und festbinden muss, was nur mit äusserster Kraftanstrengung mehreren Männern gelingt. Dann zittert und zuckt der gefesselte Schaman oft noch eine lange Zeit lang und sucht sich loszuwinden, bis ihm die Trommel entfällt und er dann wohl stundenlang wie todt daliegt. Andere Schamanen sind viel ruhiger und hören von selbst mit dem Schamanisiren auf.

Ebenso ist die Beschwörung je nach dem Geiste, dem das Opfer dargebracht wird, eine etwas abweichende. Am meisten weicht das dem Erlik dargebrachte Opfer ab, doch habe ich über diese Opferbringung keinerlei genauere Nachrichten einziehen können. Dies ist auch selbstverständlich, hier ist die Furcht vor Strafe zu gross.

Die höchste Kunst der Schamanen ist die sogenannte Reinigung der Jurte. Diese geschieht am vierzigsten Tage nach dem Tode eines Familiengliedes. Nur wenige Schamanen vermögen diese Beschwörung immer glücklich auszuführen, und deshalb werden von reichen Leuten zu dieser Beschwörung oft von fern her weitberuhmte Schamanen herbeigerufen und für ihre Mühe reichlich vergutigt. Die Reinigung der Jurte wird gewöhnlich unter besonderer Hulfeleistung des Jajyk Kan ausgeführt und ihm für diese Hulfe auch Opfer dargebracht. Die Reinigung der Jurte ist besonders dann wichtig, wenn mehrere Todesfälle hintereinander in einer Familie eingetreten sind. Nach dem Glauben der Altajer nämlich verweilt die Seele des Todten gern noch einige Zeit im Hause und verlasst dasselbe unwillig allein, sondern entführt oft mit sich noch andere Glieder der Familie oder Hausgenossen oder wenigstens Vieh in's Todtenreich: Jajyk Kan vermag nun am besten durch Herbeitreiben von Wasserfluthen die Rückgabe der schon zum Theil entführten Seelen zu erzwingen und die Seele des Todten selbst in die Unterwelt zu treiben.

Dieser Glaube von dem schadlichen Einfluss der Seele des Gestorbenen liegt zum Theil in dem festen Familienverhältnisse zwischen Todten und lebenden Verwandten, welches man als

Grundlage des Schamanenglaubens erkennen kann, andererseits ist er durch die häufigen Seuchen entstanden, welche unter den jeder ärztlichen Hülfe entbehrenden Altajern oft furchtbar verheerend wirken.

Im Juli 1860 hatte ich Gelegenheit, selbst einer solchen Reinigung des Hauses beizuwohnen, welche am Kengi-See, wo auch ich mich damals aufhielt, stattfand. Als ich mich etwas nach Sonnenuntergang in der Jurte, wo die Feierlichkeit stattfinden sollte, einfand, waren etwa 20 Personen versammelt, Verwandte und Nachbarn, wie man mir sagte, die der Feierlichkeit beiwohnen sollten. Der Wirth, Namens Popoi, begrüsste mich sehr freundlich und wies mir einen Platz an der Ehrenstelle dicht bei der Jurtenwand an. Er erklärte mir, seine Frau sei vor einigen Wochen gestorben und nun habe er einen bewährten Schamanen von der Katunja hergerufen, der solle ihm sein Haus reinigen. Die anwesenden Altajer zeigten, so viel ich beobachten konnte, wenig Andacht, plauderten vielmehr und rauchten harmlos, als ob gar keine besondere Feierlichkeit bevorstände.

Als es dunkel zu werden anfing, tönten in einiger Entfernung von der Jurte die dumpfen Schläge der Schamanentrommel. Ich trat an die Thür der Jurte und sah, wie der Schaman in gemessenem Schritte etwa hundert Schritte von der Jurte seine gleichmässige eintönige Singweise hervorstossend, die Jurte umkreiste und von Zeit zu Zeit stark gegen die Trommel schlug. Allmählich wurde der Kreis des Schamanen immer enger und enger, bis er endlich dicht an der äusseren Seite der Jurtenwand entlang schritt und zuletzt durch die Thür in die von dem hellbrennenden Feuer erleuchtete Jurte trat. Jetzt näherte er sich dem Feuer, hielt die Trommel nach allen Richtungen über dasselbe, so dass der Rauch die Innen- und Aussenseite des Felles der Schamanentrommel bestrich. Dann setzte er sich feierlich zwischen Thür und Feuer nieder und begann einen eintönigen schnarrenden Gesang, der in kurzen abgebrochenen Tönen hervorgestossen wurde. Der Gesang wurde immer leiser und leiser und die von Zeit zu Zeit gegen die Trommel geführten Schläge wurden immer sanfter, bis zuletzt der Gesang in ein leises wimmerndes Klagen und Flüstern überging. Darauf erhob sich der Schaman vorsichtig und schritt mit schleichendem Gange in der Jurte rund um das Feuer, rief den

Namen der Verstorbenen und wandte den Kopf nach allen Seiten, gleichsam als ob er die Gerufene im Hause suche. Zuweilen sprach er mit Fistelstimme, indem er die Stimme der Verstorbenen nachahmte, die ihn wimmernd anflehte, sie bei den Ihrigen zu lassen. Sie fürchte sich vor dem Wege, der sei so endlos weit, dass sie ihn nicht allein zurücklegen könne. Sie möchte so gern hier bei den Kindern verbleiben. Unbarmherzig drängt sie der Schaman durch die Macht seiner Trommel, die er ja vor dem Eintritte in die Jurte mit vielen und mächtigen Geistern gefüllt hat, von einer Ecke der Jurte in die andere. Erst nach langem Suchen und Drängen gelingt es ihm, die Seele der Verstorbenen zwischen Trommel und Orbu zu fassen und sie dann mit der Trommel gegen die Erde zu drücken. Sein Gesang tönt jetzt immer lauter und heftiger, wird aber noch immer von dem leisen Wimmern der Festgehaltenen unterbrochen.

Jetzt kehrt der Schaman die Zaubertrommel mit der Vorderseite zur Erde und schlägt so, dass die Schläge dumpf und hohl tönen, als ob sie tief aus der Erde hervordrängen. Auch der Gesang wird immer dumpfer und nimmt zuletzt einen gurgelnden Ton an, denn der Schaman entfernt sich von der Jurte und hat den Weg zur Unterwelt, zum Reiche der Todten (üsuttär järinä) angetreten. Zugleich wird der Gesang immer leiser und geht zuletzt in ein leises Geflüster über. Mit einem heftigen Schlage zeigt er endlich seine Ankunft beim Todtenreiche an. Nunmehr beginnt eine Unterredung mit den im Todtenreiche sich befindenden früher verstorbenen Verwandten, zu denen der Schaman die Todte bringt. Sie verweigern die Aufnahme der neuen Seele. Der Schaman sucht sie zu überreden, bittet und fleht. Alles vergebens. Da ergreift er die Branntweinflasche und credenzt den Todten das Lebenswasser. Sie nehmen es freudig an, es entsteht ein buntes Gewirr von allerlei Stimmen, die allmählich einen mehr und mehr lallenden Ton annehmen, da der Branntwein wirkt. Die Todten singen und jauchzen und daher gelingt es ihm endlich, die neue Seele bei ihnen einzuschmuggeln. Jetzt wird der Gesang des Schamanen immer stärker, da er das Todtenreich verlassen hat und sich nun der Oberwelt wieder nähert. Oben angelangt, springt er plötzlich auf und geräth in heftige Verzückungen. Der Gesang geht zuletzt in ein wildes Schreien über, dabei tanzt der Schaman in wilden Sprüngen in

der Jurte umher, bis er zuletzt in Schweiss gebadet bewusstlos zur Erde sinkt.

Die wilde Scene hatte bei der magischen Beleuchtung des Feuers auf mich einen so mächtigen Eindruck gemacht, dass ich eine Zeitlang den Schamanen mit den Augen verfolgte und ganz und gar die Umgebung vergass. Auch die Altajer waren von der wilden Scene erschüttert, ihre Pfeifen waren zur Erde gesunken und es herrschte wohl eine Viertelstunde eine lautlose Stille.

Auch die Scene im Todtenlande wird von verschiedenen Schamanen und bei verschiedenen Umständen ungleichartig vorgestellt. Manchmal gelingt es nicht, den Todten einzuschmuggeln, manchmal aber entflieht die Seele dem Schamanen und kehrt zur Jurte zurück, dann folgt er ihr und die Scene beginnt von Neuem. Wenn der Schaman den Jajyk Kan zu Hülfe ruft, so wird die lustige Zechscene im Todtenreiche plötzlich durch das Andringen von Wogen unterbrochen. Da beginnt ein allgemeiner Wirrwarr, ein wildes Durcheinanderlaufen. Der Schaman ahmt das Brausen des andringenden Wassers nach. Die Todten schreien um Hülfe, jammern und weinen. Nun wird das schon von den Todten fortgetriebene Vieh oder die Seele von Verwandten zur Heimath zurückgetrieben. Manche Schamanen sollen bei der Ausführung dieser Beschwörung ihr Gesicht mit Russ beschmieren, damit sie in der Unterwelt von den Todten nicht erkannt werden.

Das Darbringen des Opfers und das Reinigen des Hauses sind die eigentlichen priesterlichen Handlungen (wenn ich mich so ausdrücken darf) des Schamanen. Bei ihnen hat er seine ganze Kunst zu entwickeln, und der ist der rechte Schaman, der es versteht die Furcht und das Vertrauen seiner Zuhörer zu wecken, so dass sie glauben, dass die Voraussagungen des Schamanen wahre Orakelsprüche seien, durch die sie die Götter zu trösten und zu erheben suchen. Andere Thätigkeiten des Schamanen sind ohne Bedeutung. Segens- und Danksprüche kann auch jeder andere Sterbliche darbringen, ebenso die Libationen dem Jer-su reichen. Wettermachen, Wahrsagen u. s. w. thut ebenfalls der Schaman nicht allein. An den stattfindenden Geburts-, Verheirathungs- und Todes-Feierlichkeiten hat der Schaman keinerlei Antheil, nur wenn ungünstige Constellationen diese Begebenheiten begleiten und man diese durch eine Beschwörung auszugleichen versuchen möchte, wird er berufen und thut

dann einen Theil dessen, was wir vorher als Schamanisiren geschildert haben.

Es drängt sich uns nun die Frage auf: Ist das Verfahren der Schamanen ein aufrichtiges, sind sie von ihrer Beschwörungskraft überzeugt, oder ist es nur eine vom Schamanen seines eigenen Vortheils wegen vor dem abergläubischen Volke gespielte Komödie?

Die längst getauften und erst kürzlich zum Christenthum übergegangenen Altajer, Teleuten u. s. w. wie auch die Russen halten den Schamanen für einen wahren Teufelsdiener, der in der That durch seine Beschwörungen Uebernatürliches zu leisten vermag. Dies zeigen uns eine ganze Reihe von Geschichten, die russische Bauern und getaufte Altajer von berühmten Schamanen erzählen. Wie der Schaman gegen körperlichen Schmerz unempfindlich sei, und was er Schreckliches mit seinem Körper anfange (z. B. glühendes Eisen in den Mund stecke, dass es zischt) ohne den geringsten Schaden davon zu haben. Wir sehen also hier, wie gerade der offenbare Schwindel den grössten Eindruck macht. Dasselbe können wir daraus schliessen, dass nicht lange getaufte, wie ich mich überzeugt, wirklich aus Ueberzeugung zum Christenthum übergegangene Altajer im Falle von Krankheiten immer noch Nachts heimlich den Schamanen rufen, damit er durch seine Teufelskraft das Unglück abwende, und dass der Glaube an die Teufelskraft des Beschwörers neben dem Glauben an die Gotteskraft des Christenthums unbeschadet fortbesteht.

So schreibt mir auch Tschivalkoff in seiner Lebensbeschreibung (siehe meine Proben der Volkslitteratur, Band I): Ich sagte zu den Seinen: „Glaubet nicht an die Worte des Schamanen, das sind alles Lügenworte. Die Schamanen selbst kennen den Glauben des wahren Gottes nicht, sondern glauben an den Teufel und schamanisiren mit seiner Hülfe". Auch der Missionar Werbitzki drückt sich in seiner vorhererwähnten Abhandlung in den „Tomsker Nachrichten" folgendermassen aus: „Ist das Wesen des Schamanen eine Krankheit, eine Verrücktheit oder eine Spiegelfechterei? Keines von allen. Die guten Engel werden den Menschen zum Schutze und Segen vom höchsten Herrscher des Himmels geschickt; was thun aber die bösen Geister? Da sie körperlose und vernünftige Wesen sind, können sie natürlich nicht in voller Unthätigkeit verbleiben. Weil man an ihnen unbedingt ein Streben nach Thätigkeit voraussetzen muss, so

Digitized by Google

ist selbstverständlich dieses Streben auf das Böse gerichtet. Auf wen nun suchen sie in ihrer Bosheit zu wirken? Die materielle Natur verhält sich ihrem Streben gegenüber gefühllos, daher ist die einzige Arena für ihre feindliche Handlungsweise das Menschengeschlecht. Sie leben in der Welt zwischen den Leuten wie der Löwe in der Wüste, und wie Räuber versuchen sie den Menschen überall zu schaden und nachzustellen. Der unmittelbare Angriff tritt in unseren Gedanken, Wünschen und Handlungen zu Tage. Wenn wir wachsam sind, so kämpfen wir mit ihnen und verdrängen sie durch die Hülfe Gottes und die Gewalt des Kreuzes. Wodurch kann sie aber der ungetaufte Mensch, der sich als solcher ganz unter ihrer Gewalt befindet, von sich entfernen?“ An einer anderen Stelle sagt derselbe Missionar: „Es giebt Beispiele, dass die Kosaken einen verzückten Schamanen nicht durch Knutenhiebe aus seiner Extase zu bringen vermochten, andererseits giebt es Beispiele (ich spreche aus eigener Erfahrung), dass der priesterliche Segen ganz allein hinreichte, dass dem in Extase gerathenen Schamanen augenblicklich die Trommel aus der Hand fiel.“ Ich konnte mir nicht versagen die Ansicht des geehrten Missionars hier wörtlich in ihrem ganzen Umfange anzuführen, nicht um sie zu widerlegen, sondern da sie uns am deutlichsten zeigt, wie sich hier Christenthum und Heidenthum gegenüberstehen und unter welchen Auspicien hier das Christenthum wirkt. Der Missionar philosophirt ganz richtig, wenn er als solcher die frühere Religion der Neugetauften als ein Teufelswerk, als einen Ausfluss böser Geister darstellt, denn dadurch stellt er das von ihm selbst gepredigte Kreuz in ein schärferes Licht und zeigt am klarsten die Vortheile des Religionswechsels. Es macht aber einen wahrhaft komischen Eindruck, wenn der Herr Missionar diese Tirade am Schlusse seiner Darlegung der Opferbeschwörung des Schamanen, die an Ülgön, den höchsten Gott des Himmels, gerichtet ist, vorbringt, wo der Schaman sich demuthsvoll vor der Gottheit verneigt und ihre Gnade und milde Huld erfleht, um Schutz bittet gegen die bösen Geister, nachdem er vor Beginn der Ceremonie den „Thürhüter-Geist“ angefleht hat, er möchte die bösen Geister ferne von der Jurte halten, damit sie ihn nicht in seinen Ceremonien stören und einen unglücklichen Ausgang des Opfers veranlassen. Da kann man nur mit Schiller's Jungfrau von Orleans sagen: „Du nennst mich Zauberin, giebst mir Künste

der Hölle Schuld; ist Friedenstiften Hass, Versöhnen ein Geschäft der Hölle?“

Ich glaube, jeder Leser wird sich nach Durchlesung der Beschwörungsformeln beim Opfergebete überzeugt haben, dass die armen Schamanen lange nicht so schlimm sind wie ihr Ruf. Sie sind die Träger der ethischen Idee ihres Volkes, in ihren Gebeten spiegelt sich dieselbe Furcht vor den bösen Mächten ab, dieselbe Hoffnung auf Hülfe der Gottheit des Lichtes, die das Volk bewegt, und zwar in derselben materiellen, wenn ich so sagen darf, ungeistigen Weise. In den Handlungen der Schamanen sind Wahrheit und Dichtung eng gepaart und untrennbar zu einem Ganzen verschmolzen, ebenso wie bei vielen Priestern anderer Religionen. Innerlich ist der Schaman gewiss von der Wahrheit seiner Darstellung überzeugt, er geräth gewiss in wahre Verzückung und dem Wahnsinn nahe Hallucinationen mögen ihn häufig in einen Zustand vollkommener Bewusstlosigkeit versetzen. Damit will ich nicht gesagt haben, dass er nur in diesem Zustande schamanisire, häufig genug sagt er gewiss seine ihm bekannten Formeln her, eben nur, um sein Gewerbe auszuüben, und nicht selten mag er auch durch seine Wahrsagungen sich ein baldiges fettes Opfermahl im Zustande vollkommener Ueberlegung und mit voller, vorbedachter Absicht zu verschaffen suchen. Das hindert ihn aber keineswegs, an die Wahrheit seiner Ceremonien zu glauben, er ist eben ein Kind der rohen Natur, das hauptsächlich nur von äusseren Eindrücken geleitet wird. Uebrigens glaube ich nicht, dass die Schamanen viel schlechter sind als die Priester anderer Religionen. Gewiss giebt es auch nicht wenige christliche Priester, die die hoch erhabenen Worte des Evangeliums wie leere Formeln, ohne irgend welchen Inhalt herplappern, fromme Worte im Munde führen und die vorgeschriebenen Ceremonien ihrer Kirche verrichten um des eigenen Vortheils willen und nicht aus innerer Glaubensüberzeugung. Dass das Schamanenthum niedriger steht als die es umgebenden und gleichsam einengenden grossen drei Religionsgemeinschaften, das Christenthum, der Mohammedanismus und der Buddhismus, dagegen wird Niemand streiten, dass es aber auch gewisse ethische Bestrebungen fördert und enthält, ist nicht weniger wahr.

Der Einfluss des Buddhismuss hat zum grössten Theil den alten Schamanenglauben bei den Sojonen verdrängt; den Grad

der Einwirkung und der Verminderung, welche dieses Eindringen des Buddhismus bewirkt hat, festzustellen, bin ich nicht im Stande, da es mir an Material fehlt, um genauere Schlüsse zu ziehen. Weit grösseren Einfluss hat auf die Türk-Völker der Mohammedanismus gehabt und ihm ist es, wie ich schon oben erwähnt, zum grössten Theil gelungen, den Schamanismus vollständig auszurotten, trotzdem finden wir bei einzelnen Stämmen der türkischen Nomaden noch deutliche Spuren der früheren Religion. Nähere Angaben vermag ich in dieser Beziehung nur über die Kasak-Kirgisen zu machen.

Bei den Kirgisen giebt es noch viele Gebräuche, die sehr deutlich als Spuren des früheren Schamanenglaubens angesehen werden können. Alle diese heidnischen Gebräuche hier zu erörtern, würde mich zu weit führen; es möge genügen, hier der Baksa oder Wunderdoctoren zu erwähnen, die offenbar die Schamanen selbst sind, welche durch die Mulla's von ihrem Standpunkt der religiösen Führung des Volkes herabgestossen sind und nur noch als Charlatane, Wunderdoctoren, Wahrsager beim Volke ein gewisses Ansehen geniessen. Nicht uninteressant wird es sein, zu beobachten, welche Veränderung mit den Schamanengebeten unter dem Drucke der mohammedanischen Glaubenslehre vor sich gegangen ist.

Der Baksa unterscheidet sich schon in seinem Aeusseren von einem rechtgläubigen Mohammedaner, d. h. von dem jetzt allgemein üblichen Aeusseren der Kirgisen. Während die letzteren ihr Haupthaar gewöhnlich sehr glatt abscheeren, tragen die Baksa nur die Mitte des Kopfes abrasirt, lassen aber die Haare auf der Seite des Kopfes etwa fünf Finger breit über den Schläfen und den Ohren stehen und etwa 3—4 Zoll herabhängen. Eine solche heidnische Haartracht ist fanatischen Mohammedanern ein wahrer Gräuel; ich habe selbst gesehen, wie sich tatarische Kaufleute von einem Baksa mit Abscheu abwendeten und entsetzt ausspieen.

In der Kleidung unterscheidet sich der Baksa nur dadurch, dass er ein etwas höheres Käpsel als die übrigen trägt und ausserdem noch einen Federbüschel an demselben befestigt. Anstatt der Schamanentrommel wendet der Baksa eine Art Geige oder vielmehr Violoncell an, das etwa 3—4 $^1/_2$ Fuss hoch ist und Kobus genannt wird. Diesen Kobus stellt der Baksa vor sich, wie unsere Musikanten das Violoncell, und streicht auf ihm mit

einem dem Bassgeigen-Bogen ähnlichen Bogen. Auf dem Kobus sind zwei Saiten aus gedrehten Pferdehaaren ausgespannt und an dem Griffe eine Menge Eisenklappern befestigt, die, wenn der Spieler die Geige bewegt, ein rasselndes Geräusch verursachen. Ausserdem hat der Baksa einen Stab (assa), an dessen oberem Ende ein viereckiges Brettchen angebracht ist, an dem mehrere Glöckchen und Eisenstücke hängen. Der Mann beginnt seinen Hokuspokus (bei den Kirgisen hat die Beschwörung des Baksa keine andere Bedeutung) mit einem Spiel auf dem Kobus, das er mit einem eintönigen Gesange begleitet. Dann ergreift er den Stab und schwingt ihn unter einem wilden Tanze, wodurch er ein schreckliches Geräusch verursacht. Oft führen zwei Baksa die Beschwörung aus, dann spielt einer den Kobus und der andere springt und tanzt mit dem Stabe. Noch andere Baksa giebt es, die ohne alle Instrumente ihre Beschwörungen ausführen. Während der Beschwörung geräth der Gaukler gerade ebenso in Verzückung wie der Schaman, so dass auch er von mehreren Menschen festgehalten werden muss, damit er kein Unheil anrichte. Ja, da der Baksa-Glaube in der Volksethik keine Stütze mehr findet, so scheint es, dass der Baksa noch mehr durch das Furchterregende seiner Erscheinung wirken muss, als der Schaman. Er macht daher die grässlichsten Sprünge, rollt schrecklich mit den Augen, fletscht die Zähne, zuckt und schlägt um sich wie ein Wahnsinniger. In Extase vollbringt er schauerliche Kunststücke, von denen die Kirgisen nur mit Entsetzen zu reden vermögen. Man erzählte mir überall, dass die Baksa glühendes Eisen anfassen, grosse Nadeln sich zolltief in's Fleisch stossen, an glühendem Eisen lecken, auf glühendes Eisen mit blossen Füssen treten, so dass es zischt, wie wenn man Wasser auf das Eisen giesst. Die schrecklichen Sprünge und die Grimassen des Baksa habe ich selbst mit angesehen, die anderen Kunststücke weigerte sich derselbe auf mein Verlangen zu machen: dies könne er nur dann, wenn er wahrhaft vom Geiste berückt sei. Gewiss sind die obenerwähnten Handlungen des Baksa Taschenspielerkunststücke, mit denen er die Zuschauer täuscht. Dabei soll ein Baksa jedesmal, wenn er etwas Entsetzliches ausführt, mit lauter Stimme ausrufen: „Schaut nicht her! schaut nicht her! Der Geist berückt euch die Augen!“ Selbstverständlich blicken die Zuschauer nur mit halbem Auge hin und sehen von Furcht erfüllt vielleicht mehr als wirklich vor sich gegangen.

Digitized by Google

So kann ich mir nur die Erzählungen sonst glaubwürdiger Leute erklären. Aus allen Mittheilungen derselben wurde mir aber das Eine klar, dass die Kirgisen den Baksa desto mehr achten und desto reicher belohnen, je öfter er ihnen grausige Kunststücke vormacht.

Ist ein Kirgise erkrankt, so dass man für sein Leben fürchtet, und hat die Heilkunst der alten Weiber nicht geholfen, so lässt man einen Baksa rufen (d. h. solche Leute rufen den Baksa, die keine mohammedanische Bildung erhalten haben, diese letzteren lassen den Mulla rufen und Gebete lesen). Der Baksa befühlt zuerst den Puls des Kranken, wobei er allerlei unverständliche Worte hervorstösst. Dann setzt er sich mit dem Kobus hin und spielt dem Kranken mehrere Melodien vor, die er mit dem Rasseln des Kobus begleitet und zu dem er mit halber Stimme seine Lieder singt. Darauf nimmt er die Kumalak (Schafmistkörner) und weissagt mit diesen die Ursache der Krankheit und was für ein Opfer nöthig ist, um die Krankheit zu heben.

Das Opferthier wird von ihm genau bezeichnet, d. h. die Farbe und eine Reihe von Merkmalen angegeben, an denen man das Schaf erkennen kann. Als Beweis der Wahrheit der Weissagungen des Baksa wurde mir erzählt, dass sich meist ein *so* genau bezeichnetes Schaf in der Heerde des Wirthes oder doch wenigstens bei einem Nachbarn finde. Ich ersehe daraus weiter nichts, als dass der Baksa gewiss vor dem Weissagen die Heerde des Kranken besucht hat oder durch einen anderen Helfershelfer hat besichtigen lassen. Eines der gewöhnlichsten Merkmale ist nämlich, dass das Schaf gross und fett sei.

Dasselbe wird nun gemäss mohammedanischer Vorschrift ohne weitere Ceremonien des Baksa geschlachtet, das Fleisch zerschnitten und in den Kessel gethan und die Nachbarn zum Mahle eingeladen. Sobald das Schaf geschlachtet ist, reisst der Baksa selbst unter Murmeln von Beschwörungsformeln die Lunge aus dem Thiere, begiebt sich eilig zum Kranken und schlägt ihn dreimal mit der noch warmen Lunge. Dann nimmt er die letztere, in die die Krankheit übergegangen sein soll, und wirft sie den Hunden vor und sieht zu, dass sie bis auf das letzte Stück verzehrt wird.

Alsdann ergreift er seinen Assa und führt mit ihm einen wilden Tanz aus, bei dem er in die höchste Extase geräth. Nachdem die Baksa-Beschwörung beendigt, setzt man sich zum Mahle,

an dem alle, ausser dem Kranken, theilnehmen. Als Lohn für seinen Dienst erhält der Baksa die besten Stücke beim Mahle und ausserdem noch das Fell des Opferthieres. Reiche Leute geben dem Baksa noch andere Geschenke, ein Schaf oder einen Rock aus Durja. Nach dem Mahle macht der Baksa gewöhnlich Mittheilungen darüber, was er vom Geiste (dem Dshin) erfahren habe, jedoch sind diese Aussagen nie klar und bestimmt, wie z. B.: wenn das Wetter sich in acht Tagen ändert, wird der Kranke gesund, sonst muss er sterben; oder: wenn der Kranke in so und so viel Tagen nicht stirbt, so wird er gesund. Bis zu der bestimmten Zeit bleibt der Baksa an der Seite des Kranken und hält täglich Gesänge und Tänze mit Beschwörungen ab. Die Kunststücke mit Messern oder glühendem Eisen wiederholt der Baksa fast bei jeder Beschwörung und sollen die körperlichen Qualen des Beschwörers jedesmal einen kleinen Theil der Krankheit heben, indem er in seiner Verzückung den Schmerz des Kranken auf sich nimmt. Die Knochen des geopferten Schafes werden sauber gereinigt, auf den Schädel malt dann der Baksa allerlei Figuren, darauf formt derselbe aus Teig allerlei Thiere: Kameele, Pferde, Rinder, Schafe und Ziegen, und thut die Knochen und alle diese Nachbildungen in einen Sack, nachdem er sie mit bunten Fäden umwickelt hat. Den Sack aber trägt er selbst an einen öden Ort und vergräbt ihn unter allerlei Ceremonien. Niemand darf diesen Ort kennen, denn wenn die Knochen wieder zu Tage kommen sollten, so wäre dies ein furchtbares Unglück für den Opferer.

Zu bemerken ist noch, dass man mir erzählt hat, der Baksa liebe nicht bei schweren Kranken zu erscheinen, aber er führe gern seine Beschwörungen und Heilkuren bei leichten Kranken aus. Manchmal soll er sogar dem Kranken erklären, hier könne seine Beschwörung nicht helfen. Wird der Kranke zur festgesetzten Zeit gesund, so erhält der Baksa ein ansehnliches Geschenk.

Die Baksafähigkeit ist, wie die Schamanenkraft, auch in der Familie erblich; es muss aber jeder angehende Baksa von einem erfahrenen Mitgliede der Zunft unterrichtet werden und erst nach längerem Zusammenleben ertheilt der Lehrmeister dem Schüler seinen Segen; darauf beginnt dieser seine selbständige Thätigkeit als Baksa. Während der Lehrzeit begleitet der Schüler den Lehrer zu den Beschwörungen, ist ihm behülflich und

übernimmt selbst einen Theil des Gesanges oder Rasselns mit dem Assa. Wenn zwei Baksa zusammenwirken, so ist immer der eine der Lehrer und der andere der Schüler.

Ein grosser Theil der Kirgisen hält die Baksa für Schwindler und Charlatane; die meisten Kirgisen glauben aber, dass sie von bösen Geistern besessen seien und dass sie durch die Kraft der in ihnen wohnenden Geister alle die gesagten Wunder thun. Auf mich machten die Baksa, die ich gesehen, den Eindruck von Charlatanen und Taschenspielern, die durch Kunststücke dem Volke die Augen blenden. Ihr Gang und ihre Spielweise hatten etwas Affectirtes, Unnatürliches; jedenfalls wollen sie mehr scheinen als sie sind und spielen auch den Baksa bei allen ihren gewöhnlichen Verrichtungen. Einer der Baksa, die ich gesehen, führte stets fromme Redensarten; bei jeder Handlung, die er unternahm, wie Trinken, Niedersetzen u. s. w., seufzte er ein lautes „Bismillah!“ („Im Namen Gottes!“) vor sich hin, und jeder Rede, die er that, fügte er ein „Wallahi, Billahi!“ („Bei Gott!“) hinzu, was bei den Kirgisen nur einige ganz alte Leute zu thun pflegen. Vielleicht wollte er durch diese Redensarten sich als echter Muselman beglaubigen. Mancher Baksa soll immer einen geistig Gestörten nachahmen und stets Grimassen schneiden, als ob er, wenn er auch nicht die Beschwörung ausführt, von bösen Geistern besessen sei.

In der Kulunda gelang es mir, einen Baksagesang aufzuschreiben. Da er aber zum grössten Theil ein buntes Gemisch von unverständlichen Andeutungen ist, so will ich ihn hier nur theilweise und im Auszuge mittheilen. Der Gesang beginnt mit der mohammedanischen Anrufung Gottes, Mohammeds und der Propheten. Durch die Anrufung documentirt sich also der Baksa als ein echter Muselman, was für ihn sehr wichtig ist. Er mag als Besessener gelten, das schadet ihm nichts, nur darf er sich nicht als Ungläubiger (kapyr) erweisen.

Dich, Gott, fleh' zuerst ich an,
Hilf uns, die wir zu dir beten.
Gieb du die gebet'ne Bitte!
Gebe du dem Weibe Kinder!
Guter Gott, du gabenreicher!
Der zuerst erschuf den Himmel,
Dann die Erde hat erschaffen,
Dich, Gott, bet vor Allen an ich,
Dann bet' ich zu Mohammed;

Jenem sind wir Diener, Sclaven,
Diesem gläubige Genossen,
Dann das Dritt' ist Gott der Himmel
Und das Vierte die Chalifen,
Dann die achtundachtzig Scheiche,
Dann die hundertzwanzig Tausend,
Der Propheten grosse Menge,
All' die Heiligen von Mekka
Und die Heil'gen von Medina.

An dieses Gebet schliesst sich die Anrufung einer Anzahl von Heiligen, die an den Jersu der Altajer, die siebzehn Kame der Berge und Flüsse erinnern, die der Schaman in seine Trommel ruft, ehe er die Beschwörung beginnt.

Tschyngys Kan, du Heiliger!
Auf dem rothen Bergesgipfel,
Ihr, die Mädchen-Heiligen!
Auf des Ochsenberges Gipfel,
Ihr, die Ochsen-Heiligen!
Auf des Widderberges Gipfel,
Ihr, die kahlköpfigen Heiligen!
Auf dem Berg des Elennthieres,
Auch der Drache, der hervorkam
Aus des Berges düsterm Innern,
Bek Asyt, des Bekpän Vater,
Der nicht todt, nenn' ich ihn todt auch,
Lebend nicht, nenn' ich ihn lebend.

Darauf rief der Baksa die Vorfahren der Kirgisen-Geschlechter der mittleren Horde an und zwar den Stamm Argyn, zu dem er selber gehörte. (Wir sehen also hier auch Spuren der alten Vorfahren-Verehrung, die das wahre Schamanenthum charakterisirt.)

Er, Köktschö, der Uwak Vorfahr!
Dessen Heldenkraft bekannt uns,
Viele schoss er mit dem Bogen,
Tausende mit seiner Flinte,
Kara-Koscha, Argyn's Vater!
Abylai, der Horde Fürst,
Tödtete einst Kasy-Bek;
Er, der barfüssige Asis,
Er hat sich dem Herrn ergeben,
Tor-Aigyr, mit den vier Söhnen,
Turdu Bek, es war sein Onkel,
Meiner Mutter Vater ist er,
Tungkat von dem Dschagalbai-Stamm.

Ebenso ruft er den Kuban-Bai an, den Vorfahren der Kara Kesäk; den Kendy-Bai, den Vorfahren der Kara Keräi; den Schöin Kara, den Vorfahren des Stammes Tas; Kent Buga, vom Stamme Tersten Bala; Burlubai, den Vorfahren des Stammes Bassentin.

Jetzt wendet sich der Baksa an die Geister, die ihm bei seiner Heilmethode helfen sollen.

Ganz zuerst schuf Gott die Geister,
Schuf sie besser als die Andern,
Kent Buga, den Geister-Vorfahr,
Sar' Asban, den Geister-Vater,
(Quäle mich nicht, Sar' Asban!)
Berdi-Bai, den Geister-Vater;
Ärkäü ist der Geister Schlachtruf,
Hab' in' Himmel fünf der Geister,
Schneiden mich mit vierzig Messern,
Stechen mich mit vierzig Nadeln,
Und sie liessen mir am Scheitel
Einen langen Haarzopf wachsen!
Unterwarfen mich dem Dämon,
Lehrten mich das Ungewohnte,
Banden fest mich an den Kobus,
Hiessen mich den Segen sprechen,
Opferschaf' mit gelben Köpfen
Liessen schlachten sie im Hause,
Fest im Körper setzten sie sich,
Drehten mir im Krampf die Glieder.

Nach einem mir unverständlichen Anrufe an die zehn Kosha der Niederung und die vierzig Kosha der Höhe mit ihrem Chef Kasrät Kosha, der die Todten lebendig macht und dem Vieh und den Menschen den Samen giebt, fährt er in der Beschwörung fort:

Meine Rechte dreh' im Kreis ich,
Frage meine linke Hand,
Im Gebet den Kopf gestützt,
Kämmend mir das Haar zur Sonne,
Kenne nicht des Vaters Einfluss,
Hab' nicht Muttermilch gesogen,
Mit dem Winde sieben Hasen,
Sie mit Zaubermitteln bindend,
Habe ich hierher getrieben.
Bin gedrückt von sieben Hacken,
Eingetaucht in sieben Kessel.
Geister rief ich vom Kambar,
Die da in der Ferne leben,
Einen Gruss der Eisenseele!
Gieb mir Nachricht Eisenseele!

Sammle du ein mächtig Heer!
Stecke auf die Eisenfahne!
Von der Niederung hergezogen
Kommen zehn der Wolfe jetzt,
Unter allen diesen Wolfen
Ist der blaue mit sechs Rachen:
Bei des blauen Geistes Volk
Lebt das Kind des Dshuma-Bai,
Koso-Bai, der blaue Eber,
Ist der Tapferste der Geister.
Zieht die Stirnhaut tief in Falten,
Streitet sich mit allen Geistern,
Hängest dich an meine Wimpeln
Fandst mich oft in elften Jahre.

Unter vielen, ganz unverständlichen Anspielungen, die mir trotz allen meinen Fragen der Baksa nicht erklären konnte oder wollte, erwähnt er noch eine ganze Reihe von Geistern: Bai Kabyl, Korbak, Kamangar-Kosumbot, Mangai-Dshüsöi, mit deren Wiedergabe ich den Leser nicht unnütz ermüden will. Zum Schluss wendet er sich, ganz im Geiste aller kirgisischen Sänger, an die anwesenden Zuhörer mit einer ehrenden Erwähnung des gegenwärtigen Stammführers des Geschlechtes der Argun, des Aga-Sultan des Semipalatinskischen Bezirkes:

Hier im Wege liegt ein Heer,
Unter diesen dichten Scharen
Ist der Sultan Kara Bek,
Ist ein Fürst Tilau Barin,
Argun-Kessy, name Sohle,
Trefflichkeit der Niederung,
Fürstenkind, du aus der Höhe!

Schon aus diesem Auszuge der mir gewiss unvollständig und ungenau diktirten Baksa-Beschwörung kann man ersehen, dass die Beschwörung des Baksa die religiöse Weltanschauung des Schamanenthums, die Naturreligion, verlassen hat, und da sie jedwede ethische Grundlage verloren, zu einem mystischen, dem Sprecher selbst unverständlichen Complexe von auswendig gelernten Formeln herabgesunken ist. Trotz alledem sind aber noch Spuren aller früheren Elemente des Schamanendienstes verblieben, wie das Anrufen der Erdenhelden, die auf Bergen wohnen, und die Aufzählung der Vorfahren. Der innere Grund dieser Anrufe ist aber vollkommen verloren gegangen.

Dass das Schamanenthum früher bei allen türkischen Völkern verbreitet war, können wir deutlich aus der Verbreitung

Digitized by Google

der türkischen Benennung des Schamanen, dem Worte *Kam*, erkennen. Das älteste Schriftdenkmal der türkischen Literatur, das im Jahre 1069 verfasste uigurische Kudatku Bilik, kennt das Wort *Kam*, und Vambéry giebt es in seiner Ausgabe dieses Werkes durch „Quacksalber, Wahrsager" wieder. Ob diese Bedeutung genau, vermag ich nicht zu bestimmen. Es tritt zwei Mal im Kudatku Bilik auf. An der ersten Stelle heisst es:

Der Besprecher giebt es viele,
Die des Windes Krankheit heilen,
An die musst du, Herr, dich wenden,
Von der Krankheit helfen Sprüche;
Soll der *Kam* dir aber nützen,
Musst du, Herr, ihm alles glauben,
Seine Worte liebt der Arzt nicht,
Er entfernt vom *Mukasim* sich.

Mukasim, das hier gleich Kam gesetzte Wort, ist ein arabisches Wort und bedeutet: „derjenige, welcher Schwüre ausstösst". An der zweiten Stelle heisst es: „halte entweder einen Arzt oder halte einen *Kam*". Hier also wiederum der Gegensatz zwischen Ot-tschi (Arzt), d. h. der, welcher Medicin giebt, und *Kam*, der durch Wörter und Beschwörungen heilt.

In seinen dschagataischen Studien führt Vambéry das Wort *Kam* als ein noch heute in Mittelasien gebrauchtes Wort auf und zwar in der Bedeutung: Arzt, Quacksalber, Zauberer, Wunderdoctor; dasselbe thut Pavet de Courteille im Dictionnaire Turc-Oriental. Ebenso finden wir das Wort Kam in dem zweitältesten Sprachdenkmale türkischer Sprache, dem im Jahre 1303 von einem Italiener geschriebenen Wörterverzeichnisse der Sprache der Komanen, d. h. des damals in Südrussland wohnenden Türkstammes, welcher schon im XII. Jahrhundert zum Theil nach Ungarn auswanderte. Dieses Wörterverzeichniss findet sich im Codex Comanicus, der noch jetzt in der Marcus-Bibliothek in Venedig sich befindet. Dort finden wir auf Seite 9 der Ausgabe des Grafen Kunu „Incantatrix" (Hexe) durch „kam katun kisi dir". Doch dies ist ein Kam-Weib genannter Mensch. Und einige Zeilen vorher „adiuino" = „ich mache eine Beschwörung" durch „kamlik etermen", d. h. „ich mache ein Kam-Geschäft." (Kamlik heisst auch im Altai eine Kam-Beschwörung.)

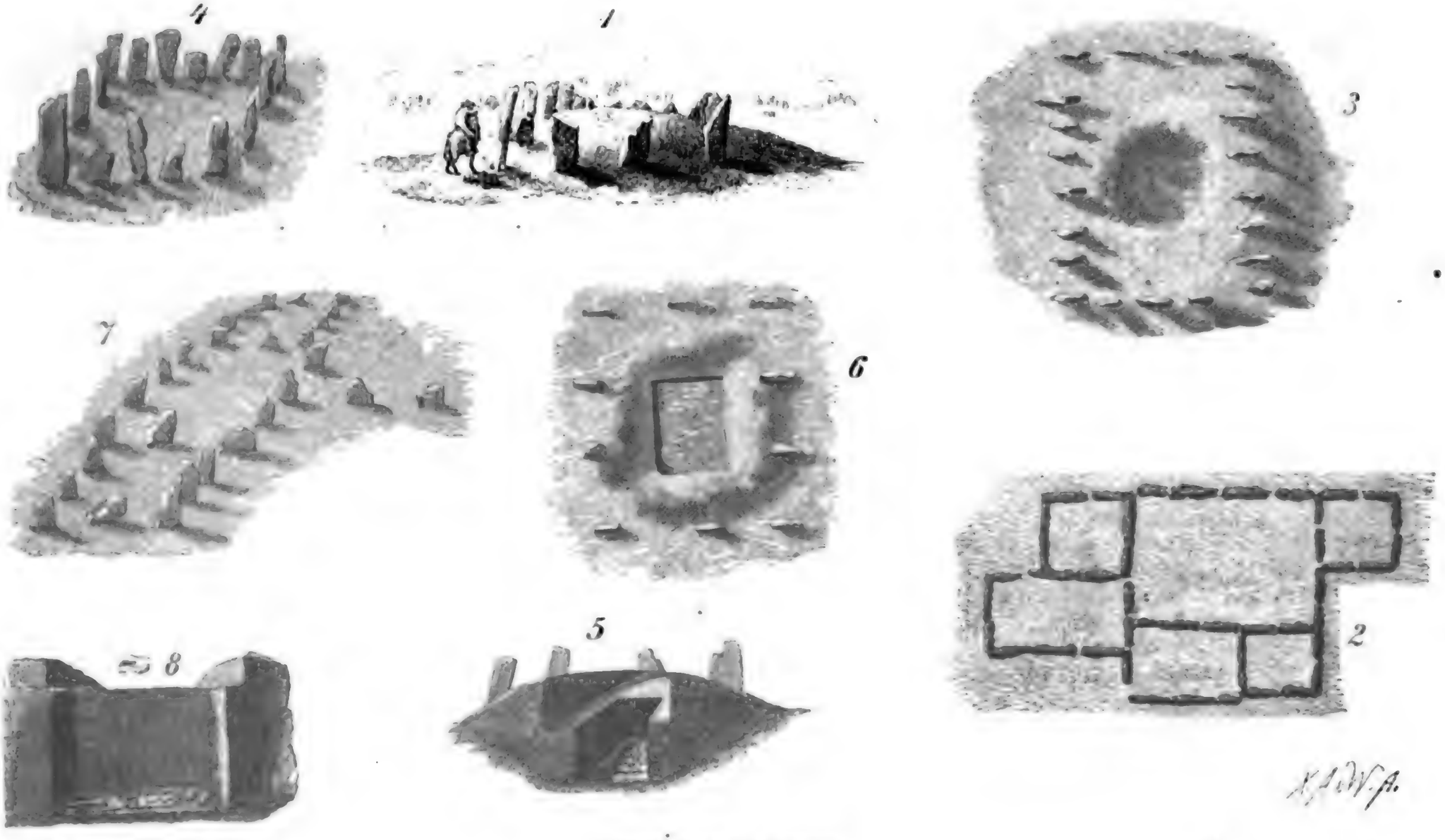
VII.

Sibirische Alterthümer.

Beschreibung der Gräber, Grabsteine; Steingräber des Jenissei-Thales, Steingräber des Altai; Steinhügel-Gräber, Erdhügel-Gräber. Oeffnung von Steingräbern im Jenissei-Thale und im Altai. Oeffnung von Steinhügel-Gräbern in der Uimonsteppe und am Berel. Oeffnung von Hügel-Gräbern. Grund der Zerstörung der Gräber. — Alterthümer der Kupferperiode. Uebergang von der Kupferperiode zur Eisenperiode; ältere und jüngere Eisenperiode. — Vermuthungen über die Zusammensetzung der Reste alter Kultur und der Vorgeschichte Sibiriens.

Sobald wir den Ural überschreiten und in das Gebiet des Tobol und Irtisch dringen, treffen wir überall in den weiten Steppen riesige Grabhügel der Vorzeit, die hier gruppenweise die hohen Uferkämme der Flüsse begleiten. Noch zahlreicher werden die Gräber im Gebiete des Ob. In der nördlichen Kirgisen-Steppe ändert sich der Charakter dieser Gräber nur wenig, doch treten westlich vom oberen Irtisch anstatt der Erdhügel vielfach aus Feldsteinen aufgehäufte Grabhügel auf. In den Flussthälern des Altai, an den Ufern des oberen Jenissei und in der Abakan-Steppe hingegen finden wir zahlreiche Grabfelder, die mit stehenden Felsblöcken umstellt und verziert sind. Alle diese Grabfelder zeugen von einer bedeutenden Bevölkerung der Vorzeit, welche, wie die Gräber selbst und die in ihnen vorgefundenen Alterthümer beweisen, zum Theil schon eine ganz bedeutende Kulturstufe erreicht hatte.

Bevor ich nun auf die Beschreibung der Alterthümer selbst übergehe und mir erlaube betreffs der Kulturstufe der früheren Einwohner Sibiriens Schlüsse zu ziehen, will ich zuerst die äussere Form der Grabhügel beschreiben. Ich beginne diese meine Beschreibung mit den Gräbern am Jenissei und Altai,



Steingräber am Abakan.

1. Grabfelder. 2. Rechteckige flache Gräber. 3. Grosses Rechteckgrab. 4. Quadratgrab. 6. 7. Rechteckgräber. 5. und 8. Durchschnitte.

weil diese durch ihre Steinverzierungen eine bestimmte Charakterisirung erlauben.

In den hoch über dem Flussniveau gelegenen Steppen des Abakan, seinen Nebenflüssen und am oberen Jenissei, südlich von Krasnojarsk bis weit hin ins Sojonische Gebirge wie auch in den Steppen der beiden Jüs bis in den Kusnetzkischen Alatau hinein finden wir meist an höheren Stellen, wo der Boden steinig ist und nicht vom Wasser überschwemmt werden kann, Grabfelder von sehr verschiedener Grösse (aus 10 bis 200 und mehr Gräbern bestehend). Die einzelnen Gräber sind sehr verschiedenartig, sowohl an Grösse als auch an Form.

Folgende Formen lassen sich bei diesen Gräbern deutlich unterscheiden:

1. Gräber in Form eines Quadrates. Dieselben sind meist flach oder haben nur eine ganz geringe Hügelaufschüttung von höchstens 1—2 Arschin Höhe. Wo eine solche Aufschüttung vorhanden, besteht sie aus mit kleinen Steinen vermischter Erde, wie der Grund, auf welchem die Gräber selbst stehen. Umstellt sind diese Gräber von einem Palissadenzaune von oft bis $1^1/_2$ Faden hohen und 3—6 Werschok dicken Steintafeln, die senkrecht in die Erde gestellt sind. Sie sind oft 1 Arschin tief in die Erde gelassen und mit kleinen Felsstücken auf dem Grunde eingeengt, so dass die Felsblöcke nirgends aus ihrer senkrechten Lage verrückt werden können, wenn nicht bei späterer Oeffnung die die Felsblöcke stützenden Steine aus der Erde entfernt werden. Solche Gräber finden wir an mehreren Stellen der Abakan-Steppe. Besonders charakteristisch sind diese Quadrat-Gräber nicht weit von der Askysmündung in der Nähe der Steinfigur Kurtujak-Tasch. Hier sind die aufrechtstehenden Steinfliessen von riesigen Dimensionen. Da es in der Nähe keine Felsen giebt, so muss die Herbeischaffung der gewaltigen Felsblöcke bedeutende Schwierigkeiten gemacht haben. Die Quadratgräber zeichnen sich in keiner Weise durch ihren Umfang aus, ich habe nirgends Gräber dieser Art vorgefunden, deren Quadratseiten über 4—5 Faden betrugen. Zu bemerken ist noch, dass die stehenden Steinblöcke meist flache Tafeln bilden, die in der Richtung der Quadratseiten aufgestellt sind.

2. Bedeutende Grabhügel von $1—1^1/_2$ Faden Höhe und 10—25 Faden im Durchmesser. Diese Grabhügel sind aus dem Grunde aufgeschüttet, auf dem sie sich befinden; dies beweisen

Digitized by Google

die Vertiefungen, die sich meist zur Seite der Grabhügel befinden. Auf diesen Grabhügeln sind Rechtecke von aufrechtstehenden Felsplatten abgegrenzt. Die Felsplatten sind bei jedem Grabe fast von gleicher Grosse, stehen aber nicht immer im Verhaltniss zur Hohe des Grabhügels. Einige weniger hohe Hügel sind mit grösseren Felsplatten besetzt, während andere sehr hohe Graber nur einige Fuss hohe Platten zeigen. Bei mehreren Grabern sind die Felsplatten wohl einen Faden hoch. Die Befestigung der Platten in der Erde ist ganz dieselbe wie in den Quadratgrabern. Die Aufstellung der Felsplatten dieser Graber unterscheidet sich von der der Quadratgräber dadurch, dass hier alle Platten in einer Richtung, d. h. von Osten nach Westen, aufgestellt sind, sie stehen daher auf der östlichen und westlichen Seite des Rechteckes verquer. Das durch diese Steine begrenzte Rechteck ist so gestellt, dass die schmalen Seiten nach Norden und Suden liegen, die Langsseiten, die fast immer noch einmal so lang sind als die Schmalseiten, hingegen nach Osten und Westen sich befinden. Auf den Längsseiten sind meistentheils 12—18 Steintafeln aufgestellt, während auf den Schmalseiten meist 3—8 Tafeln stehen. Solche Hügelgräber mit hohen Steinfliessen habe ich an vier oder fünf Stellen am Abakan und in der Jussteppe nicht weit von der Kysylskaja-Uprawa angetroffen. Im Ganzen genommen sind aber auch diese Gräber ziemlich selten.

3. Die grosse Hauptmasse der Gräber bilden aber die Gräber, welche durch Rechtecke mit zehn Steinen begrenzt werden. Diese Steinrechtecke liegen ganz wie die soeben beschriebenen Hügelgraber mit der Schmalseite nach Norden und Süden. Die die Rechtecke begrenzenden Steine sind bei jedem Grabe fast von gleicher Höhe, oft über 1 Arschin aus dem Erdboden hervorstehend, meistentheils nur $^1/_2$ Arschin und weniger hoch. Die Steine sind meist Tafeln oder nur sehr roh behauene Felsblöcke. Sie sind im Rechteck dermassen vertheilt, dass vier Steine sich an den Ecken des Rechteckes befinden, so dass auf der Schmalseite nur in der Mitte ein Stein steht, während auf jeder Längsseite sich noch zwei Steine befinden. Der Abstand zwischen den Steinen ist überall ein gleicher, so dass sich die Schmal- und Langsseiten wie 2 : 3 verhalten. Diese Gräberrechtecke liegen selten vereinzelt, meist zwei bis vier in einer Reihe, sich mit den Schmalseiten berührend.

Digitized by Google

Bei vielen der grossen durch zehn Steine begrenzten Gräber finden sich östlich von den beiden Mittelsteinen der östlichen Längsseite noch zwei Steine, so dass durch diese neben dem grossen Grabrechteck noch ein kleines Quadrat abgegrenzt wird. Ausserdem befinden sich meist in einer Entfernung von 10 bis 50 Schritt nach Westen grosse aufrechtstehende, mehr oder weniger gut behauene Steinblöcke oder Steinsäulen. Diese werden von den russischen Einwohnern Majaki genannt. Die Reisenden halten diese theils für Wegzeichen, theils für Grabsteine. Ich meinerseits halte sie für zu den vorher beschriebenen Gräbern gehörige Opferstellen, da sie sich stets im Westen von den Gräbern befinden. Ich liess mehrere dieser Majaki ausgraben und fand nichts als die den Grund befestigenden Feldsteine, sonst überall den festen, unberührten Erdboden. Ebenso habe ich mehrere der vorher bezeichneten durch vier Steine gebildeten Rechtecke an der östlichen Seite der Gräber geöffnet und auch hier nirgends Grabhöhlen gefunden; ich muss also diese ebenfalls als Opferstellen bezeichnen.

4. Rechteckige, flache Gräber, die nur von einer Reihe in der Erde liegender Steine begrenzt sind. Diese Gräber sind so aneinandergereiht, dass die Steine des einen Grabes zugleich auch das andere Grab begrenzen. Die Rechtecke sind von verschiedener Grösse, die grössten 4 Faden lang und $2^1/_2 - 3$ Faden breit; die meisten Gräber $4^1/_2$ Arschin lang und $2 - 3^1/_2$ Arschin breit; die kleinsten Gräber sind 1 Arschin lang und $^3/_4$ Arschin breit. Die Langseiten der Gräber sind stets nach Norden und Süden gerichtet, die Schmalseiten nach Osten und Westen. Sie kommen in Gruppen von 10 — 25 Gräbern vor, die netzförmig zusammengefügt sind. Manchmal liegen drei Gräber mit der Langseite aneinandergereiht und bilden dann ein grösseres Rechteck. Die Steine, die alle diese Gräber begrenzen, reichen nur bis an die Oberfläche des Bodens, es sind meist 6 bis 10 Werschok hohe, $1 - 1^1/_2$ Arschin lange und 2 — 4 Werschok dicke Steinplatten, die in den Erdboden gestellt sind und sich mit ihren Schmalseiten berühren.

5. Mit Steinkreisen begrenzte runde, flache Gräber. Diese Gräber sind in der Abakansteppe sehr selten; ich habe nur drei derselben am unteren Abakan angetroffen, während ich viele Tausende von viereckigen Gräbern gesehen habe. Die runden Gräber am Abakan hatten 5 — 6 Faden im Durchmesser, sie

waren flach, ohne jegliche Grabaufschüttung. Die Steine, gewöhnliche unbehauene Feldsteine, waren in den Erdboden eingegraben und sahen nur ein wenig über demselben hervor. Alle diese Gräber zeigten deutliche Spuren früherer Oeffnung.

Im eigentlichen Altai, d. h. in den überaus fruchtbaren Thälern der linken Nebenflüsse der Katunja und der rechten Nebenflüsse des Irtisch, finden wir an vielen Stellen bedeutende Grabfelder, die aus Gräbern bestehen, welche mit in die Erde eingegrabenen Steinen verziert sind. Alle diese Gräber sind wie die ad 5 der Steingräber am Jenissei beschaffen, nämlich flache, runde Gräber; vereinzelt kommen auch niedrige Grabhügel mit Steinkreisen vor. Hierbei ist zu bemerken, dass die Gräber im Inneren des Altai, d. h. an der unteren Katunja, am Angodai, Urussul und an der Tschuja meist von nur sehr geringem Umfange sind. Ebenso haben die runden Steingräber am Uimon nicht über 3—4 Faden im Durchmesser. Viel bedeutender sind die runden Gräber an der Buchtarma und im Gebiete des oberen Irtisch, welche ich westlich fast bis zur Stadt Sergiopol und am Irtisch bis zur Stadt Semipalatinsk angetroffen habe. Von den Letzteren zeigten sehr viele mehrere Fuss hohe Grabhügel.

Ausser diesen runden Steingräbern habe ich am Angodai, Uimon und an der Tschuja mit Steinen umstellte Rechtecke angetroffen, die auch hier reihenweise aufgestellt waren; so viele dieser Rechtecke ich aber auch untersucht habe, konnte ich doch nirgends bei ihnen Grabhöhlen entdecken, so dass ich alle diese Rechtecke als Opferstellen bezeichnen darf.

Bei meiner Reise nach Kobdo habe ich auch in der westlichen Mongolensteppe an mehreren Stellen Steingräber angetroffen, die sich aber in ihrer Form sowohl von den Gräbern am Jenissei, wie auch von denen am Irtisch und im Altai unterschieden.

1) Zwischen den Stationen Boroburgasun und Bölü jenseits des Kosch Daba im Thale des Flusses Sōk. Diese Gräber bestehen aus einem grossen Kreise von in die Erde gesetzten Steinen, in deren Mitte sich ein kleiner Haufen aus grossen Feldsteinen befindet. Der äussere Kreis hatte 4 — 6 Faden im Durchmesser, der aus Steinen aufgeschüttete Grabhügel aber nur 2 — 3 Faden im Durchmesser und 1—$1^1/_2$ Arschin Höhe. Alle Grabhügel waren von regelmässiger Form und zeigten nirgends eine Spur von früherer Oeffnung.

Digitized by Google

2) In der Ebene des Okatu, wie auch des Chobdo fanden sich Steingräber dreierlei Construction: a) runde Steinhaufen, meist aus grösseren Felsstücken aufgehäuft; b) viereckige Gräber, aus in die Erde gestellten Steinen bestehend, in der Mitte ein niedriger Grabhügel aus grösseren Feldsteinen; c) schmale Rechtecke, aus 3—4 parallel stehenden, in die Erde eingegrabenen Steinen gebildet.

3) Oestlich vom Möstü Buläk zwei grosse Steingräber; diese bestanden aus einem grossen Kreise, der aus 10 bis 12 kleineren Steinkreisen gebildet wurde; jeder der kleinen Kreise bestand aus 6 Steinen. In der Mitte des einen Grabes befanden sich fünf aus grossen Feldsteinen aufgehäufte Hügel, von denen vier kleinere in den Ecken eines Quadrates lagen, und der fünfte, bedeutend grössere, in der Mitte dieses Quadrates sich befand. Ein Grab bestand aus einem Grabhügel, diesen umgab ein Steinkreis und dieser wurde wiederum von einem aus kleinen Steinkreisen gebildeten grösseren Steinkreise umgeben.

4) Am Chongo Schuruk ähnlich wie die ad 2 beschriebenen Gräber.

5) Westlich von der Stadt Kobdo sowohl runde Steingräber mit einem Steinhügel, wie auch aus fünf Steinhaufen gebildete Gräber, wie ich sie ad 3 beschrieben habe. Zuletzt eine grosse Anzahl von nur aus fünf Steinen bestehenden Gräbern. Die Steine der letzteren waren so angeordnet, dass vier derselben in den Ecken eines Quadrates sich befanden, während der fünfte im Mittelpunkte des Quadrates lag.

Potanin hat derartige Gräber, die die Mongolen Kereksur nennen, in der ganzen westlichen Mongolensteppe angetroffen. Alle Gräber haben, wie die Zeichnungen Potanins beweisen, ein des von mir gesehenen sehr ähnliches Aeussere. Sie bestehen ohne Ausnahme aus kleineren oder grösseren, aus Feldsteinen aufgeschütteten Hügelgräbern und sind mit in die Erde gefügten Steinreihen umgeben. Ausser den von mir beschriebenen Steinkreisen verzeichnet Potanin noch andere Verzierungen von in die Erde eingelassenen Steinreihen, deren Beschreibung mich hier zu weit führen würde.

Ausser allen bis jetzt beschriebenen Steingräbern finden wir sowohl im Altai wie auch in der Kirgisensteppe und in allen Steppengegenden des südlichen Theiles von Westsibirien bis zum Ural zahlreiche, aus grösseren und kleineren Hügeln

Digitized by Google

bestehende Grabfelder. Diese Grabhügel sind meistens aus Bodenstoffe aufgeschüttet, werden daher in denjenigen Theilen, wo der Boden aus schwarzem Humus oder Lehm besteht, aus Erde, dagegen in den Gegenden, wo der Boden steinig ist, d. h. in der Nähe der Gebirge und in den Flussthälern, aus Erde und Steinen gebildet. Nur in der Uimonsteppe am Altai, an der Buchtarma und bei Sergiopol, wie auch in dem ganzen östlichen Theile der Kirgisensteppe und auf dem Mittelgebirge in der Abakansteppe treffen wir durchschnittlich Grabhügel an, die nur aus aufgehäuften Feldsteinen bestehen und zwar auch an solchen Stellen, wo der Boden schwarzer Humus ist und also die Steine aus ziemlich weiter Entfernung herbeigeschafft werden mussten.

In der Kirgisen-Steppe und auch in Südsibirien sind einzelne Hügelgräber von sehr bedeutender Höhe, wohl bis 20 Arschin hoch und haben 50 und mehr Arschin im Durchmesser. In der Kirgisen-Steppe habe ich einzelne der hohen Gräber mit anderen Verzierungen angetroffen. So liegen z. B. bei der Stadt Kopal drei mächtige Grabhügel, von denen der eine mit zwei Steinkreisen umgeben ist, die wohl 100 Arschin im Durchmesser haben, der andere aber sich im Mittelpunkte eines Grabens befindet, der in einem der Quadrate den Grabhügel umgiebt. In der Mitte der nach Westen liegenden Quadratseite ist der Graben unterbrochen, so dass hier gleichsam ein 4 bis 5 Arschin breiter Weg zum Grabhügel führt.

An der Karkara (östlich vom Issikul) fand ich zwei Grabhügel von bedeutender Höhe, die sich in der Richtung von Osten nach Westen berührten; von dem östlichen Grabe, das etwa $1^1/_2$ Faden niedriger war als das westliche, gingen in einem Halbkreise zwei Wälle von etwa 10 Arschin Höhe nach Norden und Süden.

Hügelgräber aus Feldsteinen sind im Altai sowohl wie auch in der östlichen Kirgisen-Steppe von bedeutender Höhe und haben im Durchmesser oft 15—25 Arschin. Die Steinhügelgräber aber im Mittelgebirge der Abakansteppe sind nur von sehr geringer Höhe, nicht höher als ein Arschin und halten im Durchmesser nur 1—2 Faden. Sie bilden hier dichte Grabfelder von oft hunderten von Gräbern. Charakteristisch für die letzteren ist, dass sie stets paarweise zusammen liegen, jedes Paar aus einem runden und einem länglichen Grabhügel bestehend.

Digitized by Google

Ich habe während meiner Reisen in Südsibirien und der Kirgisen-Steppe sehr viele Graböffnungen vorgenommen und zwar im Jahre 1862 in der Kulunda-Steppe in der Nähe der Stadt Semipalatinsk, nördlich von der Stadt Kopal, östlich von der Koksinskaja-Stanitza, am Flusse Karbara östlich vom Issikul und zuletzt im Ili-Thale in der Nähe der Stadt Wernoje. Im Jahre 1863: am linken Ufer des Abakan bei der Mündung des Flusses Is, etwa 20 Werst abwärts vom Abakan beim ersten Katschinzen-Aule; in der Nähe der abakanischen Uprawa, am Flusse Jüs, nördlich von der kysylschen Uprawa; am Flusse Askys; am Flusse Tscherdat (zwischen Tscholym und Kija). Im Jahre 1865 im eigentlichen Altai an den Flüssen Urussul und Angodai, in der Tschuja-Steppe, in der Uimon'schen Steppe, in der Gegend des Dorfes Katanda, in der Berel-Steppe an der oberen Buchtarma. Im Jahre 1866 in der Barabinzischen Steppe südlich und nördlich von der Stadt Kainsk in der Kirgisen-Steppe zwischen dem See Tschany und der Stadt Pawlodar, bei dem See Sary Ösök, in der Stadt Semipalatinsk, bei der Stadt Kökbekti.

Diese Ausgrabungen aller vorher beschriebenen Gräber beweisen mir auf's Deutlichste, dass wir es hier mit Denkmälern von vier verschiedenen Culturepochen zu thun haben.

1) Alle Steingräber des Jenissei-Thales und des Altai, ebenso wie viele Hügelgräber der Kirgisen-Steppe, der Kulunda und der Baraba-Steppe gehören der Kupfer- oder Bronze-Periode an.

2) Die Hügelgräber aus grossen Feldsteinen in der Uimon-Steppe, an der Buchtarma und in der östlichen Kirgisen-Steppe, wie auch die meisten Hügelgräber des südlichen Sibiriens müssen als einer älteren Eisenperiode angehörend angesehen werden.

3) Die kleinen Hügelgräber der Abakan-Steppe, welche die Einwohner als Kirgisen-Gräber bezeichnen, gehören einer neueren Eisenperiode an.

4) Die Gräber am Tscherdat sind jüngeren Datums, da eine in ihnen aufgefundene Münze auf das 17. Jahrhundert verweist.

Bevor ich nun zu der Schilderung des Culturzustandes dieser vier Perioden übergehe, will ich noch der Schwierigkeiten erwähnen, die dem Alterthumsforscher in Sibirien es fast unmöglich machen, regelrechte Graböffnungen mit Erfolg vorzunehmen. Diese entspringen aus dem unseligen Umstande, dass

viele Gräber ziemlich reiche Schätze an Gold enthielten. Diese wahrhaft unheilvolle Thatsache hat seit Jahrhunderten die Einwohner Sibiriens dazu angeregt, ihr Glück im Oeffnen von Gräbern zu versuchen. In welcher Weise diese Schatzgräberei im vorigen Jahrhundert betrieben wurde, können wir aus Messerschmidt's Reisejournal ersehen.

Darin schreibt der Genannte unter anderem vom 25. Mai 1721: „Es werden auch die Reuszen, so längst den Obi besser hinauf wohnen, die Ischimzi genannt, und sind dieses eben diejenigen, so auf Promiselle, oder zum goldt und silber graben auszgehen, welches Sie in den mogillischen Gräbern finden, den solches haben die beim Ischim Strohme wohnenden Reuszen zuerst angefangen undt erdacht, haben damit continuiret bisz Sie immer weiter und weiter mit solchen gräber aufsuchen bisz an den Obi avancieret und daher werden nun alle andern Frembde. Sie mögen aus Tara Narim, Tobolsk, Casan, Solikam oder wo sie her sindt, und sich hier am Obi mit bei der Schlabodde zu wohnen sätzen, die Ischimtzi oder die Ischimschen genant. Diese Tschanski Schlabodde bestehet etwa ausz 150 Einwohnern; treiben ihr Gewerb mit Ackerbau so woll alsz mit pelterey-handell.... Sonderlich aber verdienen sich diese Einwohner ein vieles mit dem graben in der wüsteney. Sie gehen nemblich aus mit der letzten Schnee-Bahn 20 à 30 tagereise in der Steppe oder wüsteney hinein; Samlen sich zusammen von allen daherum liegenden Dörffern, zu 2 à 300 undt mehr Mann, theilen sich in gewisze Hauffen an den Orth wo sie etwasz zu finden gedenken; und geht ein Hauffen hie hin der ander dahin, doch nicht weiter von einander alsz dasz Sie stets communication untereinander haben können; damit wenn etwa Calmücken oder Cosaken kommen. Sie im Stande sich zu wehren seyn mögen, welches den öffters geschicht, dass Sie sich mit ihnen herumbschmeissen und schlagen müssen, und muss mancher sein leben dabei auch sitzen lassen. Wen Sie nun solche Hügell erblicken, die über der Heyden Todtengräber in die Höhe aufgeworffen, graben Sie woll manchmahl umbsonst, und finden nur allerhand Kupfer und Messing auch eisen Zeug, damit aber kriegen Sie ihre mühe wenig bezahlt, manchmahl aber finden Sie viel Goldt undt Silber in diese Gräber, ja zu Zeiten zu 5, 6 à 7 Pfd., mehr oder weniger, welches in Roszzeug, Harnischbeschlag, Götzenbildern und sonst anderen Dingen besteht.“

Digitized by Google

Wie gründlich diese Untersuchungen vorgenommen sind, beweist eine Notiz aus dem alten Tagebuch vom 28. November 1725: „Lieutenant Rudolphi benachrichtete mir, dass für einigen Jahren umb dem Oby herumb sehr viel Mogilen oder heydnische Gräber sollten gewesen und mit vielem goldt und silber angefüllt gewesen sein, wären aber heutigen Tages durch die reuszischen Gräber so durchwühlet, dass es ein sehr besonderes grosses Glück sein müsste, dass man von ohngefähr noch auf etwasz geriethe, und dürfte solches wohl so dann von schlechter importance sein."

Müller, der 1735 Sibirien besuchte, berichtet über die Graböffnungen Folgendes: „Die Gräber am Irtisch, Tobol, Ob und Jenissei sind erst zu Anfang dieses Jahrhunderts, nachdem die Kalmüken und Kirgisen davongezogen, von den russischen Bauern durchsucht worden. Ich habe noch viele Leute in Sibirien angetroffen, die sich von solcher Arbeit ehemals ernährt hatten, obgleich zu meiner Zeit, weil alle Gräber, wovon man Hoffnung gehabt, Schätze darein zu finden, schon aufgegraben waren, niemand mehr denselben nachging. Nicht anders als wie die Leute parteiweise auf die Zobeljagd ausgehen, so haben sie sich auch hier zu grossen Parteien zusammengethan, um die Arbeit unter sich zu theilen und mit verschiedenen Grabhügeln eher fertig zu werden. Auf die westliche Seite des Irtysches hat sich bis zu den Zeiten, da ich in Sibirien gewesen, nicht leicht Jemand gewagt, weil daselbst die Kirgis-Kosacken fast beständig herumstreifen. Es kann seyn, dass man in denselben Gegenden künftighin noch viel Kostbarkeiten entdecken wird."

Leider ist dieser Wunsch Müllers nicht in Erfüllung gegangen. Meine Grab-Oeffnungen in der Kirgisen-Steppe haben mir auf's Deutlichste bewiesen, dass die Gräber der Kirgisen-Steppe ebenso gründlich durchwühlt sind wie die Gräber am Ob, im Altai und am Jenissei. Da dies selbst südlich von Kopal bei Wernoje und am Issikul der Fall ist, so lässt sich annehmen, dass sich nicht allein die Russen, sondern auch die früheren Einwohner der Kirgisen-Steppe mit dergleichen Schatzgräbereien beschäftigt haben. So muss denn der Alterthumsforscher es als ein Glück ansehen, wenn er unter Hunderten von Gräbern ein oder zwei Gräber findet, die äusserlich keine Spuren früherer Oeffnung zeigen, und wenn es ihm gelingt unter zehn dieser Gräber ein einziges unversehrt gebliebenes Grab zu entdecken.

Bronze- und Kupferperiode.

In der Abakan- und Jüs-Steppe öffnete ich über dreissig Steingräber, fand aber nur eine einzige unberührte Grabhöhle, ebenso fand ich im Altai auch nur zwei unversehrte, ganz unbedeutende runde Steingräber dieser Periode. Trotzdem ist es mir durch das Aufgraben zahlreicher, schon durchwühlter Gräber gelungen, ein ziemlich klares Bild der Beschaffenheit der Anlage aller Steingräber der Bronzeperiode zu entwerfen.

Die Grabhöhlen aller dieser Gräber befinden sich von $1^1/_2$ bis 3 Arschin unter dem Niveau der Erdoberfläche und meist nur in der Mitte der Grabhügel oder Grabrechtecke. Im Altai sind die Grabhöhlen oft nur eine halbe Arschine tief, weil hier der steinige Boden ein tieferes Graben sehr erschwerte. In den durch zehn Steine bezeichneten Grabrechtecken scheinen im allgemeinen die Mittelsteine als Grenzsteine der eigentlichen Grabhöhle zu dienen, so dass die Ecken der Grabhöhle in die Verbindungslinie der vier Mittelsteine zu liegen kommen. Die Breite der Grabhöhle beträgt somit ungefähr ein Drittel der Langseite des grossen Grabrechteckes, wechselt daher in seiner Ausdehnung je nach der Grösse des äusseren Grabrechteckes. Die Länge der Grabhöhle hingegen ist überall $2^1/_2 - 3$ Arschin und nicht von der Grösse des Grabes abhängig. Die Längsseiten liegen hier überall parallel mit den Schmalseiten des äusseren Rechteckes, d. h. von Osten nach Westen. Der Boden der Grabhöhle ist entweder einfach festgestampft oder mit dünnen Steinplatten belegt. Auf den Boden der Grabhöhle sind die Leichen gelegt und zwar mit dem Kopfe nach Osten. Bei dem von mir am Jüs aufgefundenen unversehrten Skelette lag der Kopf etwas auf der Seite, die Arme waren ausgestreckt, am Körper anliegend, die Daumen nach oben gekehrt. Etwa 4 Werschok vom Kopfe, in der Richtung nach Norden, befand sich ein Thongefäss von konischer Form. Die so auf dem Boden liegenden Leichen wurden entweder mit einer dicken Holzlage zugedeckt oder es wurden über dieselben eine oder mehrere grosse, oft 2—4 Werschok dicke Steinplatten gelegt; hierauf füllte man die Grabhöhle zum Theil mit grösseren und kleineren Feldsteinen und schüttete dann die Grabhöhle mit Geröll und Erde zu.

Ueber die Einrichtung der Grabhöhlen der grossen Quadrat-Gräber am Abakan vermag ich keinerlei Auskunft zu geben, da ich keines dieser Gräber geöffnet habe.

In einem einzigen Rechteckgrabe am Jüs fand ich ausser der grossen Grabhöhle in der Mitte des Rechteckes noch eine zweite kleinere Grabhöhle im südlichen Theile des Grabrechteckes. Beide Höhlen waren mit grossen Felsplatten zugedeckt gewesen. In zwei anderen Gräbern fand ich am Kopfende, östlich von der Grabhöhle, einen kleinen, aus Steinplatten zusammengestellten Sarg von etwa einer Arschine Länge, in dem zerbrochene Kinderknochen lagen; diese Steinsärge befanden sich nur eine halbe Arschine unter der Erdoberfläche.

Die mit Steinreihen umlegten Grabrechtecke zeigen nicht so regelmässig angelegte Grabhöhlen, meist ist in der Mitte eine Grabhöhle von sehr verschiedener Grösse und in solchen Grabhöhlen finden sich 1—3 Personen beerdigt. Die Leichen sind hier meist mit kleineren Steinplatten zugedeckt, öfters fanden sich aber auch Holzlagen. In einem dieser Gräber fand ich einen förmlich aus Steinplatten zusammengestellten Sarg. Die Tiefe dieser Grabhöhlen überstieg nirgends $1^1/_2$ Arschin.

In den grösseren Grabhöhlen der Grabrechtecke befanden sich oft Ueberreste von 3—5 Leichen. Die grösste Anzahl von Skeletten fand ich aber in einer sehr grossen Grabhöhle am Jüs, hier fanden sich 22 zerbrochene Schädel und unter diesen mehrere Kinderschädel. Den hier selbst vorgefundenen Kupfergeräthen nach zu urtheilen, waren hier nur Weiber begraben.

Die Steingräber des Altai sind ganz so eingerichtet wie die Gräber des Jenissei; in einzelnen Gräbern dieser Periode, die ich bei der Stadt Sergiopol zu öffnen Gelegenheit hatte, bestand die Grabhöhle aus einem 1 Arschin tiefen, aus Steinplatten zusammengesetzten Kasten, dessen Boden aber die festgestampfte Erde bildete. Der Kasten war mit Steinplatten zugedeckt, dann auf diese grössere Felsstücke gehäuft und dann ein nicht sehr hoher Grabhügel aufgeschüttet.

In der Stadt Semipalatinsk öffnete ich fünf Gräber der Bronzeperiode, in einem derselben fand sich eine etwa $1^1/_2$ Arschin tiefe Grabhöhle, in dieser lag ein menschliches Skelett mit dem Kopfe nach Osten, offenbar war das Skelett auf die linke Seite gelegt. Die Füsse desselben waren etwas zusammengebogen. Genau liess sich die Lage des Skelettes nicht bestimmen, da die Knochen fast vollkommen verwest waren. Neben dem Leichnam befand sich ein kupfernes Messer.

Kupferne Messer fand ich auch in einzelnen Hügelgräbern

der Baraba- und Kalunda-Steppe, da aber diese Gräber früher durchwühlt waren, so konnte ich über ihre Einrichtung keinerlei Schlüsse machen. Aeusserlich unterscheiden sich diese Hügelgräber durchaus nicht von den übrigen, die, den in ihnen vorgefundenen Gegenständen nach zu schliessen, der Eisenperiode angehören. Wir sind somit wohl berechtigt, anzunehmen, dass die Bevölkerung der Kupferperiode der nördlichen Steppen nur Hügelgräber errichteten, da sie hier nicht die zur Errichtung ihrer Gräber nöthigen Steine und Felsblöcke vorfanden.

Ob die Steingräber der westlichen Mongolei der Kupferperiode angehören, vermag ich nicht anzugeben, da bis jetzt über Graböffnungen in diesen Gegenden nichts bekannt ist.

In allen Steingräbern, die ich hier beschrieben habe, finden sich ausschliesslich Spuren von aus Kupfer oder Bronze gegossenen Gegenständen. Dieser Umstand berechtigt uns anzunehmen, dass diejenigen Volker, welche jene Grabdenkmale zurückgelassen haben, noch nicht die Gewinnung und den Gebrauch des Eisens gekannt haben. Die in diesen Gräbern gefundenen Gegenstände aus Kupfer oder Bronze und reiche Funde von ähnlichen Geräthschaften, die die Bewohner jener Gegenden auf ihren Aekern auffinden, vermögen uns ein ziemlich eingehendes Bild der Bildungsstufe und Kulturentwickelung des Volkes der Kupferperiode zu entwerfen.

Die aus Kupfer und Bronze gearbeiteten Gegenstände dieser ältesten Kulturperiode Südsibiriens sind allerlei Werkzeuge und Utensilien des täglichen Lebens. Waffen: Dolche, Pfeile, Lanzenspitzen. Werkzeuge: Messer, Sicheln, Meissel, Beile, Nadeln, Ahlen, Bohrer. Pferdegeschirre: Schnallen, Steigbügel, Gebisse. Schmucksachen: Ohrringe, Schnallen, Knöpfe, Armbänder, Spiegel, allerlei Zierath in Form von Thierbildern. Geräthe: Kessel, Becher. Ausser dem Kupfer haben die Völker der Kupferperiode unbedingt noch das Gold gekannt und aus diesem haben die reichen Leute ihre Schmucksachen gefertigt. Ich selbst habe nur in einem Kindergrabe der Bronzeperiode einen Kinderohrring aus starkem Golddrahte gefunden, es befinden sich aber in der kaiserlichen Eremitage in Petersburg eine Anzahl von Schmucksachen aus gediegenem Golde, die mit von mir in der Abakansteppe gefundenen kupfernen Schmucksachen in der Form vollkommen übereinstimmen

und ausserdem giebt auch Witzen Zeichnungen von goldenen Schmucksachen dieser Periode.

Da sich nun der Altai und das Sojonische Gebirge durch ihren Reichthum an Gold und Kupfererzen auszeichnen, so können wir schon a priori annehmen, dass die alten Einwohner dieser Gegenden die hier aufgezählten Gegenstände aus Kupfer und Gold selbst gearbeitet haben und zwar aus Metallen, die sie selbst gewannen.

Diese unsere Annahme findet ihre Bestätigung in dem Umstande, dass sich im Gebiete des Altai zahlreiche sogenannte Tschuden-Schürfe vorfinden, d. h. Ueberreste von Schachten, wo die alten Einwohner Kupfer gewannen. Die in diesen Schürfen überall sich vorfindenden Steinhämmer und Steinkeile scheinen mir auf's deutlichste zu beweisen, dass diese alten Bergarbeiter noch nicht mit der Gewinnung und Verwendung des Eisens bekannt waren.

Bei der Bearbeitung der Schürfe folgten die Bergarbeiter dieses Volkes der Richtung der Erzadern, die aus der Tiefe zur Erdoberfläche aufsteigen. Alle Schachte sind oben breiter als unten, da die mangelhaften Werkzeuge der Bergarbeiter dieselben darauf anwiesen, meist an der Oberfläche zu arbeiten. Die Tiefe der Schürfe ist nirgends über sieben Faden. Diese alten Bergarbeiter verstanden zwar schon ihre Schürfe zu stützen, denn in vielen derselben fanden sich hölzerne Stützen in den Decken der Kammern; doch scheinen sie in dieser Kunst des Stützens nicht sehr erfahren gewesen zu sein, da nicht selten ihre Schachte einstürzten, so dass die Bergarbeiter verschüttet wurden und umkamen. Dies beweisen uns die öfter in eingestürzten Schürfen angetroffenen Skelette und die bei diesen Skeletten noch vorgefundenen Ledertaschen, die mit Erzen gefüllt waren.

Die grosse Zahl dieser alten Tschuden-Schürfe deutet auf eine so allgemeine Verbreitung des Bergbaues und auf eine so reiche Kupfergewinnung, dass wir wohl mit Recht annehmen können, dass dieses Volk die Kupfergewinnung nicht allein für seinen eigenen Bedarf betrieben, sondern auch mit dem gewonnenen Metalle einen ausgedehnten Handel getrieben hat. Dass der Stand eines Bergmannes hier ein sehr geachteter gewesen, beweist uns auf's Deutlichste die kupferne Statuette eines solchen, die sich in der kaiserlichen Eremitage zu Peters-

burg befindet, und besonders der Umstand, dass sich überall, wo dieses Volk wohnte, zahlreiche zierliche Spitzhämmer vorfinden, die meist so klein und schwach gearbeitet sind, dass sie nur als Verzierung von Stöcken gedient haben können. Einige dieser Hämmerchen sind dabei so sauber und fein gearbeitet, dass sie gewiss nicht das Eigenthum einfacher Bergarbeiter waren. Dass auch dieses Volk das Gold selbst gewonnen, ersehen wir daraus, dass in mehreren Goldwäschen der Kirgisen-Steppe und dem Kusnetzkischen Alatau im Goldsande oft in der Tiefe von mehreren Faden unter der Erdoberfläche kupferne Werkzeuge und Waffen gefunden werden. Ich selbst wohnte der Auffindung einer kupfernen Waffe in einer Goldwäsche bei Kökbekti bei, und an der Kija wurden mir zwei grosse kupferne Kelte verkauft, die von der Goldwäsche herrühren sollten und gewiss zum Losstossen des Kieses dienten.

Zum Schmelzen der Kupfererze waren eigene Schmelzöfen angelegt, von denen sich noch jetzt Spuren im Altai und im Sojonischen Gebirge wie auch in der östlichen Kirgisen-Steppe vorfinden, z. B. bei der Mündung des Flusses Schulba in den Irtisch und im Karkaralinskischen Kreise. Das so gewonnene rohe Metall wurde von diesen Schmelzöfen in unverarbeitetem Zustande in die verschiedenen Theile des Landes gebracht und dort von geschickten Arbeitern verarbeitet. So habe ich fast aller Orten am Abakan, Jenissei, am Ob und seinen Quellflüssen wie auch am Irtisch, ja selbst in der Baraba-Steppe kleine Kupferstückchen gefunden, die in einer abgebrochenen Spitze enden und deutlich als Ueberbleibsel an den Oeffnungen der Gussformen zu erkennen waren.

Es wurde sowohl im Altai wie auch in der Jenissei-Steppe, wie schon ein flüchtiger Blick auf die von mir gesammelten Alterthümer zeigt, Bronze sehr verschiedener Legirung hergestellt. Um nun zu erfahren, ob diese Legirungen zufällige sind oder von Kenntnissen im Metallgusse herrühren, bat ich Herrn Heinrich Struwe, einzelne von mir gefundene Bronzen einer Analyse zu unterziehen. Herr Struwe hat das Resultat dieser Analyse im Bulletin der Petersburger Akademie der Wissenschaften (1866 Bd. IX.) veröffentlicht.

Die chemische Analyse von 4 zu Messern verarbeiteten Bronzen von Alterthümern aus dem Abakanthale ergab folgende Resultate:

Digitized by Google

	1	2	3	4
Kupfer	90,20	88,67	93,00	99,00
Zinn	9,64	10,10	6,35	0,32
Eisen	0,05	0,28	0,18	0,34
Summa:	99,89	99,53	99,66	99,43

Diese Tabelle beweist nach Struwe's Ansicht, dass das Messer ad 4 als aus reinem Kupfer bestehend angesehen werden muss, da die kleinen Quantitäten von anderen Beimengungen nur als zufällige Beimischungen zu betrachten sind. Die Nummern 1, 2, 3 sind wirkliche Bronzen, die nur durch Spuren von Eisen verunreinigt sind.

Mit dem Resultate seiner eigenen Analysen vergleicht Struwe die Analysen von Bronzen aus dem Altai von Göbel, die er an Stücken von bronzenen Gefässen und Figuren vorgenommen und die folgendes Resultat ergaben:

	Kupfer	Zinn	Blei
1)	80,27	19,66	
2)	73,0	26,74	
3)	87,97	9,38	2,5
4)	91,50	6,75	1,75

Herr Struwe erlaubt sich, aus der Analyse, die Fellenberg mit 180 verschiedenen antiken Bronzen vorgenommen, den Schluss zu ziehen, dass man zu den Bronzen, die aus der ältesten Kupferperiode herstammen und die man bei den Pfahlbauten als Waffen, Messer und andere Geräthschaften, die sich durch Härte auszeichnen sollten, gefunden hat, in der Regel eine Legirung von Kupfer mit 10 % Zinn verarbeitet hat. Galt es hingegen die Darstellung irgend einer Schmucksache, so wurde Blei oder auch noch mehr Zinn hinzugesetzt, um hierdurch eine Legirung, die leichter schmelzbar und zu verarbeiten ist, zu erhalten. Hiermit stimmen auch die Bronzen aus keltischen Hügelgräbern Mecklenburgs überein, wie dieses Herr Struwe aus einzelnen Analysen Fellenbergs ersieht. Mit diesen Schlussfolgerungen stimmen nach Ansicht von Struwe auch seine eigenen und die von Fr. Göbel mitgetheilten Analysen überein.

Diese höchst interessante Untersuchung Struwe's beweist uns also auf's Deutlichste, dass die Völker der älteren Kupfer-

Digitized by Google

periode des Altai und Sojonischen Gebirges Erfahrung und Kenntniss in der Metalllegirung besassen. Wie bedeutend die Kenntnisse der alten Metallgiesser waren, beweist die ganz wunderbare Härte einzelner feingearbeiteter Bronzemesser und Dolche, bei deren Anfertigung die Metallgiesser, da für sie ein hoherer Preis gezahlt wurde, auch mehr Fleiss und Aufmerksamkeit verwenden konnten.

Der Guss ist bei einzelnen besseren Stücken wunderbar schön. Die besseren Gegenstände wurden nach dem Gusse fein geschliffen und polirt, nur so lässt sich die feine und saubere Arbeit einzelner Zierathe erklären. Der Guss ist durchschnittlich sehr glatt und rein und zeugt von nicht geringer Geschicklichkeit des Giessers, da unter den vielen hundert Metallarbeiten, die mir zu Gesichte gekommen sind, nur zwei Gegenstände einen fehlerhaften Guss zeigten, so dass man die beim Gusse nachgebliebenen Locher durch Eingiessen von geschmolzenem rothem Kupfer hatte ausbessern müssen, und zwar war einer dieser Gegenstände ein Kessel von 75 Pfund. Wenn einzelne Gegenstände roher gearbeitet sind als andere, so lässt dies meiner Ansicht nach nicht unbedingt auf eine frühere Periode ihrer Entstehung schliessen, ich habe z. B. in einem Grabe ein sehr roh und ein anderes sehr schön gearbeitetes Messer gefunden.

Die meisten Metallarbeiten zeigen eine reiche und vielen Geschmack beweisende Ornamentik. Die Ornamente sind 1) gradlinig, d. h. durch parallele und unter verschiedenen Winkeln sich schneidende Linien gebildet, dann Zacken und Zähne bildend und mit Punkten zusammengestellt; 2) von Kreislinien, Halbkreisen, Quadraten, concentrischen Kreisen; 3) in geschweiften Linien ausgeführt. Die letzteren Linien sind aber stets Thierformen entlehnt, wie gewundenen Schlangen, geschweiften Vogelschnäbeln, Vogelköpfen, Vogelhalsen, sonstigen Thierköpfen etc. Sehr häufig sind ganze Thiere oder Theile von Thieren zum Schmucke an verschiedenen Gegenständen angebracht. Hierbei ist als charakteristisch für die Ornamentik dieser Periode anzuführen, dass man sich stets bemüht, die naturlichen Formen der Thiere möglichst genau nachzuahmen, so dass man auf den ersten Blick das Thier erkennen kann. Jede unnatürliche Verzerrung oder Verrenkung, jede fabelhafte Verschlingung oder Darstellung von mythischen Ungeheuern ist der Ornamentik jener Zeit vollkommen fremd.

Betrachten wir jetzt die verschiedenen Metallarbeiten der Bronzeperiode im Einzelnen, so finden wir eine besonders reiche Auswahl von verschiedenen Stichwaffen und Schneidewerkzeugen und von diesen hauptsächlich zweischneidige Dolche und Messer. Bei allen diesen sind Griff und Klinge aus einem Stücke gegossen. Die Griffe der Messer und Dolche sind sehr kurz, was auf sehr kleine Hände der die Messer Gebrauchenden schliessen lässt. Die einfachsten und am rohesten gearbeiteten Messer sind 3—5 Werschok lange und $^1/_4$—$^1/_2$ Werschok breite Streifen Kupfer oder Bronzestücke, die an der einen Seite etwas dicker sind als an der anderen. Das eine Ende ist zugespitzt und am anderen Ende ist ein Loch oder eine Oese, das spitze Ende ist an der einen Seite auf $1^1/_2$—2 Werschok scharf geschliffen, die nicht geschliffene Hälfte des Messers wurde als Griff benutzt. Verbesserungen und Verschönerungen wurden an diesen Messern in folgender Weise vorgenommen. Die Spitze ist am Messerrücken in eine runde Linie ausgeschweift, die Griffhälfte ist schmäler und runder gearbeitet, an Stelle des Loches oder der Oese tritt ein etwa $^1/_2$ Werschok im Durchmesser haltender kreisrunder Ring, der sauber gerundet ist, ein Oval mit einem verzierten Ansatze. Der Griff ist sauber gerundet und handlich zum Anfassen eingerichtet, mit Buckeln und Lamellen verziert, durchbrochen gearbeitet und an seinem Ende Thierköpfe, Vogelschnäbel, Schlangenköpfe, ja ganze Thiere als Zierath angebracht. Unter vielen hunderten dieser Bronzemesser, die ich zu Gesicht bekommen habe, befand sich ein einziges, das am Ende des Griffes kein Loch oder keine runde Oeffnung hatte, so dass wir annehmen dürfen, dass diese Messer, an Riemen oder Schnüren hängend, am Gürtel getragen wurden. Die zweischneidigen Dolche sind von sehr verschiedener Grösse, von 3—6 Werschok Länge. Am Ende des Griffes dieser Dolche sind nur selten Ringe, so dass wir wohl anzunehmen berechtigt sind, dass auch diese am Gürtel Platz gefunden. Die Dolche sind im Ganzen feiner und sauberer gearbeitet als die Messer. Am Ende des Griffes ist gewöhnlich ein Knauf und zwischen Griff und Schneide zu beiden Seiten hervorstehende Spitzen, so dass die Hand beim Stosse die Waffe festzuhalten vermag. Der Griff ist entweder glatt oder mit Längsriemen versehen. Die Schneide verläuft von beiden Seiten her allmählich in eine Spitze und ist gewöhnlich mit Blutrinnen versehen. Die Verzierungen

befinden sich entweder am Knaufe oder zwischen Griff und Schneide. Bei einem von mir selbst gefundenen, sehr schön gearbeiteten Dolche waren am Ende des Griffes zwei nach hinten gebogene Schlangenköpfe und zwischen Griff und Schneide zwei recht fein gearbeitete Thiere angebracht. Einige Messer sind von eigenthümlicher Form, Griff und Schneide einen stumpfen Winkel bildend: das sind gewiss Schnitzmesser für Holzarbeiter. Zum Aushöhlen des Holzes benutzte man Meissel.

Während Messer und Dolche in allen Gräbern gefunden werden, trifft man im Ganzen genommen viel seltener kupferne Pfeilspitzen und nur sehr selten Lanzenspitzen an. Die Pfeilspitzen sind meist mit Löchern versehen, mittelst derer sie auf den Pfeilstock gesteckt wurden. Häufiger finden sich aus Knochen geschnitzte Pfeilspitzen. Lanzenspitzen habe ich in zwei Formen gesehen, eine etwa 8 Werschok lange herzförmige Lanzenspitze und eine etwa 8 Werschok lange lanzettförmige Lanzenspitze: erstere stammte aus dem Altai, letztere aus der Kirgisen-Steppe.

Ausser den kupfernen Lanzenspitzen waren auch solche aus Knochen geschnitzt im Gebrauch, ich selbst habe eine solche in einem Grabe der Kupferperiode am Abakan ausgegraben.

Fast ebenso häufig wie Schneidenstrumente finden wir Kelte aus Kupfer und Bronze in sehr verschiedenen Ligaturen und von sehr verschiedener Grösse: sie sind theils ganz roh, theils so fein gearbeitet, dass man annehmen muss, solche Kelte seien Schmuckgegenstände. Einzelne Kelte haben gewiss als Beile, andere als Waffen und noch andere gewiss als Spitzhämmer beim Zerschlagen des Kieses in Goldwäschen gedient. Zweifellos waren diese Kelte an dem Ende des kürzeren Schenkels eines Kniehölzes befestigt.

Was die Form der Kelte betrifft, so sind sie meist $1^1/_2$ mal so lang als breit, entweder bei der Schneide ebenso breit als am oberen Ende, oder bei der Schneide schmäler; seltener sind solche, die bei der Schneide breiter sind. Entweder sind am oberen Ende der Kelte zu beiden Seiten Oehre oder ein Oehr in der Mitte der Breitseite, so dass angenommen werden darf, dass die Kelte an dem Stiele angebunden wurden. Nur einzelne sehr kleine Kelte zeigen in der Breitseite Löcher, so dass man sieht, dass sie mit Nägeln oder Stiften an dem Stiele befestigt wurden. Die Oeffnungen zum Hineintreiben des Stieles sind meist länglich, nur sehr selten habe ich kreisrunde Oeffnungen angetroffen.

Bronzezeitalter.

1. Lanzenspitze. 2. Messer vom Abakan. 3 Dolch. 4 Kelt 5 Hacke aus dem Altai. 6. Pferdegebiss. 7. Messer aus dem Altai.

II. Bd. Seite 85—87.

Digitized by Google

Die Kelte des Altai und der Kirgisensteppe unterscheiden sich in der Form von denen des Jenisseithales. Jene sind meist spatenförmig. In der Eremitage zu Petersburg befindet sich eine sehr grosse kupferne Hacke, die in der Form unseren Beilen völlig ähnlich ist und gewiss als Waffe gedient hat; dies lässt sich aus der Schwere des Geräthes und aus der sehr sauberen Arbeit derselben schliessen.

Von Stechinstrumenten habe ich eine ziemlich vollständige Sammlung von Ahlen zusammengebracht, von denen einzelne so fein und klein sind, dass wir annehmen müssen, sie seien beim Nähen von Zeugen und Leder anstatt der Nadeln gebraucht worden. Die meisten dieser Ahlen haben an dem oberen Ende kleine Knöpfe und sind viereckig. Von Nadeln mit Oehren habe ich keine Spur aufgefunden. Eine sehr harte vierkantige Ahle aus Bronze war mit einem sehr fest gearbeiteten grossen Ringe versehen, in den man ein rundes Querholz gesteckt haben wird; diese Ahle war sehr scharf vierkantig und mag als Bohrer gedient haben. Eine andere runde, sehr zierlich gearbeitete Ahle, die Pallas in seinen Tafeln abbildet, ist vielleicht eine grosse Nadel, die als Schmucksache an Kleidungsstücken gedient hat. Bohrer mit Schraubengängen aus Kupfer habe ich nicht gefunden, jedenfalls war das Bronzemetall zu weich, um zu diesem Zwecke verwendet zu werden.

Sehr häufig wurden aller Orten verschiedene Arten von Spitzhämmern angetroffen, dieselben sind von sehr verschiedener Grösse und Stärke. Die einfachsten derselben bestehen aus 2—4 Werschok langen, runden Bolzen, die an einem Ende zugespitzt, am anderen Ende aber abgerundet sind; etwa $1^1/_2$ Werschok vom hinteren Ende ist in diesen Bolzen eine runde Oeffnung, in die ein etwa ein fingerstarker Stock gesteckt werden kann. Grössere Hämmer haben an Stelle dieser Löcher einen $^1/_2$—$1^1/_2$ Werschok langen Cylinder, in den der Stock gesteckt wurde. Bei einzelnen dieser Hämmer ist der Spitzhammer vier- oder sechseckig und dann scharf und sauber zugespitzt, an der Rückseite aber befinden sich Thierverzierungen, meist ein oder zwei Steinböcke. Einige Hämmer sind sehr stark und fest gearbeitet, so dass sie wohl als Werkzeug oder als Waffe benutzt werden, andere aber wieder so schwach, dass sie höchstens als Zierath oder Schmucksache dienen konnten. Mit den kleinen Hämmern konnten vielleicht die Felsenzeichnungen hergestellt werden.

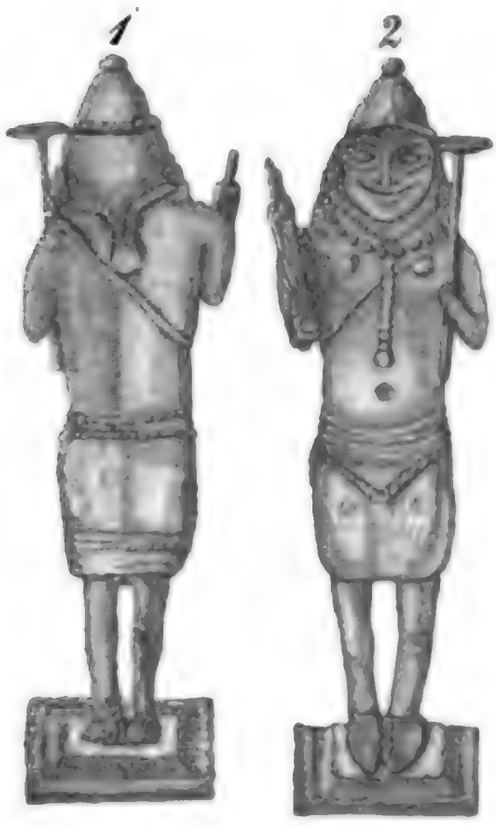
Pferdegeschirr scheint nur selten gefunden zu werden, ich habe nur Theile von zwei Pferdegebissen gesehen, ausserdem fand ich am Abakan ein Stück rothen Kupfers, das ich für einen Theil eines Steigbügels halte. In der kaiserlichen Eremitage sind noch zwei kupferne Zäume aus dem Altai vorhanden.

Von Instrumenten habe ich am Abakan noch zwei kupferne Sicheln aufgefunden, die offenbar in einen Stiel eingeklemmt und mit einem Riemen festgebunden wurden.

Im Altai wie auch in der Kirgisensteppe und am Jenissei und Abakan sind aller Orten auf den Feldern kupferne Kessel aufgefunden worden, die überall eine und dieselbe Form besitzen. Die an einzelnen dieser Kessel angebrachten Verzierungen beweisen uns auf's Deutlichste, dass letztere aus der Bronzeperiode stammen. Die Kessel bestehen meist aus dem eigentlichen Gefäss in Form einer hohlen Halbkugel oder eines Bechers und aus dem Fusse, welcher in der Mitte des Kesselbodens in der Form eines abgestumpften hohlen Kegels befestigt ist. Kessel und Fuss sind stets aus einem Stücke gegossen. Die Kessel haben in der Regel am Rande zwei stehende Henkel, die mehr oder weniger verziert sind. Der obere Rand der Gefässe ist entweder glatt oder geschweift oder mit einer verzierten Kante versehen. Bei einzelnen Kesseln befinden sich noch schnurenartige Verzierungen unterhalb des Randes. Das grösste Stück fand ich im Schuski Wolost, südlich von Minussinsk, es wog über 75 Pfund. Die Form der Kessel beweist uns, dass die Volker der Bronzeperiode keine Dreifüsse kannten, sondern die Kessel selbst in's Feuer stellten. Ein ähnlicher Kessel aus einem Skythen-Grabe in der Krimm ist in der kaiserlichen Eremitage aufgestellt.

Die aus Metall gearbeiteten Schmucksachen der Bronzeperiode sind sehr verschiedener Art. Erstens Schmucksachen, die am menschlichen Körper getragen wurden: Ohrringe von Gold und Kupfer mit Serdalik und Metallperlen: Nadeln und Fibeln mit zierlichen Knopfen in Form von Thierköpfen, vierfüssigen Thieren oder Vögeln: Gürtelschnallen mit Verzierungen von Gold und Kupfer: Gurt- und Riemenverzierungen, bestehend aus relief gearbeiteten Thieren: Steinbocken, Hirschen, Ziegen, an deren äusseren Seiten sich Oesen befinden, mittelst welcher man die Zierathe auf den Riemen festnähte und goldene und kupferne Knopfe, letztere meist in Form von hohlen Kreisabschnitten. Einen schr allgemein verbreiteten Schmuckgegenstand bilden kreis-

Tafel 4.



Bronzestatuette (Vorder- und Rückseite).

Bronzeplatte.

Kupferner Kessel.

Digitized by Google

Digitized by Google

runde kupferne Scheiben, in deren Mittelpunkt an einer Seite sich eine Oese befindet. Die andere Fläche ist offenbar glatt geschliffen. Die kleineren unter diesen Platten, die 1—2 Werschok im Durchmesser halten, möchte ich als Kleiderschmuck bezeichnen, die grösseren, 3—5 Werschok im Durchmesser haltenden, als Spiegel. Bei einzelnen dieser letzteren ist am Rande ein kleiner Griff oder eine Oese, woraus man sieht, dass sie an Schnüren getragen wurden, andere Spiegel haben in der Mitte der einen Fläche einen grösseren Knopf, der mit drei oder vier Kupferstäbchen an der Scheibe befestigt ist. Bei einem von Pallas in der Zeichnung überlieferten Spiegel ist anstatt dieses Knopfes die Nachbildung eines Schafes angebracht. Bei einem von mir aufgefundenen Spiegel war die Rückseite sauber verziert, bei einem anderen ein erhabener Rand auf derselben.

In einem Grabe am Jüs, in dem sich, wie ich schon oben erwähnt, 22 weibliche und Kinder-Leichen vorfanden, fand ich ein sehr fein aus Kupfer gearbeitetes Gestell zum Aufstellen eines kleinen Gefässes mit rundem oder spitzem Boden, vielleicht einer Lampe. Es war in Form eines Bechers oder Kessels gearbeitet und bestand aus drei Kreisen, die durch drei geschweifte Querstangen verbunden wurden. Auf dem oberen Rande standen über den drei Querstangen drei Nachbildungen von Steinböcken.

Ausser diesen Schmucksachen werden Kupferglocken in Form von Halbkugeln gefunden, auf denen Steinböcke oder Hirsche angebracht sind. In der kaiserlichen Eremitage sind fünf solcher Glocken aus dem Altai vorhanden, einige von 4 Werschok Höhe. Wozu diese Glocken gedient haben, darüber lässt sich kaum eine Vermuthung aufstellen. Unter den Zierathen verdient noch besonders eine im Altai gefundene, zwei Werschok breite und fast vier Werschok lange Tafel erwähnt zu werden, auf der ein Jäger mit zwei Hunden abgebildet ist, und ausserdem die aus Kupfer gegossene Statuette eines Bergarbeiters. Die beiden letzteren Gegenstände befinden sich gleichfalls in der Eremitage.

Ausser diesen Metallarbeiten finden sich in allen Gräbern Spuren von irdenen Gefässen: dieselben sind ohne Ausnahme, selbst in reichen Gräbern, aus einem dunkelgrauen, grobkörnigen, schlecht gebrannten Thone verfertigt und so schlecht und unregelmässig gearbeitet, dass wir wohl annehmen können, sie seien nicht gedreht, sondern in der Hand gearbeitet. Viele dieser Gefässe haben die Form der jetzt noch in Sibirien verwendeten

Digitized by Google

Milchtöpfe, d. h. sie haben einen kleinen runden Boden, und von diesem sich nach oben allmählich erweiternde, etwas convex gebogene Seitenwände. Gefässe, die ich beim Kopfe von Todten fand, liefen nach unten in eine Spitze aus und mussten deshalb wohl auf hölzerne oder metallene Ständer gestellt werden. Der untere Theil dieser irdenen Gefässe ist meist glatt; Verzierungen sind nur am oberen Rande angebracht und bestehen meist aus mehreren Zoll breiten, mit einem spitzen Instrumente in den weichen Thon eingekratzten Reihen von Zeichnungen von Dreiecken, Zacken, parallelen Linien, Löchern, Punkten etc. Alle Thonarbeiten dieser Periode, die mir zu Gesichte gekommen sind, beweisen uns, dass jene Völker auf die Herstellung dieser Thonarbeiten lange nicht denselben Fleiss verwendeten wie auf die Herstellung von Metallarbeiten. Es ist auch möglich, dass ich nur zufälliger Weise auf schlecht gearbeitete Thongefässe gestossen bin, denn es lässt sich nicht annehmen, dass die Leute, die so schöne und geschmackvolle Gussformen herzustellen im Stande waren und hierbei so viel Geschmack an den Tag gelegt haben, nur so rohe Thonarbeiten herzustellen verstanden hätten.

Es scheint, als ob die Kunst des Webens den Völkern des Bronzezeitalters wohl bekannt war, wenigstens ist es mir gelungen, ein kleines Stück Zeug aufzufinden, das unbedingt aus jener Zeit herstammt. Ich habe es in der Orbita eines Schädels eines unversehrten Grabes am Jüs aufgefunden. Das Gewebe war ziemlich grob, es war nicht zu erkennen, aus welchem Stoffe es gearbeitet war; in seiner ganzen Structur zeigte sich dasselbe deutlich als ein Handgespinnst und war dem Zeuge sehr ähnlich, das die Kirgisen noch heutzutage aus Kameelgarn mittelst in die Erde gesteckter Stöcke verfertigen.

An einzelnen grösseren Steinen der Steingräber findet man Zeichnungen angebracht, die offenbar durch Klopfen mit einem spitzen, harten Werkzeuge ausgemeisselt sind. Früher dürften dieselben ungemein viel zahlreicher gewesen sein, da die meisten derselben gewiss im Laufe der Jahrhunderte durch Verwitterung der Oberfläche der Steine abgebröckelt und verloren gegangen sind. Sie sind überall in erkennbar übereinstimmender Weise und mit derselben Technik ausgeführt. Ausserdem stimmen sie in ihrem Aeusseren und in der Art ihrer Ausführung vollständig mit einer grossen Zahl von Zeichnungen überein, die

an mehreren glatten Felsvorsprüngen am Ufer des Jenissei und in der Jüs-Steppe angetroffen werden. Wir können somit unbedingt alle in der oben gekennzeichneten Art ausgeführte Zeichnungen als der Bronze-Periode angehörend bezeichnen. Obige Zeichnungen stellen roh gearbeitete Bilder von stehenden, liegenden, fallenden Menschen, von Menschen mit aufgehobenen Armen (gewiss betende Menschen), von Thieren, Bäumen, Mond, Sonne dar. Unter diesen finden sich auch unverständliche Darstellungen, die ich für Eigenthumszeichen erklären möchte. Die Menschen sind fast ohne Ausnahme zu Fuss abgebildet, nur höchst selten sieht man einen Reiter. Von den Thieren sind Pferde und Thiere mit Hörnern (Rinder?) deutlich zu erkennen, einmal habe ich auch einen auf einem gehörnten Thiere reitenden Menschen gesehen. Die Bedeutung der Bilder ist nicht bestimmt zu entziffern, jedenfalls sind sie keine Spielerei, da die Herstellung derselben bei dem Mangel an scharfen eisernen Instrumenten bedeutende Mühe gekostet haben muss.

Ausser diesen ebenerwähnten Stein- und Felsenzeichnungen finden wir noch andere Spuren der Bildhauerkunst des Bronzezeitalters. Einzelne in der Nähe der Steingräber stehende Felsplatten (Majaki) sind mit einer gewissen Ornamentik versehen, andere sind mehr oder weniger gut ausgearbeitete Bildsäulen, die menschliche Figuren darstellen, wie solche sich in Süd-Russland noch in viel grösserer Menge vorfinden. Die Russen bezeichnen diese Bildsäulen als Kamenyja-Baby.

Eine Statue, die Messerschmidt am Ak-Jüs aufgefunden hat, stimmt in ihrer Zeichnung vollkommen mit der Kamenyja-Baby der südrussischen Steppe überein, sie trägt in der rechten Hand eine Todtenurne. Bei den Steingräbern am Jenissei und in der Abakan-Steppe sind, soviel mir bekannt, folgende Statuen noch bis heute aufgestellt:

1. Der *Kurtujak Tas* (der Alte-Weiberstein), wie ihn jetzt die Abakan-Tataren nennen. Er befindet sich bei der Mündung des Flusses Askys an dem Abakan und steht bei einem Quadratgrabe mit riesigen Steingeländen. Der Stein bildet fast ein vierkantiges Prisma und ist nur sehr roh behauen, lediglich sein oberes Ende ist ein menschlicher Kopf. Das Gesicht dieses Kopfes ist vortrefflich ausgearbeitet und zeigt sprechend die Züge einer alten Frau, trotzdem die Schärfe der Züge durch die Verwitterung bedeutend verringert ist. Dieser Statue

wird noch jetzt von den Einwohnern eine gewisse Verehrung gezollt. Man bringt ihr Opfer, indem man den Stein mit Fett beschmiert. Zur Zeit, als Messerschmidt diese Gegenden besuchte (im Jahre 1722), wurde dem Kurtujak Tas eine offenbare Verehrung gewidmet, dies ist jetzt nicht mehr der Fall. Messerschmidt's Angaben vom 18. August 1722 sind folgende: „Die Kurtujak-Statue ist aus grauen Sandsteinen gehauen und oblique in die Erde gegraben (der Stein steht bis jetzt noch schief, d. h. etwas nach vorn gebeugt). Hinten am Rücken war eine dichte herabhängende Haarflechte zu sehen, wie die Calmakischen und tatarischen Weiber noch heutigen Tages zu tragen gewohnt sind (die Haarflechte ist jetzt nicht mehr zu erkennen). Sonst war daran weiter keine Unterschrift zu observiren. Die heydnischen Tattaren vom Ys Beltir, so mir schusseten, machten viel reverence für dieselbe und ritt ein jeder dreimal um selbige herum, nach welchen Ceremonien sie auch etwas von ihrem Proviant derselben opferten oder zum Piedestal unter's Gras hinlegten, damit sie nach ihrem Appetit davon geniessen möchte. Als ich sie fragte, warum sie so einfältig wären zu glauben, dass dieser leblose Stein solcher Ehren werth, und ob sie nicht sehen könnten, dass die Raubvögel und Füchse etc. ihr Opfer hernach verzehrten? meinten sie, von ihren Voreltern gehört zu haben, dass diese Kurtujack eine vornehme Matrone gewesen und vom Caira-chan oder allmächtigen Gott also sei versteinert worden, weswegen sie ihr zum Gedächtniss noch allezeit diese Ehre thäten, ohngeachtet sie wohl glaubeten, dass zuweilen die Raubvögel ihre Opfer verzehreten. Ich wusste also hieraus noch nicht zu unterscheiden, ob nicht diese Völker vielleicht durch Tradition von den Juden die Verwandlung des Weibes Loth's zur Salzsäule gehöret oder auch wohl gar, wie bereits viele unserer europäischen Gelehrten dafür gehalten, eben diese Völker in der grossen Tattarei ein Ueberbleibsel der verlorenen Stämme Israels sein möchten, wenn man dennoch nichts wahrscheinliches weiter muthmassen kann."

2. Der *Kys-tas* (der Mädchenstein) ist eine etwa $1^1/_2$ Arschin hohe Steinplatte von ovaler Form, auf dessen flacher Seite ziemlich roh das Gesicht eines Mädchens relief ausgearbeitet ist. Dieses Bild befindet sich jetzt auf einem Grabe am Ys. Dass das dargestellte Gesicht ein Mädchen vorstellen soll, schliessen die Tataren aus den zu beiden Seiten des Gesichtes in Strähnen

herabhängenden Haaren, in der Weise, wie die Haare noch heute bei den Mädchen der Abakan-Tataren getragen werden. Dieser Mädchenstein soll früher an einer anderen Stelle gestanden haben und erst, wie mir ein alter Mann sagte, vor etwa 50 Jahren hier aufgestellt worden sein.

3. Nicht weit vom Kys Tas standen drei Steinplatten, an deren schmalen Vorderseiten ein Gesicht ausgemeisselt war, an der einen flachen Seite waren Zeichnungen angebracht. Diese drei Steine sollen früher in einer Reihe aufrecht gestanden haben, jeder vom andern etwa 1 Faden entfernt. Vor etwa zwanzig Jahren wurden vom Ortsrichter auf höheren Befehl Nachgrabungen unter diesen Steinen angestellt. Man fand daselbst aber nur sieben Thongeschirre.

4. Zwölf Werst nördlich von der Askys-Mündung befindet sich ein roh aus Granit gearbeitetes Schaf, der Körper ist gut erhalten, der Kopf stark beschädigt. Dieser Steinblock liegt jetzt auf einem hohen Grabe, er hat gewiss ursprünglich nicht hier gestanden.

5. *Barna Kurtujak* (der Alte vom Barna-Flusse), von Messerschmidt den 21. Juli 1722 beschrieben. „Unweit des Barna-Flusses kamen wir an einen viereckigen braunen Feldstein, so zur linken am Sandwege aufgerichtet war und einige Bildung einer menschlichen Statue hatte, aber Alterthums wegen nicht mehr zu erkennen war, was er fürgestellet.“ (Der Stein befindet sich nicht sehr weit vom sogenannten Boshije Osero.)

6. Der *Kosan-Kusch-Tasch* (der Stein des Kosan-kusch). Messerschmidt übersetzt: „Hansen Jungfern Stein“ (ich glaube, dass Kosan-kusch der Name eines Helden ist). In den Gebirgen des Kara und Ak Jüs. Beschrieben von Messerschmidt den 20. Juli 1722. „Der Kosan-Kusch-Tasch befindet sich zur linken des Weges in einem angenehmen, ganz mit Birken bewachsenen Tahle. Es mochte selbiger wohl $5^1/_2$ Schuh hoch seyn von rothen Felsen in Stein gehauen und stellete meines Bedenkens einen Chinesen (??) für mit dem Gesichte nach Süden gewandt, hielt in der rechten Hand eine Urnam gleich einer Thee-Schale, mit der linken aber hatte er den Zipfel seines Rockes gefasst. Um den Leib war er gegürtet und hatte auf beiden Seiten ein Beutelchen am Gürtel hängen. Der Kopf war wie mit einer Haube bedeckt (unter welcher die Ohren blos zu sehen) und wie es schien zufälliger Weise abgeschlagen, und nur so lose

wieder aufgesetzt, ohne mit einem eisernen Zapfen versehen zu seyn, welches nicht würde sein negligiret worden, dafern es à dessein also formiret oder gebildet gewesen. Der Bart war einer polnischen Moustachen nicht ungleich, der Unterbart aber am Kinn des Mundes war ziemlich weitläufig und dünn, so dass man wohl sehen kann, dass es keine weibliche, sondern männliche Statüe sei. Die fürüberreisenden Tattaren haben grosse Veneration für selbige und negligiren niemals ihre superstitieuse Devotion durch Opferung allerlei Victualien von Fleisch, Wurzeln u. dergl. abzustatten. Wie ich denn auch unter dem Grase am Piedestal oder Fussgesimse sehr viel Sarana oder radices Silii reflexi gefunden, ingleichen war ihm das Maul ganz mit Fett und Butter beschmieret und glänzete gegen die Sonne, als ob es gefirnisset wäre."

7. Monument am Byr. Beschrieben von Messerschmidt den 4. August 1722. „Ich erfuhr, dass am Byr-Strohm unweit der Jüs-Sagaischen Jurte ein gar schönes Monument mit unbekannter Schrift stehen sollte. Wesshalb ich sofort Anstalt machte dahin zu fahren, um selbiges in Augenschein zu nehmen. Der Stein stand auf einer weitläufigen Ebene, kaum ein Paar Musquetschuss von der Stelle, da ich voriges Jahr in Jüs Sagai campiret hatte, ohne dass mir Jemand davon rapportiret hätte, und war aus rothem Felsenstein in Gestalt eines Ungarischen Säbels in die Höhe gerichtet, hoch übern Horizont 125 Zoll breit, 31 Zoll dick, Zoll nemlich Rheinl. fortif. Maasz, presentirte auf den scharfen Ecken einen grossen Kopf oder Tattaren-Gesichte in Süden gewandt. Auf der westlichen Fläche aber allerlei eingegrabene unförmliche Figuren, aber gar keine Buchstaben, die nördliche scharfe Ecke war abgerundet und ganz glatt, wie gleichermaassen die östliche."

Aus dem Gebiete des Altai sind mir nur zwei Bildsäulen bekannt, die sich bis zu den siebziger Jahren im Barnaulschen Museum befanden. Beide waren aus Granit gearbeitet, etwa $1^1/_2$ Arschin hoch und 8 Werschok breit. Auf der Vorderseite waren zwei Figuren ausgemeisselt, die Todtenurnen hielten. Das Gesicht der einen hatte einen starken Schnurrbart und einen deutlichen Unterbart, das andere war bartlos, stellte somit wohl ein weibliches Wesen vor.

In der Kirgisen-Steppe habe ich drei steinerne Bildsäulen gesehen und zwar befanden sich diese bei dem grossen Grab-

Digitized by Google

denkmale im Süden der Stadt Ajagus (Sergiopol) auf der Anhöhe am rechten Ufer des Flusses Ajagus. Die kirgisische Sage bringt diese Statuen mit der Sage der Kosy Körpösch zusammen und hält die männliche Figur für das Standbild des Kosy Körpösch selbst, die eine weibliche Figur für seine Geliebte Bajansulu und die andere weibliche Figur für die Schwägerin. Offenbar haben diese drei steinernen Standbilder nichts mit dem Denkmal des Kosy Körpösch zu thun, dies ist unbedingt ein grosses kirgisisches Denkmal, vielleicht aus dem XVII. oder XVIII. Jahrhundert, während die Figuren gewiss mehr als ein Jahrtausend älter sind. Die Figuren sind zweifellos später hier aufgestellt, ihr unterer Theil ist abgebrochen und wir sehen sie jetzt an der Seitenwand des Grabmals rechts vom Eingange angelehnt. Die männliche Figur ist 2 Arschin 7 Werschok lang und 10 Werschok breit, die eine weibliche 1 Arschin 3 Werschok lang und 10 Werschok breit, die andere 1 Arschin 5 Werschok lang und 11 Werschok breit. Alle drei Figuren halten in beiden Händen unter der Brust längliche Todtenurnen. An den Kleidern ist deutlich ein runder Halsausschnitt zu sehen. Die weiblichen Figuren tragen spitze Mützen mit zur Seite herabhängenden Klappen und ausserdem zu beiden Seiten des Gesichtes herabhängende Haarsträhnen. Die männliche Figur trägt eine runde, bis zur Mitte der Stirn herabreichende Kappe, die oberhalb der Stirn zwei Mal ausgebuchtet ist. Da die Statuen ziemlich gut gearbeitet sind, so kann man deutlich in der Gesichtsform einen typischen Ausdruck erkennen; es sind breite Gesichter mit langgeschlitzten, aber nicht schiefliegenden Augen.

Ueber die Steindenkmäler der Mongolen-Steppe berichtet uns Potanin, dass dieselben zum Theil aus unbehauenen Felsblöcken, zum Theil aus behauenen und aus Nachbildungen menschlicher Gestalten bestehen. Die Mongolen sollen alle diese Steinblöcke Kischa-tschilo nennen. Er hat unbehauene Kischa-tschilo z. B. am Bujantu, nicht weit von der Stadt Kobdo angetroffen, wo sie bei viereckigen Steingräbern stehen. Solche Kischa-tschilo sollen in dem westlichen Theile der Mongolen-Steppe recht häufig vorkommen. Sie sollen theils in unregelmässigen Haufen, theils aber auch in geordneten Reihen stehen. (Sind diese Kischa-tschilo wohl vielleicht viereckige Steingräber?) Die behauenen Kischa-tschilo bestehen meist aus viereckigen

Steinsaulen und Platten, an denen sehr undeutliche Zeichnungen (Kreise und Streifen) zu sehen sind.

Wirkliche Standbilder führt Potanin folgende an: 1. Flache Steine mit an einer Seite relief gearbeiteten Gesichtern (nach Art des Kys-Tas am Yss, in den Thälern des Kian und Kandagatai. 2. Eine rohe, 1 Meter hohe Figur aus grauem Granit am Dain-Gul. Kopf deutlich zu erkennen. Während die ersten beiden Gesichter keinen Bart haben, also offenbar Frauen darstellen, zeigt das letztere erkennbare Spuren von Schnurr- und Kinnbart. 3. Sehr roh gearbeitete Figuren am See Kara-usu zwischen den Flussen Bujanta und Kobdo, zwei stehend, die dritte liegend: die liegende war über 5 Arschin lang. Die Figuren sind glatt behauen. Arme halten eine Todtenurne. Spuren eines Gurtes zu sehen: sehr unförmig gearbeiteter Kopf mit besonders langem Kinn und Nase. Auf dem Kopfe Spuren einer Mutze. Bei der liegenden Figur $\frac{1}{2}$ Arschin lange Mütze. 4. Eine Werst südlich vom Kobdo viereckige Säule mit gut ausgearbeitetem Kopfe, auf der Brust Todtenurne, Hände nicht zu sehen, niedrige Stirn, lange Nase, Spuren von Schnurr- und Kinnbart: Hohe 7 Fuss 10 Zoll engl., Breite 1 Fuss 11 Zoll.

Ausser diesen Figuren, die ganz mit den Steinbildern des Altai und Süd-Sibiriens übereinstimmen, erwähnt Potanin noch eines grossen Steinbildes am Dain-Gul. Es wird von den Kirgisen Dain Batyr, von den Uranchai Oldse-Dain genannt. Dasselbe ist 150 Centimeter hoch und 38 Centimeter breit. Es besteht aus einem vierkantig behauenen Steine und einem grossen Kopfe von 56 Centimeter Höhe. Die Form der Stirn und die schief liegenden Augen zeigen deutlich den mongolischen Typus. Das Gesicht zeigt ausserdem nur einen Schnurrbart. Dieser so ausgesprochene mongolische Typus, von dem die anderen Figuren keine Spur zeigen, lässt vermuthen, dass diese Steinfigur einer anderen viel neueren Zeit angehört als die übrigen Steinfiguren. Potanin rühmt ausserdem die saubere Arbeit und die gute Erhaltung der Statue. Sie muss noch jetzt von den Einwohnern besonders verehrt werden, da über dieselbe eine Art Baldachin aus Holz gebaut und darin eine mit seidenen Lappen behängte Schnur ausgespannt ist.

Diese zahlreichen Alterthümer der Bronzeperiode erlauben uns einigen Einblick in den Kulturzustand dieses Volkes. Von der Kenntniss des Bergbaues, des Metallgusses und son-

1. und 3. Schnitzereien des älteren Eisenzeitalters. 2. Schmuck aus Silber derselben Epoche. 4. und 5. Schmucksachen aus Bronze.

stigen Fertigkeiten habe ich schon gesprochen. Ich will daher noch einen Blick auf das übrige Leben und Treiben dieses Volkes werfen. Die erste Frage, die sich uns unwillkürlich aufdrängt, ist gewiss die: gehören die Alterthümer einem Nomaden-Volke an oder haben wir es hier mit einem angesiedelten Volke zu thun? Ich glaube das Volk des Bronze-Zeitalters als ein angesiedeltes bezeichnen zu müssen; dafür spricht zum Ersten die so allgemein verbreitete Beschäftigung mit dem Bergbau und der Metallgiesserei, dann aber auch der Umstand, dass sich unter den Alterthümern nur höchst selten Pferdegeschirr findet und dass auf den Felsenzeichnungen fast ausschliesslich Fussgänger abgebildet sind. Ferner sprechen für das Angesiedeltsein dieses Volkes die zahlreichen Spuren von alten Bewässerungsanlagen, die wir an so vielen Orten vorfinden, z. B. am linken Ufer des Abakan, am rechten Ufer des Jenissei, in der Uimon-Steppe, und ausserdem der Umstand, dass die Steingräber meist in der Nähe von fruchtbaren, zum Ackerbau tauglichen Thalebenen sich befinden. Die zuletzt aufgeführten Umstände, wie die auch fast überall aufgefundenen kupfernen Sicheln sprechen auch dafür, dass sich diese alten Einwohner vielfach mit dem Ackerbau beschäftigt haben.

Sehr verbreitet muss unter den Völkern der Bronzeperiode die Beschäftigung mit der Jagd gewesen sein, dies beweisen uns nicht nur Jagdscenen, die unter den Felsenzeichnungen vielfach von ihnen dargestellt sind, sondern auch ihre Vorliebe, als Verzierungen an ihren Messern u. s. w. auf der Jagd erlegte Thiere anzubringen, sowie auch die zahlreichen gegossenen und aus Knochen geschnitzten Pfeile und Lanzen. Mit diesen Waffen versehen, erlegten sie, wie uns die Ornamente beweisen, Bären, Hirsche, Steinböcke und Argali, die sich in den nahen Gebirgen in grosser Zahl aufhielten. Dass sie bei der Jagd auch der Hunde sich bedienten, geht klar aus dem Bilde des Jägers mit zwei Hunden aus dem Altai und aus mehreren Ornamenten an Dolchmessern hervor.

Ein am wenigsten klares Bild vermögen wir uns davon zu machen, in welchem Maasse sie sich mit der Viehzucht beschäftigten und welche Hausthiere sie hielten und aufzogen. Das Pferd war ihnen offenbar bekannt, dies beweisen Ornamente und Felsenzeichnungen und ausserdem die vorgefundenen kupfernen Zäume. Sie benutzten diese Pferde auch als Reitthiere und

kannten Zaum und Steigbügel, dies ergiebt sich aus Felsenzeichnungen und vorgefundenem kupfernen Pferdegeschirr. Schaf und Ziege waren ihnen unbedingt bekannt, dies sehen wir an dem aus Stein gehauenen Schafe und aus vielen Ornamenten. Unsicher ist es, ob ihnen das Rind bekannt war, denn nirgends habe ich auf Felsenzeichnungen oder Ornamenten die Nachbildung eines Thieres gefunden, das unbedingt als Rind gedeutet werden muss, während der Kopf des Rindes doch so charakteristisch ist, dass er auch in der rohesten Nachbildung leicht zu erkennen ist. Wenn dennoch ein Reiter auf einem gehörnten Thiere auf einer der Felsenzeichnungen am Jüs abgebildet ist, so möchte ich annehmen, dass dieser auf einem Rennthiere reitet und vielleicht einen benachbarten Waldbewohner darstellt. Ausser diesen Thieren kannten diese Alten noch den Hund und auch die Hühner; dies beweist uns das auf einer kupfernen Nadel als Knopf angebrachte Huhn, das unverkennbar charakteristisch nachgebildet ist.

Noch ungewisser lassen uns die Alterthümer der Bronzeperiode über die Kleidung und Wohnsitze jener Völker. Nirgends zeigen die Felsenbilder deutliche Spuren von Kleidern der dort abgebildeten Menschen, ebenso wie der Jäger auf der vorerwähnten Kupferplatte und die sehr hübsch gearbeitete Statuette des Bergarbeiters fast wie nackt erscheinen. Letztere lässt deutlich ein Schurzfell erkennen, das der Arbeiter um die Lenden trägt. Da das Klima hier die Möglichkeit ausschliesst, dass die Leute unbekleidet umhergingen, so müssen wir annehmen, dass ihre Kleidung sehr anschliessend war und dass sie keine langen Röcke trugen. Dass sie gewebte Zeuge kannten und als Kleidung benutzten, beweist mir die in einem Grabe am Jüs aufgefundene Spur von gewebtem Zeuge. Die Steinbilder thun dar, dass sie ihre Kleidungsstücke mit einem Gürtel in der Taille zusammenschnürten, dass dies häufig Ledergürtel waren, zeigen uns Gürtelschnallen und offenbare Gürtelverzierungen mit Stiften und Oesen. Auf dem Kopfe trugen die Männer, wie das Bild des Jägers und die Statuette des Bergarbeiters beweisen, entweder spitze Mützen oder, nach einzelnen Steinbildern der Kosan-Kusch-Tasch am Jüs und dem Steinbilde des Mannes beim Grabmale des Kosy Körpösch am Ajagus, dicht den Kopf umschliessende Käpsel. Die Frauen trugen, nach den Steinbildern am Ajagus zu urtheilen, ebenfalls spitze Mützen mit

seitwärts herabhängenden Lätzen. Die Mütze des Bergarbeiters zeigt ein über den Nacken herabhängendes Lederstück. Die spitze Mütze mag also in der Form dem Malakai der Kirgisen ähnlich gewesen sein. Der Bergarbeiter trägt offenbar eine Ledertasche, die an einem Riemen über der Schulter hängt; diese könnte vielleicht zum Aufnehmen der Erzstücke gedient haben, obgleich sie dazu nicht umfangreich genug ist. Die Steinfiguren beweisen, dass die Männer einen kurzen Vollbart und einen ziemlich starken Schnurrbart getragen haben und die Frauen das Haar in Strähnen zu beiden Seiten des Gesichtes auf Hals und Brust herabhängen liessen. Ueber die Wohnstätten dieser Völker erlauben uns die nachgelassenen Alterthümer gar kein Urtheil. Nirgends finden wir die Form von Häusern abgebildet, jedenfalls hatten sie auch keine festen steinernen Gebäude, da von solchen nirgends Spuren nachgeblieben sind.

Ich war früher der Ansicht, dass die Völker der Bronzeperiode, die in und um den Altai lebten, Völker des ugro-samojedischen Stammes gewesen seien, da diese Völker jetzt den ganzen Norden Westsibiriens einnehmen, also am frühesten den Altai verlassen haben müssen. Nachdem ich jetzt die Nachrichten der Chinesen über die Völker Südsibiriens genauer durchstudirt habe, muss ich diese meine frühere Ansicht als falsch erkennen. Die Chinesen erwähnen, wie ich schon vorher dargelegt habe, eine Reihe von sibirischen Völkern, die zu Anfang des VII. Jahrhunderts Gesandtschaften an den chinesischen Hof abschickten, und unter diesen offenbar aus der Gegend des Altai und den nördlich von demselben gelegenen Steppen der *Dubo* und der *Bilă* oder *Gelotschi*. Erstere sind offenbar, wie ich schon vorher erörtert habe, Rennthier-Samojeden und Vorfahren der Tubinzen, Koibalen, Matoren und Schwarzwald-Tataren. Wenn ein so zahlreiches Volk wie die Dubo noch im VII. Jahrhundert auf einer so niedrigen Bildungssufe stand, so kann der in der Steppe wohnende Theil des Volkes unmöglich einige Jahrhunderte früher eine so hohe Stufe der Kultur eingenommen haben wie die Völker der Bronzeperiode. Dass die Bewohner des Altai sich in der Mitte des VI. Jahrhunderts noch mit Metallarbeiten beschäftigten, beweist die Angabe der Chinesen, dass der Herrscher der *Shuan-Shuan* dem *Tamyn*, dem Fürsten der Tukiu, dem auch offenbar die nördlich im Altai wohnenden, mit Bergbau sich beschäftigenden Völker der früheren Bronze-

488907

periode unterthan waren, als er um seine Tochter warb, de Boten zornig geantwortet haben soll: „Wie wagst du, mei Metallschmelzer, mir solchen Antrag zu stellen?“ Dass di Tukiu sich selbst nicht mit Metallschmelzen beschäftigt haben lässt sich wohl unbedingt annehmen, da sie uns als ein Viel zucht treibendes Nomadenvolk geschildert werden.

Dahingegen stehen die Bilä oder Gelotschi noch im VII. Jahr hundert auf einer recht rohen Kulturstufe. Sie wohnen in Balken häusern und beschäftigen sich mit Ackerbau, sind also kein Reiter volk. Die Angabe, dass die Gelotschi den Kopf scheeren un Hüte aus Birkenrinde tragen, scheint mit der Kopfbedeckung der Steinbilder des Bronzezeitalters zu stimmen. Ebenso sprich die Angabe, dass sie Pferde hielten, auf diesen aber nicht ritten dafür, dass die Bilä gerade das Volk waren, welche die Denkmale der Bronzeperiode zurückgelassen.

Die Chinesen nennen ausserdem die Bilä ein den Haka ähnliches Volk, sie müssen also auch blaue Augen und roth Haare gehabt haben. Dabei sollen sie eine andere Sprache a die Hakas gesprochen haben, d. h. also nicht türkisch, welch Sprache die Hakas schon im VII. Jahrhundert unbedingt re deten. Hätten die Bilä eine samojedische Sprache geredet, s würden die Chinesen dies gewiss erwähnt und sie zusamme mit den Dubo aufgeführt haben. Da wir nun am Jenissei un nördlich vom Altai Spuren eines früher ziemlich bedeutende Volkes, der Jenissejer (Assanen, Arinen, Sagajer, Kotten) vo finden, die noch nach vielen Jahrhunderten zum Theil ein an gesiedeltes Leben führen und sich noch bis in's XVII. Jah hundert mit Metallarbeiten beschäftigen, weshalb sie *Kusnetz* Schmiede-Tataren, genannt werden, da ferner alle jene Völker die jetzt auf einige hundert Familien zusammengeschmolzen sind eine eigene, nicht zum ural-altajischen Stamme gehörige Sprach reden, so müssen wir annehmen, dass in frühester Zeit rings um den Altai in der westlichen Mongolei, im Tarbagatai, in der ös lichen Kirgisensteppe und in Südsibirien Völker des jenissej schen Stammes gelebt haben, die sich durch ihren Gesichtstypus vollkommen von den benachbarten Völkern der ural-altajische Familie unterschieden. Der westliche Theil dieser Jenissejer die Stämme der Hakas, unterlagen zuerst dem türkischen Ein flusse, blieben Nomaden und nahmen sehr früh die türkisch Sprache an. Die westlichen Jenissejer hingegen siedelten sich

in den reichen Flussthälern und Steppen an und erreichten hier eine bedeutende Kultur, wie uns die Denkmäler der Bronzeperiode beweisen. Durch die südlichen Nachbarn gedrängt, zogen zuerst, gewiss lange vor Christi Geburt, die Stämme der Ugro-Samojeden zum Theil südlich vom Altai nach Westen, zum Theil wurden sie in die Wälder des Sojonischen Gebirges gedrängt und zogen östlich vom Altai nach Norden. Ein Theil von ihnen, die *Dubo*, verblieb in den Waldgebirgen. Ob diese Ugro-Samojeden früher eine höhere Kulturstufe erreicht hatten, lässt sich in keiner Weise nachweisen; im VI. Jahrhundert lebten sie vollkommen in derselben Weise wie die heutigen Rennthier-Samojeden. Ein Theil der Jenissejer mag durch die eindringenden Ugro-Samojeden vernichtet sein, da diese durchaus ein von altersher friedfertiges, gewerbetreibendes Volk gewesen sind. Wann die ersten Türk-Stämme, die Tukiu, die westlichen Jenissejer unter ihre Botmässigkeit gebracht haben, lässt sich geschichtlich nicht ermitteln; es muss aber schon sehr früh gewesen sein und zwar, wie wir später sehen werden, zu einer Zeit, als die Völker der Bronzeperiode auch das Eisen zu bearbeiten anfingen. Zu Anfang des VI. Jahrhunderts waren sie offenbar schon längst den Tukiu unterthan. In späterer Zeit haben sich die Jenissejer gewiss nie mehr zu einem selbständigen Volke erhoben, sondern sind immer mehr von ihren türkischen Herren absorbirt worden, bis zuletzt nur die wenig zahlreichen Stämme im Kusnetzkischen Alatau, am oberen Tom, Abakan und am mittleren Jenissei übrig blieben. Die alte Sprache haben nur die Kotten, Arinen, Assanen und Jenissei-Ostjaken bewahrt, während die Sagajer, Beltiren und Kusnetzker Schmiede-Tataren schon im XVI. Jahrhundert nur türkisch redeten. Durch vielfache Vermischung war im XVI. Jahrhundert bei allen Stämmen jenissejischer Abkunft die Raceneigenthümlichkeit (blondes Haar und blaue Augen) längst verloren gegangen.

Wann die Jenissejer der Bronzeperiode das Eisen kennen lernten, ob es ihnen zuerst durch den Handel bekannt wurde oder ob sie die Gewinnung desselben durch Vermittlung der mit China in Verbindung getretenen Tukiu kennen lernten, lässt sich natürlich nicht nachweisen, dass sie es aber waren, die auch schon eiserne Waffen herstellten, lässt sich wohl unbedingt behaupten. Zwar habe ich nirgends in Gräbern der Bronzeperiode Spuren von Eisen gefunden, wohl aber hat man

Digitized by Google

in der Abakan-Steppe am Jenissei und Altai Dolche und Messer angetroffen, die aus Eisen geschmiedet sind und trotzdem auf's Genaueste in der Form den Messern der Kupfer- und Bronzeperiode entsprechen. Die eisernen Messer dieser Gattung zeigen fast alle Formen der kupfernen, sie sind zum Theil nur drei bis vier Werschok lange Eisenstreifen, deren eines Ende zugespitzt ist, während das andere abgerundet und mit einem Loche versehen ist; oder es sind kleine spitze Messer, ebenfalls aus einem Eisenstück gearbeitet, bis zur Hälfte geschliffen und am Ende des Griffes mit einem einer Oese ähnlichen Haken versehen. Drittens sind die Messer schon recht sauber gearbeitet: der etwa 2 Werschok lange Griff ist schmal und die Kanten abgerundet, am Ende des Griffes befindet sich ein Ring. Die Schneide ist breiter und endet in einer scharfen Spitze, indess der Messerrucken mit einer sanften Curve sich der Schneide nähert. Bei einem der von mir gefundenen Eisenmesser dieser Periode bilden Griff und Klinge einen stumpfen Winkel, gerade wie bei einem obenbeschriebenen bronzenen Messer, das offenbar von Handwerkern als Werkzeug benutzt wurde.

Auch bei den eisernen Dolchmessern dieser Art finden wir fast alle Formen der Dolche der Kupferperiode vertreten, an diesen ist überall Klinge und Griff aus einem Stück geschmiedet. Selbst die Verzierungen der Bronzedolche sind nachgeahmt, nur dass diese nicht mehr aus Thierformen bestehen, sondern einfache geschwungene Linien sind. Der Grund davon ist sehr wohl erklärlich: man verstand wohl in den Gussformen feine Zeichnungen von Ornamenten anzubringen und nach dem Gusse die Ornamente durch Abschleifen zu verbessern, man vermochte aber nicht dergleichen saubere Zeichnungen auszuschmieden und begnügte sich daher, die Form der Ornamente im Allgemeinen nachzuahmen. Am deutlichsten sieht man dies, wenn man den Bronzedolch, an dessen Ende zwei Thierköpfe den Ring des Griffes bilden, mit dem einen ähnlichen Griff habenden Eisendolch vergleicht. Nur einen einzigen Dolch dieser Periode habe ich gefunden, der einen so dünnen und feinen Eisengriff zeigt, dass man unbedingt annehmen muss, der Dolch sei in dieser Form unbrauchbar gewesen und musste unbedingt am Griffe noch mit einer Holzschale versehen oder mit Leder oder Riemen umwickelt werden.

Gehen wir jetzt zu den Grabmälern und Alterthümern der

zweiten Kulturperiode Südsibiriens über, die wir im Gegensatze zu der Bronze- und Kupferperiode die Eisenperiode benennen wollen. Zu dieser Periode sind alle übrigen Gräber, die wir ausser den Steingräbern vorher beschrieben haben, zu rechnen, nämlich alle Schütt- oder Hügelgräber des Südens und der grösste Theil der Erdhügelgräber des Nordens. Da die Erdhügelgräber sich in ihrem Aeusseren alle gleich sind, so können wir an der allgemeinen Gestalt durchaus nicht die Periode ihrer Entstehung nachweisen. Im Süden finden wir aber unbedingt zwei scharf getrennte Arten von Steinhügelgräbern: 1) die grossen Steinschüttgräber des südwestlichen Altai (Uimon-Steppe und Buchtarma) und des Tarbagatai, und 2) die kleinen Steinschüttgräber auf dem Mittelgebirge am Rande der Abakan-Steppe, die von den tatarischen Einwohnern der Abakan-Steppe Kirgisengräber genannt werden.

Die ältere Eisenperiode im südlichen Altai.

Wie ich schon oben auseinandergesetzt, zeichnen sich die Gräber dieser Periode hauptsächlich dadurch aus, dass der mehr oder weniger bedeutende Grabhügel aus kleinen, wie man sieht, künstlich zerschlagenen Felsstücken aufgeschüttet ist. Der Wind vermochte hier nur bis zur halben Höhe die Zwischenräume der äusseren Steindecke mit Erde oder Staub zu füllen und nur dieser von Erde bedeckte Theil des Grabhügels konnte mit Gras bewachsen; dadurch erhielten die höheren Grabhügel dieser Periode ein eigenthümliches charakteristisches Aussehen. Der obere Theil des Grabhügels besteht aus kahlen Steinen und ragt wie ein felsiger Berggipfel aus dem den unteren Theil des Grabsteinhügels bildenden Rasenkranze hervor. Diese grossen Steinschüttgräber zeigten im allgemeinen äusserlich wenige Spuren von früherer Oeffnung, weil eine solche, wie wir später sehen werden, mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden war, und gewiss das wenige Gold, das man in solchen Gräbern vorfand, nicht die Mühe des Oeffnens lohnte.

Oeffnungen von Grabfeldern dieser Periode habe ich an zwei Punkten vorgenommen: 1) in der Uimonschen Steppe, 2) an der Buchtarma, unweit von der Mündung des Flusses Berel.

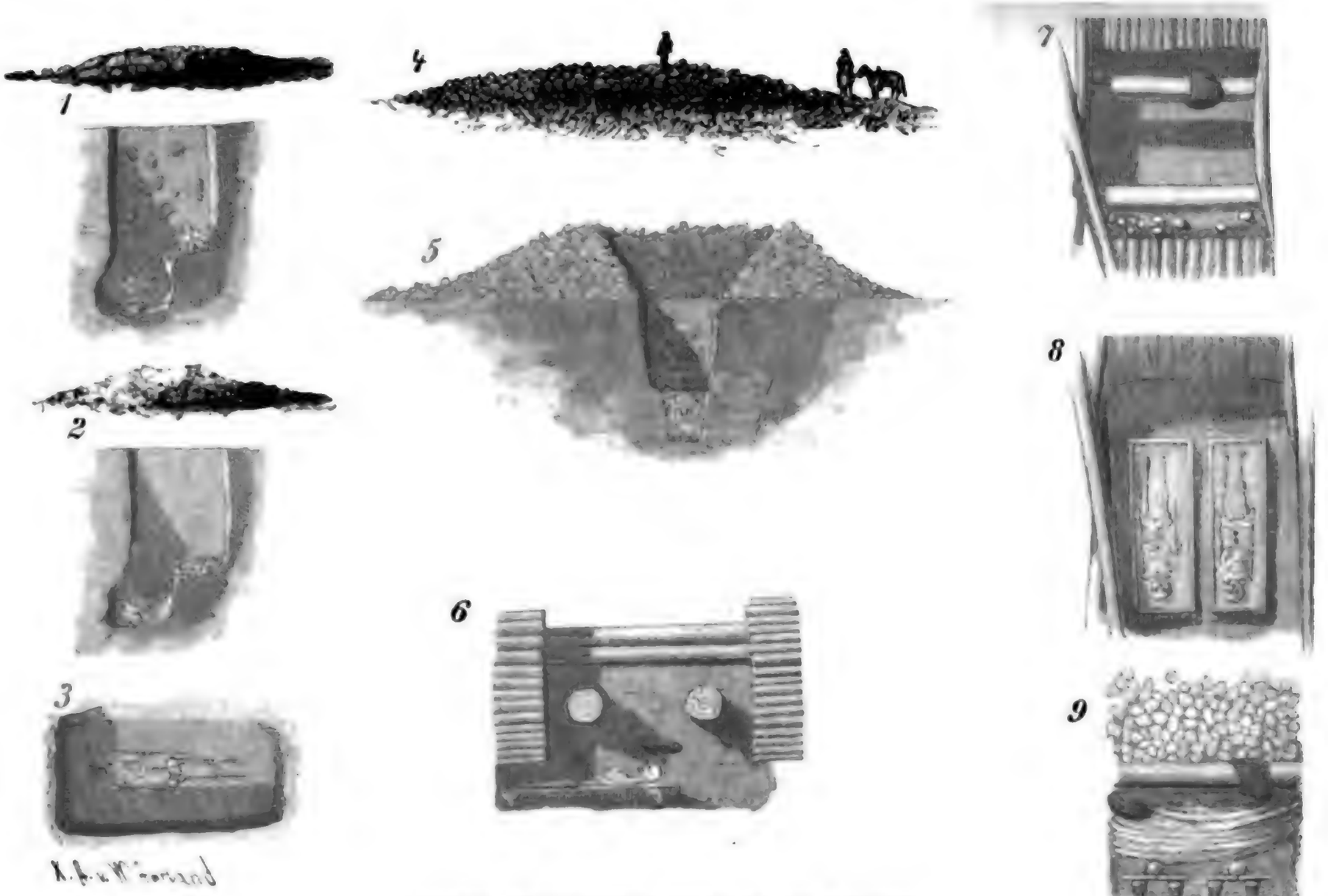
Nicht weit vom Dorfe Katanda, welches am linken Ufer des Flusses Obere Katanda liegt, befinden sich vier recht be-

deutende Grabfelder. Das erste Grabfeld, am linken Ufer der unteren Katanda, besteht aus 30 — 40 Gräbern, deren Hügel aus grossen Steinen aufgeschüttet sind. Die Grabhügel sind nur klein und haben von 1 — 5 Faden im Durchmesser. An der Seite dieses Grabfeldes liegt eine Reihe von sieben Steinkreisen, von denen jeder aus 7 grossen unbehauenen, bis zur Hälfte in die Erde gegrabenen Feldsteinblöcken besteht. Das zweite Grabfeld liegt etwa 2 Werst vom Dorfe entfernt in der weiten Ebene zwischen der oberen und unteren Katanda. Dieses Grabfeld bestand aus einem grossen Kurgane von 1 Faden Höhe und 14 Faden im Durchmesser, dessen Hügel abgeflacht war und aus grossen Felssteinen bestand. Rund um diese grünen Grabhügel lagen noch etwa 20 kleinere Gräber mit aus Steinen aufgeschütteten Grabhügeln. Dicht bei dem zweiten Grabfelde waren deutliche Spuren von grösseren Kanälen zu sehen, mit Hülfe deren die früheren Einwohner gewiss ihre in dem weiten Theile gelegenen Aecker künstlich bewässert haben. Das dritte Grabfeld lag am rechten Ufer der oberen Katanda und war dem ersten ziemlich ähnlich; das vierte Grabfeld endlich lag am Ufer der Katunja selbst, westlich von der Mündung der Katanda, und bestand aus wenigen unbedeutenden Gräbern mit Steinhügeln.

Oeffnung des ersten Grabfeldes vom 18. bis 20. Juni 1865.

Ich begann am ersten Tage mit der Untersuchung mehrerer der aus sieben Steinen gebildeten Steinkreise. Ich liess den ganzen inneren Raum von drei Kreisen, von denen jeder etwa 1 Faden im Durchmesser hatte, ausgraben und zwar bis zu einer Tiefe von $1^1/_2$ Faden. Der Boden bestand aus einem gleichmässig harten Lehme, an dem man eine ebenmässige Schichtenablagerung beobachten konnte. Dies bewies auf's Deutlichste, dass der Boden hier unberührt war, dass also die Steinkreise keine Grabmäler waren, sondern wahrscheinlich Opferstellen. Am Nachmittage begann ich mit der Oeffnung von vier ganz kleinen Hügelchen, deren Aeusseres etwas von den übrigen abwich, sie bestanden aus einer Aufschüttung von Steinen und Erde und am östlichen Theile der Peripherie befand sich ein etwa 6 — 8 Werschok hoher Steinpfeiler etwas nach Osten geneigt in die Erde eingegraben. Bei einem dieser Hügel fand sich unterhalb der Steine ein eisernes Pferdegebiss, bei einem

Digitized by Google



Aelteres Eisenzeitalter: Gräber an der Katanda.

1.—3. Gräber des ersten Grabfeldes. 4.—9. Grosses Schüttgrab des zweiten Grabfeldes. 4. Aeussere Ansicht. 5. Perpendicularer Durchschnitt in der Richtung N.—S. 6. Perpendicularer Durchschnitt des untern Theils der Grabhöhle in der Richtung O.—W. 7. Horizontaler Querschnitt B. 8. Horizontaler Querschnitt C. 9. Perpenticularer Durchschnitt des untern Theiles der Grabhöhle in der Richtung N.—S.

Digitized by Google

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

anderen ein eisernes Messer; da auch unter diesen Hügeln sich nirgends Grabhöhlen zeigten, so begnügte ich mich, hier nur $^1/_2$ Faden tief in den Erdboden einzudringen.

Am 19. und 20. Juni öffnete ich acht Schüttgräber von $^1/_2$ Arschin Höhe und 1—2 Faden im Durchmesser, die in ihrem Aeusseren keine Spur früherer Oeffnung zeigten. Vier derselben erwiesen sich als schon früher durchwühlt. Von den übrigen waren drei unversehrt und ganz gleich eingerichtet. Die Grabeinrichtung war folgende: Der $^1/_2$ Arschin hohe Grabhügel bestand aus kleingeschlagenen Felsstücken ohne Beimischung von Erde und war nirgends mit Gras bewachsen. Etwa noch $^1/_4$ Arschin unterhalb des Niveaus des Erdbodens war die Erde ausgegraben und die Vertiefung mit ebensolchen Steinen ausgefüllt. Darauf zeigte sich in der Mitte des Grabhügel eine viereckige Grabhöhle, die 1 Faden lang und fast 2 Arschin breit war. Diese Grabhöhle war mit einem Gemisch von Lehm und grossen Feldsteinen ausgefüllt. In dem westlichen Theile der mit den Längsseiten nach Osten gerichteten Grabhöhle waren viel mehr und grössere Steine als in dem östlichen Theile derselben. In einer Tiefe von $1^1/_2$ Arschin unter dem Erdboden waren in der Grabhöhle fast nur noch Steine. Unter diesen Steinen befanden sich in dem einen Grabe zwei auf der Seite liegende Pferde, die mit den Köpfen nach Westen gerichtet waren, in dem zweiten zwei Pferde und ein Füllen, ganz in derselben Weise gelegt, in dem dritten aber drei Pferde. In jedem Grabe befanden sich bei einem Pferde im Maule Spuren eines eisernen Zaumes. Unterhalb der Pferde befand sich eine Schicht kleiner Steine und unter diesen war unberührter, fester Boden, d. h. der Boden der Grabhöhle. An der nördlichen Seite war die Grabhöhle breiter ausgegraben und stieg hier noch tiefer in die Erde hinab. Als wir in der nördlichen Hälfte etwa noch $^1/_2$ Arschin tiefer gegraben hatten, stiessen wir auf eine Reihe zusammengehöriger Rückenwirbel eines Schafes und dann auf drei menschliche Skelette. Die Skelette lagen auf dem Rücken, mit dem Kopfe nach Westen, 270 bis 275°, die Arme dicht am Körper und die Daumen nach oben gerichtet. Die Rückenwirbel des Schafes waren den Todten auf die Brust gelegt. Die bei den Skeletten gefundenen Gegenstände bewiesen, dass zwei männliche Leichen, die dritte aber eine weibliche Leiche gewesen. Das erste männliche Skelett

war 2 Arschin 7 Werschok lang, das zweite 2 Arschin 8 Werschok, das weibliche aber 2 Arschin 4 Werschok. Bei dem weiblichen Skelette fanden sich kupferne Ohrringe und auf dem Kopfe Spuren eines Kopfschmuckes aus Zeug mit Kupferplättchen verziert, an der Seite ein eisernes Kelt und Fischknochen, auf dem Finger der rechten Hand ein zerbrochener silberner Ring und ein runder durchlocherter Stein, gewiss von einer Spuhle, bei den Füssen Spuren einer Fussbekleidung (Strumpf) mit Kupferzierath. Bei den männlichen Skeletten befanden sich zur rechten und linken Seite bei der Gegend der Hand ein Schleifstein, eiserne und aus Knochen geschnitzte Pfeile, Messer, eine Lanzenspitze und Bruchstücke eines Bogens.

Am letzten Tage öffnete ich noch ein grösseres rundes, aus Steinen aufgeschüttetes Grab, welches 3 Faden im Durchmesser hatte und 1 Arschin hoch war. Hier fanden wir $1^1/_2$ Arschin unter der Oberfläche das Skelett eines Pferdes, welches mit dem Kopfe nach Osten gerichtet war; noch etwa 1 Arschin tiefer fanden sich in einen Pelz eingewickelt Hosen und Strümpfe. Die ersteren waren aus einem Handgewebe verfertigt, die Strümpfe aus Filz mit gesteppter Sohle. Einzelne Stücke dieser Kleidungsstücke waren sehr gut erhalten, da sie in den Pelz gewickelt waren, der Pelz aber erschien als ein Bündel Haare, die an der Luft in Staub zerfielen.

Oeffnung des zweiten Grabfeldes vom 21. bis 29. Juni.

Bei genauer Besichtigung des grossen Kurgans dieses Grabfeldes ergab sich, dass an drei oder vier Stellen sich deutliche Spuren fanden, dass man schon früher eine Oeffnung des Grabes versucht hatte. Die vorhandenen Vertiefungen waren aber meiner Meinung nach nur unbedeutend, so dass ich annahm, die Bugrowtschiki (Graböffner) wären nicht bis zum Grunde des mächtigen Grabes gelangt. Da die Leichen in dem kleinen Kurgan in der Richtung von Westen nach Osten lagen, so beschloss ich in einem 7 Faden breiten Gange die Steine des Grabhügels fortzuräumen. Diesen Gang führte ich auch in einer Länge von 11 Faden aus. Zwischen den Steinen des Grabhügels fanden wir Knochen von wenigstens 6 Pferden und theils zerbrochene menschliche Knochen. Ausserdem 6 eiserne Zäume, verschiedene eiserne und knöcherne Pfeile, ein eisernes und ein kupfernes Messer, einen eisernen Spaten, einen eisernen

Säbel, eine Menge blauer Glasperlen und zwei herzförmige Carneole, gewiss Theile von Ohrringen. Alle diese Dinge waren bunt durcheinander geworfen, also gewiss von den früheren Graböffnern aus der Grabhöhle herausgeworfen. Das Forträumen des Grabhügels ging ziemlich schnell von statten, da die Steine nicht gross waren und lose aufeinander lagen. Wir beendigten das Fortschaffen des Grabhügels in drei Tagen. In der Mitte des Kurgans befand sich unterhalb des Grabhügels eine Grabhöhle von 2 Faden Länge und $2^1/_2$ Faden Breite, welche mit grossen Steinblöcken und Erde angefüllt war. Den Inhalt dieser Grabhöhle konnten wir bis 1 Arschin Tiefe ohne Schwierigkeit herausschaffen. Hier gerieth aber plötzlich unsere Arbeit in's Stocken. Der Boden war hier fest gefroren und von allen Seiten sickerte Wasser in die Grabhöhle. Das Wasser aus der Höhle zu schöpfen und mit Spitzhämmern die gefrorene Erde fortzuschaffen, erwies sich als eine so schwierige Arbeit, dass wir im Laufe eines ganzen Tages nur $^1/_2$ Arschin weiter in den Erdboden einzudringen vermochten. Ich liess deshalb von einem Theile der Arbeiter trockenes Holz herbeischaffen, auf den Boden der Grabhöhle aufschichten und dasselbe anzünden, darauf aber die obere aufgethaute Schicht der Erde entfernen. Dann wurde die Grabhöhle wieder erwärmt und so weiter. Diese Arbeit ging natürlich nur sehr langsam vorwärts, da überall in der Grabhöhle sich riesige Felsblöcke vorfanden. Es war aber möglich, den Inhalt der Grabhöhle herauszuschaffen, ohne die Funde beim Auspicken zu beschädigen. In einer Tiefe von 2 Faden unter dem Erdboden fanden wir zwischen den Steinen zuerst auseinandergeworfene Knochen von Menschen und Pferden und einen eisernen Zaum mit grossen Ringen. Etwa $^1/_2$ Arschin tiefer stiessen wir auf ein an den Seiten der Grabhöhle errichtetes viereckiges Balkengerüst aus Lärchenholz, welches auf der östlichen und westlichen Seite aus geraden, aufgeschichteten, 1 Arschin langen Holzkloben bestand, auf der nördlichen und südlichen Seite hingegen (den Langseiten der Grabhöhle) aus langen, unter einem sehr spitzen Winkel über's Kreuz ineinandergefügten langen Balken. Eine Decke des Balkengerüstes aus Holz zeigte sich nur auf dem nördlichen Theile, die südliche Hälfte war unbedingt von den früheren Oeffnern des Grabes entfernt worden. $1^1/_2$ Arschin unterhalb der Decke war die Grabhöhle mit riesigen Steinblöcken angefüllt und zwischen

Digitized by Google

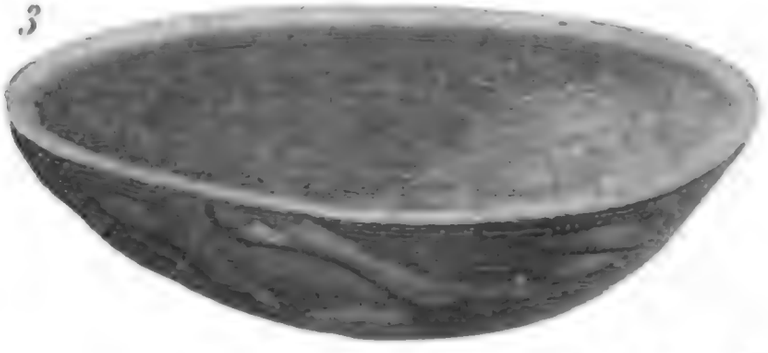
diesen befanden sich unregelmässige Stücke Birkenrinde und einige Fetzen gestickten Leders. Als diese Steine fortgeräumt waren, stiessen wir auf zwei mächtige Balken, die quer durch die Grabhöhle gelegt und in dem Balkengerüste eingefügt waren. Auf dem westlichen Balken lag ein Lederbündel, das mit einer wohl 3 Werschok dicken Eiskruste umgeben war. Ich liess hier den Balken durchhauen und mit dem Eise aus der Höhle schaffen. Nachdem das Eis abgethaut war, zeigt sich das Bündel als ein aus Zobelfell genähtes Kleidungsstück, einem Fracke ähnlich, das mit seidenem Zeuge überzogen gewesen und an den Rändern mit Leder und kleinen Goldstücken verziert war. Bis hierher waren offenbar die früheren Oeffner des Grabes vorgedrungen, denn unterhalb der Balken zeigte sich eine unversehrte Schicht von Birkenrinde, welche die ganze Grabhöhle anfüllte. Etwas niedriger als der Querbalken fand sich zwischen der Birkenrinde in einem Eisstücke ein zusammengewickeltes Kleidungsstück aus grün und roth gefärbtem Hermelin genäht, mit Knöpfen und Goldplättchen verziert, mit langen schmalen Aermeln und einem hohen Kragen; in diesem war ein Brustlatz aus Hermelin, und auf einem Seidenbande befestigte, aus Holz geschnitzte Pferde und fabelhafte Thiere, ferner eine Schale und mehrere Reliefs von phantastisch geformten Thieren, wie Hirschen, Bären. Nachdem wir die ganze Birkenschicht entfernt hatten, kamen wir auf den Boden der über 3 Faden tiefen Grabhöhle. Der untere Theil derselben war mit Wasser gefüllt und nicht gefroren. Auf dem Boden der Grabhöhle standen zwei Tafeln mit vier Füssen in der Richtung von Osten nach Westen, auf jeder dieser Tafeln lag ein Skelett mit dem Kopfe nach Osten, ohne jeglichen Schmuck. Die Tafeln waren recht sauber mit dem Beile gearbeitet, aber nicht gehobelt, und um die Tafel war ein etwa 1 Zoll hoher Rand. Tafel, Rand und die Füsse, in Form von abgestumpften Kegeln, waren aus einem Holzstück gearbeitet: um die Füsse der nördlichen Tafel waren etwa $2^1/_2$ Werschok breite kupferne Reifen befestigt. Da von allen Seiten Schmutz und Wasser in die Grabhöhle floss, so gelang es nur mit Mühe die Goldplättchen und einzelne Kleiderfetzen in dem Grabe zu sammeln. Die Skelette waren vollkommen verwest und zerfielen bei der Berührung in Staub. Die Länge der Skelette liess sich nicht genau ermitteln, sie betrug von 2 Arschin 5 Werschok bis 2 Arschin 7 Werschok.

Tafel 7.

1

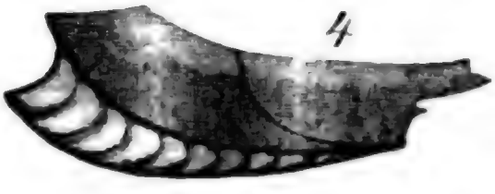
2

3



K. A. v. W. fecit

4



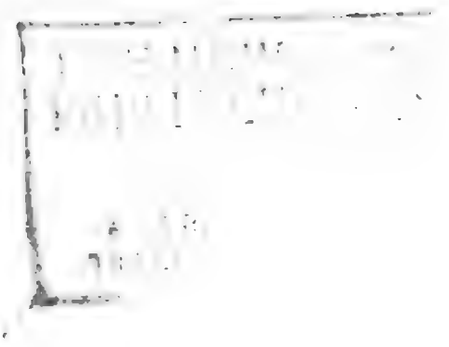
5

6

7

Holzschnitzereien aus dem grossen Grabe an der Katanda.

Digitized by Google



Digitized by Google

Meiner Meinung nach war das Grab bis zu den Querbalken früher geöffnet und ausgeraubt worden; gewiss fanden sich die den Todten beigegebenen Gegenstände und die Pferde oberhalb der Querbalken. Dies beweisen die zerstreut im oberen Theile der Grabhöhle und im Grabhügel gefundenen Pferdeknochen und eisernen Gegenstände, welche die Graböffner als unnütz im Grabe zurückliessen.

Ausser dem grossen Grabe liess ich auf dem zweiten Grabfelde noch neun kleine Gräber öffnen, von denen vier sich als unversehrt erwiesen. Alle vier waren, nach den bei den Skeletten gefundenen Gegenständen zu urtheilen, männliche Skelette. Das erste Grab lag östlich vom grossen Kurgane. Einrichtung wie die Gräber des ersten Grabfeldes. In der Tiefe von 2 Arschin stiessen wir auf ein Pferdeskelett (mit dem Kopfe nach Osten liegend), bei demselben eiserner Zaum, Steigbügel und eine eiserne Schnalle; $^1/_2$ Arschin tiefer männliches Skelett, 2 Arschin $7^1/_2$ Werschok lang. An seiner linken Seite befand sich ein grades, spitzes Schwert, 17 dreikantige eiserne Pfeilspitzen und einige Pfeilspitzen aus Knochen. Auf der Brust lagen einige Zeugstücke, etwas höher Rückenwirbel eines Schafes. In der Gegend des Kopfes war ein kleines silbernes Gefäss mit einem Henkel. Alle Knochen lagen in vollkommener Ordnung, nur der Kopf befand sich zur rechten Seite des Leichnams, rechts von den falschen Rippen.

Das zweite Grab unterschied sich dadurch, dass hier sowohl das Pferd wie auch der Leichnam des Mannes mit dem Kopfe nach Westen gelegt waren. Bei dem Leichname des Mannes befanden sich ausser einigen eisernen Pfeilen noch ein Feuerstahl und ein rother Stein, der offenbar als Feuerstein gedient hatte.

In dem dritten und vierten Grabe, die sich in ihrer Einrichtung nicht von den vorher erwähnten unterschieden, fanden sich ausser einer Bogenverzierung und eisernen Pfeilen noch ein eiserner Kelt und eine aus Knochen geschnitzte Gurtschnalle.

In einem fünften, ganz kleinen Grabe, dessen Hügel kaum mehr als 2 Arschin im Durchmesser betrug, war etwa $^1/_2$ Arschin unter dem Erdboden ein Schaf vergraben.

Oeffnung eines Grabfeldes in der Berelsteppe, nicht weit vom Ufer der oberen Buchtarma, vom 12. Juli bis 9. August 1865.

Etwa 6 Werst unterhalb der Mündung des Berelflusses bilden die Ausläufer der nördlichen Berge eine kleine Hochebene, die 30—40 Faden höher als die Berelsteppe gelegen ist. Auf diesem Plateau liegen nicht weit vom südlichen Rande desselben etwa 20 ziemlich bedeutende Grabhügel, die aus grossen Steinen aufgeschichtet sind. Der grösste Theil dieser Grabhügel hatte über 8 Faden im Durchmesser. Nur 4 Kurgane lagen in der Nähe des Flusses, die übrigen etwa $1^1/_2$ Werst weiter nach Norden.

Ich öffnete hierselbst 4 Kurgane in der Nähe des Flusses und ausserdem 3 Kurgane der zweiten Gruppe. Der eine Kurgan dicht beim Flusse war $2^1/_2$—3 Faden hoch und hatte über 14 Faden im Durchmesser. Er war vollkommen regelmässig angelegt und zeigte nirgends eine Spur von früherer Oeffnung. Es existirt im Volke die Sage, hier sei eine Prinzessin begraben, die auf einem goldenen Stuhle sitze. Der Grabhügel war so bedeutend, dass ich beschloss, den ganzen Hügel zu entfernen. Um den Grabhügel, der überall gleichmässig aus Steinen bestand, wegzuschaffen, mussten wir bis zum 23. Juli arbeiten. Die Steine des Grabhügels waren hier in regelmässigen Reihen aufgeschichtet, erst eine Reihe flacher, dann eine Reihe runder Steine, die Zwischenräume zwischen den runden Steinen waren mit Flusskieseln ausgefüllt. Zwischen den Steinen des Grabhügels fand sich das Skelett eines Pferdes, ein eiserner Zaum und zwei eiserne Steigbügel. Ob die Knochen des Thieres in richtiger Ordnung lagen, vermag ich nicht anzugeben. Meine Arbeiter hielten mir den Fund verborgen und die eisernen Gegenstände wurden mir erst am folgenden Tage nach der Auffindung eingehändigt. Als wir die Oberfläche der Erde erreicht hatten, fand sich in der Mitte des Hügels eine grosse Grabhöhle von $3^1/_2$ Faden Länge und 3 Faden Breite. Obgleich der ganze Boden hier fest gefroren war, so konnte man die Grabhöhle doch deutlich erkennen, denn sie war mit Sand und Lehm zugeschüttet. In den festgefrorenen Boden vermochten wir nur mit Hülfe des Feuers vorzudringen. Die Arbeit ging auch hier höchst langsam vorwärts, denn bis zum 28. Juli waren wir erst $2^1/_2$ Faden tief in die Grabhöhle eingedrungen. In dieser Tiefe stiessen wir

Digitized by Google

im südlichen Theile der Grabhöhle auf eine Lage von Balken. Im oberen Theile der Grabhöhle war bis zu einer Tiefe von 1 Faden keine Spur von Steinen zu finden gewesen, dann aber zeigten sich sowohl im westlichen wie auch im östlichen Theile vereinzelte riesige Steinblöcke. Als ich am 29. Juli die ganze Grabkammer gleichmässig reinigen liess, fanden wir im südlichen Theile eine Holzlage, im nördlichen hingegen eine Lage von Birkenrinde ausgebreitet. Nach Forträumen der Birkenrinde zeigte sich, dass der ganze nördliche Theil mit Pferdeskeletten bedeckt war. Es lagen hier 16 Pferde, alle mit dem Kopfe nach Osten, und zwar in 4 Reihen zu je 4 Pferden. Bei den ersten beiden nach Osten gerichteten Reihen fanden sich eiserne Gebisse. Diese 8 Pferde waren mit einer dichten Schicht von aus Birkenrinde und Holz geschnitzten Verzierungen bedeckt, die zum grössten Theile mit feinen Goldplatten belegt waren; besonders viele Goldplättchen fanden sich auf der ersten Reihe. Unterhalb der Pferde war fester Boden. Es war unmöglich, die Lage der Pferde und der Verzierungen genau zu bestimmen, da der an den Seitenwänden der Grabhöhle aufthauende Schnee herabfloss und die Grabhöhle sich fortwährend mit einer mehrere Zoll starken, sehr dünnflüssigen Schmutzschicht anfüllte. Am folgenden Tage liess ich die Holzlage des südlichen Theils der Grabhöhle reinigen und dann forträumen. Wir fanden hier am östlichen und westlichen Ende vier sauber behauene Querhölzer und zwischen ihnen lagen der Länge nach ineinandergefügte Bretter. Es zeigte sich in der Folge, dass sich in der Mitte ein $1^1/_2$ Arschin im Durchmesser haltender, ausgehöhlter halber Baumstamm befand, und dass an diesem zwei Planken befestigt waren; das Ganze war aus Lärchenholz gezimmert und mit Birkenrinde bedeckt. Als die obere Birkenrindenschicht entfernt war, gewahrte man, dass an den vier Ecken des ausgehöhlten Baumstammes vier aus Kupfer gegossene Vögel angebracht waren, an jeder Seite ein Vogel mit aufgehobenen und einer mit herabhängenden Flügeln. Zu beiden Seiten des hohlen Stammes zeigten sich zwei saubere, aus Steinplatten zusammengefügte Rechtecke. Als all dieses Holz und die Steine fortgeräumt waren, öffnete sich eine rechteckige Grabhöhle, die etwas kleiner als die Holzdecke war und die in einer Tiefe von etwa $1^1/_2$ Arschin unterhalb der Holzdecke mit Lehm und Flusskieseln angefüllt war. Unterhalb der Holzdecke war ein voll-

ständig verwestes Pferdeskelett. Hier war die Erde nicht mehr gefroren. In einer Tiefe von $10\frac{1}{2}$ Arschin unter der Erdoberfläche stiess ich auf menschliche Knochen und zwar Arm- und Beinknochen. Diese lagen aber nicht der Länge des Grabes nach, sondern queruber, die Armknochen befanden sich gerade unter dem nördlichen Rande der Grabhöhle; ich liess die ganze nördliche Wand durchwühlen, fand aber nur noch Spuren von zwei oder drei Rippen. Die Knochen hatten so von der Feuchtigkeit gelitten, dass sie nur als Staub und Splitter herausgenommen werden konnten. In der Nähe der menschlichen Knochen fanden sich noch einzelne Spuren von Kupfer- und wenigen kleinen Goldplatten. Im südöstlichen Winkel der Höhle wurde noch in der Tiefe des Skelettes ein Haufen Kohle und Asche gefunden. Unterhalb der menschlichen Knochen war steiniger Boden, offenbar der Boden des Gewölbes. Da in den letzten Tagen Regenwetter geherrscht, so fingen die Ränder der Grabhöhle an herabzustürzen und wir mussten am 8. August die Arbeit einstellen. Jedenfalls scheint mir das eigentliche Grab ausgeraubt; dass dies in der Nacht während der Arbeit geschehen sei, ist mir unwahrscheinlich, denn die menschlichen Knochen lagen zum Theil in Ordnung und ich hatte einen Posten bei dem Grabe ausgestellt. Vielleicht ist aber auch das Grab zur Zeit der Einrichtung schon beraubt worden.

Von den übrigen kleineren Grabhügeln, die ich in der Berelsteppe öffnete, zeigten alle dieselbe Einrichtung wie die Gräber an der Katanda. In allen Gräbern fanden sich Pferde, in einem sogar 5 an der Zahl, stets etwa $1\frac{1}{2}$ Arschin höher begraben als die Menschen. Zu bemerken ist noch, dass sich in mehreren Gräbern silberner Schmuck vorfand, dann sehr gut gearbeitete Thongeschirre, ein Messer in einer Scheide und ein Messer und ein Dolch, die ganz nach Art der Messer und Dolche der Kupferperiode, aber aus Eisen gearbeitet waren, nur war bei beiden der Eisengriff mit einer dünnen Goldplatte überzogen. Bei einer Leiche fand sich ein langes Schwert mit Eisengriff und Ring, ganz wie die Griffe der Dolche der Kupferperiode gearbeitet, und Stücke von einem eisernen Plattenpanzer, aus länglichen, 2 Werschok langen Eisenplatten, die dem Anschein nach auf Leder befestigt waren.

Die Erdhügelgräber nördlich vom Altai in der Kulunda, in der Barabinzischen Steppe und bei Barnaul, die ich geöffnet

hatte, stimmten zum grössten Theil in ihrer Einrichtung mit den Gräbern der älteren Eisenperiode überein, nur mit dem Unterschiede, dass hier in den kleineren Gräbern keine Pferde vorkamen und wo solche sich fanden, diese neben den menschlichen Skeletten lagen. An den in denselben gefundenen Gegenständen lässt sich erkennen, dass selbige aus einer späteren Zeit herrühren als die Schüttgräber des südlichen Altai. Ob sie demselben Volke angehören, ist fraglich, da die charakteristischen Merkmale der südlichen Eisenperiode fehlen.

Hier möge die Beschreibung einiger Graböffnungen folgen, damit man die Einrichtung dieser Gräber mit der der Schüttgräber im südlichen Altai vergleichen kann.

1. Oeffnung eines Grabes in der Kulunda.

Runder, einen Faden hoher Grabhügel aus Erde, gleichmässig mit Gras bewachsen. Durchmesser etwa 16 Arschin. Auf der Höhe ist der Grabhügel etwas abgeflacht, zeigt aber von aussen keine Spur früherer Oeffnung. Oeffnung vom 14. bis 15. Mai 1862 vorgenommen. Der ganze Grabhügel bestand aus demselben Lehmboden wie die umliegende Steppe. Es wurde ein etwa 3 Arschin breiter Schacht in der Mitte des Kurgans in der Hauptrichtung von Norden nach Süden geschlagen. Als der Grabhügel hier fortgeräumt war, stiessen wir auf den Erdboden, was daran zu erkennen war, dass überall anstatt des gelben Lehmes sich vollkommen schwarzer Humus zeigte. Nur in der Mitte des Schachtes war ein Rechteck von gelber Farbe zu bemerken, dies war die Grabhöhle. Die letztere war $3^1/_2$ Arschin lang und 3 Arschin breit. Sie befand sich in der westlichen Hälfte des Kurgankreises und ragte nur $^1/_2$ Arschin in die östliche Hälfte hinein. Etwa nach 1 Faden Tiefe stiessen wir auf eine Schicht Holzkohle, die den ganzen Boden der Grabhöhle gleichmässig bedeckte. Die Holzkohlenschicht war nur 1 Zoll dick. Als diese fortgeräumt war, stiessen wir auf eine Schicht Holzbohlen, die in der Richtung von Norden nach Süden gelegt waren, die Bohlen waren wohl 3 Werschok dick und behauen, so dass sie aneinander passten und gleichsam eine Diele bildeten. Nachdem diese Bohlenschicht hinweggeräumt war, fanden wir eine zweite Bohlenschicht, aus ähnlichen Bohlen, welche in der Richtung von Osten nach Westen lagen, zusammengefügt. Unterhalb der letzten Holzschicht befanden sich im süd-

lichen Theile ein Pferde-Skelett und dicht neben demselben zwei menschliche Skelette in nordöstlicher Richtung (70°). Die menschlichen Skelette lagen auf dem Rücken, die Hände am Körper, Daumen nach oben, Kopf nach Osten. Die Länge des ersten Skelettes betrug 2 Arschin 5 Werschok, die des zweiten Skelettes 2 Arschin $6^1/_2$ Werschok. Bei dem nördlichen Skelette lag bei der rechten Schulter ein Köder, bei der linken Schulter 8 Rückenwirbel eines Rindviehes, zu beiden Seiten des Unterarmes ein Steigbügel, auf der Mitte des Leibes eine kupferne Schnalle, an der linken Seite vom Becken an abwärts ein Schwert aus Eisen (gerade, einschneidig, mit einem Knopfe verziert, Griff mit Leder umbunden), an den Fingern der linken Hand zwei kupferne Ringe; neben der linken Hand befand sich ein Messer. Bei dem südlichen Skelette waren oberhalb des Kopfes eine stehende Lanzenspitze (ohne Holz), zur Seite des linken Oberarmes von der Schulter abwärts ein eisernes Schwert, zwischen den Füssen acht Rückenwirbel eines Rindviehes. Bei dem Pferde-Skelette befanden sich im Maule Spuren eines eisernen Gebisses, am Kopfe Eisenstückchen vom Kopfzeug, zu beiden Seiten eiserne Steigbügel.

2. Oeffnung von Gräbern bei Barnaul.

Unversehrt zeigten sich nur ganz unbedeutende Kurgane, meist nur $^1/_2$ Arschin hoch und 2—3 Faden im Durchmesser. Im August 1862 öffnete ich vier dieser Gräber. In der Mitte jedes Grabes war eine rechteckige Grabhöhle. Jede Grabhöhle war etwa 3 Arschin lang, drei derselben waren $1^1/_2$ Arschin breit, die vierte aber $2^1/_2$ Arschin breit. Die Tiefe übertraf nirgends $1^1/_2$ Arschin. In der Tiefe zweier Gräber fand sich eine Schicht Holz, etwa 2 Werschok dick, die aber nur die Hälfte des Bodens der Grabhöhle ausfüllte. In der dritten dieser kleinen Grabhöhlen war nur eine Schicht Birkenrinde, ebenso in dem vierten Grabe. Unterhalb der Holz- oder Birkenrinden-Schicht befanden sich die menschlichen Skelette, in zwei Grabhöhlen je zwei dicht nebeneinander liegende Skelette. (Grab 1: Richtung des Skelettes mit Kopf N.O. 85°; Grab 2: N.O. 72°; Grab 3: beide Skelette N.O. 73°; Grab 4: beide Skelette N.O. 77°.) Alle Skelette lagen auf dem Rücken, den Kopf auf die Seite gebogen, die Hände am Körper anliegend. Auf der Brust jedes Skelettes lagen 4 — 5 Rückenwirbel eines Schafes. Die Länge der Skelette betrug von 2 Arschin 3 Werschok bis 2

Digitized by Google

Arschin $5^1/_2$ Werschok. Zwei Skelette hatten auf dem Leibe kupferne Schnallen und an dem Leibe Messer, waren also wahrscheinlich männliche Leichen, sonst fand ich nur unbedeutenden Schmuck.

3. Oeffnung von Gräbern der Barabinzischen Steppe.

1. Juni 1866. Bei dem Dorfe Kysyr, 25 Werst vom Ubinschen See, befanden sich einige Grabfelder, aus 10—25 Grabhügeln bestehend. Der grösste derselben war 1 Arschin hoch und hatte 3 Faden im Durchmesser. Auf diesen Grabfeldern arbeitete ich 5 Tage lang und liess an drei verschiedenen Orten 26 Grabhügel öffnen. Hier waren überall Grabhöhlen von 1—2 Arschin Tiefe. Die Arbeit war hier sehr schwierig, denn überall war der Grabhügel und der obere Theil der Grabhöhle mit steinharter Erde angefüllt, so dass die Erde mit Spitzhämmern zerschlagen werden musste, aber 1 Arschin unter dem Erdboden war die Erde schlammig, und das Wasser füllte in kurzer Zeit die Grabhöhle bis zur Hälfte an. Trotzdem liess sich genau feststellen, dass der grösste Theil der Leichname mit dem Kopfe nach Osten lag, nur zwei Skelette lagen mit dem Kopfe nach Westen. Bei dem Kopfe jedes einzelnen Skelettes befand sich ein eiserner Kelt, an dem Leibe aber, in der Gegend der Hände, lagen bei den Männern Schwerter, Pfeile, Ueberreste von Bogenverzierungen und bei den Frauen Messer. Ausserdem fand sich bei allen Leichen allerlei Zierath von Kupfer und Eisen. Bei den Frauen waren in der Gegend der Ohren Perlen aus Glas und auf der Brust kupferne Schnallen oder Platten. Bei zwei männlichen Skeletten befanden sich Spuren von Steigbügeln und eines Pferdegebisses. Die Knochen waren vollkommen vermodert und sämmtliche Metallgegenstände durch die Feuchtigkeit so zersetzt, dass sie nur zerbröckelt aus der Erde genommen werden konnten. Die Länge der männlichen Skelette betrug 2 Arschin 3 Werschok bis 2 Arschin $5^1/_2$ Werschok, die Skelette der Frauen nicht über 2 Arschin 2 Werschok; bei den meisten Skeletten bemerkte ich Rückenwirbel von Schafen. Nicht alle Skelette waren mit Birkenrinde bedeckt, einzelne waren nur mit Erde überschüttet worden. Bei anderen wieder fanden sich kleine Stücke Holzkohle. Leider vermag ich nur so unbedeutende Nachrichten über die Gräber der nördlichen Eisenperiode zu geben, da die meisten Gräber dieser Periode, die ich im Norden des Altai und in der Kirgisensteppe geöffnet

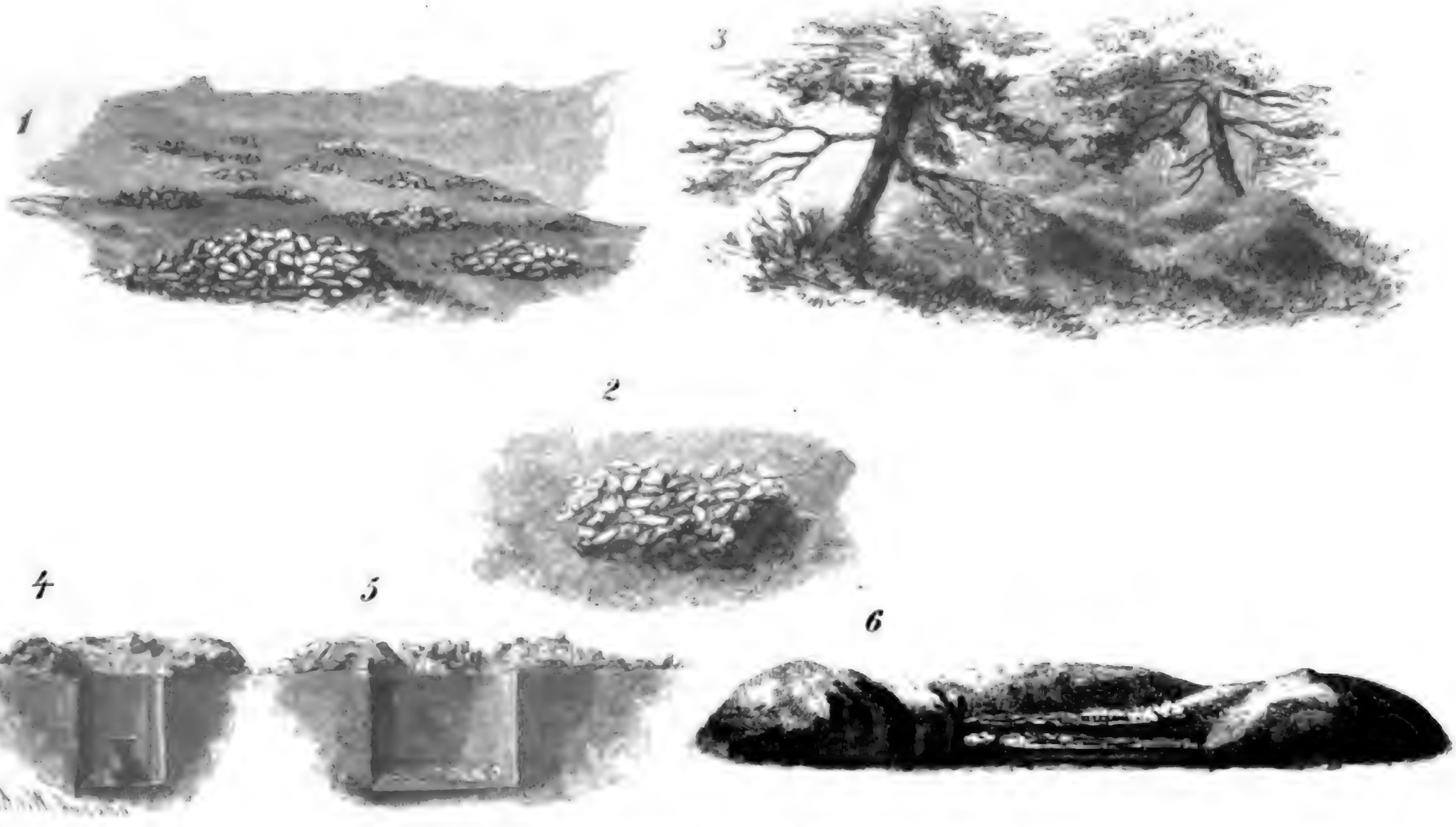
habe, schon früher ausgeraubt waren. Besonders ist das bei solchen Gräbern der Fall, die sich irgendwie durch ihre Grösse auszeichnen. Was ich aber von den ganz unbedeutend kleinen Gräbern dieser Gegenden geöffnet habe, zeigt Alles einerlei Einrichtung, wie ich sie eben bei den Gräbern bei Barnaul und bei denen der Barabinzischen Steppe geschildert habe. Ob diese Gräber von demselben Volke herrühren, wie das grosse Grab der Kulunda, das ich vorher beschrieben habe, vermag ich nicht zu behaupten. Letzteres hat Aehnlichkeit mit der Einrichtung der Schüttgräber des nördlichen Altai, die übrigen Gräber hingegen können ebensowohl von einem anderen Volke hinterlassen sein, vielleicht von den Nachkommen der Jenissejer des Bronze-Zeitalters. Jedenfalls sind hier Waffen seltener als in den südlichen Gräbern.

Gehen wir jetzt zu den Gräbern der jüngeren Eisenepoche über, die wiederum eine ganz bestimmte, sehr charakteristische Einrichtung zeigen.

Gräber der neueren Epoche des Eisen-Zeitalters am Abakan.

Zu den Gräbern dieser Epoche rechne ich alle die kleinen Schuttgräber, die sich auf den Grabfeldern des Mittelgebirges der Abakan-Steppe gefunden haben und welche die Volkssage als kirgisische Gräber bezeichnet.

Diese Grabhügel haben meist nur $1^1/_2$ Faden im Durchmesser und liegen dicht zusammengedrängt in Haufen von 60—80 Gräbern. Man kann deutlich unterscheiden, dass die kleinen Grabhügel meist paarweise zusammen liegen, und zwar ist stets einer dieser Hügel kreisförmig, während der andere von ovaler Form ist. Ich habe derartige Grabfelder nur am mittleren Abakan gesehen, die Eingeborenen aber versichern, dass sie sich überall in den Ufergebirgen des Abakan und Jenissei in grossen Mengen vorfinden. Die Kleinheit dieser Gräber, ihr geringer Reichthum an edlen Metallen, ihre weite Entfernung vom Flusse und ihre versteckte Lage sind wohl daran schuld, dass die Einwohner jener Gegenden sich wenig um dieselben bekümmert haben, und dass nur ein ganz geringer Bruchtheil unter ihnen Spuren früherer Oeffnung zeigt. Unter den Koibalen, so berichtete mir nämlich einer meiner Begleiter, ist die Ansicht verbreitet, dies seien Schlachtfelder der einst so wilden Kirgisen, die ihre Todten hier beerdigt hätten. Die Oeffnung einer



Jüngeres Eisenzeitalter.

1. 2. 4. 5. Kirgisengräber am Abakan. 1. Ansicht eines Grabfeldes. 2. Grabhügel. 4. Durchschnitt der Grabhöhle mit den Geräthen des Verstorbenen. 5. Durchschnitt der Grabhöhle mit der Leiche.
3. 6. Gräber am Tscholym. 3. Grabfeld im Walde. 6. Durchschnitt eines geöffneten Grabes.

Digitized by Google

grossen Zahl dieser Gräber bewies auf's Deutlichste, dass diese Erzählung vollkommen aus der Luft gegriffen war. denn überall fand ich Skelette von Männern, Weibern und Kindern, überall waren die Leichen in grösster Ordnung beerdigt, was gewiss bei Schlachtengräbern nicht der Fall gewesen wäre. Oeffnungen von solchen Kirgisengräbern habe ich in grosser Zahl 7 Werst von der Mündung des Askys vorgenommen.

Die Anlage der von mir untersuchten Grabstätte war folgende. Zwischen den ersten Wellen der Grenzgebirge fanden sich in einer Höhe von 100 Fuss über der Steppe und ungefähr 50 Schritte von einander entfernt zwei Grabhügelhaufen. Der westliche bestand etwa aus 80 Grabhügeln, während der östliche nicht mehr als 30 Hügel enthielt. Ich nahm zuerst die Oeffnung des westlichen Gräberfeldes vor und öffnete wohl die Hälfte der vorhandenen Hügel, indem ich solche auswählte, die keinerlei Spuren früherer Oeffnung zeigten. Bei der Oeffnung dieser Gräber ergab sich, dass in der That stets zwei Hügel zu einem Grabe gehörten. Wenn man die Steine des länglichen Hügels hinweggeräumt hat, so stösst man auf eine etwa ½ Arschin dicke Schicht aus Geröll oder lockerer Erde, unterhalb dieser Schicht befinden sich die Skelette (nirgends tiefer als 1 Arschin unter der Erdoberfläche). Die geringe Tiefe der Grabhöhlen scheint ihre Ursache in der Beschaffenheit des Bodens zu haben, der so hart war, dass meine Arbeiter ihn nur mit Beilen oder Spitzhämmern zu zerschlagen vermochten. Der Thonboden, in dem die Knochen lagen, war so hart, dass ich jeden einzelnen Knochen mit einem spitzen Messer herausgraben musste, und so gelang es nur bei einzelnen Gräbern, die Lage des Skelettes genau zu bestimmen. Alle Skelette lagen auf dem Rücken in der Richtung von Osten nach Westen, den Kopf nach Westen gewendet. Der Kopf ist etwas auf die Seite gebogen und die Arme liegen fest am Körper, die Daumen nach oben gerichtet. Nirgends fanden sich bei diesen Skeletten Spuren von Kleidungsstücken oder Geräthschaften, nur bei den Füssen waren jedesmal Spuren von Holz zu finden, die vielleicht von einem Brettchen herrührten, gegen welches die Füsse der Leichen gestemmt wurden.

Der zweite kreisrunde Grabhügel enthält dagegen nie ein Skelett, sondern Geräthe und Waffen, die dem Todten mit in's Grab gelegt wurden. Wenn man die Steine des Grabhügels

fortgeräumt hat, muss man noch etwa $^1/_2$ Arschin in den harte
Thon graben, dann stösst man auf ein meist $^3/_4$ Arschin hoh
Thongefäss mit schmalem Halse, das mit einem flachen Stei
zugedeckt ist. Die Thonvasen sind stets leer und enthielte
gewiss ein dem Todten in's Grab mitgegebenes Getränk. H
man das Thongefäss entfernt, so trifft man eine Schicht the
verbrannter, theils unversehrter Thierknochen, meist Knoch
von Schafen, selten von Pferden und Rindvieh. Zwischen dies
Knochen befinden sich viele eiserne Geräthe, wie Beile, Kel
Messer, Pfeilspitzen, Steigbügel, Pferdegebisse. Die die Gerät
enthaltenden Grabhügel befinden sich bald östlich, bald westli
von dem das Skelett enthaltenden Hügel.

In allen Gräbern des westlichen Grabfeldes fand ich au
schliesslich aus Eisen gearbeitete Gegenstände und dabei n
solche, die offenbar Waffen oder Werkzeuge von Männern ware
Anders war dies im östlichen Grabfelde, das ich in der Fol
untersuchte.

In dem nach Osten liegenden Grabfelde suchte ich ve
gebens nach unversehrten Grabhügeln, hier waren alle Hüg
durchwühlt, obgleich ich deren mehr als dreissig öffnete. Tro
dem war deutlich zu erkennen, dass auch hier jedes Grab a
zwei Hügeln bestand, von dem der eine ein Skelett eines E
wachsenen oder Kindes ohne jegliche Gegenstände deckte, d
andere aber eine Grabhöhle mit den dem Todten beigegeben
Gegenständen. Während im ersten Grabfelde sich nur eiser
Waffen und Werkzeuge fanden, traf ich in den Gräbern d
östlichen Feldes nur Spuren von aus Kupfer, Silber und Go
gearbeiteten Schmucksachen; von diesen waren recht gut erhalte
1. ein sehr fein aus Gold gearbeiteter Ohrring (in seiner Au
führung etwa den von Witzen in Zeichnungen wiedergegeben
feinen Goldsachen ähnlich); 2. zwei silberne Ohrringe; 3. mehre
feine Silberplättchen von getriebener Arbeit, mit denen offenb
ein kupferner oder hölzerner Gegenstand überzogen war. N
gends fanden sich Spuren von den hohen, schön gearbeitete
Thonvasen des westlichen Grabfeldes, an Stelle derselben ware
in allen Grabhöhlen Scherben von kleinen unansehnlichen, me
in der Hand gearbeiteten Töpfen. Ausserdem fanden sich
allen Grabhöhlen, die Gegenstände enthielten, Thierknoche
meist Knochen von Schafen, vor.

Diese Graböffnungen beweisen uns auf's Deutlichste, da

Tafel 9.

Todtenurnen aus männlichen Kirgisengräbern am Abakan. 3. 4. Todtenurnen aus weiblichen Kirgisengräbern am Abakan. 5. Messer aus einem Kirgisengrabe.

Digitized by Google

Digitized by Google

das Volk der jüngeren Eisenperiode die Männer und Weiber an verschiedenen Orten beerdigte. Kleine Kinder scheinen mit den Weibern beerdigt worden zu sein, grössere Knaben hingegen mit den Männern. Ich fand zwischen den Männergräbern zwei Skelette von höchstens 12—14jährigen Knaben. Den Männern wurden nur Waffen und Werkzeuge aus Eisen mit in's Grab gegeben, ausserdem Fleisch als Wegnahrung und eine grosse Vase mit Branntwein. Mit den Weibern hingegen wurden ihre Schmucksachen beerdigt und ausserdem Töpfe mit Fleisch.

Wenn man die Grabeinrichtung dieser Gräber der jüngeren Eisenperiode des Abakan mit denen der älteren Eisenperiode im südlichen Altai vergleicht, so lässt sich trotz der grossen Verschiedenheit jedoch auch manches übereinstimmende Merkmal auffinden. Während in den Gräbern der älteren Periode Pferd und Mensch zwar in einem Grabe beerdigt wurden, aber doch an verschiedenen Theilen des Grabes, fanden wir hier eine vollkommene Zweitheilung des Grabes, die aber sehr leicht mit der Zeit sich aus den älteren Grabformen entwickelt haben kann.

Bevor ich zu der Beschreibung des Culturstandpunktes der Völker der Eisenperiode übergehe, will ich hier noch die Grabeinrichtung von Gräbern der jüngsten Eisenperiode beschreiben.

Nördlich von der Stadt Mariinsk an den Ufern der oberen Kija und dem Flüsschen zwischen Kija und Tscholym stiess ich auf aus Erde aufgeschüttete Grabhügel, die meist am Ufer der Flüsse in dichten Haufen zusammengedrängt liegen. An vielen Stellen zeigten auch diese unbedeutenden Hügel Spuren von früherer Oeffnung, besonders in der Nähe russischer Ansiedlungen, jedoch konnte sich keiner der Ansiedler erinnern, dass man hier gegraben habe. Nur an zwei Stellen auf meinem Wege zum Tscherdat schienen diese Gräber unversehrt und unternahm ich daher nur an diesen Orten Ausgrabungen. Es sind diese Grabfelder hier so häufig, dass man annehmen darf, dass das Volk, das diese Grabhügel zurückgelassen hat, lange Zeit in diesen Gegenden gelebt hat. Viele unter diesen Grabhügeln befinden sich jetzt im dichten Walde, so dass hier und da mächtige Fichten auf ihnen gewachsen sind.

Die Lage und Einrichtung der Gräber ist kurz folgende: Dicht am Ufer der Flüsse, gewöhnlich auf höher gelegenen Stellen, oder auf dem Rande waldbewachsener Abhänge liegen Grabfelder, die aus 10—40 Hügeln bestehen und sich manchmal

über ein 100—200 Schritte langes Gebiet ausdehnen. Die Hügel sind meist 1—3 Arschin hoch und haben 3—6 Arschin im Durchmesser. Ihrer Form nach sind sie vollkommen abgerundet wie Kugelabschnitte. Sie liegen so dicht aneinander, dass sie sich manchmal mit ihren Rändern berühren. Oeffnungen dieser Grabhügel unternahm ich am Ulu-köl, etwa 60 Werst von Mariinsk, und am Flusse Tscherdat. Da die Hügel nur aus Erde aufgeworfen sind, so machte die Oeffnung wenig Schwierigkeiten und es reichte ein Aufenthalt von wenigen Tagen hin, um eine grosse Anzahl von Grabhügeln aufzugraben und mir dadurch ein klares Bild ihrer Einrichtung zu verschaffen.

Die Leichen wurden hier auf den Erdboden gelegt, mit dem Kopfe nach Osten und den Füssen nach Westen, die Arme dicht an den Körper mit den Daumen nach oben. Gewöhnlich war der obere Theil des Körpers und besonders die Arme mit einer Schicht Birkenrinde zugedeckt. Zu Kopf oder zu Füssen des Todten stellte man entweder einen Kessel aus Eisen oder Kupferblech, oder ein Thongefäss auf. Dann legte man über den Leichnam der Länge nach 2—3 Werschok dicke Bretter und überschüttete den so bestatteten Leichnam mit Erde, welche dicht an die Leiche so fest als möglich gestampft wurde. Diese Art der Bestattung stimmt also vollkommen mit der Grabeinrichtung der Gräber der Eisenperiode in der nördlichen Steppe überein, nur mit dem Unterschiede, dass dort die Leichen nicht auf die Erde, sondern in Grabhöhlen in die Erde gelegt wurden.

Am Tscherdat fanden sich einige Grabhügel, die mehrere Leichen enthielten. In einem derselben lagen zwei Skelette dicht übereinander und waren nur durch eine Birkenrindenschicht von einander geschieden. Die untere Leiche lag, wie gewöhnlich, mit dem Kopfe nach Osten, die obere gerade umgekehrt, mit dem Kopfe nach Westen. Das untere Skelett musste, den dabei liegenden Geräthen nach zu urtheilen, das Skelett eines Mannes sein, das obere das einer Frau. In einem anderen Grabhügel lagen drei Skelette. Das untere wiederum mit dem Kopfe nach Osten, die oberen aber durch einen Zwischenraum von Erde von 4—5 Werschok getrennt, eines mit dem Kopfe nach Norden, das andere mit dem Kopfe nach Südwesten. Die Skelette waren alle mittlerer Grösse, die weiblichen 2 Arschin bis 2 Arschin 3 Werschok, die männlichen nicht über 2 Arschin 6 Werschok. Alle Leichen waren mit Kleidern und Schmuck-

Digitized by Google

sachen beerdigt, und neben ihnen lagen Waffen und Werkzeuge.

Ueber das Alter jener Grabhügel, die keineswegs den Vorfahren der in jenen Gegenden jetzt wohnenden Küärik-Tataren angehörten, geben uns nun alte, in einem Grabe gefundene russische Kupfermünzen Aufschluss, da diese sämmtlich aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts stammen.

Wenn wir die Einrichtung der Gräber der Eisenperiode mit den uns von den Chinesen geschilderten Beerdigungsceremonien der Uiguren, Tukiu und Hakas vergleichen, so sehen wir nur einige Uebereinstimmung mit der Schilderung der Beerdigung der Uiguren. Denn da heisst es ebenfalls: „die Todten bringen sie in ein ausgegrabenes Grab". Wenn die Chinesen erzählen, dass der Todte in das Grab gestellt würde und ihm alle Waffen umgelegt würden, wie wenn er lebend sei, so ist ersteres wohl ein Irrthum, der dadurch veranlasst wurde, dass man erzählte, die Uiguren gäben ihren Todten alle diejenigen Waffen und Geräthe mit, die sie im Leben getragen hätten, und der Erzähler fügte gewiss aus Versehen hinzu, sie hätten im Grabe auch die Stellung eines Lebenden eingenommen. Die Schilderung der Begräbnissfeierlichkeiten der Tukiu enthält gewiss auch mehrere falsche Angaben. Falsch ist es jedenfalls, was vom Verbrennen der Leichen gesagt wird, denn ich habe nirgends gehört, dass man im Altai, der Kirgisensteppe und im Jenissei-Gebiete Todtenurnen mit verbrannten menschlichen Gebeinen aufgefunden hätte. Wahr sind hingegen die Schilderungen der reichen Thieropfer, die bei dem Tode dargebracht wurden; ich erinnere an den Umstand, dass wir 16 Pferde in einem Grabe gefunden haben. Ebenso wahr ist es, dass die Geräthschaften der Todten zu den Leichen in's Zelt (?) gelegt wurden. Die Angabe, dass diejenigen Leute, die im Frühling und Sommer gestorben seien, erst begraben würden, wenn die Blätter auf den Bäumen gelb würden und abzufallen beginnen, die im Herbste und Winter Gestorbenen aber im Frühling beerdigt würden, wenn die Blätter und Blumen hervorzuspriessen beginnen, lassen auf eine doppelte Grabceremonie schliessen, was vielleicht die Zweistufigkeit der Gräber der älteren Eisenperiode im südlichen Altai erklären würde. Wäre meine Annahme richtig, so wurde der Leichnam gleich nach seinem Absterben beerdigt und dann die halbe Grabhöhle verschüttet.

Digitized by Google

Einige Monate später hingegen, vielleicht bei Gelegenheit vo Frühlings- und Herbstfesten, fand die grosse Opferdarbringun statt und die Beerdigung einer Anzahl von Reitthieren. Wen es ferner in der chinesischen Beschreibung heisst: „Auf di Grabstätten stellen sie die Nachbildung der Todten auf un bezeichnen an diesen Steinbildern alle Schlachten, an denen de Todte während der Zeit seines Lebens theilgenommen hat; ha er nur einen Menschen getödtet, so stellen sie nur einen Ste auf, auf einigen Gräbern stehen bis hundert und mehr Steine" — so ist dies einfach eine Verwechslung, die durch die Erzählun der Reisenden von den Grabsteinbildern enstanden ist. Dies Grabsteinbilder gehören einer viel früheren Zeit an. Dergleiche Uebertragungen finden wir öfter. Ich erinnere nur an den Be richt des Rubruquis aus dem Jahre 1253, der, als er zum Mengi Kan sich begab, auf seinem Wege im südlichen Russland Grabsteinbilder antrifft und diese den Kumanen, den damaligen Einwohnern jener Gegenden, zuschreibt, indem er geradezu sagt: „Die Kumanen machen einen grossen Grabhügel über dem Todten und errichten eine Statue darauf, die mit dem Gesichte nach Osten gerichtet ist und vor dem Nabel in der Hand ein Gefäss hält", während die Kamennyja Baby, die er hier offenbar meint, aus einer Zeit stammen, die mehrere Jahrhunderte der Einwanderung der Türken nach Europa voranging.

Sehr dunkel sind die Nachrichten der Chinesen über die Bestattung der Todten bei den alten Hakas. „Bei Beerdigungen zerreissen sie sich nicht das Gesicht (wie die Tu-kiu), sondern wickeln den Leichnam dreimal ein und weinen. Dann verbrennen sie ihn und beerdigen die Knochen nach einem Jahre. Später halten sie zu einer bestimmten Zeit Trauerfeierlichkeiten ab." Was sollen die Worte bedeuten: „sie wickeln den Leichnam dreimal ein und sie begraben die Knochen nach einem Jahre?" Ich glaube der Hergang ist so zu verstehen: die Leichen wurden zuerst ohne jegliche Schmucksachen bestattet und hierbei wurden gewisse Theile des Opferthieres zu Ehren der Geister verbrannt. (Dies beweisen zum Theil angebrannte Schafknochen, die bei den Leichen der Gräber der neueren Eisenperiode am Abakan gefunden werden.) Dann fand nach einem Jahre ein Opfermahl statt, bei dem man die Geräthe des Verstorbenen in die Erde barg und dann die Grabhügel aufschüttete.

Von Alterthümern des Eisen-Zeitalters in Südsibirien liegen

1. 2. Steigbügel. 3. Feuerstahl. 4. Instrument. 5. Pferdegebiss. 6. Pfeilspitze aus Knochen. 7. 8. Kelte. 9. Lanzenspitze. 10. Runder Stein aus den Gräbern an der Katanda. 11. 12. Eiserne Dolche aus dem Altai. Uebergangsformen aus dem Bronzezeitalter.

Digitized by Google

Digitized by Google

uns so reiche Sammlungen vor, dass es nicht schwer ist, einen ziemlich genauen Einblick in die Entwickelungsgeschichte der Kultur dieses Volkes zu gewinnen. Besonders interessant ist es, dass meine Graböffnungen der grossen Schütthügel an der Katanda und Buchtarma uns auf die älteste Periode des Eisen-Zeitalters hinweisen. Ich fand nämlich hier neben eisernen Waffen und Messern, die in ihrer Form denen der späteren Eisenperiode entsprechen, ein Schwert, einen Dolch und ein Messer, die vollkommen den Formen der älteren Bronzeperiode ähneln, d. h. bei denen Griff und Klinge aus einem Stück gearbeitet waren. Bei dem Dolche war sogar der Ring am Ende des Griffes aus zwei Schlangenköpfen gebildet. Dieser Umstand veranlasst mich anzunehmen, dass die Gräber, die diese Waffen enthielten, zu der Zeit errichtet sind, als weiter nach Norden im Altai der Uebergang der Bronzekultur in die Eisenkultur vor sich ging. Da nun, wie wir bei der obigen Beschreibung des Grabes an der Katanda gesehen haben, die Einrichtung der Steinschüttgräber eine vollkommen abweichende von der der Gräber der Bronzeperiode war, so sind wir berechtigt, anzunehmen, dass das Volk, welches die Schüttgräber zurückliess, etwa zur Zeit des Anfanges der Eisenperiode aus dem Süden in den südlichen Altai vorgedrungen ist. Zum mittleren Irtisch scheint dieses Volk nicht vorgedrungen zu sein, denn schon bei Ust-Kamenogorsk und in Kökbekti bin ich nirgends auf Steinschüttgräber gestossen. Da diese neuen Ankömmlinge offenbar ein reines Nomadenvolk waren, das sich gewiss nur mit der Viehzucht beschäftigte (darauf weisen die Massen von Pferden, die wir in den reicheren Gräbern beerdigt finden, hin), so können wir wohl annehmen, dass sie ihre Metallwaaren aus dem Norden von dem ihm unterworfenen Volke der Bronzeperiode bezogen.

Die aus Metall gefertigten Alterthümer der Eisenperiode beweisen uns, dass den Völkern dieser Periode von Anfang an Kupfer, Eisen, Gold und Silber bekannt waren. Dass diese Metalle im Altai selbst gewonnen und verarbeitet wurden, unterliegt wohl keinem Zweifel; Kupfer und Gold wurden ja schon seit vielen Jahrhunderten im Altai gewonnen und verarbeitet, Eisen und Silber mögen zwar in der ersten Zeit des Eisenzeitalters durch Handel eingeführt sein, später wurden sie aber jedenfalls im Altai gewonnen, wie auch die an vielen Orten aufgefundenen Tschudenschürfe in den Silbergruben und die

Digitized by Google

von mir an mehreren Orten angetroffenen Eisenschlackenlager beweisen.

Was die Verarbeitung des Goldes in der älteren Eisenperiode betrifft, so war diese eine ganz eigenthümliche. Das Gold wurde nämlich hier in feine Blätter gewalzt und mit diesem dünnen Goldbleche wurden Schmucksachen und Knöpfe überzogen. Ich habe eine grosse Anzahl von solchen Goldblechen an der Katanda und am Berel gefunden. Es waren mit ihnen die Griffe von eisernen Messern und Dolchen überzogen, die der Form nach der ältesten Zeit angehörten, was uns beweist, dass man damals noch nicht verstand, das Eisen mit Gold und Silber auszulegen. Ferner waren Holz- und Kupferknöpfe mit Goldblättern überzogen und feine Goldblättchen auf Biesen und Lederborten der Kleider befestigt, ebenso aus Goldblättern geschnittene Figuren und Thiere: Tiger, Katzen, Schlangen, wie auch Menschen, Reiter; ebenso waren aus Birkenrinde geschnittene Arabesken mit solchen Goldblättern überzogen. Wie die kleinen Löcher am Rande einzelner dieser Blättchen beweisen, wurden sie mit Fäden auf die Gegenstände festgenäht.

Die spätere Zeit der Eisenperiode zeigt aber sehr feine künstliche Goldarbeiten. Dies beweist der von mir am Abakan gefundene Ohrring und die von Witzen abgebildeten, in Westsibirien gefundenen Arbeiten aus Gold. Die spätere Periode zeigt auch mit Gold ausgelegten Eisenbeschlag an Riemen- und Sattelzeug.

Das Silber wurde von Anfang an zu Riemen- und Sattelschmuck verarbeitet, dann zu Finger- und Ohrringen ärmerer Leute aus Silberdraht und in späterer Zeit wurde mit ihm auch Eisen ausgelegt. Ausserdem verfertigte man von Anfang an silberne Gefässe von verschiedener, oft sehr geschmackvoller Form mit oft sehr feinen Gravirungen.

Das Eisen gewann von Anfang an eine grosse Bedeutung und verdrängte natürlich bei Herstellung von Werkzeugen und Waffen, die eine grosse Härte verlangen, vollständig Kupfer und Bronze. Wie ich schon vorher erwähnt, wurden in frühester Zeit die eisernen Messer und Dolche ganz aus Eisen wie die kupfernen geschmiedet, später erkannte man, dass eine derartige Verarbeitung des Eisens bei der grossen Härte dieses Metalles unnütz war, daher schmiedete man an die Klingen dünne Spitzen, die dann in Holz- und Horngriffen befestigt wurden. Die Eisenarbeiten der älteren Periode haben meist

durch die Feuchtigkeit des Bodens so gelitten, dass wir nicht im Stande sind, die Kunst des Schmiedens, den Geschmack der Form und die Güte des Stahles zu beurtheilen. Von den Messern und Pfeilspitzen der neueren Eisenperiode sind einige vortrefflich erhalten und an diesen erregt die feine Arbeit und die Güte des Stahles unsere Bewunderung. Diese Waffen waren ganz aus Stahl gearbeitet und von grosser Härte. Mir haben viele besonders fein und geschmackvoll gearbeitete Pfeilspitzen vorgelegen. Besonders viele eiserne Werkzeuge werden auf den Aeckern am Jenissei gefunden. Die russischen Einwohner behaupteten, diese Gegenstände seien für sie vollkommen werthlos, denn die russischen Schmiede vermöchten sie nicht zu verarbeiten, so hart diese Waffen und Messer auch seien, sobald sie in den Ofen gebracht würden, werde das Eisen weich und brüchig und lasse sich in keiner Weise verarbeiten.

Herr Struwe war so freundlich, auch einige eiserne Messer und Pfeile der älteren und neueren Eisenperiode zu untersuchen. Das Resultat seiner chemischen Analyse ist folgendes: „Alle aus Eisen gearbeiteten Gegenstände bestanden aus reinem Eisen, ohne Beimischung von fremden Metallen. Natürlich enthalten sie alle kleine Quantitäten von Kohle und Kiesel. Um die Reinheit dieser Eisenarten noch durch einen quantitativen Versuch zu belegen, wurde ein Messer der älteren Periode einer Analyse unterworfen und es ergab sich, dass in 100 Theilen 99,43 Theile Eisen enthalten sind, somit ein ausgezeichnetes Stabeisen, das sich gut ausschmieden liess.“ Einer der sehr harten Gegenstände der neueren Eisenperiode ist leider von Herrn Struwe keiner quantitativen Analyse unterworfen worden und auf diese Gegenstände beziehen sich hauptsächlich die Angaben der russischen Bauern.

Von eisernen Gegenständen dieser Periode haben mir vorgelegen: 1. Pferdegeschirr und Reitzeugbeschlag: Gebisse (in der ältesten Periode meist mit grösseren und kleineren Seitenringen, in der neueren Periode mit Ringen von etwa $2^1/_2$—3 Werschok langen Seitenstäben, von den verschiedensten Formen, meist sehr guter und geschmackvoller Arbeit); runde und viereckige Platten zum Schmucke der Brust- und Schwanzriemen (in späterer Zeit mit Silber und Gold ausgelegt); Sattelbeschlag (der Beschlag am Sattelknopf später mit Gold ausgelegt); Nieten und Ringe für den hinteren Theil des Sattels

zum Anbinden der Riemen (tat.: Kantschyga); Steigbügel (meist mit sehr breiter Sohle und runden Stangen. Die obere Oese, durch die der Riemen gezogen wird, ist meist sehr breit. Die Sohle ist häufig von durchbrochener Arbeit. Ich habe nur einen Steigbügel gefunden, der mit Silber ausgelegt war). 2. Werkzeuge: Kelte (sich hauptsächlich dadurch von den Kelten der Kupferperiode unterscheidend, dass die hintere Seite des Keltes offen ist); Spaten, Meissel, Bohrer, Beile und Löthinstrumente. (Im Ganzen finden sich diese Werkzeuge nur selten in Gräbern, nur einmal in den Gräbern am Abakan; häufig in den Gräbern an der Baraba und bei Barnaul). 3. Schneide-Werkzeuge und Waffen: Messer (fast in allen Gräbern, von den verschiedenartigsten Grössen. In den Gräbern der älteren Periode fand ich mehrere Messer in einer Holzscheide; vielleicht sind diese chinesischer Arbeit gewesen, da die Chinesen noch heute dergleichen Bestecke mit mehreren Messern verfertigen. Die Messer der neueren Periode haben einen schnurgraden Rücken und gleichen einigermassen den Messern der Sart); Dolche (sehr selten, nur in einem Grabe der älteren Eisenperiode); Schwerter (sehr häufig, meist über 1 Arschin lang, mit schmaler Klinge, fast gerade, einschneidig, die Spitze ein wenig nach hinten gebogen, Schwertknopf von Eisen oder Kupfer, meist eine Rosette bildend; nur in einem älteren Grabe am Berel fand ich ein längeres, breites Schwert mit eisernem Griffe und statt des Degenknaufes mit einem grossen Ringe); Lanzenspitzen (im Ganzen selten, meist mit langer Spitze, einige Lanzenspitzen sehr fein gearbeitet); Pfeilspitzen (von den verschiedenartigsten Formen und Grössen: bolzenförmig, lanzettförmig, blattförmig, dreieckig, vorn in eine Schneide ausgehend, die von $^1/_4$ Zoll bis $2^1/_2$ Zoll breit ist. Besonders charakteristisch sind die aus drei Strahlflächen bestehenden Pfeile vom Abakan, eine furchtbare Waffe). 4. Panzer (höchst selten, bestehen aus fein ausgeschmiedeten Rechtecken, die auf Zeug oder Leder [Unterkleid] aufgenäht waren). 5. Feuerstahl. 6. Landwirthschaftliche Instrumente: Sicheln und Pflüge (von den letzteren fand ich einen am Abakan, der vollkommen den Pflügen der Sart entsprach). 7. Schmucksachen: Schnallen der verschiedensten Grösse, Nieten und Verzierungen auf Gürteln, Agraffen.

Das Eisen hatte somit die Verwendung des Kupfers und der Bronze bedeutend in den Hintergrund verdrängt, so dass so-

Kupferner Schmuck auf Riemzeug und Kleidern.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

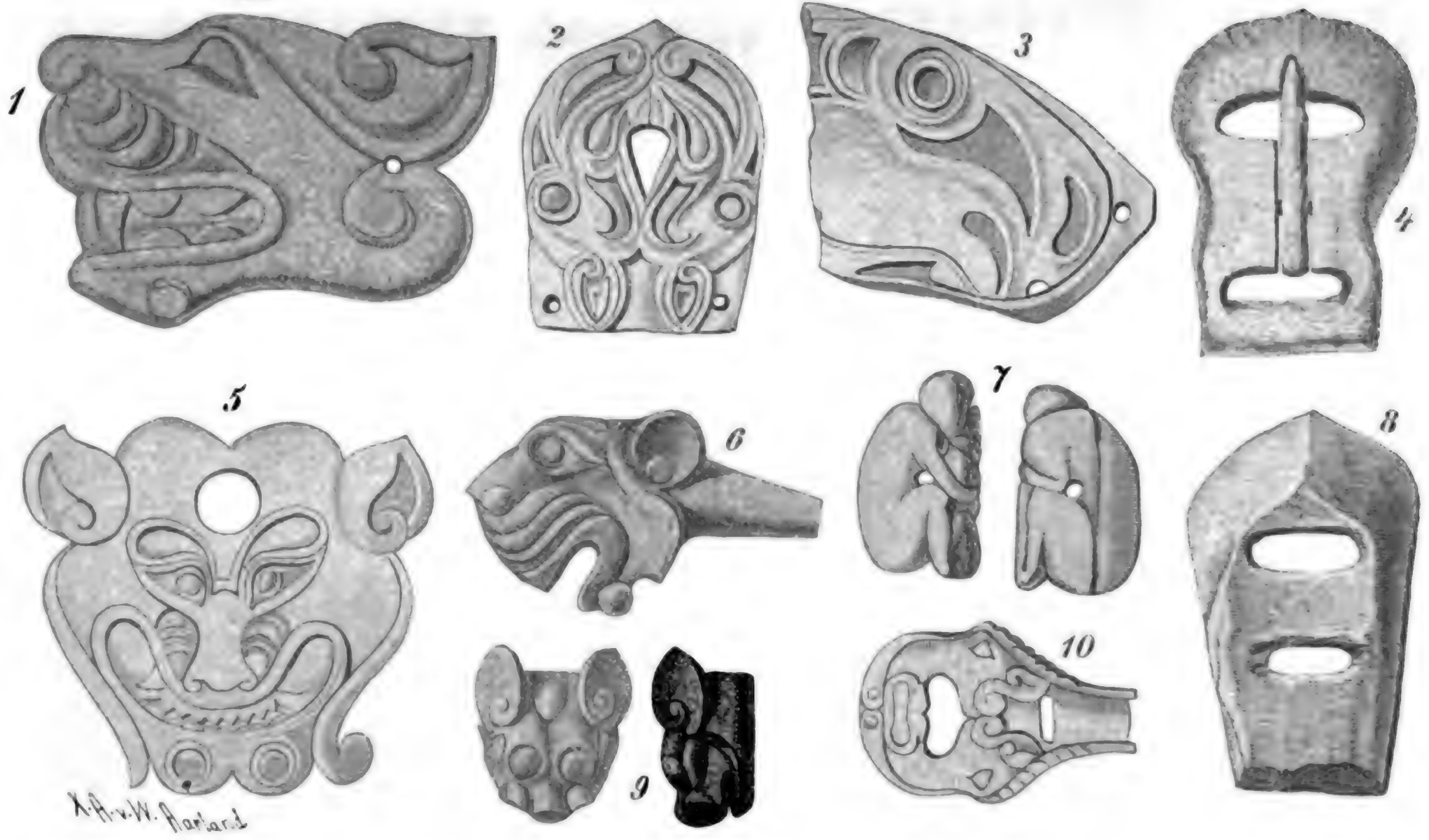
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

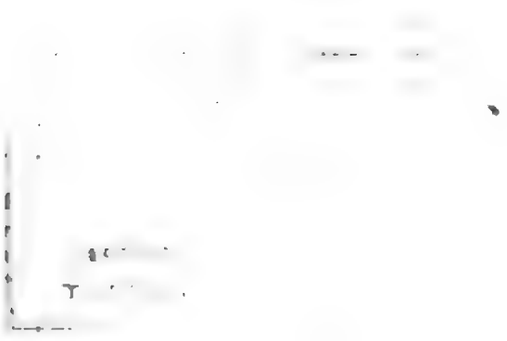
wohl das Eine wie das Andere nur bei Verfertigung von Gefässen, Beschlägen und Verzierungen zur Verwendung kam. Von letzteren werden hauptsächlich Beschläge von Riemen an Pferdezeug und Gürtel gefunden, dann Gürtelschnallen und Beschläge, Agraffen, Ohrringe, Ringe, Perlenkügelchen, Schellen, Armbänder, Halsbänder, kleine Statuetten. Eine Beschreibung der verschiedenen Formen zu geben, würde zu weit führen, es möge genügen, eine Zahl von Zeichnungen beizufügen. Die Gegenstände sind zum Theil roh gearbeitet, zum Theil aber auch mit sehr feinen und geschmackvollen Verzierungen versehen. Besonders schön gearbeitet sind viele grössere Gürtelschnallen. Für die roheren Arbeiten wurde meist nur reines Kupfer verarbeitet, für die feineren Arbeiten eine mehr gelbliche Legirung, die durch einen starken Zusatz von Zinn und Blei (20 %, wie die Analysen von Göbel ergaben) hergestellt ist, da solche Legirung leichter schmelzbar und bequemer zu bearbeiten ist. Eine merkwürdige Zusammensetzung ergab die Bronze einer Schmucksache aus der neueren Eisenperiode am Abakan, nämlich 89,70 % Kupfer, 0,63 % Zinn und 9,10 % Eisen. Diese Bronze war sehr hart und brüchig, der Bruch feinkörnig und von grauer Farbe, dergleichen Bronzen sollen nach Angabe von Struwe sehr selten und schwierig herzustellen sein. Ausser diesen Bronzen wurde zur Herstellung von Schmucksachen noch ein weissliches Metall verwendet, dessen Zusammensetzung mir nicht bekannt ist. Ich selbst habe dergleichen Schmucksachen am Jenissei gefunden und in der kaiserlichen Eremitage zu Petersburg findet sich eine reiche Sammlung von Alterthümern aus einem ähnlichen Metalle, die aus dem Altai stammen. Spiegel der Eisenperiode finden sich überall und mit verschiedenartigen Verzierungen. Sie sind aus sehr verschiedenen Metalllegirungen gegossen, meist von weisslicher oder graugelber Farbe. Spiegel mit sehr schön verzierten Rückseiten hat Messerschmidt gefunden, besonders schön ist ein solcher, von dem Messerschmidt eine Zeichnung hinterlassen, er ist aus Stahl (?) verfertigt und mit reicher Ornamentik versehen. Alle Spiegel, die ich selbst gefunden oder gesehen, haben im Centrum der Rückseite eine Oese zum Befestigen eines Riemens. Pallas giebt oben die Zeichnung von zwei Spiegeln mit Handstielen. Die Zeichnungen der Rückseite dieser Stücke scheinen mir deutlich zu beweisen, dass dieselben aus China stammen.

Ausser den hier aufgezählten, aus Metall gearbeiteten Gegenständen finden wir fast in allen Gräbern des älteren Eisen-Zeitalters aus Knochen und Holz geschnitzten Zierath. Besonders häufig sind knocherne Gürtelschnallen mit knöcherner oder eiserner Zunge. Viele Schmuckarbeiten dieser Art befinden sich auch in der Eremitage. Einige derselben sind äusserst fein und sauber geschnitzt und mit relief gearbeiteten Arabesken verziert. Auf knöchernen oder hölzernen Platten sind sehr haufig Thierbilder ausgeschnitzt, die sich von denjenigen der Bronzeperiode auf's Deutlichste dadurch unterscheiden, dass sie nicht Nachbildungen naturlicher Thierformen sind, sondern Verzerrungen und fabelhafte Compositionen von phantastischen Ungeheuern: Pferde mit Vogelköpfen, Vögel mit Tigerköpfen, Tiger mit Schwanzen, an deren Ende Schlangen- oder Vogelköpfe abgebildet sind. Elennthiere und Hirsche, an deren Geweihzacken Vogelkopfe sich befinden und deren Maul mit einem Vogelschnabel versehen ist u. s. w. Also offenbar Darstellungen von mythischen Thieren, vielleicht Nachbildungen von Thiergötzen. Zu letzterer Annahme veranlasst mich auch noch besonders der Umstand, dass sich, wie ich schon vorher erwähnt, in dem grossen Grabe an der Katanda in der Birkenrindenschicht, etwa $1^1/_2$ Arschin über den Skeletten, in ein Kleidungsstück gewickelt allerlei Schnitzwerk aus Holz vorfand, das offenbar nicht zum Schmuck gedient hatte, sondern gewiss von religiöser Bedeutung war. Es waren mehrere auf ein Seidenband genähte, aus Holz geschnitzte Statuetten von Pferden natürlicher Form, deren Hufe mit Goldplättchen verziert. Eines der Pferde hatte einen Vogelkopf mit mächtig gebogenem Schnabel. Dann eine Art Schale, auf dem Boden zwei memander verschlungene, lang gestreckte Tiger mit Schwanzen mit Vogelkopfen versehen und ein wunderbar phantastisches Elennthier von riesiger Grösse, dem gegenüber ein Bär in natürlichen Formen angebracht war. Ausser diesen phantastischen Thierformen unterscheidet sich die Ornamentik des Eisen-Zeitalters noch besonders durch die Anwendung von Arabesken und verschlungenen Linien, die offenbar Pflanzenformen entlehnt sind, während mir kein einziger Gegenstand des Bronze-Zeitalters bekannt ist, welcher eine derartige Verzierung aufzuweisen hätte.

In allen Gräbern des Eisen-Zeitalters finden wir irdene Gefässe, doch diese unterscheiden sich von den ältesten Zeiten an

Holz.





scharf von den Thonwaaren des Bronze-Zeitalters. Im südlichen Altai und an der Buchtarma fanden sich in den Gräbern der ältesten Periode des Eisen-Zeitalters sehr gut gebrannte Thongefässe, die durch die feine Bearbeitung des Thones selbst und kunstvolles Brennen die rohen Thonarbeiten des Bronze-Zeitalters weit übertrafen. Einen noch weit grösseren Fortschritt in der Herstellung von Thongefässen zeigen die Graburnen der jüngeren Periode des Eisen-Zeitalters am Abakan. Sie zeigen zum grössten Theil höchst geschmackvolle Formen, sind aus einem fein verarbeiteten und gut geschlemmten, blaugrauen Thone verfertigt und so gut gebrannt, dass sie beim Anschlagen einen reinen, fast metallischen Klang von sich geben. Die Völker der neueren Eisenperiode müssen gute Ofeneinrichtungen zum Brennen der Gefässe besessen haben, denn die oft 3—4 Linien dicken Wände der Gefässe sind ohne Ausnahme gleichmässig durchbrannt, während Gefässe mit dünneren Wänden aus der älteren Eisenperiode an der Oberfläche schärfer gebrannt sind als in der Mitte. Glasirte Gefässe habe ich in den Gräbern des Eisen-Zeitalters weder am Jenissei noch im südlichen Altai gefunden, wohl aber fand ich im Altai Perlen aus Glas oder Thon, die mit einer künstlichen Glasur versehen waren. Ich glaube, dass diese Glasarbeiten nicht im Altai gefertigt wurden, sondern durch den Handel aus dem Süden eingeführt worden sind.

Die hier aufgeführten Alterthümer erlauben uns einen ziemlich klaren Einblick in das Leben und Treiben der Völker der älteren Eisenperiode des Altai und der östlichen Kirgisensteppe. Wir haben es hier offenbar mit einem reinen Nomadenvolke zu thun, wie uns die Chinesen die Tukiu, Hakas und Uiguren schildern. Die grosse Zahl verschiedenartiger Waffen, wie Schwerter, Lanzen, Dolche, Pfeile etc., die sich in allen Gräbern jener Epoche vorfinden, beweisen uns auf's Deutlichste, dass sie nicht mit einem friedlichen, industriellen Volke in Verbindung zu bringen sind, wie die Völker des Bronze-Zeitalters offenbar waren, sondern mit einem kriegerischen Volke, das mit seinen wilden Reiterschaaren alle seine Nachbarn beunruhigte und in Schrecken setzte, d. h. einem Volke, das den von den Chinesen geschilderten Türk-Völkern sehr ähnlich war. Man vergleiche, was die Chinesen von den Tukiu sagen: „Von Waffen haben sie Bogen aus Horn und pfeifende Pfeile, Lanzen, Säbel und

Digitized by Google

Schwerter. Die Tukiu schiessen sehr geschickt vom Berge herab. Streif- und Raubzüge unternehmen sie gewöhnlich vor dem Vollmond.“ Von den Hakas, die, wenn sie auch eigentlich kein türkisches Volk waren, dennoch sehr früh sich mit Türken vermischt und turkische Sitten angenommen hatten, berichten hingegen die Chinesen: „Im Kriege gebrauchen sie Bogen und Pfeile. Die Reiter bedecken ihre Hände und Füsse mit kleinen hölzernen Schildern. Sie haben ein Heer von 80000 Mann, das unter dem Oberbefehle von drei Feldherren steht. Die Männer ziehen zu Pferde, mit Bogen und Lanze bewaffnet, in den Krieg.“ Alle diese Angaben über die Waffen der alten Türk-Völker finden wir in den Graberfunden der Eisenperiode bestätigt, denn selbst Spuren von Panzerplatten fanden sich in den alten Gräbern am Berel. Die alten Kettenpanzer, die in verschiedenen Gegenden des Altai vorgefunden werden, stammen offenbar nicht aus dieser Periode, sondern sind viel später aus anderen Ländern eingeführt worden, da sie in ihrer Form vollkommen mit den Kettenpanzern, die im südlichen Theile von Asien gearbeitet wurden, übereinstimmen. Ein so kriegerisches Volk, wie die alten Turken, trug gewiss stets seine Waffen als Schmuck und so ist es nicht wunderbar, dass die Waffen, die steten Begleiter des Mannes, auch dem Todten mit in's Grab gegeben wurden, damit sie ihm auch im Jenseits als Schutz und Schirm dienen mochten. Die Schwerter der alten Turken waren bis 1 Arschin 18 Werschok lang, einschneidig und ein wenig gebogen. Ihre Lanzen bestanden aus einem mehrere Arschin langen Schafte, an dessen Ende meist eine lanzettförmige Eisenspitze befestigt war, also dieselbe Form hatte, wie die Naisa der heutigen Kasak-Kirgisen. Pfeile und Dolche dieser Periode habe ich oben schon genauer beschrieben.

Zu erwähnen ist hier noch, dass sich Schwerter, Dolche und Lanzenspitzen nur in den Gräbern der älteren Epoche des Eisen-Zeitalters vorfinden, während die Gräber der neueren Epoche am Abakan von Waffen nur Pfeilspitzen aufweisen. Dies deutet darauf hin, dass die Turken der letzten Epoche nicht mehr zu einem grösseren Volke gehörten, welches grosse Heere gegen den Feind ausrüstete. Die verschiedene Form der Pfeilspitzen, wie ich sie oben geschildert habe, beweist uns, dass die alten Turk-Stämme diese Waffen nicht nur im Kriege, sondern auch auf der Jagd verwendeten. Einige Pfeilspitzen sind so klein

dass sie offenbar zum Erlegen kleiner Thiere, wie Eichhörnchen, Hermelin, Zobel, Marder, Fuchs dienten, deren Fell man möglichst wenig beschädigen wollte. Zu gleichem Zwecke mögen auch einige stumpfe Holz- und Knochenpfeile gedient haben. Dass diese Thiere wirklich erlegt wurden, beweisen uns die in den Gräbern an der Katanda gefundenen Kleidungsstücke und die Angabe der chinesischen Annalen. Die Pfeile mit breiter Schneide dienten offenbar zum Erlegen von Vögeln: Gänse, Enten und Schwäne, wie auch Birk- und Auerhühner, die in grosser Anzahl im südlichen Altai, im Sojonischen Gebirge und in den anliegenden Steppen den Sommer zubringen. Sehr schöne Abbildungen von Jagdscenen bietet ein silberner Becher vom Jenissei, von dem uns eine Zeichnung Messerschmidt's vorliegt. Wir sehen hier mehrere Reiter, die vom Pferde herab jagen. Der eine schiesst nach einem über seinem Kopfe fliegenden Vogel, ein zweiter hält auf der linken Faust einen Jagdvogel, drei andere Reiter schiessen in verschiedener Stellung nach vor ihnen fliehenden Antilopen, während der sechste Reiter nach einem ihn anscheinend verfolgenden Raubthiere schiesst. Diese Jagdbilder werden noch durch Felsenzeichnungen am Jüs ergänzt, die sich neben den vorhererwähnten Zeichnungen der Bronzeperiode finden, aber durch Wahrheit der Darstellung von diesen unterscheiden und offenbar mit scharfen eisernen Instrumenten in den Felsen geritzt sind. In ihrem Charakter stimmen diese Zeichnungen mit denen des vorher erwähnten silbernen Bechers überein, so dass wir sie sicher den Völkern des späteren Eisen-Zeitalters am Jenissei zuschreiben können. Wir sehen hier neben anderen Jagdscenen dargestellt: berittene Jäger, die mit Bogen und Pfeil bewaffnet, Rehe, Hirsche, Elennthiere und Füchse verfolgen. Einer der Reiter verfolgt solche Thiere und sendet ihnen vom Pferde den todtbringenden Pfeil nach, indem er offenbar hoch im Sattel steht. An einer anderen Stelle ist die Jagd auf reissende Thiere dargestellt. Da sehen wir Tiger, Luchse, Wölfe und Bären. Diese wilden Thiere wagt der Jäger aber nicht vom Pferde herab anzugreifen, da er hier nicht sicher zu schiessen vermag und der vorbeigeschossene Pfeil ihm leicht den Tod bringen kann; er steigt vom Pferde, schleicht an das Thier auf Schussweite heran, lässt sich auf's rechte Knie nieder, stützt den Ellbogen des linken Armes auf die linke Knie, zieht mit der rechten Hand die Bogensehne bis

zur Schulter zurück, während er mit der linken Hand den Bogen hält, und sendet so den furchtbaren Feinden den sicher tödtenden Pfeil zu.

Es verdient einer besonderen Beachtung, dass sich in allen Gräbern des älteren Eisenzeitalters eine grosse Menge von Pferdeskeletten finden. So deckten wir, wie ich schon erwähnt, 16 Pferdeskelette in dem grossen Grabe der Berel-Steppe, in anderen Gräbern 8, 6 und 4 Pferde, ja in den kleineren Gräbern an der Katanda sogar 2—3 Pferde auf. Dieser Umstand sowohl wie auch die Felsenzeichnungen dieser Periode, die nirgends Fussgänger, sondern ausschliesslich Reiter darstellen, beweisen uns, dass die Völker der älteren Eisenperiode unbedingt Reitervölker gewesen sind, wie ja auch die chinesischen Annalen uns seit den ältesten Zeiten die Türkvölker als Reitervölker schildern. Dies kann uns nicht Wunder nehmen, denn überall, wo Turken auch in späterer Zeit in der Geschichte auftreten, erscheinen sie als berittene Horden, wie ja alle in den Steppen Westasiens verbliebenen Türken, die Kirgisen, Kara-Kirgisen, Karakalpaken und Turkmenen bis jetzt echte Reitervölker geblieben sind. Aber auch die nach Südsibirien verschlagenen Türk-Stämme haben diese Lebensweise nicht geändert, dies beweisen uns die Gräber der neueren Eisenperiode am Abakan, in denen sich überall zahlreiches Pferdegeschirr vorfindet, wie auch die Lebensweise und Sitten bei den Altajern und Katschinzen. Selbstverständlich gaben Reitervölker ihren Todten auch Reitzeug und Pferdegeschirre mit auf die weite Reise in's Jenseits.

Aus den in den Gräbern des Eisenzeitalters angetroffenen Alterthümern ist ersichtlich, dass die Völker des Eisenzeitalters von altersher Sättel und Steigbügel kannten. Ich habe selbst ein Paar Steigbügel in einem alten Grabe an der Buchtarma gefunden und in dem grossen Grabe an der Katanda fanden sich zwischen den vorherbeschriebenen, aus Holz geschnitzten Statuetten, Pferdchen mit Sätteln auf dem Rücken, deren vorderer Theil mit Goldblättchen verziert war. Die Hufe dieser Pferdestatuetten waren auch mit Goldblättchen überzogen. Vielleicht deutet dies darauf hin, dass die ältesten Völker des Eisenzeitalters auch die Hufe ihrer Pferde verzierten. Dass sie aber vielfach Zierath am Pferdegeschirr anbrachten, beweisen uns nicht blos Schnüre mit aufgezogenen Eberzähnen, die wir in einigen Gräbern an der Buchtarma am Halse von Pferdeskeletten auf-

fanden, sondern auch die hölzernen, mit Gold überzogenen Verzierungen aus dem grossen Grabe am Berel, die offenbar an der Mähne der Pferde befestigt waren. Ob man schon in ältester Zeit die Pferde beschlug, vermag ich nicht zu entscheiden, da ich nirgends Spuren von Hufeisen in den älteren Gräbern vorgefunden habe. Dass das Beschlagen von Pferden aber später bei Völkern des Eisenzeitalters Sitte war, beweisen uns in einem Grabe am Abakan vorgefundene Stücke von Hufeisen, die aus einer dünnen Eisenplatte mit Nagellöchern bestanden und den jetzt in China gebräuchlichen Hufeisen entsprechen. Ausserdem fanden sich aller Orten Pferdegebisse mit grossen Ringen an den Seiten und in den späteren Gräbern mit zierlich und sehr verschiedenartig geformten Seitenstangen. An den Ringen der Gebisse waren Seitenriemen befestigt und an diesen Querriemen. Zum Theil waren diese Riemen direct mit den Ringen des Gebisses verbunden, zum Theil durch metallene Beschläge. Alle Riemen des Zaumes waren mit Metallzierath belegt, der in den ältesten Zeiten bei Reichen aus aufgenähten feinen Goldblättchen oder starken massiven silbernen Beschlägen, die mit silbernen Nieten festgenietet waren, bei Aermeren aus ähnlichen kupfernen Beschlägen bestand. In späteren Perioden wurden auch eiserne, mit Gold oder Silber ausgelegte Riemenbeschläge angewendet, wie sie die reichen Kirgisen noch bis auf den heutigen Tag haben. Auf den Stirn- und Nasenriemen der Pferdezäume wurden oft runde Platten mit kleinen Schellen befestigt. Die Sättel der Völker des Eisenzeitalters hatten offenbar vorn einen breiten hohen Holzrand, wie ihn jetzt noch die chinesischen Sättel zeigen. Dieser war bei reichen Leuten mit Metallbeschlag verziert, der natürlich dem Riemenbeschlage entsprach. Am hinteren Theile des Sattels waren, wie mir vorgefundene Metallbeschläge bezeugen, seit den ältesten Zeiten zwei Riemen angebracht, die durch Ringe mit dem Schwanzriemen verbunden waren; in späterer Zeit wurden auch Brustriemen angewendet, dies beweisen uns auf's Deutlichste drei Metallbeschläge, die an einem grossen Ringe befestigt waren und die sich öfter in den abakanischen Gräbern der neueren Periode vorfinden. Die den Sattel haltenden Bauchriemen waren nur schmal, gerade wie sie noch heute die Reitervölker Asiens anwenden, das beweisen uns die bei den Pferdeskeletten vorgefundenen Bauchriemenschnallen. Die in der Mitte der Pferdeskelette im grossen

Grabe am Berel aufgefundenen Verzierungen aus Birkenrinde, die mit Goldblättchen überzogen waren, scheinen mir darzuthun, dass auf dem Rücken der Pferde Schabraken gelegen haben, die mit den Goldblättern verziert waren. Die Steigbügel haben meist sehr dünne Bügel, aber eine breite Sohle, die in der neueren Periode des Eisenzeitalters oft reich verziert wurde.

Die Hauptbeschäftigung dieses Reitervolkes war offenbar die Viehzucht, die sie auch veranlasste, ein Nomadenleben zu führen. Ausser den Pferden hielten sie, wie uns Felsenzeichnungen am Jüs und Jenissei beweisen: Schafe, Ziegen, Hornvieh und Kameele. Dasselbe melden uns auch die Chinesen von den Hakas: „Ihre Pferde sind hoch und stark, diejenigen gelten als die besten, welche miteinander zu kämpfen lieben. Sie besitzen auch Kameele und Rinder, und Rinder mehr als Schafe. Reiche Leute besitzen ihrer mehrere tausend.“ Von den Tukiu wird nur erwähnt, dass sie Schafe und Pferde opfern. Dann aber über die Lebensweise derselben: „Wenn auch Niemand einen festen Wohnsitz hat, so besitzt dennoch Jeder seinen Antheil Land.“ Ich habe schon erwähnt, dass gewiss diese Landantheile sich nur auf die Wintersitze beziehen. Die Weideplätze der einzelnen Aule waren, wie auch noch heute bei den nomadisirenden Kirgisen, überall familienweise vertheilt. Völker, die sich mit einer so ausgedehnten Viehzucht, wie die Chinesen von den Hakas erzählen, beschäftigen, können überhaupt nur ein Nomadenleben führen, da ihre Heerden sonst bald an Grasmangel leiden würden. Das Leben dieser alten Nomaden schildern uns die Chinesen sehr ausführlich bei Gelegenheit der Beschreibung der Sitten der alten Kaotsche (Uiguren), wo es wörtlich heisst: „Die Kaotsche nomadisiren von Ort zu Ort, je nach der Fülle von Wasser und Gras.“ Bei diesen Nomadenzügen benutzten die Kaotsche hohe zweiräderige Karren, was nach Angabe der Chinesen auch die Veranlassung gewesen ist, dass ihnen der Name Kao-tsche (hohe Wagen) gegeben wurde. Dass auch die Völker des Eisenzeitalters dergleichen Wagen benutzt haben, beweist uns eine Felsenzeichnung nicht weit vom Jüs, die einen verdeckten Karren mit zwei hohen Rädern darstellt, der mit einem Kameel bespannt ist.

Ausser der Viehzucht beschäftigten sich diese Völker des Eisenzeitalters noch mit dem Ackerbau, wie ihn ja noch jetzt alle türkischen Nomadenvölker betreiben. Sie bebauten gewiss in

ähnlicher Weise ihre Aecker in der Nähe der Winterplätze und liessen auf diesen einen Theil ihrer Knechte und Clienten zurück, während sie mit ihren Heerden im Kreislauf ihre Weideplätze durchzogen. An jenen Winterplätzen bauten die Hakas sich nach Angabe der Chinesen Hütten aus Birkenrinde (die sogenannten Alatschyk-üi der jetzigen Türken), während sie im Sommer in Filzzelten lebten. Wie verbreitet die Sitte der festen Wintersitze bei den alten Türken war, beweist uns unter anderem auch der Umstand, dass die jetzt angesiedelt lebenden Usbeken des Serafschanthales überall ihre Dörfer Kyschlak (d. h. Wintersitze) nennen. Eingehendere Nachrichten über den Ackerbau bei den alten Türken geben uns die Chinesen nur in Betreff der Hakas, die nach chinesischen Angaben Hirse, Gerste, Weizen und Hymalaja-Gerste gesäet haben sollen. Die Aussaat fand bei ihnen im dritten Monate und die Ernte im neunten Monate statt. Dass der Ackerbau bei den Hakas nicht in grosser Ausdehnung betrieben worden, ergiebt sich aus den wenn auch nicht wörtlich zu nehmenden Angaben der Chinesen: „Sie nähren sich von Fleisch und Stutenmilch, nur der Asho (Herrscher) isst Speise aus Getreide.“ Ich möchte dies so verstehen, dass nur reiche Leute (wie auch bei den Kirgisen noch heutzutage) Ackerbau treiben konnten, da sie allein im Stande waren, Jurten und Arbeiter während des Sommers bei den Ackerplätzen zurückzulassen und zu ernähren.

Auf die Beschäftigung mit Ackerbau und die Verwendung von Hülsenfrüchten bei den Völkern des Eisenzeitalters deuten auch mehrerorts vorgefundene Pflüge und Sicheln, wie auch runde Mahlsteine von Handmühlen und rauhe Steinplatten zum Zerreiben der Körner hin. Die Anwendung der Handmühlen bei den Hakas wird auch in den Annalen der Chinesen bezeugt. Die in der Abakan-Steppe, am Uimon und an der Buchtarma angetroffenen Anlagen alter Kanäle zur künstlichen Bewässerung der Steppe mögen zum Theil wohl auch von den Völkern des Eisenzeitalters herrühren, doch scheint es mir unwahrscheinlich, dass Nomadenvölker oft so bedeutende Bewässerungsanlagen hergestellt haben; sie haben gewiss bei Gelegenheit derartige Anlagen der früheren Einwohner (des Bronzezeitalters) zum grössten Theile wieder hergestellt und benutzt.

Nach Angabe der Chinesen haben die Hakas sich auch mit dem Fischfange abgegeben. Dass dies auch bei den Völkern

des Eisenzeitalters stattgefunden, beweisen uns im südlichen Altai in alten Gräbern vorgefundene Fischknochen, wie auch ein eisernes Instrument mit einem Widerhaken, das ich am Abakan auffand und für eine Harpune erklären möchte.

Was uns die Chinesen über die Kleidung der Hakas mittheilen, scheint zum Theil überhaupt der Kleidung der Völker des Eisenzeitalters zu entsprechen. Dies bezeugen von mir gefundene Kleidungsstücke aus den Gräbern der älteren Periode des Eisenzeitalters, die sich, dank dem Eise, in den Gräbern an der Katanda erhalten hatten.

Das erste dieser Kleidungsstücke ist ein runder Mantel mit langen, aber so schmalen Aermeln, dass es mir unmöglich scheint, dass man in diese überhaupt die Arme stecken konnte. Der Mantel war mit Zobelfell gefüttert, das sich an einzelnen Stellen vollkommen unverletzt erhalten hatte; der Ueberzug bestand aus Hermelinfellchen, die mit den Haaren nach aussen gekehrt waren. Diese Hermelinfelle waren roth gefärbt und in hufeisenförmige und vierkantige Stücke geschnitten, zwischen denen grüngefärbte Streifen desselben Fellwerkes genäht waren. Auf die schmalen, hufeisenförmigen grünen Pelzstreifen, die sich mit den Spitzen aneinanderreihten, waren überall bis zu elf runde, hölzerne, mit Goldblättchen überzogene Knöpfe genäht. Die zwischen den Hufeisen eingenähten Zacken waren mit ganz schmalen Lederriemen eingefasst, auf denen bei jedem Zacken 16 kleine viereckige Goldblättchen aufgenäht waren. Um den Hals und an den vorderen Seiten des Mantels waren in einer Breite von 4 — 5 Werschok 14 Reihen viereckiger dicht aneinandergefügter hölzerner Knöpfe genäht, die gleichmässig so mit Goldblättchen überzogen waren, dass immer vier Knöpfe durch ein Goldblatt bedeckt wurden. Acht Reihen ebensolcher Knöpfe umgaben den unteren Rand des Kleides. Auf den Schultern befanden sich ebensolche Streifen, aus 5 Reihen Knöpfen bestehend, an den Enden der Aermel ein Streifen von 8 Reihen und auf der äusseren Kante des Aermels von der Schulter bis zum Ende des Aermels 2 Reihen gleicher Knöpfe. Ebensolche feine Streifen von Knöpfen gingen aus jeder Aermelhöhle und von dem mittleren Theile des Kragens am Rücken bis zum unteren breiten Saume herab.

Das zweite Kleidungsstück ist von einer sehr merkwürdigen Form, die an unseren Frack erinnert. Es war ebenfalls mit

Zobelfell gefüttert, aber der Ueberzug bestand aus einem dunklen Seidenstoffe (die Farbe desselben mag wohl erst durch das lange Liegen gedunkelt sein). Den vorderen Theil dieses Kleidungsstückes bildet eine etwa bis zur Taille reichende Jacke ohne Kragen und mit einem bis zur Mitte der Brust reichenden spitzen Ausschnitte. Etwa in der Gegend der Hüften verlängert sich hinten der Rücken der Jacke in einen etwa $1^1/_2$ Fuss breiten Streifen, der gewiss bis zu den Knöcheln herabreichte. Eingefasst war das Oberzeug rund um den Hals und der ganze Saum des Kleides von einem etwa $1^1/_2$ Werschok breiten Lederstreifen, der an beiden Seiten mit feinen sägeförmigen Goldzacken benäht war. Auf den freien Raum zwischen diesen Goldzacken waren paarweise, etwa einen Zoll von einander entfernt, kleine kreisförmige Goldblättchen auf den Lederstreifen aufgenäht. Ein gleicher Lederstreifen lief von der Schulter an über die Brust bis zum äussern Rande des Kragens hin und ebenso über den Rücken etwa in der Höhe der Schulterblätter. Auch die Aermel waren mit einem ebensolchen Lederstreifen eingefasst. Von den Schultern abwärts waren auf der äusseren Aermelnaht und von den Schulterblättern abwärts auf der Naht des Rückenstückes halb so breite Lederstreifen gesetzt, die aber nur mit sägeförmigen Goldstreifen eingefasst waren.

Das dritte Kleidungsstück war ein Brustlatz, der ebenfalls mit Zobelfell gefüttert und mit Seidenzeug überzogen war; er hatte die Form eines Trapezes und war einfach mit einem Lederstreifen eingefasst, dessen Rand mit einem feinen goldenen Streifen verziert war. An die Ecken des schmalen oberen Randes waren gewiss kurze Riemen oder Bänder geheftet, die um den Hals gebunden wurden, während an den unteren Ecken längere Bänder befestigt waren, welche um die Taille geschlungen wurden. Die Chinesen erzählen uns zwar von den Hakas, dass bei ihnen nur die Frauen seidene und wollene Kleidung trugen; es scheint mir aber trotzdem, dass alle hier beschriebenen, an einem Orte gefundenen Kleidungsstücke männliche Kleider waren, da der Brustlatz zweifellos nur einem Manne angehören konnte. Dass ärmere Leute Schafpelze trugen, gerade wie die Chinesen uns über die Hakas berichten, beweisen uns die Ueberbleibsel eines solchen Pelzes in einem kleinen Grabe an der Katanda. Die Form dieses Pelzes liess sich leider aus dem Funde nicht erkennen, denn das Leder war ganz verfault und nur wenige

Fetzen waren unversehrt geblieben. Zwischen den Haaren des Pelzes hatten sich einzelne Stücke einer Hose erhalten. Dieselbe war aus einem ziemlich groben Handgespinnst gefertigt, in ihrer Structur offenbar dem aus Kameelgarn gewebten Örnök der Kirgisen ähnlich. Ganz unversehrt hatte sich der untere Rand eines Hosenbeines erhalten, er war so eng, dass man annehmen muss, diese Hose sei in engen Stiefeln getragen worden. An der einen unteren Seite war das Hosenbein aufgeschnitten und dieser Einschnitt sowohl wie auch der untere Rand selbst mit einer feinen Schnur benäht, deren Enden herabhingen und also wohl dazu dienten, den unteren Rand der Hose beim Knöchel zu befestigen. Die Schnur, mit der die Hose unten und in der Gürtelstelle eingefasst war, wie man aus einigen Stücken deutlich ersehen konnte, geflochten und nicht gedreht. In einem anderen Grabe fand sich ebendaselbst ein Filzstiefel oder Strumpf, dessen aus ganz feinem Filz gearbeitete Sohle durch und durch gesteppt war. Der obere Theil des Schaftes, der ungefähr $1^1/_2$ bis 2 Spannen lang war, war etwa 1 Werschok breit umgebogen. Ausser diesen Kleidungsstücken fanden sich bei zwei weiblichen Skeletten am Halse Spuren von schmalen, etwa 1 Werschok breiten Stehkragen aus recht feinem Zeuge, auf denen kleine runde und ovale Kupferblättchen reihenweise festgenäht waren. Diese Kupferblättchen waren zum Theil von derselben Form und Grösse wie einige im grossen Grabe gefundene Goldblättchen.

Von Hüten oder anderen Kopfbedeckungen habe ich in keinem Grabe des Eisenzeitalters Spuren angetroffen. Dahingegen fand ich in einem Grabe an der Buchtarma eine aus einem Goldblatte ausgeschnittene Figur eines Reiters, der anscheinend auf dem Kopfe eine spitze Mütze trug, die fast ebenso lang war wie die Hälfte des Oberkörpers. Auch einer der am Felsen am Jüs abgebildeten Reiter trug auf dem Kopfe eine spitze Mütze. Aehnlich schildern uns die Chinesen die Mützen der Hakas. Zu diesen Angaben stimmen auch die spitzen Mützen, welche drei der Reiter trugen, die auf dem vorerwähnten silbernen Gefässe, von dem uns Messerschmidt eine Zeichnung hinterlassen, abgebildet sind, nur sind diese Mützen viel kürzer als die Mütze des Felsenbildes. Hierbei will ich noch erwähnen, dass das Bein des oben erwähnten Reiters im Felsenbilde am Jüs von unten bis oben mit Querstreifen versehen ist; ich erkenne darin eine Nachbildung der Pelzstiefel, die aus den Fellstreifen

der Rehfüsse genäht werden und daher bunt gestreift sind. Solche Stiefel tragen manche Altajer noch heute über einem langen Pelzstrumpfe.

Die Schmucksachen aus Gold, Silber, Bronze und Kupfer, die sich in den von mir geöffneten Gräbern nur in geringer Zahl vorfanden, sind, wie ich schon oben erwähnt: Knöpfe, Gürtelbeschläge, Agraffen, Gürtelschnallen, auf Kleidungsstücke genähte Metallplatten, Fingerringe, Ohrringe, kleine Schellen und metallene Zopfverzierungen.

Absichtlich gebrauchte ich im Vorhergehenden meist den Ausdruck „Völker des Eisenzeitalters", weil meine Graböffnungen und die mir vorliegenden Alterthümer noch nicht hinreichen, diese Völker zu specialisiren. Offenbar waren die im Süden wohnenden Völker des Eisenzeitalters, die die grossen Steinschüttgräber zurückgelassen haben, türkische Völkerschaften, wie auch das Volk, das die neueren Gräber am Jenissei errichtete, Jenissei-Kirgisen oder Nachkommen der schon so früh türkisirten Hakas, da dieselben vom VI. bis zum XVII. Jahrhundert ununterbrochen die Thäler und Steppen am oberen Jenissei und am Abakan bewohnten. Ebenso scheinen mir die Gräber der östlichen Kirgisen-Steppe nach Norden bis zum mittleren Irtisch von Türkstämmen hinterlassen zu sein. Ob aber die Gräber des Eisenzeitalters am nördlichen Altai, zwischen Irtisch und Tscholym und an den Flussgebieten des Tobol, Ischim, des unteren Irtisch und der Tara ebenfalls von Türkvölkern zurückgelassen sind, ob sie von ugro-samojedischen Stämmen oder Jenissejern errichtet wurden, vermag ich in keiner Weise zu behaupten oder zu bestreiten. Zur Entscheidung dieser Frage bedarf es noch vieler Untersuchungen und Graböffnungen, die hauptsächlich am unteren Irtisch, im Gebiete des Tobol, in der nördlichen Kirgisensteppe, im Gebiete des mittleren Ob und am Tom vorgenommen werden müssten. Ebenso wichtig wäre die Untersuchung der Gräber der Mongolensteppe und zuletzt eine Oeffnung der reichen Grabfelder zwischen Buchtarma, Nor Saisan und der Stadt Sergiopol.

Während die Türken Mittelasiens durch die Berührung mit den südlichen Kulturvölkern zu einer höheren Stufe staatlicher Entwickelung emporstiegen, sank bei ihren nördlichen Brüdern und bei den ihnen unterworfenen Stämmen der Ugro-Samojeden und Jenissejer, die von jedem engeren Verkehre

mit den Nachbarn abgeschnitten waren, der frühere Kulturstandpunkt immer mehr herab; sie zersplitterten sich in kleine Stämme, die in ununterbrochenen Fehden und Kämpfen sich selbst vernichteten und zuletzt zu jener Unbedeutenheit herabsanken, in der die Russen sie im XVII. Jahrhundert in Sibirien vorfanden. Mit dem Niedergange der politischen Bedeutung dieser Völker und ihres Kulturstandpunktes nahmen natürlich auch der Reichthum und die Arbeitskraft derselben ab, so dass sie bald nicht mehr im Stande waren, ihren Todten hohe Grabmäler zu errichten. Es schwand bei ihnen zuletzt die Sitte des Aufschüttens der Todtenhügel gänzlich, und sie nahmen zum Theil die Beerdigungsweise der Mohammedaner, zum Theil die der Mongolen an. Dagegen scheint es, als ob in einzelnen Theilen Sibiriens sich die Sitte des Errichtens von Kurganen länger erhalten hat als in anderen, wenigstens kann ich dies von einem Theile nachweisen, wo die Errichtung der Grabhügel noch bis in's XVII. Jahrhundert fortgesetzt wurde. Ich meine die Gegend am Tscholym, nördlich von Mariinsk, wo ich die schon geschilderten Grabfelder neuester Epoche in grosser Anzahl vorfand.

Der Kulturstandpunkt der Tscholymbewohner des XVI. und XVII. Jahrhunderts war ungefähr derselbe, auf dem sich noch heute die meisten Eingeborenen Südsibiriens befinden. Wie die in den Gräbern vorgefundenen Gegenstände beweisen, verstand dieses Volk kleinere Gegenstände aus Kupfer und Eisen zu bearbeiten, denn es unterliegt keinem Zweifel, dass einzelne Messer, eiserne Pfeile und die aus Eisen- und Kupferblech geschmiedeten Kessel an Ort und Stelle gearbeitet wurden. Offenbar gewannen sie aber die Metalle, die sie verarbeiteten, nicht selbst, sondern erhielten Eisen und Kupfer in Form von Stangen und Blechen durch Vermittelung der russischen Kaufleute. Andere Gegenstände aus Eisen, Kupfer und Messing sind offenbar aus Russland eingeführt. Zu diesen rechne ich einige Messer, Beile, Scheeren u. s. w. und alle Schmucksachen, Fingerringe aus Messing, Ohrringe aus Messing, messingene Agraffen, Schnallen und auch Metall- und Glasperlen u. s. w.

Die reichlich vorgefundenen Waffen (knöcherne und eiserne Pfeilspitzen) beweisen uns, dass jene Völker sich mit der Jagd beschäftigte, die auch bis jetzt noch eine Hauptbeschäftigung der Einwohner jenes Landstriches ausmacht. Dass sie ausserdem Pferde besassen und dieselben zum Reiten benutzten, geht

by Google

aus den in den Gräbern aufgefundenen Pferdegebissen hervor. Ob sie noch anderes Vieh hielten, lässt sich aus den Gräberfunden dieser Epoche nicht nachweisen. Ob und wie man sich mit dem Ackerbau beschäftigte, ist nicht bestimmt anzugeben; Sicheln habe ich nirgends gefunden, vielleicht haben einige grössere Kelte aus Eisen, die offenbar eigene Arbeit waren, als Hacken zum Auflockern der Erde gedient. In diesem Falle hätten die alten Tscholymbewohner den Ackerbau nach Art der Schwarzvald-Tataren betrieben. Kleine eiserne Kelte derselben Form haben gewiss zum Ausgraben der Kandykwurzeln und Lilienzwiebeln gedient, die seit ältester Zeit ein Hauptnahrungsmittel der samojedischen Völker gewesen sind. Ausserdem habe ich von eisernen Instrumenten ein Schnitzeisen und mehrere kleine Kelte gefunden, die wohl zum Bearbeiten der Holzschalen benutzt wurden. Solche Holzschalen, einige mit Stiel, die offenbar als Trinkschalen gebraucht worden, fand ich in einigen Gräbern. Sehr vereinzelt fand ich die Scherben von irdenen Gefässen und zwar nur in den Grabhügeln, so dass diese wahrscheinlich aus einer späteren Zeit herrühren. Der Umstand, dass die alten Tscholymbewohner an Stelle der früheren irdenen Gefässe Kessel aus Eisenblech oder Kupfer und hölzerne Trinkschalen zu den Todten in's Grab legten, deutet darauf hin, dass dieses Volk nicht mehr verstand, irdene Gefässe zu arbeiten. In Betreff der Kessel ist noch zu erwähnen, dass die kupfernen Kessel aus einem Stücke getrieben sind. Die eisernen Kessel bestanden aber aus zwei Stücken, dem Rande und dem Boden, und beide Theile waren durch grosse Nieten aneinander befestigt. In einem einzigen Grabe fand ich einen eisernen Schuppenpanzer. Das Panzerhemd war mit einem rothen Wollenzeuge gefüttert, von dem ganze Stücken sich noch sehr gut erhalten hatten. Das Wollenzeug war sehr grob und den Wollgespinnsten der russischen Bauern ähnlich, so dass wir wohl annehmen können, dass es eigenes Fabrikat war. Ein Stück Leinenzeug, das sich in einem weiblichen Grabe am Tscherdat vorfand, ist zweifellos durch russische Handelsleute eingeführt worden.

Ueber die Kleidung der Tscholymbewohner lässt sich nach den bei den Skeletten aufgefundenen Spuren mit Bestimmtheit nur Folgendes sagen: Sowohl Weiber wie auch Männer trugen Mützen aus Rehfell; ihr Hauptkleidungsstück war ein Pelz aus den Fellen der Thiere, die sie auf der Jagd erlegten. Ihre

Stiefel waren aus Fell oder Leder gefertigt und reichten fast bis zum Knie, in der Sohle und unter dem Hacken waren Birkenrindenstücke befestigt, die meist nur die einzigen Ueberbleibsel der vollständig verwesten Stiefel waren. Die Frauen trugen Ohrringe und Fingerringe, am Halse häufig einen eisernen Ring, an dem lange Schnüre mit Perlen befestigt waren. Auch an den Zopfen waren Glasperlen befestigt. An der linken Seite trugen die Frauen ausserdem eine Agraffe oder einen Haken, an dem Perlenschmuck herabhing, an diesem Haken hing eine Tasche mit dem Nahwerkzeug, Fingerhut und Scheere. Die Männer trugen einen Gurt mit oder ohne Metallbeschlag und an der linken Seite ein in einer Holzscheide steckendes Messer. Auch an den Handen der Männer fanden sich Ringe aus Messing mit und ohne Glassteine.

Da die Einrichtung der Gräber am Tscholym mit der Grabeinrichtung der alten Völker des Bronzezeitalters übereinstimmt und weil ausserdem gerade in dem Gebiete dieser Gräber die Flussnamen darauf hinweisen, dass hier zuletzt Jenissejer gewohnt haben, so sind wir vielleicht berechtigt, anzunehmen, dass es Gräber der alten Arimen sind, die sich für Nachkommen des Volkes der Bronzeperiode halten. In einer früheren Abhandlung über die Urbewohner Sibiriens, die ich in dem „Malerischen Russland" veröffentlicht habe, hatte ich angenommen, dass es die Ugro-Samojeden waren, die sowohl die Gräber der alten Bronzeperiode wie auch die Gräber am Tscholym zurückgelassen haben, während ich der Ansicht war, dass die Jenissejer vor den Samojeden im wilden Zustande am Altai-Gebirge gehaust und keinerlei Spuren der Kultur zurückgelassen hätten. Ich habe diese meine Meinung nach genauerer Durcharbeitung der chinesischen Quellen geändert und zwar besonders aus dem Grunde, weil die chinesischen Annalen schon im VII. Jahrhundert die Samojeden als Wurzelesser und Waldbewohner bezeichnen und ihnen denselben Namen geben, den ihre Nachkommen im Sojonischen Gebirge bis auf den heutigen Tag führen, nämlich Dubo (= Tuba). Zu derselben Zeit erzählen sie aber auch von den nördlichen Nachbarn der am Jenissei wohnenden Kirgisen, den Gelotschi, und schildern selbige als Verwandte der blonden Kirgisen und als ein ackerbautreibendes Kulturvolk. Da also die Gelotschi im Altai offenbar als ein eine andere Sprache (als die türkisch sprechenden Kirgisen) redendes blondes Volk ge-

schildert werden und die von den Chinesen als blonde Völker bezeichneten Stämme Hochasiens offenbar alle untergegangen sind, so ist es viel wahrscheinlicher, dass alle diese Stämme zum Stamm der Jenissejer gehört haben, die ja auch sprachlich sich vollkommen von den schwarzhaarigen Ural-Altajern unterscheiden. Andere Beweise als die oben angeführten habe ich nicht und meine Annahme, die Jenissejer seien Nachkommen des früheren Kulturvolkes Sibiriens gewesen, ist lediglich eine Hypothese, die vielleicht einige Wahrscheinlichkeit für sich hat. Würde sich nachweisen lassen, dass die Völker, die im Altai schon eine bedeutende Kulturstufe erreicht hatten, später nach Westen gezogen sind und den Ural überschritten haben, so könnten diese Stämme ebensowohl Verwandte der blonden Finnen gewesen sein. Ja es ist sogar nicht unmöglich, dass einige indo-germanische Stämme, wie Ritter annimmt, bis nach Hochasien vorgedrungen sind, also vielleicht Germanen oder Slaven auch am nördlichen Rande Hochasiens eine gewisse Kulturstufe erreicht haben, aber später durch die von Süden eindringenden Horden vollkommen vernichtet wurden. So lange aber für die letzte Behauptung keine anderen Beweise vorgebracht werden können als die Bezeichnung „blondhaarig“ und „blauäugig“, halte ich meine Annahme für die wahrscheinlichere. Es wird leider wohl nie möglich sein, die Frage über die Abstammung der ältesten Bewohner Sibiriens zur Entscheidung zu bringen.

VIII.

Streifzüge zur chinesischen Grenze und in die westliche Mongolei und die dortigen Handelsbeziehungen zwischen Mongolen und Russen.

Reise zum chinesischen Piquet Sök im Jahre 1860. Der Jahrmarkt am Byraty, 1860. Reise zu den Sojonen am Kara Köl und meine Irrfahrt zwischen den Quellen des Kemtschik und Abakan im Jahre 1861. Reise über das Piquet Sök nach der Stadt Kobdo im Jahre 1870. — Die Handelsbeziehungen zwischen Russen und Mongolen an den östlichen Grenzen des Altaigebietes und ihre Zukunft.

Tagebuch während meines Aufenthaltes an der chinesischen Grenze, östlich von der Tschujasteppe (1860).

(Den 15. Juni.) Je mehr wir uns dem südlichen Randgebirge der Tschujasteppe näherten, desto deutlicher konnten wir bemerken, wie sehr die Berge jedes Baumschmuckes entbehren und in kahlen Wellen mit ihren schneeumsäumten Häuptern sich eintönig am Horizonte hinziehen. Todtenstille herrscht auf der weiten nackten Ebene, kein Vogelgezwitscher durchtönt die Luft, von Zeit zu Zeit nur huscht eine Feldmaus, ein Hamster oder ein Springhase unter meinem Pferde hervor, verbirgt sich aber sogleich in eines der zu Tausenden vorhandenen Löcher, welche die Steppenthiere überall gegraben haben. Einige Gazellen, die, vom Lärm unserer Karawane aufgeschreckt, eiligst das Weite suchen, viele am Boden liegende Schädel der Argali mit ihren riesigen, spiralförmig gewundenen Hörnern, und zahlreiche Schädel von Füllen, welche hier die Beute der in der Steppe umherschweifenden Wölfe geworden sind, sind die einzigen Spuren

von Leben in der weiten, öden Ebene. Abends spät erreichten wir den Fluss Jilmägän, dessen Ufer mit fusshohem Grase und niedrigem Gestrüpp bewachsen sind. Hier, am Fusse des Grenzgebirges, wurde das Nachtlager aufgeschlagen. Ein eisigkalter Wind fauchte durch die Thalschlucht, der uns zwang, uns in die Pelze zu hüllen.

(Den 16. Juni.) In aller Frühe aufgebrochen und den Weg am Jilmägän aufwärts fortgesetzt. Das Uferthal dieses Flusses ist sehr schmal und zu beiden Seiten erheben sich nackte, abgerundete Bergwellen. Sehr häufig hat sich der Fluss durch Felsen Bahn gebrochen, so dass sich der Weg an den Uferbergen entlang schlängelt; aber keinerlei malerische, romantische Bildungen der Felspartieen, meist nur Bergstürze und Geröll. Die Vegetation im Thale ist dicht am Flusse üppiger und fleckenweise bedeckt $1^1/_2$ Fuss hohes, grünes Gras die Flussufer. An den Bergwänden wächst nur spärliches, graugelbes Gras zwischen dem den Boden bedeckenden Geröll und Kies hervor, nur selten gewähren grüne, mit Zwiebelpflanzen bewachsene Flecke dem Auge einige Abwechslung. Die Temperatur ist hier trotz des Sonnenscheines nur wenige Grade über Null, so dass wir die Pelze den ganzen Tag über anbehalten. Unerträglich ist der ununterbrochene heftige Wind, gegen den auch nicht der dichteste Pelz zu schützen vermag. Das einzige Thier, das sich in dieser öden Wüstenei aufhält, ist das Murmelthier (Tarbagan), das zwischen den Felsblöcken seine unterirdischen Gänge angelegt hat. Das Pfeifen der ausgestellten Murmelthierwachen ist der einzige Laut, der die Todtenstille unterbricht. Skelette und Schädel von Argali, Moschusthieren und Wölfen trafen wir auch hier in grosser Zahl an.

Um die Mittagszeit wurde Halt gemacht, um uns durch eine Mahlzeit zu stärken. Unser Zelt aufzustellen, erlaubte uns der Wind nicht; so gab es denn kein anderes Mittel, uns vor dem schneidend kalten Sturme zu schützen, als dass wir uns platt auf der Erde ausstreckten, da der Luftzug bei der Unebenheit des Bodens dicht an der Erde bedeutend schwächer ist. In so unbequemer Stellung, auf dem Bauche liegend, nahmen wir unser aus Grütze bestehendes Mahl ein, das uns trotz aller Ungemächlichkeit nach dem anstrengenden Ritte vortrefflich mundete.

Je höher wir stiegen, desto mehr nahm die Vegetation ab. Als wir den höchsten Bergkamm erreicht hatten, war fast nirgends mehr das spärliche Gras zu entdecken, nur gelbes Geröll bedeckte den Boden. Hier verliessen wir den Jilmägän und setzten unseren Weg an einem kleinen Nebenflüsschen des Sök fort. Dieses Flüsschen war zu beiden Seiten von schwarzgrauen Schieferfelsen eingeengt, deren dunkle Farbe die unfreundliche Umgebung noch verdüsterte. Dem Wasserlaufe folgten wir wohl $1^1/_2$ Stunden lang. Der Himmel hatte sich mit schwarzen Wolken überzogen, es war schneidend kalt und ein feiner Schnee begann zu fallen; unter solchen Umständen ist es ganz verständlich, dass der mehrstündige Ritt in einer Schlucht zwischen schwarzen Felsen, die jegliche Fernsicht unmöglich machten, uns in eine böse Laune versetzte. Endlich öffnete sich das Thal des Sök und vor unseren Augen zeigten sich die am jenseitigen Ufer sich aufthürmenden eintönigen Bergwellen. Noch kurz vor Einbruch der Dunkelheit erreichen wir den Fluss Sök gerade an der Stelle, an der das chinesische Piquet am jenseitigen Ufer liegt. Das Piquet bot einen ebenso traurigen Anblick dar, wie die dasselbe umgebende Landschaft. Am linken Ufer des Flusses Sök standen etwa 8—10 Filzjurten, die vollkommen unbewohnt schienen, denn weder Menschen noch Thiere waren bei denselben zu sehen. Nur aus einer Jurte stieg ein dünner Rauch auf. Wir hatten erwartet, hier russische Kaufleute zu finden, aber keine Spur von ihnen zeigte sich am diesseitigen Ufer. Nachdem wir eine passende Stelle zum Aufschlagen des Zeltes gefunden hatten, liess ich die Pferde abladen und unser Lager aufschlagen. Etwa nach einer halben Stunde kam ein mongolischer Soldat zu uns herübergeritten und hielt mir eine lange mongolische Rede, von der ich nichts verstand. Da keiner meiner Führer des Mongolischen mächtig war, so konnte sich der Mongole nur durch Gesten verständlich machen. Wir vermochten aus diesen nur so viel zu entnehmen, dass irgend Jemand (ob Soldaten, ob Kaufleute?) jenseits des Sök nach Norden geritten sein musste. Als der Mongole das Vergebliche seiner Mühe, sich uns verständlich zu machen, eingesehen, drehte er sein Pferd kurz herum und ritt, ohne sich um uns weiter zu kümmern, in das Piquet zurück. Unsere Lage schien uns hier keineswegs angenehm. Fast 150 Werst von den Dwojedaner-Jurten entfernt, befanden wir uns an der Grenze eines Reiches,

Digitized by Google

das wegen seiner Gastfreundschaft gegen Fremde keineswegs berühmt ist, ohne Waffen und nur beschützt von 8 Dwojedanern, welche die den Chinesen unterworfenen Türböten, die hier überall in der Nachbarschaft wohnen, wie das Feuer fürchten und bei der blossen Annäherung derselben sogleich das Weite gesucht hätten. Da die Kalmücken offen die Befürchtung aussprachen, es möchten ihnen in der Nacht die Pferde gestohlen werden, so rieth mein Kosak zur Rückkehr. Aber wie konnten wir zurück? die Pferde waren heute zu sehr angestrengt und Weideplätze sehr weit entfernt! Ich liess deshalb das Zelt aufstellen, nach drei Seiten Feuer anzünden und befahl, dass bei jedem Feuer eine Wache aufgestellt werde. Den Pferden liess ich Vorder- und Hinterfüsse fesseln und sie dicht beim Zelte an Pflöcke binden.

(Den 19. Juni.) In der Nacht zeigte sich nichts Gefährliches, die Wachtposten theilten nur am Morgen mit, dass die Mongolen uns gegenüber am jenseitigen Ufer des Flusses einen Wachtposten ausgestellt hatten. In der Nacht hatte der Wind noch zugenommen und es war so kalt, dass wir uns kaum erwärmen konnten. Der Name des Flusses und des Piquets: Sōk, d. h. „kalt", ist ihnen mit Recht ertheilt worden. Wenn es hier im Juni so kalt ist, wie mag es erst im Herbst, Frühling und Winter sein. (Sōk liegt 8500 Fuss über dem Meeresspiegel.) Als wir aufgestanden waren und eben unseren Thee einnahmen, meldete einer meiner Führer, dass sich am jenseitigen Bergrücken vier Reiter zeigten, die auf das Piquet zuritten. Als ich aus dem Zelte trat, sah ich, wie sie durch das Piquet ritten, dann über den Fluss setzten und auf unser Lager zukamen. Zwei dieser Reiter erkannte ich sogleich als Altajer, die anderen beiden waren mongolische Soldaten. Die Altajer meldeten uns nun, dass der chinesische General-Gouverneur, der ungefähr 15 Werst von hier sein Lager aufgeschlagen, von den russischen Kaufleuten erfahren habe, dass ein russischer Beamter hier am Piquet angekommen sei; er liesse mich bitten, mit ihm zu frühstücken. Falls ich die Einladung annähme, müsse ich mich aber beeilen, denn der Gouverneur müsse in einer Stunde abreiten. Ich trieb meine Leute zur Eile an, trotzdem ging es mit dem Aufbrechen nicht so schnell, wie ich gewünscht hatte, denn die Kalmücken hatten unsere Pferde bei Sonnenaufgang losgelassen

und nun verging über dem Einfangen und Satteln wohl eine Stunde. Nach einer halben Stunde kam eine zweite Botschaft, die mich wieder zur Eile aufforderte. Um den chinesischen Beamten noch anzutreffen, liess ich die zwei bis dahin eingefangenen Pferde satteln und ritt in Begleitung meines Kosaken und eines mongolischen Soldaten über die Grenze. Meine Frau liess ich mit meinen Dwojedaner-Führern im Lager zurück.

Auch jenseits der Grenze änderte sich der Charakter der Landschaft nicht. Ich fand dieselben graugelben Bergwellen, die zum Theil auf den Gipfeln mit Schnee bedeckt waren. Dieselbe Todtenstille überall. Nach Südosten scheint sich das Gebirge immer höher aufzuthürmen, dort sind hohe Schneeberge, die sich in ununterbrochener Kette fortsetzen. Nur wenige ganz unbedeutende Bäche winden sich zwischen den von mir passirten Hügelwellen hindurch. Nirgends war eine Spur von menschlichen Wohnstätten zu erblicken.

Ungefähr um 11 Uhr langten wir bei einem kleinen Flüsschen an, wo das Lager stand. Leider kam ich zu spät, der Gouverneur war schon aufgebrochen und nur in der Ferne konnte man noch den ihn begleitenden Reitertrupp sehen. Hier im Lager herrschte ein buntes Treiben, denn Alles bereitete sich schon zum Aufbruch vor. Am östlichen Theile desselben standen wohl 10 Leinwandzelte russischer Kaufleute, welche, wie mir mitgetheilt wurde, der chinesische Gouverneur selbst dorthin berufen, und bei denen er bedeutende Einkäufe, gegen 2000 Theeziegel (etwa 3000 Rubel), gemacht hatte. So wie der Gouverneur, so sollen alle chinesischen Beamten, die auf der Grenze stationirt sind, sich mit dem Handel beschäftigen. Weiter ab von den vorher erwähnten Leinwandzelten der russischen Kaufleute standen etwa 20 Filzjurten der mongolischen Soldaten. In einer dieser Jurten empfing mich der commandirende Offizier der hiesigen Grenzpiquete, welcher den Titel eines *Ka* führen soll. Er kam mir bis zur Thür seiner Jurte entgegen und führte mich feierlich bis zum Platze links von der Thür. Vielmals bat er mich mit sehr ceremoniösen Complimenten um Verzeihung, dass er mich hier nicht bewirthen könne, da er sogleich von hier aus zum Sök aufbrechen müsse, lud mich aber ein, ihn im Piquet zu besuchen.

In der Jurte fand ich zwei chinesische Beamte, beide waren, wie sie mir selbst sagten, Mandschu. Der eine, der vorerwähnte

Ka, war Commandirender aller Piquets hiesiger Gegend, der andere wurde Dsurgan genannt und mir als Revisor des Grenzgouvernements bezeichnet. Beide sind, wie man mir sagte, Militär-Offiziere, dies könne man an den an den Mützen befestigten Eichhornfellen erkennen. Der Ka, ein Mann von etwa 50 Jahren mit markirtem, ernstem Gesichte und starkem, lang herabhängendem Schurrbarte, trug dunkle Oberkleider aus Tuch und Beinkleider aus lila Sammet. Im Gürtel trug er einen chinesischen Säbel in rother Tuchscheide. Der Dsurgan, ein viel jüngerer Mann, hatte hellblaue Oberkleider aus Tuch mit hellbraunen Aufschlägen und trug keinen Säbel. Auf dem Kopfe trugen beide die gewöhnliche chinesische Mütze. Auf der Mütze des Ka war eine grosse hellblaue Elfenbeinkugel befestigt, während sich auf der Mütze des Dsurgan eine weisse Elfenbeinkugel befand.

Nach einer Viertelstunde war Alles zur Rückkehr bereit und wir ritten zusammen mit den Kaufleuten zum Piquet am Flusse Sök zurück, wo wir uns von den chinesischen Beamten verabschiedeten. Nach Tische kamen die chinesischen Offiziere zu uns herüber und ich bewirthete sie mit Thee und Madeira, die einzigen Leckerbissen, die ich besass. Der Wein schien den Herren sehr zu munden und der Dsurgan fragte uns, ob sich nicht aus diesem Getränke eine sehr nützliche Medizin anfertigen lasse. Bei diesem Besuche bemerkte der Dsurgan meine Uhr und fing an, darauf zu bieten: ich nannte ihm den Preis, den sie mich gekostet hatte und erklärte mich bereit, sie ihm dafür abzulassen. Nach einer Stunde brachen die Offiziere auf und luden mich und meine Frau zum Abendessen ein.

Kurze Zeit darauf bekamen wir viele Gäste, die mongolischen Soldaten kamen in grosser Menge an das diesseitige Ufer, theils um mit den Kaufleuten, die jetzt nicht weit von uns ihr Lager aufgeschlagen hatten, zu handeln, theils um uns, besonders meine Frau, zu sehen. Sie waren alle sehr ehrerbietig und musterten uns vom Kopf bis zu den Füssen, besahen jeden Knopf und erkundigten sich nach den Preisen von allen uns gehörigen Gegenständen; die hiesigen Mongolen scheinen ein gutmüthiges, freundliches Volk zu sein.

Alle hier im Piquet wohnenden Mongolen sind vom Stamme Chalka; ihre Physiognomie unterscheidet sich wenig von der der Dwojedaner und Altajer: dieselben schiefliegenden Augen und

hervorstehenden Backenknochen und die nach hinten gedrückt Stirn. Sie sind aber grösser als die Altajer und ihre Bewegunge zeigen mehr Lebendigkeit und Feuer. Sie tragen das Ha ganz wie die Altajer; ihre Kleidung ist zwar genau nach eine Schnitte, aber in der Farbe verschieden. Sie tragen lang Kaftane von rothem, gelbem oder grünem Baumwollenzeug gewöhnlich mit schwarzem Kragen und kleinen, runden Messing knöpfen. Auf dem Kopfe haben sie chinesische Mützen, di entweder mit schwarzem Sammet oder mit Fellwerk besetzt sind Die Spitze der Mütze ist aus rothem Zeuge und der Knopf au Leder, bei zweien oder dreien bemerkte ich Glaskugeln wie be den Schülängi der Dwojedaner, was ein Abzeichen der Unteroffi ziere sein soll.

Den Nachmittag brachte ich im Piquet zu, theils betrachtet ich die Jurten der mongolischen Soldaten, theils wohnte ich den Tauschhandel der Kaufleute bei. Gegen Abend begaben wi uns zur Jurte des Dsurgan, die im Inneren sehr sauber und freundlich eingerichtet war. Die Wände und der Fussboden waren überall mit Teppichen bedeckt. In der Mitte der Jurte stand ein chinesischer Dreifuss oder vielmehr Vierfuss, denn die eisernen Dreifüsse der Chinesen bestehen aus vier eisernen Stäben um die drei bis vier eiserne Reifen gelegt sind. Diese Dreifüsse sind für die hiesigen Verhältnisse sehr praktisch, da hier trockener Mist das einzige Brennmaterial ist; denn die Reifen des Drei fusses halten das Brennmaterial und die glühenden Kohlen zu sammen und gestatten trotzdem den Zutritt der Luft von allen Seiten. Vom Feuer an bis zur Thür, d. h. in der vorderen Hälfte der Jurte, standen an den Wänden Kisten und Säcke hinter Teppichvorhängen. Der hintere Theil der Jurte ist das eigentliche Wohnzimmer des Offiziers, hier war der Boden ge dielt und wohl $^1/_2$ Fuss erhöht. In der Mitte dieses Raumes stand ein aus Brettern zusammengeschlagener Reisetisch, und an den drei Seiten desselben waren niedrige, etwa $1^1/_2$ Fuss hohe Bänke aufgestellt. Die Bänke sowohl wie auch der Fussboden waren mit Fellen belegt. Meine Frau, ich und die beiden Offiziere nahmen an den vier Seiten des Tisches Platz. Vor Jeden wurden jetzt kleine Zinnteller von etwa 3 Zoll Durchmesser und Stäbchen von Elfenbein gelegt. Da wir mit den letzteren nicht recht zu Stande kamen, gab uns der Dsurgan zierlich gearbeitete Gabeln aus Draht und silberne Löffel an

feinen Elfenbeinstielen. Die letzteren waren in Form der russischen Theesiebe gearbeitet.

Zuerst wurde in Wasser gekochter Reis aufgetragen, dann Suppe in grösseren Näpfen, darauf verschiedene Fleischspeisen aus Hammel- und Kalbfleisch und vielerlei frische Gemüse und Salate. Wir zählten im Ganzen 18 verschiedenartig zubereitete Gänge. Alle Speisen schmeckten, der reichlich beigemischten Zwiebeln und Gewürze wegen, sehr scharf, aber durchaus nicht unangenehm. Uns, die wir nun schon eine geraume Zeit von Hammelbrühe und Grütze gelebt hatten, erschienen dieselben sehr lecker und wohlschmeckend. Fleisch und Gemüse waren in ganz feine Scheiben geschnitten und sehr zierlich servirt. Zwischen jedem Gerichte wurde in einer silbernen Flasche warmer Branntwein herumgereicht. Der Hals dieser Flasche lief nach Art unserer Kindersaugfläschchen in eine feine Röhre aus, so dass man den Branntwein einsaugen musste; der Branntwein war so stark, dass man nur wenige Tropfen davon geniessen konnte. Das Mahl war trotz der schwierigen Verhältnisse ausgesucht und es bewies, dass die Chinesen grosse Feinschmecker sind, denn das Herbeischaffen von Gemüsen und anderen Leckerbissen zum Sök muss mit grossen Schwierigkeiten verknüpft sein. Der Kaufmann, der mir als Dolmetscher diente, erzählte mir, dass der Offizier täglich so speise, wöchentlich sende er ein Kameel zur Stadt Kobdo, um das für seine Küche Nothwendige zuzuführen. Der Dsurgan, der ununterbrochen umherreist, führt eine eigene Jurte als Küche mit sich. Der Gouverneur soll 5 Kameele mit Küchengeräth und Speisevorräthen für seinen eigenen Bedarf mit sich geführt haben. Nach eingenommener Mahlzeit begaben wir uns zur Jurte des Ka, wo der Thee servirt wurde. Diese Jurte war bei weitem nicht so gut eingerichtet wie die Jurte des Dsurgan; sie ist grösser als diese und besteht aus zwei Zimmern, die aus zwei dicht nebeneinander gestellte Filzjurten, welche durch eine Thür miteinander verbunden sind, gebildet werden. Der hintere Theil des ersten Zimmers hat ebenfalls einen gedielten, etwas erhöhten Fussboden, und befindet sich hier das Bett des Ka und mehrere kleine Schränke. Ueber dem Bette war an einer Stange ein eiserner Napf angebracht, in welchem eine Talglampe brannte.

Der Thee wurde ohne Zucker getrunken; da der Offizier aber bemerkte, dass er uns ungesüsst nicht schmeckte, liess er uns

Krümelzucker reichen. Als Imbiss wurden recht wohlschmeckende Kuchen und getrocknete Früchte gereicht.

Leider theilten mir die Offiziere nur wenig über die hiesigen Verhältnisse mit, und zwar war die Zurückhaltung als eine absichtliche zu erkennen.

Die Mandschuoffiziere werden aus Peking auf drei Jahre in diese entfernten Gegenden des Reiches geschickt; dabei ist ihnen nicht gestattet, ihre Familie mit sich zu nehmen. Der Ka seufzte jedesmal, wenn man ihn nach seiner Familie und Heimath fragte. Es muss auch in der That eine schreckliche Qual sein, drei Jahre allein in einer so unwirthsamen Gegend und nur von ungebildeten mongolischen Soldaten umgeben zubringen zu müssen. Die Gehälter der Offiziere sind sehr niedrig, daher sind sie auch gezwungen, auf eigene Rechnung Handelsgeschäfte zu unternehmen. Sie kaufen von den russischen Kaufleuten Tuche und Eisengeräthe und von den Kalmücken Maralhörner und zahlen dafür Theesteine, Seide, Tabak, Murmelthier und Zobelfelle. Wie die Offiziere, so treiben auch alle Piquetsoldaten Handelsgeschäfte.

Im Laufe des Nachmittags hatte der Dsurgan schon mehrmals meine Taschenuhr betrachtet und mir einen billigeren als den von mir geforderten Preis geboten; da ich aber von meinem Preise nicht abgehen wollte, waren wir nicht handelseinig geworden. Spät am Abend kam er noch einmal zu meinem Zelte und liess mir nicht eher Ruhe, bis ich ihm die Uhr um einige Theesteine billiger abliess. Am Abend wurde bei meinem Zelte ein Feuer angefacht, da nur ich Brennholz besass, und um dasselbe versammelten sich die Kaufleute und viele mongolische Soldaten und sangen und tanzten bis spät in die Nacht hinein.

(Den 18. Juni.) Mangel an Proviant zwang mich schon am nächsten Tage zur Rückkehr. Ich besuchte am Morgen die Offiziere, verabschiedete mich von ihnen und verbrachte den übrigen Theil des Vormittages bei den mongolischen Soldaten des Piquets. Hier erhielt ich wenigstens einige Nachrichten über die hiesigen Grenzpiquets.

Um die Grenze zu bewachen und sowohl den Uebergang der Dwojedaner auf chinesisches Gebiet, wie auch den der Türbot auf russisches Gebiet zu verhindern, ist an den Quellen der Tschuja, wo beide Völkerschaften zusammenstossen, eine

Digitized by Google

ganze Reihe von Wachtposten errichtet. Diese haben ausserdem den Zweck, die sehr berüchtigten Türböt-Stämme in Ordnung zu halten, den Tribut, den die Dwojedaner dem chinesischen Kaiser zu zahlen haben, in Empfang zu nehmen und diese, die in ihren inneren Angelegenheiten unter chinesischen Gesetzen stehen, zu beaufsichtigen.

Die drei Hauptpiquets sind hier an den Flüssen Sōk, Kāk und Jystyt (jüs-tyt = 100 Lärchenbäume). Jedes dieser drei Piquets hat einen mongolischen Offizier als Kommandanten und über alle steht der Mandschu-Beamte Ka, der am Sōk seinen Sitz hat und viermal jährlich die übrigen Posten revidiren muss. Ausserdem ist noch eine ganze Reihe kleiner Posten südlich an der Grenze aufgestellt, diese werden aber nur von niederen Beamten befehligt.

Das Piquet Sōk ist das stärkste, es sind hierselbst über 100 Soldaten stationirt. Die Soldaten sind sehr schlecht bewaffnet, die meisten führen nur Säbel und Bogen. Feuergewehre sind nur vier im Piquet Sōk vorhanden. Sie erhalten hier kein Pulver aus China, sondern kaufen dasselbe unter der Hand von russischen Kaufleuten. Der eine Offizier war naiv genug, mich um Pulver zu bitten, fügte aber, da er das Unpassende seiner Bitte selbst einsah, sogleich hinzu, dass der hier erwartete Pulvertransport aus dem Inneren noch nicht eingetroffen, und dass das Pulver der Soldaten für sein Gewehr zu grob sei. Offiziere, wie auch Soldaten, werden auf 3 Jahre hierher kommandirt. Sie erhalten ihre Löhnung jährlich in zwei Raten und zwar nicht in Silber, sondern in Theesteinen, die hier ungefähr im Preise von $1^1/_2$ Rubel stehen.

Nachdem ich mich vom Ka und Dsurgan gegen Mittag verabschiedet, ritten wir in Begleitung des Kaufmanns Giloff ab. Wir kehrten nicht auf demselben Wege zurück, sondern auf einer kürzeren, das Grenzgebirge mehr westlich durchschneidenden Strasse. Zuerst durchritten wir den Sōk und blieben etwa 15 Werst auf chinesischem Gebiete. Während dieser ganzen Strecke sahen wir uns in geringer Entfernung von 4 bis 5 mongolischen Soldaten verfolgt, die uns nachgeschickt waren, um uns an einem weiteren Vordringen auf chinesischem Gebiete zu verhindern. Nach etwa dreistündigem Ritte langten wir bei einem aus Steinblöcken und Argali-Hörnern aufgestellten Grenzzeichen an. Bis hierher war der Weg fast ununterbrochen

bergauf gegangen. Jetzt traten wir in das Gebiet des Flusses Tsagan Burgasun ein, dem wir nun in seinem Laufe nach Norden folgten. Erst als wir am Abend das Grenzgebirge der Tschuja-Steppe erreicht hatten, schlugen wir unser Nachtquartier in der Nähe einiger Dwojedanerjurten auf.

Der Charakter der Landschaft war auf der ersten Hälfte des Weges ohne die geringste Veränderung, dieselben hohen, kahlen Bergwellen, weiter südlich zog sich ein hoher Bergrücken, der mit Schnee bedeckt war, hin. In der Folge passirten wir bedeutende Schneefelder von 8 bis 10 Werst Länge. Auf der Höhe herrschte empfindliche Kälte und ununterbrochen wehte derselbe eiskalte Wind. Je mehr wir zum Tsagan Burgasun herabstiegen, desto freundlicher wurde die Natur, die Uferfelsen zeigten hier oft wildromantische Formen und die Thalebene war mit grünem, frischem Grasteppich bedeckt, ja selbst einzelne Bäume wurden am Ufer des Flusses sichtbar; zuletzt war die Ebene dicht mit Gestrüpp bewachsen und in den Bergspalten war von Zeit zu Zeit ein kleiner verkrüppelter Lärchenbaum zu sehen. Unseren heutigen Ritt berechne ich etwa auf 70—80 Werst.

(Den 19. Juni.) Da wir heute nur 40—50 Werst zu reiten hatten, so eilte ich nicht mit dem Aufbruch, sondern verliess erst gegen Mittag bei herrlichem Wetter mein Nachtquartier. Nach Zurücklegung weniger Werst hatten wir die offene Steppe erreicht und sahen in weiter Ferne die Waldungen des Koschagatsch vor uns liegen. Obgleich der Weg zu der Waldung höchstens 10 Werst weit erschien, war die Angabe des Kaufmannes doch richtig, denn wir trafen trotz unseres ununterbrochenen Rittes erst spät am Abend bei den russischen Magazinen am Koschagatsch ein. Der Weg war gut und eben, nur hatten die kleinen Steppenthiere überall den Boden durchwühlt, was ein öfteres Stürzen der Pferde veranlasste. Etwa 25 Werst von Koschagatsch entfernt stürzte mein Pferd, da es mit einem Vorderfusse in eines der Löcher trat, und ich fiel über den Kopf des Pferdes mit dem Gesichte auf den harten Boden, so dass ich einige Minuten besinnungslos liegen blieb.

Den 20. bis 28. Juni brachte ich in den Magazinen der Kaufleute von Koschagatsch zu, da wir den Jahrmarkt erwarten

Digitized by Google

wollten. Am 28. Juni wurde uns endlich die erfreuliche Nachricht gebracht, dass die mongolischen Soldaten angelangt seien und dass Tags darauf der Jahrmarkt beginnen werde.

Die mongolischen Soldaten machen nämlich etwas nördlich von der chinesischen Grenze am Baichan Tasch (Zeltfelsen) Halt und benachrichtigen von dort aus die Saisane, dass das Heer gekommen sei und der Handel beginnen könne, und der Saisan seinerseits lässt diese Nachricht den russischen Kaufleuten zukommen. So geschah es auch in diesem Jahre. Wir liessen daher schon am Abend unsere Sachen packen, um früh morgens aufbrechen zu können.

(Den 29. Juni.) Reise sehr früh angetreten. Der Weg, den wir einschlugen, war von mir schon zweimal zurückgelegt; zuerst wandte er sich direct nach Süden bis zum Tsagan Burgasun und dann nach Südosten zu den südlichen Grenzgebirgen. Am Nachmittag erreichten wir unseren Bestimmungsort am Flusse Byraty. Auf dem ganzen Wege derselbe einförmige Steppencharakter ohne Leben und Abwechslung.

Die letzten fünf Werst ging der Weg dicht am Fusse der südlichen Grenzhügel entlang. Der Byraty selbst ist ein kleines, wohl nur 10 Fuss breites Flüsschen; seine Ufer sind meist sumpfig und mit hohem, feinem Grase bewachsen. Als wir den letzten Hügel am Byraty erstiegen hatten, bot sich dem durch die eintönige Landschaft gelangweilten Auge unerwartet ein reizender Anblick dar: das bunte Gewühl des Jahrmarktes, der jenseits des Hügels das breite Thalbecken des Byraty einnahm, lag plötzlich vor unseren Augen und diese bedurften einiger Ruhe, um sich in dem Gewirr zurecht zu finden.

Der Thalkessel des Byraty ist hier wohl eine halbe Werst breit und mit einem hellglänzenden grünen Rasenteppich bedeckt; das Flüsschen selbst schlängelt sich in vielen Windungen wie ein Silberfaden hindurch. Im Vordergrunde weideten Kameele, Pferde- und Rinderheerden im buntesten Gewirr durcheinander; im Hintergrunde liegen die Zelte des Jahrmarktes zerstreut umher. Rechts vom Flusse standen gegen zwanzig blaue Zelte, die uns als Zelte der Mongolen bezeichnet wurden. Hinter diesen Zelten waren Berge von Pelzwerk aufgeschichtet, die von einer Abtheilung Soldaten bewacht wurden. Etwas weiter südlich nach rechts zogen sich in mehreren Reihen die

weissen Zelte der russischen Kaufleute hin. Ganze Linien von beladenen Kameelen standen vor den Zelten; hier wurden Waaren abgeladen, dort grosse Packete in die Zelte getragen, überall herrschte der grösste Eifer, denn Alles war bemüht, noch heute mit der Aufstellung der Waaren in Ordnung zu kommen.

Noch weiter im Hintergrunde befanden sich am Fusse des Grenzhügels zwei getrennte Zeltlager, das der Sojonen und der Türböten. Die Mongolen und Sojonen schienen schon ihr Tagewerk vollendet zu haben, denn sie lustwandelten schaarenweise zwischen den russischen Zelten umher. Die grelle, bunte Kleidung der Lustwandelnden verlieh dem ganzen Bilde ein eigenthumliches farbenbuntes Aussehen. Wir konnten von dem Hügel aus die verschiedenen Völkerschaften deutlich unterscheiden. Die Mongolen waren in rothe und gelbe lange Röcke gekleidet und trugen Mützen gerade wie die Piquet-Soldaten. Die Türböten hatten hohe Pelzmützen mit viereckigen Deckeln und blaue oder grüne Röcke. Die Sojonen endlich waren an ihrer ärmlichen Kleidung deutlich zu erkennen; in Pelzen ohne Ueberzüge oder auch halb nackt, sahen sie zwischen den übrigen sehr stattlich Gekleideten wie ein Haufen von Bettlern aus.

Der Saisan hatte für uns mitten auf dem Jahrmarkte zwei Jurten aufstellen lassen, eine für den Sassjedatel aus Biisk, die andere für mich. Nachdem wir uns in unserer Jurte recht behaglich eingerichtet und vor unserer Jurtenthür Platz genommen hatten, versammelte sich bald ein ganzer Haufen von Lustwandelnden um uns herum. Einige Saisane der Türböt und Sojonen, die an ihren Mützenknöpfen zu erkennen waren, traten an uns heran und boten mir aus kleinen Glas- oder Steinfläschchen ihren Schnupftabak an, den ich zum Scheine dankbar annahm. Die Sitte des Tabakschnupfens ist, wie ich jetzt erkenne, von China aus in den Altai eingedrungen und besonders unter den Dwojedanern verbreitet. Man hat den Schnupftabak in kleinen Fläschchen mit enger Oeffnung, in welcher ein Stöpsel mit einem kleinen Löffel steckt. Mit diesem Löffel legt man den Tabak auf die Rückseite des Daumens und zieht denselben von dort aus in die Nase ein. Bei den Sojonen und Türböten scheint das Ueberreichen des Schnupftabakfläschchens der Pfeifenceremonie der Altajer und Dwojedanern zu entsprechen.

Digitized by Google

(Den 30. Juni bis 9. Juli.) Am andern Morgen öffneten die russischen Kaufleute ihre Waarenlager; die Mongolen, Türböten und Sojonen fanden sich schon in aller Frühe schaarenweise mit Packeten von Murmelthierfellen unter dem Arme auf dem Markte ein und feilschten mit ihrer Waare bis spät in die Nacht hinein. Die russischen Kaufleute lassen wenig von dem bestimmten Preise ihrer Waaren ab, und das thun sie auch nur dann, wenn der Käufer mehrere Gegenstände auf einmal nimmt. Sie wissen es bei der Behandlung verschiedener Objecte so schlau einzurichten, dass der Käufer die Uebervortheilung nicht merkt und des eingebildeten Vortheiles halber immer mehr und mehr kauft. Ein Beispiel möge das deutlicher zeigen: Angenommen, der Käufer fragt nach dem Preise eines Beiles. Der Kaufmann fordert 6 Murmelthierfelle. Der Käufer bietet deren vier. Der Kaufmann erwidert: „Wenn du 2 Beile nimmst, so gebe ich sie für 11 Felle.“ Der Käufer bietet 10 Felle. Nun sagt der Kaufmann: „Nimm noch diesen Kasten, er kostet 10 Felle, so gebe ich dir Alles für 20 Felle.“ Zu dem Kasten kommt noch ein Kasten, darauf ein Leder, Tuch und Daba, bei jedem Stück wird wieder 1 Fell abgelassen, so dass zuletzt der Käufer etwa für 100—150 Felle bei dem Kaufmann gekauft hat. Bei diesem Einkaufe hat er etwa 15 Felle abgehandelt, was, angenommen, dass der Handel wirklich um so viel billiger abgeschlossen ist, im Vergleich zu der Menge der gekauften Waaren in keinem Verhältnisse steht.

Im Ganzen muss man sagen, dass die Verkäufer sehr freundlich mit den Käufern umgehen, die Angeseheneren werden sogar überall mit Thee, Zucker und Zwieback bewirthet. Jedoch ist diese Bewirthung mehr Kunstgriff, denn dabei sucht der Kaufmann den Gast länger bei seinen Waaren festzuhalten und die Lust zum Kaufen zu erregen.

Die Mongolen bringen zuerst die schlechten Felle zu Markte und bewahren die besseren und guten Felle bis zuletzt auf. Die reicheren Kaufleute kaufen die schlechten Felle gar nicht und machen daher am ersten Tage nur ganz unbedeutende Geschäfte.

Bei den hier anwesenden mongolischen Soldaten befanden sich mehrere Lamas, die an ihren ganz kahl geschorenen Köpfen zu erkennen sind. Die Kaftane der Lamas sind gelb, einige tragen jedoch auch rothe Kaftane. Im Laufe des zweiten

Digitized by Google

Nachmittags besuchten wir noch die Zelte der Türböten und der Sojonen, die alle in jämmerlichem Zustande sind. Hier bewährt sich so recht das Sprichwort: „Wer ein Dieb ist, sieht hinter jeder Thür einen Dieb". Denn aus Furcht, dass man sie bestehlen könnte, kleiden sich die Sojonen so armselig als möglich, obgleich sie im allgemeinen viel reicher sein sollen als die mongolischen Soldaten. Ihre Pferde halten sie durch eiserne Fussfesseln aneinander gekettet, während sowohl Russen wie Mongolen die ihrigen frei umherlaufen lassen. Wie gut die chinesischen Offiziere den diebischen Charakter der Türböten und Sojonen kennen, beweist folgender Fall. Dem russischen Kaufmann Giloff war ein Pferd gestohlen, daher bat er den russischen Sassjedatel, dies den mongolischen Offizieren anzuzeigen und um Wiederbeschaffung des gestohlenen Pferdes zu bitten. Der Offizier befahl darauf den Saisanen der Sojonen und Türböten unter Androhung harter Strafe, das Pferd aufsuchen zu lassen, und schon an demselben Nachmittage fand es sich bei der Heerde des Kaufmanns ein.

In Betreff der Geschichte der Tschuja-Jahrmärkte habe ich Folgendes erfahren. Russische Kaufleute, die mit den Altajern und Dwojedanern Handel trieben, wurden vor einigen Jahrzehnten von den Offizieren der Grenzpiquets zu einer directen Handelsverbindung aufgefordert. Die Kaufleute nahmen diese Aufforderung an, bauten in der Tschuja-Steppe am Koschagatsch Magazine mit Waarenlagern und brachten einen Theil des Jahres daselbst zu. Da der hohe Preis, den die Kaufleute für die Felle, besonders für die in China bis dahin vollkommen werthlosen Murmelthierfelle, zahlten, die Umwohner in Stand setzte, sich mit den für ihre Lebensbedürfnisse nothwendigen Waaren auf eine leichte Weise zu versehen, so vermochten die Piquets den Handel nicht mehr allein zu unterhalten. Dies veranlasste den Gouverneur der angrenzenden Provinz Chobdo, dreimal im Jahre 200 Soldaten unter Anführung eines Offiziers in die Tschuja-Steppe zu schicken, denen dann von Seiten der Einwohner die Besorgung der gewünschten Gegenstände übertragen wurde. Ein Saisan der Türböten und ein Saisan der Sojonen durften mit einem Theile ihrer Unterthanen die Soldaten begleiten.

Da dieser Handel für die angrenzenden chinesischen Provinzen von Jahr zu Jahr von grösserer Wichtigkeit wurde, so machte man den russischen Kaufleuten folgende Zugeständnisse:

Digitized by Google

1) Die Kaufleute dürfen ihren Handel jederzeit bis zu den Piquets ausdehnen und die dort stationirten Offiziere müssen für die persönliche Sicherheit der Kaufleute sorgen.
2) Zur Jahrmarktszeit muss der beigeordnete Offizier für seine Leute einstehen und dafür Sorge tragen, dass keinerlei Diebstähle und Räubereien vorkommen. Geschieht dies dennoch, so muss der Offizier mit seinen Leuten das Gestohlene ersetzen.
3) Schulden dürfen die chinesischen Unterthanen weder in den Piquets noch auf den Jahrmärkten machen. Will ein russischer Kaufmann auf Borg etwas abgeben, so muss er dem Offizier davon Anzeige machen und dieser muss Sorge tragen, dass die Schuld bezahlt werde.

Diese Bedingungen sind bis jetzt noch nie verletzt und die grössten wie die kleinsten Schulden sind stets richtig bezahlt worden. Nach Angabe der Kaufleute erhalten die Soldaten, schon wenn sie sich einen kleinen Diebstahl zu Schulden kommen lassen, die heftigsten körperlichen Züchtigungen.

Die drei Jahrmärkte sind:

1. Im Anfang Juni, beginnend den fünften des entsprechenden Mondmonats. Die Kaufleute nennen ihn *Tschuri* (eine Verdrehung des Wortes *Tschärü*: „Heer, Heeresabtheilung". Die Kalmücken sagen nämlich „Tschärü käldi" = „das Heer ist gekommen", d. h. der Jahrmarkt hat angefangen.)
2. Ungefähr $1^1/_2$ Monate später. Er wird *Kalan* genannt (wörtlich: Abgabe), weil die Dwojedaner zu dieser Zeit den Tribut nach China zahlen müssen.
3. Mitte December, er heisst deshalb der Weihnachtsmarkt (roshestwenskaja jarmonka).

Die Waaren, welche hauptsächlich auf den Markt gebracht werden, sind: 1. Eisenwaaren, als: Beile, Messer, Kessel, Dreifüsse, Schöpfkellen, Kohlennäpfe, Fallen für Thiere, Pferdefesseln, Schlösser, Schlüssel (besonders Vorlegeschlösser), Eisenstangen und Eisenbleche. 2. Messingwaaren: grosse und kleine Messingbecken, Theekessel, Messingdraht und Messingblech. 3. Zeuge und zwar: a) Tuche (rothes, grünes, gelbes, hellblaues, andere Farben werden nicht gekauft); — b) Baumwollenzeuge: weisse und blaue Daba; gelber, grüner, lila, rother, hellblauer Nankin und goldbedruckter Kattun (bunter

Kattun wird gar nicht gekauft). 4. Leder: lackirte Leder, kungurisches schwarzes Leder, rothes, gelbes und braunes Leder, Lederstiefel und Schuhe. 5. Holzwaaren: sogenannte Irbitscher Kasten (mit Blech beschlagen), kleine, bunte bemalte Kästchen, Geldkästchen mit drei Schlössern, lackirte Holzschalen. 6. Uhren: Spieluhren, Spieldosen. 7. Vieh: Pferde, Rindvieh. 8. Maralhörner, diese werden von den Chinesen sehr hoch bezahlt; sie sollen als Arzneimittel dienen; ihr Preis ist aber nur dann sehr hoch, wenn sie frisch und noch mit Blut gefüllt sind. Die Kaufleute trocknen diese sehr vorsichtig. Grosse Maralhörner sollen bis mit 1000 Rubel Banko (333 Rubel) bezahlt werden.

Die Mongolen bringen auf den Markt: 1. Tarbagan-felle (Murmelthierfelle, deren Zahl auf dem diesmaligen Jahrmarkte angeblich 80,000 betrug. 2. Zobelfelle (sehr wenige). 4. Seidenzeuge (gewöhnlich bunte), welche die russischen Kaufleute für reiche Eingeborene kaufen. 5. Ziegelthee. 6. Messer, Feuerstähle, Pfeifen.

Der Handel an der Tschuja hängt auf das Engste mit dem Handel im Altai zusammen und ist durch die Verbindung mit dem letzteren erst vortheilbringend. Denn theils verkaufen die Kaufleute die von den Mongolen eingetauschten Waaren gleich im Altai, als: Ziegelthee, Seidenzeuge, Pfeifen, Messer, Feuerstähle und die schlechten, kahlen Murmelthierfelle, theils verhandeln sie von den Altajern gekaufte Waaren, als Maralhörner und Vieh, an die Mongolen.

Haupthandelsartikel im Altai sind natürlich Pferde und Rindvieh, der einzige Reichthum der Altajer. Um die angekauften Rindvieh- und Pferdeheerden bei gutem Futter zu erhalten, haben die Kaufleute an verschiedenen Punkten des Altai Saïmken angelegt, in denen sie zugleich Waaren-Depôts für den Altai- und Tschuja-Handel und heizbare Häuser für die Winterzeit aufführen. Dieser ins Grosse gehende Viehhandel ist hier wie an anderen Punkten Sibiriens ein Krebsschaden, der immer weiter frisst und das Volk immer mehr verarmen macht. Leute, die vor einigen Jahrzehnten den Altai bereist haben, versichern mich, dass im Altai so allgemeiner Wohlstand geherrscht habe, dass Altajer die nur 100 bis 50 Pferde besassen, zu den armen gerechnet wurden, während solche Leute heute als wohlhabend gelten. Der Grund des schädlichen Ein-

Digitized by Google

flusses dieses Handels liegt hauptsächlich in dem Ankauf von Jungvieh. Die Kaufleute lieben nämlich vornehmlich ganz junges Vieh einzukaufen (das eben geborene Kalb zu einem Rubel rechnend), um dasselbe bei dem Besitzer der Heerde zu belassen, bis sie es nach 3 Jahren als fast ausgewachsenes Vieh abholen. Die Altajer ihrerseits gehen gern auf diese Bedingung ein, da ihre Kühe nur dann Milch geben, wenn sie ein saugendes Junges bei sich haben. Selbstverständlich kann es für den Kaufmann keine vortheilhaftere Bedingung geben, denn allen Schaden, der dem Jungvieh zustösst, muss allein der Aufbewahrer tragen und das Kapital des Kaufmanns sich jährlich verdoppeln. Nehmen wir beispielsweise an, ein Kaufmann habe im Altai ein Paar Maralhörner für 50 Theesteine gekauft, so kosten dann dieselben nach heutigem Preise berechnet 75 Rubel Silber, er verkauft die Hörner an der Tschuja wenigstens für das Doppelte, d. h. für 100 Theesteine = 150 Rubel und kauft im Altai dafür 80 einjährige Kälber, die er bei dem Besitzer auf der Weide lässt, so hat er nach drei Jahren dafür 80 Stück ausgewachsenes Rindvieh, das im Durchschnitt mit 10 Rubel bezahlt wird, also einen Werth von wenigstens 800 Rubel hat. In der That gewinnt der Kaufmann aber eine viel grössere Summe, da er die Schuld prolongirt und dabei durch Berechnung auf Jungvieh riesige Procente nimmt, so dass er, wenn es ihm auch nur gelingt, die Hälfte seiner Schulden einzutreiben, immer noch einen ungeheuren Vortheil hat. Ein Beispiel davon giebt uns ein Process, dessen in Peking bestätigte Entscheidung hier von dem Sassjedatel in Ausführung gebracht werden sollte. Vor einigen Jahrzehnten ist ein hiesiger Dwojedaner einem Altajer 2 Eichhornfelle und einige Ahlen, im Ganzen im Werthe von 28 Kopeken, schuldig geblieben und jetzt haben die Nachkommen des Händlers eine Schuldforderung auf 81 Ochsen nach der Entscheidung in Peking einzutreiben.

Einen Spaziergang zu dem Türböten-Lager unternommen; bei unserer Ankunft fand ich fast alle Lagereinwohner an einem Orte versammelt, da sie ihre Morgenandacht abhielten.

Auf einen wohl zwei Fuss hohen Steinhaufen war eine Schale mit Milch gestellt. Vor diesem Altare stellten sich die ihre Andacht Verrichtenden in einem langen Zuge auf und begannen einen sehr eigenthümlich klingenden Gesang. Von Zeit zu Zeit verneigten sie sich und erhoben die Hände, dann setzte sich

der Zug in Bewegung und schritt langsam und feierlich drei bis vier Mal im Kreise um den Steinhaufen. Nach diesem Umgange wieder feierlicher Gesang und Händeaufheben. Nachdem der Gesang beendigt war, trat einer der Türböten an den Altar, hob die Schale mit Milch, sie mit beiden Händen haltend, herab und brachte sie, von allen Versammelten begleitet, in das Zelt des Saisans. Hier blieben die Vornehmsten und Angesehensten, wohl 20 an der Zahl, zum Frühmahle beim Saisan; die Uebrigen kehrten in ihre Zelte zurück.

Als ich in das Zelt des Saisans eintrat, wies er mir den Platz zu seiner Rechten an und reichte mir selbst eine Schale Milch. Er erzählte mir zwar, dass seine Heimath 20 Tage Weges von hier entfernt sei, antwortete jedoch ausweichend auf alle Fragen über den Weg, den er zurückzulegen habe. Er bemerkte nur, dass die Türböten südöstlich von hier wohnen und unter 16 Saisanen ständen. Ölöt und Uranchai seien einzelne Stämme der Türböten.

Der Pferdehandel bietet oft charakteristische Scenen. Die Pferde werden zu diesem Zwecke jedesmal von den Knechten der Kaufleute zu den Bergabhängen getrieben, um von dort aus eingefangen und einzeln vorgeführt zu werden. Beim Einfangen derselben zeigen Altajer und Mongolen eine grosse Geschicklichkeit. Auf einem flinken Renner wird das einzufangende Pferd in gestreckter Carrière verfolgt. Hat es der Reiter eingeholt, so reisst er sein eigenes Pferd plötzlich auf die Seite und wirft in demselben Momente einen etwa 20 Fuss langen Lasso nach dem einzufangenden Pferde. Selten fehlt der Werfende, meist schlingt sich die Schleife fest um den Theil des Pferdes, nach dem sie geworfen, sei es der Hals oder Schweif desselben. Hat der Lasso gefasst, so folgt der Reiter wohl noch 100 Schritte dem davoneilenden Pferde, dann zieht er es allmählich näher und näher an sich heran, bis das eingefangene Thier zuletzt neben seinem Pferde stehen bleibt. Um die Schnelligkeit der Pferde zu erproben, werden häufig Wettreiten angestellt mit je 3 oder 4 Pferden. Diejenigen, die den Preis davontragen, werden von den Mongolen sogleich angekauft. An einem Tage wurden so 50 Pferde erhandelt.

Tagebuch meiner Reise zu den Sojonen im Jahre 1861.

(Den 29. Juni.) Erst gegen 10 Uhr konnten wir heute vom Tscholyschman aufbrechen, da zwei meiner Führer es vorgezogen, unser Uebereinkommen zu brechen und sich mit ihren Pferden während der Nacht auf und davon zu machen. Wir durchritten zuerst den Tscholyschman, der hier zwei sehr breite Arme bildet und daher nur seicht ist. Trotzdem war der Uebergang nicht ohne Gefahr, denn das Wasser ist sehr reissend. Am anderen Ufer zeigen die Bergwände nur spärliche Bewaldung, da diese Seite der Sonne zugekehrt ist, und die Uferberge steigen in kahlen Felsblöcken empor. Bald sieht man romantische Felsbildungen, bald riesige Bergstürze, die von der Höhe der Berge bis zum Fusse in schnurgerader Linie herablaufen. Das Thal selbst ist ziemlich breit und mit einem schönen Grasteppich bedeckt. An vielen Stellen ist es sogar bebaut und unregelmässig liegen auf der ersten Bergwelle die kleinen Ackerplätze zwischen Felsen und mit Steinen bedeckten Hügelflächen zerstreut. Die Thalebenen am Fusse der Uferberge liegen viel höher als der Fluss und sind daher sehr trocken, weshalb auch die Bewohner eine künstliche Bewässerung mit Kanälen angelegt haben. Nach etwa 3 Werst erreichten wir das Flüsschen Kara-su, wo wir etwa 4 bis 5 ärmliche Jurten fanden. An der Mündung des Kara-su ist das Thal mit dichter Buschwaldung bedeckt. Nachdem wir den Kara-su durchritten, verliessen wir das Tscholyschmanthal. Zuerst führte uns der Weg in dichten Wald, von der Mündung dieses Flüsschens aufwärts. Weiterhin schlängelte sich der Weg in vielen Windungen an dem kahlen und steilen Felsufer empor. Der Weg ist hier sehr beschwerlich, oft nur wenige Fuss breit; bald über hohe Felsen, bald durch Schluchten führend, nähert er sich von Zeit zu Zeit dem Flusse und von solcher Stelle aus sieht man das silbern glitzernde Wasser zwischen grossen Felsblöcken schäumend herabspringen. An den Ufern des Kara-su herrscht die üppigste Vegetation, fusshohes Gras, dichte Blumenbüschel, Buschwerk und einzelnstehende Pichtenbäume geben den zwischen zackigen Felspartieen eingeengten Uferplätzen ein gar malerisches Aussehen.

Als wir so am Felsen eine Stunde emporgeklommen waren, glaubten wir die Höhe der Uferberge des Kara-su erreicht zu haben; hatten wir aber den höchsten Punkt erklettert, so sahen

wir den Berg noch in doppelter Höhe sich vor uns aufthürmen. So ritten wir von Terrasse zu Terrasse zu einer schwindelnden Höhe empor und erreichten erst Nachmittags 3 Uhr den Kamm des Felsabhanges wiederum dicht beim Flüsschen Kara-su. Die steile Felswand war jetzt erstiegen, aber damit noch lange nicht die Höhe des Uferberges erreicht, welcher jetzt in mit Lärchenwald dicht bewachsenen Terrassen immer höher und höher aufstieg. Da unsere Pferde von dem beschwerlichen Wege, den sie zum Theil in grösster Sonnenhitze hatten ersteigen müssen, sehr ermüdet waren und wir mit ihnen noch manche Tagereise vor uns hatten, so folgte ich dem Rathe meiner Führer, machte für heute Halt und liess an einer geeigneten Stelle unser Nachtlager aufschlagen.

Von der Höhe aus ist eine prachtvolle Aussicht auf das Tscholyschmanthal. Das Thal sieht ziemlich breit aus, da die ersten Wellen der Uferberge von hier als zu demselben gehörig erscheinen, und zieht sich wie ein riesenhafter Hohlweg zwischen den himmelhohen steilen Bergwänden hin. Im Thale selbst windet sich der von der Sonne beschienene Fluss wie eine Schlange dahin und es scheint mir, als ob das Gewirr von phantastischen Windungen dem Flusse seinen Namen gegeben (das Zeitwort *„tscholysch“* bedeutet: „sich über Kreuz hin und her legen“). Die Ufer des Flusses sind, so weit das Auge reicht, von Waldungen eingefasst. Von Osten fällt der Tschöltschü in den Tscholyschman und bei der Mündung dieses Flusses erweitert sich das Thal und erscheint von der Höhe als ein mächtiger Waldknäuel. Der Tschöltschü selbst ist nicht sichtbar, sondern wird von seinen Uferwaldungen ganz verdeckt. Die Berge am rechten Ufer erscheinen wie eine Reihe dreiseitiger Pyramiden, zwischen deren breiten Schluchten der dunkle Pichtenwald bis zur Kammhöhe hinaufsteigt. Das linke Ufer ist bedeutend höher als das rechte; schon auf der Höhe der Uferberge sind vereinzelte Schneefelder zu sehen, im Hintergrunde erheben sich aber noch weit höhere Schneeberge.

(Den 30. Juni.) Die waldigen Bergkuppen und Terrassen, die wir gestern vor uns sahen, sind bedeutend steiler, als es von unten schien. Sie können nur an der Nordseite und im Zickzack erstiegen werden. Hier sind wenig bewaldete, aber mit Kräutern dicht bewachsene Abhänge. Der Weg, der an diesen

Abhängen emporführt, ist höchstens $^1/_2$ Arschin breit, so dass man, vom Pferde herab in die Tiefe schauend, jeden Augenblick in diese hinabzurollen fürchtet. Nachdem wir so etwa 3 Werst geritten, war der Gipfel der ersten Terrasse erreicht. Hier trat wiederum dichter Lärchenwald ein. Nun stiegen wir am Kamm des Berges in diesem Walde immer höher und erreichten nach einer Stunde Weges ein weites Waldplateau, aus dem sich rund um uns herum etwa zehn waldige Bergkuppen erhoben. Jetzt wurde der Weg unerträglich schlecht, überall mit Felsblöcken bedeckter Sumpf. Je höher wir stiegen, desto dichter wurde der Wald, zuerst Lärchenwald, der allmählich in einen Cedernwald überging. Nachdem wir abermals etwa eine Stunde bergan geritten, wurde der Wald immer lichter und lichter und zuletzt erblickte man nur noch vereinzelt stehende, kleine, verkrüppelte, vom Winde stark nach einer Seite gebogene Cedern, zuletzt hörten auch diese auf. Auf der Höhe war der Boden mit Moos bedeckt, aus dem stellenweise $^1/_2$ Arschin hohe Wachholderbüsche hervorwuchsen. Der Boden war hier überall sumpfig und der Weg abscheulich. Diese Steinsümpfe, wenn ich sie so nennen darf, sind eine wahre Qual für die sie passirenden Reiter. Die Pferde bleiben oft mit den Füssen im Schlamme stecken und können nur mit Mühe im Sumpfe vorwärts gebracht werden. Das Reiten durch solche Sümpfe erfordert eine stete Aufmerksamkeit des Reiters.

An der Quelle des Artysch, die wir hier passirten, und an dessen Ufern fanden wir wiederum einige niedrige, verkrüppelte, mit braungelben Nadeln bedeckte Cedern. Jenseits des Artysch ging unser Weg abermals bergauf und wir mussten an vielen Stellen breite Schneefelder passiren. Erst etwa 3 Werst jenseits des Artysch erreichten wir die Höhe des Gebirgskammes, der sich zwischen dem Kara-su und Tschöltschü hinzieht.

Das Wetter war heute äusserst ungünstig, in der Niederung hatten wir Regen, der weiter in der Höhe in Hagel und Schnee überging. In der Höhe war es so kalt, dass unsere durchnässte Kleidung ganz steif fror.

Von der Höhe des Gebirges eröffnete sich jetzt eine weite Aussicht nach Südosten, die aber einen nur wenig erfreulichen Anblick darbot. Hohe, kahle Felsmassen durchschnitten streifenförmig das Land und nach Süden zu zog sich ein zackiger, mit ewigem Schnee bedeckter, mächtiger Bergriegel hin. Die Kal-

mücken nannten diese Schneegipfel Kyjak und erzählten mir, dass sie jenseits des Tscholtschü lägen.

Von der Höhe des Bergkammes führte uns der Weg ins Thal hinab. Wohl 2 Stunden waren wir durch steiniges Sumpfland bergab geritten, als wir in der wärmeren Region wiederum auf eine dunkle Cedernwaldung stiessen. Der Boden war hier mit hohem Moose bewachsen, das in allerlei bunten Farben wechselnd denselben gleichsam wie mit Mosaik bedeckte. Auch die Bäume waren wie mit einem Schleier aus hängenden, weissen Moosguirlanden bedeckt, durch die nur an einzelnen Stellen das dunkle Grün der Bäume hindurchblickte. Viele Bäume hatten die Menge der Schmarotzerpflanzen nicht ertragen können, waren verdorrt und das Moos zugleich mit ihnen abgestorben. Jetzt standen die Stämme wie in Trauer da, denn das Moos hing wie schwarze Schleierfetzen an den nackten Zweigen herab.

Hier war der Berg wieder abschüssig. Je tiefer wir hinabstiegen, desto seltener wurde das Moos, zuletzt verschwand es ganz und die Bäume erfreuten uns wiederum mit ihrem frischen Grün. Die Brust athmete wieder leichter und unsere Führer fingen an zu singen, was sie den ganzen Tag über unterlassen hatten.

Am Fusse des Bergabhanges trafen wir auf den Fluss Sary-su, der sich in den Tschöltschü ergiesst. Wir durchritten diesen Fluss und setzten unseren Weg wohl noch 4 Werst an einem kleinen Nebenflusse desselben, dem *Kelegei*, fort. Die uns umgebenden Berge waren niedrig und alle mit Cedern- und Lärchenwald bedeckt, nur nach Süden hin erhoben sich die mächtigen Eisfelder des Kyjak. Das ganze Flussthal des Kelegei war sumpfig und mit dichtem Moose bewachsen, was darauf hindeutete, dass wir uns hier im Thale noch auf bedeutender Höhe befanden.

(Den 1. Juli.) Das Wetter war auch heute unfreundlich und regnerisch; wir durchritten zuerst den Kelegei und erstiegen dann das jenseitige Ufergebirge. Die Berge sind hier niedrig, abgerundet und stark mit Lärchenwald und Cedern bewachsen. Der Weg führt an zwei Seen vorüber, die die Tölös beide *Arsajal Bachy* (d. h. Arsajak-Quelle) nannten. Aus beiden, wohl nicht über eine halbe Werst langen Seeen fliessen zwei Flüsschen Arsajak, die sich zwei Werst weiter nach Westen ver-

Digitized by Google

einigen und dann in den Tschöltschü ergiessen. Jenseits des Arsajak war der Weg sehr schlecht, durchgängig mit Steinen bedeckter Sumpf.

Hier hat vor vielen Jahren ein fürchterlicher Waldbrand gewüthet; 15 Werst im Umkreise zeigen sich auf allen umliegenden Bergen Ueberreste des verbrannten Waldes. Die mächtigen Baumriesen starren wie ein Heer von Palissaden zum Himmel. Viele von ihnen sind dem Einflusse der Witterung erlegen und morsch zusammengestürzt, oft versperren sie haufenweise den Weg und zwingen den Reisenden, im Zickzack sich einen Weg durch sie hindurch zu bahnen. Einen gar traurigen Anblick boten diese ausgebrannten Wälder dar; die nackten, angebrannten, zum Theil ganz verkohlten Baumstämme, gaben der ohnedies schon jedes frischen Grüns entbehrenden Natur eine matte Bleifarbe, die sich von dem schwärzlich grauen Himmel kaum unterschied.

Etwa 3 Uhr Nachmittags sahen wir nach Norden hin einen grossen See (Sai Konysch Bashy, die Quelle des Sai Konysch) liegen, hinter dem sich hohe Berge erheben. Dieser See ist ebenfalls die Quelle eines Nebenflusses der Tschöltschü (Sai Konysch). Südlich von demselben durchritten wir einen grossen Sumpf, in dem die Pferde an vielen Stellen bis zum Bauche versanken. Hier stellten sich die Unholde des Waldgebirges, die Mücken und Moschki, die uns bis jetzt verschont hatten, wieder ein. Dichte Schwärme dieser Quälgeister umgaben uns und gönnten uns weder Rast noch Ruhe. Wir passirten den Fluss Sai Konysch; derselbe ist wohl 40 Fuss breit, seine Ufer fallen circa 60 Fuss ab und der Fluss selbst braust zwischen mächtigen Felsblöcken dahin. Zu beiden Seiten seiner Uferabhänge zieht sich ein grosses kahles Plateau hin, das wohl 4 Werst breit und rings von dichtbewaldeten Randgebirgen umschlossen ist. Wir erstiegen das nördliche Randgebirge dieses Thalkessels. Obgleich der Wege hier sehr steil und felsig war und daher für Menschen und Pferde nicht wenig Beschwerden bot, war ich doch froh und fühlte mich neu belebt, als wir das öde, sumpfige Thal verliessen. Das helle Grün der Lärchenbäume und der bunte, mit Blumen und Kräutern bewachsene Boden wirkten schon belebend auf meine durch die traurige, öde Landschaft erschlafften Sinne.

Endlich war das waldige Felsufer der Tschöltschü erreicht.

Der Fluss selbst war noch nicht zu sehen, nur in der Tiefe hörte man ein mächtiges Rauschen. Hier schlängelte sich der Pfad durch wild verwachsenes Gebüsch, über mächtige Steinplatten hinab, bald mussten wir uns durch Felsblöcke hindurchzwängen, bald am Rande jäher Abhänge auf den vorspringenden schlüpfrigen, glatten Steinen reiten. Ermattet langten wir bei dem Flüsschen *Sora* an, durchritten dasselbe etwa 150 Schritte vor seiner Mündung in den Tscholtschü und erreichten nach wenigen Minuten diesen selbst. Die harten Zweige hatten uns beim Herabreiten Gesicht und Hände blutig geschunden und ich war froh, endlich von den Leiden des langen und beschwerlichen Rittes erlöst zu sein. Wie wohl fühlte ich mich in meinem mit Qualm von faulem Holze dicht angefüllten Zelte, das mir wenigstens eine ruhige Nacht versprach.

(Den 2. Juli.) Die Ufer des Tscholtschü sind sehr mannigfaltig: der Thalgrund ist dicht mit Kräutern bewachsen, aus dem vereinzelte Lärchenbäume und Cedern hoch emporragen. Die Uferberge, theils waldig, theils kahle Felsmassen, haben jene unbestimmte fahle Farbe, die den höchsten Gebirgshöhen jenen traurigen Charakter der Abgestorbenheit verleiht. Das rechte Ufer, an dem wir jetzt stromaufwärts ritten, war sumpfig und mit Morästen bedeckt, so dass man nicht vom Wege abweichen darf, wenn man nicht in den Sumpf versinken will. Bis zu der Stelle, wo wir den Fluss durchreiten mussten, war derselbe nicht über 50 Schritte breit und stürzte lärmend und schäumend zwischen den Felsblöcken dahin: von da ab nahm er aber die doppelte Breite an und in der Mitte desselben zeigten sich seichte und sandige Stellen. Die Furth war hier nicht schwer zu passiren, trotzdem gerieth ein Packpferd in eine Untiefe und wurde mit Mühe aus dem Wasser gezogen. Am linken Ufer, dem wir jetzt folgten, entfernten wir uns wohl eine Werst vom Flusse und durchritten hier einen dichten Wald, der uns die Aussicht auf den Fluss verdeckte. Nachdem wir den Schibit, einen kleinen Nebenfluss des Tscholtschü, durchritten hatten, erblickten wir bald den wohl 10 Werst langen See Tscholtschuning Bashy. Die Ufer des Sees sind mit dichtem Lärchenwalde besetzt und zu beiden Seiten desselben erheben sich hohe Felswände, deren Häupter mit Schnee bedeckt sind. Am jenseitigen Ufer sieht man in der Ferne hohe Schneekuppen.

Digitized by Google

welche die Tölös mir als Abakanyng Bashy (Abakan-Quelle) bezeichneten.

Die Ufer des Sees sind fast überall mit Morästen bedeckt und werden von unzähligen Schwärmen von Ungeziefer belebt.

In das nördliche Ende des Sees ergiesst sich der Fluss Kumny, den wir nicht weit von der Mündung durchritten. Die Gegend um den See und am Tschöltschü muss reich an Wild sein, denn wir fanden hier an verschiedenen Stellen aus Baumzweigen und Rasen erbaute Jagdhütten, in denen die Jäger zur Winterzeit zu übernachten pflegen. Die Tölös erzählten mir, dass jenseits des Tschöltschü die Jagdgrenze der Sojonen sei, diese Hütten aber von den Tölös erbaut seien. Die Jagdgrenze würde aber hier in den Einöden nicht genau beachtet und die Sojonen besuchten oft auf ihren Jagdzügen den Tschöltschü, während die Jäger der Tölös auch oft bis zum Kara Köl vordrängen.

Jenseits des Sees hörte der Wald auf und es breitete sich eine kahle, sumpfige Ebene vor unseren Augen aus. Von beiden Seiten niedrige Hügelwellen, deren Gipfel aber mit Schnee bedeckt waren. Der Kumny, dessen Laufe wir jetzt folgten, ist sehr breit und sein Bett steinig, er nimmt eine grosse Anzahl kleiner Nebenflüsse auf. Mehr stromaufwärts theilt er sich in zwei Flüsse, von denen der von Osten kommende Kara-su, der von Nordosten kommende aber Taschtü (der Steinige) genannt wird.

Wir folgten dem Laufe des Taschtü und je höher wir an demselben aufwärts ritten, desto weiter dehnte sich die vorhererwähnte Ebene nach Nordosten hin aus. Der Boden ist hier meist mit Geröll und mit Moos bedeckt. An einigen Stellen fanden wir wohl 30 bis 40 Fuss hohe Hügel weissen Sandes, die so locker waren, dass die Pferde tief hineinsanken. Wie hier die Sandhügel entstanden, vermag ich mir nicht zu erklären. Bäume kommen hier in der Ebene nur ganz vereinzelt vor und auch dann sind es nur ganz verkrüppelte Cedern. Auf einem jener Sandhügel schlugen wir unser Nachtlager auf.

(Den 3. Juli). Wir setzten heute unseren Weg am rechten Ufer des Taschtü fort. Dieselbe öde Ebene mit den sie begleitenden schneebedeckten Hügelwellen. Nachdem wir den

Taschtū durchritten, wandten wir uns etwas mehr nach Westen, der Hügelkette zu. Hier erst erreichten wir die Höhe der Grenzscheide zwischen dem Systeme des Ob und dem des Jenissei. Jenseits derselben fiel das Land ebenfalls nur ganz allmählich ab, aber in der Ferne zeigten sich bedeutend höhere Gebirgsmassen und nach Osten hin eine Reihe hoher Schneegipfel. Der erste Fluss des Jenissei-Systems, den wir passirten, war der Mön, der sich in den Kara Köl (schwarzen See) ergiesst. Am linken Ufer folgten wir jetzt dem Laufe des reissenden Mön, wo wir bald einen zweiten Arm desselben erreichten. Das Thal senkt sich hier bedeutend und zackiges Gebirgsland umgiebt uns. Bald bietet die Natur romantisch wilde Abwechslung. Hier ragen mächtige Felsblöcke in mannigfaltiger Bildung empor, die dicht mit gelbem und rothem Moose bedeckt sind, dort sind Sümpfe und waldbedeckte Berge, hier kahle zerrissene Felsen, dort öde Bergkuppen, die der Waldbrand ihres Baumschmuckes beraubt hat; dann wiederum üppige Vegetation — Alles bunt durcheinander.

Hier trafen wir auf einen kleinen Nebenfluss des Mön, den Kulagasch, der in einer schmalen Schlucht zwischen steilen Uferbergen sich hindurchschlängelt. Der Weg zu diesem Flusse hinab war so steil, dass man jeden Augenblick befürchten musste, in die Tiefe hinabzugleiten. Die Passage des kleinen Flüsschen war ebenfalls mit Gefahr verknüpft, da die Strömung des Wassers sehr stark und das Flussbett mit grossen Steinen angefüllt war, die jeden Schritt der Pferde unsicher machten. Das jenseitige Ufer des Kulagasch war dicht mit Lärchenwald bewachsen. Da wir den Kara Köl nur spät am Abend hätten erreichen können und der Weg in der Dunkelheit nur mit Lebensgefahr zu passiren ist, so liess ich hier unser Nachtlager aufschlagen.

Von unserer Lagerstätte aus hatten wir eine herrliche Aussicht auf den Kulagasch; der Fluss schlängelt sich zwischen den steilen Uferwänden hindurch. Am diesseitigen Ufer liegen die waldigen Bergwellen in frisches Grün der Lärchenbäume gekleidet, am jenseitigen Ufer graugelbe zackige Felsmassen, die vorn in den Schluchten mit einem Saume von Bäumen eingefasst sind. Im Hintergrunde erhebt sich ein dunkler schwarzer Schieferfelsen, auf dessen höchstem Haupte sich riesige Schneefelder hinziehen.

(Den 4. Juli.) Nördlich vom Kulagasch ritten wir durch den dichten Lärchenwald. Der Boden ist bald steinig, bald sumpfig. Auf des Höhe des Bergkammes wurde der Wald lichter, der Boden aber noch felsiger. Der Berg springt hier in einem mächtigen, fast senkrecht abfallenden Felsen zum Mön hervor, und auf diesem Felsvorsprunge geht der Weg dicht am Rande des circa 800 Fuss hohen Abhanges auf den schräg ablaufenden Steinplatten entlang. Die Pferde schreckten zurück und weigerten sich, den gefährlichen Pfad zu betreten, an dessen äusserstem Rande sie entlang rutschen mussten; nur die Knute der Führer zwang sie dazu. Zwar hatte ich mich auf meinen ersten beiden Reisen durch den Altai schon genugsam an gefährliche Wege gewöhnt und war gegen Schwindel abgehärtet, hier aber schwand mir doch aller Muth und schaudernd blickte ich in die Tiefe hinab, in die wir jeden Augenblick stürzen konnten. Unten in der Tiefe rauschte der Mön und sein dumpfes Brausen schien mir einem Warnungsrufe gleich. Auf dem äussersten Ende des Vorsprungs, der aus einer 6 Fuss langen und höchstens 4 Fuss breiten schrägen Steinplatte besteht, mussten die Pferde gewendet werden, da der Weg sich nun auf der linken Seite am Felsen herabzieht. Die Wendung war nur möglich, wenn man den Kopf des Pferdes mit dem linken Zügelriemen fast bis zum linken Steigbügel herabdrückte und es so zwang, sich zu drehen, ohne den Platz zu ändern. Selbst die kühnen Gebirgsreiter waren ganz still geworden, ihr munteres Geplauder hatte aufgehört und jeder sah auf die gefährliche Stelle mit ängstlichen Blicken. Mir standen, im wahren Sinne des Wortes, die Haare zu Berge vor dem grausigen Anblick, und als die Reihe an mich war, jene Stelle zu passiren, schloss ich die Augen und befolgte genau und glücklich das Manöver meiner Führer.

Der Weg zum Mön hinab auf der anderen Seite des Felsvorsprunges war zwar schmal und abschüssig, aber er schien uns nach der eben überschrittenen Stelle wie eine bequeme, angenehme Strasse. Unten im Thale angelangt, durchritten wir einen reissenden Sturzbach, Sailū Yrlasch, der sich etwa 100 Schritte weiter in den Mön ergiesst, dann erkletterten wir von neuem die Uferberge und ritten auf dem Kamme und an den Abhängen derselben wohl 5—6 Werst entlang. Das Thal des Mön ist hier breit und waldig. Die Berge am rechten Ufer sind steil und felsig, während die am linken Ufer höchstens in

einem Winkel von 50 Grad aufsteigen und mit Gras und Geröll bedeckt sind. Auch hier ist der Weg sehr gefährlich, denn er führt meistens in bedeutender Höhe am Rande der Abhänge hin. Weiter abwärts bietet das Thal einen wechselnden Anblick: bald ist es breit und mit grünen Wiesenflächen bedeckt, wie das Thal des Tscholyschman, bald waldig, dann wieder wird es von den felsigen, hohen Uferbergen eng zusammengezwängt. Am Nachmittage erreichten wir am Mön, nicht weit vom Kara Köl (schwarzen See), auf einer grossen, hellleuchtenden Wiesenfläche sechs Sojonenjurten. Da die Sojonen überall im Lande als Diebe berüchtigt sind, so liess ich aus Vorsicht meine Pferde und Gepäck auf einer Stelle sammeln und begab mich in Begleitung dreier Tölös in die Jurte des sojonischen Aufsehers (Schangda).

Die Jurte war, nach Art der altajischen, eine Filzjurte in Zuckerhutform; auch ihre innere Einrichtung hatte nichts Abweichendes von den altajischen Jurten. Der Sojone trat mir entgegen und begrüsste mich, indem er meine beiden Hände ergriff und seine Stirn zu ihnen niederbeugte. Alsdann nöthigte er mich unter vielen Ceremonien und Verbeugungen, Platz zu nehmen. Hierauf holte er einen weissen, ledernen Riemen von Ziegenleder hervor und ersuchte mich, ihn als Ehrenzeichen zu behalten. Da dieser Sojone häufig am Tscholyschman gewesen, so verstand er genugsam den teleutischen Dialect, um sich mir verständlich zu machen. Ich theilte ihm mit, ich hätte die Absicht nach dem Abakan zu gehen, da aber meine Pferde ermüdet und angegriffen seien, so gedächte ich mich hier 3—4 Tage aufzuhalten. Ich sagte ihm ferner, wie ich erfahren, dass bei den Sojonen der Aufenthalt von Fremden gefährlich sei und dass die Sojonen fremdes Eigenthum nicht achteten. Darnach machte ich ihm begreiflich, dass ich von meiner Regierung Befehl erhalten habe, diese Gegenden zu bereisen, und da der weisse Kan und der gelbe Kan (der chinesische Kaiser) Freunde seien, so würde ich mir nicht die geringste Unbill gefallen lassen, sondern sogleich beim chinesischen Gouverneur, der mich persönlich kenne, mir gutes Recht verschaffen. Ich forderte ihn daher auf, seinen Leuten die nöthigen Befehle zu ertheilen. Diese Worte schienen ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben, denn er versicherte mir, dass ich in der ganzen Welt nicht so sicher sein würde wie hier. Wir könnten unsere Pferde frei herumlaufen lassen und

brauchten unser Gepäck nicht zu bewachen, nicht das Geringste würde mir abhanden kommen. Hierauf reichte er mir eine Schale Kumys und sein Fläschchen mit Schnupftabak. Ich liess mein Zelt nicht weit von seiner Jurte aufschlagen.

(Den 5. bis 7. Juli.) Die Versprechungen, die mir der Schangda gemacht, hat er treu erfüllt, denn während meines dreitägigen Aufenthaltes in seiner Nähe ist mir auch nicht die geringste Unbill widerfahren. Durch Geschenke vermochte ich ihn sogar dahin zu bringen, uns Proviant, d. h. Hammel und Ziegen, gegen Sammet, Leinewand, Uniformknöpfe etc. zu verkaufen.

Ueber die Sitten der Sojonen habe ich leider nicht viel erfahren können, da sich hier nur sehr wenige Jurten befinden und ich mich hüten musste, durch Fragen Verdacht zu erregen. Die Sojonen sind, so viel ich erfahren, ein sehr bedeutender Volksstamm, der von der russischen Grenze aus südlich das Gebiet des Jenissei bewohnt. Man erzählte mir, dass die hiesigen Sojonen in 14 Saisanschaften zerfallen, an deren Spitze Saisane stehen, die in ihren Amtspflichten denen der Tschuja-Saisane gleichkommen. Ueber alle diese steht ein Sojonenfürst, *Münkö*, sowie einige chinesische Offiziere, welche die Thätigkeit des Münkö und der Saisane beobachten. Man sieht hier in China ein Anlehnen der Regierungsmacht an die selbständige Stammverwaltung der Eingeborenen, während in Russland die Regierung überall bei den Eingeborenen eine neue russische Verwaltung eingeführt hat. Die Saisane des Altai sind nur Figuranten der früheren Macht, sie wagen ohne die russischen Beamten nichts zu unternehmen, nichts zu entscheiden. Daher sehen die russischen Beamten auch die Saisane nur wie Dorfälteste an. Dies Verhältniss zwischen Saisanen und Beamten hat die ersteren ihres Ansehens beim Volke beraubt. Schon bei den Dwojedanern geniessen die Saisane eine grössere Unabhängigkeit und stehen auch deshalb in grösserer Achtung beim Volke. Der sojonische Saisan ist in der That der einzige örtliche Befehlshaber. Er trägt das Zeichen der übrigen chinesischen Beamten, den Knopf, auf der Mütze. Die Regierung ertheilt ihre Befehle dem Volke nur durch Vermittlung der Saisane. Streitigkeiten zwischen den eigenen Unterthanen entscheidet der Saisan allein und ihm steht das Recht körperlicher Züch-

tigung zu. Unter solchen Umständen stellt der Sojone seinen Saisan hoch über sich und beugt vor ihm das Knie, wenn er sich ihm nähert, wagt es auch nie, sich in seiner Gegenwart niederzusetzen, wenn ihm nicht die Erlaubniss dazu ertheilt wird. Unter den Saisanen steht ein Heer von Unterbeamten, Temitschi's, Targa's und Schangda's, die die Befehle des Saisans vollziehen und ihm Berichte über die Verhältnisse der Unterthanen abstatten.

Alle Sojonen sind Nomaden und treiben ausschliesslich Viehzucht. Ihr grösster Reichthum besteht im Rindvieh; Schaf- und Ziegenheerden sind bei ihnen unbedeutender, am wenigsten aber besitzen sie Pferde. Sie wenden daher die Ochsen sowohl zum Reiten wie auch zum Transport von Lasten an. Ein alter Sojone war ganz erstaunt darüber, als er erfuhr, dass die Russen nicht auf Ochsen reiten, und versicherte mich, dass der Ochse dem Pferde weit vorzuziehen sei. Er meinte, der Ochse trüge doppelte Pferdelast und hielte zweimal so viel aus wie ein Pferd, dabei verstehe er besser zu klettern und seine Hufe würden weder von Steinen noch vom Wasser beschädigt, was bei den Pferden leider nur zu oft der Fall wäre; an Schnelligkeit und Ausdauer stehe er dem Pferde ebenfalls nicht nach.

Die Sättel, welche die Sojonen ihren Ochsen auflegen, sind ebenso beschaffen wie die Pferdesattel, aber die Ochsen werden nicht gezäumt. Durch die Nasenscheide wird ein Hölzchen gesteckt, an welches ein Strick angebunden ist, dieser wird über die Stirn und zwischen die beiden Hörner des Thieres gelegt und wenn der Reiter den Strick nach rechts oder nach links zieht, zwingt er den Ochsen leicht, sich nach der gewünschten Seite zu wenden. Zieht er den Strick nach hinten, so muss der Ochse den Kopf gerade in die Höhe halten und wird so zum Stehen genöthigt. Das Reiten und Belasten der Ochsen geschieht auch nicht selten bei den Tölös am Tscholyschman. Ackerbau treiben die Sojonen nur äusserst wenig und ihre einzige Aussaat ist die Gerste. Dagegen ist die Jagd die Lieblingsbeschäftigung der Sojonen; sie sind als vortreffliche Jäger weit und breit bekannt. Sie ziehen wie die Dwojedaner in Gemeinschaft auf Jagdzüge aus und streifen dann ebenso wie diese wochenlang in den unwirthsamen Gebirgen umher, im Sommer zu Pferde, im Winter auf Schneeschuhen. Auch sie errichten, wie die Tölös, an vielen Orten Hütten aus Zweigen,

Digitized by Google

die im Winter zum Uebernachten von den Jägern benutzt werden. Ihre Gewehre beziehen sie von den Mongolen, Pulver verfertigen sie selbst.

Die Speise der Sojonen besteht im Sommer hauptsächlich aus Milch, welche als Quark, Käse, Kumys und Milchbranntwein genossen wird. Dann aus Fleisch von Wild (sie jagen das Wild auch im Sommer des Fleisches wegen, was die Altajer nicht thun), von Schafen, Ziegen, Pferden und Rindvieh. Pferde und Ochsen, die man zum Reiten oder zum Lasttragen benutzt, werden nicht geschlachtet, da sie behaupten, dass das Fleisch von diesen Thieren hart und nicht schmackhaft sei. Die ärmeren Klassen der Sojonen beschäftigen sich auch mit Wurzelgraben und geniessen Kandyk, Lilienwurzeln, Kalba (allium ursinum) und wilde Rettige, von denen sie grosse Vorräthe für den Winter einsammeln.

Die Gütervertheilung ist bei den Sojonen eine sehr ungleiche, es herrscht hier recht ansehnlicher Reichthum neben grauenhafter Armuth; letztere ist sogar vielfach überwiegend. Wie bei den Tölös, so leben auch hier die Armen meist auf Rechnung der Reichen. Was aber Pestereff von den Sojonen erzählt, dass sie Leder und sogar Menschenfleisch ässen, ist eine Fabel. Meine Führer, die doch ihre Nachbarn sehr gut kennen, brachen in ein lautes Gelächter aus, als ich sie darnach fragte.

Die Sojonen bewohnen Filzjurten wie die Altajer und Dwojedaner. Auch die innere Einrichtung der Jurten ist im Ganzen genommen dieselbe, nur sind hier anstatt der Ledersäcke an den Wänden chinesische Kasten aufgestapelt und der Fussboden bei den Reichen mit Teppichen belegt, was ich nirgends bei den Altajern gefunden habe. Der Hausrath beweist auf den ersten Blick, dass das sie mit Luxusartikeln versehende Volk Chinesen sind.

Die Kleidung ist bei den Männern sehr einfach und besteht aus kurzen ledernen Beinkleidern, Stiefeln und Pelz. Nur Reiche tragen Hemden und Röcke aus Baumwollenzeug. Auf dem Kopfe, den sie wie die Altajer scheeren, tragen die hiesigen Sojonen mongolische Mützen, die mit schwerem Lammfell besetzt sind. Die Frauen tragen lange Kleider aus Baumwollenzeug oder Pelze. Das Haar tragen sie wie die altajischen Frauen in zwei Zöpfen, nur hängen sie an diese keinerlei Schmuckgegenstände.

Digitized by Google

Die Sojonen sind bei ihren sämmtlichen Nachbarn sehr berüchtigt, sie sollen heimtückisch, diebisch und rachsüchtig sein. Ich kann über sie in dieser Beziehung kein competentes Urtheil fällen, da mein Aufenthalt hier von zu kurzer Dauer war, um Genaueres zu erfahren.

Die Religion der hier am Kara Köl wohnenden Sojonen ist der Schamanismus, wie bei ihren altajischen Nachbarn; weiter östlich soll bei den Sojonen allgemein der Buddhismus Eingang gefunden haben. Auch hier kann man schon bemerken, dass die mongolischen Nachbarn auf Sitten und Sprache der Sojonen einen weit stärkeren Einfluss ausgeübt haben als auf die Altajer. Selbst hier verstehen mehrere Leute mongolisch zu schreiben.

Ihre Todten legen die Sojonen auf ein Gerüst von Stangen und bedecken sie dann mit ihren Kleidungsstücken. Mir wurde hier in der Nähe ein solches Todtengerüst gezeigt. Es war den Opferstellen der Altajer sehr ähnlich, aus vier starken Stangen errichtet. Neben dem Todten lagen sein Zaum, Sattel und Steigbügel.

Die Angaben der Dwojedaner, dass die Sojonen sich selbst Tuba nennen, fand ich hier bestätigt. Der Schangda sagte mir, dass die hiesigen Einwohner Tuba-Leute (tuba kidji) wären und zum Geschlechte Sojong gehörten. Ueber andere Geschlechtsnamen und Eigenthumszeichen wurde mir jede Auskunft verweigert. Da meine Angaben über die Sojonen sehr unvollkommene sind, will ich hier noch anführen, was der Teleut Tschivalkoff in seiner Lebensbeschreibung von den Sojonen sagt:

„Ich fragte einen Tölos, Namens Pyryng: Ist es vortheilhaft, zu den am Kemtschik wohnenden Sojonen zu reisen und dort Handel zu treiben? Er antwortete: Wenn man zu den Sojonen reist und russische Waaren verkauft, so kommen diese auf einen sehr hohen Preis, während sojonische Waaren beim Einkauf sehr billig zu stehen kommen. Gegen russische Waaren im Werthe von einem Rubel Banko tauscht man sojonische im Werthe von fünf Rubel Banko ein. Für ein Pfund Tabak nimmt man einen Pelz Filz (d. h. so viel Filz, als zu einem Pelze nöthig ist) und dieser kommt bei den Schwarzwald-Tataren auf fünf Rubel Banko zu stehen. Für ein Pfund Eisen giebt man am Kemtschik zwei Schaffelle. Ist nun ein solcher Handel noch so vortheilhaft, so ist es doch gefährlich, mit ihnen Handel zu

treiben. Wenn wir dorthin gehen, so gehen wir in Gesellschaft von 20 bis 30 Personen. Gehen nur wenige, so sind es doch immer 10 bis 15 Menschen, denn wenn man dort nicht gut Wache hält, so wird Einem Alles gestohlen.

„Wenn nun viele Leute dorthin gehen, so werden alle Waaren an einer Stelle aufgehäuft und mit Filz zugedeckt, den Rand der Filzdecke herunterdrückend, setzt sich die Hälfte der Leute rings herum. Nur einige Leute gehen den Sojonen entgegen und handeln mit ihnen. Einer oder der andere Sojone wird, um zu stehlen, das, was du in der Hand hältst, an sich reissen und davonlaufen; willst du ihm nacheilen und ihn festhalten, so werden in dieser Zeit die Uebrigen deine zurückgebliebenen Waaren ergreifen und ebenfalls davonlaufen, deshalb rege dich nicht von der Stelle.

„Wenn du dem Saisan etwas schenkst, so wird er dir als Gegengeschenk zurückgeben, dass er dir, bis dein Handel beendigt ist, einen Schangda zur Verfügung stellt. Dieser Schangda hält anstatt eines Schwertes einen Stock in der Hand und wird an deiner Seite Wache stehen; wenn du ihm ein Weniges schenkst, so wird er gut Wache halten, wenn du ihm aber nichts schenkst, so wird er nichts sagen, wenn er auch den Dieb sieht. Bis zu deiner Rückkehr vom Handel müssen ein bis zwei Menschen deine Pferde mit eisernen Fesseln zusammenkoppeln und bewachen, bei Anbruch der Nacht müssen sie sie dagegen herbeiführen, bei dem Hause anbinden und ohne zu schlafen Wache halten. Leute, die stehlen wollen, werden sich entkleiden und an der Erde auf dem Bauche herbeigekrochen kommen, die Pferde leise losbinden, sich auf dieselben schwingen und davonreiten. Wenn du hinterher läufst, weil man dein Pferd genommen, so wirst du andere Leute im Rücken lassen, die sich auch entkleidet haben und warten. Sobald diese gesehen haben, dass du fortgegangen bist, werden sie deine noch bei dem Zelte gebliebenen Pferde nehmen und davonjagen. Wenn die im Zelte befindlichen Leute Alles liegen lassen und nach den Pferden laufen, weil ihr Freund Jemand verfolgt, so wird unterdessen deine Habe aus dem Zelte gestohlen. Deshalb sind viele Leute nothwendig, wenn man zum Kentschik reisen und Handel treiben will.

„Wenn man sich hat bestehlen lassen und vom Saisan einen Urtheilsspruch verlangt, so wird er sagen: ‚Halte denjenigen, der dich bestohlen, mit der Hand fest und bringe ihn

her! so will ich das Urtheil sprechen; wenn du den Menschen nicht mit der Hand festgehalten hast, wie soll ich wissen, wer dich bestohlen hat?"

„Ein Russe ritt mit zwei Pferden zu den Sojonen, um dort zu handeln. Als er hingeritten, koppelte er seine Pferde mit einer eisernen Fussfessel zusammen, dann richtete er bei seinem Zelte seinen Kessel zu. Die beiden gefesselten Pferde gingen thalabwärts und verschwanden; während der Handelsmann nun seinen Kessel zum Kochen brachte, kam ein Mensch mit russigem Gesichte, der nackt war und die Hosenbeine aufgerollt hatte. Dieser setzte sich zu ihm und sagte: Was hast du zu verkaufen?" Indem der Kaufmann seinen Sack hervorholte, schüttete jener Mensch den Henkelkessel um, fasste ihn dann beim Henkel und lief davon. Da warf der Kaufmann seinen Sack bei Seite und lief hinter ihm her. Wenn er ihn auch anfangs erreichte, konnte er doch den nackten Menschen auf keine Weise festhalten. Der Verfolger war angekleidet, so dass er beim Laufen kaum vor Hitze zu athmen vermochte und jenen nicht einholen konnte. Als er wieder bei seinem Zelte ankam, waren andere Leute gekommen und hatten Sack und Waaren gestohlen. Als der Kaufmann nun zum Saisan reiten wollte und seine Pferde aufsuchte, hatte man eines der Pferde getödtet, den angefesselten Fuss abgehauen und das andere Pferd weggeführt. Da weinte der Bestohlene und ging zum Temitschi, um die Sache anzuzeigen. Der Temitschi aber sagte: „Du Hund mit behaartem Kopfe, weshalb bist du hergekommen, um zu handeln? Wenn die hiesigen Leute deine Waaren und dein Pferd genommen haben, wer kann sie verfolgen? Gehe du jetzt lieber deinen Weg nach Hause!" Da weinte der Handelsmann und kehrte zu Fuss nach Hause zurück."

Die Sojonen am Kemtschik sollen nach dem Berichte Tschivalkoffs zweierlei Stämme bilden: die schwarzen Sojonen und die gelben Sojonen (Kara-Sojong und Sary-Sojong): die schwarzen Sojonen sollen in der Nähe wohnen, die gelben aber weiter landeinwärts. Bei den schwarzen Sojonen giebt es wenige blonde Leute (ich habe gar keinen gesehen), aber viele schwarzhaarige. Ihre Grösse ist bedeutender als die der Altajer, ihre Gesichter aber haben eine längliche Form. Die gelben Sojonen sollen zur Hälfte aus blonden Leuten bestehen, man sagt, dieselben wären geflohene Russen, die sojonische Weiber genommen

hätten. Die letztere Angabe Tschivalkoffs beruht auf einem Irrthum, ich habe trotz aller Erkundigungen nichts von blondhaarigen Sojonen erfahren können. Der Stamm Sary Sojong ist hier sehr zahlreich, doch kommt der Name Sary durchaus nicht von der Haarfarbe her. Einige erzählen, fügt Tschivalkoff noch hinzu, die Hälfte der schwarzen Sojonen seien vom Geschlechte der Kirgisen, die sich mit den Sojonen vermischt hätten (die Angabe ist vollkommen richtig). Soweit der Bericht Tschivalkoff's.

Die Sprache der Sojonen ist auch ein türkischer Dialect, weicht aber so sehr von den Dialecten der Altajer ab, dass Sojonen und Altajer sich nur mit äusserster Mühe verständigen können. Es lässt sich annehmen, dass die Mongolisirung der Sojonen allmählich so weit um sich greifen wird, dass die sojonische Sprache ganz untergeht.

Wie die Tölös erzählen, sollen die Sojonen reich an Liedern sein; mir gelang es hier nur, zwei Märchen und einige Lieder aufzuzeichnen, die aber als einzige Specimina der sojonischen Sprache doch von Wichtigkeit sind. Weiteres Sprachmaterial konnte ich bei meinem kurzen Aufenthalte nicht sammeln.

(Den 8. Juli.) Während unseres Aufenthaltes am Kara Köl hatten wir meist trockenes Wetter, so dass sich unsere Pferde, deren Hufe von den steinigen Wegen und vom Regen sehr angegriffen waren, ziemlich erholt hatten.

Leider begann schon gestern wieder das gewöhnliche schlechte Wetter und unsere Führer beschlossen, da wir heute abreisen wollten, einen Versuch zu machen, gutes Wetter herbei zu zaubern.

Der Glaube an das Bannen der Witterung ist bei allen Völkern des Altai sowie auch bei den Sojonen verbreitet. Es giebt gewisse Familien, in denen sich diese Kraft von dem Vater auf den Sohn vererbt. Einige dieser Wetterzwinger sind weit und breit berühmt und man sagt, dass es Menschen giebt, die das Wetter so beherrschen, dass sie machen können, dass die Sonne dir in's Gesicht scheint und zugleich der Regen den Rücken durchnässt. Zum Besprechen des Wetters bedient man sich eines Wettersteines (jada tasch), der vor mir angewandte war ein Bergkrystall. Dieser Stein muss aber gewisse Eigenschaften haben, an denen ihn nur der Eingeweihte zu erkennen vermag, die aber, da sie ein Geheimniss sind, mir nicht mitgetheilt wurden.

Digitized by Google

Eine Sojonenfrau brachte einen Jada-tasch herbei und einer meiner Führer führte mit diesem die Ceremonie aus. Er befestigte den Stein mit einer fusslangen Schnur an einem Stabe, hielt den Stein zuerst über's Feuer und liess ihn vom Rauche beschlagen, dann schwang er den Stab nach allen Seiten in der Luft umher, während er mit lauter Stimme die Beschwörungsformel sang.

Trotz alles Zauberns war das Wetter nicht besser geworden, und wir verliessen heute früh bei schrecklichem Unwetter den Kara Köl. Wir wandten uns nach Nordosten und erstiegen zuerst den nördlichen Gebirgszug in der Thalrinne des Flüsschens Äldü-käm, eines Nebenflusses des Mön. Zuerst führte der Weg über einige Terrassenstufen frischgrüner Wiesen, dann ritten wir in einem dichten Lärchenwalde. Nach etwa 5 Werst ward der Wald lichter und verschwand schliesslich auf der Höhe des Berges. Hier umgaben uns wieder kahle Bergkuppen, die meist mit Geröll und Sumpf bedeckt waren. Auf der Höhe des Bergkammes, den schon an vielen Stellen Schnee deckte, war es so kalt, dass unsere nassen Kleider steif froren und es erhob sich ein so heftiger Orkan, dass die Reiter sich kaum auf den Pferden halten konnten. Der Regen verwandelte sich allmählich in einen feinen Schnee. Von der Höhe des Berges hätte sich dem Auge eine weite Rundsicht darbieten müssen, wenn das Wetter besser gewesen wäre, aber leider war die ganze Landschaft in eine undurchdringliche Nebelwolke gehüllt und man konnte nur sehen, wie sich die mächtigen Bergketten strahlenförmig hinzogen. Auf dem höchsten Gipfel des Bergpasses stand ein Obo (Steinhaufen), und jeder unserer Führer legte einen Stein zum Opfer.

Jenseits des erstiegenen Bergrückens sahen wir drei kleine Flüsse nach Norden in Thalschluchten herabrieseln, unsere Führer sagten, dass diese sich in den Abakan ergössen. An der anderen Seite war der Weg viel beschwerlicher, die Bergabhänge waren hier viel schroffer und mit riesigen Felsblöcken bedeckt. Wir mussten wohl 3 Werst auf dem Kamme entlang reiten, ehe sich eine weniger steile Stelle fand, die das Herabreiten ermöglichte, und auch hier war es kaum möglich, thalwärts zu gelangen. Nach vieler Mühe kamen wir zu einer Thalrinne, die ein kleiner Bach durchströmte. Hier begann wieder eine lebhaftere Vegetation und je weiter wir herabstiegen,

Digitized by Google

desto lebensfrischer wurden die Ufer. Helle Lärchenwaldungen zogen sich an den Abhängen entlang, ein hoher, mit bunten Blumen und saftigen Kräutern bedeckter Boden ergötzte das Auge und üppig emporgewuchertes, blühendes Gesträuch sperrte oft den Weg. Nicht lange erfreute uns dieser liebliche Anblick, bald verliessen wir den Fluss und mit ihm das üppige Thal und kletterten wiederum die steile, waldige Uferwaldung hinauf. Auf der Höhe schwand abermals der Wald und uns umgaben die früheren gelbgrauen, nackten Bergkuppen. Der Weg führte jetzt auf der Höhe am Bergkamme entlang, wir überritten wohl 4 oder 5 Bergkuppen und stiegen nur sehr selten so tief herab, dass wir die verkrüppelten Cedern der Höhe antrafen. Spät am Abend übernachteten wir in einer kleinen Schlucht dicht unter dem Schnee.

(Den 9. Juli.) Bis Mittag ritten wir auf der Höhe des Bergkammes weiter. Das Wetter war heute etwas günstiger als gestern und wir konnten viele Bergreihen, die parallel nebeneinander nach Nordosten sich zu ziehen schienen, ganz deutlich unterscheiden. Nach Osten steigen die Berge immer höher auf und erheben sich weit über die Schneegrenze, während nach Westen hin selbst auf der höchsten Bergkuppe nirgends Schnee zu erblicken ist. So ritten wir wohl über zehn Bergwellen, ohne irgendwie bis zu den in den Thälern liegenden Waldungen herabzusteigen.

Gegen Mittag gelangten wir an einen hohen Bergkegel, dessen Spitze mit Schnee bedeckt war; da er nach Osten hin felsig ist, so mussten wir ihn auf der Westseite umreiten. Hier fällt er in einem Bergsturze bis zu seinem Fusse in die nebelgraue Tiefe in einer etwa 45° geneigten geraden Linie herab, auf dessen Höhe wir nun entlang reiten mussten. Das Geröll, das den Bergabhang bedeckte, wich ununterbrochen unter den Hufen unserer Pferde am Rande des schmalen Pfades und rollte klappernd in die Tiefe, ein Fehltritt — und Ross und Reiter wären unfehlbar in den Abgrund gestürzt. Nachdem wir so wohl eine Stunde lang auf dem Gerölle geritten waren, umhüllte uns ein dichter Nebel. Wir konnten nicht zehn Schritte weit vor uns sehen und mussten, um nicht auseinander zu kommen, eine dichtgeschlossene Kette bilden. Etwa abermals nach einer Stunde hatten wir glücklich den Bergkegel umritten und er-

Digitized by Google

I. Bd.

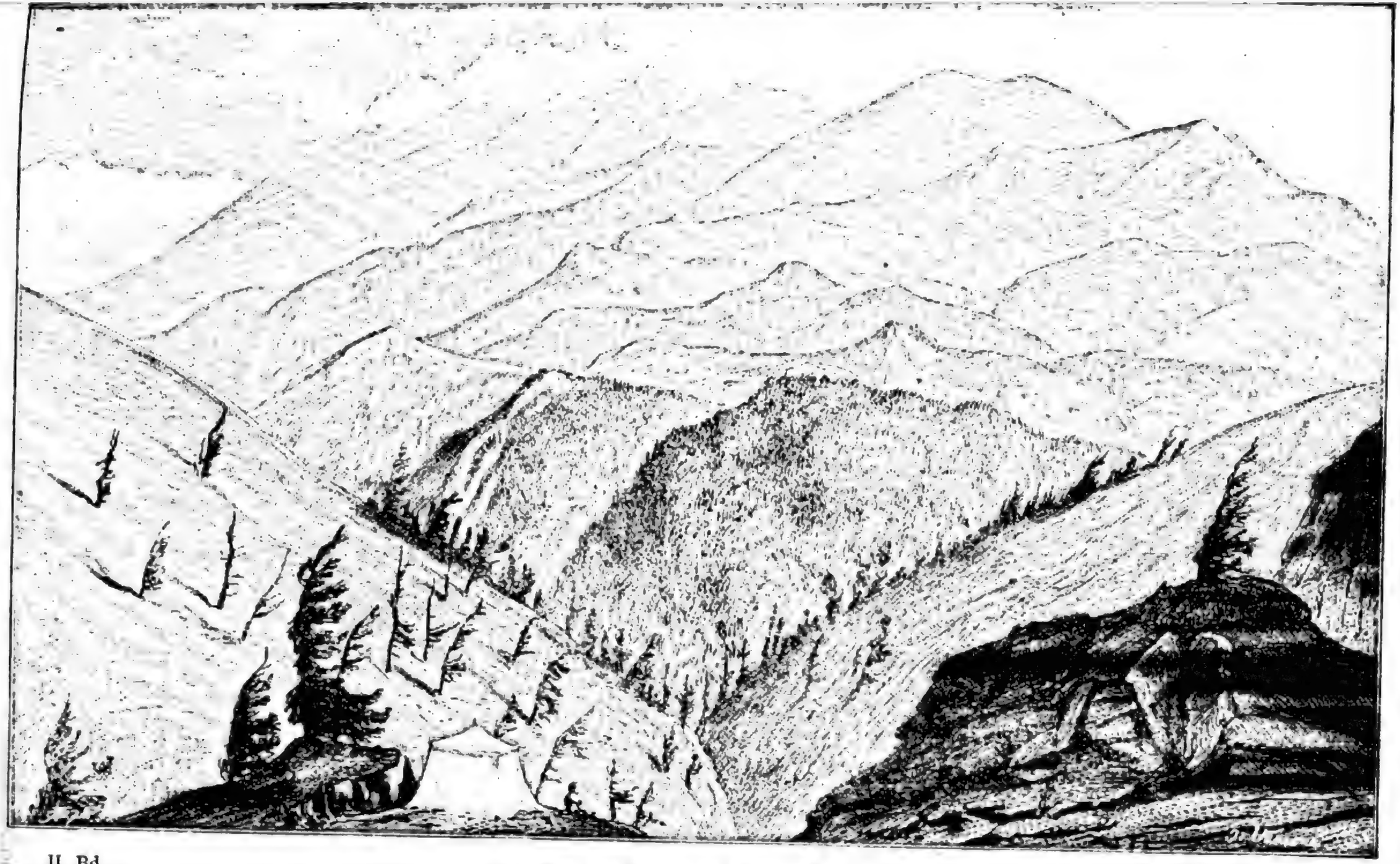
Aussicht auf das Sojonische Gebirge.

Seite 182.

Google

stiegen nun wiederum den sehr beschwerlichen Bergkamm. Je höher wir stiegen, desto dichter wurde der Nebel, und als wir endlich den Gipfel erklommen hatten, sahen wir uns am Rande eines felsigen Abgrundes, der ziemlich steil abfiel. Der Führer erklärte, er habe zu weit östlich gehalten und wir müssten jetzt umkehren. Glücklicherweise war der südliche Abhang, den wir jetzt herabritten, nicht so steil und es gelang uns, wenn auch mit grosser Mühe und Anstrengung, ein Flussthal zu erreichen. Da hier nirgends eine Stelle zum Uebernachten aufzufinden war, so erstiegen wir wieder einen gegen Westen gelegenen Bergzug und trafen auf einen kleinen Weg, dem wir folgten, da er ins Thal hinabzuführen schien. Im Thale regnete es heftig und wir bemühten uns, so schnell als möglich vorwärts zu kommen. Zu unserem Schrecken machte der Weg eine Wendung, ging wieder bergan und führte uns immer höher, so dass wir bald wieder von dichtem Nebel umhüllt waren. Mit einem Male war der Weg auf dem steilen Boden verschwunden; wir ritten jetzt aufs Gradewohl nach Norden. Es begann schon zu dämmern, als plötzlich wieder der Ruf: „tujuk!" (versperrt!) ertönte. Wir hatten wieder einen steilen Felsabhang erreicht. An Umkehren war nun nicht mehr zu denken. Wir stiegen von den Pferden und kletterten, unsere Pferde an den Zügeln haltend und nachziehend, an dem Rande des Felsabhanges entlang. Nach einer halben Stunde fanden wir eine weniger abschüssige Stelle, auf der wir endlich zum Thale hinabgelangen konnten. Ganz bis auf die Haut durchnässt und von den Mühseligkeiten des Tages vollständig erschöpft, erreichten wir endlich bei voller Dunkelheit einen kleinen Bach, an dem wir übernachten konnten.

(Den 10. Juli). Sehr früh am Morgen war unser Führer ausgeritten, um den Weg zu suchen. Voller Freude kehrte er mit der Nachricht zurück, dass nach Osten hin sich eine Thalebene erstrecke, durch die sich ein breiter Weg hinziehe. Ich liess deshalb in aller Eile satteln. Das Wetter war schön und der Himmel vollkommen klar, so dass wir von unserer Lagerstatte aus uns einer schönen Aussicht nach Südosten erfreuen konnten. In den mannigfaltigsten Bergwellen thürmten sich nach Osten hin die Bergzüge immer höher auf, und am Horizonte leuchteten die Schneegipfel des Sojonischen Gebirges. Die niedrigen Berggruppen im Vordergrunde waren mit dunklen Wal-



II. Bd.

Aussicht auf das Sojonische Gebirge.

Seite 182.

dungen bedeckt, aber die mächtigen terrassenförmig aufsteigenden Bergriesen des Hintergrundes reckten ihre kahlen Felskämme weit in das blaue Himmelsgezelt. Trübe Stille herrschte rings um uns her. Kein Thier verirrt sich in diese wüsten Höhenzüge des Gebirges. Blumen und selbst Kräuter fürchten den kalten Wind, der hier ohne Unterbrechung über den Berggipfel hinstreicht, und ziehen sich in die Thalniederungen zurück. Die wenigen niedrigen, verkrüppelten Cedernbäume in ihren fahl-gelben, spärlichen Nadelkleidern und knorrig gebeugten Stämmen sehen wie frühzeitig gealterte Baumkinder aus.

Nach etwa anderthalb Stunden starken Rittes erreichten wir das verheissene Thal, es war wohl 500 Schritte breit und üppig mit Gras und Kräutern bewachsen. Mitten hindurch zog sich ein ziemlich breiter Fluss, an dessen Ufer ein Weg entlang führte. So war die beste Aussicht vorhanden, dass unsere Leiden nun beendigt wären, und fröhlichen Herzens ritten wir zum Thale hinab. In der Ferne schienen die Berge viel niedriger und unser Führer behauptete, wir hätten schon den Obō (das chinesische Grenzmal) im Rücken und würden schon morgen Abend den Abakan erreichen können.

Der Weg führte im Thale entlang, das einige Stunden Weges seinen Charakter keineswegs änderte, nur traten das dichte Weidengebüsch und der Nadelwald häufig bis zum Ufer des Flusses. Plötzlich wurde der Boden sumpfig, der Weg wandte sich den Uferbergen zu und schlängelte sich zwischen mächtigen Steinblöcken hindurch, seine Richtung wandte sich nach Osten hin, und wir verloren bald das breite Flussthal aus den Augen.

Nachdem wir einige Stunden geritten waren, zog sich der Weg wieder abwärts in das Thal eines kleinen Flüsschens, das ein Nebenfluss des vorher erwähnten Flusses zu sein schien. Hier theilte sich unser Weg in zwei Pfade, von denen sich der eine direct nach Osten, der andere nach Nordwesten wandte. Unser Führer behauptete trotz meines Widerspruches, wir müssten den letzteren einschlagen, da wir schon jetzt zu weit nach Osten geritten seien; er kenne den Bergrücken und wisse sich jetzt ganz bestimmt zurecht zu finden. Wir ritten also jetzt an dem Flüsschen weiter entlang, wohl 1 Werst durch baumloses Wiesenland, dann geriethen wir in einen dichten Cedernwald. Der Boden war hier mit dichtem Moose bewachsen und

Digitized by Google

keine Spur mehr von einem Wege zu entdecken. Umgestürzte Bäume, Schluchten, Felspartieen und Steinblöcke nöthigten uns, kreuz und quer zu reiten, so dass wir Abends, als wir einen direct nach Norden fliessenden Giessbach erreichten, weder vor- noch rückwärts konnten und froh waren, unser Nachtlager hier aufschlagen zu können.

(Den 15. Juli.) Nach fünf schweren Tagen sind wir endlich wieder in dem schönen Flussthale, das wir am 10. Juli Morgens verliessen, eingetroffen. Aber in welcher Lage erreichten wir dasselbe! Damals waren wir glücklich, den rechten Weg gefunden zu haben und das frische Grün des Thales erhöhte unsere Reiselust; damals waren wir von guter Hoffnung erfüllt, denn unser Ziel, der bewohnte Abakan, lag nur noch zwei Tagereisen entfernt. Aber wie anders steht es heute mit uns! Die unsäglichen Strapazen der letztvergangenen fünf Tage haben uns fürchterlich mitgenommen. Unser Proviant ist zu Ende gegangen und das fast faule Fleisch eines von uns am 11. Juli geschlachteten Pferdes ist das Einzige, was meine Leute zur Nahrung haben. Ich selbst habe die letzten drei Tage nur muffige, in Wasser gekochte Erbsen ohne Salz und ausgelassene, halb faule Butter, sowie Thee mit Zucker genossen. Unsere Pferde sind in jämmerlichem Zustande. Ihre Hufe, von dem fast ununterbrochenen Regen aufgeweicht, haben sich an dem steinigen Boden vollständig abgeschliffen und in geschwollene Blutbeulen verwandelt, ihre Rücken sind fast ohne Ausnahme durchgerieben, und nur mit Mühe können sich die armen Thiere fortbewegen. Bis zu den Sojonen haben wir noch zwei Tagereisen; wie wir dorthin gelangen wollen, weiss ich nicht. Unsere einzige Rettung wäre schönes Wetter.

Die Leiden, die wir in den verflossenen Tagen erduldet haben, sind kaum zu schildern. Wir ritten drei volle Tage im Kreise in dem öden Walde umher, der in der That den Namen eines Urwaldes verdient. Am ersten Tage behauptete unser Führer, wir müssten den Fluss, bei dem wir übernachtet, unbedingt durchreiten; leider war nirgends eine Furt zu entdecken, denn die mächtige Wassermasse des Flusses wälzte sich schäumend über 3—4 Fuss hohe Felsblöcke mit einer Gewalt, der kein Pferd im Stande war, Widerstand zu leisten; wir folgten deshalb dem Flusse am Ufer aufwärts. Der Boden war hier

Digitized by Google

eine dichte glatte Moosfläche, die alle Unebenheiten des Erdbodens und selbst grössere Steinblöcke verbarg. Oft wich diese trügerische Decke unter den Füssen unserer Pferde und Reiter und Pferd stürzten in 4 — 5 Fuss tiefe Löcher. Dann musste die ganze Karawane Halt machen und manchmal gelang es kaum den vereinten Kräften, das Pferd aus dem Loche herauszuziehen. Als wir so unter stundenlangen Qualen eine oder zwei Werst vorgerückt waren, geriethen wir in einen Sumpf, in dem die Pferde oft bis zum Bauche einsanken. Wir wurden deshalb gezwungen, einen weiten Umweg zu machen, um nicht zu versinken. Erst gegen Abend gelang es uns, den verlassenen Fluss zu erreichen. Das Fleisch, das ich vom Kara Köl mitgenommen hatte, war bei dem ununterbrochenen Regen faul und ungeniessbar geworden und musste fortgeworfen werden; ich musste daher, um für meine Leute Speise zu schaffen, eines unserer Pferde schlachten lassen.

Am anderen Morgen trafen wir nicht weit von unserer Lagerstätte eine Furt im Flusse und durchritten denselben hier ohne grossen Schaden, denn nur eines unserer Pferde wurde vom Wasser umgeworfen, jedoch unbeschädigt an's jenseitige Ufer gebracht. Hier war der Boden weniger steinig, aber dafür gab es neue Leiden. Unzählige umgestürzte Baumstämme versperrten überall den Durchgang; dabei waren die Uferberge, die wir zu erklimmen hatten, so steil, dass wir fast jede halbe Stunde Halt machen und den ermatteten Pferden Ruhe gönnen mussten. Ununterbrochen traten uns Hindernisse in den Weg: bald hatten sich umgestürzte Baumstämme zu einer unübersteigbaren Mauer aufgethürmt und die Pferde konnten nur mit Gewalt hindurchgeführt oder herübergezogen werden, bald waren die Stämme so dicht mit Gestrüpp verwachsen, dass man sich nur mit grösster Mühe und mit Hülfe der Axt einen Weg hindurchbahnen konnte, wobei die nadelbesetzten Zweige dem Hindurchreitenden Gesicht und Hände blutig peitschten.

Nachdem wir so zwei Tage vom Morgen bis zur einbrechenden Nacht bei dem ununterbrochen herabströmenden Regen auf den bewaldeten Bergzügen umhergeirrt waren, langten wir endlich am Fusse eines hohen Berges an, dessen Spitze unbewaldet war, und schlugen hier unser Nachtquartier auf.

Am Morgen des vierten Tages erreichten wir glücklich den Gipfel dieses Berges und vermochten uns von hier aus über

Digitized by Google

den Gang unserer Irrfahrt zu orientiren. Da unsere Pferde zu angegriffen waren, um noch jetzt zum Abakan zu gelangen und dem Laufe desselben folgen zu können, und der Führer erklärte, dass er jegliche Spur des Weges verloren habe und weder ein noch aus wisse, so beschloss ich, von hier aus zurückzukehren. Ein alter Jäger der Tölös, der sich unter meinen Begleitern befand, zeigte mir von hier aus den Bergzug, über den wir vom Kara Köl gekommen seien, und erbot sich, uns dorthin zurückzuführen. Der gefasste Beschluss wurde sofort ausgeführt.

Obgleich unser neuer Führer zum ersten Male in dieser Gegend war, also nur die bei unserer Irrfahrt passirten Berge nach einmaligem Durchstreifen kannte, verstand er doch im dichten Walde, ohne sich um meinen Compass zu bekümmern, so bestimmt Richtung zu halten, dass er uns am zweiten Tage wohlbehalten in das schöne Flussthal zurückführte. Die Sicherheit des Führers flösste allen Vertrauen zu ihm ein. Auf meine Frage, wie er hier eigentlich den Weg finden könne, antwortete er mir lachend: „Eine Gegend, die ich einmal passirt habe, werde ich mein Leben lang nicht vergessen.“ So erschien mir denn der Rückweg weniger beschwerlich, obgleich wir hier auch mit vielen Beschwerden zu kämpfen hatten und Felspartieen, Verhaue und Sümpfe in grosser Menge passirt werden mussten. Der Führer benutzte mehrmals kleine Jagdpfade, auf denen uns weniger Hindernisse in den Weg traten. Am meisten setzte uns aber das Wetter zu, das jetzt sehr veränderlich war; immer wechselten Sonnenschein und Regen ab, so dass unsere Mantelsäcke zu faulen begannen und unser Fleischvorrath schon nach 24 Stunden in Fäulniss überging.

Ich hatte all' mein Ansehen anzuwenden, den früheren Führer vor der Wuth der übrigen Kalmücken zu schützen. Der arme Mann that mir leid, da weniger seine Unkenntniss des Weges als das ungünstige Wetter, das auf den Höhen jeden Rundblick unmöglich machte, an unserer Irrfahrt schuld war. Während der ganzen Rückfahrt war er die Zielscheibe des Spottes und man überhäufte ihn bei jeder Gelegenheit mit Schimpfreden, die ohne mein Entgegentreten gewiss in Thätlichkeiten übergegangen wären.

Einen meiner Reisebegleiter, der am Magenkrampf erkrankte, befreite ich durch einige Arzneimittel von seinen

Schmerzen. Dadurch hatte meine Apotheke das Zutrauen der Tölös-Leute erworben, so dass sich alle an mich wendeten und um Arzneien gegen dieses und jenes Uebel baten.

Jaschyk, unser Regenbesprecher, behauptete schon seit einigen Tagen, dass der Jada-Stein der Sojonen wirkungslos gewesen sei, er meinte, es wäre das Beste, wenn er mit meiner guten Arznei den Regen besprechen würde. Bis jetzt hatte ich mich gegen diesen Unsinn gesträubt. Doch heute Abend musste ich nachgeben, wenn ich meine Leute bei guter Laune erhalten wollte. Jaschyk schritt nach meiner Einwilligung sogleich zur Ausführung seines Planes. Er kam mit einem Holzlöffel und mein Diener musste die Apotheke herbeiholen. Nun that ich ihm in seinen Löffel Bittersalz, Glaubersalz, Senfspiritus, spanische Fliege und Heftpflaster. Mit glücklicher Miene trat er nun ans Feuer, räucherte die Medicin und schwang unter lautem Hersagen seiner Beschwörungsformel den Löffel in der Luft umher, dann schüttelte er ihn unter dem Rufe: „Kairakan, Kairakan! alas alas alas!“ in's Feuer. Alle Anwesenden stiessen einen lauten Freudenschrei aus, als der brennende Senfspiritus hoch aufflackerte und sahen in diesem Ereignisse eine gute Vorbedeutung. Am Abend herrschte unter meinen Leuten die ausgelassenste Fröhlichkeit, denn jeder war überzeugt, dass morgen unbedingt gutes Wetter eintreten würde.

(Den 19. Juli). Am 16. und 17. hatten wir wirklich das herrlichste Wetter (wozu doch Bittersalz nicht alles nützt!), so dass wir unter der sicheren Leitung unseres neuen Führers schon am späten Abend des 17. wieder am Kara Köl eintrafen. Der Ritt war natürlich äusserst beschwerlich gewesen, da die Pferde nur im langsamen Schritt zu gehen vermochten. Um daher die Zeit der Reise zu kürzen (dazu zwang uns der fehlende Proviant), ritten wir bei Sonnenaufgang aus und machten erst bei einbrechender Nacht Halt. Der Weg, den unser Führer einschlug, war kürzer und weit weniger beschwerlich als der auf unserer Hinreise passirte; nicht wenig trug dazu auch das klare, schöne Wetter bei, das uns überall einen freien Rundblick gestattete. Als wir die Höhe des letzten Bergkammes vor dem Mön erreicht hatten, sahen wir in der Ferne zwei mächtige Schneeketten sich aufthürmen, die mir als die Quellgebirge des Kemtschik bezeichnet wurden. Von den Wiesen-

terrassen diesseits der sojonischen Jurten sahen wir gegen Osten den zwischen fast senkrecht abfallende Felsmauern eingezwängten Kara Köl. Im Vordergrunde bei der Mündung des Mön in diesen See sind die Uferberge wie auch das Flussthal in dichten Lärchenwald gehüllt und im Hintergrunde steigt das Hochgebirge in sieben Terrassen auf, von denen die drei höchsten Kämme mit Schneefirnen bedeckt sind.

Als wir an der Stelle, wo wir die sojonischen Jurten verlassen hatten, anlangten, war nirgends eine Jurte zu sehen, die Einwohner waren offenbar weiter ins Gebirge gezogen.

Am andern Morgen kam der Schangda in Begleitung eines sojonischen Saisans, der grade den hiesigen Kreis inspicirte, in unser Lager. Als sie unsere jämmerliche Lage sahen, nahmen sie einen hochmüthigen Ton an und der Saisan weigerte sich, seinen Leuten zu erlauben, uns für Waare Proviant abzulassen. Erst nachdem ich ihm ein Pfund nasses Pulver und eine Flasche Branntwein geschenkt hatte, gab er uns die Erlaubniss zum Handel und zu einem zweitägigen Aufenthalt.

Leider hatten wir alles unnütze Gepäck, wie Kessel, Dreifuss, Filzdecken etc. auf unserer Irrfahrt zurückgelassen, um den Pferden nach dem Schlachten eines der Packpferde die Last möglichst zu erleichtern; so hatten wir nur sehr wenige Dinge, die die Sojonen hatten gebrauchen können. Einige Pfund Pulver und Blei wurden gegen zwei Hammel eingetauscht und um wenigstens noch eine Ziege zu erhalten, schnitt ich alle Metallknöpfe von meinem Rocke ab und fügte, da diese noch nicht genügten, eine buntgestickte Weste hinzu.

Mein diesmaliger Aufenthalt bot mir keinerlei Gelegenheit zu Forschungen, denn der Saisan erlaubte mir nicht einmal, die Jurten der Sojonen aufzusuchen und hielt auch seine Leute von unseren Zelten fern. Trotzdem gelang es mir, ein kleines Wörterverzeichniss zusammenzustellen.

Jeden Morgen liessen meine Führer wieder den Regen von Jaschyk bannen, wobei meine Reiseapotheke am schlechtesten wegkam, und gerade, als ob die Leute erst recht in ihrem Aberglauben bestärkt werden sollten, klärte sich stets nach der Beschwörung der Himmel auf. Meine dwojedanischen Führer machten unsere hufkranken Pferde durch ein sehr einfaches Mittel für unsere Weiterreise tauglich. Es wurde eine Menge Holz zusammengetragen, scheiterhaufenartig aufgestapelt und

Digitized by Google

angezündet. Am Abend wurden die brennenden Zweige und glühenden Kohlen etwas auseinander geritten und auf einem etwa 4 bis 6 Quadratfaden grossen Platze ausgebreitet, so dass am Morgen der ganze Platz mit glühender Asche bedeckt war. Dann machte man mit einem scharfen Messer in jeden Fuss oberhalb des Hufes drei bis vier tiefe Einschnitte, so dass das Blut hervorrieselte. Hierauf führten sie die Pferde auf den mit heisser Asche bedeckten Platz und liessen sie da wohl eine Viertelstunde stehen, bis kein Blut mehr aus der Wunde floss. Das Mittel erwies sich als sehr wirksam, denn die Ueberreste der Hufe wurden hart und die Pferde vermochten ohne grosse Schmerzen aufzutreten.

(Den 24. Juli). Nach viertägigem Ritte sind wir heute glücklich am Tscholyschman angekommen. Bis zum Arsajak hielten fast alle Pferde Stand, aber von hier aus mussten wir an verschiedenen Stellen sieben Pferde zurücklassen, welche von einer zum Alasch gezogenen dwojedanischen Handelsgesellschaft auf dem Rückwege zum Tscholyschman nachgebracht werden sollten. Um diese auf die zurückgebliebenen Pferde aufmerksam zu machen, wurde an einer freien Stelle neben dem Wege, jedesmal da, wo man ein Pferd liess, an eine Stange des Packsattel gebunden und an diesen ein Zweig, der mit der Spitze zum Tscholyschman gerichtet war. An den Zweig band man ein Haarbüschel aus der Mähne des Pferdes. Der Führer erklärte mir auf mein Befragen, dass jeder Tölös, welcher des Weges daher komme das Zeichen so verstehen würde: „Hier ist ein Pferd von der Farbe des Haarbüschels zurückgeblieben, sattle es mit dem Sattel und bringe es dahin, wohin die Spitze des Zweiges zeigt. Die Jäger sollen vielerlei dergleichen Zeichen anwenden, um einander ihren Willen kund zu thun, z. B. ein Zweig an eine Stange horizontal angebunden, heisst: „Komme dorthin, wo die Spitze des Zweiges hinzeigt.“ Zwei Zweige in derselben Weise befestigt, aber so, dass die Spitzen nach entgegengesetzten Richtungen zeigen, bedeuten: „Ich bin dorthin gegangen, komme aber hierher zurück, warte hier!“ durch nebenbei eingesteckte Stäbchen bezeichnet man die Zahl der Tage, wann man zurückkehren will, u. dergl. m.

Die ganze Reise ging ohne weiteres Ungemach von statten; wir ritten Tag für Tag von Sonnenaufgang bis zur einbrechen-

Digitized by Google

den Nacht. Die letzten zwei Tage war das Wetter wiederum sehr ungünstig und alles Regenbannen Jaschyks blieb ohne Erfolg.

Am 21. Juli Abends hatten wir die letzten Ueberbleibsel unserer Nahrung verzehrt und litten daher bei der grossen Anstrengung und der zehrenden kalten Luft nicht wenig Hunger. Am Nachmittag des 22. trafen wir auf acht Schwarzwald-Tataren, die von einer Handelsfahrt zum Alasch zurückkehrten, und trieben unsere Pferde zur Eile an, als wir die Leute in der Ferne erblickten, in der Hoffnung, irgend ein Nahrungsmittel zu erhalten. Aber es war eine eitle Hoffnung, die Leute waren selbst schon den dritten Tag ohne Speise. Der Hunger trieb uns jetzt zur Eile, selbst die schauderhaften Bergabhänge, die zum Tscholyschman herabführten, schreckten uns nicht zurück, unseren Weg bei dunkler Nacht fortzusetzen, und so erreichten wir 1 Uhr Nachts glücklich die ersten Jurten am Tscholyschman, wo ich mit dem grössten Appetite Kumys, Airan und geröstetes Gerstenmehl aus schmutzigen Kalmückenschalen genoss, ohne weitere Rücksicht auf die Unreinlichkeit der Speisen zu nehmen. Ich entsinne mich nicht, dass mir eine andere Speise je so vortrefflich gemundet hat. Hunger ist eben der beste Koch. Unsere Packpferde waren noch zurückgeblieben und langten erst einige Stunden später an.

Aus dem Tagebuch der Reise nach Kobdo im Jahre 1870.

(Den 14. Juni.) Endlich ist es mir heute gelungen, die nöthigen Menschen, Pferde und ein Kameel zu miethen. Ich musste für jedes Pferd 3 Rubel und für das Kameel 6 Rubel zahlen, dabei mich aber verpflichten, gefallene oder sonst zu Schaden gekommene Thiere zu ersetzen. So konnte ich denn endlich nach Tische die Lawken an der Tschuja verlassen. Es hatte den ganzen Morgen über geregnet, gegen Mittag aber klärte sich das Wetter auf, und wir wurden bis zum Abend nicht weiter vom Regen belästigt. Von der Reise ist wenig zu sagen. Die Steppe ist glatt und eben, baumlos und mit ganz spärlichem Grase bedeckt, zwischen dem viel Geröll und kleine Steine zu sehen waren. Nach einer Werst den Fluss Tschagan Burgasun erreicht. Breites Flussbett, an den Ufern wenig Strauchwerk. Mehrere Arme durchritten, der eine derselben ziemlich tief. Nach etwa 15 bis 20 Werst begannen sich nach

Osten niedrige Hügelketten weit in die Steppe hinein zu erstrecken. Einzelne Gräber mit aufrechtstehenden Steinen; dicht bei dem südlichen Grenzgebirge abermals den Tschagan Burgasun durchritten, nicht weit von seinem Ufer übernachtet.

(Den 15. Juni.) Nacht sehr kalt. Der Himmel hat sich aufgeklärt. Weg am Tschagan Burgasun aufwärts. Schmales Thal. Wenige Felsen. Am Flusse selbst ganz niedriges Weidengestrüpp. Von rechts drei Nebenflüsse, die alle drei Karassu heissen. Beim ersten derselben nur wenige Bäume, beim zweiten bedeutender Lärchenwald, daher von hier aus einige Holzvorräthe mitgenommen. Die Gegend wird mir jetzt als sehr unsicher geschildert. Hier sollen im vorigen Jahre Kirgisen gelebt haben. Ein Theil der Buchtarma-Kirgisen hat sich Russland unterworfen (die Karatai). Die *Samai* aber sind nach China gegangen und Makilä, mein alter Bekannter von der Buchtarma, hat einen Mützenknopf erhalten. Am Orta Karassu machten wir Halt, da das Herbeischaffen des Holzes doch einige Zeit kostete. Wir setzten unseren Weg am Tschagan Burgasun fort; mehrere Eisfelder passirt, blaue Wasserrinnen auf dem Eise, viele Spalten und Risse, die das Reiten beschwerlich machen.

Später wird der Weg an einigen Stellen sehr steinig. Ein kleiner See am linken Ufer. Bei der Quelle des Tschagan Burgasun machten wir Halt. Wir hatten den ganzen Tag über schönes Wetter gehabt, nur ein kleiner Sturzregen hatte uns beim ersten Karassu überrascht. Auf dem ganzen Wege lagen Massen von Argali-Hörnern umher. Sehr viele Murmelthierlöcher. Die Murmelthiere sitzen bei dem Loche und schauen neugierig auf die Herankommenden. Ahnen sie Gefahr, so schlüpfen sie sogleich in ihre Löcher. Bei der Jagd brauchen die Jäger folgende List: sie schwenken, sobald sie ein Murmelthier erblicken, den einen Arm wie ein Rad im Kreise herum und nähern sich so dem neugierig nach dem Wunder ausschauenden Thiere auf Schussweite. So allein lassen sich diese Thiere übertölpeln; würde der Jäger ruhig herankommen, so würde das Thier, ehe er noch die Flinte anlegen kann, in seine Höhle geschlüpft sein.

Auf den östlichen Bergen erblickten wir zwei grasende Argali, die hier in grossen Heerden leben sollen. Am Nachmittage schrecklicher Regen und eisigkalter, schneidender Wind.

So niedriger Wolkenzug, dass die unteren Spitzen uns fast berührten. Wir erstiegen die östlichen Berge. Breiter Bergrücken mit niedrigen Hügelwellen. Das Grenzzeichen auf dem höchsten Punkte des Bergrückens, ein Brett, das auf chinesischer Seite mit rother mongolischer Inschrift versehen. Wind immer stärker. Ringsum hohe Schneeberge. Jenseits der höchsten Stellen des Bergrückens abermals Sumpf. Hier bildet sich allmählich ein Wasserreservoir für die Abflüsse des Flusses Boro-Burgasun, dessen Ufer wir jetzt bis zum Piquet Sök folgen. Zwei kleine Flüsse passirt. Weg sehr gut. Erst gegen 12 Uhr Abends langten wir beim Piquet Sök an. In der Nähe stehen jetzt Türböten-Jurten, vor denen uns ein ganzes Rudel bissiger Hunde überfiel, die wir kaum zu vertreiben vermochten. Endlich erreichten wir das Lager der russischen Kaufleute, die jetzt hier in Filzzelten wohnen.

(Den 16. Juni.) Ich besuchte heute die Kaufleute, unter denen ich viele Bekannte fand. Sie sind durchaus nicht zufrieden. Da sie jetzt den grössten Theil des Jahres bei den Piquets wohnen müssten, so hätten sie bessere Wohnungen als die früheren Zelte nöthig. Der Handel sei jetzt schlechter als früher und wegen des Wohnens bei den Piquets der hiesige Aufenthalt kostspieliger. Als früher die Jahrmärkte, besonders der Tschärü, bestanden, sei der Handel viel vortheilhafter gewesen. Der Tschärü hätte von Jahr zu Jahr zugenommen und im Jahre 1865 seien schon fast 200 000 Tarbaganfelle von den Mongolen auf den Markt gebracht. Da sei plötzlich der Gouverneur von Tomsk, Herr L., hier angekommen und habe, um seine Macht zu zeigen, den am Byraty anwesenden chinesischen Beamten verhaften lassen. Die Heldenthat habe zur Folge gehabt, dass die chinesische Regierung ihren Leuten verboten habe, die russische Grenze zu überschreiten und sich nun nicht mehr in die Handelsangelegenheiten, die sie früher mit allem Eifer unterstützt habe, mische. Dadurch sei der Handel zu einem Detail-Handel geworden. Es sei den Kaufleuten unmöglich, den Handel hier fortzusetzen, wenn die Verbindung des Piquet-Handels und des Altai-Handels denselben nicht ermögliche. Die Kaufleute seien nicht im Stande, irgendwie auf feste Preise zu halten, da bei der jetzigen Art des Einzelverkaufes Alles vom Zufall abhänge. Sie nehmen jetzt, so viel sie bekommen, und verkaufen bald mit grossem

Vortheil, bald mit Schaden. Am vortheilhaftesten verkaufen sich Kleinigkeiten, die oft mehrere hundert Prozent ergeben. Die grossen Theesteine stehen jetzt im Preise von 2 Rubel und kommen den Kaufleuten im Allgemeinen auf 1 Rubel 20 Kopeken zu stehen. Vergrössert hat sich der Handel seit 1864 nicht. Seit zwei Jahren fangen die Chinesen an, Thee zu verkaufen und zwar zwei Sorten, in Kisten zu 80 und solche zu 60 Pfund. Der Letztere ist unvergleichlich besser. Man hat versprochen, den Thee in grösseren Partieen herzuschaffen, was bei dem geringen Preise, das Pfund zu 50—80 Kopeken, sehr vortheilhaft wäre. Ob dies den Chinesen möglich ist, wird die Zeit lehren.

Ich machte damals dem *Ka* einen Besuch. *Ka* ist die Benennung der Mongolen. Die Chinesen nennen ihn *Daloje*. Er trägt den blauen Mützenknopf und steht im Range eines Ugeri-da (Obersten). Er ist aus dem Inneren und wird auf drei Jahre zur Grenze geschickt. Er hat nicht nur die Aufsicht über die Grenzposten, wie man mir früher gesagt, sondern ist auch der Verwalter der hier an der Grenze wohnenden Völkerschaften. Bei ihm befinden sich einige Mandschu-Soldaten. Die Mongolen-Soldaten der Piquets stehen unter den Befehlen eines Tuslaktschi mit rothem Mützenknopfe, der also Generalsrang hat. Der Daloje empfing mich sehr artig, untersuchte meinen Pass und versprach, mir einen Mongolen-Soldaten als Convoi zu geben. Vergebens versuchte ich mit ihm mandschurisch zu sprechen. Da mir mein Schibä-Lehrer Bitä als Dolmetscher diente, so trat der merkwürdige Fall ein, dass ein russischer Beamter mit einem Mandschu-Beamten sich so unterhielt, dass der russische Beamte mandschurisch sprach und seine Rede dem Mandschu durch einen Uebersetzer chinesisch wiedergegeben werden musste. Im Laufe des Nachmittages machte mir der Ka einen Gegenbesuch. Am Sök sind übrigens nur fünfzig mongolische Soldaten stationirt, alles Chalcha. Unter diesen befanden sich wohl ein halbes Dutzend Lama's; sie tragen rothe und gelbe Röcke und sind leicht an ihren gelben Mützen und geschorenen Köpfen zu erkennen. Alle Lama tragen Gebetperlen, murmeln beständig Gebetformeln und tragen Buddha-Bilder in kleinen Kästchen, sowie ausserdem noch kleine Zeugpackete am Halse.

(Den 17. Juni). Am Morgen verliessen wir um 10 Uhr den Karaul Sök. Der Weg geht zuerst nach N. O. O. am linken

Digitized by Google

Ufer des Flusses Boroburgasun abwärts. Das Flussthal ist schmal und die Ufer sind ziemlich steil. Uferberge kahl und mit Geröll bedeckt. Nur an den Rändern tritt der Felsen vor. Graswuchs sehr gering und nur in einzelnen Büscheln, Blumen fast nirgends zu sehen. Weiter abwärts wächst dicht beim Flusse kurzes Weidengestrüpp. Flussbett breit und steinig; der Fluss fliesst meist ungetheilt. Der Fall des Wassers ist hier ziemlich stark. Fluss durchritten bei einem kleinen Nebenflüsschen, das von rechts in den Boroburgasun fällt. Im Flussbette viele Argali-Hörner. Wir trafen zweimal auf Argali-Heerden. Dicht vor uns stieg eine Heerde Argali zum Flusse hinab, es mochten ihrer wohl sechzig Stück sein. An den Uferbergen sieht man viele Pfade sich emporschlängeln, dieselben sollen zum grössten Theil von den Argali herrühren, die hier in grosser Zahl leben. Etwa nach sechs Werst fliesst ein Fluss von Norden her in den Boroburgasun, der Name konnte mir nicht genannt werden. Dem Flusse gegenüber ist am rechten Ufer ein Obō errichtet, auf dessen Spitze mehrere Argali-Hörner aufgestellt waren. Jetzt verschwinden die Weidengebüsche gänzlich aus dem Flussthale und die Uferberge verändern ihren Charakter. Sie erscheinen jetzt meist in terrassenförmigen Abstufungen, die an vielen Stellen mit grünen Grasplätzen bedeckt sind, ein Zeichen, dass wir schon bedeutend herabgestiegen. Nach zwölf Werst erreichten wir den Fluss Sossula, der in den Boroburgasun fliesst. Bei der Mündung dehnt sich das Thal aus, durch das man den recht breiten Weg sich nach NO. hinschlängeln sieht. Der Fluss macht eine Krümmung nach Osten und später nach Norden. Das weite Thal des Sossula ist mit dichtem, kurzem, feinem, grünem Grase bedeckt. Etwa 4 bis 6 Werst höher am Flusse sind an drei Stellen je 5 bis 6 Filzjurten der Chalcha zu sehen, in deren Nähe einige Schaf- und Sarlyk-Heerden weiden. Nicht weit von der Mündung des Sossula befindet sich ein hoher Obō, bei dem, wie mir unser Convoi-Soldat mittheilt, den vorüberreisenden Ambanen Thee gereicht wird. Der Weg ändert die eingeschlagene Richtung nur ganz unbedeutend. Noch recht früh erreichen wir die erste Mongolen-Station, die mir als Ürtō (Station) Boroburgasun genannt wird, obgleich sie jetzt gar nicht am Flusse Boroburgasun liegt. Man erklärt mir dies dadurch, dass der Ürtō, der Witterungs- und Vegetationsverhältnisse halber mehrmals im Jahre seinen Standort wechselt.

Im Ürtö Boroburgasun wurde uns ein recht freundlicher Empfang. Man bewirthete uns mit Allem, was man bieten konnte, und wies mir eine eigene Jurte zur Wohnung an. Die hiesigen Chalcha sind im vorigen Jahrhunderte angesiedelt worden. Sie wechseln nicht im Dienste wie die Chalcha des Piquets. Man sieht auf den ersten Blick, dass die Leute hier viel weiter fortgeschritten sind als die altajischen Bergkalmücken, dies beweist schon die reinliche Kleidung und bessere Jurteneinrichtung. Alles macht den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit, man möchte sagen von Reichthum. Der Wirth bot mir sogleich den Ehrenplatz zum Sitz an. In der Jurte, deren Boden zum Theil mit Teppichen bedeckt war, standen rund an der Jurtenwand chinesische und auch Irbitsche Kasten aufgeschichtet, im Hintergrunde ein Schrank mit Burchanen (Buddhabildern); dergleichen Schränke sollen immer da aufgestellt werden, wo sich ein Lama befindet. Unter den anwesenden Gästen, die sich bald in nicht geringer Zahl einfanden, erblickte ich viele Lama, darunter sogar mehrere im Kindesalter. Zuerst bewirthete man uns natürlich mit Thee (Ziegelthee mit Milch und Fett), der nicht sehr schmackhaft war, da er nicht heiss aufgetragen wurde. Dann wurden länglich-ovale, in Form einer Presswurst gefertigte, süssliche Käse gereicht, die recht sauber aussahen, Krümelkäse (Artschi) und zuletzt Milchbranntwein. Alles Vorgesetzte sah ganz reinlich und einladend aus. Kalning und mir reichte man Porzellanschalen, alle Uebrigen tranken aus gelblackirten chinesischen Holzschalen. Die Sitte des Pfeifereichens als Begrüssungsformel ist hier ganz wie bei den Altajern, nur wird die Sitte mit mehr Ceremonien ausgeführt. Bei der Ueberreichung hält der Altajer die Pfeife mit der rechten Hand und legt die horizontal ausgestreckte Linke unter die Pfeife, der Mongole dagegen neigt zuerst den Kopf, bietet dann die Pfeife mit der linken Hand und legt die rechte Hand mit der schmalen Seite horizontal vor die Stirn. In Pfeifen herrscht hier ein grosser Luxus, die meisten derselben haben Manu-Spitzen, die einen Werth von fünf bis zehn Rubel haben sollen. Einer der anwesenden Mongolen sprach mit Bitä chinesisch und verstand auch einige Worte der Mandschusprache, die er schnell hervorbrachte, als er hörte, dass ich mich mit Bitä in dieser Sprache unterhielt. Er hatte, wie er uns erzählte, dies Alles in Kobdo gelernt, wo er sich einige Jahre

aufgehalten, auch habe er einen Mandschu-Beamten nach Peking begleitet. Im Hause waren viele Bücher: tibetische (Tangut Nomun), die meist geschrieben waren, und gedruckte mongolische Bücher. Es gelang mir hier, einen Ardschi-Bordschi zu erwerben. Nachdem ich in meiner Jurte gespeist, trieb ich mich bei den Jurten umher und besuchte mehrere derselben. Bei den gelegentlichen Gesprächen erfuhr ich Manches über die hiesigen Verhältnisse. Die Bewohner der Stationen sind Chalcha, die sich hier freiwillig angesiedelt haben. Sie werden nicht zum Piquet-Dienste verwendet. Die Ansiedlung ist vor etwa hundert Jahren geschehen. In jedem Jahre stellen sich 5 Mann der Ansiedlung zum Dienst (d. h. Post-Dienst) und erhalten im Jahre jeder 18 Lan (Unzen) Silber als Lohnung und 30 Pud Weizen als Proviant. Der Weizen wird in der Gegend von Kobdo angebaut und zwar von dort zu diesem Zwecke von der Regierung angesiedelten Chambing (chinesischen Soldaten). Die fünf Stations-Soldaten haben die Verpflichtung, jeder 5 Pferde zu halten, im Ganzen also 25 Pferde. Ihr gewöhnlicher Dienst besteht darin, dass sie alle officielle Correspondenz zur nächsten Station zu führen haben. Den im Dienste reisenden Soldaten haben sie die zur Reise nöthigen Pferde zu stellen und Führer beizugeben. Ist eine grössere Anzahl von Pferden nöthig, so werden diese durch einen die Station befehligenden Soldaten von den in der Nähe wohnenden Türboten requirirt. Anderer Dienst, als der hier geschilderte Postdienst, liegt den hiesigen Ansiedlern nicht ob, auch sind sie von jeder Abgabe befreit. Diese Dienstleistungen sind für diese Nomaden in keiner Weise drückend, das bezeugt die hier herrschende Wohlhabenheit.

Am Abend besah ich mir das zu den Jurten zurückgekehrte Rindvieh. Es war nicht sehr zahlreich, bestand aber wenigstens aus 30 melkenden und etwa 15 Sarlyk-Kühen, von denen auch hier die Hälfte ohne Hörner war. Die mongolischen Sarlyk sind sehr friedfertig und lassen sich, wie ich mich durch den Augenschein überzeugen konnte, ohne jeglichen Widerstand melken. Die bedeutenden Schafheerden waren seitwärts von den Jurten fortgetrieben. Die Hunde der Mongolen haben alle eine merkwürdig klingende, sehr heisere Stimme, sie sind so böse, dass mich mein Wirth bat, nie ohne Begleitung die Jurte zu verlassen. Freundlich begleiteten mich daher stets zwei Mongolen. Die Schafe sind sehr gross und weichwolliger als die

Digitized by Google

kirgisischen. Ein grosses Schaf wurde mir von den Mongolen auf 2 Theesteine geschätzt. Ich sah hier einige Schafe mit lang herabhängender Wolle. Man theilte mir mit, dass diese Schafe *Schüttür* seien, d. h. zum Opfer bestimmt (gerade wie bei den Altajern die Yjyk). Solche Schafe dürfen von Geburt an nicht geschoren werden.

Die hiesigen Chalcha scheinen sehr strenge Buddhisten zu sein. In den Händen der Lama, ja sogar auch der älteren Leute, die nicht Lama sind, sieht man stets Rosenkränze, an denen sie die halbe Zeit unter Gebetmurmeln die Kugeln fortschieben. Oft habe ich aber auch gesehen, dass die Kügelchen des Rosenkranzes mechanisch fortgeschoben werden, während sich der so mit der Hand Betende in einem eifrigen Gespräche mit den Nachbarn befindet. Es ist nicht wunderbar, dass ein so ununterbrochenes Beten zuletzt zu einer vollkommenen Aeusserlichkeit wird.

(Den 18. Juni.) Erst um 11 Uhr verliessen wir heute die Station Boroburgasun. Der Weg wendet sich zuerst südwestlich und führt in dieser Richtung über zwei kleine Bergrücken, die sich zu dem Wasser der Station hin herabsenken. Dann folgt eine kleine Ebene und ein dritter, bedeutenderer Bergrücken, der mit dem weiter nach Westen liegenden Berge Boroburgasun-u-Chürün-Chairan in Verbindung steht und gleichsam als eine Vorlage dieser grösseren Bergmasse zu betrachten ist. Alle diese Bergrücken und die zwischen ihnen liegenden Thäler sind mit kurzem, aber dichtem Grase bewachsen. Die Bergzüge, die wir von hier aus erblicken, sehen wie sich hoch aufthürmende Hügelwellen aus und nur selten treten grössere Stein- und Felspartieen zu Tage. Nachdem wir die dritte Bergwelle überritten, sehen wir ein langes, schmales Thal vor uns, das sich in seiner Hauptrichtung nach Süden hinzieht, westlich wird es von den Fortsätzen der Chürün-Chairan begrenzt. Aus den östlichen Bergwellen fliesst das klare Wasser des Sossulan und Ago hervor, die in der östlichen Seite des Thales dahinströmen. Nur im nördlichen Theile des Thales sieht man in der Ferne eine Anzahl Jurten liegen. Am Ende des Thales öffnen sich die Berge weiter nach Westen, so dass der Fluss in einer Wendung nach Westen herabfliessen kann. Jetzt steigt der Weg an einem Bergriegel empor, der die östlichen und westlichen Gebirge

verbindet, dann erhebt er sich noch 2 oder 3 Werst zu einem zweiten Bergriegel, der südöstlich von dem ersten liegt, bis zum Bergpasse Kösch-Daba. Von der Höhe desselben kann man an drei Stellen in das westliche Thal hinabschauen. Hier sieht man in einem weiten Thale den Fluss Sök. Im Hintergrunde erheben sich zwei mächtige Bergrücken, von denen der weiter nach hinten liegende mit ewigem Schnee bedeckt ist und den Namen Bajan Chargyn führt. Auf der Höhe des Passes ist abermals ein Obō errichtet, an welchem meine dwojedanischen Begleiter Pferdehaarsträhne befestigten. Das Thal vor dem Bergpasse war noch meist mit dichtem Grase bewachsen und nur selten trat fleckweise feines Geröll hervor. In der Höhe aber bei dem Bergpasse, ändert sich natürlich der Boden; hier ist Alles mit Geröll, Sand und grösseren Steinen bedeckt und nur stellenweise wächst hellgrünes Gras in kleinen Büscheln und zwischen diesen vereinzelt grosse, dunkelgrüne, lange Grasbüschel, wodurch die ganze Bergfläche eine buntscheckige Färbung erhält. Die Berge sind überall kahl und steinig und nur an den Kanten tritt an vielen Stellen der dunkle Fels hervor. Jenseits des zweiten Bergpasses öffnet sich die Aussicht auf das Sök-Thal und in der Ferne auch auf das breite Thal des Kobdo-Flusses, der von Süden her kommt, und in den sich der Sök ergiesst. Der Kobdo nimmt, wie mir meine Führer erzählten, bei seiner Quelle zwei Flüsschen auf, den Sum Bairak und den Kutan. Von der Höhe erscheint das Land zwischen Sök und Kobdo wie eine weite Ebene, in deren Hintergrunde sich ein langer Felsrücken erhebt, südlich aber sind hohe Schneeberge zu sehen, die mir als die Quellberge des Saksai-Flusses bezeichnet werden. Das Thal des Sök erscheint wie ein breiter, dunkelgrüner Streifen, durch den der Fluss sich, in viele Arme getheilt, hindurchschlängelt. Der Fluss Sök entspringt auf dem Ulan Daba, der sich südöstlich von der Tschujasteppe befindet. Hier entspringen auch noch zwei Nebenflüsse des Arkyt, der Kalguty und Dschumala. Der Sök bildet sich aus zwei Quellflüssen, dem Oigur und Karalmaty, und nimmt ausser einigen unbedeutenden Bächen von Süden nur den obenerwähnten Boroburgasun in sich auf. Vom Kösch Daba abwärts wendet sich der Weg zuerst nach Südosten, von dort aus geht er allmählich nach Osten über, zuerst steigt er an den südlichen Abfällen des Berges herab bis zum Flussthale, führt darauf dicht am Flusse

Digitized by Google

vorbei und wendet sich nun wieder zum Fusse des nördlichen Grenzgebirges. An den hier passirten Bergwellen herrschte im Allgemeinen die früher beschriebene fleckenartige Vegetation, dann kam ein breiter Gürtel mit Salzflächen untermischt, in dem nur dichte Büsche des Schi-Grases wuchsen. Im Flussthale selbst wächst dichtes, grünes Gras. Am Flusse sieht man einige Jurten der Türböten. Der mit Schi-Gras bewachsene Gürtel bildet am Fusse des Berges eine etwa $1^1/_2$ Werst breite, sich zum Thale herabsenkende Ebene. Im Flussthale sehen wir in der Folge mehrere kleine Seen, von denen der eine wohl 1 Werst lang ist. Nach einiger Zeit erblicken wir einen dunklen, fast schwarzen Streifen, der sich von Norden nach Süden hinzieht; dies sind die hohen Ufer des Flusses Bölü, der, von Norden kommend, sich einige Werst südlich in den Kobdo ergiesst. Das Uferbett des Bölü senkt sich einige Faden unter das Niveau der Steppe und wir erblicken den Fluss nur dann, wenn wir den dunklen, mit Akazien-Büschen bewachsenen Uferkamm erreicht haben. Zwischen dem Kösch Daba und dem nördlichen Grenzgebirge des Sök trafen wir an vielen Stellen alte Gräber, die mit Steinfliessen umstellt waren. Das Thal des Bölü ist mit dichtem Grase bewachsen. Hier sahen wir eine grosse Menge von Jurten. Die ganze Ebene war mit Viehheerden wie bedeckt, ganz in unserer Nähe weidete eine Heerde von wenigstens 1000 Schafen. Ueberall Wohlhabenheit. Unbegreiflich erscheint es dem Reisenden, der vom Altai kommt, dass in diesen öden Steppen überall Reichthum herrscht, während man im reichen Altai nur auf Armuth und Noth stösst. Auch hier fand ich einen sehr freundlichen Empfang. Man führte mich in eine Jurte, die zwar nicht ganz so geräumig war als die auf der vorigen Station, aber doch im Inneren recht behaglich eingerichtet. Bewirthung mit Thee und Pfeifenbegrüssung, wie früher. Männer und Weiber drängen sich in grosser Anzahl zur Jurte, wo wir abgestiegen, um die neu angekommenen russischen Herren zu sehen, so dass ich die Tracht der Leute genau beurtheilen konnte.

Männer und Weiber tragen dieselben Mützen. Die Haartracht der Frauen ist eigenthümlich. Breite Stirnbänder in Form einer Kappe mit Perlen und Korallen, von den Ohren herabhängende Lappen mit langen Gehängen, kleine Ohrringe. Das Haar ist glatt gekämmt und an beiden Seiten des Hinterkopfes wird es mit Leim zu zwei Scheiben von 3 — 4 Zoll

Breite zusammengeklebt, die wie eine Haube den Hinterkopf einrahmen, an zwei oder drei Stellen sind Stäbe eingeklemmt, die das Haar vom Kopfe abhalten. Unterhalb der unteren Stäbe ist eine Wulst eingelegt, die nach aussen ganz mit Haaren bedeckt ist, unterhalb derselben werden die Haare zusammengebunden und die Enden in zwei Zöpfe geflochten; letztere werden in Futteralen aus schwarzem Zeuge getragen. Am Halse ist eine breite Litze mit Perlen über jeden Zopf gehängt, welche in breiten Sammetstreifen endigen, die die Flechten umhüllen und über beiden Schultern zur Brust herabhängen. Die Ohrringe bestehen bei allen Frauen aus einem Silberdrahte, der in Form eines Dreieckes gebogen ist, dessen Spitze am Ohrläppchen hängt, an dessen Basis aber noch ein besonderer Behang befestigt ist. Bei reichen Mongolen sind die Stirnbänder wie auch die Zopfbehänge mit Silber und Korallen so reich geschmückt, dass das unglückliche Opfer der Mode mehrere Pfund Silber am Kopfe zu tragen hat. Die Mongolen-Mützen, die, wie gesagt, sowohl die Männer wie auch die Frauen tragen, scheinen mir aus den chinesischen Mützen entstanden, also erst seit dem XV. oder XVI. Jahrhundert in der Mongolei eingeführt zu sein. Sie bestehen aus einem Mützenkopfe und nach oben gebogenem, den Mützenkopf rund umgebendem, hartem Rande. Der Mützenkopf ist der Form nach ein schiefstehender Kegel, dessen vordere Seite kürzer ist als die hintere, er ist gewöhnlich mit gelbem Zeuge überzogen und mit parallelen Nähten von oben nach unten gesteppt, auf der Spitze ist ein glattes, manchmal gesticktes, sechs- oder achtkantiges Stück Zeug aufgenäht und auf demselben befindet sich der aus einem Knoten bestehende Mützenknopf, das Würdezeichen der chinesischen Soldaten, das bei den Beamten durch den Steinknopf ersetzt wird. Der Mützenrand, der vorn viel höher ist als hinten, ist mit Sammet überzogen (bei Wintermützen mit Pelzwerk) und am hinteren Theile offen; hier sind zwei 1 oder $1^1/_2$ Fuss lange, herabhängende Bänder befestigt. Vornehme Mongolen tragen noch künstlich verknüpfte Behänge aus Schnüren mit Quasten an der Mütze. Die Frauen tragen Röcke und Pelze, fast wie die Männer, nur haben dieselben einen senkrechten Schlitz auf der Brust, der mit Messingknöpfen geschlossen wird. Die Aermel sind bis zum Ellbogen mit andersfarbigem Zeuge besetzt oder haben breite Pelzaufschläge. Auf den Schultern tragen die Frauen unter

den Röcken und Pelzen, wie es scheint, Holzreifen, über denen die Aermel um die Schultern zu hohen Puffen aufgebauscht sind. Ueber diesen Pelzen tragen die hiesigen Frauen Jacken mit weiten, runden Aermelausschnitten, gerade wie bei dem Tschägidäk der altajischen Frauen. Die Mädchen tragen Pelze mit einem viereckigen Latze aus schwarzem Sammet auf der Brust. Im Nacken hängen bei ihnen zwei Zöpfe herab und zwar ohne Futteral, was also ebenso wie die Jacke ein Zeichen der verheiratheten Frau zu sein scheint. Die Zöpfe werden bei den Mädchen mit silbernen Knöpfen zusammengehalten. Auch die Mädchen tragen die Mongolen-Mützen der Männer. Wenn die Mütze sich ein wenig auf die Seite verschoben hat, so kleidet sie ein jugendliches Mädchengesicht ganz vortrefflich, während der Kopfputz der Frauen trotz seines Reichthums selbst das hübscheste Gesicht entstellt.

Die zweite Station heisst nach dem Flusse, an dem sie sich befindet, Ürtö Bölü. Um meine Pferde nicht überanzustrengen, blieb ich die Nacht hier.

(Den 19. Juni). Der Weg geht jetzt zuerst eine Strecke am Bölü entlang und wendet sich dann nach Osten. Zuerst überreiten wir die linken Uferberge des Flusses, vier ziemlich unbedeutende Bergriegel, die zusammen mit dem Namen Boskan Daba bezeichnet werden. Der Grund ist sehr steinig und das Gras wächst nur fleckenweise und in Büscheln, darunter befinden sich auch stellenweise niedrige Akazienbüsche. Vor uns sehen wir den Berg Öndür Chairchan nach Südosten. Jenseits des Passes befindet sich eine etwa $2^1/_2$ Werst lange Ebene, die sich bis zum nördlichen Fusse des Öndür Chairchan erstreckt. Vegetation wie auf den Bergwellen. Jetzt ersteigen wir einen zweiten Bergriegel, der höher ist als der erste und den man mir als Mänggin Daba bezeichnet. Aufritt ziemlich steil, der Bergrücken wohl 8 Werst lang. Die fleckige Vegetation hat aufgehört und der Boden ist dichter mit niedrigem Grase bewachsen, dazwischen grober Sand und kleine Steine. Nördlich und südlich bedeutende Bergkegel. Am östlichen Ende des Mänggin ist ein schmaler Thaleinschnitt ohne Fluss und ihm gegenüber befindet sich ein schmaler niedriger Bergrücken, der fast nur als eine Fortsetzung des Mänggin erscheint, er wurde mir als ein Ketschü Daba bezeichnet. Der östliche Abhang,

den wir nun herabritten, ist sehr steil und von bedeutender Tiefe; sehr uneben, meist Geröll und viele grössere Steine und Felsblöcke. Nach Osten öffnet sich ein mehrere Werst breiter Thaleinschnitt, der vielfach mit Akaziengestrüpp bewachsen ist. Dieser Thaleinschnitt senkt sich grösstentheils nach Osten. Nachdem wir denselbe durchritten, stiegen wir wieder von einem sanft ansteigenden Bergriegel den Nom Daba empor. Der Grund des Nom Daba ist sehr fest, kleinkörnig und von dunkelgelber Farbe; Graswuchs gleichmässig wie ein feiner, grüner Florschleier. Von der Höhe des Nom Daba aus haben wir eine weite Aussicht; vor unseren Augen liegt eine etwa 15 Werst lange und ebenso breite Thalebene. In der Ferne viele Bergkämme, vor diesen nach Osten der Fluss Kobdo. Den Hintergrund bilden nach Südosten hohe Schneeberge. Die Ebene ist mit demselben dünnen Grase bewachsen, der Grund ist überall fester gelber Kies. Der Charakter der Berge hat sich hier geändert. Sie gleichen in ihrer Lage und Form den Bergen der nördlichen Kirgisensteppe. Niedrige, langgestreckte, ziemlich zackige Felsriffe, die in parallelen Streifen verschiedener Färbung in der Ferne sich aufthürmen. Die ganze Landschaft hat eine matte, graublaue Färbung und die fernen Bergzüge zeichnen sich durch eine immer dunkler werdende Schattirung der einzelnen Streifen aus. Alles ist öde und wasserleer. Die einzigen lebenden Wesen, die wir erblickten, waren einige Antilopen, die sich bei unserem Herannahen eilig davonmachten. Nachdem wir etwa 5 Werst die sanfte Senkung des Berges bergabgeritten waren, erreichten wir endlich die vollkommen ebene Thalfläche, die sich bis zum Flusse wenigstens noch sechs bis sieben Werst hinzieht. Der Fluss scheint hier in seiner Hauptrichtung südöstlich zu fliessen. Der Fluss Kobdo hat, wie man uns hier berichtet, südöstlich von Nom Daba den Fluss Sakssai aufgenommen, welcher wie der Kobdo selbst aus dem südlichen grossen Bergrücken herabfliesst und ein recht bedeutendes Wasser sein soll. Nicht weit vom Flusse Kobdo zeigen sich an einigen Stellen dichte Baumreihen. Vor der Flusssenkung sehen wir einen hellgelben Streifen, es ist, wie wir uns später überzeugen, ein dicht mit hellgelb blühenden Akazien besetzter Landstrich. Später passirten wir noch zwei oder drei sanft aufsteigende Hügelwellen. Das Niveau des Flusses, das wir erst zu sehen bekamen, als wir uns seinem Bette etwa auf 100 Schritte ge-

nähert hatten, liegt nicht sehr tief unter demjenigen der Steppe. Ufer sandig, nur dicht am Rande grün und mit Gestrüpp und stellenweise mit Weiden und Birken besetzt. Linkes Ufer baumlos. Der Fluss ist bei der Fähre, wo wir ihn natürlich passiren, etwa 25 bis 30 Faden breit. Er fliesst schnell, aber ruhig, nur am rechten Ufer ist die Strömung stärker. Flussbett steinig. Jenseits des Flusses steht eine kleine Hütte, aus stehenden, dünnen Baumstämmen errichtet, die mit einer dicken Lehmschicht verschmiert sind. Darin wohnen die Fährleute. Hier haben acht mongolische Soldaten ein Jahr lang den Fährdienst, je zwei auf eine Woche. Sie erhalten die gewöhnliche Löhnung der Soldaten im Dienst ebenso wie die Soldaten der Poststation am Boroburgasun. Die Fährleute führten uns ohne Unfall über den Fluss und zeigten sich in der Handhabung ihrer Fähre sehr geschickt. Die Fähre wird entweder aus zwei oder aus vier schmalen Kähnen zusammengebunden. Bei grösseren Lasten wird auf den Kähnen eine etwa zwei Arschin im Geviert grosse Holzdecke befestigt, die an den Rändern erhaben ist. Die Pferde müssen schwimmen, ebenso die Kameele. Die Fährleute stehen im Hintertheil des Bootes. Bei jedem Boote, das vorn rund ist, ist hinten ein kleiner Holzvorstoss von etwa $1^1/_2$ Arschin Länge; in diesem ist eine Vertiefung, in die gerade der Fuss eines Menschen passt. Der Fährmann tritt nun mit jedem Fusse in eine dieser Vertiefungen und drückt durch seine Schwere die beiden Hintertheile der Boote auseinander, wodurch die Vordertheile natürlich zu einer Spitze zusammengedrängt werden. Dabei hält der Fährmann eine lange Stange mit einer eisernen Spitze mit beiden Händen und stemmt die Spitze der Stange zwischen seinen Beinen hindurch gegen den Boden des Flusses, wodurch die Fähre nach vorn gedrängt wird.

Hier in der Ebene ist die Temperatur bedeutend höher als auf den früheren Stationen, dafür stellen sich auch sogleich die schrecklichen Plagegeister der Flussniederungen: Fliegen, Moschki und Mücken, ein. Der Graswuchs am Ufer ist sehr schlecht, weshalb auch hier keine Station und Ansiedelung. Der Ort selbst wurde mir als Station Ölgä bezeichnet und zählt nur dem Namen nach als Ürtö. Die Dienstthuenden der Station befördern alle Poststücke vom Bölü direct bis zur Station Chatu.

(Den 20. Juni). Beim Flusse übernachtet und ganz in der Frühe aufgebrochen. Der Weg führt zuerst direct nach Osten und zwar anfangs am rechten Ufer des Kobdo. Der Fluss schlängelt sich in kurzen Windungen in derselben Richtung zwischen zwei oder drei von Norden und Süden an ihn herantretende Bergriegel hindurch. Seine beiden Ufer sind durchgängig mit dichten Büschen bewachsen, dazwischen Birken, Pappeln, Weiden. Das Ufer ist theils einige Faden höher als der Fluss und dann steinig und kahl, theils ist es niedrig und kaum einige Fuss über dem Niveau des Flusses erhaben, dann aber mit einem dichten, dunkelgrünen Wiesenteppich bedeckt; der Boden ist feucht, oft sumpfig. Sobald wir zu einer solchen Niederung herabsteigen, umschwärmt uns das schreckliche Ungeziefer in dichten Schwärmen: Mücken, Moschki und eine kleine sehr lästige Fliegenart. Dann haben weder Menschen noch Thiere einen Augenblick Ruhe. Die Ebene südlich vom Kobdo ist genau wie die am linken Ufer.

Der Weg geht in gleicher Weise etwa 7 Werst am Flusse entlang. Darauf tritt ein Bergriegel so dicht an den Fluss, dass der Weg — wenn der Wasserstand hoch ist, auf der Höhe des Hügels entlang führt. Bei niederem Wasserstande, wie er jetzt ist, reitet man unten an der Seite des Flusses auf einem etwa 1½ Faden breiten Wege. Dieser Abhang (Bom) heisst Obugenn Kasi oder Chara Usun. Jenseits dieses Felsens macht der Fluss eine Wendung nach Süden und biegt dann plötzlich nach Nordosten ab. An dieser Stelle ist der Fluss sehr breit und fliesst ganz ruhig. Von hier dehnt sich nun nach Osten eine ziemlich weite Ebene, die sich allmählich nach Westen abflacht. Am östlichen Rande derselben erblickt man das fast nach Norden gerichtete, dicht bewaldete Thal des Flusses Chatu. Zuerst führt der Weg am Fusse des südlichen Bergriegels entlang, in der Hauptrichtung nach Südosten. Die Ebene ist hier dicht mit Steinen übersäet; schwacher Graswuchs. Nach etwa 4 Werst erreichen wir das waldige Thal des Chatu, der nordwestlich von diesem Punkte in den Kobdo fliesst. Das Thal des Chatu ist sehr breit und überall dicht bewaldet, wie kein anderes Flussthal, seit wir die Tschaja verlassen: aus dem dichten hohen Weidengestrüppe ragen Pappeln und hohe Weidenbäume hervor. Der Hauptarm des Chatu ist sehr reissend und etwa 4 Faden breit, sonst giebt es noch mehrere vier bis fünf Fa-

den breite Arme, die aber weniger reissend sind. Das Wasser ist klar und durchsichtig. Der Chatu muss im Frühling ein sehr mächtiges Wasser sein, denn in Osten liegen noch mehrere sehr bedeutende Flussrinnen, die aber beim jetzigen niedrigen Wasserstande versiegt sind. Das ganze Flussbett ist wohl ½ Werst breit und überall mit grossen Feldsteinen bedeckt. Für unsere Pferde ist dieser Ritt durch das Flussbett des Chatu eine schreckliche Qual, da Schwärme von Mücken und lästigen Fliegen über sie herfallen. Nachdem wir den Fluss Chatu durchritten hatten, folgten wir dem Flussbette noch einige Werst und dann eine beträchtliche Strecke am linken Uferkamme. Ueberall daselbst grobes Steingeröll. Darauf tritt der Bergvorsprung dicht an den Fluss. Dieser wird überritten, östlich erscheinen hohe Felsen. Der Weg wendet sich jetzt nach Südosten. Hier fliesst von Süden der Fluss Tüm Bulak in den Chatu. Vor uns liegt eine ziemlich weite Ebene, die mit einem dichten Grasteppich bedeckt ist. In der Ferne ist dicht beim Wege mitten in der Ebene ein kleiner, ganz vereinzelt stehender Bergkegel zu sehen. Wir konnten schon von weitem erkennen, dass viele Menschen sich bei dem Hügel befanden, daher ritten wir nun gerade auf denselben zu. Als wir näher gekommen, hörten wir das Geräusch einer lauten Beckenmusik. Bitä reitet näher heran und berichtet uns, dass auf dem Hügel viele Lama zum Opfer versammelt seien. Wir beschliessen, uns die Feierlichkeit mit anzuschen und reiten daher an dem Hügel empor. Auf der Höhe war der Boden mit dichtem Strauchwerk bedeckt, das man aus dem Chatu-Thal hier heraufgeschafft hatte. Oben waren sehr viele Menschen versammelt, unter ihnen wohl 30 Lama. Acht Lama sitzen an der östlichen Seite und singen Gebete, sie haben gelbe Mützen mit Troddeln und schlagen die Becken. Zwei Opferaltäre mit brennendem Feuer. An der südlichen Seite sitzen die übrigen Mongolen beim Mahle und verzehren die Opferspeisen. Die Nicht-Lama scheinen mir wenig Andacht zu haben, sie sitzen da und plaudern miteinander, als ob das Beten der Lama sie gar nicht anginge. Diese aber schreien aus vollem Halse, so dass ihre Stimmen oft das Geklapper der Becken übertönten, trotzdem aber wenden sie bei unserer Ankunft ihre Köpfe uns neugierig zu, ohne jedoch ihre Musik zu unterbrechen. Mein Begleiter, der Dwojedaner Tschornai, hängt auch ein Opferband an die trockenen Zweige und nennt dies ein Opfer, das man

dem Jer-su darbringe. Er findet, dass die Buddhisten ganz desselben Glaubens seien wie die Dwojedaner. (Gewiss erinnert ihn das Heulen der Lama an die Extase seiner Schamanen).

Was mich wundert, ist, dass ich überall so freundlich empfangen werde; selbst die hier beim Opfer versammelte Menge zeigte überall Ehrerbietung und Zuvorkommenheit; ich bin auch nicht einem feindlichen Augenblitze begegnet, wie man sie in mohammedanischen Ländern so oft antrifft.

Der Weg wendet sich nun gerade nach Osten durch eine weite, steinige Ebene. Von hier reiten wir mehr nach Süden bis zu den Höhen des Gebirgskammes, wo sich sieben Jurten befinden, die den Mongolen der Station Ülgö angehören. Die Jurten sehen ziemlich ärmlich aus, es weiden aber in der Nähe sehr bedeutende Schafheerden. Nur ein Mann ist hier zu Hause, alle anderen haben sich zum Opfer begeben. Unter den Weibern war eine Türbötin mit einer Pelzmütze, sie trug kein Stirnband wie die mongolischen Weiber. Hier in dem von drei Seiten mit Hügeln umgebenen Bergwinkel ist eine wohl eine halbe Werst breite Ebene mit recht gutem Graswuchse, welche zum Theil mit grossen, sehr verwitterten Granitblöcken bedeckt ist. Auf solchen Blöcken hat sich nun in oft fusstiefen Löchern Wasser gesammelt, welches den Leuten hier, wo der Fluss mehrere Werst weit entfernt liegt, als Trinkwasser dient. Die Chalcha sollen dergleichen kühle Plätze bei den Gebirgskämmen als Wohnsitze für den Sommer lieben. Im Winter ziehen sich die hiesigen Chalcha zu dem baumreichen Flussthale herab. Die Soldaten der hiesigen Station Ülgö sind zur Hälfte von Bölü, zur Hälfte von Chatu. Die Mongolen-Weiber sammelten sich bald um uns und baten uns, ihnen doch unsere Waaren zu zeigen. Sie wollten gar nicht glauben, dass ein Beamter reise und keine Waaren zum Verkaufe mit sich führe. Die Leute erwarten sehnlichst die Ankunft von Kaufleuten, sie fragen besonders nach Manchester und russischem Nankin. Mein Begleiter, der Dwojedaner Tschornai, macht ein gutes Geschäft mit Zwirn.

(Den 21. Juni.) Auf dem gestrigen Wege habe ich recht viele alte Gräber gesehen, sowohl in der Ebene des Chatu, als auch des Kobdo. Die Gräber liegen hier gerade wie im Altai an Stellen, wo sich keine Bewohner aufhalten können. Es sind 1) runde Steinhaufen, meist aus grösseren Felsstücken; 2) vier-

ige Gräber, welche mit grossen Steinblöcken umstellt sind; schmale Rechtecke mit 3 bis 4 parallel stehenden Steinen.

Am Morgen brechen wir auf. Der Weg geht zuerst eine be Werst nach Norden und dann nordöstlich bis zu der Höhe Bergpasses Iki-Daba. Bis zur Höhe der Thalhöhlung ziem- dichtes Gras. Grosse Granitblöcke, stark verwittert, feines röll. Vom Kamm aus weite Fernsicht nach Südosten. In der me hohe Schneeberge. Nach Osten hin sind noch mehrere griegel zu sehen, nach Süden liegt eine tiefe Thalschlucht. r Weg wendet sich nach Osten. Erst ein kleiner Bergrücken, n eine Thalebene von mehreren Werst; an der stark geneig- Bergseite entlang geritten, dann drei kleine Bergrücken und höherer Bergpass, der mir als der zweite Iki-Daba bezeich- wird. Zu Anfang dichteres Gras, dann wird das Land immer niger. Von hier aus öffnet sich eine breite Thalschlucht h Südosten; Weg steinig, geringer Graswuchs, nur in einer, den Frühlingswassern aufgerissenen Furche wächst dichtes as. Der Weg senkt sich in dieser Weise wohl acht Werst värts. Es öffnet sich nun die Aussicht auf das Flussbett des ha, eines Nebenflusses des Chatu, das sehr breit und mit önem, frischem Grün bedeckt ist. Viele Akaziensträucher und einzelt hohe Bäume. Das Grün des Thales macht nach den len, graslosen Bergpartieen, die wir heute durchritten hatten, en sehr wohlthuenden Eindruck. Viele Jurten am südlichen nde des Thales. Oberhalb des Thales liegen die hohen Schnee- ge des Altan Tschöktschü. Reiche Viehheerden, viele Pferde d Rinder, besonders Sarlyk. Einwohner fast ausschliesslich alcha, nur sehr wenige arme Türböten. Die ganze Umgegend l von Sojonen bewohnt sein, einige Jurten derselben hatten von der Höhe aus zwischen den beiden Iki-Daban gesehen. ese Sojonen sollen, wie man mir hier sagt, Kriegsdienste leisten. ahrscheinlich Postdienste).

[Dies bestätigt auch Potanin, der aber wohl fälschlich diese anchai und Sojonen als Ölöten bezeichnet. Die von Potanin geführten Geschlechter Bürgüt und Telengit beweisen, dass grosser Theil der jetzt fast ausschliesslich mongolisch re- nden Uranschai (Sojonen) nachweislich Türken waren. Diese ngolisch sprechenden Uranchai zerfallen nach Potanins An- be in die östlichen Uranchai an den Flüssen Tschinirli und lguna und in die westlichen am Kara Irtisch und Saksai.

Digitized by Google

Jede Abtheilung der Uranchai steht unter einem Ombo (Am ban?) genannten Beamten. Dem östlichen Ombo sollen auch dre Sumul Sojonen (Koktscholut) unterworfen sein. In Folge von Räubereien und des schädlichen Einflusses des chinesischen Handels soll jetzt bei diesen Uranchai die grösste Armuth herrschen. Potanin schildert dieselben folgendermassen: „Viele Uranchai haben nichts zu essen und sammeln nur Almosen in den benachbarten Aulen, dabei bitten dieselben mit einer Un verschämtheit, als ob es Pflicht wäre, ihnen etwas zu geben Viele haben kein anderes Vieh als ein halbes Hundert Ziegen Sie nähren sich zum Theil mit dem Fleische von Füchsen und Nagethieren, da sie keine andere Nahrung finden. Sie kochen Thee aus der Karagan-Wurzel, die sie zusammen mit gedörrtem Gerstenstroh fein zerstossen. Der Familienvater geht Morgens aus, um Holz zu sammeln, oder gräbt Karaganwurzeln mit Hülfe von Argali-Hörnern aus der Erde; die Mutter treibt sich in den benachbarten Dörfern umher; nur am Abend kehren die Eltern heim. Der eine bringt eine Last Holz und der andere ein kleines Stück Fleisch oder etwas anderes Essbares. Weder Frauen noch Männer tragen Hemden, nur die Reicheren haben zwei Pelze, von denen der eine ihnen als Bett, der andere als Decke dient. Die zerrissenen Pelze der Uranchai sind sprich wörtlich geworden, man nennt in Kobdo einen zerrissenen Pelz stets „den Pelz eines Uranchai".]

In der Jurte hier trafen wir drei solcher Sojonen (Uranchai) die nur mongolisch sprachen, sie trugen türbötische Mützen und waren recht gut gekleidet. Die hiesigen Chalcha stehen auf einer viel niedrigeren Stufe als die früheren und leben fast wie die Altai-Kalmücken. Es muss bei den Mongolen eine ungeheure Menge Lama geben, denn fast jeder dritte Mann, den wir hier antrafen, trug die gelbe Mütze. Es wurde gerade Schafschur gehalten. Die Wolle der mongolischen Schafe ist feiner als die der altajischen.

(Den 22. Juni) Morgens verliessen wir die Station Ucha in der Richtung nach Süden. Zuerst durchritten wir den Fluss Chatu, dessen Ufer etwas steinig war. Etwa nach anderthalb Werst erreichten wir die Jurte des Dsanggin (Kapitäns). Freundlicher Empfang. Der Wirth giebt uns ein Kameel und ein Pferd da unser Kameel und eines unserer Pferde nicht weiter können

Wieder trafen wir hier einige mongolisch sprechende Sojonen, die sogar den Chalcha des Piquets zugezählt sind. Der Weg geht auch von hier direct nach Süden am Ufer des Flusses Ssussulan, den die Sojonen Jailyg nennen. Von hier aus wendet sich der Weg mit diesem Flusse nach Osten. Der Boden ist meist mit Sandgeröll bedeckt. Dichtes, graugrünes Gras. Vom Jailyg aus den Bergrücken überritten; weite Ebene, zweiter Bergrücken; wir steigen zu dem Höhenplateau unterhalb des Schneegebirges Tsasta Chairchan. Der Weg führt nicht weit unter dem Schnee entlang, der in grossen, dichten Massen liegt. Trotzdem sind nirgends Gletscher zu erblicken. An vielen Stellen hängt der Schnee in wunderbaren Gebilden zusammengeballt über die Untiefen herab. Nach Norden kleiner Fluss Möstö Bulik, am Ufer desselben einzelne Chalcha-Jurten. Hier befindet sich ein weites Kurgan-Feld. Nach Norden fliesst der kleine Fluss Schara Bulik. Boden steinig. Jenseits viele Bergwellen. In der Richtung nach Osten erheben sich von Neuem Schneeberge. Hier sieht man zwei ziemlich bedeutende alte Gräber, die mit Steinkreisen umgeben sind. Jenseits des Schara Bulik wird der Boden weich und sumpfig, dichtes gelbgrünes Sumpfgras. Ein heftiger, eisigkalter Wind streicht über die Ebene, so dass wir selbst in unseren Pelzen frieren. Kleiner Schneefall. Allmählich bildet sich aus dem Sumpfe der Fluss Kongyr Ölöng. Man kann von hier aus weit ins Flussthal hinabsehen. In der Ferne sieht man an mehreren Stellen Jurten und zwischen ihnen reiche Kameelheerden. An den Bergwänden weiden überall grosse Schafheerden.

Ermüdet langten wir bei den Jurten an und hatten hier einen gar üblen Empfang. Die ganze männliche Bevölkerung war betrunken, an der Spitze der hiesige Dsanggin. Der letztere kam zu uns hingewankt und schrie und schimpfte, er weigerte sich, mir eine Jurte zum Uebernachten zu geben, da er Mandschu-Offiziere erwarte. Er wolle Jeden binden lassen, der es wage, sich den Jurten seiner Leute zu nähern. Wir befanden uns so in einer höchst kritischen Lage. Von dem angestrengten Ritte zum Umsinken ermüdet, standen wir in der schneidenden Kälte, dem heftigen Winde und dem hagelartig gegen unsere Gesichter peitschenden Schnee auf offener Landstrasse. Bitä rieth mir, auf den unverschämten Mongolen loszureiten und ihn meine Peitsche fühlen zu lassen. Letzteres

that ich zwar nicht, ritt aber auf den Dsanggin zu und indem ich meine Peitsche erhob, befahl ich Bitä, ihm zu sagen, dass ich ihn wie einen Hund niederreiten und mich von hier direct zu dem in der Nähe wohnenden Dsalyn begeben würde (man hatte mir nämlich auf der vorigen Station erzählt, dass hier in der Gegend ein Oberbeamter über alle Ürtö, der den Titel eines Dsalyn führe, lebe und einen blauen Mützenknopf habe). Schon die Drohung wirkte, und ich glaube, Bitä hatte Recht: ein Schlag hätte noch besser gewirkt. Der Dsanggin befahl, mich zu einer leeren Jurte zu führen und entfernte sich. Darauf schickte er einen Mongolen zu mir, der Geld für das Uebernachten forderte. Ich liess ihm sagen, er solle selbst kommen. Er erschien aber nicht. Für ein Schaf, das ich hier zu kaufen gedachte, forderte er Waaren im Preise von 10 Rubel, so dass wir uns heute ganz ohne Fleisch behelfen mussten. Den Jurten sich zu nähern, gestattete man meinen Leuten nicht. Am Abend liess der Wind nach, so dass das Nachtquartier behaglicher wurde, als ich anfangs gedacht.

(Den 23. Juni.) Vom Flusse Namyr-jang, an dem die Station Kougyr Olong jetzt stand, wendet sich der Weg wieder nach Süden zu einem Bergriegel, der wie eine Wand von geringer Höhe sich von Westen nach Osten hinzog. Dieser Bergriegel ist mit dichtem, weichem Grase bewachsen. Von der Höhe desselben zeigen sich nach Süden drei mächtige Bergrücken, von denen der hinterste mit Schnee bedeckt ist. Der Bergriegel, den wir überritten, wurde mir Chamir Daba genannt. Nach Osten hin ist eine Schlucht zu sehen, zu der rechts von uns ein Thal hinabführt. Nach etwa 4 Werst erreichen wir das Ende des Berges, der von hier in steilen Felsen zum Thale herabfällt. Der Weg führt an einer sehr steilen Stelle an dem Felsenvorsprunge herab, woher auch der Name Chamir Daba = Felsvorsprung-Pass. Von nun an breitet sich vor uns ein sehr weites, überaus steiniges Thal aus, nur in der Mitte ist ein prächtiger grüner Streifen zu sehen, durch den sich der kleine Fluss Koko Sairy schlängelt. Die Hauptrichtung dieses Flusses geht von Westen nach Osten. Unser Weg führt am Flusse entlang. Prachtiger Grasteppich; Fluss durchritten. Die Berge treten allmählich näher an den Fluss. Von Norden herab fliessen zwei Flüsse in den Koko Sairy, und zwar erstens der

Digitized by Google

Namyr-jang Kaptal, in einer sehr schmalen Felsenschlucht fliessend, und der Schara Sairy = kleiner gelber Bach, welcher in einem sehr abschüssigen, mit grossen Feldsteinen bedeckten Bette fliesst. Jetzt wird das Flussthal noch enger. Felsen und Uferberge treten dicht an den Fluss. Die Ufer des Flusses sind nur stellenweise mit dichtem Grase bewachsen. Der Weg führt bald am rechten, bald am linken Ufer des Flusses entlang; um die vielen Windungen des Flussbettes zu vermeiden, steigt er häufig an den Uferbergen empor. Fluss fünfmal überritten. Jetzt erweitert sich das Thal und die Uferberge werden weniger schroff. Nun reiten wir zum Thale des Ürgün-Schirigin-Kol herab; schöne grasreiche Ebene, einige Jurten. Da das Ürtö weiter nach Osten übergesiedelt, so reiten wir am Flusse Ürgün-Schirigin-Kol abwärts bis zu seiner Vereinigung mit dem Schara Sairy. Die Vereinigung dieser beiden Flüsse wird Chongo Schuruk genannt, an dessen Ufer wir wohl noch 5 Werst weiter reiten. Breites, steiniges Bett, von einzelnen Grasplätzen unterbrochen; sehr viele Jurten am entgegengesetzten Ufer. Wir durchreiten den Kongo. Hier werden wir vom Dsanggin empfangen, der uns entgegengekommen. Er führt mich in seine Jurte und bewirthet mich mit Thee. Die Jurte füllt sich bald mit den hier wohnenden Chalcha. Jedoch geht es dabei sehr friedfertig her, nicht das ungestüme Drängen wie bei den Kirgisen. Ueberall machen die Mongolen denselben Eindruck auf mich, sie sind ruhig und friedfertig, neugierig aber nicht zudringlich, lieben harmlos zu scherzen und zu lachen. Besonders lustig und munter erscheinen die Frauen und Mädchen, dabei ist ihr Betragen durchaus anständig, ich habe nirgends die unanständige Ausgelassenheit gefunden, die ich so oft bei den jungen Kirgisenweibern angetroffen.

Die mongolischen Jurten sind fast ganz ebenso wie die altajischen gebaut, doch sind die Dachstäbe nur oben gerade, am unteren Ende, das an das Jurtengitter gebunden ist, sind sie in Form einer Hyperbel gebogen. Die Thür ist bei den mongolischen Jurten nach Süden gerichtet und ausser der Thür aus Woilok stets noch eine hölzerne Thür mit zwei Flügeln vorhanden, die sich zum Inneren der Jurte hin öffnen. Der Thür gegenüber befindet sich immer ein Hausaltar, der meist aus einem sehr bunt gefärbten Kasten oder Schränkchen besteht. Auf diesem Kasten stehen mehrere Buddhabilder, Figuren

und Zeichnungen auf Papier und Zeug, vor ihnen eine Reihe messingener Opferschalen. In besseren Jurten sind diese Götterstellen noch mit seidenen Drapperieen und künstlichen Blumen verziert. Rechts von dem Altare, das heisst von der Thür aus, sind das Bett und neben denselben Regale für die Gefässe aufgestellt, weiter nach rechts stehen grössere und kleinere Lederschläuche mit Kumys, Airan, Buttermilch u. s. w. auf holzernen Unterlagen; rechts und links von der Thür ist meist einiges Jungvieh angebunden, das man in den ersten Tagen stets in den Jurten hält. Die übrigen freien Stellen der Wände sind mit chinesischen oder russischen Kästen, Ledersacken u. s. w. besetzt, die die bewegliche Habe des Wirthes enthalten. Die Bewirthung mit Thee geht überall in derselben Weise vor sich. Sobald der Gast Platz genommen hat, giesst die Wirthin aus einer Holzkanne kalten Thee in den Kessel, dann wird etwas frischer Thee gestossen und hinzugethan und Wasser aufgegossen. Sobald dasselbe kocht, thut man Salz hinzu und giesst später etwas Milch und Sahne in den Kessel. Hat der Thee eine Weile gekocht, so wird er in mehrere Holzkannen gegossen und vor den Wirth gestellt, der die Schale des Gastes mit Thee füllt. Neben den Gast stellt man nun in besseren Hausern auf einen kleinen Tisch die Leckerbissen der mongolischen Küche: frischen Käse, dicke Sahne und einen Teig aus Fett, Mehl und Milch, Tosu genannt, zuletzt den süssen Krumelkäse, der nach dem Milchbranntweinbereiten übrig bleibt und sehr wohlschmeckend ist. Die Mongolen mischen in ihren Thee haufig noch gerostetes Gerstenmehl, so dass sich der Thee nach Hinzufügung desselben in einen dunnen Brei verwandelt. Erst wenn sie mehrere Schalen dieses Breies verzehrt haben, trinken sie eine oder zwei Schalen Thee mit Milch. Manchmal ist mir auch ausser den erwähnten Leckerbissen noch gekochtes Fleisch vorgesetzt worden, das aber nicht so schmackhaft zubereitet ist wie bei den Kirgisen. Nach dem Thee wird dem Gaste stets Milchbranntwein vorgesetzt, der ganz ebenso schmeckt wie der altajische. Oefters wurde mir doppelt destillirter Milchbranntwein gereicht. Er ist zwar stärker, aber noch unschmackhafter als der gewöhnliche. Im Winter sollen die Mongolen auch Branntwein aus Gerste, wahrscheinlich eine Art Gerstenbier, wie die Schwarzwald-Tataren, herstellen.

Im vorigen Jahre hat hierselbst die Rinderpest schrecklich

gewüthet, es sollen in diesem Ürtö über 300 Kühe gefallen sein. Zu meiner Freude erhielt ich spät am Abend einen Brief von meiner Frau, dieselbe hatte den Brief mit einem Kaufmanne bis zum Sök gesendet und hier hatte der Ka die Freundlichkeit gehabt, selben mir durch einen mongolischen Soldaten nachzuschicken. Man sieht daraus, dass die Chinesen gar nicht so unliebenswürdige Leute sind, für welche sie gewöhnlich ausgegeben werden.

(Den 24. Juni). Dicht bei den Jurten überritten wir abermals den Chongo-Schuruk. Jenseits eine weite Ebene mit nur unbedeutenden Hügelwellen. Der Fluss wendet sich nach Nordosten, unser Weg aber direct nach Osten. Ritt in der Ebene etwa 6 Werst. Boden überall steinig, Graswuchs spärlich; links liegt ein kleiner See, an dessen Ufern grüne Wiesen, auf denen mehrere Pferdeheerden weiden. Der Name des Sees ist Tsagan-Nor. Im Osten ist die Ebene mit Büschen bewachsen; Hügelland und niedrige Bergriegel im Norden und Süden. Der Weg führt am Fusse des südlich liegenden Bergkammes Kütlin Daba hin. Nach etwa 3 Werst ein zweiter Bergrücken, niedriger als der erste, wird von meinem Begleiter Tsagan Burgasun Daba genannt. Am Fusse dieses Berges ein ziemlich bedeutender Fluss, der gerade nach Norden fliesst und Tarchytty Schuruk heisst. Wir begegnen einigen Lama der Ölöt, die die Bevölkerung der hiesigen Gegend ausmachen. Diese Ölöt haben sich im vorigen Jahrhundert von den übrigen getrennt, die damals nach Westen zogen, während sich jene im Norden niedergelassen. Die Ölöt bilden einen Koschun und leben westlich von Kobdo. Nördlich von diesen leben zwei Koschune Mingit, die auch zu den Ölöt gezählt werden; beide Völkerschaften werden unter dem Namen Choir Koschun zusammengefasst.

[Wie Potanin berichtet, besteht der Dienst beider Völker darin, dass sie Kronsholz nach der Stadt Kobdo zu schaffen haben. Potanin theilt ferner mit, dass bei den Mingit die Geschlechter Paschkit, Mingit, Chulyr Kirgis, Schü und Kitit vorkommen; ein Theil der Mingit soll früher zu den Sojonen gehört haben.]

Die Lama der Ölöt, die ich hier traf, waren von zwei Knaben begleitet, die mehrere Packete Bücher am Sattel befestigt hatten. Fluss reissend. Etwa 2 bis 3 Werst südlich sieht man Jurten am Tsagan Burgasun; auch zahlreiche Pferdeheerden.

Der Fluss soll hier unter der Erde fliessen und dann weiter nördlich hervorströmen und sich in den Tarchytty Schuruk ergiessen. Jetzt wendet sich der Weg wieder ganz nach Süden zum Thale des Flusses Ugdu herab. Dort sind sehr viele Jurten. Das Flussthal ist sehr breit. Der Ugdu nimmt weiterhin den Fluss Schara Bulik auf, an dem auch die Station Schara Bulik liegt. Der Boden ist die letzten zehn Werst meist sandig oder mit sehr feinem Geröll bedeckt. In den Vertiefungen ist die Vegetation recht üppig. Den ganzen Weg, wohl 35 Werst, hatten wir in 7 Stunden zurückgelegt. Dicht bei dem Örö überholten uns eine grosse Menge Lama, die von einem Opfer kamen und alle angetrunken schienen. Am Abend hörten wir plötzlich Hornmusik. Auf meine Frage nach dieser wurde uns mitgetheilt, dass hier ein grosser Chamba Lama wohne. Wir begaben uns sogleich zu der Jurte desselben, die etwas abseits von den übrigen Jurten lag. Die Jurte des Lama war viel grösser als alle anderen Jurten und mit sehr schönen, zum Theil gestickten und gesteppten Filzdecken belegt. Vor der Thür der Jurte standen zwei zusammengerollte Fahnen. Die Wohnung machte von innen einen wahrhaft prächtigen Eindruck. Sie war rundum mit rothem Tuche ausgeschlagen, die innere Dachwand bestand aus rothen und weissen Streifen. In der Mitte des Raumes stand ein viereckiger Heerd aus Messing und ein russischer Kochofen aus Eisenblech. Theekannen in Form der hölzernen Theekannen der Mongolen waren aus Messing fein gearbeitet und reich mit Ornamenten verziert. Zu beiden Seiten lagen gestickte Decken und Teppiche, ein erhabener Sitz im Hintergrunde war mit schönem Tuche überzogen und an der Rücklehne mit grossen goldenen Figuren verziert. An der linken Seite der Jurte stand ein prächtiger Schrank mit kleinen Opfergefässen, es brennt dort Tag und Nacht ein grosses Licht. Sonst sah ich noch fünf Schränke mit Büchern in der Jurte. Vor dem Opferschranke standen zwei Trompeten aus Silber, zusammengeschoben waren sie vier Fuss lang, sie liessen sich aber zwei Faden lang ausziehen. Auf meinen Wunsch blies ein Lama ein Lied und die anderen beteten. Ein eintretender Lama verneigte sich vor dem hiesigen Buddhabilde wohl sechsmal bis zur Erde. Man bat mich, Platz zu nehmen, und bewirthete mich mit Thee. Dabei erzählte man mir, dass der Chamba Lama ausgeritten sei und erst am nächsten Tage wieder eintreffen werde. Die Trom-

peten sollen jeden Morgen und Abend geblasen werden, wenn man die Lama zum Gebete ruft. Bitä schenkte dem Burchan ein rothes Tuch, ehe wir die Jurte verliessen. Als wir zu unserer Jurte zurückgekehrt waren, trafen wir daselbst einen Kirgisen, der soeben aus Kobdo angekommen war und den Dsandsün im vorigen Jahre als Dolmetscher begleitet hatte, er war ein arger Prahler, den Bitä zuletzt einfach aus unserer Jurte hinauswarf. Wir erfuhren von ihm, dass der russische Consul sich augenblicklich in Kobdo aufhalte, den Namen des Consuls konnte er mir nicht nennen.

(Den 25. Juni). Der Weg führt am Flusse Schara Bulik entlang; etwa nach einer Werst wendet sich der Fluss nach Südosten, der Weg aber biegt zu den nördlichen Uferbergen ab. Weite, ziemlich dicht mit Gras bewachsene Ebene, von niedrigen Bergen eingeschlossen. Wir reiten etwa 7 Werst, ohne die Richtung zu ändern, durch eine Bergpartie, die mir als Chara Ola bezeichnet wird. Die Bezeichnung entspricht dem Charakter der Berge, die in der That eine schwärzliche Färbung zeigen. Jetzt öffnet sich die kleine Thalebene eines nordöstlich fliessenden Flusses. Reiche Schafheerden, die, wie man mir erzählte, einem Chinesen gehören sollen. Der Fluss wurde mir Tondoussu genannt. Am Ufer dieses Flüsschens reiten wir in einem Bergcomplex, der den Namen Ulan Ola (rother Berg) führt. Er hat in der That eine röthliche Färbung und besteht im südlichen Theile aus kahlen Granitbergen. Der nördliche Theil ist röthlicher und scheint nur zum Theil aus Granit zu bestehen. Der Weg wendet sich nach Südosten und verlässt den Fluss, welcher, wie man mir mittheilt, später im Sande versiegen soll. Zwischen den Granitplatten erheben wir uns allmählich zu dem Bergrücken, der den Namen Kötöl Daba führt. Nicht weit von diesem Bergrücken liegt weiter nach Norden ein kleiner See, der den Namen Buligi führt. Man sieht deutlich, dass hier die Berge nach Osten hin immer mehr abnehmen. Wir steigen nun in der Hauptrichtung nordöstlich zwischen kahlen Felsenriffen zum Flusse Tondo hinab; obgleich hier nur wenig Gras wächst, sehen wir doch eine Pferdeheerde weiden, diese gehört aber einem chinesischen Kaufmanne, dessen Zelt wir am Flusse antreffen. Er schickt uns einen Menschen entgegen und bittet uns, bei ihm abzusteigen. Wir werden äusserst freundlich empfangen

Digitized by Google

und mit Thee und Fleisch bewirthet. Die Haltung der Chinesen und ihre Art zu sprechen zeigen deutlich, um wie viel höher dieselben in der Bildung stehen als alle hiesigen Nomadenvölker. Ihre Kleidung ist sauber und ordentlich, ausserdem zeigen sie Freundlichkeit und Artigkeit in den Umgangsformen. Wir sprachen über den Handel von Kobdo, was mit Bitä's Hülfe sehr gut von statten ging. Er meinte, es lohne sich für sie nur, Ziegelthee hierher auszuführen. Baichu-Thee, den sie im vorigen Jahr hierher eingeführt hätten, soll sich durchaus nicht bezahlt gemacht haben; das ist auch selbstverständlich, denn wenn ein Mensch, wie der Biisker Kaufmann G., 50 Kopeken für das Pfund Thee zahlt, so kann kein Theehandel bestehen. Nachdem wir uns ausgeruht, setzten wir unsere Reise fort. Von dem Flusse Tondo, der hier in einer tiefen, steinigen Thalschlucht liegt, geht der Weg südöstlich auf mehreren Bergwellen bis zur Spitze des letzten Bergkammes diesseits der Ebene des Bujantu-Flusses, an dessen Ufer die Stadt Kobdo liegt. In der Ferne erblickt man im Thale einen dunklen Flecken liegen, der wie ein Wald aussieht, dies soll die Stadt Kobdo sein. Nordöstlich sind bedeutende Schneeberge. Auf dem Wege zur Stadt, der jetzt nach Süden hin zur Ebene herabsteigt, trafen wir viele Schafheerden. Die Gegend soll hier durch die Barlyk (Kyssyl Ajak) sehr unsicher gemacht werden, die unter Tsagan Gigen aus dem Süden des Tarbagatai angeblich weiter nach Norden gezogen sind und seit dem Jahre 1868 die ganze Gegend beunruhigen. Noch vor wenigen Tagen sollen sie eine grosse Heerde Schafe von hier fortgetrieben haben.

[Potanin erzählt uns, dass es die Barlyk waren, die die Uranchai zu Grunde gerichtet haben. Sie sollen sogar bis zur russischen Grenze in die Gegend des Piquets Sök vorgedrungen sein, Staatsbeamte und zwei Stationen ausgeplündert haben. Von der Station Chatu hätten sie angeblich 150 Kameele fortgetrieben. Als sie in der Gegend des Karaul Sök von dem Commis der chinesischen Kaufgesellschaft Tschagantai die Herausgabe aller seiner Waaren forderten, soll dieser sich an den Ka von Sök um Hülfe gewandt haben, ohne dass es derselbe gewagt habe, Gewalt anzuwenden, er habe sie vielmehr durch Güte zum Nachgeben überredet; als das nicht half, gab er dem Commis den Rath, den Barlyk die Waaren lieber auszuliefern.]

Etwa eine Werst von der Stadt setzten wir über den Fluss Bujantu. Nördlich sehen wir die Festung, südlich die eigentliche Stadt. In beiden sieht man vom Flusse aus viele Bäume. Jenseits des Flusses ist ein Sümbö und dabei viele Häuser, auch ein alleinstehender Tempel. Chinesen waschen am Flusse Felle. Durch ein niedriges, unbedeutendes Thor reiten wir endlich in die Stadt. Der Consul war so freundlich gewesen und hatte mir zum Flusse einen Kosaken entgegengeschickt, der mich zu seinem Hause brachte, wo man mir eine recht hübsche Wohnung eingeräumt hatte.

(Vom 26. Juni bis 6. Juli.) Die Stadt Kobdo besteht, wie schon gesagt, aus zwei Theilen, der eigentlichen Festung und der Kaufstadt. Die Festung ist im Vierecke gebaut und mit einer ziemlich hohen, mit Zinnen versehenen Mauer umgeben. An den vier Ecken stehen Thürme, d. h. Pavillons mit Holzdächern. Drei Thore mit geschweiften Dächern führen in die Stadt. Die Mauer ist überall zerfallen, die Thore sind klapperig und werden schief; somit macht das Ganze als Festung einen jämmerlichen Eindruck und man wundert sich, dass ein solches Rumpelding als Zwingburg der Mongolen dienen kann. In der Festung wohnen ausser den Beamten 300 Chambing- und 200 Mandschu-Soldaten. Der Proviant für diese Besatzung wie auch für alle auf den Stationen und Piquets der Provinz stationirten Soldaten wird auf Feldern, die etwa 20 Werst von Kobdo zwischen den Flüssen Kobdo und Bujantu liegen, gebaut.

[Potanin erzählt uns von diesen Kronsfeldern Folgendes: Die Kronsfelder bestehen aus zehn Landstellen. Jeder Stelle werden 80 Kameellasten Samen geliefert. Jeder Ackerstelle sind 25 Jurten zugetheilt, also im Ganzen 250 Jurten. Jeder Ackerbauer erhält 6 Unzen Silber Lohn; wünscht er sich an der Arbeit nicht zu betheiligen, so hat er dem die Arbeit verrichtenden Mongolen nicht nur den Lohn, sondern noch 9—10 grosse Ziegeltheesteine zu zahlen. Die Lage der Ackerbauer ist durchaus nicht glänzend, da sie alles Getreide abzuliefern haben und nur die abgefallenen Aehren einsammeln dürfen. Sie müssen deshalb, da sie nur wenig Vieh halten, ihren eigenen Getreidebedarf in der Stadt kaufen. Daher kommt es auch, dass die Ackerbau-Mongolen viel ärmer sind als alle übrigen. Die Aufsicht führt ein besonderer chinesischer Beamter, Tsimuja, und

zehn Unteraufseher, Badsyn, von denen jeder eine Ackerbau stelle unter sich hat. Ausserdem haben die Ackerbau-Mongolen noch ihre eigenen Unterbeamten. Von jeder Ackerbaustelle müssen 160 Kamecllasten Getreide eingeerntet werden. Dabei ist zu bemerken, dass alle Ackergeräthe und Ochsen, 500 an der Zahl, der Krone gehören. Dieses Ackervieh wird wiederum von anderen, als Viehhüter angesiedelten, Mongolen gehütet.

Die Mandschu Soldaten der Festung erhalten per Kopf 45 King Waizen und Hirse. Die höchsten Beamten, die in Kobdo wohnen, sind der Gouverneur der Provinz; der Chebei Amban Kui-tschan, ein Beamter der zweiten Rangklasse; sein Gehülfe, Wan-Schu, ein Beamter der dritten Rangklasse, und der Mejen Amban, der Befehlshaber der Mongolen des Kobdinschen Kreises. Der Consul liess den Gehülfen des Chebei Amban unseren Besuch melden, um mich denselben vorzustellen, und Wan Schu liess erwidern, er würde sich sehr freuen, uns zu empfangen.

Am Morgen des folgenden Tages ritten wir zur feierlichen Audienz, voran ein Kosak in voller Uniform, der uns anmeldete, dann der Consul, Kahning und ich in einer Reihe reitend und hinter uns mehrere Kosaken in Uniform. Bei der Festungsthür empfingen uns einige Beamte und Soldaten zu Pferde und schlossen sich unserer Suite an. Vor dem Jamun des Gehülfen wurde Halt gemacht. Wir stellten uns alle drei in einer Reihe vor dem Da-men (dem Hauptthore) des Jamun auf. Plötzlich wurden alle vier Thore: 1) Da-men, 2) Öl-men, 3) Da-tang 4) Peng men geöffnet und der Amban erschien in der Thür seines Hauses. Nun ritten wir langsam über den ersten Hof während der Amban feierlich bis zum Peng-men schritt. Beim Öl-men machten wir Halt und stiegen vom Pferde, wobei uns unsere Leute behülflich waren. Dann stellten wir uns in eine Reihe und machten eine Verbeugung gegen den ebenfalls beim Peng-men stehenden und sich auch tief verbeugenden Amban. Nun schritten wir feierlich zu Fuss über den zweiten Hof während der Amban den dritten Hof in gleichem Tempo durchschritt. Bei dem Da-tang trafen wir zusammen und reichten uns hier zum Grusse die Hände, hier wurden wir dem Amban vorgestellt. Der Amban bat uns jetzt mit einer Handbewegung voranzuschreiten; wir dankten durch eine Bewegung, baten ihn aber, dasselbe zu thun. Diese einladenden Handbewegungen

wurden wohl viermal wiederholt, bis endlich der Amban voranschreitet und wir ihm bis zum Peng-men folgen. Hier wird wiederum Halt gemacht und das Complimentiren wegen des Vortritts beginnt von Neuem, bis wir in derselben Ordnung endlich auch den vierten Hof durchschreiten. Endlich langen wir glücklich bei der Hausthür des Amban an, wo von Neuem das Complimentiren beginnt: dieses Mal sind wir aber die Vorschreitenden und der Amban folgt uns nach, bis wir in das für unsern Empfang bereitete Zimmer eingetreten sind. Jetzt beginnt das Complimentiren wegen des Hinsetzens, bis alle Parteien zugleich Platz genommen. Nun nimmt der Amban seine Kopfbedeckung ab und drei Diener erscheinen bei der Thür, der eine reicht dem Amban die Pfeifen, der zweite Tabak und der dritte bringt Feuer. Der Amban bietet uns zuerst die Pfeifen an, wir danken, darauf holen wir unsere Cigarren hervor, bieten sie dem Amban an, er dankt ebenfalls; zunächst wird eine Weile schweigend geraucht. Hierauf erscheinen ein halbes Dutzend Diener, die den Thee serviren und dann bei der Thür stehen bleiben; jetzt erst beginnt die Unterhaltung. Der Consul spricht mit dem Amban chinesisch, ich aber die Mandschusprache. Die Unterhaltung geht ganz gut, wenn auch ich gewissermassen im Vortheil bin, da ich fliessender mandschurisch spreche als der Amban, der die Sprache in der Weise spricht, wie Philologen etwa lateinisch sprechen, d. h. in regelrechten, gleichsam geschrieben gedachten Sätzen. Er bat mich auch mehrmals, langsam zu sprechen, da es ihm sonst schwer sei, mich zu verstehen. Jedenfalls hat der Amban eine recht tüchtige Bildung, da er so viel Mandschurisch versteht. Er ist klein von Gestalt, hat aber sehr hübsche, lebhafte Augen und ein angenehmes, recht geistvolles Gesicht. Er war so liebenswürdig, wie der Consul ihn noch nie gesehen hatte. Er erzählt mir, er habe früher im auswärtigen Ministerium in Peking gedient. Er bittet uns um Entschuldigung, dass er uns nicht besser bewirthen könne, es sei aber hier in diesem öden Lande nicht möglich, das Gewünschte zu beschaffen. Die Kleidung des Amban war recht einfach, ein braunseidenes Ueberkleid mit anliegendem blauen Kragen und blauen Aufschlägen von demselben Stoffe. Das Zimmer, in dem wir uns befanden, war nur klein und sehr einfach möblirt, auf einem Regale standen recht viele Bücher. Ueberhaupt machte der Jamun (Palast des Amban) einen durch-

aus nicht reichen Eindruck, die Höfe waren nur sehr klein un die Thorwege nicht im besten Zustande, ebenso das Haus de Amban selbst. Der Jamun ist ein Dienstgebäude und sein Anlage durch die geringe Ausdehnung der Festung selbst be dingt. Es scheint aber, als wenn seit dem Ili-Aufstande auc die Beamten der Mongolei jetzt in ziemlich üblen Verhältnisse leben. Unser Gespräch berührte vielerlei Gegenstände, namen lich Verhältnisse der Mongolei wie auch des benachbarten Alta besonders eingehend erkundigte sich der Amban nach unsere Rangklassen, und da er erfuhr, dass wir ebenfalls solche Generäl seien wie er selbst, so beruhigte er sich. Der Consul hatt mich nämlich schon vorher darauf aufmerksam gemacht, um Himmelswillen nicht zu sagen, wir seien von geringerem Rang als der chinesische Beamte, mit dem wir sprächen. Jede derar tige Aeusserung führe zu den lästigsten Inconvenienzen, da de Chinese nur mit russischen Beamten gleichen Ranges verkehre Nach etwa einer Stunde erhoben wir uns, um heimzugehen Sogleich setzte der Amban seine Mütze auf und nun begann das Complimentiren wieder bei dem Austritt aus dem Haus dann beim Peng-men. Der Amban geleitete uns zurück bis zum Da-tang. Neue Verneigungen beim Öl-men. Dann stiegen wi zu Pferde und der Amban trat wieder in sein Haus. Hinter un schloss sich der Da-men. Jetzt erst bestiegen unsere Kosake ihre Pferde und nun ging es im feierlichen Zuge nach Haus Leider regnete es sehr stark, so dass unser Heimritt lange nich so feierlich war als unser Aufritt. An demselben Tage erkrankt ich am Fieber und musste sogar das Bett hüten.

Am folgenden Tage stattete Wan-Schu uns seinen Besuc ab. Wir empfingen ihn auf dem Hofe; er hielt sich ebenfall eine Stunde bei uns auf und nahm beim Consul den Thee ein

Nachmittags besuchte ich den Tempel beim Eingangsthor der Stadt. Von beiden Seiten führen Thore in den Tempelhof in der Mitte liegt der Tempel selbst, der aus zwei parallele Gebäuden besteht. Die Eingangsthür ist ausserhalb der Stad zu beiden Seiten derselben stehen Pferde aus Holz, von Menschen geführt, rechts ein weisses und links ein gelbes Pferd. In wendig im Thorwege rechts und links befinden sich Steintafeln mit Gebeten in mongolischer und chinesischer Schrift. Zu beiden Seiten sind ferner Thürnischen, in der rechten gewahrt man ein Pauke, in der linken eine Glocke. Rechts und links vom Tempe

liegen niedrige Gebäude mit Zimmern, in denen jetzt aus dem Ili-Thale geflüchtete Soldaten wohnen, im Hintergrunde sind zwei Flügel und eine Veranda. Ein mit Steinfliessen gepflasterter Weg führt über den ein Rechteck bildenden Hof. Das Tempeldach ist geschweift und mit Glocken verziert. Auf der Veranda steht ein Tempelthurm aus Gusseisen. Wir treten jetzt in den Tempel und erblicken in einer Nische die kolossale Figur des Gesser Bogdo (Lao-je-fu-tsch'chi), neben ihm zwei kleinere Figuren, die seine Diener darstellen. Zu beiden Seiten stehen vor der Nische je zwei riesige Figuren, die zwei nächststehenden sollen Beamte vorstellen, der rechtsstehende von diesen hat eine Tafel in der Hand. Die beiden weiter nach vorn stehenden werden mir Dsho-sang und Guan-ping genannt. Dsho-sang, der links stehende, ist ein schrecklicher Krieger, er hat ein entsetzlich fratzenhaftes, schwarzes Gesicht. Guan-ping hingegen ist eine Art Oberbefehlshaber, er hat ein sehr nachdenkliches Gesicht und hält in beiden Händen ein Schwert. Die Tracht der Figuren ist eine alterthümlich chinesische. Besonders auffallend ist die Mütze des die Tafel haltenden Beamten. In der Nische steht ein Tisch mit allerlei Opfergefässen und zu Füssen jeder Figur ist ein viereckiger Opfertisch mit einem Holznapfe für die Gaben an Esswaaren. An der Decke hängen rothseidene Drapirungen mit Reihen von chinesischen Schriftzügen. Zu beiden Seiten an den Wänden stehen die Waffen des Gesser Bogdo: Hellebarden, Lanzen, Krummstäbe, ein Stab mit einer Hand, ein solcher mit Inschriften, Fahnen; meist Alles aus vergoldetem Holze. Der chinesische Tempelwächter zeigte, während er uns herumführte, durchaus keine Andacht, während meine mongolischen Begleiter sich sogleich andächtig zu Boden warfen und ein langes Gebet murmelten. Auf dem Hofe des Tempels herrschte ein wildes Treiben. An einer Stelle wurde ein Pferd beschlagen, an einer zweiten Stelle zimmerte man Etwas aus Holz zusammen, an einer dritten wurden Sattel ausgebessert, so dass der Tempelhof einer Werkstatt viel ähnlicher war als einem heiligen Orte. Am 15. Tage jedes Mondes begiebt sich der Chebei Amban mit allen Beamten zum Tempel und hält ein Gebet im Namen des Kaisers vor dem Gesser Bogdo.

Bei Gelegenheit des Pferdebeschlagens, dem wir hier beiwohnten, will ich das von meinem Begleiter Kalning über den Hufbeschlag der Chinesen Gesagte mittheilen. Kalning war ganz

entzückt über den Hufbeschlag der Chinesen, er meinte, wenn wir doch nicht immer so hochmüthig auf die Chinesen herabschauen wollten: hier könnten wir wirklich Etwas lernen. Den chinesischen Schmied leitet der richtige Gedanke, einen möglichst leichten, künstlichen Tragrand für den Huf zu bilden, also gewissermassen damit die Natur zu unterstützen. Zur Anfertigung eines Hufeisens dient ein fast viereckiger Eisenstab, er wird halbmondförmig ausgeschmiedet und zwar mit dünner werdenden Enden. Etwa zwei Zoll von den Enden wird eine längliche Vertiefung gemacht, die vielleicht drei Viertel der Dicke des Eisens beträgt, hinter dieser eine zweite. Durch diese Vertiefungen sind längliche Nagellöcher geschlagen. Die Enden des Eisens gleich hinter den Gruben sind plattgeschlagen in Form einer Pflaume. Die Hufnägel sind etwa $1^1/_4$ Zoll lang und haben einen halbrunden, platten Kopf. Zum Beschlagen der Pferde sind drei Menschen beschäftigt, einer hält das Pferd beim Zügel, der zweite hält den Fuss und der dritte beschlägt. Der Schmied legt das Hufeisen auf die Sohlenfläche des Hufes und merkt sich etwaige Abweichungen des Eisens, worauf dasselbe kalt gerichtet wird. Das Hufeisen darf nur den Tragrand, die plattgeschlagenen Enden den Eckstrebenwinkel und die Eckstrebenwand nach Möglichkeit bedecken. Passt Alles, so drückt der Fusshalter seine Daumen auf die Eisenenden und der Schmied schlägt mit grosser Fertigkeit alle vier vorher gezwickten Nägel ein, nietet sie zurück und zieht das Eisen an. Man lässt das Hufeisen so lange liegen, als man das Thier benutzt: hört die Benutzung auf, so werden die Eisen sogleich abgenommen.

Bitä ist durch einen Mandschu-Offizier aus dem Ili-Thale sehr eingeschüchtert worden. Derselbe machte ihm Vorwürfe, dass er, ein Soldat des Kaisers, jetzt bei einem Wei-gu-shin (Ausländer, so nennen die Chinesen auch alle ihre nicht chinesischen Unterthanen) diene. Er zeigte sich deshalb heute den ganzen Tag nicht auf der Strasse, denn er fürchtete sich trotz alles seines Prahlens. Er wollte den Consul veranlassen, er möchte sich darüber beklagen, dass der Beamte es wage uns Wei-gu-shin zu nennen. Der Consul aber meinte: „Gott sei Dank, dass die Chinesen uns jetzt einen so anständigen Titel geben, vor zehn Jahren nannten sie uns ganz anders und schimpften uns oft öffentlich auf der Strasse.“ Ich machte also meine weitere Tour

pelbesichtigung allein. Ausser dem vorherbeschriebenen Tempel sind noch zwei derselben in der Stadt, ein grösserer und ein kleinerer. Der eine liegt am südwestlichen Ende der Festung und ist dem Tschung-Chang geweiht. Er besteht aus einem Flügel bei der Eingangsthür und einem hintern Flügel, in dem sich zwei Götzen des Tschung-Chang befinden. Zu beiden Seiten desselben stehen zwei ungestaltete kleine Ungethüme, das eine von brauner und das andere von grüner Farbe. Auf den Wänden sind Bilder, die schreckliche Strafen veranschaulichen, welche der Tschung-Chang durch seinen grünen und braunen Diener ausführen lässt. Geräthe der Götzen stehen zu beiden Seiten. Die Opfergefässe sind aus einem weissen Metalle und von sehr feiner Arbeit. Den Götzen verhüllt ein Vorhang aus schwerem gelben Seidendamast. In den beiden Seitenflügeln sind ebenfalls Götzen aufgestellt: links der Erdgeist Mu-di, er sitzt mit untergeschlagenen Armen; rechts ist der Berggeist Schan-sching in prächtigem Gewande, wie ein wilder Jäger aussehend. Die Wandgemälde sind den Figuren entsprechend und stellen Scenen ihrer Thätigkeit dar.

Der dritte Tempel befindet sich am östlichen Ende der Stadt, er ist der kleinste von allen und, wie man sagt, dem Meeresgotte Lung-Wang geweiht. Hier ist ebenfalls die Figur des Lung-Wang aufgestellt und neben ihr befinden sich zwei Diener, von denen der linke von sich einem Fische nähernder Ungestalt ist. Die Wandgemälde, grotesk und wenig kunstreich ausgeführt, veranschaulichen einen Triumphzug des Meeresgottes à la Neptun. Das Gefolge bilden scheussliche Meeresungeheuer. Die Armuth des kleinen Tempels ist schon daraus zu ersehen, dass hier vor den Götzen nur gewöhnliche Holzgefässe sich befinden. Vor letzterem Tempel hängt eine grosse Glocke.

Am 2. Juli hatte uns der Amban zu Tische geladen. Der Consul war schon morgens früh in Geschäften hingeritten und wir folgten ihm einige Stunden später, etwa um 12 Uhr, in feierlichem Aufzuge. Wiederum Empfang mit Complimenten, wie das erste Mal. Der Amban kam uns bis zur letzten Thür entgegen und führte uns in sein Cabinet. Rauchen, Theetrinken und gewöhnliche Complimente. Etwa nach einer halben Stunde begaben wir uns, vom Amban angeführt, in das Speisezimmer im ersten Flügel. Jede Thür, die wir zu passiren haben, fordert einen Aufenthalt von einigen Minuten, denn bei ihr be-

ginnt das unvermeidliche Complimentiren und Bücklinge machen, das mit der Zeit überaus langweilig wird. Endlich, nach vielen Verbeugungen, haben wir an einem runden Tische Platz genommen. Es wurden zuerst Radieschen und mehrere Salate aufgetragen, dann gekochtes Fleisch, mehrerlei Saucen, warmer Branntwein in ganz kleinen Tassen (beim Trinken vielfache Verbeugungen und Complimente), dann mehrere andere Fleischspeisen, zweierlei Braten mit Ei garnirt, kleingeschnittener Entdak mit sehr scharfer Sauce, darauf eine süsse Speise und zweierlei Kuchen, hierzu offerirte der Wirth selbst Champagner den der Consul ihm geschenkt hatte; dann Fleischpasteten dreierlei Art, Pelmeni und zuletzt ein höchst geschmackvoll zubereitetes Gekröse. Der Amban machte einen sehr freundlichen Wirth und lud ununterbrochen zum Essen ein. Nach dem Essen kehren wir unter allerlei Complimenten wieder in das Cabinet zurück. Gespräch über sehr verschiedene Gegenstände. Der Amban fühlt sich hier sehr unglücklich und sehnt sich nach seiner Familie nach Peking. Er erzählt von seiner Bekanntschaft mit Europäern und versteht die verschiedenen Völker recht anschaulich zu charakterisiren. Aus seinem ganzen Benehmen erkenne ich, dass der Amban ein Doppelwesen ist. Setzt er seine Mütze auf, so ist er der seine Regierung vertretende Beamte, der sich in die strengste Officialität hüllt, dann wird sein Nacken steif, die Worte tönen hart von seinen Lippen und der Gesichtsausdruck ist streng und theilnahmlos. Nimmt er den Hut ab, so hat er ein gutmüthiges, freundliches Gesicht und eine Geschmeidigkeit in den Bewegungen, die den viel gewandten Salonmenschen zeigt.

So viel ich bis jetzt bemerken konnte, trennen sich die Dienenden scharf von dem Volke, wie ja auch die Mandschusprache, unser Wort „Volk“ durch drei Wörter: Chafan-Tschoache und Nirgen (Beamte, Soldaten und Volk, d. h. nicht Dienende) wiedergiebt. Jede dieser zwei Klassen lebt hier vollständig von einander getrennt. Die Beamten und die Soldaten haben ihren Sitz in der Festung und sind Fremdlinge, wenn sie die Kaufstadt besuchen. Die Kaufleute, Handwerker und Arbeiter der Kaufstadt betreten nur dann die Festung, wenn sie in officiellen Verkehr mit den Beamten treten müssen. Die Bewohner der Festung, wenn sie nicht Dienstgeschäfte haben, liegen auf dem Rücken, rauchen, schwatzen und lassen sich von der

egierung kleiden und nähren, und da der Dienstgeschäfte nicht lzuviele sind, führen sie im Ganzen genommen ein recht faules, quemes Leben. Ganz anders geht es in der Kaufstadt her, er ist Alles von früh bis spät in Thätigkeit. Ackerbauer und ärtner arbeiten auf den Feldern, die Handwerker in ihren erkstätten, die Kaufleute in ihren Magazinen und Läden. rbeitsam und geschickt, praktisch und schlau, in seinem Aeussern e grösste Gleichgültigkeit zeigend und dabei doch auf Alles ht gebend, ist der Chinese stets auf seinen Vortheil bedacht. ie Arbeitstheilung ist bis auf das Peinlichste durchgeführt, der ist nur in seiner Hantierung Meister. Dies sieht man sonders bei der Hausbedienung. In jedem grösseren Haus- lte muss ein Koch, ein Heizer und ein Wasserträger sein, ein iener zum Ankleiden, ein anderer zum Theeserviren; ein dritter sorgt die Pfeifen und das Aufräumen des Zimmers. So muss de Haushaltung einen ganzen Hofstaat unterhalten. Der Consul zählt, dass dieser Umstand das Leben in China, trotz der so ringen Löhne, zu einem recht kostspieligen mache. Dafür wird an aber auch nirgends besser bedient als in China. Der iener kennt die Gewohnheiten seines Herrn bis auf's Kleinste, r Herr hat nie einen Befehl, nie eine Ermahnung zu geben. ach unserm Besuche beim Amban Wan-Schu zu urtheilen, muss rselbe 20 bis 25 Diener in seinem Haushalte haben.

Die Stadt Kobdo besteht aus zwei Längsstrassen und einer uerstrasse. Die Hauptstrasse ist ungefähr 235 Faden lang id mit zwei Reihen von hohen Pappeln (populus nigra L.) setzt. Sie stösst mit ihrem nördlichen Ende gerade gegen das hor der Festung, von dem sie nur durch einen Zwischenraum n 20 bis 30 Faden getrennt ist. Die zweite Längsstrasse gt westlich von der Hauptstrasse und ist ungefähr halb so ng wie die erste, mit ihrem nördlichen Ende mündet sie in die auptstrasse; die die Strassen senkrecht durchschneidende Quer- rasse ist wohl nicht über 80 Faden lang. In der kleineren ängsstrasse sind fast in allen Häusern kleinere und grössere äden, die nach der Strasse zu liegen, während die Haupt- rasse wenig Läden zeigt, da hier die Höfe der grossen Kauf- iuser liegen, die nur nach der Strasse zu eine Mauer und einen horweg haben. In der Kaufstadt sind wohl 60 bis 70 Höfe id die Einwohnerschaft beträgt nach Schätzung des Consuls elleicht 1000 bis 1100 chinesische Einwohner. In der Haupt-

Digitized by Google

strasse und dem westlichen Theile der Kaufstadt sind fast nur Läden, Höfe und Wohnhäuser, im östlichen Theile hingegen und in der ganzen Peripherie der Stadt überall Gemüsegärten. In den Gärten sah ich ausser Gemüsen: Mohrrüben, Radieschen und Gurken, auch Mohn, Tabak und zum Theil ein wenig Weizen angebaut, an einigen Stellen selbst kleine Haferfelder. Alle Gärten waren in musterhafter Ordnung und die Beete auf das Sauberste abgestochen, wie dies überall bei den Chinesen geschieht. Die Gärten und besonders die Bäume bedürfen hier einer besonderen Pflege, um jeden Baum ist daher eine niedrige Lehmmauer auf einem steinernen Fundamente aufgeführt, damit ja Niemand die Wurzeln beschädige. Alle Bäume werden künstlich bewässert und zwar durch das in zwei Rinnen zu beiden Seiten der Hauptstrasse Tag und Nacht rieselnde Wasser, und nicht unnütz ist alle diese Arbeit verwendet, denn die Hauptstrasse mit ihrer grünen Baumfülle und dem unter ihr dahinrieselnden Wasser bildet hier in der Wüstenei eine für die Einwohner wohlthuende Oase, die vor Sonnenbrand und Wind schützt und wie ein Zaubergarten in der Wüste erscheint. Die künstliche Bewässerung der Stadt geschieht durch drei Gräben, die von einer höheren Stelle des Flusses Bujantu hergeleitet werden. Ausserhalb der Stadt befindet sich ein kleines Bassin, das die Bewässerung des südlichen Theiles der Stadt reguliert. Die Stadt konnte der Bodenbeschaffenheit halber nicht näher an den Fluss gelegt werden, da dicht beim Flusse der Boden sehr steinig ist. Hier, wo die Stadt sich befindet, ist ein fetter Lehmboden, nördlich von der Festung hingegen ein ziemlich ausgedehnter Sumpf, während sich im Süden der Stadt bedeutende Lehmhügel befinden, aus denen das Baumaterial für die Häuser der Stadt, an der Luft getrocknete Lehmziegel, gewonnen wird. Rings um die Stadt liegen noch zahlreiche Mongolen-Jurten, in denen ein Theil der hier stationirten mongolischen Reiterei im Lager liegt, ausserdem viele Jurten armer Mongolen, die in der Stadt Arbeit suchen. Früher lebten in Kobdo von Chinesen nur Männer, da es den Chinesen verboten ist, ihre Frauen herzuführen. Jetzt giebt es eine Anzahl von Frauen, die aus dem Ili-Thal hierher geflüchtet sind und zum Theil sich hier verheirathet haben; es wurde mir die Zahl derselben auf 20 bis 30 angegeben.

Die Festung ist in einem Rechtecke gebaut, das mit seinen

chmalseite zur Kaufstadt gekehrt ist. In die Festung führen rei Thore, die sich in der Mitte der Seite befinden. Das erste hor liegt der Stadt zugekehrt, das zweite nach dem Flusse in und das dritte nach der dem Flusse entgegengesetzten Seite. eber den Thoren sind kleine Thürme aus Holz mit geschweiften ächern angebracht. In den beiden Ecken der Festung, die er Stadt zu liegen, stehen ebenfalls kleine Thürme. Von dieser eite ist die Mauer und ihre Ausrüstung in gutem Zustande, er der Thurm auf der dem Flusse entgegengesetzten Seite t zerfallen. Das nach Norden liegende Ende der Festungsauer ist fast ganz eingestürzt. Am nördlichen Ende der estung gewahrt man an der hinteren Wand einen hübschen empel, der mit seinen weissen Mauern und zierlichen Thürmen von aussen sehr niedlich aussieht. Aus der Festung erbt sich ein dichter Baumwald, der der ganzen Anlage den harakter eines grossen Gartens verleiht. Die Preise der Nahngsmittel in der Stadt Kobdo sind wegen der hohen Kosten s Mehles sehr hoch. Ein Huhn kostet 2 Rubel, ein Ei 20 opeken, ein Pud Mehl 8 Rubel, $1^1/_2$ Pfund Schweinefleisch) Kopeken. (Ich rechne die Preise nach russischem Gelde, dem ich die chinesische Unze Silber zu 2 Rubel annehme.)

Am 4. Juli besuchten wir den sogenannten Schär Sumul r Mongolen, der jenseits des Flusses Bujantu liegt. Der luss war nach dem Regen sehr angeschwollen; die Aryke aren zum grössten Theil über die Ufer getreten. Das Durchiten des Flusses war jetzt mit Schwierigkeiten verknüpft. Das asser reichte bis zum Sattel und die Strömung trieb an einlnen Stellen die Wellen noch über den Sattel hinweg. Der empel liegt wohl 1 Werst vom Flusse entfernt auf einer Anhe. Oben am Felsen ist ein weisses Haus erbaut und südh von demselben steht eine Art Obelisk mit einer vergoldeten itze. In der Mitte liegt der Tempel in der Durchgangsrichng zwischen beiden Thürmen. Der Tempel ist im Quadrat baut und mit hohen beworfenen Lehmmauern umgeben, deren amm mit allerlei Verzierungen aus gebrannten Ziegelsteinen deckt ist. Zu beiden Seiten des Tempels sind eine Menge einer Häuser und viele Filzzelte, in denen Lama wohnen. ir ritten zuerst zum Hause des Da-Lama. Sein Haus war sehr in, der Fussboden überall mit Teppichen belegt. Die Lama handelten ihn mit grosser Ehrfurcht. Er machte einen sehr

angenehmen Eindruck, da er sich ganz wie ein gewöhnlicher Mensch benahm. In seiner Kleidung unterschied er sich durch nichts von den übrigen Lama. Mit grosser Bereitwilligkeit gab er uns nicht nur die Erlaubniss, den Tempel zu besuchen, sondern befahl mehreren Lama, uns Alles zu zeigen und zu erklären. Der Tempel besteht aus vier parallelen Flügeln, von denen die drei ersten Durchgangsthore haben. Im ersten Flügel stehen zwei riesige Wachter mit Keulen aus Thon gefertigt und glacirt. Der linke ist grün und hebt die linke Faust geballt in die Hohe, als ob er den Eindringling niederschmettern wolle. Der rechte ist braun und hebt die linke Hand ausgespreizt zur Hohe. Beide Figuren machen den Eindruck von Missgestalten, da die unteren Extremitäten zu kurz gerathen sind. Auf dem Kopfe haben sie eigenthümlich geformte goldene Mutzen. Die Gestalten machen trotz ihrer Missgestalt den Eindruck riesiger Korperkraft, auf der offenen Brust sieht man mächtige Muskelstreifen. Im zweiten Flügel sind vier sitzende Götzen, zwei zu jeder Seite, sie haben auf den Häuptern goldene Kronen. Jeder dieser Götzen hat eine andere Gesichtsfarbe, der eine ist weiss, der zweite gelb, der dritte braun und der vierte grün. Einer von den Götzen hält ein Schwert in der Hand, der zweite spielt ein Saiteninstrument und der dritte hält eine grüne Schlange. Der dritte Flugel ist bedeutend grösser und eine Art Tempel, im Hintergrunde desselben sind drei Götzen verschleiert, einer ist aus Messing gegossen. Hier steht ein Schrank mit Büchern. Decke und Wände sind mit buntem Zeuge drapirt. An der Erde sind dem Gange entlang Sitze für die Lama. Das vierte Gebäude, der Haupttempel, ist bedeutend grösser. An der Hinterwand sehen wir hier viele Götzen in der Mitte einen grossen Burchan. Alle diese Götzenbilder sind sehr schon gearbeitet. An den Seitenwänden rechts und links sind Fächer angebracht, die alle mit tibetanischen Büchern gefüllt sind (der Gandschur). Die Decke ist mit Draperieen aus gelber Seide geschmückt und von ihr hängen drei mächtige Inschriften herab, rechts eine mandschurische, in der Mitte eine chinesische und links eine mongolische. Die chinesische Inschrift in der Mitte soll aus Peking hierher geschickt sein. Ueberall an der Erde sind Sitze für die Lama und kleine Tische mit bunten Vasen und Verzierungen. Trotz aller Pracht und des reichen Schmuckes macht der Tempel keinen angenehmen

Eindruck. Man sieht, dass die Lama trotz aller Bigotterie nicht viel Werth auf ihr Heiligthum legen; überall liegen fingerdicker Staub, Papier- und Zeugfetzen.

Ausser diesen Tempelgebäuden sind noch an jeder Seitenwand drei Gebäude und eines an der Hinterwand. Von allen diesen waren nur in drei Gebäuden Götzen, in zwei Gebäuden an der rechten Wand und in zwei derselben an der linken. Im ersten Gebäude rechts drei Götzenbilder, einige Lama-Mützen, Trommeln und Klappern. Die Götzen waren hier mit Todtenköpfen geschmückt, ausserdem waren hier Lanzen und andere Waffen. Im zweiten Gebäude waren fünf Götzen und ein Haufen Masken. Rechts war ein Gebäude mit drei grossen und einem kleinen, furchtbar aussehenden Götzen. Alle hier erwähnten Gebäude sind aus gebrannten Ziegelsteinen aufgeführt, haben geschweifte Dächer aus gebrannten Dachziegeln und Terrassen; an den Dächern waren viele Glocken befestigt, die im Winde schwingen und einen hellklingenden Ton von sich geben. Bei dem grossen Tempel ist ein Speicher mit grossen und kleinen Cylindern mit der heiligen Inschrift: „Om-mani-patma-hom", welche ununterbrochen gedreht werden. Da die selbst nur flüchtige Besichtigung des Tempels den ganzen Nachmittag in Anspruch genommen hatte, mussten wir uns beeilen, um noch bei Tage den Fluss passiren zu können. Es sollen sich hier immer mehrere Hundert Lama aufhalten, zu gewissen Zeiten des Jahres aber mehrere Tausend derselben versammeln.

Die übrige Zeit meines Aufenthaltes in Kobdo brachte ich bei den Kaufleuten und in den Werkstätten der Handwerker zu und bemühte mich, soviel ich nur irgend konnte, Nachrichten über die Handelsverhältnisse dieser Stadt einzuziehen.

(Den 7. Juli.) Heute früh verliessen wir Kobdo und trafen gegen Abend bei der ersten Station Scharabulik ein. Ich kann heute nur Einiges über die Topographie von Kobdo mittheilen. Der Bujantu fliesst ebenso wie der Fluss Kobdo in den See Kara-ussu. Die Stadt Kobdo liegt nicht in der Ebene dieses Sees, sondern auf einer Terrasse, erst 6—7 Werst abwärts am Bujantu erreicht man die Ebene des Sees. Die Mündungen beider Flüsse sind nur wenige Werst von einander entfernt. Ueber den heute zurückgelegten Weg ist zu bemerken, dass mir der erste Berg vor Kobdo als Todaitu Daba und der zweite

als Schabiktu Kötöl genannt wurde. Hier wurde mir auch
See Schara Nor genannt, ich weiss aber nicht, ob aus ihm
Fluss Ugdu hervorströmt.

(Den 8. Juli.) Auch heute nur einige geographische Nam
hinzuzufügen. Der erste Fluss, den wir passiren, heisst Da
Schuruk. Links von ihm wird mir der Fluss Chürönг Ün
genannt, weiterhin liegt der Darki Schurugun Kötöl und
Iting Kötöl. Von hier aus ist vom Darki Schuruk zum Kob
nur ein Tag Weges. Dicht beim Chongo Schuruk ist ein Ch
olo genannter Berg. Der Chongo Schuruk ist ebenfalls
Nebenfluss des Kobdo, von dem Ürtö Chongo soll zum Flu
Kobdo nur ein halber Tag Weges sein.

(Den 9. Juli.) Auf dem alten Wege bis zur Station Chong
Ölöng geritten. Der Chongur Ölöng ist ein Nebenfluss des Chong
Von links nimmt er fünf Nebenflüsse auf: den Namyrdscha, Asch
Aidan-sairi, Jasti Bulik und den Kökö Sairy. Wir hielten uns
Mittagsrast nicht sehr weit vom Ürtö, darauf folgten wir d
Flusse Namyrdscha bis zu den Schneebergen. Von hier
stiegen wir auf einem etwas anderen Wege am Tsagan Kol
wärts bis zum Sossuling.

(Den 10. Juli.) Jetzt reiten wir am Chatu abwärts. D
selbe empfängt von der linken Seite zuerst den Fluss Borgus
dann weiter nach der Quelle zu von rechts den Ergitti. H
öffnet sich ein weites Thal Ükül Jibä, das sich in drei Th
furchen zum Gebirgskamm erhebt. Wir folgen der mittler
Thalfurche bis zum Igi Daba und langen ungefähr um 2 Uhr
dem Ürtö an. Die Jurten stehen an der früheren Stelle. W
erhielten hier unsere Pferde zurück, leider in einem sehr schlecht
Zustande. Am Abend ritten wir den Chatu abwärts bis zur Fur
und übernachteten in der Flussfurche jenseits der Furth. D
Wasser des Chatu war sehr gestiegen und der Fluss ziemlich g
fährlich zu durchreiten. Unser Führer von Ürtö Ucha ist e
Uranchai, er erzählt mir, er gehöre zu denjenigen Uranch
die sich Mörönggö Uranchai nennen. Sie sollen mehr als 5
Jurten ausmachen und nordöstlich vom Kök Köl wohnen. Ih
Sprache ist der sojonischen verwandt, viele von ihnen sprech
nur sojonisch. Sie zahlen ihre Abgaben in Fellen, jede A

theilung einen Zobel und einen Fuchs. Den Armen wird die Abgabe erlassen und auf die Reichen vertheilt. Sie sollen aus zwei Geschlechtern, Tuba und Ürküt, bestehen. Der zweite Führer war ein Ambyn Uranchai, verstand aber nur mongolisch.

(Den 11. Juli.) Am Morgen etwa um 10 Uhr erreichten wir den Fluss Kobdo; derselbe hat sehr zugenommen. Sehr starker Regen. Etwa um 2 Uhr verliessen wir das jenseitige Ufer. Nach einem ziemlich starken Ritt durch das Steppenthal erreichen wir etwa nach 10 Werst das Grenzgebirge. In einer sehr allmählich aufsteigenden Thalfurche erheben wir uns zum Ketsch Daba. Weg weich und ziemlich dicht mit Gras bewachsen. Bis zum Gebirgskamm etwa 25 Werst. Jenseits breite Thalfurche nach Südwesten. Ohne Wasser übernachtet. Gewitter.

(Den 12. Juli.) Um nicht länger an Wassermangel zu leiden, beschlossen wir, uns weiter südwestlich zu wenden. Nach einem Ritte von etwa 8 Werst treffen wir auf einige Mongolen, die uns den nächsten Weg nach Kak zeigen. Wir folgen jetzt dem direkt nach Westen führenden, ziemlich breiten Wege und gelangen, nachdem wir einen ziemlich hohen Bergpass überritten, zu einer von den Chalcha bewohnten Thalschlucht. Nachdem wir noch einen Bergpass überritten, steigen wir auf einem ziemlich steil abfallenden Wege zum Flusse Sök hinab. Von der Höhe ist der Kobdo-Fluss deutlich zu sehen. Am Flusse Sök wurde Mittagsrast gehalten. Hier besuchte uns ein Boschko von der Station Boroburgasun, er war vollkommen betrunken und bat uns, ihm noch Branntwein zu reichen. Obgleich er nicht auf den Füssen stehen stehen konnte, ritt er dennoch vortrefflich. Am Abend erreichten wir die Jurte des Dshurdshi Dsanggin am Fluss Agotai.

(Den 13. Juli.) Bei starkem Regenwetter verlassen wir am Morgen die Jurten. Zuerst folgen wir dem Flusse Sossulan bis zum Bergübergange nach dem früheren Nachtquartiere am Boroburgasun. Nachdem wir den Sossulan durchritten, stossen wir auf chinesische Kaufleute, die von einer Handelsfahrt mit vier mit Leder beladenen Kameelen zurückkehren. Jenseits des Flusses treffen wir mehrere Mongolen-Zelte, bei denen ein

viereckiger Wall von Tarbagan-Fellen aufgestapelt ist. Die Mongolen nennen sich uns Chotochat-Mongolen und erzählen, dass ihre Heimath wohl einen Monat Weges nach Osten liege. Sie gehen zum Piquet Kak, um daselbst die Felle zu verkaufen. Trotz des heftigen Regens setzen wir unseren Weg fort. Zuerst steigen wir allmählich in der Thalhöhle des Bagyn Bulak zum Gebirge auf. Der Weg steigt hier nur ganz allmählich zwischen links und rechts liegenden Bergwellen empor. In den Bergen müssen viele Antilopen leben, denn wir stossen mehrmals auf Heerden von mehr als 100 Stück. Etwa nach zwanzig Werst erreichen wir den Bergkamm. Von der Höhe ist der Kak Nor nur etwa noch sechs Werst entfernt. Hier sind schon alle Bergwellen dicht mit Gras bewachsen. Am Ufer des Sees liegt der Karaul Kak, bei dem wir gegen Abend eintreffen. In den Mongolen-Jurten sind vierzig mongolische Soldaten stationirt, die von einem mongolischen Beamten, den man Taidschi nennt, befehligt werden. Nicht weit von den Mongolen-Jurten sind sechs bis acht Jurten und mehrere Zelte der russischen Kaufleute aufgestellt. Wir steigen an der Jurte des Kaufmanns Oschlikoff, eines alten Bekannten, ab, der uns sehr freundlich empfängt. Der mongolische Taidschi besucht uns noch Abends spät und verspricht, mir in Allem behülflich zu sein. Morgen will ich mich ausruhen und nur, wenn das Wetter irgendwie sich bessert, die blos einige Werst von hier entfernten Türbot-Jurten aufsuchen und dann zur Tschuja zurückkehren.

(Den 14. Juli.) Heute ist das Wetter doch etwas besser, obgleich es am Morgen früh schon geregnet hat. Wir reiten gleich nach Tische zu den Türhöt-Jurten, die in der Nähe wohnen. Es begleiten uns Bita, ein mongolischer Soldat und ein Kaufmann. Der Weg geht gerade nach Osten zu dem Bergrücken, dessen Höhe wir ungefähr nach 6 Werst erreichen. Die Jurten waren jenseits des Bergrückens nur 2 Werst entfernt. Die Hauseinrichtung dieser Turhöten unterscheidet sich in keiner Weise von der der Chalcha, nur hat die Nähe der russischen Kaufleute diesen Jurten ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt. Die Jurten waren sehr reich ausgestattet, den Boden bedeckten Tjumensche Teppiche, an den Wänden standen lackirte Kasten aufgestapelt; ein russischer Dreifuss, Kessel und

auch russische Theekannen. Die Türböt unterscheiden sich durch ihre Kleidung von den Chalcha. Ihre Mützen sind nach Art der altajischen mit einem breiten Schilde von schwarzem Lammfell besetzt, nur ist hier das Fell mit einem schmalen Streifen von Otterfell eingefasst, was ich bei den Altajern nirgends gesehen habe. Der Deckel der Mütze ist viereckig wie bei den polnischen Mützen und mit einem kleinen Knopfe und einer Goldschnur geschmückt. Diese Mützen tragen Männer wie auch Weiber. Die Lama tragen Mützen von fast derselben Form, nur sind die Fellschilde schmäler und aus Fuchsfüssen genäht, und die Mützenknöpfe sind bei ihnen von gelber Farbe. Die Männer tragen den mongolischen sehr ähnliche Röcke, die Weiber hingegen einen Tschägidäk, der dem altajischen sehr ähnlich ist. Bei den Mädchen hängt das Haar in ungeflochtenen Strähnen herab, während die Frauen zwei-, dreisträhnige Zöpfe tragen, die wie bei den mongolischen Frauen mit Sammetstreifen umwunden sind, am Ende sind goldene Schnüre und lange Troddeln befestigt. Anderen Schmuck habe ich bei den Türböten-Frauen nicht gesehen. Die Türböt, erzählt mir der Wirth, bewohnen alles Land zwischen der russischen Grenze und dem grossen Upsa-See. Es sei ein sehr zahlreiches Volk. Der westliche Theil dieses Volkes werde von einem Chan verwaltet, der am Flusse Kobdo seinen Sitz habe, er bestehe aus 12 Sumun. Der östliche Theil stehe unter dem Wan, der am Upsa-See wohne. Der Wan sowohl wie auch der Chan erhalten ihre Befehle direct vom Chebei Amban und Dsan-dsün. Die Türböt thun keine Heeresdienste, sondern bezahlen ihre Abgaben in Silber und Vieh; über den Betrag dieser Abgaben konnte mir unser Wirth nichts Näheres angeben, sie sollen aber sehr bedeutend sein. Eingesammelt werden die Abgaben von einem Beamten, der mir als Mäirän genannt wurde und dieser liefert sie dem Chan ab, welcher sie seinerseit nach Kobdo entsendet. Pferde brauchen die hiesigen Türböt nicht zu stellen, diese müssten die Chalcha der Ürtö beschaffen. Wenn aber der Dsan-dsün oder ein anderer hoher Beamter reise und die Forderung an Pferden sehr hoch sei, so würden manchmal Hülfspferde von den Türböten requirirt. Dies soll aber nur sehr selten vorgekommen sein. Die Kaufleute versichern mich, dass die Türböten sich durch Reichthum auszeichnen; hier in den Jurten deutet Alles auf Wohlstand. Sie sollen sowohl Klein-

vieh als auch Pferde und Rinder in sehr grossen Heerden halten, auch Sarlik soll man sehr viel bei den Türböten antreffen. Erst spät am Abend kehrten wir zum Kak zurück.

(Den 15. Juli.) Wir verblieben noch am heutigen Tage am Kak, weil ich noch Mancherlei über den Handel zu erfragen hatte. Das Wetter hat sich gebessert, so dass wir morgen aufzubrechen gedenken.

(Den 16. Juli.) Nach einem nicht schwierigen Uebergang über den westlichen Bergkamm des Sailu Käm, steigen wir in das Thal des Buraty herab, wo wir eine kurze Rast machen. Abends spät langen wir noch beim Koschagatsch an.

Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war eine geregelte Handelsverbindung zwischen Russland und der Mongolei in Ostsibirien eröffnet worden, und zwar wurde die Stadt Kjachta als Handelspunkt ausgewählt. Der Handel über Kjachta erlangte von Anfang an einen bedeutenden Umfang und hielt sich so lange auf seiner Höhe, als die Handelsverbindungen zwischen China und dem übrigen Europa Schwierigkeiten bereiteten und das Einfuhrverbot von Thee durch die westliche Grenze des russischen Reiches den Kjachtaer Theehändlern ein Monopol für alleinigen Verkauf Kjachtaer Thees im Gebiete des russischen Reiches sicherte.

Der Kjachtaer Theehandel musste aber sogleich an Bedeutung verlieren, sobald das Verbot der Theeeinfuhr über die westliche Grenze aufgehoben wurde, und die directen Handelsverbindungen des übrigen Europas mit China durch die Eröffnung mehrerer Hafen befestigt und erweitert wurden. Die ungünstige Lage von Kjachta und die Unbequemlichkeit des weiten Landweges erklärt mir die Abnahme des Kjachtaer Handels vollkommen. Wenn aber auch nur Kjachta allein officiell als Handelspunkt zwischen Russland und China bestimmt war, so war die gemeinsame Grenze zwischen beiden Reichen viel zu ausgedehnt, als dass nicht ausser Kjachta noch viele andere Handelspunkte sich bilden mussten, wo die benachbarten Bewohner beider Reiche ihre Produkte und Waaren austauschen konnten.

Von dem südlichen Theile des Jenisseiskischen Gouvernements führten russische Kaufleute und anwohnende Landeseingeborene ihre Waaren zum oberen Jenissei und zum südlich vom Abakan liegenden Schabin Dabagan, um sie gegen Produkte der benachbarten Bewohner des himmlischen Reiches einzutauschen. Ueber die steilen, fast unwegsamen Bergrücken des altajischen Alpenstockes drangen russische Kaufleute bis zur Grenze der Mongolei vor, und Taschkender und tatarische Kaufleute von Semipalatinsk zogen mit ihren Karawanen durch die weite Kirgisensteppe bis in das chinesische Ili-Thal, ohne die Ueberfälle der kirgisischen und burutischen Räuberbanden zu fürchten. Obgleich das Passiren aller dieser Wege mit grosser Gefahr verbunden war, und die Schwierigkeiten der Natur des Landes und die Raublust der Eingeborenen den russischen Kaufleuten fast unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legten, nahm dennoch der Handel auf allen diesen Punkten mit jedem Jahre zu, obgleich er nirgends von der Regierung unterstützt wurde. Dieser Umstand beweist uns deutlich genug, dass sich hier Handelspunkte bildeten, die die geographische Lage beider Reiche von selbst bestimmten, und dass russische Waaren auf der ganzen Grenze des chinesischen Reiches gewünscht und nothwendig waren.

Nachdem Russland die östliche Kirgisensteppe sich unterworfen und auch in der Nähe des Thianschan sein Gebiet bis an das chinesische Reich vorgeschoben hatte, musste natürlich der russische Handel mit dem Ili-Thale bedeutend zunehmen. Die russische Regierung hatte die Bedeutung dieses Handels wohl verstanden, denn schon im Jahre 1851 errichtete sie zwei Faktoreien in den chinesischen Städten Kuldsha und Tschugutschak und suchte so den dort in der Zunahme begriffenen Handel an diesen Punkten zu concentriren. Trotzdem erreichte der Handel in diesen Städten nicht die Höhe, die man wahrscheinlich erwartet hatte.

Der Handel in Kuldsha blieb nur sehr mittelmässig; in Tschugutschak nahm er bedeutend zu. Diese Thatsache ist leicht zu erklären. Die Ili-Provinz und der Tarbagatai sind von dem eigentlichen China so weit entfernt, dass der russische Handel daselbst nur von örtlicher Bedeutung sein konnte, d. h. russische Waaren fanden in diesen Städten nur insoweit ein Absatzfeld, als sie dem Bedürfnisse der Einwohner jener Länder entsprachen.

Die russischen Kaufleute mussten ausserdem in den Faktoreien wohnen, da sie nicht das Recht hatten, in den Städten selbst Läden zu errichten und in den Dörfern und Aulen umherzureisen und ihre Waaren direkt den Einwohnern zu verkaufen. Unter solchen Verhältnissen blieb den russischen Kaufleuten nur übrig, mit den chinesischen Grosshändlern in Verbindung zu treten, die durchaus nicht wünschten, dass die russischen Kaufleute unmittelbare Verbindungen mit den Einwohnern anknüpften, obgleich sie selbst eigentlich keine Waaren besassen, die die Russen mit Vortheil hätten kaufen können, da der Thee hier zu keinem für die Russen vortheilhaften Preise abzulassen war.

Ausserdem wurde die Menge der von den Russen einzuführenden Waaren noch viel mehr durch die bedeutende industrielle Entwickelung der Städte des Ili-Thales beschränkt, denn die russischen Waaren kamen hier ziemlich theuer zu stehen, da der weite Weg und der Transport auf Lastthieren den Preis bedeutend erhöhten. Schon oben habe ich bemerkt, dass der Handel in Tschugutschak den von Kuldsha bald überflügelte. Die Ursache davon ist offenbar die, dass die Einwohner des Tarbagatai weiter von dem Mittelpunkte industrieller Thätigkeit im südlichen Theile vom westlichen China entfernt waren, als die Einwohner des Ili-Thales, sodass das grössere Bedürfniss nach russischen Waaren von Seiten der Einwohner des Tarbagatai die chinesischen Kaufleute in den Stand setzte, den Thee unter günstigeren Bedingungen zu verkaufen. Dass meine Schlüsse richtig sind, beweist uns die Handelsbilanz der russischen Faktorei, die ich bei der Beschreibung des Ili-Thales anführen werde. Ausserdem konnte ich mich während meines Aufenthaltes in Kuldsha davon überzeugen, dass die russische Faktorei, trotz alles Strebens der Regierung, doch nicht den ganzen russischen Handel in sich zu concentriren vermochte, sondern dass ein grosser Theil desselben sich mit dem Taschkender Bazar in Kuldsha vereinigte, weil die daselbst lebenden Taschkender und die sich bei diesen aufhaltenden russischen Tataren die Möglichkeit hatten, das Ili-Thal und die benachbarten Standörter der Kalmucken zu bereisen, was den in der Faktorei wohnenden Kaufleuten nicht erlaubt war.

Ich bin davon überzeugt, dass der russische Handel in Kuldsha von Jahr zu Jahr zugenommen hätte, wenn die Kaufleute das Recht des unmittelbaren, freien Verkehres mit den

Einwohnern des Ili-Thales gestattet worden wäre und dieselben sich weniger um den Ankauf von Thee bekümmert hätten als um den Erwerb von örtlichen Erzeugnissen. Dass dies von selbst eingetreten wäre, darauf deutet schon der Umstand hin, dass die russischen Händler von Jahr zu Jahr grössere Mengen von Vieh aufkauften. Unglücklicher Weise wurden die russischen Handelsbeziehungen mit Westchina durch den Aufstand der Mohammedaner unterbrochen. Dem unparteiischen Beobachter ist die Gleichgültigkeit, mit der die russischen Machthaber an der Grenze auf diese Störung blickten, vollkommen unverständlich. Ruhig liessen sie zu, dass sich an Stelle der für unsere Grenzruhe so vortheilhaften chinesischen Macht hier an dieser Grenze ein uns in jeder Beziehung feindlich gesinntes mohammedanisches Reich bildete, dessen Streben von Anfang an darauf gerichtet war, die mohammedanischen Nachbarn auf russischem Gebiete an sich zu ziehen. Gleichgültig blickte man zu, wie durch den Fanatismus ein reiches Land vernichtet wurde, das uns ein so vortheilhaftes Handelsfeld darbot. Wie voraus zu sehen war, zwang die feindliche Strömung in dem Mohammedaner-Reiche von Kuldsha zuletzt doch die russische Regierung, das Land zeitweise zu besetzen; aber in weiser Vorsicht hat die Regierung ihren früheren Fehler eingesehen und das Ili-Thal den Chinesen zurückgegeben. Die einzigen für Russland vortheilhaften Nachbarn in Asien sind seit altersher die Chinesen.

Wenden wir uns jetzt zu dem zweiten Punkte, wo sich feste Handelsverbindungen zwischen China und dem russischen Reiche gebildet haben, ich meine den östlichen Altai. Hier hatte sich, wie ich in meinem Tagebuche vom Jahre 1860 geschildert, ganz von selbst ein recht bedeutender Handelspunkt gebildet. Etwa vor 80 Jahren begannen zwei oder drei Kaufleute aus Biisk den Altai mit ihren Waaren zu bereisen. Damals erstreckte sich die russische Bevölkerung nur bis zu den äussersten Ausläufern des Altai und das am weitesten nach Süden liegende Dorf war Altaiskoje. Als der Handel dieser Kaufleute mit den Russland unterworfenen Kalmücken immer mehr zunahm, baute sich zuerst der Kaufmann A. Ch. ein Haus am Sebe, an demselben Orte, wo sich jetzt das Dorf Schebalina befindet. Hier richtete er eine Waarenniederlage ein und ein Vorwerk, auf dem er das bei den Kalmücken eingekaufte Vieh auf freier Weide hielt. Die Altajer kamen nun von allen Seiten hierher.

um das ihnen Nöthige einzukaufen. Der Kaufmann Ch. aber reiste selbst nie weiter als bis zur Katunja. Das schnelle Wachsen dieses Handels zog immer mehr Handeltreibende aus Biisk und Smeinogorsk zu den Weideplätzen der Kalmücken, und die Kaufleute begannen ihre Handelszüge bis zu dem sogenannten Rothen Berge am westlichen Ende der Tschujasteppe auszudehnen. Hier hielten sie sich stets so lange auf, bis die Dwojedaner ihre Waaren ausverkauft hatten. Manchmal erschienen zugleich mit den Mohammedanern auch mongolische Soldaten von den chinesischen Grenzpiquets. Einer der ältesten Biisker Kaufleute, der mir dies Alles selbst erzählte, hat die Fahrten selbst noch mitgemacht. Nach seinen Angaben wurden die Waaren beim Rothen Berge meist in wenigen Tagen ausverkauft, sie selbst aber sind im Laufe von 10 Jahren nie weiter als bis zum Rothen Berge gegangen. Zu jener Zeit waren die Dwojedaner an der Tschuja die Vermittler zwischen den russischen Kaufleuten und den Mongolen. Sie tauschten die russischen Waaren gegen Vieh und Murmelthierfelle ein und verkauften sie in den mongolischen Aulen, ja sie brachten sie sogar bis zur Stadt Kobdo. Durch diesen Handel sind die Dwojedaner reich geworden; die mongolischen Soldaten aber lebten bei ihnen häufig als Arbeiter und waren sehr arm. Vor etwa 45 Jahren fingen die Russen an, bis zur Tschujasteppe vorzudringen und bauten sich in der Folge sogar daselbst kleine Häuser zu Waarenniederlagen an einem Orte, der Koschagatsch hiess (mongolisch Choschamodun) etwa 15 Werst abwärts von der Stelle, wo die Tschuja sich aus den Flüssen Jüstyt, Sailükäm, Kök-örü und Kysyl-tschin bildet. Dies ist ein sumpfiger, mit dichtem Walde bedeckter Platz. Diese Hütten wurden gerade an der Stelle erbaut, wo der Tsaganburgasun von links in die Tschuja mündet und von rechts der Tobyschyk. Das dichte, grüne Gras giebt hier ein vortreffliches Futter für die daselbst gekauften Heerden, nur ist der Ort wegen seiner Feuchtigkeit ungesund und ausserdem reich an allerlei schädlichen Insekten.

Seit altersher war an den Quellen der Katunja ein für das Dsungaren-Volk heiliger Ort, zu ihm wallfahrteten seit Menschengedenken am 25. Tage des 6. Monats die Türböten, um daselbst zu beten und bei einem bestimmten Baume, welcher den Namen Bai-agatsch (der reiche Baum) führt, Opfer zu bringen. Es scheint eine Ceder zu sein, die sich durch ihre Grösse

Digitized by Google

und Schönheit auszeichnete und welche die Kirgisen in der letzten Zeit verbrannt haben sollen. Jährlich vergruben an dieser Stelle die Türböten ein Täfelchen, das Kaitsch-agatsch genannt wurde. Ich habe nicht erfahren können, aus welchem Grunde dieses Täfelchen hier vergraben wurde. Herr Prinz, der 1865 ein Memoire über den Handel an der Tschuja und über seine Reise nach Kobdo veröffentlicht hat, erzählt, dass dieses Täfelchen, nach derjenigen Hälfte zu urtheilen, die er gesehen und welche in die Erde vergraben wird, von ovaler Form sei, und mit der anderen Hälfte, die in der Hauptstadt der Provinz Ulassutai (?) zurückgelassen wird, ein Ganzes bilden und mit einer Inschrift versehen sein soll, die den Namen und das Jahr der Herrschaft des Kaisers enthält und auch den Namen derjenigen Person, die den Auftrag erhalten, die Tafel zu vergraben. Auch über die Inschrift dieses Täfelchens habe ich Nichts erfahren können. Die Dwojedaner erzählten mir, dass das Vergraben der Tafel keinerlei politische Bedeutung gehabt habe, wie Herr Prinz versichert, sondern lediglich eine religiöse Ceremonie der Türböten gewesen sei. An dieser jährlich einmal unternommenen Fahrt der Türböten über die Piquetts Tarchaty und Dshidar hätten sich auch andere Grenzbewohner betheiligt, um russische Waaren bei den Dwojedanern der Tschuja-Steppe zu kaufen. Nachdem die Russen ihre Niederlagen an der Tschuja erbaut hatten, begannen sie auch zum Buraty-Flusse ihre Ausflüge auszudehnen, welcher sich im südöstlichen Theile der Tschujasteppe befindet, und bis wohin die mongolischen Soldaten die zur Wallfahrt reisenden Türböten begleiteten, und dort handelten sie mit den die Rückkehr der Türböten erwartenden Mongolen und Türböten. Da der Handel hier nur begann, wenn die Soldaten angekommen waren (altajisch heisst *tscherü-käldi* „das Heer ist gekommen"), so erhielt der sich am Buraty regelmässig organisirende Jahrmarkt den Namen *Tscherü-käldi*, woraus die Russen *Tschuri* gemacht haben. Dies ist der Anfang der direkten Handelsverbindung zwischen Russen und Mongolen. Der Jahrmarkt gewann hier von Jahr zu Jahr an Bedeutung, so dass nicht nur die Zahl der an ihm theilnehmenden Kaufleute sich vergrösserte, sondern auch viele Altajer und Teleuten hierher kamen, um Maralhörner sowie andere Erzeugnisse des Altai zu verkaufen. Später begannen die Russen ihre Handelsreisen

bis zu den chinesischen Piquetts auszudehnen, besonders zu den Piquets Sok, Kak und Justyt; hauptsächlich im 7. Monat, wenn die Garnison die Piquets wechselt, zu welcher Zeit auch die Dwojedaner ihren Tribut (*Kalan*) nach China zu liefern hatten, und im Winter ungefähr zu Weihnachten, wenn die an der Grenze wohnenden Turböten dorthin kamen, um russische Waaren einzukaufen. Immer mehr wurden somit die Dwojedaner bei Seite gedrängt, und ihre Rolle als Unterhändler hörte zuletzt ganz auf. In den sechziger Jahren führten sie nur noch jährlich eine ganz unbedeutende russische Waare nach Kobdo aus, wenn sie ihren Tribut dorthin ablieferten. Seit dem Jahre 1865, wo die Dwojedaner die russische Unterthanenschaft annahmen und ihre Verbindung mit China unterbrechen mussten, hörte ihre Theilnahme am mongolischen Handel vollkommen auf. Dieser Handel, der mit so unbedeutenden Summen begonnen war, hatte im Laufe von wenigen Jahrzehnten so ausserordentlich zugenommen, dass er im Anfang der sechziger Jahre zu einer Umsatzziffer von wenigstens 200,000 Rubel russischer Waaren gestiegen war. Zu dem Jahrmarkte kamen Mongolen, Turböten und Sojonen und im Jahre 1865 sogar Agenten der chinesischen Handelscompagnieen. Für die mongolischen Soldaten war es viel vortheilhafter, sich mit Handel zu beschäftigen, als bei den Dwojedanern als Arbeiter zu leben. Die Garnisonssoldaten der Piquets und die nahen Grenzbewohner führten jetzt überall russische Waaren in die westliche Mongolei und nahmen dadurch an Wohlstand zu.

Der Handel mit den Soldaten der Piquets war wegen der Unbemitteltheit der Soldaten zum grössten Theil ein Handel auf Credit. Die die Jahrmärkte besuchenden Mongolen kamen meistentheils aus ferneren Gegenden, manche wohnten einen Monat Weges von der Grenze entfernt; es konnten sich somit nur wohlhabende Leute an den Fahrten zu den Jahrmarkten betheiligen, daher wurde auf dem Jahrmarkte fast nur auf Baarzahlung gehandelt. Seit dem Jahre 1865 hörten die Jahrmärkte auf, da auf Befehl des Tomsker Gouverneurs, der zufällig die Tschuja-Steppe besuchte, die den Kaitschagatsch führenden Turboten auf russischem Gebiete festgenommen wurden. Hier zeigt sich auf's Deutlichste, wie leicht ein in bester Absicht gethaner Eingriff der Regierungsgewalt auf die Fortentwickelung des Handels schädlich einwirken kann. Der

Beamte, welcher hier durch Ordnung und Sicherheit den Handel heben wollte, hat durch voreiliges Eingreifen die Sicherheit vermindert und den Handel geschädigt. Noch im Jahre 1870 klagten mir die Kaufleute, dass das Aufhören des Jahrmarktes den Handel verschlechtert habe, sie müssten jetzt das ganze Jahr hindurch Agenten an der Grenze halten, was ihnen viel theurer zu stehen komme, aller Handel sei jetzt auf Credit, und die Umsatzziffer habe noch jetzt bei weitem nicht die Höhe erreicht, die sie schon im Jahre 1865 gehabt hätte.

Dies ist in Kürze die äussere Geschichte des Jahrmarktes an der Tschuja. Gehen wir jetzt zu dem Wesen dieses Handels über. Herr Prinz nennt ihn in seinem Aufsatze einen Handel zwischen Russen und Chinesen. Dies entspricht in keiner Weise den wirklichen Verhältnissen. Die Chinesen haben sich früher durchaus nicht an diesem Handel betheiligt. Die Russen führen hierher nur solche Waaren aus, die den Bedürfnissen der Mongolen entsprechen; wenn sich je chinesische Kaufleute an diesem Handel betheiligen, so werden sie hier stets nur die Rolle von Unterhändlern zwischen Russen und Mongolen übernehmen können. Die einzigen chinesischen Unterhändler, die sich bis jetzt am Grenzhandel betheiligt hatten, waren der Mandschu-Beamte, der Ka des Piquets Sök und sein Schreiber, die natürlich aus sehr verständlichen Ursachen (da sie für den Credit ihrer Soldaten als Bürgen eintraten) russische Waaren zu viel niedrigeren Preisen einkaufen konnten als die Mongolen. Es ist unmöglich, genaue statistische Angaben über den Tschuja-Handel zu machen, denn die Kaufleute handeln jeder abgesondert für sich und suchen Einer vor dem Andern ihre Handels-Bilanz zu verbergen. Ausserdem sind die Handelsoperationen durch die Verbindung des mongolischen Handels mit dem altajischen sehr verwickelt. Die Angaben des Herrn Prinz entsprechen im Allgemeinen der Wahrheit. Die Russen führen von der Tschuja 200- bis 300000 Murmelthierfelle ein, bis 2000 grosse Ziegeltheesteine, 200 bis 300 Zobelfelle und bis 3000 Stück Rindvieh. Von chinesischen Waaren: chinesische Daba, Tabak, dann Wolfsfelle, Schafe, Pferde und Silber im Werthe von etwa 15000 Rubel. Die hierher ausgeführten russischen Waaren sind: Juchtenleder, grobes Tuch, Nankin, Daba, Halbsammet, Manschester, Perlen, Knöpfe, russische Kasten, Spiegel, kupferne Theekannen und messingene Schalen, eiserne

Kessel, Schlösser, Wildfallen aus Eisen, Fussfesseln und Beile; alle diese Waaren entsprechen den Bedürfnissen der Mongolen. Die einzige Waare, die nach China ausgeführt wird, sind Maralhörner. Der Preis aller dieser Waaren ist schwer anzugeben. Im Allgemeinen kann man sagen, dass die russischen Kaufleute ihre Waaren hier um 100% theurer berechnen als ihr Einkaufspreis in Irbit ist, und dass sie die mongolischen Waaren nach diesem Preise eigener Waaren abschätzen. Der Rubel gilt in der Tschuja gleich 50 Kopeken Irbiter Waare, und so kosten in der Tschuja die weissen Murmelthierfelle 5 bis 12 Kopeken und werden in Irbit bis mit 15 Kopeken verkauft; schwarze Murmelthierfelle 25 Kopeken, in Irbit 30 Kopeken; Ziegelthee 2 Rubel; die Unze Silber 2 Rubel 60 Kopeken; ein Ochs 16 Rubel; Zobelfelle 15 Rubel. Als Einheit der Wechselmünze wird der dicke Ziegeltheestein angenommen. Derselbe wird hier = 2 Rubel berechnet, kommt den Kaufleuten aber nicht über 1 Rubel 30 bis 1 Rubel 40 Kopeken zu stehen.

Sibirische Waaren sind viel vortheilhafter für die russischen Kaufleute. So z. B. kommt ein in Biisk oder am Uimon gegerbtes Juchtenleder dem Kaufmann 2 Rubel zu stehen, an der Tschuja aber schätzt er es auf 6 Rubel oder gleich 3 Ziegeltheesteinen.

Der Haupthandelsartikel sind an der Tschuja noch bis jetzt die Murmelthierfelle, die hier in grosser Anzahl eingeführt werden. Früher war dies auch die allervortheilhafteste Waare, da sie in China vollkommen werthlos waren und daher von den russischen Kaufleuten das Stück zum Preise von 2 bis 5 Kopeken erworben und in Irbit für 40 Kopeken verkauft wurden. Dieser Umstand war es hauptsächlich, der dem hiesigen Handel einen festen Boden gab. Selbstverständlich haben die Murmelthierfelle auch in China jetzt ihren bestimmten Werth. Die übrigen Waaren, wie Kasten, Schlösser, Spiegel u. s. w., werden zu sehr verschiedenen Preisen verkauft. So wurden in meiner Gegenwart ein Spiegel von etwa 30 Kopeken Werth für 2 Rubel verkauft und grosse Perlen im Werthe von ungefähr 5 Kopeken für ein Pfund chinesischen Tabaks, das ungefähr 60 Kopeken kostet. Schon diese Thatsachen zeigen, wie vortheilhaft der Handel an der Tschuja für die russischen Kaufleute ist; es giebt aber auch andere Umstände, die diesen Vortheil noch bedeutend vergrössern. Erstens verkaufen die russischen Kaufleute die

meisten russischen Waaren schon im Altai und an der Tschuja den Russland unterworfenen Kalmücken. Der Theestein steht hier im Werthe von zwei einjährigen Kälbern oder eines grossen Schafes. Die grosse Daba (jān Dalan-bu), die für 2 Theesteine gekauft wird, wird im Altai mit 3 Theesteinen bezahlt. Gewöhnliche Daba werden 2 Stücke für einen Theestein gekauft und drei halbe Stücke Daba für einen Theestein. Von ersteren wird jede Daba in Altai für einen Theestein und von letzteren zwei halbe Stücke für einen Theestein gekauft. Sogar bei den Piquets selbst wird der von den weitwohnenden Mongolen hergeführte Thee und Tabak jetzt den Piquet-Soldaten schon mit 40% Vortheil verkauft.

Zweitens besitzt der grösste Theil der an der Tschuja handelnden russischen Kaufleute auch im Altai auf den Weideplätzen der Kalmücken Meiereien, wo man das ganze Jahr Vieh auf der Weide lassen kann. Dort überwintert das angekaufte Vieh, und wird mageres Vieh gemästet, dort erwächst das aufgekaufte Jungvieh, und leben die für die Kaufleute nöthigen Lastthiere, Pferde und Kameele, ohne dem Kaufmann irgend welche Ausgaben zu verursachen. Ausserdem übergeben die Kaufleute armen Kalmücken ganze Heerden zur Pflege für einen ganz geringen Preis. Dass ein solcher Handel ganz ausserordentlich vortheilhaft für die Kaufleute ist, bedarf wohl keiner besonderen Versicherung; dennoch begnügen sich die Händler nicht mit diesem Vortheile, sondern ziehen auch aus der niederen Culturstufe der altajischen Einwohner andere Vortheile, indem sie sie durch den Handel mit Jungvieh übervortheilen. Ein Kalb im ersten Jahre, das bei dem Handel mit den Altajern den Werth eines Rubels darstellt, bleibt nach dem Kaufe bei dem Wirthe, von dem man es gekauft hat. Dies Zurücklassen des gekauften Kalbes ist den Kalmücken deshalb nöthig, weil ihre Kühe stets im Beisein der Kälber gemolken werden. So wächst denn das fremde Kalb im Hause auf und ist dem Kalmücken ebenso werth als sein eigenes. Der Kaufmann beeilt sich auch nicht mit dem Eintreiben seiner Schuld und wartet ruhig ab, bis das Rind erwachsen ist; er meldet sich erst im vierten Jahre, es hat sich jetzt sein Schuldkapital von 1 Rubel in einen Werth von 15 bis 20 Rubel verwandelt. Dabei hat er keinerlei Risiko, denn der Kalmück muss das gestorbene Vieh ersetzen. Ist das Vieh gestorben, so ist der Kaufmann

so gnädig, dem Armen nicht etwa ein Rind fortzutreiben, nein, er begnügt sich mit einer theilweisen Bezahlung in Fellen oder anderen Waaren und lässt das Uebrige als Jungvieh abermals bei dem Wirth. Nun treibt der Händler alljährlich etwas von seiner Schuld ein, bis er zuletzt die Rechnung durch ein strenges Eintreiben beendigt. Dann ist gewöhnlich der Kalmück ruinirt und der Kaufmann klagt über grossen Verlust, wenn er auch schon längst das Zwanzigfache der ursprünglichen Schuld eingetrieben. Ebensolche Wucherzinsen treibt man von Waaren ein, die man auf Schuld giebt, in Rechnung auf die Zirbelnuss-Ernte im Herbste und die im Winter zu erlegenden Eichhörnchen.

Wie hoch solche Wucherzinsen ansteigen können, kann man aus dem von mir in meinem Tagebuche von 1860 angeführten Prozesse erkennen, wo ein Dwojedaner für eine ursprüngliche Schuld von 28 Kopeken verurtheilt war, 81 Ochsen also ein Kapital von wenigstens 1200 Rubel, zu zahlen. Beim Eintreiben der Schulden sind die Händler in ihren Zwangsmitteln nicht immer wählerisch, sie nehmen z. B. oft Verwandten oder sogar Nachbaren das schuldige Vieh ab, da, wie sie sagen, diese die Schuld leichter eintreiben könnten als der Kaufmann. Die Kalmucken sind ein sehr furchtsames Volk, das sich nicht leicht zu beklagen wagt, weil dies bei der weiten Entfernung von Bijsk immer mit Schwierigkeiten verknüpft ist. Einzelne Kaufleute sollen sich sogar beim Einkaufe von Vieh nicht immer genau darnach erkundigen, woher der Verkäufer das Vieh hat, und offenbar gestohlenes Vieh kaufen; sie wagen dabei sehr wenig, da sie dasselbe zu jeder Zeit schleunigst den Verhältnissen gemäss entweder nach der Mongolei oder nach Sibirien absetzen können.

Es ist nicht wunderbar, dass der Handel in so entfernten Gegenden, der ohne alle Aufsicht von Seiten der Regierung vor sich ging, und zwar zwischen den geriebenen russischen Händlern und den furchtsamen, halbwilden Kalmücken, mit vollkommener Ausbeutung der Letzteren endigen musste. Der Altai war im Jahre 1870 schon vollkommen verarmt, die Viehheerden waren seit den letzten zehn Jahren decimirt, selbst im reichen Urussul-Thale traf ich nur unbedeutende Heerden an. Wo man Vieh antrifft, hört man überall: „kodjoinnyng maly“ (das ist Vieh eines Kaufmannes). Besonders verarmt sind die Dwoje-

Digitized by Google

daner an der Tschuja, die sich vor 1860 durch ihren Reichthum auszeichneten. Zwar hat in den letzten Jahren öfter die Rinderpest gewüthet und die Heerden vernichtet, auch giebt es noch manchen anderen Grund der Verarmung der Altajer, die Hauptursache ist aber dennoch die widergesetzliche Auswucherung der Eingeborenen von Seiten der Kaufleute. Uebrigens haben sich die russischen Kaufleute nicht nur den russischen Unterthanen gegenüber Uebergriffe erlaubt, sie haben auch nicht selten Gewaltthaten gegen die benachbarten Mongolen angewendet. Nach den Worten der Kaufleute sind die Mongolen ein sehr ehrliches und gerechtes Volk, denen man immer bedeutende Summen in Waaren auf Credit anvertraut hat und welche, wie sich mir gegenüber alle Kaufleute äusserten, immer ehrlich ihre Schuld bezahlten. Nur in letzter Zeit sollen Fälle vorgekommen sein (ich spreche vom Jahre 1870), wo die Mongolen Waaren auf Schuld nahmen und dann nicht wieder erschienen. Dadurch hätten die Kaufleute in letzterer Zeit schwere Verluste erlitten, da die chinesische Regierung ihnen keinerlei Unterstützung gewährt hätte, diese Schuld einzutreiben. Es ist merkwürdig, wie die Kaufleute überhaupt Hülfe beim Eintreiben der Schulden von der russischen oder chinesischen Regierung beanspruchen können! Die Schulden stehen bei sehr verschiedenen Leuten an allen möglichen Orten der weiten Mongolensteppe aus, die Namen und die Wohnorte sind in den Büchern der Kaufleute, wenn solche überhaupt vorhanden sind, zum grössten Theile falsch und ungenau verzeichnet. Die Schuldscheine bestehen meist in Papierfetzen ohne jegliche Beglaubigung, und solcher Schuldscheine giebt es nicht einmal viele. Der Kaufmann sowohl wie auch der Mongole verstehen oft nicht einmal zu lesen und zu schreiben. Welche Regierung kann unter solchen Verhältnissen den Kaufleuten Hülfe leisten? Jetzt haben die Kaufleute das Recht, die Mongolei selbst zu bereisen; mögen sie nun selbst mit Hülfe der mongolischen Beamten ihre Schulden eintreiben. Ich habe häufig Gelegenheit gehabt, sowohl auf den Piquets wie auch auf dem Wege nach Kobdo, über die Handelsverhältnisse zwischen Russen und Mongolen zu reden und überall habe ich Klagen über unsere Kaufleute vernommen. Einige Erzählungen von Mongolen und Kaufleuten will ich hier anführen und zwar solche, deren Richtigkeit mir von mehreren Seiten bestätigt wurde.

Im Jahre 1864 hatte der Mongole D. bei dem Kaufmann S. Waaren auf Schuld genommen. Es war noch kein Jahr vergangen, als der Kaufmann ganz unerwartet den auf dem Piquet Kak eingetroffenen Mongolen ergreifen, an ein Pferd binden und nach dem Piquet Sök bringen liess, wo ihn der Ka bestrafen sollte. Auf dem Wege dorthin gab der geängstigte Mongole einen Schuldschein, worin er sich bekannte, ausser seiner Schuld noch ein Zobelfell schuldig zu sein. Er bezahlte Alles noch vor dem festgesetzten Termine. — Der Mongole Tsch. von der Station Boroburgasun beschäftigte sich früher nur mit dem Handel, nahm stets bei den Piquets Waaren auf sehr hohe Summen und bezahlte immer, wie es sich gehörte. Vor acht Jahren blieb er einmal 600 Murmelthierfelle schuldig; die Zeit der Rückzahlung war noch nicht herangekommen, als der Schuldner wieder zum Piquet Kak kam. Hier wurde er unerwartet vom Commis des Kaufmannes, dem er schuldete, ergriffen. Man legte ihm eiserne Fussfesseln an und hielt ihn drei Tage in der Jurte, indem man ihm drohte, ihn zu Fuss nach dem Piquet Sök abzuführen. Aus Furcht bezahlte er dem Kaufmann 38 Sarlyke im Werthe von 353 Rubel, obgleich seine Schuld nicht über 100 Rubel betrug. — Der Mongole D. nahm im zehnten Monate des Jahres 1868 Waaren auf Credit, graues Tuch zu einem Rocke und 6 Juchtenleder im Preise von 3 Ochsen und 10 Murmelthierfellen. Er versprach, diese Schuld im Herbste 1869 zu bezahlen. Im achten Monate des Jahres 1869, d. h. mehrere Monate vor Ablauf des Termines, schickte der Kaufmann den mongolischen Piquet-Soldaten B. zu ihm und forderte von ihm die Bezahlung der Schuld. Der Schuldner kam selbst nach Kak und brachte 10 Murmelthierfelle und versprach die 3 Ochsen in vierzehn Tagen abzuliefern. Ausserdem gab er dem Boten ein Stück grosse Daba für seine Mühe. Die Kaufleute versprachen in Gegenwart des Ka, zu warten. Als der Sohn des Schuldners jetzt die 3 Ochsen herbeigetrieben hatte, nahmen ihm die Kaufleute noch sein Pferd ab, das etwa 16 Rubel kostete, weil sie, wie sie sich ausdrückten, so viel Mühe beim Eintreiben der Schuld gehabt hätten.

Der Mongole D. trieb mit 3 Gefährten 8 Kameele mit Kronsproviant zum Piquet Sök. Die Kaufleute ergriffen diese Kameele und erklärten den Soldaten, dass sie sie als Unterpfand für Schulden mit Beschlag belegten, die bei ihnen fünf

undsechzig Mongolen der verschiedenen Stationen gemacht hätten, da *D.* leichter diese Schulden eintreiben könne als sie selbst. Es half nichts, dass sich die Mongolen an den Mandschu-Beamten Ka wandten, die Russen gaben die mit Beschlag belegten Kameele nicht zurück, sondern übergaben ein Verzeichniss der Schuldner dem Ka, welcher dieses dem Dsalin übergab. Bis jetzt ist dem Besitzer der Kameele der Verlust nicht ersetzt worden.

Wer mit den hiesigen Verhältnissen nicht bekannt ist, dem mag es in der That wunderbar erscheinen, dass die russischen Kaufleute hier an der Grenze in der Nähe der Piquets sich dergleichen Excesse erlauben können. Ich bin aber selbst Zeuge gewesen, dass ein russischer Kaufmann ohne Weiteres einen mongolischen Soldaten an das Gitter seiner Jurte festband, weil er ihm eine grosse Summe Murmelthierfelle schuldig war, obgleich der Schuldner seine Schuld durchaus nicht leugnete. Der Kaufmann rechtfertigte sein Betragen dadurch, dass er nur wolle, dass der Mongole ihm einen gesetzmässigen Schuldschein ausstelle; der Mongole hatte aber diesen zu geben versprochen, ehe der Kaufmann die Gewaltthat ausübte. Weshalb also der Kaufmann den Mongolen einschüchtern wollte, weiss ich nicht, ebensowenig habe ich den ausgestellten Schuldschein gelesen. Die mongolischen Offiziere sahen vollkommen theilnahmlos diesem merkwürdigen Schauspiele zu und mischten sich durchaus nicht in diese Sache, sie sind stets auf Seiten der Kaufleute, da sie durch dieselben die grössten Vortheile geniessen.

Solche Verhältnisse können in der That nicht zur Entwickelung des Handels beitragen, sie müssen meiner Ansicht nach zum Verfalle desselben führen. Hoffentlich wird die Regierung ihre Aufmerksamkeit dem hiesigen Handel bald zuwenden, damit dieser mehr und mehr einen regelrechten Charakter annehmen kann.

Ausser an der Tschuja sind noch zwei Handelspunkte auf der chinesischen Grenze im östlichen Altaigebirge. Diese sind: 1) am Kara Kol und Alasch, dem Nebenflusse des Kemtschik, im Norden von der Quelle des Tscholyschmanflusses; 2) nicht weit vom Grenzzeichen Schabin Dabaga. Am ersten Punkte ist der Handel in Händen von einigen Büsker Kaufleuten und vielen altajischen Eingeborenen, besonders Dwojedanern am Tscholyschman und Schwarzwald-Tataren, im zweiten in Händen von Eingeborenen und russischen Einwohnern des Minussinskischen

Kreises. Ueber den letzteren Handelspunkt konnte ich keinerlei nähere Nachrichten einziehen. Am ersteren Punkte, den ich im Jahre 1862 besuchte, ist der Handel höchst unbedeutend. Daran sind die Schwierigkeiten des Weges schuld, die ich im Jahre 1861 reichlich erfahren habe, und ausserdem die Spitzbübereien und Treulosigkeit der Sojonen. Der dortige Handel ist nur für die kleinen Händler vortheilhaft, die für ihren eigenen Bedarf Vieh kaufen wollen. Besonders nutzbringend sind hier Messing- und Eisen-Waaren abzusetzen. Die Kaufleute lieben nicht sojonisches Vieh einzukaufen; da die Sojonen ihre Ochsen als Reitthiere benutzen, so sind sie meist sehr mager und bedürfen ein ganzes Jahr der Ruhe, um sich zu erholen.

Alle oben erwähnten Handelsplätze von der chinesischen Grenze haben sich ganz von selbst ohne Zuthun der Regierung gebildet und an allen diesen Plätzen hat die Nachfrage nach russischen Waaren zugenommen. Dies beweist uns aufs Deutlichste, dass im westlichen Theile des chinesischen Reiches ein Bedürfniss nach russischen Waaren vorhanden ist, die, trotz aller örtlichen Hindernisse und Schwierigkeiten, trotz des Verbotes der Passirung der Grenze, trotz des eigenmächtigen Verfahrens der Kaufleute sich dennoch ein bedeutendes Absatzgebiet eroberten. Nach dem letzten Pekinger Tractate vom Jahre 1869 und nach der festen Grenzbestimmung im südlichen und östlichen Altai beginnt eine neue Periode des russischen Handels mit China. Die bis jetzt geschlossene Grenze ist nur für unsere Kaufleute eröffnet. Sie haben jetzt das Recht erhalten, ohne jeglichen Transit-Zoll ihre Waaren in die Mongolei einzuführen und überall da zu verkaufen, wo sie es für sich vortheilhaft finden. Schon vor einigen Jahren ist die Aufmerksamkeit auf diesen Handel gelenkt worden. Herr Prinz schlug schon im Jahre 1864 einen neuen Weg für russisch-chinesische Handelsverbindungen uber die Tschuja vor. Er drückt sich darüber folgendermassen aus: „Aus diesen Gründen und wegen der bedeutenden Verkürzung des Weges unserer bis jetzt nach China führenden Handelsstrasse und der aus dieser entspringenden Verminderung des Preises der Tauschwaaren, weise ich auf die Tschujaer Handelsstrasse hin, wo unser Handel mit den Chinesen sich ganz von selbst entwickelt hat und ohne jede Unterstützung der Regierung seit vielen Jahren besteht. Wenn ich Tomsk als Ausgangspunkt rechne, da bis hierher die

Waaren zu Wasser geschafft werden können, so haben wir von Tomsk bis Kjachta 2000 Werst Wagentransport. Von der Tschuja aber bis Tomsk 1100 Werst, davon noch die Hälfte zu Wasser, was um so bequemer ist, da schon jetzt Dampfschiffe bis Biisk fahren. Der Handel, der sich hier so natürlich gebildet hat, spricht schon ganz allein für den von mir vorgeschlagenen Weg und für die Nothwendigkeit einer Unterstützung der Handelsbeziehungen in der vorgeschlagenen Richtung." — Die Wünsche des Herrn Prinz sind jetzt in Erfüllung gegangen. Der Weg ist geöffnet und unsere Regierung hat dieser Handelsbeziehung ihre volle Unterstützung gewährt; schon im Jahre 1870 ist ein Beamter beordert, den Weg für diese neue Handelsverbindung zu erleichtern. Werden nun die Hoffnungen des Herrn Prinz in Erfüllung gehen?

Ich wage keine direkte Antwort anf diese Frage zu geben, da ich den Schleier der Zukunft nicht zu lüften vermag, ich will mich nur bemühen, ein möglichst treues Bild der Handelsbeziehungen in den uns jetzt neu eröffneten Bezirken zu entwerfen. Diese Auseinandersetzung wird die beste Antwort auf die aufgeworfene Frage bilden.

Der westliche Theil der mongolischen Steppe ist überall von Nomaden bewohnt, die in verschiedenen Jahreszeiten an verschiedenen Stellen eines grossen Landcomplexes in einem regelmässigen Kreislaufe mit ihren Filzjurten umherziehen. Im Norden der westlichen Mongolei leben 1. die *Sojonen* im nördlichen Theile der Mongolei, nördlich von einer vom Piquet Jüs-tyt bis zum Upsa-See gezogenen Linie, vom Flusse Tes und dem Bergrücken Tangnu Ola bis zum See Kossogol. 2. die *Türböten*, südlich von den Sojonen und nördlich vom Flusse Kobdo bis zum Upsa-See. 3. die *Uranchai*, südlich von den Türböten auf einem schmalen Streifen vom Flusse Kobdo bis zum Urungu-Flusse. 4. *Kirgisen* im Westen von den Uranchai. 5. *Ölöt* und *Mingit*, zwischen den Uranchai und dem See Chara-ussu, westlich und nördlich von der Stadt Kobdo. 6. *Torguten*, südlich von den Uranchai. 7. *Ost-Mongolen* und *Chalcha*; nach Potanins Angabe: *a*) *Aimak Dsasaktu-chana*, leben östlich vom Tsitsik Nor bis zu dem Berge Bain Dsürkü im Norden bis zum Gebirge Chan-chüchei und im Süden bis zur Wüste Gobi (im Ganzen 13 Koschune); *b*) *Tabyn Choto-goitu* am Flusse Telgir Moran, östlich vom See Tanggin Dalai und zwischen Ulas-

sutai und Dsinsilik (fünf Koschune); *c*) *Aimak Soin Nojon*; von diesen östlich am Ulassutai wohnenden Aimak berührte die Expedition Potanins nur drei Koschune.

Für den Ackerbau geeignete Stellen giebt es in der ganzen Mongolei so wenige, dass die Bevölkerung kein angesiedeltes Leben führen kann, ausserdem erlaubt die chinesische Regierung den Nomaden nicht, sich anzusiedeln, ohne ihre Abgabenverhältnisse zu verändern. Die Chinesen halten es für eine politische Nothwendigkeit, so sagte mir wenigstens der Amban in Kobdo, dass die äusseren Völker in ihrer alten Lebensweise als Viehzuchter verharren, nur als solche vermöchten sie dem Reich diejenigen Dienste zu leisten, die es von ihnen in der weiten Steppen verlangen muss. Die Verwaltung verursacht dem Reiche keinerlei Kosten, die riesige Mongolensteppe wird überall von Mongolen verwaltet, die Postwege, Kronstransporte, den Proviant und selbst das Gehalt für alle Soldaten und die Mandschu Verwaltung haben die Mongolen zu bestreiten, so dass die Mongolei in ihrer Verwaltung noch einen bedeutenden Ueberschuss an Einnahmen nach Peking abliefert. Die Mandschu Regierung hat nur wenige Punkte ausersehen, wo sie mandschurische Gouverneure und Befehlshaber der Heeresabtheilungen eingesetzt hat. An diesen Centralpunkten hat sie kleine Befestigungen aufführen lassen, in denen kleine Mandschu Garnisonen stationirt sind. Solche Befestigungen sind in den westlichen Theile der Mongolei Kobdo und Ulassutai.

Die West-Mongolei ist in zwei Gouvernements getheilt Ulassutai und Kobdo, jedes mit einer Stadt und Festung gleichen Namens. Der Gouverneur jeder dieser Städte ist ein Chebe-Amban und in Ulassutai wohnt ausserdem noch ein Dsandsun oder Generalgouverneur und Oberst-Kommandirender aller Truppen der westlichen Mongolei. In jeder dieser Befestigungen sind nicht nur eine geringe Zahl von Mandschutruppen, sondern auch Chambing und kleine mobile mongolische Heeresabtheilungen und alle Mandschu-Beamten des Gouvernements, ebenso wie die höchsten Offiziere der mongolischen Armee stationirt.

Bei jeder dieser Befestigungen haben sich, ohne Zuthun der Regierung, einige chinesische Kaufleute und Handwerker angesiedelt und Läden und Werkstätten eröffnet. Die chinesischen Kaufleute und Handwerker treten indessen nur zeitweise als Bewohner auf, führen aber ihre Familien nicht mit sich. Von

Digitized by Google

aufleuten sind die meisten nur Vertreter, Commis und Agenten osser Häuser. Die Handwerker treiben ihre Gewerbe als lbständige Unternehmungen.

Ein Weg verbindet die befestigten Punkte der westlichen ongolei, es ist die grosse Strasse von Kobdo über Ulassutai ch Kuigatschin (Kökö Choto), welche die Verbindung zwischen r westlichen Mongolei und dem eigentlichen China herstellt. on Kuigatschin bis Ulassutai rechnen die chinesischen Kaufute 80 Tage Weges für belastete Karawanen, von Ulassutai s Kobdo 14 Tage. Auf diesem ganzen Wege befinden sich ongolische Militär-Stationen (Ürtö) zur Besorgung der offiellen Correspondenz und zum Schutze der hier reisenden Kaufute. Auf diesem Wege führen die chinesischen Kaufleute alle aaren, deren die westliche Mongolei bedarf. Dieser Weg biet zwar keine besonderen Schwierigkeiten, ist aber doch nur ir den Transport mittelst Kameelen geeignet.

Da die Mongolei nur von Nomadenvölkern bewohnt und derselben keinerlei Industrie entwickelt ist, so müssen alle ir die Bewohner nothwendigen Industrieprodukte auf dem sehr ngen Wege über Kuigatschin aus dem eigentlichen China transortirt werden. Jedes in Kuigatschin für den Transport von aaren bis Kobdo gemiethete Kameel kostet 12 Unzen Silber = 25 Rubel, d. h. jedes Pud kostet 2 Rubel 50 Kopeken Transort. Ausserdem hat der Kaufmann für jedes auf dem Wege efallene Kameel einen vorherbestimmten Preis zu erlegen und as tägliche Auf- und Abladen der Kameele erfordert viele rbeitskräfte, dabei währt jede Reise wegen der Länge des eges wenigstens drei Monate. Um alle diese Auslagen zu ertzen, berechnet der chinesische Kaufmann ausser den direkten ransportkosten noch 30% des Preises der Waare. Aus diesem runde kann der 9—11 Unzen Silber (18—22 Rubel) kostende asten Thee in Kobdo nicht billiger als für 18—22 Unzen verauft werden, d. h. der Kaufmann kann seine Waare nur mit einem uschlage von 100% ihres Werthes in Kuigatschin verkaufen. och dieser Zuschlag ist noch viel zu niedrig veranschlagt. er Kaufmann muss den grössten Theil seiner Waaren noch is in die verschiedenen Aule abführen und von hier das eingetauschte Vieh auf dem langen Wege nach Kuigatschin treiben, wobei eine nicht geringe Anzahl verloren geht. Unter solchen Umständen ist der chinesische Kaufmann gezwungen, den Werth

seiner Waaren in der Mongolei durch einen Zuschlag von 150 bis 200% ihres Werthes zu erhöhen.

Die Mongolen sind im Allgemeinen ein reiches Volk und seit langer Zeit durch den Einfluss der Chinesen an den Gebrauch vieler Industrieprodukte gewöhnt, die sie selbst nicht zu produciren vermögen. Vor Allem lieben sie sich z. B. gut zu kleiden und begnügen sich keineswegs, wie die uns unterworfenen Kalmücken des Altai oder der grösste Theil der Sojonen, mit selbst gefertigten Pelzen. Das Bedürfniss nach Industrieprodukten einer höheren Civilisation ist daher in der Mongolei sehr gross, so dass der Weg nach Kuigatschin im Laufe des ganzen Jahres von Karawanen wimmelt.

Die Bedeutung eines der chinesischen Steppen-Märkte, nämlich des Marktes von Kobdo, habe ich im Jahre 1870 kennen gelernt und so viel es mir in der kurzen Zeit möglich war, seinen Umfang und seine inneren Beziehungen zu erforschen gesucht. Auf dem Markte von Kobdo befinden sich bis fünfzig chinesische Läden, unter ihnen zwei Apotheken und Gewürzbuden und ausserdem bis zehn grössere Magazine, die den fünf grossen chinesischen Handelsgesellschaften Sy-chu-tu gehören und sich mit dem Aufkauf von Schafen und Pferden für das eigentliche China beschäftigen. Potanin giebt uns folgende Namen der Handelsgesellschaften an: 1) Ja-schin-di, von den Mongolen Arshan, von den russischen Kaufleuten Arshanowskaja Kompanija genannt. 2) Ta-scheu-chu. 3) Tjan-gi-ta, von den Mongolen Nastai genannt. 4) Dau-dsha-fu, von den Mongolen Undur Modo (hoher Baum) genannt, da bei dem Thorwege dieser Gesellschaft sich eine hohe Stange befindet. 5) Cho-schou-chui, von den Mongolen Tschagantai genannt. — Jedes grosse Magazin nimmt einen ganzen Hof, der in einem grossen Recktecke gebaut ist, ein. Nach der Strasse zu ist nur ein Zaun und ein Thorweg. An der Längsseite des Rechteckes befinden sich die Waaren-Niederlagen und Speicher, die Wohnungen der Diensthuenden, ein grosses Empfangszimmer für die Käufer, wo jedem kommenden Käufer bei seinem Eintritte Thee gereicht wird, und wo die Commis sich befinden, die auf Befehl des Geschäftsführers die geforderten Waaren aus den hinteren Zimmern hervorholen und dem Käufer vorlegen. An der Hinterseite des Hofes befinden sich die Wohnungen der Geschäftsführer. Detailverkauf findet in diesen Kaufhöfen nicht statt. Der Handel in der Stadt

ist hier sehr unbedeutend. Die Kaufhäuser haben in den Aulen der Mongolen an vielen Orten Niederlagen, die sie von dem Hauptmagazine in Kobdo aus mit Waaren versehen, und schicken ausserdem einzelne Commis mit Waarentransporten umher. Die Niederlagen in der Steppe geben zum grössten Theile ihre Waaren ihnen bekannten Mongolen auf Schuld aus und zwar fast nur gegen Vieh, das sie im Frühjahre einsammeln und nach Kuigatschin treiben lassen. Ueber den Umfang ihres Handels konnte ich natürlich von diesen Kaufleuten keinerlei Nachrichten einziehen, ihr Handel muss aber sehr bedeutend sein, dies lässt sich aus der Zahl der Commis der Centraldepôts in Kobdo erkennen, in keinem derselben waren weniger als 15 — 20 chinesische Commis anwesend, Hunderte von Commis sollen sich in den Niederlagen der Aule und bei den gekauften Heerden aufhalten. Die Schaf- und Pferdeheerden werden hier in den Thälern des Bujantu und Scharabulik zusammengetrieben. Auf mehrere dieser Heerden stiess ich auf meinem Wege nach Kobdo, bei einem einzigen der Agenten traf ich eine Heerde von 900 Pferden und 15000 Schafen, die alle während des Sommers 1870 aufgekauft waren. Man versicherte mich, dass jede der grossen Handelsgesellschaften derartige Geschäfte mache, und dass allein aus dem westlichen Theile des Kreises Kobdo jährlich mehr als 200 000 Schafe nach Kuigatschin getrieben würden. In der Gegend von Ulassutai sollen die Mongolen noch reicher und der Handel der chinesischen Kaufleute noch bedeutender sein als hier in Kobdo. Dasselbe sagte man mir vom Handel am Schwarzen Irtisch, won dem Centralpunkt Buluntogoi (kirgisisch Bürultogai), wo die Regierung jetzt eine Stadt anzulegen gedenkt.

[Potanin besuchte Buluntogoi am 6. und 7. August 1877 und berichtet über dasselbe Folgendes: „Die Ansiedelung Buluntogoi liegt zwischen einem Kanale, der das Wasser aus dem Flusse Urungu führt, und einer Felswand, in der die Terrasse zwischen dem Urungu und Baga-nor abfällt. Der Kanal war, wie die Einwohner behaupten, ursprünglich ein kleiner Graben, der sich von selbst in einen Fluss verwandelt hat. Die Ansiedelung besteht aus zwei Theilen, der Festung und der Stadt. Die Festung ist mit einer Lehmmauer und einem Graben umgeben, letzterer ist mit Wasser gefüllt, so dass man zur Festung nur auf einer kleinen hölzernen Brücke gelangen kann.

In der Festung wohnen Soldaten. Kanonen habe ich nicht gesehen; der aus Gutscheu hierhergekommene Tschi Amban soll sie in einem Keller verriegelt haben. Auch die Stadt ist mit einer viereckigen Mauer umgeben, in welche zwei mit eisernem Gitter verschlossene Thore führen. Die Strassen in der Stadt sind krumm und uneben. Die grösste Anzahl der Häuser war leer und viele sind schon zerfallen. Es sind daselbst eine Mühle, eine Gerberei, zwei schlechte Buden und ein Wirthshaus. Als wir dort waren, lebten hier nicht mehr als hundert Seelen. Das Ackerland soll einen Platz von 50 Werst Länge einnehmen, und Potanin traf daselbst 65 chinesische Vorwerke; sonst leben hier torgutische Ackerbauer in Jurten. Die grösste Landplage sind die Mücken. Am Tage kann man es in der Ansiedelung noch aushalten, in der Nacht ist es aber auch hier unmöglich zu leben. Auf den Aeckern kann man auch am Tage sich der Mücken nicht erwehren.]

Die Stadtbewohner in Kobdo kaufen ihre Waaren aus den kleinen Läden. Diese Läden erhalten ihre Waaren entweder von der Handelsgesellschaft oder verschreiben sie aus Kuigatschin. Viele Läden sind so unbedeutend, dass sie kaum für 100 Rubel Waaren vorräthig haben. In der Mitte des Winters werden die meisten Läden leer und füllen sich erst wieder, wenn im Frühling neue Zufuhr eintrifft. Einmal im Jahre treffen in Kobdo Kaufleute aus Peking mit einer reicheren Auswahl von Waaren ein, als in den kleinen Läden vorhanden ist. Solche Pekinger Läden werden in Kobdo nur zwei eröffnet.

Die von den Chinesen nach Kobdo eingeführten Waaren sind folgende: Thee, Baumwollengewebe, Seidenstoffe, Tuche, Messer, Eisen-Waaren, Dreifüsse, Kessel, Messing-Waaren etc. Thee wird hierher in drei Sorten eingeführt. Die hauptsächlich eingeführte Sorte ist Da-tscha oder Da-ban-sy-tscha, in grossen Tafeln geschlagener Ziegelthee im Gewichte von $4^1/_2$ Pfund. Diese Theesorte ist die hier allgemein angewendete und wird deshalb hierher in grossen Massen eingeführt. In Kobdo kostete er im Jahre 1870 6 Tschan (gleich 1 Rubel 20 Kopeken). Er wird in Kasten zu 39 Theesteinen eingeführt. Ein solcher Kasten kostet in Kobdo 22 Unzen Silber (44 Rubel). Dieser Thee soll in den Provinzen Jün-Nan, Chu-Jün-San und Sy-da-li zubereitet werden, welche, wie mir die Kaufleute sagten, 45 Tagereisen von Kuigatschin liegen. Er wächst auf kleinen Sträuchern, hat

ıgliche Blätter, wie der Tschaptarku-Strauch, und eine röthliche
nde. Derselbe Theestrauch wächst auch in Lan-dshu, hier
rd der Thee aber nicht gut bearbeitet. Es scheint, als ob
e Sorte von Lan-dshu auch an Qualität geringer sei. Man
nn den Thee nicht sogleich in Ziegel schlagen, sondern
ıss ihn erst einige Zeit in Wasserdampf halten; daher kommt
auch, dass der Ziegelthee stets einen etwas muffigen Ge-
ıack und Geruch hat. Der Da-ban-sy-tscha ist ziemlich fest-
schlagen und auf jeder Tafel ist das Zeichen ═══ ein-
merkt. Aus Mangel an Silber wird der Da-ban-sy-tscha
ch als Münzeinheit benutzt und alle Waaren nach Theesteinen
geschätzt. Jedermann nimmt einen Theestein für 6 Tschan
ıd giebt ihn auch für diesen Preis aus. Anstatt einer kleinen
ünze von 10 Kopeken sind hier bunte Gürtel im Gebrauch,
e von den Mongolen überall getragen werden.

Die beste Sorte der grossen Ziegelthee-Tafeln ist der so-
nannte Schang-jün-tscha. Jede Tafel desselben hat ein Ge-
cht von 3 Pfund. Auf jeder Tafel sind zwei chinesische
orte eingepresst: *Schang* (hoch) *Jün* (Anwendung). Dieser
hee ist sehr fest geschlagen und wird von den Mongolen hoch-
schätzt. Man zahlt für jede Tafel 5 Tschan oder 1 Rubel
lber, er kommt aber nur wenig in den Handel. Man sagte
ir, dass dieser Thee für die chinesische Regierung von den
ıbrikanten als Abgabe gefertigt werde. Mit diesen Theesteinen
hlt die Regierung zum Theil den Dienenden Gehälter und
elohnungen aus. Ich hatte in Kobdo nur einmal Gelegenheit
ne Tafel Schang-jün-tscha zu sehen.

Die zweite Sorte des Ziegelthees sind die dünnen Ziegel,
shing-dshuang-sy-tscha. Er wird an denselben Orten bereitet
ie die grossen Ziegel. Erstere sind klein und dünn und wiegen
ır anderthalb Pfund. Dieser Thee ist feiner und fester ge-
hlagen als der grosse Ziegelthee, wird aber nur von den
ichen Mongolen verwendet. Viele Tafeln sind ohne Zeichen,
ıdere haben verschiedene Zeichen. In seiner Güte kommt
ieser Thee so ziemlich den dünnen Theesteinen der russischen
abrikanten, die aus Kalgan über Kjachta eingeführt werden,
leich; er ist aber billiger als dieser Thee. Im Jahre 1869
ıhlte man für eine Tafel 2 Tschan (40 Kopeken), im Jahre
870 war der allgemeine Preis 3 Tschan (60 Kopeken). Man
onnte mir die Ursache der Preiserhöhung nicht auseinander-

Digitized by Google

setzen. Diese beiden Sorten Thee werden ganz allein für die Mongolen hier eingeführt, die den Thee als tägliches Nahrungsmittel verwenden.

Die dritte Sorte Thee, die hier eingeführt wird, heisst Tschin-lan-tscha (tatarisch At-bas-tschai). Dieser Thee ist seiner Qualität nach besser als der Ziegelthee, er ist aber nicht so fest geschlagen. Er wird in grossen Cylindern im Gewichte von 2 Pud 10 Pfund (90 Pfund) verkauft. Da dieser Thee zarter ist als der Ziegelthee, so kann man ihn nicht in kalten und feuchten Orten halten, dort zerkrümelt er und verdirbt. Aus dieser Ursache ist er für die in Jurten lebenden Mongolen nicht brauchbar, da man ihn dort nicht vor den Einflüssen der Witterung schützen kann. Er wird daher nur von den in der Mongolei in Häusern lebenden Chinesen der Mandschu verbraucht und deshalb in kleineren Quantitäten eingeführt. Früher war der Tschin-lan-tscha hier sehr theuer und ist nur in den letzten Jahren im Preise gefallen. Im Jahre 1868 kostete hier der Cylinder 24 Rubel (12 Unzen), im Jahre 1869 kostete er nur 9 Unzen (18 Rubel), im Jahre 1870 nur 7 — 8 Unzen (14 bis 16 Rubel. Anderer Thee wird hier aus China nicht eingeführt. Im Jahre 1869 und 1870 sind von den Chinesen als Probe einige Kasten Bai-choa-tscha, d. h. Baichovy oder schwarzer Thee, nach Kobdo eingeführt worden. Von hier aus sind diese den Kaufleuten verkauft worden, die sich bei den Piquets aufhalten. Die Biisker Kaufleute sagten mir, dieser Thee sei von zweierlei Güte gewesen. Die bessere Sorte in Packeten zu 60 Pfund und die geringere Sorte zu 80 Pfund. Das Pfund dieses Thees sei ihnen hier nicht höher als 50 Kopeken zu stehen gekommen, in Biisk sei er zu 1 Rubel 40 Kopeken verkauft worden, und die bessere Sorte hätte dem Publikum ausnehmend gefallen. Die Biisker Kaufleute würden sehr froh sein, wenn die chinesischen Kaufleute mehr von diesem Thee herführen würden, denn man könnte ihn in den östlichen Gouvernements und in Westsibirien billiger verkaufen als den Kantoner Thee. Der chinesische Kaufmann, der den Thee in Kobdo eingeführt hatte, sagte mir, er habe bei diesem Verkaufe einen grossen Verlust erlitten, er könne künftig den Thee nicht für diesen Preis liefern. Er müsse die Waaren um den halben Preis erlangen und auch dann könne er nur eine sehr kleine Quantität aus Ulassutai nicht niedriger als 75 Kop. das Pfund einführen.

Obgleich es nicht möglich war, nähere Andeutungen über die Menge des hier eingeführten Ziegelthees zu erhalten, kann man dennoch direkt behaupten, dass der Ziegelthee sicherlich 50 % aller hier eingeführten chinesischen Waaren ausmacht. Der Preis stellt sich in Ulassutai etwas niedriger als in Kobdo, in Buluntogai hingegen ist der Preis höher.

Die besseren Sorten der baumwollenen Textilstoffe, welche die Chinesen nach Kobdo einführen, werden in Stücken zu 12 bis 13 Arschin verkauft. Die schlechteren Sorten werden aber auch in halben Stücken zu 6 Arschin abgelassen. Diese Baumwollenstoffe werden von den Mongolen hoch geschätzt und ebenso von unseren Altai-Kalmücken. Auch die russischen Kaufleute tragen gern Kleidungsstücke aus diesen Stoffen, obgleich sie doppelt so theuer sind als die entsprechenden russischen Stoffe. Die Ursache davon ist, dass die chinesischen Baumwollenstoffe viel besser und stärker sind und doppelt so viel aushalten als die russischen Stoffe. Baumwollene Textilwaaren werden in sehr verschiedenen Sorten eingeführt. Die besten Sorten sind drei verschiedene Stoffe, die mit einer Beimischung von Seide und Wolle verarbeitet werden: Sy-da-lan-bu, breiter Baumwollenstoff mit Zusatz von Seide, das Stück zu 3 Unzen Silber (6 Rubel); billiger ist Su-bu von derselben Breite, das Stück zu 2 Unzen (4 Rubel), die dritte Sorte Jau-da-lan-bu ebenso breit, das Stück zu 1 Unze 6 Tschan (3 Rubel). Diese Stoffe sind von verschiedener Farbe, erste und dritte Sorte meist blau und ziegelroth, die zweite Sorte vorherrschend schwarz. Die übrigen Stoffe sind gewöhnliche Baumwollenstoffe. Zwei rothe Sorten Da-chun-bu kosten 1 Unze (2 Rubel), Schau-chun-bu 9 Tschan (1 Rubel 80 Kopeken), dann drei Sorten von heller und dunkelblauer Farbe: Schi-lan-dshai-bu 7 Tschan (1 Rubel 40 Kopeken), Jüe-lan-dshai-bu 6 Tschan (1 Rubel 20 Kopeken), Tschuan-lau-dshai-bu 8 Tschan (1 Rubel 60 Kopeken). Dies sind die hauptsächlichsten Sorten, die mir vor Augen gekommen sind und von den Mongolen überall gekauft werden. Wollene Stoffe führen die Chinesen wenig ein. Das chinesische Tuch ist nicht gut und viel theurer als das russische. Seidenstoffe lieben die Mongolen nicht, sie werden nur für die Mandschu-Beamten eingeführt und sind sehr theuer. Nur in einem Magazine wurde mir schwarzer Kanfa gezeigt, er war $1^1/_4$ Arschin breit und von vorzüglicher

Güte, der Kaufmann erklärte mir aber, er könne die Arschin nicht billiger als zu 5 Rubel 60 Kopeken verkaufen.

Ausser Thee und Textilwaaren werden aus China noch Galanterie- und Metallwaaren eingeführt. Die hauptsächlichen derselben sind: gusseiserne Kessel und Dreifüsse zu einem sehr hohen Preise. Sie werden nach Gewicht 8—10 Unzen das Pud (d. h. 16 bis 20 Rubel) verkauft und das nur zeitweise. Die chinesischen Dreifüsse haben vier Füsse, die durch drei Quereifen verbunden sind, so dass der trockene Mist, der hier als einziges Heizmaterial verwendet wird, sich unter dem Kessel hält. Die chinesischen Kessel sind flacher als die russischen. Die Dreifüsse haben meist 3 — 4 Spannen im Umfange. Chinesisches unbearbeitetes Eisen ist nur wenig billiger, es war im Sommer 1870 in Kobdo gar nicht zu haben, so dass wir aussergewöhnliche Umstände hatten, um so viel Eisen aufzutreiben, dass wir zwei Pferde beschlagen lassen konnten. Das kleine chinesische Hufeisen wiegt nur $^1/_4$ Pfund und kostete 30 Kopeken. Der Preis kleiner Eisenwaaren, wie Messer, Bestecke, Scheeren u. s. w., ist sehr verschiedenartig. Ich kaufte ein kleines Besteck für 80 Kopeken, die besten kosteten hier 2 Rubel. Die Mongolen lieben durchaus nicht chinesische Messer, sondern ziehen diesen solche ihrer eigenen Arbeit vor. Kleine Messinggeräthe, wie Tabakspfeifen, Opfergefässe, Götzenbilder, Agraffen, Gurtelschnallen u. s. w., haben natürlich einen sehr verschiedenartigen Preis. Alle diese Messingwaaren sind doppelt so theuer wie die entsprechenden russischen Waaren, da ja in China das Kupfer in hohem Werthe steht. Dasselbe kann man von kupfernen Theekannen chinesischer Arbeit sagen, daher besitzen auch die Mongolen sehr selten kupferne Theekannen. An Stelle der kupfernen Theekannen sind die hölzernen im Gebrauche, die von Chinesen in der Mongolei gefertigt werden. Ausser diesen Dingen führen die Chinesen noch ein: Farben, Papier, Tusche, Bücher, Schreibutensilien, auch Juchtenleder (wenn auch nur sehr wenig), aber die Mongolen lieben das chinesische Leder nicht.

Alle übrigen chinesischen Waaren werden nicht für die Mongolen, sondern für die chinesischen Stadtbewohner, die Mandschu-Beamten und für die in den Festungen wohnenden Mandschu-Soldaten eingeführt. So wird für die Stadtbewohner Weizenmehl aus Kuigatschin zugebracht. Gewöhnliches Mehl kostet 4 — 6 Unzen (8 — 18 Rubel), das Cho (100 chinesische

'fund), feines Weizenmehl 10 San (20 Rubel) das Cho. Dieser ohe Preis des Mehles bedingt auch den hohen Preis des Geügels, ein Ei kostet daher in Kobdo 10 Kopeken, ein Huhn Rubel. Reis wird hier nur in sehr kleinen Quantitäten eineführt und ist sehr theuer, im Sommer 1870 war in Kobdo ein Reis aufzutreiben.

Silber ist in der westlichen Mongolei nur in sehr geringer lenge vorhanden und wird nur von der Krone zur Bezahlung er Gehälter verwendet, durch die Beamten und Soldaten kommt s natürlich auch in den Handel. Die Kaufleute kaufen es auf, o dass zu gewissen Zeiten selbst in der Stadt Kobdo durchaus ein Silber zu finden ist.

Ausser den Läden sind in Kobdo noch eine Anzahl von Werkstätten chinesischer Handwerker, die viele für die Stadtewohner und Mongolen nöthige Sachen hierselbst verfertigen: Tischler, Maler, Schneider, Schuhmacher, Schmiede, Silberarbeiter und Kupferschmiede.

Die chinesischen Arbeiter in Kobdo bilden Genossenschaften, die in einer Werkstatt gemeinschaftlich arbeiten. Einige dieser Werkstätten habe ich besucht, z. B. eine Tischlerwerkstatt. In ihr arbeiten 8 Arbeiter, drei von diesen wohnen an der Quelle des Bujantu, wo Wald wächst, und fertigen dort Bretter von 4 Arschin Länge, 3 Werschok Breite und $1^1/_2$ Werschok Dicke. Diese Bretter werden in Kobdo zu 4 Tschan (80 Kopeken) verkauft. Die übrigen 5 Arbeiter arbeiten in der Werkstatt in Kobdo und verfertigen daselbst Möbel, Kästen, Fässer, hölzerne Theekannen und kleine Opferschränke für die Mongolen. Ein kleiner Kasten kostet 7—8 Tschan (1 R. 40 K. bis 1 R. 60 K.); Fässer von 7 Tschan bis 1 Unze und 5 Tschan (1—3 Rubel). Die Maler und Anstreicher beschäftigen sich mit dem Anstreichen und Lackiren der Möbel und Opferschränke; die Schneider und Schuhmacher arbeiten nur für die Stadt, während die Silberarbeiter und Kupferschmiede nur für die Mongolen arbeiten. Der Silberarbeiter, den ich besuchte, ist sehr geschickt, er verkauft alle seine Arbeiten nach Gewicht und berechnet 40% des Metallwerthes für seine Arbeit. Die Schmiede beschlagen Fässer, Theekannen, bessern zerbrochene Eisenwaaren aus und machen Hufeisen. Die Kürschner nähen hier Schafpelze in einer grossen Zahl. Bei unserer Ankunft in Kobdo trafen wir wohl 50 Arbeiter, welche am Bujantu die Schaffelle wuschen.

Digitized by Google

Ein gutes ungegerbtes Schaffell kostet bis 25 Kopeken, ei gegerbtes 1 Rubel 30 Kopeken.

Ausser den Kaufleuten und Handwerkern lebt noch ei Anzahl von Gärtnern in Kobdo, welche Kohl, Rüben, Radiesche ein wenig Mohn und Tabak, Hafer, Weizen und Gerste sae natürlich nur für die Stadtbewohner. Aus dem Mohn wird au hier gleich an Ort und Stelle Opium bereitet. Der hiesig Tabak ist eine niedrige Sorte und wird nur in der Stadt ve kauft. Derjenige für die Mongolen wird aus dem Osten ei geführt und zwar in fertigen Packeten zu einem Pfund. Dies Tabak ist von gelber Farbe, schwach und wird von den Mo golen hoch geschätzt und „rother Tabak" genannt, zum Unte schiede vom russischen, den sie als „grünen Tabak" bezeich nen. Der russische Tabak wird hauptsächlich zur Herstellu des Schnupftabaks verwendet. Der Preis des chinesischen Ta baks in Kobdo ist das Pfund von 2 bis 3 Tschan (40 bi 60 Kopeken).

Gehen wir jetzt zu denjenigen Produkten des Land über, die von der westlichen Mongolei nach China ausgeführ werden.

Der Hauptgegenstand der Ausfuhr von einem Volke, d sich fast ausschliesslich mit Viehzucht beschäftigt, ist natürli Vieh. Obgleich alle Nomadenvölker Hochasiens durchschnittli dasselbe Vieh halten, so hat die Bodenbeschaffenheit der ve schiedenen Gegenden doch das Halten verschiedenen Viehes ve anlasst. So haben sich denn bei jedem Volke verschiedene, ih eigenthümliche Racen entwickelt und fortgepflanzt. Im eigen lichen Altai, wo meist saftiges grünes Gras wächst, ist das Vi stärker und von grösserem Wuchse, besonders Pferde und Rin vieh. Wegen der Feuchtigkeit können aber im Altai kei Kameele gehalten werden. Aehnlich wie dort ist der Viehsta der inneren Kirgisensteppe am rechten Ufer des Irtisch: hi gegen in dem südlichen Theile der Kirgisensteppe und in d Mongolei ist der Boden steinig, das Gras spärlich und niedri dafür aber duftig und sehr kräftig. Dort gedeihen besser K meele und Kleinvieh, d. h. Schafe und Ziegen. Aus diese Grunde ziehen die Mongolen auch hauptsächlich Kleinvieh au Der für die Viehzucht geeignetste Landstrich ist die obe Tschuja und hauptsächlich die Tschuja- und Kurai-Steppe, w Kameele und Kleinvieh ganz vortrefflich gedeihen, während i

en Schluchten der Berge hohes, saftiges Gras wächst, das für 'ferde und Rinder ganz vorzüglich ist. Man sagte mir, die 'schuja sei die einzige Gegend, wo das Vieh im Herbste und ogar im Winter fett wird. Dies ist auch der Grund, weshalb ich die Kaufleute die Tschujasteppe zum Mästen des aufgeauften Viehes ausgewählt haben.

Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit dem mongolischen Viehe zu.

Die Mongolen halten, der Bodenbeschaffenheit der westlichen Mongolei gemäss, wie ich schon vorher erwähnt habe, hauptsächlich Kleinvieh. Das mongolische Schaf hat viel Aehnlichkeit mit dem altajischen Schafe, auf dessen Beschreibung ich hier nur zurückweise. Es ist klein von Wuchs und fleischig, ist mit langer, dichter Wolle bedeckt, die mehr gekräuselt und bedeutend feiner ist als bei den altajischen Schafen. Dabei haben alle Schafe ohne Ausnahme weiss und schwarzen Kopf und zur Hälfte schwarzgefärbten Hals. Bisweilen reicht diese schwarze Färbung sogar bis zur Vorderbrust. Das Fleisch dieser Schafe ist sehr schmackhaft und nahrhaft. Die mongolischen Schafe haben einen kurzen Schwanz und an beiden Seiten desselben bildet sich beim Fettwerden des Schafes eine starke Fettansammlung, die bis zur Hälfte des Schwanzes reicht. Ich habe Schafe gesehen, bei denen sich bis 20 Pfund Fett am Schwanze gebildet hatte. Diese Fettwulste der mongolischen Schafe erreichen aber nie eine so ungeheure Grösse wie bei den kirgisischen Schafen, die sich ausserdem von den mongolischen durch den fehlenden Schwanz unterscheiden. Der Preis der Schafe ist zu den verschiedenen Jahreszeiten und je nach den Waaren, für welche man sie eintauscht, ein verschiedener. Im Allgemeinen kostet ein Schaf des ersten oder zweiten Jahres einen grossen Ziegeltheestein, im dritten und vierten Jahre zwei solcher Theesteine. Die mongolischen Ziegen sind kleiner als die altajischen, schlanker gebaut und haben ein längeres, sehr hartes Haar. Sie kommen nicht in den Handel, sondern werden meist nur für den Hausgebrauch der Mongolen geschlachtet. Die Schaf- und Ziegenfelle werden im Durchschnitt 10 Stück für einen grossen Theestein verkauft. Die Menge des gehaltenen Viehes ist eine sehr verschiedenartige. Die Chalcha auf der Poststation halten selten mehr als 1000 Schafe und Ziegen. Bei den Türböten sollen Heerden von 5000 Schafen durchaus nicht selten sein.

Von Kameelen halten die Mongolen nur das zweihöckerige, das von hohem und starkem Körperbaue ist. Es ist an Kälte gewöhnt und findet hier in der westlichen Mongolensteppe treffliche Nahrung. Die Mongolen des Kobdoer Kreises halten nicht viel Kameele, selten besitzt ein Eigenthümer mehr als 50 Stück. Sie dienen natürlich als Lastthiere. Man bindet auf ein Kameel nicht mehr als 8 bis 12 Pud Waare. Mit einer solchen Last kann ein Kameel, wenn der Weg nicht lang ist, bis 50 Werst an einem Tage zurücklegen. Der Preis eines ausgewachsenen Kameels beträgt bis 50 Theesteine, sie werden aber nur selten verkauft, da die meisten Mongolen nur die zu ihrem Gebrauche nothwendigen Kameele halten. Das Kameelhaar wird nur sehr wenig gesammelt und dann zu Stricken verarbeitet. Die Chinesen kaufen das Kameelhaar nicht.

Obgleich das Rindvieh durchaus nicht den Hauptgegenstand der chinesischen Viehzucht bildet, wird es dennoch in bedeutenden Mengen gehalten. Im Jahre 1870 trafen wir nur sehr wenige Rinderheerden, da, wie man mich versicherte, die Rinderpest im Jahre 1869 gewiss bis 90 Proc. des gesammten Rindviehes hinweggerafft hatte. Das Aeussere des mongolischen Rindviehes ist folgendes: grosser Kopf, das Flotzmaul und die Stirn breit, die Hörner dick, nach oben lang und ein wenig nach vorn gerichtet. Der Hals ist breit und stark und die Wamme ziemlich bedeutend. Die Höhe des Buges ist nicht sehr gross, der Brustkasten gewölbt, der Rücken gerade oder auch etwas eingesenkt, das Kreuz gerade und der Schwanz hoch angesetzt. Die Euter sind ziemlich gross und behaart; der Milchspiegel ist gut. Die Beine sind stämmig und von verhältnissmassiger Länge, wie auch die Länge des Thieres im rechten Verhältnisse zur Höhe steht. Die Klauen sind steil. Es ist viel grosser als das altajische Rind und hat mehr Masse. Sein Aussehen ist ein stattliches, meist ist sein Haar roth gefärbt. Das Rind wird von den Mongolen auch zum Reiten und Lasttragen gebraucht.

Ausser dem gewöhnlichen Rindvieh halten die Mongolen noch vielfach den tibetanischen Yak, der mongolisch Sarlyk genannt wird. Es scheint eine Spielart des Bos grunieus zu sein, die vielleicht durch theilweise Vermischung mit anderem Rindvieh entstanden ist. Ich gebe hier eine Beschreibung des Sarlyk nach meinem Begleiter Kahning: Der Kopf des Sarlyk ist klein, kurz und schmal, die Nasenlöcher, das Flotzmaul sehr

schmal und die Stirn ebenfalls. Meist kommen die Thiere hornlos vor; bei den gehörnten sind die Hörner dünn, lang und weit von einander angesetzt, in der ganzen Länge zu einander gebogen und etwas nach vorn gerichtet. Die Ringe beginnen am Grunde der Hörner. Die Ohren sind kleiner als beim gewöhnlichen Rinde, die Stellung derselben wie bei letzterem, aber etwas schlaffer. Der Hals ist dünn und gerade, plötzlich in die Brust und den Bug übergehend. Letzterer erhebt sich zu einer bedeutenden Höhe, senkt sich dann plötzlich und geht in den geraden Rücken über. Das Kreuz ist gerade, der Schweif hoch angesetzt. Gleich an der Wurzel beginnt starker Schweifhaarwuchs. Diese langen Schweifhaare reichen etwas über die Sprunggelenke, wo sie alle gleichmässig aufhören. Der Schweif füllt den zwischen den Hinterbeinen befindlichen Raum ganz aus. Die Beine sind im Verhältniss zu dem gestreckten Körperbau kurz, aber sehr stämmig, die Klauen lang, aber ganz steil. Das Euter ist klein und stark behaart. Das ganze Thier ist ungleichmässig mit Haaren bewachsen. Zwischen den Hinterextremitäten, an der Stelle, wo bei dem gewöhnlichen Rinde sich der Milchspiegel befindet, ist bei dem Sarlyk die Haut mit kurzen Haaren bedeckt. Der Kopf, Hals, Rücken, das Kreuz, die Brust- und Bauchseiten und die Beine, bei den vorderen vom Ellbogengelenk, bei den hinteren aber vom Kniegelenk ab, sind mit etwa $1^1/_2$ Zoll langen Haaren bedeckt. Dagegen ist auf dem Bug das Haar etwas länger. Die Schultern, die Hinterschenkel, die untere Seite des Brustkorbes und des Bauches, von der Wölbung nach unten beginnend, sind mit etwa 8 Zoll langen Haaren bedeckt. Am allerlängsten sind die des Schweifes, so dass derselbe ganz einem Pferdeschweife ähnlich ist. Der Sarlyk ist entweder weiss oder schwarz oder schwarz und weiss gescheckt. Das Haar hat einen schimmernden Glanz. Anfang Juni geht das Winterhaar verfilzt ab, dieses ist sehr weich, elastisch und fein, besonders das der Kälber besitzt eine ausserordentliche Feinheit und Weichheit. In der Länge eines rheinländischen Zolles zeigt ein Haar 13 Windungen. Besonders zur Herstellung einer feinen Filzsorte würde diese Wolle sehr geeignet sein. Das Winterhaar wird von den Mongolen gar nicht benutzt; aus dem Sommerhaare, das gröber, aber auch sehr elastisch ist, verfertigen die Mongolen Stricke. Der Sarlyk giebt einen grunzenden Laut von sich, sehr ähnlich dem Grunzen des

Schweines, kann aber auch wie ein gewöhnliches Rind brüllen. Er ist sehr boshaft, thut aber den Menschen nichts zu Leide, wenn er nicht gereizt wird. Er lässt sich schwer einfangen, wenn er auch sonst nicht scheu ist. Mit dem gewöhnlichen Rindvieh grast er im Allgemeinen ganz ruhig in der Nähe der Jurten. Das Kalb wird zu Hause angebunden gehalten. Wenn die Sarlyk-Kuh gemolken werden soll, wird sie zur Jurte getrieben, woselbst man das Kalb erst etwas saugen lässt und dann von der Kuh entfernt, und diese nun melkt. Eine Sarlyk-Kuh giebt über 5 Stof Milch, die sehr schmackhaft ist. Sarlyke halten die Mongolen ebensoviel wie gewöhnliches Rindvieh. Das Fleisch der Sarlyke ist lange nicht so wohlschmeckend wie Rindfleisch, es ist härter und grobfaseriger. Man bezahlt die besten Thiere mit 6—8 Unzen Silber (16 bis 20 Rubel).

Kalning hat ausserdem noch Produkte der Begattung eines Sarlyk-Bullen mit einer mongolischen Kuh beobachtet. Er beschreibt diese wie folgt: Der Kopf, Hals und die Wamme wie beim mongolischen Rinde. Der Bug ist sehr hoch und geht allmählich in den geraden Rücken über. Das Uebrige wie beim mongolischen Rinde; nur da, wo beim Sarlyk das lange Haar vorkommt, ist bei diesem Bastard längeres Haar als am übrigen Körper. Es hat einen Kuhschwanz, bei welchem die längere Behaarung beim halben Schwanze anfängt und in einem starken Büschel endet. Das Temperament ist das des Sarlyk. Die Mongolen lieben diesen Bastard sehr, er kommt aber nur selten vor.

Der Preis des Rindviehes war im Jahre 1870 sehr hoch, da die Rinderpest im vorigen Jahre stark gewüthet hatte.

Pferde werden im Kobdoer Kreise nur in geringer Zahl gehalten, selten bei einem Wirthe mehr als 2—3 Hengstheerden. Die mongolischen Pferde bilden eine besondere Race. Ich gebe auch hier die Beschreibung Kalning's: Das mongolische Pferd ist 2 Arschin hoch und 2 Arschin 2 Werschok lang. Sein Kopf ist lang und trocken, mit schmalen Ganaschen. Die meisten Pferde haben eine gerade Stirn mit einer kleinen Wölbung. Die Lippen sind fein behaart, die Augen klein, der Kehlgang ziemlich breit, die Ohren verhältnissmässig lang, nahe aneinander angesetzt und gestellt (Hasenohren). Die Verbindung des Kopfes mit dem Halse gut, letzterer ist gerade und muskulös mit einer deutlich ausgesprochenen Drosselrinne. Vor dem Widerrist befindet sich keine Grube, sondern er erhebt sich zu einer unbe-

deutenden Höhe und geht ebenso in den Rücken über. Die Vorderbrust ist bei den meisten Pferden breit, der Brustkasten aber schmal. Der Rücken ist bei vielen Pferden gerade und scharf. Das mongolische Pferd hat einen sogenannten Hirschleib, er ist lang geschlossen. Die äusseren Darmbeinwinkel treten stark hervor. Die Kruppe ist kurz und schräg, der Schweif aber ist hoch angesetzt und wird hoch getragen. Der Oberschenkel ist selten breit, das Sprunggelenk aber gewöhnlich breit, die Fesseln steil und kurz, die Hufe schräg und gross, der Strahl gut ausgebildet. Der Vorderoberschenkel ist muskulös, das Knie breit. Das Geschröt ist fein behaart, der Schweifhaarwuchs ist gewöhnlich stark und hat arabische Frisur. Der Zopf und die Mähne sind dicht. Ersterer wird ganz abgeschnitten, von letzterer aber nur die erste Hälfte vom Kopfe ab gerechnet. Die mongolischen Pferde sind verschiedenfarbig, Schimmel und Rappen kommen aber nur wenig vor. Der Preis eines gewöhnlichen Pferdes ist 6 — 8 Unzen Silber, bessere Thiere 10—14 Unzen (20—28 Rubel).

Die Chinesen kaufen, wie schon oben erwähnt, meistentheils erwachsene, fette Hammel, die sie bis zum Juli-Monat in grossen Heerden zu 1000 und 2000 Stück halten. In der Mitte des Juli treiben sie diese von Kobdo fort über Kuigatschin nach China. Der Verlust auf dem Wege stellt sich im Allgemeinen auf 10%. Auf der Strecke werden die Schafe den Tag nur einmal getränkt. Ebenso werden von den Chinesen auch Pferde aufgekauft und in grossen Heerden zu 500 Stück fortgetrieben. Ausser dem lebenden Vieh kaufen die Chinesen noch Schaf- und Ziegenfelle, Lammfelle, Ziegenhörner und Sarlykschwänze. Die Preise dieser Produkte lassen sich nicht genau festsetzen. Schafwolle kaufen sie dagegen nicht auf. Mongolische Filzdecken hinwieder kaufen sie nur zum Wiederverkaufe von den Mongolen, dieselben werden nicht nach China ausgeführt. Die Bereitung der Filze ist der bedeutendste Industriezweig der Mongolen. Zu den Filzdecken wird die schlechtere Wolle verwendet. Man legt sie in einer dichten Schicht auf etwa 2 Arschin breite Lappen oder Filzdecken, feuchtet die aufgelegte Wolle stark an und windet die Schicht um einen dicken Stock; an beiden Enden des Stockes werden lange Stricke angebunden und an den beiden Sattelseiten eines gesattelten Pferdes befestigt. Dies Pferd besteigt ein Reiter und reitet

so lange hin und her, bis man glaubt, die Wolle ordnen zu müssen. Ist dieselbe nicht an einem Tage verfilzt, so wird die Procedur am zweiten Tage wiederholt. Der so gefertigte Filz wird zum Trocknen ausgelegt. Er ist bedeutend schlechter als der kirgisische.

Ausser der Viehzucht beschäftigen sich die Mongolen noch sehr fleissig mit der Jagd. Von den erbeuteten Fellen kaufen die Chinesen Zobel-, Fuchs-, Wolfs- und Rehfelle und führen diese nach China aus. Die Murmelthierfelle kaufen sie nur zum Wiederverkauf an die Mongolen, die sie wieder an russische Händler verkaufen.

Die einzige Waare, die die Chinesen bei den Russen kaufen und nach China ausführen, sind junge Maralhörner, die im Altai gewonnen werden. Diese Hörner sind nur dann hoch im Preise, wenn sie im Frühjahre abgeschnitten werden, wo die Enden derselben noch rund und behaart und die Hörner selbst noch mit Blut gefüllt sind. Die Chinesen sollen aus diesen Hörnern eine sehr kostbare Medizin gewinnen. Die frisch abgeschnittenen Hörner werden in Salz abgekocht und getrocknet; sind sie gut erhalten und ohne jeglichen Bruch, so werden sie von den Chinesen mit hohen Preisen bezahlt. In meinem Beisein kaufte ein Kaufmann ein Paar Maralhörner für 100 Rubel Silber. Nach Angabe Potanin's müssen die Hörner bis zum December in Kuigatschin eintreffen, also im September aus Ulassutai abgefertigt werden, sonst sinken sie im Preise. Der Preis der von zahmen Maralen abgeschnittenen Hörner ist geringer als der von wilden. Die Chinesen erkennen sie natürlich an den Schädelstücken, die bei den auf der Jagd erbeuteten Maralen zugleich mit den Hörnern abgeschnitten werden. Die russischen Bauern an der Buchtarma und am Uimon halten jetzt zahme Marale, denen sie im Frühlinge die frischen Hörner abschneiden. Es wird im Laufe des Jahres eine ganz bedeutende Anzahl von Hörnern ausgeführt, ich selbst sah bei einzelnen russischen Kaufleuten bis 100 Paar, die einen Gesammtwerth von über 3000 Rubel ausmachten.

Aus allen hier angeführten Angaben ist deutlich zu ersehen, dass der Handel der Chinesen in der Mongolei eine bedeutende Umsatzziffer repräsentiren muss. Dabei ist zu bedenken, dass der Kreis von Kobdo sich mit dem von Ulassutai an Reichthum und Produktion nicht messen kann. Hierzu kommen noch

die zahlreichen Sojonen, Türböten, Kirgisen und die Bewohner des Kreises von Buluntogoi, die jetzt alle dem russischen Handel vollkommen geöffnet sind.

Unwillkürlich drängt sich uns nun die Frage auf, welche Rolle kann der russische Handel in der Mongolei einnehmen? Ist es für denselben vortheilhafter, in direkte Beziehungen zu den Chinesen zu treten oder ist für uns der Handel mit den Mongolen wünschenswerther, und zuletzt: welche Vortheile kann Russland aus diesem Handel ziehen?

Dass in der westlichen Mongolei ein Bedürfniss nach russischen Waaren vorhanden ist, das beweist schon ganz allein die hohe Stufe der Entwickelung, die der Handel an der Tschuja trotz aller Hindernisse der Grenzsperre erreicht hat und davon kann sich jeder die Mongolei Bereisende in den ersten Tagen seines Aufenthaltes überzeugen. In jeder Station hört man die stehende Frage: „Habt Ihr Waaren? und wann kommen die Kaufleute?" Von allen Seiten bringt man sogleich nach unserer Ankunft Schaffelle, Lammfelle, Riemen, Stricke, Murmelthierfelle und versucht zu feilschen, so dass der nicht als Kaufmann Reisende sich nur mit Mühe der Kauflustigen erwehren kann.

Der weite Weg, den alle chinesischen Waaren geführt werden müssen, ehe sie in die westliche Mongolei gelangen, erklärt vollkommen den hohen Preis derselben und giebt uns die feste Zuversicht, dass die Chinesen nicht im Stande sind, hier mit den russischen Kaufleuten zu konkurirren, ausgenommen im Theehandel. Daher würde das erste Bemühen unserer Kaufleute sein, ihre Waaren zu einem so billig wie möglichen Preise zu verkaufen, um dadurch die chinesische Einfuhr unmöglich zu machen. Der Begehr nach russischem Juchtenleder ist so bedeutend, dass die chinesischen Kaufleute schon im Jahre 1877 zum Piquet Sök gingen, um russisches Juchtenleder in grösseren Massen zu kaufen. Wenn in Westsibirien mehr Gerbereien und Lederfabriken eingerichtet würden und ausserdem die Bearbeitung rationeller betrieben würde, so wäre es, wie mich die Kaufleute versicherten, leicht möglich, den Absatz von Leder in der Mongolei um das Zehnfache zu vergrössern. Es wäre aber, wie gesagt, im Interesse der Russen, den Preis herabzusetzen, um jede Vermittelung der Chinesen zurückzudrängen. Dabei macht Herr Potanin noch auf den Umstand aufmerksam, dass ein grosser Theil Mongolenstiefel aus Kuigatschin in die westliche Mongo-

lei eingeführt wird, die aus russischem Juchtenleder gefertigt sind. Dieses Leder wird aus Kjachta nach Kuigatschin ausgeführt und dort verarbeitet. Wenn die russischen Händler Stiefel nach mongolischem Muster in Sibirien nähen liessen, so könnten sie dieselben um den halben Preis liefern, den die Chinesen für diese Stiefel nehmen. Ebenso wichtig wäre es, lederne Tabaksbeutel nach mongolischem Muster nähen zu lassen, dieselben würden hier einen riesigen Absatz finden.

Russische Gewebe finden im Allgemeinen schwerer in der Mongolei ihren Absatz als die chinesischen, da die chinesischen Gewebe im grossen Ganzen, wie ich schon oben erwähnt habe, dauerhafter und fester sind und daher von den Mongolen trotz ihrer hohen Preise den russischen vorgezogen werden. Am meisten kaufen die Chinesen Manchester und Halbsammet, da die Mongolen diese Zeuge zum Besatz von Pelzen, zu Hosen, zum Zopfschmuck und zum Besatz von Mützen anwenden. Von baumwollenen Zeugen kaufen die Mongolen dunkelblaue Daba, den Nankin von verschiedenen Farben: gelb, roth, hellgrün, braun und hellblau. Wenn die russischen Fabriken nicht so weit entfernt wären und sich bemühen würden, in ihren Fabrikaten mehr das Bedürfniss der Asiaten zu berücksichtigen und hier festere Waaren zu liefern, so würden viel mehr baumwollene Textilstoffe in die Mongolei ausgeführt werden können. Wünschenswerth wäre es, die Baumwollengewinnung Turkistans zur Verfertigung von Waaren auszunutzen, die für die Asiaten bestimmt sind. Am Vortheilhaftesten würde es sein, eigene Fabriken zur Herstellung der für die Asiaten nöthigen groben Waaren anzulegen. Doch dies sind fromme Wünsche, deren Erfüllung gewiss in weiter Ferne liegt.

Russische Tuche werden jetzt in der Mongolei schon in bedeutenden Quantitäten verkauft, und die Nachfrage nach diesen Tuchen ist stets im Zunehmen begriffen. Es wäre jedoch wünschenswerth, dass auch das Tuch bedeutend im Preise herabgesetzt würde, so dass die Chinesen es auch für die östliche Mongolei aufkauften. Besonders wird hier viel Tuch von grellen Farben gekauft, rothes und gelbes, welches von den Lama sehr gesucht wird, die fast die Hälfte der ganzen mongolischen Bevölkerung ausmachen. Es werden aber hier nur die ordinärsten Sorten von Tuchen gekauft, theueres Tuch findet nirgends in der Mongolei Absatz. Andere Wollenstoffe, wie: Satin, Pambuk u. a. m.

werden nur in geringer Menge und zwar von den Stadtbewohnern Kobdos gekauft. Sehr gesucht sind in der Mongolei die sogenannten Tjumenschen Teppiche. Nach Potanins Angaben werden diese in Sibirien für 80 Kop. bis $1^1/_2$ Rubel gekauft und hier für 3—7 Rubel verkauft.

Ich habe schon vorher bemerkt, dass sich überall in der Mongolei der Mangel an Eisen- und Messingwaaren bemerklich macht. Das schwere Gewicht dieser Waaren macht es begreiflich, dass dieselben nach dem weiten Karawanentransporte aus Kuigatschin bis Ulassutai und Kobdo in der westlichen Mongolei zu einem enormen Preise verkauft werden müssen. Daher werden stets die Metallwaaren, die unsere Kaufleute einführen, in kürzester Zeit ausverkauft, obgleich für sie enorme Preise gefordert werden. Den Eisen- und Messingwaaren müssten die russischen Kaufleute ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zuwenden. In der Nähe der Mongolei im Altai kann ohne jegliche Mühe die nöthige Menge Eisen und Messing gewonnen werden, um alle den Mongolen nöthigen Metallwaaren zu beschaffen, ja sogar, um noch einen Theil des nördlichen China mit dergleichen Waaren zu versehen. Es ist vollkommen unverständlich, weshalb bis jetzt alle für die Steppe nöthigen Metallwaaren aus dem Ural über Irbit eingeführt wurden, da der Transport zu Wagen auf mehr als 2000 Werst unbedingt den Preis der Metallwaaren auf das Doppelte erhöht. Für ein Pud Eisen zahlte man im Jahre 1870 3 Rubel Silber. Die Schmiede nehmen für die Arbeit per Pud 50 Kop. bis 1 Rubel, so dass Dreifüsse und andere Eisenwaaren auf 4 Rubel das Pud zu stehen kommen. Etwas billiger sind die Kessel aus Gusseisen, Beile und Spaten, die direkt aus Irbit eingeführt werden. Wenn wir nun annehmen, dass der Transport bis zur Mongolei $1^1/_2$ Rubel Silber das Pud beträgt, so kommt das Pud Eisenwaaren ungefähr 6 Rubel zu stehen. Und dieser hohe Preis beträgt nur den dritten Theil des Preises von aus China in die westliche Mongolei eingeführten Eisenwaaren. Ebenso theuer im Preise sind die Messingwaaren, wie: Becken, Theekannen, Samovare u. s. w. Sobald die Russen dergleichen Eisenwaaren zu billigeren Preisen verkaufen als bis jetzt, so machen sie den Chinesen nicht nur jedes Konkurriren unmöglich, sondern zwingen diese, russische Metallwaaren weiter nach Osten hin auszuführen. Es scheint mir daher die wichtigste Aufgabe für die sibirischen Metallfabriken, solche

Digitized by Google

Waaren herzustellen, deren die Steppenbewohner der Mongo bedürfen. Dabei wäre es vor allen Dingen nöthig, den Geräth diejenigen Formen zu geben, an die die Mongolen gewöh sind; besonders bei Messern, Agraffen und überhaupt bei all Schmuck- und Luxusgegenständen wäre dies von der grösst Wichtigkeit. Es würde aber auch nützlich sein, Kessel, Dr füsse und Theekannen in chinesischen Formen zu arbeiten. D gleichen Waaren fänden bald einen reissenden Absatz. In die Beziehung ist aber bis heutigen Tages noch nichts geschehe Einige russische Metallwaaren haben sich schon in der Mongo ihr Absatzfeld erobert, unter diese sind vor allem die russisch metallenen Präsentirbretter zu rechnen und feines Eisenble verschiedener Stärke. In letzter Zeit haben russische Oefen h Eingang gefunden; darüber belehrt uns Potanin. Er erzäl dass man in früherer Zeit in Kobdo nur Kohlenbecken u Herde zum Heizen der Häuser gekannt habe. Die russisch Händler hätten bei ihrer Ankunft in Kobdo bei sich eiserne O fen eingeführt und später solche auch den Chinesen verkau Jetzt hätten die letzteren aber selber gelernt, eiserne Oef zu verfertigen, und da auf einen Ofen nur für 3 Unzen (6 Rub Eisen gehe, so verkaufen die Chinesen die fertigen Oefen se billig. Im Anfange hätten die Kaufleute für die Oefen 15 Unz Silber (30 Rubel) erhalten und sie später zu 9 Unzen (18 Rub verkauft. Jetzt hat ein jeder reiche Chinese in Kobdo ein eisernen Ofen. Aber nicht nur in der Stadt Kobdo hätten die eisernen Oefen Eingang gefunden, sondern auch in den mo golischen Klöstern und sogar in manchen Jurten. So soll dem türbötischen Kloster in Ulankom nicht eine Jurte existire aus deren Rauchloche nicht ein eiserner Schornstein hervorseh

Eine bei den Mongolen sehr gesuchte Waare sind die s genannten Irbitsche Kästen, d. h. Holzkästen, die mit Blec beschlagen und sauber lackirt sind; von diesen werden nac Potanins Angabe jährlich 1500—2000 nach Kobdo verkauft.

Eine sehr bedeutende Nachfrage ist in der Mongolei nac russischen Galanteriewaaren: Perlen, Knöpfen, Spiegeln u. s. w obgleich alle diese Fabrikate nicht dem Geschmacke der Mon golen angepasst sind; um wie viel grösser würde der Absat sein, wenn die Fabrikanten alle diese Gegenstände nach mon golischen oder chinesischen Mustern anfertigten?

Ausser allen diesen Waaren giebt es noch eine grosse Zah

anderer, die hierorts einen ganz bedeutenden Absatz finden; auf alle diese hinzuweisen, ist nicht möglich. Es sei nur z. B. des Zinnobers erwähnt, der in meiner Gegenwart mit 400 Prozent Vortheil verkauft wurde, ausserdem viele Apothekerwaaren und officinelle Kräuter, wie die Karandyswurzel, die in der Kirgisensteppe gesammelt wird und bei den Chinesen sehr geschätzt ist.

Der hohe Preis des Getreides in Kobdo und Ulassutai wird wohl bald die Aufmerksamkeit unserer Kaufleute auf sich ziehen, denn den Chinesen ist es nicht möglich, grössere Mengen einzuführen, und die Mongolei erlaubt durchaus nicht eine bedeutendere Ausdehnung des Ackerbaues. Es sind nur einige Oasen, in denen es möglich ist, Getreide anzubauen. Potanin nennt in der westlichen Mongolei 4 Punkte: 1) die Niederungen des Bujantu bei der Stadt Kobdo; 2) beim Kloster Ulankom in der Ebene des Upsa-Sees; 3) in den Niederungen des Flusses Bulgun; 4) in den Niederungen des Flusses Ulas. Hier wird überall Gerste und Weizen gesäet, Hirse nur am Flusse Bulgun. Ausser den vier grösseren Oasen giebt es noch viele kleine Flecken Landes in der westlichen Mongolei, wo man Getreide säen könnte, sie liegen aber alle so hoch, dass hier höchstens Gerste gedeihen kann. Alles hier eingeerntete Getreide reicht bei Weitem nicht für den Bedarf des Landes aus, das beweist schon der Umstand, dass man einen Ersatz in wildwachsenden Pflanzen sucht. Nach Potanin's Angaben drückt man ein Agriophyllum und die Teloxis aristata aus und gewinnt aus ihnen eine Art Mehl. Der Getreidemangel ist so fühlbar, dass die Kirgisen Getreide in die Mongolensteppe einführen. Gewöhnlicheres Weizenmehl kostet in Kobdo 3 Rubel, hingegen an der Buchtarma und am Uimon 30—40 Kopeken, es liesse sich also selbst bei den jetzigen Transportkosten wohl für 2 Rubel in Kobdo liefern. Liessen sich billig grössere Massen Mehl hier einführen, so würde der Ankauf von Mehl bedeutend zunehmen, da die Mongolen sich mehr und mehr an Speisen aus Mehl gewöhnen werden.

Ich glaube in diesem kurzen Ueberblicke auf die hauptsächlichsten Waaren hingewiesen zu haben, welche mit Vortheil in der Mongolei abgesetzt werden können, mit der Zeit werden sich noch viele andere Gegenstände finden, die es sich lohnen wird, in die Mongolei auszuführen. Der westliche Theil der Mongolei ist vollkommen als russisches Handelsgebiet anzusehen,

Digitized by Google

sobald hier regelrechte Handelsbeziehungen herrschen und
eine Ausbeutung durch einzelne Spekulanten. Was kann
Russland oder Sibirien aus der Mongolei für die dorthin
geführten Waaren erhalten? Natürlich wird stets das H
object der Ausfuhr dasselbe sein, was auch die Chinesen
führen, d. h. Vieh: Hammel, Rinder, Sarlyke und Pferde,
aber auch Felle dieser Vieharten, Kameelhaar, Pferdehaar, W
Rind- und Schaffett, alles Dinge, die die Chinesen gar
aufkaufen. Noch ein Ausfuhrartikel wird gewiss, wie mich
Kalning versichert, von grosser Bedeutung werden; dies is
Haar des Sarlyk. Das Sommerhaar dieses Thieres ist dem Pf
haar ähnlich, ja noch besser als dieses, es ist feiner und e
scher und passt daher jedenfalls besser zum Polstern von Mö
Der Hauptvortheil aber ist der, dass ein Sarlyk mehr
liefert als zehn Pferde, sein Preis wird sich deshalb viel nied
stellen als Pferdehaar. Das Haar des Sarlyk kann man
dreierlei Güte sortiren. Erstens das Schwanzhaar, zweiten
Mähnenhaar, drittens das Bauchhaar. Das Winterhaar der
lyke, wenigstens dasjenige, welches die Mongolen von ju
Thieren sammeln, ist so fein und wollig, dass es kaum
Wolle quarta der Merinoschafe nachsteht und gewiss für z
lich feine Gewebe tauglich ist. Dann aber verfilzt es
äusserst leicht, man kann deshalb annehmen, dass sich
diesem Haar ein ziemlich feines Tuch verfertigen lässt. E
schon von anderen Seiten auf die Wichtigkeit des Sarlykha
hingewiesen worden. (Vgl. „Ueber die Acclimatisation des
tanischen Ochsen. Das Ausland. 1870. Nr. 9.“)

Nicht weniger vortheilhaft ist die Ausfuhr von Thierfe
Zobel-, Fuchs-, Wolfs-, Murmelthierfelle u. s. w. Dazu kom
noch die Moschusbeutel, die jetzt schon in bedeutender
an den sojonischen Bergen aufgekauft werden. Alle diese Wa
müssen die Russen direkt von den Mongolen und Sojonen
handeln und durch die Billigkeit ihrer Artikel jede Vermittel
der chinesischen Kaufleute unmöglich machen.

Unter solchen Umständen denke ich mir die zukünf
Thätigkeit des russischen Handels in der Mongolei in folgen
Weise: 1) In der Nähe der chinesischen Grenze und bei
mongolischen Grenzpiquets wird der Handel hauptsächlich
Händen der russischen Kleinhändler sein und zwar werden s
am besten bestimmte Jahrmärkte bilden, wo die russischen Kl

händler und die Eingeborenen des Altai ihre Produkte gegen mongolische Waaren umtauschen können. Dieser Handel besteht schon seit langer Zeit an der Tschuja, am Kara Köl und am Schabin Dabaga. Es ist aber durch das voreilige Zerstören der Jahrmärkte den Kleinhändlern fast unmöglich gemacht, an diesem Handel theilzunehmen. 2) Die bedeutenderen Kaufleute werden Niederlagen und Magazine in den Städten Kobdo, Ulassutai und Buluntogoi einrichten und von hier aus ihre Waaren in die mongolischen Koschune ausführen. 3) Russische Grosshändler werden mit den chinesischen Handelsgesellschaften in Verbindung treten und durch sie russische Waaren in die ferneren Gegenden der Mongolei und vielleicht auch nach Nordchina ausführen lassen. Dabei wäre es aber unbedingt wünschenswerth, dass bei der weiten Entfernung der Mongolei von den Städten Sibiriens in den mongolischen Städten russische Consule eingesetzt würden, einerseits zum Schutze der russischen Unterthanen, andererseits aber auch, um Uebergriffe der Kaufleute zu verhindern.

Die Einrichtung von Faktoreien, wie diese früher in Kuldsha und Tschugutschak errichtet waren, scheinen mir nicht im Interesse des russischen Handels zu liegen. Ich habe mich selbst davon überzeugt, dass die russischen Händler sich beim Handeln in den Faktoreien unnütz eingeengt fühlten und es vielfach vorzogen, heimlich in Kuldsha als Taschkender zu leben. Es wäre aber wohl möglich, auch bei den Consulaten der Mongolei Niederlagen und Läden zu erbauen, man müsste es aber den Kaufleuten freistellen, überall da zu handeln, wo es ihnen selbst besser erscheint. Jede künstliche Beschränkung der Handelsfreiheit wirkt schädlich auf den Handel ein.

In dem Tractate zwischen Russland und China vom Jahre 1869 sind zwei Punkte, die gewiss die Fortentwickelung des Handels nachtheilig beeinflussen; dies ist erstens die Bestimmung, dass die russischen Kaufleute Pässe in russischer, mongolischer und chinesischer Sprache erhalten, in denen die Zahl der die Karawane begleitenden Leute, Pferde, Ochsen und Kameele und sogar die Waarenballen angegeben werden müssen, die über die chinesische Grenze gehen.

Auf dem Wege durch den Altai befördert der Händler aus Biisk seine Waaren zuerst auf Wagen, aber vom Dorfe Schabalina bis zum kleinen Ulgemen auf Karren, von hier bis

zur Tschuja auf Lastpferden, aber von der Tschuja auf Kameelen. Auf dieser ganzen Strecke treibt der Kaufmann Handel mit den Eingeborenen, wie kann daher der Büsker Kaufmann genau bestimmen, mit welcher Quantität in Waarenballen und Lastthieren er über die Grenze gehen wird? Die chinesischen Beamten haben aber unbedingt den Befehl ihrer Regierung in Händen, nicht von den Buchstaben des Tractates abzuweichen. Da diese Bestimmung aber vollkommen unnütz ist, so wäre es die Pflicht der Regierung, eine derartige Abänderung des Tractates zu veranlassen.

An einer anderen Stelle desselben heisst es ferner, dass die chinesischen Kaufleute in Russland nur mit chinesischen, die russischen Kaufleute in China nur mit russischen Waaren handeln dürfen, und dass es den Ausländern nicht erlaubt ist, die Produkte des Landes wieder zu verkaufen. Eine solche Bestimmung darf nicht in so allgemeinen Ausdrücken abgefasst sein. In Russland selbst ist dieselbe vielleicht durchführbar, da hier überall das vermittelnde Handelsobject, d. h. Geld, in genügender Masse vorhanden ist. Die Bestimmung ist aber auch hier vollkommen zwecklos, da die russische Regierung dem chinesischen Kaufmanne in keiner Weise verbieten kann, unter einer russischen Firma zu handeln, was, wie man mich versichert, ziemlich häufig im Sabaikalschen Kreise geschehen soll. Im Steppenhandel der westlichen Mongolei ist aber eine solche Bestimmung unausführbar. Hier existirt keinerlei Geld, denn das Silber ist ja hier selbst nur Waare. In den Städten sogar gelten Theesteine und baumwollene Gürtel als Geld; hier muss der Händler in den Aulen jede Waare annehmen, die man ihm bietet, indem er darauf rechnet, die für ihn unnützen Waaren wiederum gegen ihm nützliche umzusetzen.

Nehmen wir z. B. an, ein Mongole will eine kupferne Theekanne kaufen, so bietet er dem russischen Kaufmann alles Dasjenige an, was er in diesem Augenblick weniger nothwendig hat als die Theekanne, z. B. einige Murmelthierfelle. Da aber diese nicht hinreichen, so fügt er einen Theestein und zwei Pfund chinesischen Tabaks hinzu und zuletzt noch ein Stück chinesischer Daba. Wollte der Kaufmann diese Waaren nicht annehmen, so kann er seine Theekanne nicht verkaufen, er nimmt sie aber an, da er für den Tabak und die Daba im nächsten Aule gewiss Abnehmer findet. Wird nun am Tractat

buchstäblich festgehalten, so müssen die chinesischen Waaren des Kaufmanns confiscirt werden, sobald er sie einem Mongolen zum Verkaufe anbietet. Diese Tractatsbestimmung muss also entweder aufgehoben oder anders redigirt werden.

Ebenso nothwendig ist die Aufhebung des Ausfuhrverbots von Pulver und Schiessgewehren, die für die russischen Kaufleute äusserst vortheilhaft sein würde. Die Mongolen sind eifrige Jäger und haben sich schon allgemein an Schiesswaffen gewöhnt. Dabei haben sie keine Möglichkeit, Gewehre und Pulver von anderer Seite als von den Russen zu erhalten. Weil aber die Produkte ihrer Jagd einer der wichtigsten Handelsartikel zur Ausfuhr nach Russland sind, so ist es gar nicht einzusehen, weshalb die Ausfuhr von Pulver und Schiessgewehren verboten ist. Sicherlich hat das russische Reich nichts zu fürchten, wenn einige Tausend Gewehre und ein paar hundert Pud Pulver in der Mongolensteppe verkauft werden. Das Verbot veranlasst unsere Händler zum heimlichen Verkaufe der verbotenen Gegenstände. Verkauf von Schiessgewehren und Pulver hat immer stattgefunden und wird immer stattfinden. In jeder mongolischen Jurte habe ich russische Gewehre gesehen. Das Verbot wirkt aber insofern schädlich, als es die Waare vertheuert und die Grenzbewohner zum Schmuggeln veranlasst, wenn man den heimlichen Handel an einer Grenze, die durch keine Zollinie besetzt ist, Schmuggel nennen kann. Meiner Ansicht nach müsste die Regierung an der Grenze eine Pulverniederlage einrichten und den Kaufleuten das gewünschte Pulverquantum ablassen, sobald sie die Grenzlinie überschreiten. Solche Pulverniederlagen wären ebenso für die Kalmücken, die sich auch mit der Jagd beschäftigen, von der grössten Wichtigkeit.

Nachdem ich alle diejenigen Nachrichten zusammengestellt habe, die mir in Kobdo über die Handelsverhältnisse der Mongolei mitgetheilt wurden, will ich den Leser mit den Wegen bekannt machen, die aus dem russischen Gebiete führen. Ich beginne mit demjenigen Wege, den Herr Prinz als den bequemsten für den künftigen chinesischen Handel vorschlägt. Er führt von der Stadt Biisk über das Dorf Altaiskoje, die Sarassinskaja Uprawa, die Dörfer Tschergi und Schebalina bis zu den Quellen des Sebe-Flusses; von dort bei dem Kengi-See vorbei zum mittleren Urussul, über die Mission am Angodai und die Mündung des Ülgemen (kalm. Üelögön) bis zum Passe

am grossen Ülgemen, von hier aus abwärts an diesem Fl
bis zur Katunja-Fähre (Kurketschü). Von dort erhebt sich
Weg am Flusse Saldshar aufwärts, passirt den Bergrücken b
Kara-ssu, folgt diesem Flusse bis zur Mündung des In,
dem er bis zur Tschuja-Mündung am rechten Ufer der Katu
entlang führt. An der Tschuja geht nun der Weg am rech
Ufer aufwärts bis zum Kosho-agatsch, wo die Niederlagen
russischen Kaufleute sich befinden. Nur an zwei Stellen b
Flusse Schibit und beim Herabsteigen in die Kurai-Steppe
lässt der Weg die Tschuja, um deren Windungen zu vermeid
Von Saldshar aus führt ein weiter Weg mehr östlich am Schu
kamme bei den Quellen der Flüsse In, Jailagusch und Aigu
entlang und steigt am letzteren selbst bis zu der Mündu
dieses Flusses abwärts, wo er auf den vorhergenannten W
trifft. Den ersten Weg gehen die Kaufleute im Winter
bei Regenwetter im Sommer; ist im Sommer trockenes Wet
so ziehen sie den zweiten Weg vor. Beide Wege bieten e
ganze Reihe von Schwierigkeiten, besonders für den mit Waa
reisenden Kaufmann. Die Waaren müssen, wie ich schon v
her erwähnt, auf verschiedene Weise transportirt werden. Z
erst zu Wagen, dann auf Karren oder Schleifen und zule
auf Lastpferden. Um das Umpacken zu vermeiden, ziehen
Kaufleute vor, schon in Schebalina die Waaren auf Pferde
laden. Besonders schwierig sind folgende Stellen zu passire
die Quelle des Flusses Sebe, wo ein riesiger Steinsumpf i
der bei schlechtem Wetter sogar gefährlich zu passiren ist; d
Uebergang vom kleinen Ülgemen zum grossen; der Bōm od
steile Felsabhang am linken Ufer der Katunja, etwa vier We
hinter der Kurketschü; der äusserst steile Auf- und Abr
bei den Quellen des Saldshar; der Felsabhang Bitschik Bō
am rechten Ufer der Katunja zwischen dem In und der Tschuj
Mündung; dann acht grosse Bergabhänge (bōm), die am rec
ten Ufer der Tschuja zwischen Katunja und Aigulak liegen
Einige von diesen Bergabhängen sind für Fussgänger wie Reite
besonders bei schlechtem Wetter, lebensgefährlich zu passiren
so der Sekirtpek, Sadakmanardyng ak Bōmy und der Ak-tarylga
Ebenso beschwerlich und bei schlechtem Wetter vollkommen un
passirbar ist der Abritt am Aigulak. Im Winter ist der We
viel leichter zu passiren, da dann die Katunja und Tschuja zu
frieren und die Waaren auf den Flüssen transportirt werden

, dass man den Saldshar-Pass und die schweren Tschuja-Böme anz vermeidet.

Hier einen Fahrweg durch den Altai zu legen ist, wenn ich nicht unmöglich, dennoch mit so riesigen Kosten verknüpft, ass wohl weder die Regierung noch irgend eine Gesellschaft on Kaufleuten daran denken kann, diese Gedanken des Herrn 'rinz auszuführen. Wenn auch die Kaufleute an der Katunja Herrn Prinz versicherten, dass sie bereit seien, den Weg ausubessern und einen Fahrweg herzustellen, so ist dies nur ein Versprechen gewesen, das die Betreffenden dem damals an der Tschuja anwesenden Gouverneur machten. Obgleich schon fünf Jahre vergangen waren, als ich zum dritten Male den Tschujaweg passirte, so waren auf diesem Wege kaum irgend welche Veränderungen zu bemerken. Nur ein grösseres Boot war an der Kurketschü angeschafft, in welchem man die Waaren über die Katunja führt. Die Reisenden benutzen aber immer das frühere kleine Boot. Ausserdem waren an zwei oder drei der gefährlichsten Böme bei den schlimmsten Stellen Balken zwischen die Felszacken geklemmt und mit kleinen Steinen ausgefüllt, auf denen die Passage manchmal gefährlicher war als nebenher auf dem früheren Wege. Diesen Weg irgendwie zu verbessern, verursacht schon so hohe Kosten, dass keiner der Kaufleute sie auf sich nehmen wird, besonders da die Biisker Kaufleute alle im Altai handeln und dort Niederlagen und Pferdeheerden umsonst unterhalten, so dass sie der Transport eigentlich nichts kostet und es ihnen höchst gleichgültig ist, ob man hier Wegverbesserungen vornimmt oder nicht. Der Weg vom Dorfe Altaisk bis zum Urussul, dessen Uebergang am Saldshar und der Abritt am Aigulak sind nur durch eine Chaussee zu verbessern, da hier überall ein so weicher, oft sumpfiger Boden ist, dass jede andere Wegverbesserung vom ersten Regen zum Theil fortgewaschen wird, und der verbesserte Weg schwerer zu passiren sein würde als der natürliche Reitweg, der sich, die Schwierigkeiten möglichst vermeidend, dahinschlängelt. Ueber die Tschuja endlich müssten wenigstens an vier Stellen grosse Brücken gebaut werden. Ich bezweifle, dass, wie Herr Prinz meint, auf diese Weise sich am Leichtesten der Grund zu festen Ansiedlungen und einem mehr geordneten gesellschaftlichen Leben unter den nomadisirenden Kalmücken gewinnen liesse, denn die Unterhaltung des Weges müsste unbedingt, zum Theil auf die

altajischen Kalmücken fallen und sie vollkommen zu Grund richten, während es die Pflicht der Regierung ist, diese Natu kinder vor Unbill zu schützen. Die Eingeborenen der Sara sinskaja Uprawa und die russischen Bauern von Schebalin erkundigten sich ängstlich nach der Ausführung der Wegver besserung und erklärten mir, der grösste Theil würde augen blicklich aus dieser Gegend fortziehen, sobald hier ein grösserer Weg angelegt würde, denn die Unterhaltung des Weges müss sie vollkommen ruiniren. Andererseits ist es unmöglich, de Weg zu verändern, man könnte nur noch vom grossen Ülgeme sich nach Süden wenden und am Flusse Jelaman und am linke Ufer der Katunja entlang reiten und diesen Fluss bei der Tschuja Mündung passiren; dieser Weg ist aber nicht weniger schwier als der vorherbeschriebene, denn es befindet sich auf demselbe ein grosser, sehr gefährlicher Bom, aber der Weg wäre u 15 Werst kürzer. als der erstere.

Es existirt noch ein zweiter Weg zur Tschuja durch de Altai. Dieser führt von der Uimon-Steppe am linken Ufer de Katunja und dann südlich von der Katunja und Tschuja bi zur Kurai-Steppe; hier passirt man die Tschuja auf einer Furt und folgt dann dem gewöhnlichen Tschuja-Wege bis zum Koschu gatsch. Dieser Weg ist aber in keiner Weise besser als der ge wöhnliche Tschuja-Weg und dabei noch weiter und geht durch unbewohnte Gegenden. Der Ritt durch die Tschuja und di Abhänge an der Katunja ist äusserst schwierig. An viele Stellen ist der Boden sumpfig und weich, nicht besser als an Aigulak; zuletzt ist der Weg zur Uimon-Steppe überall beschwer lich: der nördliche Weg vom Angodai geht über Schneegebirge der südliche von der mittleren Buchtarma führt über Schnee berge und mehrere hohe Pässe; der dritte, von Westen kommende Weg am Flusse Koksu, den ich nicht kenne, wurde mir auch durchaus nicht gelobt.

Ein dritter Weg zur chinesischen Grenze über den Alta führt vom Dorfe Maima am rechten Katunja-Ufer über die Flüsse Ishi, Kara-Köptschü, Bija, zur Mission am Kebisen und von dort über den Teletzkischen See zum Tscholyschman. Von hier geht er in einer Furth über den Tscholyschman, am Karasin aufwärts über die Schneegebirge bis zu den Quellen des Tschul tschö, dann über den Mön bis zum Kara Köl oder zum Flusse Alasch zu den Wohnsitzen der Sojonen. Hier geht der Weg

zum Teletzkischen See durch dichten Schwarzwald über Sümpfe und Waldberge und ist, wenn auch nicht gefährlich, doch sehr beschwerlich. Der Teletzkische See ist nur kurze Zeit schiffbar und der Weg westlich am See wegen des steilen Abrittes zum Tscholyschman mehr als gefährlich. Ebenso beschwerlich ist der Aufritt am Kara-ssu, auch hier ist es unmöglich, Wegverbesserungen vorzunehmen.

Von der Tschuja-Steppe führt ein Weg zum Tscholyschman über den Baschkaus; diesen Weg bin ich nicht geritten, er ist aber nach Beschreibung der Reisenden äusserst gefährlich. Von allen diesen Wegen ist also unbedingt der gewöhnliche Weg zur Tschuja vorzuziehen; trotzdem ist derselbe, wie ich schon oben auseinandergesetzt, nur für kleinere Handelsleute und besonders für solche geeignet, die im Altai selbst Handel treiben, wie dies alle Biisker und einzelne Barnauler Kaufleute thun. Für sie haben alle Wegschwierigkeiten nichts zu sagen und es ist, so lange kein anderer Weg zur Tschuja-Steppe benutzt wird, der Handel in der Mongolei ein Monopol für diese Altai-Händler. Hier kann Niemand mit ihnen konkurriren, da für jeden russischen Kaufmann, der nicht im Altai handelt und dort Vieh hält, die Transportkosten gewiss über 50 Prozent des Werthes der Waaren betragen, während für die Altai-Händler diese Ausgabe ganz fortfällt.

Zum Glück existirt ein Weg, auf dem alle die Schwierigkeiten vermieden werden können, die der Altai in so reichem Maasse darbietet. Dies ist der Weg über die Buchtarma, auf welchem der Consul Pawlinoff im Jahre 1870 sich mit einer Karawane nach Kobdo begeben hat. Dieser Weg führt über die Festung Buchtarma, über den Fluss Tschaldygatai, über das frühere chinesische Piquet Ükök und Ulaudaba bis zum Piquet Sök. Der Consul Pawlinoff und der ihn begleitende Topograph Matuschewski lobten diesen Weg sehr. Er ist meist eben und ohne besonders steile Bergpässe; der Grund ist überall fest und steinig. Nach Angabe der obengenannten Herren ist es nicht sehr schwierig, hier einen Fahrweg herzustellen. Für Karawanen mit Kameelen bedarf der Weg keinerlei Verbesserungen. Nach Mittheilung des Herrn Matuschewski bedürfen folgende Punkte bedeutender Ausbesserungen, wenn man den Weg für Wagen herrichten will:

1. Von der Station Uryl bis Tabatow muss bei einem

hohen Bergpasse die Strasse durch Steinbrüche geebnet und müssen grosse Felsblöcke fortgeschafft werden.

2. Es sind Brücken über die Buchtarma und den Tschaldygatai zu errichten.

3. Auf dem Wege vom Tschaldygatai bis Ükäk müssen auf einer Länge von 8 Werst mehrere Bergabhänge gesprengt, Felsstücke fortgeschafft und ausserdem der Weg durch eine Sumpfstelle chaussirt werden.

Bei diesen im Ganzen unbedeutenden Verbesserungen wird es nicht schwer sein, hier einen Fahrweg anzulegen; aber auch diese Wegverbesserungen sind unnütz, bis der Handel hier nicht um ein Bedeutendes zugenommen hat. Fürs Erste ist ein guter Karawanenweg schon vollkommen hinreichend, besonders da die Festung Buchtarminsk am Irtisch liegt und bis zu ihr ein Transport zu Wasser möglich ist. Was den Weg zwischen Kobdo und Sök betrifft, so genügt es, auf die eine Thatsache hinzuweisen, dass der Amban von Kobdo den Stationsweg ohne jede Schwierigkeit in einem chinesischen Wagen zurücklegt.

Der Weg von der Festung Buchtarminsk bis zum Flecken Buluntogoi ist noch vortheilhafter, hier kann man die Waaren zu Wasser transportiren und zwar bis zu einer Stelle, die nur 100—150 Werst von Buluntogoi entfernt ist und deren Passirung gar keine Schwierigkeiten mit sich führt. Die Chinesen wiesen mich auf Buluntogoi als den allerpassendsten Ort für den russischen Handel hin, und er ist in der That von grösster Wichtigkeit, nachdem es den Chinesen gelungen ist, den östlichen Theil der Iliprovinz wieder zu erobern.

Ueber die Wege aus dem Gouvernement von Jenisseisk zu der Stadt Ulassutai vermag ich keine genauen Angaben zu machen. Wie mir Minussinskische Tataren erzählten, sind die Wege über den Schabin Dabaga und am oberen Jenissei sehr schwierig und für grössere Karawanen ganz untauglich. Somit sind folgende Verbindungsstrassen zwischen dem russischen Gebiete und der westlichen Mongolei zu erwähnen.

Der grosse Handelsweg geht von der Stadt Semipalatinsk am Irtisch aus. Von dort werden die Waaren auf Barken von kleinen Dampfschiffen bis zur Festung Buchtarminsk transportirt. Von hier geht ein Theil der Waaren nach Sök, ein Theil nach Buluntogoi. Vom Piquete Sök führen zwei Wege in die westliche Mongolei, der erste auf dem Stationswege bis Kobdo,

etwa 240 Werst, die in 8 bis 9 Tagen bequem zurückgelegt werden können; der zweite über das Grenzpiquet Jüstyt direkt bis Ulassutai (vom Sök bis zum Piquet Jüstyt sind auf Kameelen 2 Tage Weges und von dort direkt nach Ulassutai nur 14 Tage Weges). Der Weg von Jystüt nach Ulassutai ist viel kürzer als der Stationsweg über Kobdo nach Ulassutai, der 23 Tagereisen lang sein soll.

Für kleine Handelsleute des Tomskischen und Jenisseiskischen Gouvernements, für die in den altajischen Bergen Viehzucht treibenden Kaufleute, wie überhaupt für alle Eingeborenen, die Russland unterworfen sind und in der Nähe der chinesischen Grenze im Altai und im Sojonischen Gebirge wohnen, existiren die altajischen Wege über die Tschuja, den Uimon, den Teletzkischen See, den Baschkaus und den Tscholyschman, wie auch die Wege durch das Sojonische Gebirge, am Abakan über den Schabin Dabaga und über den oberen Jenissei.

Dieses Memoire über den Handel mit der westlichen Mongolei habe ich gleich nach meiner Rückkunft aus Kobdo verfasst. Dass meine Auffassung des mongolischen Handels richtiger war als die des Herrn Prinz, beweist uns der 1881 veröffentlichte Bericht Potanin's, der sieben Jahre nach mir die Mongolei bereiste. Sein Bericht über den Handel von Kobdo beweist uns, dass er sich seit dem Jahre 1870 wenig verändert hat. Um mein Bild über den Handel der Mongolei zu vervollständigen, will ich hier Einiges aus dem Berichte Potanin's mittheilen.

Es giebt jetzt vier russische Läden, die das ganze Jahr hindurch in Kobdo geöffnet sind, drei gehören Kaufleuten aus Biisk und einer einem Kaufmanne aus Barnaul. Im Sommer ist die Zahl der russischen Läden grösser. Die neuen Waarentransporte langen in Kobdo im April an und dann kommen auch die Kaufleute selbst dorthin, während im Winter nur Commis den Geschäften vorstehen. Im Oktober kehren die Kaufleute nach Sibirien zurück und dann hört für den ganzen Winter die Verbindung zwischen Kobdo und Sibirien auf. Die russischen Läden sind in chinesischen Häusern der Stadtbewohner eingerichtet. Diese Wohnungen sind sehr klein und für den strengen Winter durchaus ungenügend. Die chinesische Regierung erlaubte aber bis jetzt den russischen Kaufleuten nicht, sich eigene Häuser

zu bauen. Im Winter handeln die Russen nur in den Läden, die sie in der Stadt Kobdo eröffnet haben; im Sommer werden die Waaren von Commis in die mongolischen Koschune ausgeführt. Diese wandernden Magazine werden „Palatki" (Zelte) oder „Stschoty" (Rechnungen) genannt. Man zählt im Ganzen zwanzig solcher Palatki. Einige derselben werden von den Kobdoer Kaufleuten selbst ausgerüstet, andere gehören selbständigen Kleinhändlern an, die die Waaren aus den Kobdoer Läden oder aus Biisk auf Schuld nehmen. Jede Palatka verkauft im Laufe des Sommers etwa für 2000 Rubel Waaren. Eigene Palatki bestanden im Jahre 1875 am Kalgutti eine, am Boroburgasun zwei, am Ülgöi drei, in Jüstyt eine, am Tschagan-gol (Quelle des Kobdo) eine, am Ulankom fünf, am Kemtschik eine. Ausserdem werden von Kobdo aus Handelsdiener ausgeschickt: 1) nach Bulgun (Kobdo-Quelle), 2) zur Quelle der Tschingila, 3) in das Thal des Ulas, 4) zum Koschun Dsachatschin am Flusse Tögürük, 5) an den Tsitsik Nor. Der Handel mit den Mongolen findet hauptsächlich in den Koschunen statt, da die Mongolen nicht gern zur Stadt kommen. Jemehr Handelsdiener in die Koschune gesendet werden, desto mehr nimmt der Absatz russischer Waaren zu. Die Ausrüstung der Palatki kommt aber sehr theuer zu stehen.

In dem Berichte Potanin's über den Weg nach Kobdo und über die Einfuhr der russischen Waaren wird wenig Neues geboten und habe ich das Wichtigste über die Einfuhrartikel schon meinem Berichte an einigen Stellen einverleibt. Neues wird uns bei der Besprechung der Ausfuhr aus der Mongolei geboten.

In Betreff der Murmelthierfelle giebt Herr Potanin die Ziffer der jährlich aus Kobdo-Ulassutai ausgeführten Felle auf 500 000 an. In der letzten Zeit soll die Nachfrage nach Murmelthierfellen in Irbit bedeutend abgenommen haben.

Rohe Häute werden verhältnissmässig wenig ausgeführt, da die Mongolen die Häute schlecht abziehen. Man zahlt jetzt für eine Rindshaut 1 Rubel 50 Kop. bis 2 Rubel (früher 30 bis 50 Kop.). Da diese Felle wieder für die Mongolei gegerbt werden, so wird der Werth durch den Transport sehr erhöht. Herr Potanin giebt den Preis des Transportes bis Biisk auf 2 Rubel und den Rücktransport auf 1 Rubel, das Gerben aber auf 1 Rubel an, was viel zu hoch gegriffen ist. Unter solchen Umständen, meint Herr Potanin, kann die Ausfuhr nur zunehmen.

Digitized by Google

wenn ein Fahrweg über die Tschuja eingerichtet sein wird (vergl. meine Ansicht über diesen Fahrweg).

Die Wolle-Ausfuhr hatte bedeutend zugenommen. Ein Biisker Kaufmann hat im ersten Jahre 100 Pud, im zweiten Jahre 300 Pud und im dritten Jahre 1500 Pud aufgekauft. Schafwolle wird in der Mongolei 100 Pfund für 1 Rubel 50 Kop. bis 2 Rubel bezahlt, in Irbit für 7 Rubel verkauft. Kameelhaare für 2 Rubel 50 Kop. aufgekauft und für 6 Rubel in Irbit verkauft. Jetzt wird keine Wolle ausgeführt, da sie nicht gewaschen und daher verfettet ist, so dass man sie in Irbit nicht annehmen wollte. Es müssten an der Tschuja oder im Altai Wollwäschen eingerichtet werden.

Das bei den Mongolen eingetauschte Rindvieh wird über die Mongolei nach Irkutsk getrieben, die Schafe aber bis zur chinesischen Stadt Gutschen. Nach Irkutsk treibt man nicht nur die in der Mongolei, sondern auch die im Altai aufgekauften Rinder. Der Weg, auf dem die Rinder durch die Mongolei getrieben werden, ist folgender: von Kosch-agatsch an die Tschuja nach Ulankom, von dort nach dem Kloster des Bischirilti-Wan am Tes und zum Karaul Beltis. Von dort geht er über den Fluss Eg nicht weit von Kossogol, dann am linken Ufer des Sees über das russische Dorf Turan in das Thal Tunki und nach Irkutsk. Im Jahre 1877 wurden aus der Mongolei von russischen Kaufleuten nach Irkutsk 5450 Stück Rindvieh ausgetrieben, Hammel und Schafe aber 8800 Stück. Nach Gutschen führten die russischen Kaufleute aus: 80 Pferde, 170 Ochsen und 2600 Schafe.

Nach Ansicht Potanin's kann der Handel in der Mongolei nur zur Blüthe gelangen, wenn ein Fahrweg über die Tschuja gelegt wird, und wenn die russischen Kaufleute ihre Handelsverbindung bis Kuigatschin ausdehnen. Ueber das erste Mittel habe ich meine Ansicht schon ausgesprochen, so dass ich hier nicht noch einmal auf diesen Punkt zurückkommen will. Ueber den letzten Punkt, betreffs dessen ich mir gar kein Urtheil zu bilden erlaube, will ich hier Potanin's Meinung aufführen.

Die Anknüpfung einer direkten Handelsverbindung mit Kuigatschin ist schon deshalb für die russischen Kaufleute in Kobdo eine Nothwendigkeit, da sie allein im Stande ist, diesen Kaufleuten ein festes und weites Feld für Importwaaren nach Russland zu gewinnen, dessen der Handel der Mongolei jetzt ermangelt.

Die Kaufleute beklagen sich jetzt hauptsächlich darüber, dass sie kein festes Ausfuhrobject in der Mongolei finden. Vieh wird mit grossem Vortheil von den Mongolen an die chinesischen Kaufleute abgelassen, welche aus jenen Gegenden bis 800 000 Schafe forttreiben. Pelzwerk wird wenig gewonnen und auch hierin sind die Chinesen Rivalen der Russen. Die einzige feste Waare sind Murmelthierfelle und diese beginnt jetzt in Russland, ihr Absatzfeld zu verlieren. Silber ist im Kreise wenig vorhanden und auch dieses trägt man lieber in die chinesischen Läden als in die russischen. Der Ziegelthee, der hier allgemein als Tauscheinheit existirt, wird in Russland sehr wenig verlangt und hat nur ein kleines Absatzgebiet, den Altai. Vieh kaufen die Russen zwar auf, aber nur einen geringen Theil führen sie nach Irkutsk aus. Dies beweist genügend nach der Meinung Potanin's, dass die russischen Kaufleute nur indirekt den Handel der Mongolei ausbeuten können, d. h. dass sie russische Waaren für Vieh eintauschen und dieses wiederum nach Kuigatschin treiben müssen, nämlich dass sie dasselbe thun, was jetzt die chinesischen Kaufleute thun. Von Kuigatschin müssten sie dann diejenigen Theesorten ausführen, die in Russland und Sibirien einen guten Absatz finden. Ein solches Handelsunternehmen fordert aber lange Reisen und ist nur bei grossen Kapitalien möglich, die bei den hiesigen russischen Kaufleuten nicht vorhanden sind. In der letzten Zeit sind Versuche in dieser Richtung gemacht worden, dies ist die Führung eines Theetransportes des Kaufmanns Tokmakoff aus Kalgan über Kobdo nach Biisk. Dieser Versuch ist gelungen, obgleich der Führer der Karawane sich durchaus nicht als umsichtig erwiesen hat und von dem geraden Wege abgekommen war. Dennoch ist der Transport ohne Verlust durchgeführt und der Thee zu ziemlich hohem Preise in den sibirischen Städten verkauft worden. Jetzt haben die Biisker Kaufleute einen andern Versuch gemacht, indem sie in Gemeinschaft eine Karawane mit Maralhörnern nach Kuigatschin geführt haben. Diese Karawane musste im August 1877 in Kuigatschin eintreffen.

Soweit die Ansicht Potanin's. Ich kann mir natürlich kein festes Urtheil über die jetzigen Verhältnisse bilden. Mir will es aber scheinen, als ob diese höchst verwickelte Operation, russische Waaren in der Mongolei zu verkaufen und dann das in der Mongolei aufgekaufte Vieh nach China zu treiben, um

von dort Thee einzuführen, durchaus nicht den von Potanin vorausgesetzten Erfolg haben würde. Die Chinesen werden in den Koschunen jederzeit billiger und vortheilhafter handeln als die Russen. Der Viehtransport nach China wird den Chinesen stets billiger zu stehen kommen als den Russen, ebenso wie die Chinesen den Thee billiger zur russischen Grenze schaffen werden, als die russischen Kaufleute es je zu thun vermögen. Viel wichtiger als alle diese Fragen der direkten und indirekten Handelsverbindung scheint mir die Frage über die Erniedrigung des Preises der russischen Waaren und das Entreissen des Handelsmonopols aus den Händen der Biisker Händler zu sein. Würde es gelingen, russische Waaren zu einem sehr niedrigen Preise in die Mongolei zu schaffen, so wird sich sehr bald in der Mongolei eine Zone für die russischen und eine andere für die chinesischen Kaufleute bilden, und an den Grenzen dieser Zone würde der Austausch zwischen Russen und Chinesen direkt stattfinden. Ist dann der Preis der Waaren niedrig, so werden die Chinesen sich von selbst bemühen, die nöthigen Theetransporte bis zu der Grenze der Zone zu führen. Ob die russische Handelszone sich bis Kobdo oder bis Ulassutai ausdehnen wird, ist a priori nicht zu bestimmen, sondern hängt von dem Preise der russischen Waaren ab und wird sich mit der Zeit von selbst fixiren, denn kein Chinese wird die westlichen Theile der Mongolei besuchen, wenn er seine Waaren theurer an den russischen Kaufmann verkaufen kann, als in den Koschunen, wo er ausser dem Preise noch den hohen Betrag des Herumführens der Waaren in Betracht ziehen muss.

IX.

Das Ili-Thal.

Reise von Koksu bis Kuldsha im Juli 1862. — Handelsverhältnisse zwischen Russland und China über Semipalatinsk-Kuldsha. — Die Stadt Kuldsha. — Der Zustand des Ili-Thales und seine Bewohner im Jahre 1862. — Aufenthalt im russischen Piquet Borochudsir und Ausflug in das Gebiet der Solonen im Jahre 1869. — Geschichte des Aufstandes in den Jahren 1863 bis 1866.

Auszug aus meinem Reisetagebuche des Sommers 1862.

(Den 23. Juli.) Heute verliessen wir die *Koksinskaja Staniza*, den der chinesischen Grenze am nächsten liegenden Punkt der Poststrasse zwischen Kopal und Wernoje. Das ziemlich umfangreiche Kosakendorf liegt am Ufer des Koksu, eines Nebenflusses des Karatal, der in den Balkasch fliesst. Im Osten liegen die südlichen Ausläufer des Alatau-Gebirges, das in seinem Hauptkamme die Grenze zwischen China und Russland bildet. Unser Weg führt direkt nach Osten in gerader Richtung auf die von Koksinsk aus sichtbaren Schneeberge, die mir als *Üigön tasch* (Steinhaufen, gewiss wegen der auf dem Passe befindlichen Obö der Kalmücken) bezeichnet wurden. Der Weg geht im Allgemeinen über die grasbedeckte Hochebene zwischen zahlreichen kirgisischen Aulen hin. Nach etwa 10 Werst steigen wir höher in's Gebirge und übernachten diesseits des Üigön tasch in einer Kirgisenjurte. Hier gelang es mir, einen Kirgisen mit Namen Tutai zu engagiren, der mir schon in Koksu als Dolmetscher empfohlen war. Er hat lange Zeit in Kuldsha gelebt, spricht nord- und südchinesisch und mongolisch und ist mit den Verhältnissen des Landes gut bekannt. Es scheint mir, als ob die

hiesigen Kirgisen bis jetzt noch nicht ihre Beziehungen mit China abgebrochen haben und den Mantel auf beiden Schultern tragen, sich den Russen gegenüber als treue russische Unterthanen geriren, aber auch den Chinesen gegenüber dasselbe thun. Tutai sagte mir sogar im Vertrauen, dass viele Aule auch einen Theil des Jahres auf chinesischem Gebiete zubringen.

(Den 24. Juli.) Sehr früh aufgebrochen. Der Weg führt immer höher in's Gebirge, wendet sich aber jetzt in seiner Hauptrichtung nach S.O. Der Uebergang über den Bergpass *Üigön tasch* bietet keine Schwierigkeiten. Die Ansiedelungen der Kirgisen auf russischem Gebiete erstrecken sich nur bis zum Bergrücken *Kusch-murun* (Vogelschnabel). Weiter nach Osten ist das Land steinig und öde; schwacher Graswuchs und dicht an den Ufern der Bäche auch nur einzelne Bäume; die Bergrücken alle felsig; häufige Bergstürze. Das Passiren dieser Gegend soll nicht ohne Gefahr sein. Kirgisische und kalmückische Räuber machen den Weg unsicher, da sie sich leicht ungestraft in den öden Grenzgebirgen verstecken können. Da unsere kleine Karawane aus sieben Mann bestand, von denen drei gut bewaffnet waren, so hatten wir wenig zu fürchten. Die Kaufleute sollen aber der Sicherheit halber den Weg über den Bergpass Altyn Ämäl und am Ufer des Ili durch das Gebiet der Solonen vorziehen. Die Landschaft, östlich von dem sehr malerisch gelegenen Koksu-Thale, hatte bis zum Kusch-murun den eintönigen Steppencharakter angenommen; weite, mit Gras bedeckte Ebenen und Hügel, über denen sich meist kahle Bergriegel erheben. Hier ist aber in der Niederung selbst Alles mit Steingeröll und Felsblöcken bedeckt. Kahle Bergriegel dehnen sich nur nach Norden hin aus, das Land geht allmählich in ein sich nach Süden geneigtes Plateau über, das die Quellbäche des Borochudsir-Flusses in oft 20—30 Faden unter dem Niveau der Ebene liegenden Thalfurchen durchschneiden. Diese Thalfurchen sind von der Ebene aus gar nicht zu bemerken, erst wenn man den Rand derselben erreicht hat, sieht man das Thal mit dem rauschenden Flusse und die mit dichtem Gestrüpp bewachsenen Ufer, zwischen dem hohe Pappeln hervorragen.

Diese Thaleinschnitte sollen prächtige Wintersitze für die Kirgisen bieten und daher im Winter dicht mit Jurten besetzt

sein. Das Flussbett des Borochudsir gilt als Grenze des chine
sischen Ili-Thales. In ihm liegt auch das Borochudsir genannte
chinesische Grenzpiquet; es besteht aus von Lehm und Stei
gebauten Häusern. Wir durften uns dem Piquet nur auf fünfzig
Schritte nähern, dann wurden wir von einem chinesischen Solda
ten, der mit Köcher, Pfeil und Bogen bewaffnet uns entgegen
ritt, angehalten. Ich schickte mit meinem Kosaken und dem
Dolmetscher meine Papiere zum Piquet und wurde nun erst be
demselben vorgelassen. Meine Leute und Packpferde durften
sich aber dem Piquet nicht nähern; hinter diesem waren einig
Bäume und ein Gebäude, das mir als Tempel bezeichnet wurde
zu sehen. Der Befehlshaber des Piquets bat mich, Platz z
nehmen und liess mir eine Schale Thee reichen. Er fragte mic
nach meinem Namen und dem Zwecke meiner Reise, der Zah
meiner Begleiter und Packpferde und händigte nach einer um
ständlichen Unterhandlung einem Soldaten zwei Schriftstück
ein; dann belehrte er mich, dass ich den Soldaten nicht verlasse
dürfe, immer auf dem Wege zu bleiben habe und nichts Ve
dächtiges vornehmen dürfe. Der Befehlshaber des Piquets spra
chinesisch; trotzdem hätte ich hier keines Dolmetschers bedurft
denn die 10—12 ziemlich zerlumpten Soldaten des Piquets, di
uns neugierig umstanden, waren Solonen und sprachen fliessend
kirgisisch. Der Befehlshaber ist ein Mandschu im Range eine
Boschko, wie mir der messingene Mützenknopf bewies. Nac
etwa einer Stunde Aufenthalt erschien der mit Bogen und Pfeile
bewaffnete Grenzsoldat, der uns als Convoi oder vielmehr a
Wächter zu begleiten hatte; derselbe war ziemlich kurz angebun
den, ritt vor uns her und liess sich mit Niemand in ein Gespräch
ein; von Zeit zu Zeit blickte er sich nur um und sah zu, o
wir ihm Alle folgten. Da wir in ziemlich scharfem Trabe ritten
so erreichten wir bei Eintritt der Nacht den dritten Quellfluss
des Borochudsir und übernachteten im Thaleinschnitte desselben
nicht weit von einer kleinen Kirgisen-Jurte. Der Convoi-Solda
verliess uns hier und ritt zu dem einige hundert Schritte weite
am Flusse gelegenen Wachthause. Sehr unbequem war das Nach
quartier in der räucherigen Jurte; in der Nacht wurde ic
durch grossen Lärm geweckt, der durch eine Jagd auf Wild
schweine, die hier in grosser Zahl leben sollen, veranlasst war
Die Kirgisen hatten das Thier mit Knitteln vom Pferde herab
erschlagen, rührten es aber nicht an, da sie die Berührung de

unheiligen Thieres selbst fürchteten. Die Soldaten des Piquets holten sich das Thier am Morgen ab.

(Den 25. Juli.) Am Morgen früh stellte sich bei uns der neue Convoi-Soldat ein, er war ganz wie der gestrige bewaffnet, machte aber einen so erbärmlichen Eindruck, dass der Gedanke, dieser Krieger solle uns bewachen, uns alle in eine wahrhaft komische Stimmung versetzte. Er war ein ganz kleines, über 60 Jahre altes Männchen mit schneeweissem Zopfe, so dürr und wackelig, dass er nur mit Mühe gehen konnte; er ritt auf einer kaum dreijährigen, scheckigen Füllenstute, die ebenso schwach schien wie der Reiter. Dabei hatte er sich einen dicken, ganz neuen, riesigen Schafpelz als Unterlage auf den Sattel gelegt, so dass er fast $^1/_2$ Fuss über dem Rücken seines Pferdes sass. Mein Kosak, wie auch die Kirgisen, liessen ihren Witzen freien Lauf. Der Solone befahl aber kurz und brummig, man *solle schnell* satteln und ihm folgen, was auch erfüllt wurde, da ich selbst zur Eile trieb. Ohne Aufenthalt ritten wir in ziemlich scharfem Trabe bis zum Ufer des *Ösök*, eines sehr breiten und reissenden Flusses, der nach einem Regenwetter fast unpassirbar ist, so dass die Reisenden hier oft mehrere Tage das Fallen des Wassers abwarten müssen. Das Durchreiten der Furt des Ösök gehört zu den schwierigsten Flusspassagen, die ich gesehen habe. Man muss sich mit untergeschlagenen Füssen auf den Sattel setzen oder knieen, denn das Wasser reicht bis über das Sattelkissen; dabei hat der Fluss eine so starke Strömung, dass es scheint, das Wasser reisse das Pferd mit sich fort, obgleich man in einem Winkel von 45 Grad gegen die Strömung reitet. Während der Passage erhoben die Reiter ein lautes Geschrei, einerseits um die Pferde anzutreiben, andererseits um sich selbst zu ermuthigen. Unser Convoi-Soldat war etwas zurückgeblieben und langte erst am jenseitigen Ufer des Ösök an, als wir den Fluss schon passirt hatten. Wir riefen ihm zu, wir wollten ihm ein besseres Pferd hinübersenden; er schien aber dadurch in seiner Würde beleidigt und sprengte, ohne auf uns zu achten, in den Fluss. Hier geschah, was wir Alle vorausgesehen hatten: der Strom erfasste das Pferdchen und riss es mit sich und bald sahen wir Reiter, Pferd und Pelz an drei verschiedenen Stellen des Flusses. Ich schickte sogleich zwei Kirgisen in den Strom; dieselben ritten aber auf Pferd und

Pelz zu, ohne sich um den schreienden Reiter zu bekümmern. Erst nach wiederholtem Rufen meinerseits wandten sie sich diesem zu. Mein Dolmetsch Tutai packte den Alten unbarmherzig am Zopfe und zog ihn aus der Strömung, dann erst nahm er ihn hinter sich auf's Pferd. Als ich meine Leute ihrer Rohheit halber zur Rede stellte, meinten sie, der Pelz und das Pferd seien doch viel mehr werth als der Kerl. Gar erbärmlich sah das Männchen aus, als es so von Wasser triefend vor uns stand. Meine Kirgisen zogen ihm Hemd und Kaftan ab und rangen sie aus, dann breiteten sie Beides ein wenig in der Sonne aus. Dabei zeigte sich, dass unsere Pässe ganz durchnässt waren. Ich übergab sie daher Tutai, der sie vorsichtig auf der Handfläche hielt, bis sie trocken geworden waren. Nachdem das Wasser aus Stiefeln, Bogentasche und Köcher gegossen war und die Kleider ein wenig trocken geworden, stiegen wir wieder zu Pferde und setzten unseren Weg fort. Jetzt waren auch die Pässe bald getrocknet, sie sind aber so zusammengeklebt, dass ich nicht weiss, wie man sie wieder öffnen wird.

Einige Werst jenseits des Ösök wurde das Land fruchtbarer und wir trafen schon Felder an, die mit Hirse oder Weizen besäet waren. Das Getreide war schon zum grössten Theile abgemäht und in hohen Schobern aufgeschichtet. Plötzlich hiess uns unser Convoi-Soldat den Weg verlassen und etwa 1 Werst nach Süden reiten, dann hielten wir vor einer Jurte, in der sich der hiesige Befehlshaber, ein Fundu-Boschko, aufhielt. Man forderte mich auf, in die Jurte zu treten, und hier fand ich einen Mann in Arbeitskleidung sitzen, der einen der Pässe öffnete und las und uns dann sehr stolz mit den Augen musterte. Plötzlich fing er an, uns auf kirgisisch zu schimpfen: was wir hier wollten, wir seien gewiss Spione und wollten das Land des grossen Kaisers ausspioniren. Wüthend über dieses unwürdige Betragen erklärte ich, ich würde direkt nach Süden zu dem nächsten Orte, der einige Werst vor uns lag, reiten und mich bei den dortigen Behörden beschweren; ich leide ein solches Betragen nicht, der Consul müsse mir Recht schaffen. Darauf verliess ich die Jurte und stieg zu Pferde. Der Boschko zog nun andere Saiten auf, er habe nur gescherzt, ich solle doch bei ihm eine Schale Thee trinken. Ich kümmerte mich aber nicht weiter um ihn, sondern stieg zu Pferde, hiess meine Begleiter dasselbe thun und setzte ruhig meinen Weg fort. Unser kleiner Convoi

Soldat kam bald hinter uns hergeritten und bat, den Boschko zu entschuldigen, er habe nicht gewusst, dass ich ein Offizier sei u. s. w. (Was ich über den Ackerbau der Solonen zu beobachten Gelegenheit hatte, ist hier übergangen und später bei der Beschreibung derselben zusammengestellt.)

Jenseits des Ösök wendet sich der Weg noch mehr nach Süden. Die Ebene des Ili-Thales dehnt sich offen vor unseren Blicken aus. Die Felder werden häufiger, auf den Wegen begegnet man vielen Arbeitern, die mit Harken und Sicheln versehen sind, Männer und Weiber, alle in grossen, flachen Strohhüten und in einer der kalmückischen oder chinesischen ähnlichen Tracht: die Männer in kurzen Jacken oder langen Kaftanen, die Weiber in einfachen, langen Hemden. Nach der Aussage Tutai's sollen dies alles Sojonen sein, die hier oben ihre Felder haben. Die nach Süden liegenden schwarzen Flecke, die sich in weiter Ferne wie dunkle Nebelwolken ausnehmen, sollen die Städte der Sojonen sein, während die kleineren dunklen Stellen, die sich in der Ebene überall zeigen, einzelne Gehöfte und Meierhöfe sind, die von Fruchtgärten und künstlichen Baumpflanzungen umgeben sein sollen. Je weiter wir nach Südwesten vordrangen, desto dichter wurden die Aecker und um so häufiger die Strohhütten, Garbenschober und die Feldarbeiter.

Ziemlich spät am Abend langten wir bei dem nächsten Piquet an, das sich nicht weit von der Thalsenkung des Korgos-Flusses befindet. Es besteht aus zwei kleinen Lehmhütten, von denen die eine halb zerfallen ist und weder Thür noch Fenster hat. Dicht bei diesen Häusern ist ein kleiner Garten, der mit einer Lehmmauer umgeben ist, und in diesem soll sich ein kleiner Tempel befinden. In dem Piquet fanden wir keinen Menschen. Unser Convoi-Soldat sagte mir, ich möchte in dem einen Lehmhause mein Bett aufstellen lassen, da es unbewohnt sei. Meine Leute lagerten dicht neben dem Hause und machten die Kessel zurecht. Die Pferde wurden gekoppelt und, da hier viel Diebstahl vorkommen soll, die ganze Nacht hindurch bewacht. Als wir uns schon an's Essen gemacht hatten, traf endlich ein chinesischer Soldat ein. Er entschuldigte sich, dass seine Leute bei der Feldarbeit beschäftigt seien, er sei jetzt allein im Piquet und wolle uns bis zum nächsten Karaul begleiten. Es sei besser, wenn wir die Stadt Korgos vermeiden würden. Tutai widersprach ihm und bestand darauf, dass wir

Korgos passiren müssten. Er theilte mir nachher die Grü
seiner Forderung mit. Es sei immer gefährlich, die gr
Strasse zu verlassen und besonders in der Nähe einer St
wie Korgos, ausserdem sei es ein grosser Umweg. Der Sol
dieses Piquets war viel freundlicher als die früheren Convoi-
daten. Tutai, den ich darüber befragte, meinte, dass man
mir Respect bekommen habe, nachdem ich den Boschko ab
trumpft hätte. Der hiesige Soldat hätte ihn schon gefragt,
ich ein Amban (General) sei, und er habe dies bestätigt.
sich unser alter Convoi-Soldat auch freundlich gezeigt ha
hiess ich ihn mit meinen Leuten zu Abend essen und gab
ein kleines Geschenk, wofür er sich unter vielen Verneigun
bedankte.

(Den 26. Juli.) Etwa 6 Uhr Morgens verliessen wir
Piquet und durchritten das Korgosthal, das nur wenige Fa
unter dem Niveau der Steppe liegt; es ist sehr breit, da
Fluss sich wohl in zehn Arme theilt, die aber alle sehr se
sind. Das ganze Flussbett ist mit kleinen und grossen Stei
bedeckt. Im Frühjahr soll das ganze Thal mit Wasser ange
sein und dann der Passage Schwierigkeiten bereiten. Etwa n
5 Werst erreichten wir die Stadt Korgos; der Reisende bem
kaum, dass er das Stadtgebiet betritt. Zuerst gewahrt man di
Aecker und zwischen diesen einzelne mit Lehmmauern umgeb
Gehöfte, Wäldchen, Gärten und Fruchtbäume; dann sieht man
dem Wege Arbeiter, Fussgänger und reitet allmählich in
von ziemlich hohen Lehmmauern begrenzte Strasse, auf
auch noch ein sehr geringer Verkehr bemerkbar ist. Plötz
macht die letztere eine Biegung und wir erblicken hohe Bäu
nachdem wir nun durch eine schmale Gasse etwa noch f
zig Schritte geritten, sehen wir wie mit einem Zauberschl
sich die ganze Scenerie verändern. Wir befinden uns plötz
auf einer ziemlich breiten Marktstrasse, auf der sich ein dich
Menschenknäuel bewegt; zu beiden Seiten eine dichte Re
von offenen Läden und Werkstätten. Schuster und Schnei
Schmiede und Tischler, alle arbeiten fast auf offener Stra
dazwischen sind allerlei Läden mit Esswaaren, Gefässen und H
waaren; überall grosse Aushängeschilder mit mächtigen chi
sischen Inschriften. Dazwischen Speisehäuser, die durch als Sch
aushängende riesige Fische schon von Weitem kenntlich sind.

der Mitte ist ein etwas erhöhter Fahrweg, auf dem sich grosse zweiräderige Wagen (Arba), kleine Karren, sowie Reiter und Packpferde bewegen. Auf der Strasse gehen allerlei Händler umher, die ihre Waaren auf Brettern tragen und durch lautes Ausrufen die Käufer aufmerksam machen; zerlumpte und verkommene Bettler, Frauen mit schön frisirten Haaren und Blumen auf dem Kopfe, gut gekleidete Spaziergänger mit riesigen Brillen und Sonnenschirmen; Kalmücken, zahlreiche Tataren und Kirgisen strömen an uns vorüber, kurz, ein ungemein buntes Gewühl, an dem sich das an die einsame Steppe gewöhnte Auge gar nicht satt sehen konnte. Trotz der Fremdheit des Bildes muss ich gestehen, dass ich mich hier ordentlich angeheimelt fühlte. Man sah sich hier wenigstens von Leben und Arbeit umgeben, gerade wie in einer europäischen Stadt, wenn auch das Kolorit ein fremdartiges war. Ich fühlte mich aus der öden, eintönigen Steppe wiederum in ein Kulturleben versetzt, das Civilisirte erst *dann richtig* schätzen lernen, wenn sie dasselbe entbehren müssen. Da unsere kl eine Karawane viele Neugierige herbeizog, so waren wir bald von einer dichten Menschenmasse umgeben, so dass wir nicht vor- und rückwärts konnten. Vergebens sah ich mich nach unserem Convoi-Soldaten um, er war verschwunden; auch Tutai war etwas abseits geblieben und sprach mit einem Kirgisen. Kaum hatte er aber unsere Noth gesehen, als er uns zu Hilfe eilte und ohne weitere Umstände mit seiner Knute auf die Umstehenden loshieb, indem er ausrief: „Orus Amban!“ Dieser sehr energische Eingriff schaffte uns bald Luft, der Haufe zertheilte sich, die Leute gaben uns Raum, wenn auch unter heftigem Schreien und Fluchen, wobei sich recht deutlich ein echt russisches Kraftwort, wenn auch chinesisch entstellt, doch noch verständlich genug vernehmen liess. Tutai hatte uns schon vorher darauf aufmerksam gemacht, dass man sich in chinesischen Städten sehr vor Diebstahl in Acht zu nehmen habe, und ich hatte daher Allen befohlen, sich dicht zusammenzuhalten. Die Vorsicht erwies sich als recht nöthig, beinahe hätte ein diebischer Mitbürger des himmlischen Reiches meinen Mantel vom Sattel geschnallt; zwei Riemen waren schon gelöst als ich die Sache bemerkte, ich folgte daher Tutai's energischem Beispiele und liess, ohne ein Wort zu sagen, meine Knute auf den Rücken des Frechen herabsausen. Erschrocken sprang er seitwärts und rief mir zu, er habe den Rock festschnallen wollen; trotzdem

aber drängte er sich doch schnell unter die Menge und erhob keinen weiteren Protest. Da wir uns bis Kuldsha nicht mehr aufhalten wollten, beschloss ich, hier in Korgos zu frühstücken und befahl Tutai, uns zu einem anständigen Wirthshause zu bringen. Auf sein Geheiss öffnete sich der Thorweg neben einem ziemlich ansehnlichen Gasthause, und unsere Pferde wurden dort von einigen Dienern in Empfang genommen. Ein Chinese führte mich in die Gaststube und hier wurde mir Thee und ungesäuertes Weissbrot, süsses Gebäck, dann Bier in einer Kanne und ein süsslicher Branntwein vorgesetzt; darauf ein gebratenes Huhn und eine Art Ragout, alles sehr fein geschnitten und sauber servirt. Der Branntwein war warm und sehr stark und wurde in ganz kleinen Schalen gereicht. Das Essen mit den Elfenbeinstäben machte mir freilich nicht geringe Mühe. Auch den Pferden wurde Futter vorgeworfen und meine Leute beköstigt. Für die ganze Zeche hatte ich 2 Rubel 45 Kopeken zu zahlen; der Wirth nahm russisches Geld an. Tutai behauptete, ich wäre bedeutend übervortheilt worden; er drängte jetzt zum Aufbruche, der Weg sei noch sehr weit und wir hätten ausserdem noch einen Convoiwechsel, was immer einen kleinen Aufenthalt mache. So traten wir wieder auf den Hof, stiegen unter vielen Bücklingen der Diener des Gasthauses zu Pferde und ritten wieder in das Menschengewirr der Strasse. Bald bogen wir in eine Seitengasse, da es besser war, einen Umweg zu machen, als über den Markt dem geraderen Wege zu folgen. Im Ganzen hatte ich den Eindruck empfangen, als ob die Menge durchaus nicht liebenswürdig auf den Fremdling sähe, ich hatte wenige Gesichter gesehen, in denen nicht ein Zug von Abneigung und vielleicht Hass oder Verachtung zu entdecken gewesen wäre. Dies kann ich aber in Betreff der Wirthsleute nicht sagen, bei ihnen war das Interesse für das Geschäft vorwiegend. Ich glaube, die Abneigung der Menge wird durch die Abgeschlossenheit, in der sie die Regierung principmässig von allem Fremden fernhält, künstlich geweckt, denn alles selten Gesehene erscheint ihnen fremd und unheimlich.

Kaum hatten wir die Stadt verlassen, als sich unser Convoi-Soldat wieder zu uns gesellte; er hatte sich von uns nur deswegen getrennt, weil er seine Gläubiger zu Korgos fürchtete; dieselben, meinte er, hätten ihn unbarmherzig festgehalten, obgleich er im Dienste wäre; wie hätte er sich dann vor seinen

Vorgesetzten verantworten sollen. Ich erwähne die Sache nur, da sie uns beweist, wie wenig die chinesischen Kaufleute sich vor der Soldatesca fürchten; ich höre, sie sollen auch vor den niedrigen Beamten sehr wenig Respect haben.

Von Korgos aus ging unser Weg durch eine fast ununterbrochene Reihe von Gärten, Aeckern, Gehöften und kleineren Dörfern. Die Strasse war fast überall schlecht, aber recht belebt. Fussgänger, Packträger, belastete Esel, Arben (Karren) und Kameele begegneten uns aller Orten. Ueberall ist künstliche Bewaldung. Häufig passirten wir Gasthäuser, die alle voll von Besuchern waren. Reiter, Beamte und Soldaten ritten bei uns vorüber, ohne uns auch nur die geringste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Kinder liefen entweder schreiend fort oder sie stellten sich neben den Weg und riefen uns nicht sehr freundlich klingende Worte zu. Ueberall fröhliches, bewegtes Treiben. Die Aecker schienen alle in vortrefflichem Zustande; die Gärten sind voll von Obstbäumen, die voller Früchte hängen: meist Aepfel, Aprikosen und Pfirsiche. Die Gehöfte sind von sehr verschiedener Grösse, einige von so bedeutendem Umfange, dass man die Wohlhabenheit des Besitzers leicht erkennen kann. An einzelnen Stellen trafen wir ganz nackte Arbeiter, diese wurden mir von Tutai als Tschämpän bezeichnet. Ich fange auch schon jetzt an, mich an die Kostüme zu gewöhnen und kann bereits chinesische Kaufleute von Solonen-Soldaten sehr wohl unterscheiden. Von den chinesischen Frauen haben die meisten kleine Füsse, auch selbst in den mittleren Ständen und Frauen von Landbauern. Alle haben sorgfältig frisirte Köpfe und Blumen im Haar, wenn sie auch sonst abgerissen gekleidet sind.

Einen grösseren Ort durchritten wir am Nachmittag, dies war die Stadt Tardschi, die die Chinesen Talki nennen sollen. Dicht vor Tardschi war das letzte Piquet, in diesem befanden sich Mandschu-Soldaten. Wir wurden hier nicht lange aufgehalten und erhielten einen neuen Convoi-Soldaten, der ganz so gekleidet war wie die Solonen-Soldaten.

Einige Werst vor Kuldsha verliessen wir die mit Gehöften eingefasste Strasse und näherten uns dem Ili-Ufer, einer meist sandigen, nur mit langem Steppengrase bewachsenen Wüstenei. Schon nach eingebrochener Dunkelheit erreichten wir Kuldsha und stiegen in der vor der Stadt gelegenen russischen Factorei ab.

(Den 27. Juli bis 3. August.) Ich bin in dem Kaufhofe abgestiegen und habe ein recht freundliches Zimmer. Der Kaufhof besteht aus zwei Gebäuden, in denen sich eine Reihe von Zimmern für die zureisenden Kaufleute befinden, sowie verschiedenen Speichern und Magazinen für die Waaren. Ich wurde von den sich hier aufhaltenden Kaufleuten recht freundlich begrüsst; es waren nur Tataren, theils Vertreter russischer Häuser, theils Andere, welche auf eigene Rechnung hier handeln. Während auf russischem Gebiete die Tataren sich sonst sehr scharf von der christlichen Bevölkerung absondern, benahmen sie sich hier in der Fremde vollkommen als Landsleute. Nur der gütigen Vermittlung der hiesigen Kaufleute und der Unterstützung des Secretärs beim Consulate habe ich es zu danken, wenn es mir gelungen ist, ziemlich eingehende Nachrichten über die hiesigen Verhältnisse zu erhalten und Land und Leute kennen zu lernen.

Die Factorei nimmt ein ziemlich umfangreiches Terrain am linken Ufer des Kuitun- (oder Yklyk) Flusses ein und liegt etwa $1^1/_2$ Werst von der Stadt Kuldsha entfernt; sie ist mit einer recht hohen Mauer umgeben. Alle Gebäude der Factorei sind aus Ziegelsteinen gebaut; der innere Raum derselben ist in drei Theile getheilt: den Kaufhof, den Platz für die Kirche, das Dienstgebäude und das Haus und die Gärten des General-Consuls. Die Beamten der Factorei sind eigentlich nur der General-Consul und sein Secretär, jedoch befindet sich zum Schutze derselben ein Detachement von 10—12 Kosaken hierselbst unter dem Befehle eines Offiziers und zweier Unteroffiziere (Urjadnik). Am Tage ist der Kaufhof für die Bewohner Kuldsha's geöffnet, wie denn auch Einwohner der Factorei den Tag in Kuldsha zubringen dürfen; in der Nacht ist ersterer aber geschlossen und die russischen Kaufleute dürfen auch nicht in der Stadt übernachten. Kleinhandel wird nur wenig in der Factorei getrieben: wenn sich auch den ganzen Tag über Käufer und Verkäufer einstellen, so ist der Umsatz des Kleinhandels doch nur ein sehr geringer. Die Hauptgeschäfte sind En-gros-Geschäfte, welche von hiesigen Kaufleuten mit den chinesischen Grosshändlern abgeschlossen werden.

Durch die Güte des Herrn Secretärs des Consulats habe ich einen Einblick in die Handelsberichte des hiesigen Consulats thun können und auch in die Berichte des Semipalatinsker Zollamtes.

So lange die Kirgisen der dsungarischen Steppe der russischen Krone nicht unterworfen waren, konnte von regelmässiger Handelsverbindung zwischen Russland und China auf dem Wege durch das Ili-Thal gar nicht die Rede sein. Zwar gingen schon viel früher russische Waaren zum Ili-Thale, aber meist auf Umwegen über die mittelasiatischen Chanate, besonders über Kokand sowie über Orenburg und Buchara. Je weiter sich aber die russische Herrschaft südlich vom Irtisch ausbreitete, umsomehr nahmen die direkten Handelsverbindungen zwischen Semipalatinsk und dem Ili-Thale zu. Der gesteigerte Handelsverkehr veranlasste Russland, zwei Factoreien in Kuldsha und Tschugutschak zu errichten, um dem Handel dadurch eine sichere Stütze zu schaffen.

Der Haupthandels-Artikel, der aus China über das Ili-Thal eingeführt wird, ist Thee; daher musste der Handel über Tschugutschak den Handel von Kuldsha überflügeln, weil die Route aus den Theedistrikten Chinas über Kuldsha mehr Schwierigkeiten darbietet als über Tschugutschak. Ausserdem muss noch berücksichtigt werden, dass dem Handel des Ili-Gebietes überhaupt enge Grenzen gesteckt waren, da er der weiten Entfernung dieses Gebietes vom eigentlichen China wegen überhaupt nur ein örtlicher Handel sein konnte, dessen Höhe durch den Verbrauch russischer Produkte im Ili-Gebiete selbst geregelt wurde und die Masse des ausgeführten Thees hier nur als Tauschprodukt für die importirten Waaren zu betrachten ist. Hier möge eine Uebersicht der Handelsbilanz vom Jahre 1850—1861 folgen.

1850.

8 russische Kaufleute, 23 Taschkender, 1 Bucharc, 1 Kosak führen über Semipalatinsk nach Kuldsha Waaren aus im Betrage von	45,691 R.
Hingegen wird aus Kuldsha über Semipalatinsk eingeführt für	44,348 R.

1851.

6 russische Kaufleute und 17 Taschkender führen über Semipalatinsk nach Kuldsha Waaren aus im Betrage von	39,037 R.
Eingeführt werden nach Semipalatinsk aus Kuldsha Waaren für	48,444 R.

Im Jahre 1850 wurden nach Kuldsha ausgeführt: Nanking, Plüsch, Halbkatun, Futterkatun, Tücher, Tüll, Kasten, Spiegel, Leder, Tatarenstiefel, Kupfer-, Eisen-, Gusseisenwaaren, Otternfelle, Turiak, Theemaschinen, Zucker, Halbseide und Tuch.

Im Jahre 1850 wurden aus Kuldsha eingeführt: Daba, Bäs, Fächer, Silber (29 Pfund), Rosinen, Aepfel, Reis, Baichu-Thee (647 Pud), grüner Thee (6 Pud), Ziegelthee (1333 Pud) und Seidenzeuge.

Im Jahre 1851 wurden nach Kuldsha ausgeführt: Baumwollenzeuge, Manchester, Spezereien, Spieldosen, Ziehharmonikas, tatarische Bücher, Schaffelle, Korallen, lackirte Theebretter, Kupfervitriol, Gold (24 Pfund), buntes Glas, Gläser und Kamelotte.

Im Jahre 1851 wurden aus Kuldsha eingeführt: Silber (3 Pud 9½ Pfund), Baichu-Thee (665 Pud), Ziegelthee (1146 Pud).

1852.

Das Consulat wird im Juni eröffnet, vom Juni bis 31. December betrug die Ausfuhr über Semipalatinsk nach Kuldsha	50,938 R.
Die Ausfuhr aus der Kirgisensteppe nach Kuldsha	12,228 „
Gesammtausfuhr	63,166 R.

Die Einfuhr nach Russland betrug:

Baichu-Thee (1332 Pud 19 Pfund)	32,938 R.
Ziegelthee (1442 Pud)	12,293 „
Andere Waaren	34,345 „
Gesammteinfuhr	79,576 R.

Davon gingen Waaren über Semipalatinsk nach Sibirien für	63,871 R.
Nach der Kirgisensteppe	15,605 „

1853.

Ausfuhr aus Russland	100,587 R.
Ausfuhr aus der Steppe	5,526 „
Gesammtausfuhr	106,113 R.

Die Einfuhr nach Russland belief sich auf:

Baichu-Thee (1805 Pud)	47,657 R.
Ziegelthee (1220½ Pud)	11,182 „
Andere Waaren	16,207 „
Gesammteinfuhr	75,046 R.

Die Abnahme der Ziegelteeeinfuhr war durch den hohen Preis desselben bedingt. Er war gegen das vorige Jahr fast um 2 Rubel das Pud theurer geworden. Von den übrigen Waaren wurde hauptsächlich Daba eingeführt, nämlich für 7447 Rubel.

1854.

Die Ausfuhr aus Russland betrug	229,600 R.
Die Ausfuhr aus der Steppe betrug	11,424 „
Gesammtausfuhr	241,024 R.

Die Einfuhr nach Russland belief sich auf:

Baichu-Thee (1196 Pud)	31,200 R.
Ziegelthee (1426 Pud)	14,741 „
Daba	21,296 „
Einfuhr in die Steppe	12,946 „
Gesammteinfuhr	80,183 R.

Es blieben in der Factorei Waaren im Werthe von 2000 Silberrubel und in den Händen der Chinesen für 16000 Silberrubel.

Die diesmalige Ausfuhr war sehr bedeutend, besonders von Vieh, darunter 36,000 Schafe, die alle nach Kaschkar verkauft wurden. Otternfelle wurden für 12000 Rubel nach Kuldsha gebracht.

1855.

Der Preis des Thees hatte sich in diesem Jahre bedeutend geändert:

Die Kiste Baichu-Thee kostete	1854	26 R.,	1855	28½	R.
„ „ kleiner Ziegelthee	„	10 „	„	10,70	„
„ „ Fu-Thee	„	15 „	„	12,75	„
„ „ Tsaulau	„	12,45	„	10,20	„
„ „ grosser Ziegelthee	„	—	„	6,40	„

Die Ausfuhr aus Russland betrug . . . . . 60,388 R.

Die Einfuhr nach Russland:

Baichu-Thee (576 Pud)	16,397 R.
kleiner Ziegelthee (541 Pud)	5,803 „
Fu-Thee (151 Pud)	1,928 „
Tsaulau (341 Pud)	3,476 „
grosser Ziegelthee (100 Pud)	0,640 „
Im Ganzen	28,244 R.
Daba	42,190 „
Andere Waaren	30,661 „
Die ganze Ausfuhr	101,095 R.

Die Steppe verbrauchte von dieser Einfuhr für 2000 Rubel mehr als im vorigen Jahre. Es blieben sonach in Händen der russischen Kaufleute für 13,470 Rubel Waaren für das nächste Jahr. Der Thee wurde in diesem Jahre meist nur gegen Silber gekauft.

1856.

Neu ausgeführt wurden nach Kuldsha für . . 87,225 R.

Unter dieser Ausfuhr befanden sich für 2700 Rubel Nankings, gegen 1300 Schafe, auch viele Silberbarren in Form von Löffeln.

Die Einfuhr dieses Jahres betrug:

Baichu-Thee (1361 Pud)	40,825 R.
kleiner Ziegelthee (148 Pud)	1,598 „
grosser Ziegelthee (185 Pud)	1,180 „
Fu-Thee (186 1/2 Pud)	3,093 „
Tsaulau (156 Pud)	2,032 „
Der gesammte Thee	48,728 R.
Daba	17,811 „
Andere Waaren	13,778 „
Gesammteinfuhr nach Russland	80,317 R.

Von dieser Einfuhr wurden Waaren für 69,620 Rubel nach Semipalatinsk und für 10,697 Rubel in die Kirgisensteppe eingeführt.

Digitized by Google

1857.

Die Ausfuhr nach Kuldsha war in diesem Jahre bedeutend geringer als in den vorigen Jahren, da Unruhen in Tschugutschak Hemmungen im Handel hervorgebracht hatten. Sie betrug 51,743 Rubel, darunter waren für 15,200 Rubel Nanking und für 7500 Rubel Katun. Auch die Einfuhr nach Russland hatte wegen der Unterbrechung des Weges in China abgenommen. Sie betrug:

Baichu-Thee (1380 Pud)	35,887 R.
kleiner Ziegelthee (120 Pud)	1,893 „
Fu-Thee (58 Pud)	0,920 „
Tsaulau (91 Pud)	1,149 „
Im Ganzen	39,849 R.
417 Stück Rinder	2,786 „
Andere Waaren	6,125 „
Gesammteinfuhr	48,760 R.

1858.

Die Ausfuhr nach Kuldsha betrug 54,925 Rubel, darunter befanden sich 7 Pud und ½ Pfund silberne Löffel im Werthe von 6732 Rubel. Trotz dieser geringen Ausfuhr war die Einfuhr nach Russland dennoch geringer. Sie betrug:

Baichu-Thee	23,170 R.
grüner Thee	1,022 „
Tsaulau	5,550 „
Fu-Thee	2,517 „
Ziegelthee	9,607 „
Im Ganzen	41,866 R.
Seidenzeug	543 „
Daba	1,972 „
Andere Waaren	1,415 „
Gesammteinfuhr	45,796 R.

1859.

Die Ausfuhr nach Kuldsha betrug:

aus Russland	30,959 R.
aus der Kirgisensteppe	5,109 „
Gesammtausfuhr	36,068 R.

Die Einfuhr betrug aber:	nach Russland	nach der Kirgisensteppe
Baichu-Thee	11,018 R.	625 R.
grüner Thee	27 „	141 „
Fu-Thee	0,366 „	570 „
Tsaulau	2,075 „	— „
Ziegelthee	0,735 „	14 „
	14,221 R.	1350 R.
	Summa 15,571 R.	
Daba	2,653 R.	1,332 R.
Seidenzeug	0,211 „	— „
Rinder	1,158 „	1,020 „
Pferde	0,174 „	40 „
	18,417 R.	3,742 R.
	Gesammteinfuhr 22,159 R.	

Wir sehen hier deutlich, dass das Ausfuhr-Quantum vom Verbrauche des Ili-Thales abhängt; es wird, da der Preis des Thees im Jahre 1859 gestiegen war, durch eingeführtes Vieh bezahlt.

1860.

Die russische Ausfuhr nach Kuldsha betrug in diesem Jahre 35,784 Rubel, wovon für 25,718 Rubel aus Russland und für 10,066 Rubel aus der Kirgisen-Steppe ausgeführt wurden. Unter diesen befanden sich 2 Pud 27 Pfund Silber im Werthe von 3103 Rubel und 12 Kameele im Werthe von 588 Rubel. Diese geringe Ausfuhr und überhaupt die Abnahme des Handelsumsatzes in den letzten Jahren hat zum Theil ihren Grund darin, dass es den russischen Unterthanen verboten wurde, Silbermünzen nach China auszuführen. Da das Silber in China ein sehr gesuchter Handelsartikel ist und dies Verbot der Münzausfuhr sich nicht auf Kokand erstreckte, so ging das Silbergeld, das leichter zu beschaffen war als Silberbarren, über Kokand nach China. Um frei mit Silber handeln zu können, gingen viele kirgisische und tatarische Handelsleute nicht in die Factorei, sondern zu den Taschkendern, die weiter östlich bei der Stadt eine kleine Handelskolonie haben.

Digitized by Google

Wegen Mangels an Silber war auch der Absatz der russischen Waaren sehr schlecht, denn die ganze Einfuhr war in diesem Jahre noch bedeutend geringer als die Ausfuhr. Ein Beweis, wie leicht Zollbeschränkungen dem Handel Schaden bringen.

Die Einfuhr betrug:	nach Semipalatinsk	nach der Kirgisensteppe
Baichu-Thee	9,352 R.	410 R.
grüner Thee	2,660 „	— „
Fu-Thee	453 „	67 „
Ziegelthee	545 „	215 „
	13,010 R.	692 R.
	Zusammen 13,702 R.	
Rindvieh . . .	(368 Stück) 3,312 R.	(394 St.) 3,197 R.
Pferde	(156 „) 1,560 „	(145 „) 1,271 „
Kameele . . .	(7 „) 294 „	(3 „) 150 „
Schafe	— —	(2 „) 10 „
	5,166 R.	4,628 R.
	22,636 R.	7,800 R.

Die ganze Einfuhr betrug: 30,436 R.

1861.

Im Jahre 1861 begann die Ausfuhr wieder zuzunehmen, ebenso wurden bedeutend mehr Waaren nach Russland eingeführt. Die Ausfuhr aus Russland betrug 56,649 Rubel, aus der Kirgisensteppe 25,456 Rubel, d. h. im Ganzen 82,105 Rubel.

Von den ausgeführten Gegenständen sind zu erwähnen:

	aus Semipalatinsk	aus der Kirgisensteppe
Nanking	8,057 R.	2,179 R.
Goldmünzen	360 „	— „
Silbermünzen	7,890 „	1,150 „
Silberbarren	3,779 „	— „
Kameele	— „	80 „

Auf Vorstellung des Consuls ist nämlich das Verbot der Gold- und Silber-Ausfuhr nach China aufgehoben worden. Diese für den hiesigen Handel höchst segensreiche Erlaubniss der Metall-Ausfuhr wird bald ihre Früchte tragen, denn wir sehen, wie

schon im ersten Jahre 12,719 Rubel Silber und 360 Rubel Gold hier auf dem Markte erscheinen.

Auch die Einfuhr nach Russland war grösser als in den früheren Jahren, sie betrug ebensoviel als der ganze Umsatz des Jahres 1860.

Fingeführt wurden aus Kuldsha:

	nach Semipalatinsk		nach der Kirgisensteppe
Baichu-Thee . . .	11,562 R.		1,125 R.
Grüner Thee . . .	3,811 „		24 „
Sobet	— „		868 „
Fu-Thee	243 „		492 „
Ziegelthee	2,367 „		228 „
Ak-Basch	140 „		134 „
Summa	18,123 R.		2,871 R.
Seidenzeug	383 R.		963 R.
Daba	21 „		1,195 „
Pferde . . (163 St)	1,266 „	(433 St.)	3,891 „
Rindvieh . . (1,004 „)	7,551 „	(1358 „)	10,675 „
Kameele	—	(4 „)	174 „
	27,344 R.		19,769 R.

Daher die ganze Einfuhr: 47,113 R.

Wie ich von den Kaufleuten hörte, soll sich der Handel im letzten Jahre noch gehoben haben; aber mit der Zeit scheint er, wie man mir mittheilt, einen ganz anderen Charakter annehmen zu wollen. Der Thee steigt von Jahr zu Jahr im Preise, so dass er gegenwärtig hier nur gegen Silber eingetauscht werden kann, wenn der Kaufmann nicht geradezu Schaden erleiden will. Je mehr aber der Theehandel in Verfall geräth, desto mehr hebt sich der Viehhandel von Jahr zu Jahr. Schon im Jahre 1861 übersteigt die Vieh-Einfuhr die Thee-Einfuhr um 2561 Rubel; in diesem Jahre soll sich der Viehhandel nach Angabe der hiesigen Kaufleute geradezu verdoppelt haben.

Es scheint aber, als ob die chinesische Regierung jeden Fortschritt im Handel hemmen wolle, sie hat vor einigen Wochen verboten, den Russen Vieh zu verkaufen und zwar unter dem Vorwande, dass die Armee im Kriegsfalle Vieh nöthig haben

werde. Der Consul hat gegen diese Massregel beim Dsan-dsün Protest eingelegt, und es heisst, sie soll schon rückgängig gemacht worden sein.

Die Stadt *Kuldsha*, von den Tarantschi-Tataren zum Unterschiede von dem tatarischen Kuldsha *Tschong Kuldsha* (das grosse Kuldsha), von den Solonen aber *Kürī* genannt, liegt dicht am rechten Ufer des Ili, nicht weit von der Mündung des Uklyk. Die Stadt besteht 1) aus der Festung, die natürlich fast ausschliesslich von Mandschu und Beamten bewohnt und durch eine gezackte, mit Schiessscharten versehene Lehmmauer umgeben ist; 2) aus der Chinesen-Stadt, die sich nördlich an die Festung anlehnt; 3) aus dem Weichbilde, d. h. den Gehöften der sich mit Ackerbau und Gartenkultur beschäftigenden Einwohner, welche die innere Stadt gleichsam wie mit einem Kranze von Waldungen umgeben.

Der Eintritt in die Festung war mir deswegen nicht gestattet, weil ich hier nicht in officiellem Auftrage anwesend war. Bei Anwesenheit des russischen Consuls wäre eine Vorstellung wohl möglich geworden; der Secretär, der damals den Consul vertrat, konnte aber nur mit untergeordneten Beamten sprechen, denn die Mandschu halten streng auf Rangordnung. In jedem Vertrage heisst es, dass nur Beamte gleichen Ranges miteinander verkehren können. Aus diesem Grunde musste auch der Consul in Kuldsha den Titel eines General-Consuls erhalten, da der Dsan-dsün (der Oberbefehlshaber von Kuldsha) sich weigerte, ihn zu empfangen, weil er kein General sei (der Ausdruck General ist den Chinesen sehr wohl bekannt). So musste ich mich leider begnügen, das breite steinerne, mit geschweiften Ziegeldächern in mehreren Absätzen verzierte Festungsthor zu betrachten. Die Chinesen-Stadt ist von bedeutender Ausdehnung; die Haupt-Lebensader derselben bildet der Markt, eine in vielerlei Windungen sich wohl über ein Werst lang hinziehende Strasse. In die Marktstrasse mündet eine grosse Anzahl von meist engen Querstrassen, die sich nach allen Seiten in allerlei Windungen ausdehnen und ihrerseits durch ein Spinnennetz von kleinen, oft nur wenige Faden breiten Quergässchen verbunden werden. Dieses Strassengewirr ist so verwickelt, dass der neue Ankömmling sich gar kein Bild der Lage der Stadt entwerfen kann. Ich konnte mich in den acht Tagen meines hiesigen Aufenthaltes durchaus nicht zurechtfinden. Dazu kommt noch, dass

man längs allen Strassen, ausser dem Markte, nur Lehmmauern und Thorwege sieht, die einander genau gleichen, denn die Häuser der Chinesen liegen im hinteren Theile der Gehöfte und sind daher von den schmalen Strassen aus nicht sichtbar. In dem Weichbilde sind die Strassen breiter, aber auch hier nur von Lehmmauern begrenzt, über welche sich aber ein Wald von Fruchtbäumen erhebt. Wenn man sich von der Stadt entfernt, so wechseln die menschlichen Wohnungen mit offenen Aeckern ab und gehen zuletzt in einzelne, zerstreut liegende Gehöfte über, so dass die Dichtigkeit der Bevölkerung Kuldsha's gleichsam einem lichtausstrahlenden Kerne gleicht, dessen Intensität sich im Verhaltniss zur Entfernung vom Kerne ausbreitet und daher in seiner Lichtwirkung schwächer wird.

Das Weichbild der Stadt Kuldsha bildet einen Halbkreis mit einem Durchmesser von etwa 5 — 6 Werst und wird von dem Flusse Uklyk durchschnitten. Ich habe nur den westlichen Theil des Weichbildes der Stadt passirt, der nicht weit vom Flecken Tardshi beginnt. Was ich bei dieser Gelegenheit von den Anlagen der chinesischen Feldbauer gesehen, hat mir eine grosse Achtung vor ihrem Fleisse und ihren Kenntnissen eingeflösst. Leider war es mir nicht gestattet, auch nur auf hundert Schritte den Weg zu verlassen und ich kann daher nur nach dem ersten oberflachlichen Eindrucke urtheilen. Ueberall waren die Felder ausserst sauber angelegt, sie bildeten meist Quadrate oder Rechtecke, die, unter verschiedenes Niveau gebracht, sich in regelmässigen Figuren aneinander reihten. Jedes Feld war von einem Graben umgeben, der in schnurgeraden Linien ausgestochen und in musterhafter Ordnung gehalten war. Diese Gräben stehen miteinander in Verbindung und bilden ein künstliches Bewässerungssystem, das von einem grösseren Kanale mit Wasser versehen wird. Durch Absperren des Hauptkanals an einer Stelle und Oeffnung eines Seitenkanals vermag der Besitzer zu jeder Zeit jedes Feld zu bewässern und zwar gerade soviel, wie er für nothig hält. Ohne ein so künstliches Bewässerungssystem ist bei dem hiesigen Regenmangel der Landbau undenkbar. Man kann aber dreist behaupten, dass hier einerseits die Bevölkerungsziffer von der Durchführung des künstlichen Bewässerungssystems abhängt, andererseits sich durch Abnahme der Bevölkerungsziffer auch die Unmöglichkeit der Unterhaltung der künstlichen Bewässerung vergrössert und dadurch auch die Kultur

des Landes verringert wird. Dieser enge Zusammenhang der Bevölkerungsmenge mit der Kulturhöhe des Landes erklärt uns z. B. den Unterschied zwischen der schwachen Ausnutzung des russischen Ili-Thales bei Wernoje und der reichen Ausbeute seitens der Chinesen. Ja, noch mehr: auch klimatische Verhältnisse ändern sich gemäss der Bevölkerung, welche kahle Grassteppen in ein baumreiches Land zu verwandeln vermag, denn auch der Baum gedeiht hier meist nur mit Hülfe der künstlichen Bewässerung.

Als ich das Weichbild Kuldsha's passirte, waren die Getreidefelder schon abgeerntet, an verschiedenen Stellen sah ich hohe Garbenhaufen aufgeschichtet. Die langen Stoppeln bewiesen, dass hier überall das Getreide mit kurzen Handsicheln abgeschnitten war. Zwischen den gelben Stoppelfeldern lagen, wie grüne und bunte Sammetteppiche, die Gemüse-, Tabaks- und Mohnfelder. Bei den näher an der Strasse liegenden Feldstücken konnte ich beobachten, wie sauber und regelmässig die einzelnen Gemüse-, Tabaks- und Mohnpflanzen gesteckt waren, kein Halm von Unkraut war zwischen ihnen hervorgesprossen. Ueberall sah man auf den Feldern Arbeiter dieselben reinigen und jäten. Auch die tatarischen Kaufleute in Kuldsha sprachen mit Bewunderung von der Sorgfalt der Chinesen beim Bebauen der Felder. In der Mitte jedes Felder-Areals liegen die Wirthschaftsgebäude und die Wohnhäuser des Eigenthümers, alle aus Lehmsteinen sauber aufgeführt, die Mauern der Thorwege alle in grösster Ordnung. Dicht bei den Häusern sind die Fruchtgärten, aus denen ein dichter Wald von Apfel-, Pfirsich- und Aprikosenbäumen hervorragt und ausserdem ist vor dem Hause ein kleines schattiges Pappelwäldchen angelegt, von einem künstlichen Bache durchrieselt, in dessen Schatten die Bewohner, vor der Sonnenhitze sich bergend, Siesta halten, und den ganzen Tag über die Kinder sich umhertummeln. Verschiedene Male habe ich den süssen Schatten genossen, wenn wir uns nach mehrstündigem Ritte in glühender Sonne auf ein Viertelstündchen in einem am Wege liegenden Pappelwäldchen lagerten. Hier will ich erwähnen, dass mir unter den hiesigen Bäumen recht häufig eine der lombardischen Pappel sehr ähnliche Silberpappel auffiel. Sie wird vielfach an Wegen und vor den Häusern als Zierbaum gepflanzt und erinnert mich an die heimathlichen Pappeln, welche man in Russland nicht kennt. Diese Baumpflanzungen können auch als ein gutes Zeugniss für die Tüchtigkeit

der Chinesen gelten. Ihre Anlage ist mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft, da die Trockenheit des Bodens und die Sonnenhitze keinen natürlichen Baumwuchs gestatten und die Setzlinge in den ersten Jahren vieler Pflege bedürfen.

Die Obstkultur der Chinesen ist weniger zu loben. Ihre Aepfel sind meist unschmackhaft süsslich; säuerliche Aepfel habe ich nirgends gefunden. Ausser den Aprikosen bauen die Chinesen noch den Schaptala-Strauch (über dessen Kultur ich leider nichts Genaueres erfahren konnte), dessen Früchte von der Grösse unserer Pflaumen sind und einen höchst angenehmen Geschmack haben. Die Pfirsiche sind sehr saftig, die Aprikosen schmecken aber trocken. Dabei ist zu bemerken, dass hier nur wenige Obstsorten gebaut werden; von Pfirsichen und Aprikosen habe ich auf dem Markte in Kuldsha nur je eine Sorte gesehen, Aepfel in zwei oder drei Sorten.

Müssige Menschen sieht man bei den Gehöften selten umherstehen, auch die Kinder werden schon sehr früh zum Arbeiten angehalten. Weiber und Kinder sind, soviel ich beobachten konnte, meist mit dem Reinigen der Felder beschäftigt, während die Männer, unter ihnen auch viele Tataren, auf den Tennen und Mohnfeldern arbeiten.

Wenn ich den chinesischen Ackerbauer loben muss, so kann ich dies nicht von der Land-Verwaltung sagen. Es muss sehr schlecht mit der Gemeinde-Verwaltung und der Landpolizei bestellt sein, sonst könnte bei dem Fleisse der einzelnen Landbauern unmöglich eine so geringe Aufmerksamkeit den Verkehrsstrassen gewidmet sein, deren Instandhaltung doch für jeden einzelnen Landbauer von der grössten Wichtigkeit ist.

Alle Wege und Strassen, die sich zwischen den Gehöften hindurchschlängeln, sind in einem wahrhaft jämmerlichen Zustande und nirgends sieht man eine Spur von Ausbesserung. Die schweren chinesischen, zweiräderigen Lastwagen mit ihren Eisenschienen, die mittelst vieler Nägel mit $^1/_2$ Zoll dicken Köpfen an den Radkranz geschlagen sind, reissen fusstiefe Furchen in den Lehmboden, so dass jeder folgende Wagen gezwungen ist, genau der Spur des vorhergehenden zu folgen. Dabei sind die Wege sehr schmal, höchstens 2 Faden breit, so dass die breiten Wagen, deren riesige Räder wohl einen Faden weit auseinanderstehen, nur einen schmalen Zwischenraum zu beiden Seiten freilassen. Begegnen sich zwei Fuhrwerke, so ist es auf

Digitized by Google

der Strasse eine beschwerliche Arbeit, sie an einander vorbeizubringen; auf den Feldwegen muss der eine Wagen ganz vom Wege gebracht werden, damit der andere passiren kann. Man kann sich denken, wie sehr die Wege durch ein solches Ausweichen verdorben werden. In Folge eines solchen Zustandes der Wege ist es selbstverständlich, dass nur Lastwagen dieselben benutzen, jeder irgendwie Wohlhabende legt weitere Strecken zu Pferde zurück. Ich habe aber nur Männer reiten sehen, reichere Frauen werden in Sänften getragen. Ich bin jedoch keiner Sänfte begegnet.

Tritt man aus dem Weichbilde durch eine Nebenstrasse in die eigentliche Stadt, so glaubt man in eine Einöde zu treten, selten begegnet man einem menschlichen Wesen, und ohne Führer ist es unmöglich, sich in dem Labyrinthe von engen Gässchen zurecht zu finden. Nur in gewissen Theilen der Stadt herrscht ein regeres Leben, da sitzen bei den Thorwegen junge, sehr aufgeputzte Frauen und laden die Vorübergehenden mit den Worten „*sshan shin ni lai!*“ ein, in den Hof zu treten. Ein tatarischer Kaufmann brachte mich einst bei einer dieser Gassen vorbei. Es herrscht hier mehr Sitte als an ähnlichen Orten europäischer Städte, der Vorübergehende wird höchstens ein- oder zweimal durch den Anruf belästigt. Sehen die Mädchen, dass man die Gasse nur zufällig und ohne Absicht passirt, so achten sie nicht weiter auf den Vorübergehenden. Die Lebensader der Stadt, die Marktstrasse, ist im Ganzen 10—12 Faden breit, bildet aber an einzelnen Stellen etwas breitere Plätze. Durch die Mitte zieht sich ein etwa $^1/_2$ Arschin hoher und bis 3 Faden breiter Lehmdamm. Dies ist der Fahrweg; wenn sich auf diesem zwei Wagen begegnen, so kostet es viele Geschicklichkeit, auszuweichen, denn bei der geringsten Unvorsichtigkeit würden die Wagen von der Erhöhung herabstürzen. Auf diesem Fahrdamme sieht man nun eine ununterbrochene Reihe von Wagen und Reitern vorbeiziehen, alle im langsamsten Schritt; wie sollte es auch sonst möglich sein, den ausgefahrenen, von Löchern und Gräben unterbrochenen Damm zu passiren? Da fahren breite Arben und blaue Passagierkutschen, welche auch auf zwei Räder gestellt sind; sie haben die Form der Arben, sind aber viel kleiner und statt des riesigen Verdeckes steht in der Mitte ein Bienenkorb, in dem kaum eine Person Platz hat, sich hinzukauern. Vorn auf dem Querholz sitzt der Kutscher. An schwie-

Digitized by Google

rigen Stellen steigt er ab und führt das Pferd am Zügel. Alle diese Wagen sind blau angestrichen, sie sollen sämmtlich Miethkutschern angehören. Zwischen diesen Fuhrwerken hindurch winden sich mit Mühe und Noth Reiter, meist Soldaten und Beamte, dann aber auch viele der im Gebirge wohnenden Nomaden, Kalmücken, Kirgisen und Buruten (schwarze Kirgisen), die man an ihren Trachten wohl unterscheiden kann. Den Wagenzug unterbrechen Züge von Kameelen, Karawanen, die aus Mittelasien hier eintreffen und ihre Waaren bei den hiesigen Kaufleuten abzuliefern haben. Es tönt ein wildes Geschrei vom Fahrdamme her, besonders wenn durch die Ungeschicklichkeit eines Passirenden der ganze Zug in's Stocken gerathen ist. Dafür aber hat man nicht von dem unerträglichen Wagengerassel zu leiden, das die belebten Strassen europäischer Grossstädte charakterisirt.

Die beiden Häuserreihen, welche die Marktstrasse einfassen, bieten den merkwürdigsten Anblick dar. Hier ist Alles bunt, unregelmässig, in seinen Linien barock, und das Auge des Hinschauenden verwirrend. Die Häuser sind von den verschiedenartigsten Formen, aber alle einstockig, dabei jedoch nicht gleichhoch. Alle Häuser sind mit Holzschnitzwerk verziert und die ganzen Wände mit buntem Papier, Inschriften, Laternen, bunten Zeugfetzen und Aushängeschildern behängt oder gleichsam überschüttet. Die Läden stehen fast ohne Ausnahme offen, das heisst, es fehlt der untere Theil der Aussenwand des Hauses und an seiner Stelle sind einzelne Stützpfosten, die zur Nachtzeit mit Brettern versetzt und geschlossen werden. Hier reiht sich buchstäblich Laden an Laden, denn die Werkstätten der Handwerker, die sich ebenfalls am Markte befinden, sind ebensowohl Läden mit offenen Vorderwänden, nur mit dem Unterschiede, dass in diesen der Handwerker mit seinen Gesellen arbeitet. Die Läden sind meist schmutzig und das Holzwerk ist mit schwarzem Russ überzogen. Nur selten sieht man einen neuen Laden, der mit neuem Schnitzwerke versehen und mit Oelfarbe gestrichen ist.

Die Strasse selbst ist voll von Unrath und Schmutz, denn Jedermann wirft Kehricht und Kuchenabfälle direkt auf die Strasse, wo sie liegen bleiben und faulen; da die Strasse niemals gereinigt wird, so ist die ganze Atmosphäre verpestet. Besonders stark riecht es überall nach Zwiebeln, dem Hauptgenussmittel der Chinesen und deren Abfälle überall auf dem Erdboden umherliegen. Auf

der Strasse herrscht ein wilder Lärm: die Kaufleute in den Läden laden den Vorübergehenden ein, einzutreten, indem sie ihm ihre Waaren mit lauter Stimme anpreisen; die Handwerker hämmern und feilen, Hunderte von ambulirenden Händlern bieten mit starker Lunge Fleisch, Früchte, Medizin u. s. w. feil und schreien, dass Einem die Ohren gellen. Dazu die dichte Volksmasse, die gleich einem Bienenschwarme in der Strasse wimmelt: Beamte, Soldaten, reiche Privatleute mit Sonnenschirm und der mächtigen Brille auf der Nase, meist in dunklen Obergewändern, Kalmücken, Tataren, halbnackte Bettler, welche mit lautem Gezeter die Vorüberschreitenden belästigen; geputzte Frauenzimmer, alte Weiber in Lumpen gehüllt, nichtsdestoweniger aber mit schönen Rosen in den sehr zierlich frisirten Haaren: Alles wälzt und wogt im bunten Durcheinander an uns vorüber. Worte reichen nicht hin, das Bild zu beschreiben und davon nur eine irgendwie richtige Vorstellung zu geben. Stundenlang bin ich auf dem Markte umhergewandelt und habe mich mit dem Anschauen des Strassenbildes ergötzt; trotz aller Unbequemlichkeiten, der Hitze, des Stossens und Drängens konnte ich mich gar nicht satt sehen an der Fülle der Bilder. Die Zeit flieht für den auf der Strasse Weilenden unmerklich hin. Auf der ganzen Ausdehnung des Marktes befindet sich zwischen den Läden und Werkstätten eine grosse Anzahl von Gasthäusern und Schenken. Die letzteren sind, ebenso wie die Läden, nach der Strasse hin offen. Es sind wahre Diebeshöhlen, die vor Schmutz starren; sie sind immer dicht gefüllt und man hört unablässig schreien, singen und fluchen, wenn man an ihnen vorübergeht. Nach den Erzählungen meiner Begleiter zu urtheilen, beherbergen diese Schenken viele Gauner und Diebesgesindel. Fast jeden Tag soll es Mord und Todtschlag in diesen Spelunken geben. Wenn Jemand erstochen worden, so wird er ganz einfach auf die Strasse geworfen, der Schuldige aber, wenn man ihn ergreift, wandert in's Gefängniss. Der Prozentsatz von Gaunern, Dieben und Schwindlern soll hier in Kuldsha ein verhältnissmässig grosser sein; das kann auch nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, dass das Ili-Thal ein Verbannungsort für die Spitzbuben des eigentlichen China, besonders für die schweren Verbrecher von Südchina ist. Diese Verbrecher werden hier losgelassen und Niemand bekümmert sich um dieselben, bis sie abermals wegen neuer Verbrechen in die Hände der Polizei fallen.

Digitized by Google

Ueber die lobliche Polizei in Kuldsha habe ich von den Kaufleuten Wunderbares erzählen hören; man versicherte mich, dass die Polizeibeamten hier die Strassen streckenweise an privilegirte Diebe verpachten: der biedere Pächter soll, wenn er auf seiner Strecke stiehlt und abgefasst wird, von der Polizei stets geschützt und nie dem Gerichte überliefert werden. Er übernimmt aber dafür die Pflicht, aufzupassen, dass andere Diebe auf seiner Strecke nicht stehlen, und hierfür giebt es keine besseren Aufpasser, da der Pachter sich zu diesem Zwecke Helfershelfer, besonders Knaben, hält, die ihm von jedem sich in seinem Distrikte aufhaltenden Diebe Kenntniss geben. Für die Polizei ist das Geschäft sehr vortheilhaft, da sie von jedem angezeigten Diebstahl des Hauptdiebes noch einen besonderen Antheil erhält. Um die Reinlichkeit und Ordnung auf den Strassen kümmert sich die Polizei durchaus nicht, und nur etwa, wenn schwere Verbrechen, Räubereien, Mord und Todtschlag verübt worden sind, werden die Diener der Polizei oder des Gerichts herbeigerufen. Wie weit die Fahrlässigkeit geht, davon giebt folgende Begebenheit ein treffendes Zeugniss, welche mir von verschiedenen Seiten als wahr bezeichnet wurde. Ist ein Mensch in der Schenke erschlagen worden oder vor Hunger oder Kälte auf der Strasse gestorben, so gilt es als Gesetz, dass derjenige Hauswirth den Todten zu beerdigen hat, vor dessen Thur der Todte gefunden wird. Ist nun irgend Jemand auf der Strasse gestorben, so ist es allgemein Sitte, dass der Hauswirth den Leichnam, um ihn nicht beerdigen zu müssen, bis zur Nacht auf der Strasse liegen lässt, ihn dann aber ein paar Häuser weiter schafft. Der Hauswirth, vor dessen Thur jetzt der Todte liegt, verfährt vollkommen in gleicher Weise und so wandert der Todte oft eine Woche lang auf den Strassen Kuldsha's umher, bis eine barmherzige Seele den vollkommen in Verwesung übergegangenen Leichnam, dem die Gauner längst den letzten Fetzen vom Leibe gestohlen haben, auf's Feld transportiren lässt und dort den Hunden zum Frasse hinwirft. Dasselbe würde mit gefallenen Thieren geschehen, wenn diese nicht für den Finder von Nutzen wären, denn es gäbe kein Thier, so versicherte mich Tutai, stinkend genug, dessen Fleisch nicht einen Liebhaber unter den Hahnken der Tschampan fände: ebenso hange kein Fetzen an einem Verstorbenen, den irgend Einer dieser Bande sich anzueignen verschmähe.

Die Bettler bilden in Kuldsha eine Zunft, die ihre eigenen Gesetze und Vorgesetzten hat; sie theilen sich in gewisse Distrikte der Stadt und erheben direkt von den Hauswirthen eine bestimmte Steuer; weigert sich der Hausherr, diese zu zahlen, so wird er von den Bettlern unaufhörlich belästigt, man wirft ihm gestorbene Glieder der Zunft und todte Thiere vor seine Hausthür u. s. w. Es soll sogar Gesetz sein, dass jedem Bettler Etwas dargereicht werden muss; die Chinesen erfüllen dies sehr häufig wörtlich, indem sie dem Bettler einen Strohhalm, ein Stückchen Holz oder etwas anderes Werthloses überreichen.

Ich habe während meines Aufenthaltes in Kuldsha drei grössere Gasthäuser besucht, zwei derselben waren chinesische, das dritte ein dungenisches. (Dungenen heissen die mohammedanischen Chinesen, die hier sehr zahlreich vertreten sind.) Das Innere der chinesischen Gasthäuser bestand aus einer Reihe von grossen Sälen, deren Decken auf mit Schnitzwerk verzierten hölzernen Säulen ruhten. Die Wände waren überall mit bunten Bildern beklebt und von der Decke herab hingen Papierlaternen von sehr phantastischen Formen. In den Sälen standen, wie in unseren Kaffeehäusern, Tische, Bänke und Sessel, alle von polirtem Holze, aber ohne irgend ein weiches Kissen oder Polster. Im Hintergrunde des Hauses waren einige geheime Cabinete. Der allgemeine Eindruck, den ein solches Gasthaus macht, ist ein freundlicher, wenn auch nicht ganz sauberer. Im ganzen Hause herrscht ein übler Geruch, den man vergebens durch Wohlgerüche zu verdrängen sucht. Am Tage sind die grossen Gasthäuser ziemlich leer, nur des Abends, wenn man Tänzerinnen oder Damen der Halbwelt hierherbringt, füllt sich das Haus, dann soll es die ganze Nacht hindurch lustig hergehen, da die Polizei hier keine Verordnung über die Schliessstunde der Kaffeehäuser erlässt.

Das dungenische Gasthaus, das ich besuchte, war zweistöckig gebaut; der untere Raum war für das arme Volk bestimmt; hier sah es sehr schmutzig aus; das obere Stockwerk enthielt nur einen sehr grossen Saal, dessen Decke auf ganzen Reihen von Holzpfeilern ruhte. Die Gastzimmer waren voll von Menschen, welche Thee tranken oder zu Mittag assen; Wein und hitzige Getränke wurden nicht verabreicht. Ich ass hier zu Mittag und bekam gewöhnliche tatarische Küche: Pelmeni, Nudelsuppe, Hammelfleisch und Pilaw aus Reis mit Rosinen. Dieses Gasthaus

soll den ganzen Tag über stark besucht sein, des Nachts ist es dagegen geschlossen.

Da mich die chinesischen Grosshändler so freundlich aufgenommen hatten, so lud ich dieselben ein, mit mir in einem Speisehause zu speisen. Ich hatte den Wirth aufgefordert, mir ein gutes Essen herrichten zu lassen und er hatte mir versprochen, Alles so zuzurichten, dass ich mit seiner Küche zufrieden sein sollte, und in der That er hielt Wort. Zuerst kamen acht kalte Gerichte mit Compot und Saucen, dann siebzehn warme Speisen, darunter achterlei Braten und zuletzt fünf verschiedene Gebäcke mit Füllung. Die Speisen wurden so aufgetragen, dass jedesmal die Tischplatte abgenommen und eine neue mit Speisen sowie frischen Schüsseln mit Essgeräthen besetzte Platte an ihre Stelle trat. Während des Essens wurde süsses Bier und sehr starker Branntwein gereicht; die Chinesen tranken aber sehr mässig, obgleich ich sie ununterbrochen zum Trinken aufforderte. Für das ganze Mahl, von dem wir bei Weitem nicht die Hälfte verzehren konnten, hatte ich etwa 5 Rubel Silber zu zahlen, den Branntwein und das Bier mit eingerechnet. Dies ist gewiss ein deutlicher Beweis für die Billigkeit der Nahrungsmittel in Kuldsha. Bei Gelegenheit der Bezahlung will ich bemerken, dass die einzige hier gangbare Münze der durchlöcherte Jarmak ist, deren sieben auf einen russischen Kopeken gehen. Es kann nichts Unbequemeres geben als diese Münze, denn um für zehn Rubel zu transportiren, hat man wenigstens ein Pferd nöthig.

Die einzigen Häuser, welche am Markte liegen und doch nach der Strasse zu keine Läden haben, sind die Häuser der chinesischen Grosshändler *Hoa-ör-dan* (Blumenläden). Dieselben sind so gebaut, dass sie mit dem Giebel der Strasse zu schauen. Ein Thorweg mit eisernem Gitter, der stets geschlossen ist, führt zu einem schmalen, langen Hofe, an dem zu beiden Seiten sich ein langes Gebäude hinzieht. Da wir die Factorei stets zu Pferde verliessen, so begaben wir uns, wenn wir Kuldsha besuchten, direkt zu den Hoa-ör-dan und stellten bei ihnen unsere Pferde ein, die hier in den im Hintergrunde des Hofes liegenden Ställen untergebracht wurden. Auf der einen Seite des Hofes sind die Läden und das Hauptthor und im Hintergrunde die Speicher; auf der anderen Seite befinden sich die Wohnungen der Commis. Die Herren dieser Geschäfte wohnen

Digitized by Google

in China, hier sieht man nur ihre Vertreter und Gehülfen, die aber alle Theilhaber der Geschäfte sein sollen. Von den Commis selbst ist keiner ein Hiesiger, alle kommen aus dem eigentlichen China. Der Laden der Hoa-ör-dan besteht aus einem geräumigen, sehr sauber gehaltenen Zimmer, dasselbe ist sehr hell, da die eine Wand fast nur aus Papierfenstern besteht, die bei schönem Wetter aufgehoben werden. In den Zimmern stehen mehrere Sessel aus roth polirtem Holze und einige Schemel. Längs der einen Wand zieht sich eine Erhöhung hin, die so breit ist, dass ein Mensch bequem darauf liegen kann, und vor dieser steht auf einem Postamente ein viereckiges messingenes Becken, in dem ein grosses Stück Steinkohle glüht; über diesem Feuerbecken steht stets eine schmale, lange, messingene Theekanne. Ueber die hölzerne Erhöhung sind Teppiche gebreitet. Im Winter, wenn es kalt ist, sollen auf die Bänke Becken mit durchglühten Steinkohlen gestellt werden, da keine Oefen vorhanden sind. An der einen Seite des Zimmers führt eine Thür zum Waarenlager und vor dieser Thür steht ein langer Ladentisch, der die ganze eine Wand des Zimmers einnimmt. Waaren sind in dem Laden nirgends ausgestellt; verlangt irgend ein Käufer eine Waare zu sehen, so bezeichnet er sie mit Worten und die Waare wird sogleich vom Lager geholt und ihm vorgelegt.

Beim Abschliessen des Handels reichen sich Käufer und Verkäufer die Hand, die sie mit den langen Aermeln verdecken, und theilen sich durch einen conventionellen Druck der Finger Preisforderung und Kaufgebot mit. So handeln sie miteinander, ohne ein Wort zu sprechen, und nur aus den Mienen kann man die Missbilligung oder die Annahme des Angebotes der beiden Betheiligten erkennen. Ist man so übereingekommen, so wird der Pakt durch Händedurchschlagen von einem dritten Anwesenden festgemacht. Auf diese Weise kann man in Gegenwart von vielen Zeugen einen Handel abschliessen, ohne dass die Anwesenden die Bedingungen und den Umfang des abgeschlossenen Kaufvertrages erfahren. Auf diese Weise werden Handelsverträge über Tausende von Rubeln abgeschlossen, nur auf Handschlag, nie eine Zeile eines geschriebenen Contractes. Die Hoa-ör-dan sollen so sichere Kaufleute sein, dass sie nie einen abgeschlossenen Handelsvertrag brechen; die russischen Kaufleute vertrauen ihnen Tausende von Rubeln auf Handschlag an, und sollen noch nie von ihnen nur um Etwas betrogen worden sein.

Die Einrichtung des Comptoirs, wie auch die der Zimmer der Commis, unterscheidet sich wenig von der des Ladens. Ueberall dieselben Sessel, dieselben Erhöhungen, die ihnen als Bettstellen dienen, dieselben Kohlenbecken; nur stehen im Comptoir eine Reihe von Pulten, an denen Leute schreiben. Die chinesischen Rechnungsbücher sind etwa einen Fuss lang und drei Zoll breit und auf der einen Schmalseite zusammengeheftet. Quittungen, Rechnungen und Wechsel sind lange, zwei bis drei Zoll breite Streifen. Beim Schreiben wenden die chinesischen Commis die chinesische Schnellschrift an, complicirtere Zeichen schreiben sie aber mit gewöhnlicher Schrift. Als ich fragte, ob sie Mandchurisch zu schreiben verständen, lachte man mich aus. Zu Hause im Comptoir sind die chinesischen Kaufleute stets mit weissen Unterhosen, weissem langem baumwollenem Hemd, über den Unterhosen mit blauen, bis übers Knie reichenden, anschliessenden Hosenbeinen, die am Unterhosengürtel befestigt werden, weissen Strümpfen und schwarzen Schuhen mit Filzsohlen bekleidet. Ist es kühl, so tragen sie über dem Hemd eine Weste ohne Aermel: gehen sie auf die Strasse, so ziehen sie über die Weste noch ein dunkles Oberkleid und bei grösserer Kälte noch eine Jacke mit Aermeln, die im Winter mit Pelz gefüttert ist. Frauen bringen die Hoa-ör-dan-Kaufleute nicht mit. In jedem Magazine der Hoa-ör-dan dienen wohl 10—15 Commis. Sämmtliche Dienenden speisten an einer gemeinschaftlichen Tafel und zwar wurde diese im Hofe aufgerichtet. Fast alle oder wenigstens die meisten sind dem Opiumrauchen ergeben. Man kann die Opiumraucher leicht erkennen, sie haben meist ein gespensterhaft bleiches Aussehen, sehr schlechte, schwarze Zähne und gelbe Flecken im Gesicht. Ich habe mehrmals die Commis der Hoa-ör-dan beim Opiumrauchen beobachtet. Die Opiumpfeifen bestehen aus einem anderthalb Fuss langen, geraden Rohre, an dessen einer Seite sich ein Metallcylinder mit einer feinen Oeffnung befindet. Der Raucher legt sich auf das Bett, stellt neben sich eine Lampe, legt vor die Pfeifenöffnung eine kleine Opiumkugel von der Grösse einer Erbse, dann setzt er die Pfeife an den Mund, hält mit der linken Hand das andere Ende derselben, so dass die Flamme der Lampe die Opiumkugel trifft; in der rechten Hand hält er eine Nadel und durchsticht jedesmal, wenn er die Luft aus dem Rohre einzieht, die Opiumkugel mit der Nadel, bis sie ganz verbrannt ist. Den ganzen Dampf zieht er ein und lässt ihn

Digitized by Google

ur nach Absetzen der Pfeife durch Mund und Nase heraus; achdem er zwei oder drei Pfeifen geraucht hat, pflegt ihm dieelbe zu entsinken; der Raucher liegt mit offenen Augen eine Veile wie besinnungslos da, schläft ein und erwacht erst nach iner Stunde. Starke Raucher sollen sechs bis acht Pfeifen nachinander ausrauchen können. Diejenigen, welche sich dem Opium ollkommen ergeben haben, vermögen kaum drei Stunden ohne lenselben zu leben; dergleichen Leute gehen sehr bald zu Grunde.

Tabakraucher sind alle Chinesen, sie schmauchen ununterrochen aus ihren kleinen Pfeifen; zu Hause gebrauchen sie Wasserpfeifen; ebenso sind sie unersättliche Theetrinker, die Kanne steht stets am Feuer. Sie trinken meist nur Fu-Thee, ler in lose gepressten Blöcken zu $1^1/_2$ Pud verkauft wird. Dieser Thee muss wie der Ziegelthee gekocht werden. Die Chinesen geniessen ihn ohne jeglichen Zusatz und lauwarm. Wollen sie einen Fremden mit gutem Thee bewirthen, so geben sie diesen in eine feine Porzellanschale, übergiessen ihn mit kochendem Wasser und decken die Schale mit einem Porzellandeckel zu; so überreicht man das Gefäss. Der Trinkende schiebt den Deckel ein wenig bei Seite und schlürft durch den freigelassenen Raum, er muss die Tasse vorsichtig aufheben, damit der Theesatz in der Schale verbleibt. Für jede neue Schale wird frischer Thee eingelegt, derselbe ist äusserst wohlschmeckend. An den Fu-Thee muss man sich erst gewöhnen und dazu hat man hier Gelegenheit, denn er wird überall gereicht.

Ueber das Familienleben vermag ich weiter nichts Selbstgesehenes mitzutheilen, da ich nur in die Wohnungen der Hoaör-dan Einlass gefunden habe und auch für diese Besuche nur wenig Zeit übrig hatte. Ebensowenig war ich im Stande, hier Erfahrungen über den Charakter und die Denkweise der Chinesen zu sammeln. Der Hauptzug des chinesischen Charakters scheint mir, soweit ich erfahren konnte, Selbstsucht und Habgier zu sein. Jeder scheint nur an sich zu denken und nur die eigenen Interessen zu verfolgen. Ein solcher Gedanke muss sich einem Jeden aufdrängen, der auch nur ein paar Stunden auf einer chinesischen Strasse verweilt hat. Man sieht die Leute hier aneinander vorbeieilen und absolut nicht die geringste Aufmerksamkeit auf den Nachbar wenden. Ich glaube, wenn ein Leichnam auf der Strasse läge, würde nicht ein einziger Mensch an ihn herantreten, dafern es nicht Jemanden gäbe, der sich einen

Digitized by Google

Vortheil davon verspräche. Sonst scheint mir der Chinese noch grossprecherisch und feige zu sein, dabei unverschämt und anmassend, wenn er sich nur irgendwie beeinträchtigt fühlt. Andere Charakterzüge konnte ich natürlich während meines so kurzen Aufenthaltes nicht bemerken. Mit dem Fremdenhass ist es nicht weit her, das zeigte mir vor Allem das liebenswürdige Betragen der Grosshändler, die doch echte Chinesen sind und mich so freundlich aufnahmen, ohne dass sie von mir auch den geringsten Vortheil gehabt hätten.

In Betreff des Handels will ich noch Folgendes erwähnen. Die Hoa-ör-dan handeln zwar mit allerlei chinesischen Waaren: Zeugen, Papier, Porzellan, Tusche, Schmucksachen, allerlei Manufakturwaaren; ihr Haupthandelsartikel ist aber doch Thee und zwar werden hierher nur die geringen Sorten Baichu-Thee, Fu-Thee, Tsau-lau, grüner Thee, kleiner und grosser Ziegelthee eingeführt. Mit den Bewohnern Kuldshas handeln sie gegen baares Geld (Scheidemünze Jarmak oder Silberbarren), mit den russischen Kaufleuten gegen Silber, Gold oder russische Waaren.

Ueber den Preis chinesischer Stoffe erfuhr ich Folgendes:

Tabar (schweres Seidenzeug) kostet die Breite	3 R.
Molun (schweres Seidenzeug mit runden Blumen) die Breite	6—25 „
Durdun (schweres Seidenzeug) ein Tschi . .	6—8 „
Hoang-tschu (dünnes Seidenzeug) ein Stück .	3 „
Djän-däu (Baumwollenzeug) eine Lage . . .	2 „
Tschi-tschän-tschän (Baumwollenzeug) ein Rock	8 „
Djän-tschu (Baumwolle) ein Tschi	20 K.
Män-tschu (Baumwollenzeug) ein Tschi . . .	30 „

Die Hoa-ör-dan sind die Vermittler der Handelsbeziehungen Chinas mit dem Ili-Thale, durch sie werden die meisten Kleinhändler Kuldshas mit chinesischen Produkten versorgt, ebenso führen sie die Produkte des Ili-Thales: Horn, Opium, Eier (zerschlagen in Kesseln) und Pferde nach Urumtschi und China aus.

Auf dem Kuldshaer Markte sind viele Läden der Kaschgaren, welche die Produkte des Ally-Schähär oder der kleinen Bucharei und aus Mittelasien (Kokand und Buchara) hier ankaufen. Durch meine tatarischen Bekannten wurde ich auch hier bekannt. Da die Tataren ihre Waaren im Laden auslegen,

so war es mir leicht, einen Ueberblick über diejenigen Produkte, die von den oben genannten Orten in das Ili-Thal eingeführt werden, zu gewinnen und mir auch ihre Preise zu notiren. Es sind dies hauptsächlich Schnittwaaren, die grösstentheils von der tatarischen Revölkerung gekauft werden.

Aus Kaschgar.

1. Baumwollenzeuge.

Schang	ein Stück	— R.	90 K.
Karima	„ „	— „	80 „
Törtwak	„ „	— „	75 „
Kökübasch	„ „	— „	60 „
Tscholak	„ „	— „	40 „
Süpäti (geglättet)	ein Stück	1 „	— „
Chasä (bunt)	„ „	1 „	50 „
Mäschrü (geglättet)	„ „	3 „	50 „
Dälämbü (gestreift)	„ „	2 „	50 „
Simavi (gestreift)	„ „	1 „	80 „

2. Teppiche.

Giläm, grosse, aus Seide von	10 bis	100 R.
Siltschä, kleine, aus Seide von	3 „	6 „
Märosa, aus Wolle		2 „
Tschärosa, aus Wolle		3 „

Bettdecken waren aus Seide, Wolle und Baumwolle, auch mit reichen Stickereien, zu den verschiedensten Preisen vorhanden.

Aus Buchara und Taschkend.

1. Seidenzeuge.

Kimkat (Seidenzeug mit Goldblumen)	ein Rock	100 R.
Tätula (Seidenzeug mit reicher Stickerei)	„ „	150 „
Schajä (bucharische Seide)	„ „	8—10 „
Durja (buntes Seidenzeug mit baumwollenem Unterschlage)	ein Rock	6—7 „

2. Baumwollenzeuge.

Täibu, ein Tschi	9 Kop.
Tschuibu, ein Tschi	6 „

Digitized by Google

Taidshibu, ein Tschi	9 Kop.
Gämbu, ein Tschi	10 „
Basma (bedruckt), ein Stück .	60 „

3. Wollenzeug.

Chosa, ein Rock	10 Rub.

Es muss wohl keinem Volke so schwer werden, eine fremde Sprache zu erlernen, wie den Chinesen. Die hiesigen grossen Kaufleute sprechen alle tatarisch; aber gleich wie in Kanton sich eine eigene Sprache, das Pitschen-Englisch, gebildet hat, und in Kjachta das berühmte Kjachtaer Russisch, so ist auch die hiesige chinesisch-tatarische Sprache, die man erst erlernen muss, ein in chinesische Syntax umgesetztes Tatarisch. In den ersten Tagen meines Aufenthaltes konnte ich nicht unterscheiden, ob man mich chinesisch oder tatarisch anredete. Nach einigen Tagen lernte auch ich zum Theil die Chinesen verstehen.

Den 4. August verliess ich Kuldsha in Begleitung dreier Kosaken, die sich mit der Post nach *Koksa* begaben. Wir waren jetzt ohne chinesischen Convoi, durften aber auch nur auf demselben Wege zurückkehren. Da Regenwetter eintrat, so ritten wir, ohne uns aufzuhalten, und erreichten schon am sechsten Tage die Koksinskaja Stanitza. Der ganze Weg wurde ohne jeden Unfall zurückgelegt, nur der Uebergang über den Ösök war sehr schwierig, das Wasser war gestiegen und wir kamen fast mit Lebensgefahr und ganz durchnässt über den Fluss.

Schon in Kuldsha hatte ich Gelegenheit, von eingeborenen Tarantschi über die Verhältnisse des Ili-Thales Erkundigungen einzuziehen. Dann traf ich mehrere Tarantschi in Kopal und verbrachte mit ihnen einige Tage und einer derselben begleitete mich nach Barnaul; so gelang es mir, aus diesen Aufzeichnungen ein ziemlich genaues Bild von dem Ili-Thale und seinen Bewohnern zu erhalten.

Besiedelung des Ili-Thales.

Das Ili-Thal ist gewiss schon seit vielen Jahrhunderten seiner günstigen Lage und Fruchtbarkeit wegen ein Sitz von Kulturvölkern gewesen, denn Hulaga Kan, der Mongolenfürst,

ennt schon auf seinem Eroberungszuge 1253 die Uiguren-Stadt *lmalik*, (die heutige russische Stadt Wernoje wird noch jetzt on den Kirgisen Almaty genannt), die während der Mongolen-errschaft auch später mehrmals als der Sitz von Mohamme-anern und Nestorianischen Christen erwähnt wird. Neben Al-aty war noch eine zweite Stadt, das tatarische *Kuldsha*, ent-anden. Zur Zeit der Herrschaft der Kalmücken-Kane, die im VII. und im Anfang des XVIII. Jahrhunderts ihre Residenz n Ili-Thale hatten, waren schon viele bucharische Ansiedler im i-Thale, ja, am Korgos soll nach russischen Aussagen vom Kan er Kalmücken schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts n schöner Garten mit Fruchtbäumen angelegt worden sein. ier sollen zu derselben Zeit schon angesiedelte Chinesen den cker bebaut, und ferner in dieser Gegend Kalmückenklöster ch befunden haben. Als das Dsungaren-Reich nun um die itte des vorigen Jahrhunderts vernichtet wurde und sich der aiser Kien-lung das östliche Turkistan unterworfen hatte, liess s sich die chinesische Regierung besonders angelegen sein, in iesem neuen Gebiete, das schon 1755 zur chinesischen Pro-inz erhoben war, an einem Punkte besonders festen Fuss zu ssen. Zu diesem Zwecke wählte man als den passendsten Ort en östlichen Theil des Ili-Thales aus, da es sich am Besten zu rösseren Ansiedelungen eignete und gleichsam in dem Mittel-unkte der neueroberten Länder befand. Dazu kam noch, dass ie früheren Bewohner dieses Landstriches nicht nur besiegt, ndern mit Ausnahme der Bewohner der Tatarenstadt Kuldsha ollständig aus ihren Wohnsitzen verdrängt waren, so dass man ei neu anzulegenden Colonieen in keiner Weise auf Schwierig-eiten stiess. So wurden denn westlich von der Tatarenstadt uldsha sieben Festungen angelegt, von denen zwei die jetzt llgemein unter dem Namen Kuldsha genannte Stadt *Kärä* und as weiter nach Osten liegende Fort *Bajandai* Mandschube-tzungen erhielten. Die übrigen fünf Forts: *Korgos*, *Tsching-i-cho-si*, *Sü-ding*, *Da-lo-si-gung* und *Tschim-pän-si* wurden mit ham-bing oder chinesischen Soldaten besetzt. Dann siedelte an zum Schutze der Grenze Militär-Colonieen aus Daurien an, nd führte zur besseren Betreibung des Ackerbaues aus der leinen Bucharei (Alty-schähär, das Sechs-Städte-Gebiet, wie s die Kuldshaer Tataren nennen) 6000 Tatarenfamilien zum li über; zuletzt errichtete man hier eine Verbrecher-Colonie von

Digitized by Google

Verbannten aus dem eigentlichen China. Durch diese Ueber-
siedelungen erhielt das ganz verödete Ili-Thal im Verlaufe weni-
ger Jahre eine ziemlich starke Bevölkerung, die eben, weil
sie aus so verschiedenen Elementen bestand, ein Bollwerk der
Mandschu-Herrschaft im Westen wurde.

Seitdem sich die Kirgisen der grossen Horde und die
schwarzen Kirgisen (Burut) nördlich vom Issyk-köl und am
Karkara den Russen unterworfen, Letztere aber grössere Ka-
sakenansiedelungen am oberen Ili gegründet hatten, erstreckt
sich nach dem Pekinger Tractat die chinesische Herrschaft am
Ili nur bis zur Mündung des Borochudsir. Die Grenze ist nicht
genau bestimmt, da vom Borochudsir westlich bis zum Schih
zu beiden Seiten des Ili grosse Sandflächen liegen und die Ufer
dieses Flusses hier nur wenigen Kirgisen-Aulen ein Winterasyl
gewähren können. Im Jahre 1862 war eine Kommission mit
der Grenzregulirung zwischen Russland und China beschäftigt.
Der dicht bevölkerte Theil des chinesischen Ili-Thales erstreckt
sich vom Flusse Türgän östlich bis zum Flusse Kasch, einem
rechten Nebenflusse des Ili, über eine Strecke von etwa 20 bis
25 Meilen. Weiter aufwärts am Ili waren Ansiedelungen von
Ackerbauern unmöglich, da hier die Gebirge bis dicht an den
Ili treten, westlich vom Kasch hingegen ist das Ili-Thal 4 bis 5
Meilen breit.

Bodenbeschaffenheit und Klima.

Die Bodenbeschaffenheit der hier bezeichneten Strecke des
Ili-Thales ist für den Ackerbau sehr günstig. Mit Ausnahme
weniger Sandstrecken dicht am Ufer des Ili sind das Hauptthal
dieses Flusses und die Thalrinnen der zahlreichen Nebenflüsse
meist mit einem fetten, trockenen Lehmboden bedeckt, der bei
rationeller, künstlicher Bewässerung ohne viel Dung einen reichen
Ernteertrag liefert, aber eben nur bei gehöriger Bewässerung;
denn ohne dieselbe kann bei der Trockenheit des Klimas ab-
solut Nichts gedeihen. In den Sommermonaten gehört Regen
hier zu den grössten Seltenheiten, und ein noch so starker
Regen verschwindet bei der Trockenheit des Bodens und der
grossen Hitze nach wenigen Stunden, ohne auch nur die ge-
ringste Spur zurückzulassen; hier kann eben nur eine künstliche
Bewässerung die gewünschten Erfolge erzielen, denn Gegenden,
deren Lage eine solche unmöglich macht, liegen, wie ich selbst

Digitized by Google

zu beobachten Gelegenheit hatte, trotz der Fruchtbarkeit des Bodens, vollkommen wie Sandwüsten da, ohne selbst den geringsten Graswuchs zu erzeugen. In den Thalrinnen der Nebenflüsse ist das Land theilweise steinig, aber trotzdem, wie man mich vielfach versicherte, nicht weniger fruchtbar, nur ist die Arbeit viel schwieriger.

Das Klima des Ili-Thales ist wie das der östlichen Dsungaren-Steppe überhaupt eine Uebergangsstufe zwischen dem rauhen Klima Sibiriens und dem fast tropischen Klima jenseits des Thianschan. Im Winter, der eigentlich nur drei Monate dauert, fällt das Thermometer bis 25° und die sehr hohe Kälte hält meist drei Wochen an. Zu Anfang und Ende des Winters ist das Wetter veränderlich. Der Schneefall ist bisweilen ziemlich bedeutend, gute Schlittenbahn aber im Thale selten. Der Sommer hingegen ist furchtbar heiss, und ich selbst hatte Gelegenheit, im August eine Hitze bis 36° Réaumur im Schatten anzutreffen. Der Monat April soll häufig regnerisch sein; für die Bewohner ist das Klima sehr gesund und daher gehören Epidemieen zu den Seltenheiten; wenn sie aber vorkommen, so sind sie durch die ungesunde Luft in den chinesischen Städten veranlasst. Eine Ausnahme machen die Pocken, die hier schon mehrmals in diesem Jahrhundert die grössten Verheerungen angerichtet haben.

Seinem Klima verdankt das Ili-Thal den Vorzug, dass hier schon viele Früchte reifen, die das Klima der nördlicheren Gegenden nicht vertragen. Von Baumfrüchten reifen Aepfel, Pfirsiche, Aprikosen, Schaptala, Granatäpfel, auf den Feldern gewinnt man Wein, Melonen, Arbusen (von ausserordentlicher Grösse), alle Getreidearten, Mais, Reis, Baumwolle und Tabak.

Die Flüsse und Kanäle.

Besonders günstig für den Anbau des Landes sind die vielen kleineren und grösseren Flüsse und Bäche, die hier aus den Grenzgebirgen in das Ili-Thal herabströmen, der grösste Theil dieser Flüsschen wird durch Kanäle auf die Aecker geleitet und ihr Wasser hier vollständig verbraucht. Nur die bedeutenderen gelangen bis zum Ili.

Wenn ich in Folgendem eine kurze Uebersicht der Nebenflüsse des Ili zwischen dem Kasch und Ösök gebe, so muss ich mich, da mir eine Rundreise nicht gestattet war, darauf

beschranken, die mir genannten Flüsse der Reihe nach aufzuzählen, wobei mancherlei Irrthümer unvermeidlich sind.

Betrachten wir zuerst die Flusse, die sich von Norden aus in den Ili ergiessen. Der östlichste dieser rechten Nebenflüsse ist der eben genannte Kasch: er entspringt auf den südlichen Ausläufern des Alatau und stromt in seiner Hauptrichtung nach Südwesten. Ueber seinen oberen Lauf habe ich keine Kunde einziehen können, in seinem unteren Laufe ist er von bedeutender Breite und sehr reissend. Seine Ufer sollen sehr bergig sein und am linken Ufer die Felsen oft bis dicht an den Fluss treten. Bis zu seiner Mündung in den Ili wird er von Bergzügen begleitet, die mit Ausnahme eines kleinen Plateaus am linken Ufer etwa 10—12 Werst von der Mündung nicht zum Ackerbau geeignet sind. Von Nebenflussen, die der Kasch auf seinem unteren Laufe aufnimmt, wurden mir nur zwei genannt, die Nilka und der Olatai, beide strömen ihm von rechts zu.

Der nächste grössere Fluss, der westlich vom Kasch zum Ili fliesst, ist der *Pilitschi*. Er mundet nicht weit von der Tatarenstadt Kuldsha in den Ili. Zu erwähnen ist, dass der Pilitschi einige Werst nördlich von der Stadt Tschim-pän-si von einem grossen Kanal (Östang), der vom Kasch nach dem chinesischen Kuldsha geleitet ist, durchschnitten wird. Bei seiner Mündung ist der Pilitschi nicht viel mehr als ein Bach, weil der grosste Theil seines Wassers durch die Ackerbewässerung verbraucht wird. Zwischen Pilitschi und Kasch wurden mir vier Flüsschen genannt: *Baradurgasun*, *Bilākäi*, *Tschulburgai* und *Jirgalang*. Ich vermag nicht anzugeben, ob diese Flüsse ursprünglich Nebenflusse des Pilitschi sind, oder ob sich einer oder der andere von ihnen früher in den Ili ergoss. Gegenwartig wird ihr ganzer Wasservorrath auf den Aeckern verbraucht. Der Jirgalang, der dem Pilitschi am nächsten liegt, ist grosser als die übrigen drei Flusschen. Der nächste grössere Fluss, der den Ili erreicht, ist der Yklyk. Er fliesst dicht bei dem chinesischen Kuldsha in den Ili. Hier, wo ich ihn selbst durchritten, ist er ein ganz unbedeutender Bach, sein Bett aber, das eine bedeutende Breite hat, beweist, dass der grösste Theil seines Wassers auf den Aeckern verbraucht wird. Am oberen Laufe des Yklyk liegt das Fort Da-lo-si-gung und weiter nach Süden das Fort Süding. Bei der Stadt Da-lo-si-gung soll er viel bedeutender sein. Zwischen Yklyk und Pilitschi wurden

Digitized by Google

mir die Flüsschen *Mogai* und *Almutu* genannt. Letzteres Flüsschen führt also denselben Namen wie der Fluss, an dem die russische Stadt Wernoje liegt, es könnte sich also auch hier die alte Stadt Almalig befunden haben. Bedeutender als alle bis jetzt nach dem Kasch genannten Flüsse ist der etwa 20 bis 30 Werst sich westlicher in den Ili ergiessende Fluss *Korgos*. Nordwestlich von der Stadt Korgos, wo ich ihn durchritt, ist er schon in mehrere Arme getheilt. Bei der Stadt Korgos sind die Ufer flach, jedoch konnte ich deutlich erkennen, dass sich nur wenige Werst nördlicher das linke Ufer zu einer steilen Wand erhob. Zwischen Yklyk und Korgos habe ich mehrere Bäche durchritten, kann aber nur den Namen des bedeutendsten derselben, den Tülki, aufführen. Am Tülki liegt das Fort Tsching-di-cho-si.

Der westlichste der rechten Nebenflüsse des Ili ist der *Ösök*, dessen ich schon in meinem Tagebuche erwähnt habe. In seinem oberen Laufe, wo ich ihn nicht weit vom zweiten Piquet passirte, ist das Flussthal etwa 2—3 Werst breit. Die Uferberge sind sehr steil und steinig und erheben sich zu beiden Seiten wie das Flussthal begrenzende Mauern. Während das Hochplateau zu beiden Seiten des Flusses steinig ist, ist das Thal dicht bewaldet. Hier im Gebirge dient es einigen wenigen Kirgisenfamilien der grossen Horde zum Aufenthalt. Der Fluss selbst ist wohl 50 Faden breit. Zwischen Ösök und Korgos traf ich mehrere Flüsschen, kann aber deren Namen nicht nennen, da der uns begleitende Solone jegliche Auskunft über die Gegend versagte. Der Ösök bewässert den grössten Theil des nach Süden liegenden Solonengebietes.

Von Süden her fliessen viel weniger Flüsse zum Ili herab, als von Norden; daher kommt es auch, dass das linke Ufer, d. h. der südliche Theil des Ili-Thales, viel weniger bevölkert ist als das rechte. Südlich vom chinesischen und tatarischen Kuldsha wurden mir fünf Flüsschen in folgender Ordnung von Osten nach Westen genannt: Tarksyl, Koguschi, Jagastai, Kainak und Bugra. Alle diese Flüsschen können nur unbedeutend sein, dies ist schon daraus zu erkennen, dass ihr Wasser dicht beim südlichen Grenzgebirge auf den Aeckern vollständig verbraucht wird. Für die geringe Bedeutung dieser Wasserläufe spricht ferner der Umstand, dass an keinem derselben mehr als zweihundert Ackerbauer-Familien angesiedelt sind. In viel grösse-

rer Entfernung vom Ili und viel weiter nach Westen, als die oben genannten fünf Flüsse, wurden mir ferner noch vier Flüsse als Ackerplätze für Tataren-Ansiedlungen genannt: Chonokai, Dolaty, Galdshang und Dadamty. Diese Flüsse waren meinen Berichterstattern nur dem Namen nach bekannt.

Das Wasser der kleinen Nebenflüsse reicht aber bei weitem nicht hin, um alles angebaute Land des Ili-Thales zu bewässern. Zu diesem Zwecke wurden, sowohl aus dem Kasch wie auch aus dem Ili selbst, einige bedeutende Canäle (Östäng) zu den trockneren Landstrichen geführt. Für das rechte Ufer, das höher ist als das linke, wurden die Canäle aus dem Flusse Kasch geleitet, für das linke Ufer musste der Ili allein das nothwendige Wasser liefern.

Aus dem Kasch sind vier Canäle nach Westen geführt: der bedeutendste derselben ist der *Uluk Östäng* (der grosse Canal) er nimmt seinen Anfang etwa 25 Werst von der Mündung des Kasch und ist 60—70 Werst weit geleitet. Seine Hauptrichtung ist südwestlich, bis zum Fort Bajandai und dann westlich bis fast zum chinesischen Kuldsha. Seine Aufgabe besteht darin die Aecker östlich vom chinesischen Kuldsha zu bewässern, da das Wasser des Pilitschi und Yklyk zu diesem Zwecke nicht ausreichend ist. Einige Werst südlicher als der Uluk Östäng führt ein kleiner Canal, der Kösün genannt wird, das Wasser des Kasch auf die Aecker der Tataren-Beamten, die auf einem Plateau am rechten Ufer des Kasch liegen. Südlich vom Kösün sind noch zwei ziemlich bedeutende Canäle aus dem Kasch geführt, der Baitukai und der Ari Östäng (der hintere Canal), die die tatarischen Aecker zwischen dem Ili und dem Uluk Östäng zu bewässern haben; der letztere führt sein Wasser dicht bis zum tatarischen Kuldsha.

Am linken Ufer finden sich nur zwei sehr bedeutende aus dem Ili selbst geführte Canäle; der eine beginnt unterhalb der Kaschmündung und bewässert die Aecker der Schibä, die südlich von den beiden Kuldsha wohnen. Der zweite Canal wird von den Tataren *Tokus Tara Östäng* genannt (der Neue-Aecker-Canal) und hat seinen Anfang oberhalb der Kaschmündung; er soll ein wahres Riesenwerk sein, denn in seinem oberen Laufe führt er wohl 20 Werst durch die felsigen Uferberge des Ili. Der Zeit nach ist er der zuletzt angelegte Canal, e

wurde im 14. Jahre der Regierung des Kaisers Tau-Kuang (1834) angelegt.

Die Bevölkerung des Ili-Thales.

Nachdem ich so in kurzen Zügen die Lage und geographischen Verhältnisse des Ili-Thales zu schildern versucht habe, will ich jetzt meine Aufmerksamkeit den Völkerstämmen zuwenden, die dasselbe bewohnen. Die Vorgeschichte und die chinesische Regierung haben auf einem, dem Umfange nach so kleinen Gebiete, ein buntes Gewirr der verschiedenartigsten Völkerelemente zusammengeführt. Der Abstammung und der Sprache nach verschieden, durch Religion, Sitten, Lebensweise und Verwaltung streng von einander getrennt, haben diese Stämme über ein Jahrhundert dicht nebeneinander, ja sogar untereinander gelebt, ohne sich zu vermischen oder auch nur im Geringsten einander näher zu treten. Jeder Stamm steht dem andern feindlich gegenüber, aber in diesem gegenseitigen Hasse sind sie gerade die Stütze der Mandschu, die sie selbst nicht weniger hassen, als ihre mitbeherrschten Stammfeinde. Aber wehe den Mandschu, wenn der Hass gegen sie einmal stärker wird, als der Hass der Stämme untereinander; wenn sich nur zwei derselben verbinden, so ist die Macht der Mandschu für immer vernichtet.

Die ältesten Bewohner des Ili-Thales, die noch in compakteren Massen in der Nähe wohnen, sind die West-Mongolen oder Kalmücken. Als der Kaiser Kien-lung die Macht der Kalmückenkane gebrochen hatte, wurden die Unterthanen derselben zum grössten Theile nach Westen und Nordwesten gedrängt. Erst 20 Jahre später kehrten sie zum Theil in ihre früheren Wohnsitze zurück. Die chinesische Regierung hatte aber damals die neue Kolonisation des Ili-Thales zum Theil schon in's Werk gesetzt und gestattete ihnen daher nicht, ihre Wohnsitze im Thale selbst zu nehmen, sondern wies ihnen die Grenzgebirge zum Wohnsitze an. Hier finden wir sie noch heute; in einem Halbkreise umschliessen sie das Thal. Nach den Angaben meiner Berichterstatter beträgt die Gesammtzahl der Abgaben zahlenden Kalmücken, die hier in den Grenzgebirgen nomadisiren, etwa 18—20 000 Familien; sie zerfallen in 40 Sumul, je von 4—500 Familien. Diese 40 Sumul sollen ungefähr folgendermassen vertheilt sein:

1. In dem südlichen Grenzgebirge:
   a) Durgan Sumul (6 S.) am oberen Tekes;
   b) Arban Sumul (10 S.) am unteren Tekes;
   c) Dörbün Sumul (4 S.) südlich und östlich vom Canal Tokus Tara.
2. In den nördlichen Grenzgebirgen:
   Chorum Sumul (20 S.) vom Ösok bis zum Kasch.

Ausser diesen vierzig Sumul leben noch ebensoviele Kalmücken weiter nach Osten und Nordosten, sie wurden mir mit dem Gesammtnamen Tschakor bezeichnet.

In ihrer Lebensweise unterscheiden sich die Kalmücken nur wenig von den Kirgisen: sie sind wie diese Nomaden, die sich hauptsächlich mit der Viehzucht beschäftigen. Sie leben in Filzjurten und wechseln ihre Wohnsitze nach der Jahreszeit, d. h. den Sommer bringen sie auf den Kämmen der Gebirge zu und ziehen zum Winter allmählig wieder zu den Thälern hinab. Ihr Reichthum an Vieh soll dem der Kirgisen gleichkommen, nur halten sie mehr Pferde als diese. Der Ackerbau wird bei ihnen in weit geringerem Maasse getrieben als bei den Kirgisen, mit Ausnahme von wenigen Hundert Kalmücken, die sich am Flusse Nilka mit den tatarischen Ackerbauern vermischt haben und wie diese ausschliesslich vom Ackerbau leben. Ich selbst habe im Jahre 1862 wenige Kalmücken gesehen und nur zwei Jurten derselben besucht; die Einrichtung der letzteren glich wohl im Ganzen der der kirgisischen Jurten, nur waren sie viel schmutziger, wie auch die Kalmücken selbst viel schmutziger und zerlumpter umhergehen als die Kirgisen.

Alle Kalmücken sind Buddhisten; ihr oberster Priester im Ili-Thale ist ein Chamba Lama, der vom vierten bis neunten Monat seinen Sitz im Tempel am Tekes hat. Ein zweiter Buddha-Tempel der Kalmücken steht am rechten Ufer des Ili, zwischen dem tatarischen und chinesischen Kuldsha; hier lebt der Chamba Lama im Winter, vom neunten bis vierten Monat. Zugleich mit dem Chamba Lama ziehen etwa 200 Kalmücken im Winter zum Ufer des Ili: der grosste Theil derselben besteht aus Priestern, die ja bei allen Buddhisten so äusserst zahlreich vertreten sind, und jungen Leuten, welche hier den Unterricht im Lesen und Schreiben erhalten. Wie man mich allgemein versichert, soll die Kenntniss der Schrift bei den Kalmücken sehr verbreitet sein.

Digitized by Google

Ein Mal im Jahre kommt sogar der oberste Mandschu-Beamte, der Dsan-dsün, zum Gebete nach dem Buddha-Tempel am Ili. Da er hier im Namen des Kaisers erscheint, ist sein Einzug mit vielen Ceremonieen und Feierlichkeiten verknüpft. Ueberhaupt herrscht während der Wintermonate im kalmückischen Buddhatempel am Ili ein buntes Treiben, denn zu den frommen kalmückischen Ansiedlern und Wallfahrern gesellen sich noch viele Hunderte chinesischer Handelsleute, die rund um den Tempel ihre Läden aufschlagen, so dass sich der ganze Platz in eine kleine Stadt verwandelt. Vor dem Tempel, der aus drei Gebäuden besteht, befindet sich ein Vorhof, in dem täglich zwei Mal eine grosse Speisung stattfindet. Zu jeder Mahlzeit sollen 5 Ochsen und 10 Schafe geschlachtet werden.

Die innere Verwaltung der Kalmücken liegt in den Händen ihrer Stammfürsten (Jaisang) und kalmückischer Unterbeamten, die von den Mandschu verschiedene Mützenknöpfe als Rangzeichen ihrer Würde erhalten. Die höchsten Stammfürsten erhalten sogar den Generalsrang, d. h. den rothen Mützenknopf. Diese kalmückischen Würdenträger stehen aber unter einem Mandschu-Generale, einem Mejen-Amban, der einerseits die Mittelsperson ist zwischen der Regierung und dem kalmückischen Self-Government, d. h. die Befehle des Dsan-dsün den Kalmückenfürsten und die Wünsche derselben dem Dsan-dsün übermittelt, andererseits aber die Aufgabe hat, die Kalmücken-Beamten und alle Vorgänge im Kalmücken-Volke genau zu beobachten und durch seine Berichte die Regierung in den Stand zu setzen, jeden Lostrennungsbestrebungen oder Widersetzlichkeiten vorzubeugen. Zu letzterem Zwecke steht ihm ein kleines Kommando Mandschu-Soldaten zur Seite, die unter den Kalmücken zerstreut leben. Die Kalmücken-Beamten haben einerseits alle Streitigkeiten zwischen ihren eigenen Unterthanen zu schlichten und auf Ruhe und Ordnung derselben zu sehen, andererseits dafür zu sorgen, dass alle fälligen Abgaben und gesetzlichen Dienstleistungen der chinesischen Regierung pünktlich erstattet werden. Die Abgaben und Dienstleistungen der Kalmücken bestehen ungefähr in Folgendem: 1. Die Abgaben: Viehlieferungen an die Ackerbauer und Militär-Colonieen des Ili-Thales und zwar jährlich 2000 Stück Rindvieh und 500 Pferde. 2. Persönliche Dienstleistungen: a) Transport des in den Bergwerken gewonnenen Kupfers und Bleies aus dem Ge-

birge nach Kuldsha; b) die Stellung der für die Grenzpiquets nothwendigen Anzahl von Soldaten; c) im Falle des Krieges muss jeder Sumul 100 Soldaten stellen; d) in Kriegszeiten müssen sie einen Theil des Proviant-Transportes übernehmen.

Von den Soldaten im Kriege wie auch beim Piquetdienst soll der Mann monatlich $^1/_2$ Unze Silber (etwa $4^1/_2$ Mark) Löhnung erhalten; die Regierung hat aber schon längst aufgehört, diese Gelder auszuzahlen. Auf den Piquets werden die Soldaten jeden Monat abgelöst. Obgleich die Kalmücken einst den Chinesen feindlicher gegenüberstanden als den Kirgisen, so stehen sie doch durch ihre religiösen Anschauungen und durch ihre Sitten und Lebensanschauungen der Regierung jetzt näher als die Kirgisen. Wenn die Kalmücken auch keine besondere Hinneigung zu den Mandschu haben, so sind sie ihnen doch nicht gerade feindlich gesinnt, da diese es verstanden haben, durch die vollkommene Freigabe der inneren Verwaltung und Vermeidung jeglicher Einmischung in die Angelegenheiten, Sitten und Anschauungen der Kalmücken (was, beiläufig gesagt, bei den Chinesen nicht aus politischer Toleranz und Humanität, sondern aus der Verachtung aller wai-gu-shin [äusseren Leute] entspringt); auch der Umstand, dass sie zum Kriegsdienste und Landesschutze herangezogen wurden, hat in den Kalmücken ein Gefühl von Zugehörigkeit zum chinesischen Reiche erweckt. Im Falle eines Aufstandes werden die Kalmücken nicht von den Machthabern abfallen, aber auch zu ihrem Schutze keine besonderen Opfer bringen.

Die mohammedanischen Nomaden, Kirgisen und Buruten (schwarze Kirgisen), die officiell zum Ili-Tale gehören, sind nicht sehr zahlreich. Zu den ersteren gehört nur ein ganz kleiner Theil der grossen Horde, der den Winter in dem nordwestlichen Theile des Ili-Thales zubringt. Es sind dies zum grössten Theil Aule des Geschlechtes Suan und ganz vereinzelte Jurten der Aldschan. Die grosse Horde zahlt für das Recht des Niessbrauches chinesischen Gebietes 40 Pferde an die chinesische Regierung, die bis jetzt den Stamm Suan als chinesische Unterthanen betrachtet. Die Solonen stehen mit den Suan in naher Verbindung, indem sie vielfach mit ihnen Handel treiben und viele Suan zur Bewachung ihrer Heerden in Dienst nehmen. In der That das beste Mittel, sich vor den Viehdiebstählen der Kirgisen zu schützen. Die Buruten (schwarzen Kirgisen) ziehen

nie bis zum Ili-Thale hinab, sondern wohnen jenseits der südlichen Grenzgebirge in der Nachbarschaft der Kalmücken am Tekes; nur ein ganz geringer Theil des Stammes Bugu hat sich bis jetzt den Russen nicht unterworfen. Die chinesische Regierung betrachtet noch den ganzen Stamm Bugu als seine Unterthanen und erhebt noch von ihm Abgaben.

Gehen wir jetzt zu den angesiedelten, ackerbautreibenden Stämmen des Ili-Thales über, so sehen wir in allen Städten und an den verschiedensten Punkten des Ili-Thales angesiedelte tatarische Ackerbauer, die sich *Järlik* (Einheimische) nennen, aber von allen anderen Nachbaren mit dem mongolischen Namen *Tarantschi* genannt werden, d. h. Ackerbauer. Ich habe schon erwähnt, dass zur Zeit der kalmückischen Kane tatarische Kriegsgefangene aus Kaschgar im Ili-Thale angesiedelt wurden. Als nun die Chinesen das Ili-Thal eroberten, folgten sie dem Beispiele der Kalmücken und gründeten am Ili zahlreiche Ansiedelungen von Tataren des Sechsstädtegebietes. Im Ganzen wurden aus den Städten Kaschgar, Jarkänd, Chotan, Turfan, Aksu und Usch 6000 Tataren-Familien zum Ili übergesiedelt. Jetzt ist die Zahl dieser Familien auf 8000 angewachsen. Die Uebersiedelung dieser Tataren hatte einen doppelten Grund: erstens wollte man die gefährlichsten Individuen aus jenen tatarischen Provinzen entfernen und dadurch ihren Widerstand brechen, andererseits sollten die neuen Ansiedler den Feldbau im Ili-Thale einrichten und als jährliche Abgabe die für die Armee nöthigen Getreidevorräthe, deren Herschaffung aus China grosse Unkosten verursacht hätte, liefern. Jeder dieser Ackerbauer-Familien wurden 12 Desjätinen angewiesen, und hatte das Oberhaupt der Familie für diesen Landbesitz jährlich 32 Cho (chinesische Centner) Getreide und zwar je 8 Cho Weizen, Gerste, Roggen und Hirse in die Kronsmagazine zu liefern.

Bei den jetzigen Getreidepreisen beträgt diese Naturalabgabe etwa 8—10 Sär-Jarmak oder 8—9 Rubel Silber, was bei dem hohen Geldwerthe im Ili-Thale bei uns ungefähr das Doppelte ausmachen würde.

Die 6000 Familien wurden in folgenden Orten im Ili-Thale angesiedelt:

1. Am rechten Ili-Ufer.

a) jenseits des Kasch . . . . 500 Familien
b) am Canal Ari Östäng . . . 600 „

Digitized by Google

c) am Canal Baitukai . . .	500	Familien
d) am Flusse Nilka	400	„
e) am Flusse Olatai	600	„
f) an den Flüssen Boroburgasun, Biläkäi und Tschulburkai .	500	„
g) am Flusse Jirgalang . . .	1000	„
Im Ganzen	4100	Familien

2. Am linken Ili-Ufer.

a) am Tarksyl	100	Familien
b) am Koguschi	200	„
c) am Jagystai	200	„
d) am Kainak	200	„
e) am Bugra	200	„
f) am Chonokai	400	„
g) am Dolaty, Galdshang und Dadamty	600	„
Im Ganzen	1900	Familien.

Bei einer Zahl von 6000 Familien betrug die Naturalabgabe der tatarischen Ackerbauer jährlich 192000 Cho Getreide, vom Jahre 1834 an, wo eine Zählung 8000 Familien ergab, aber 256000 Cho, also über zwei Millionen Rubel. Trotz dieser verhältnissmässig schweren Abgaben war, wie man mich versicherte, das Loos der Tarantschi bis zum Ausbruche des Aufstandes in Kaschgar im Jahre 1826 ein ganz erträgliches gewesen. Sie waren im Stande, ihre Abgaben pünktlich zu zahlen, und es war ihnen möglich, einen recht bedeutenden Viehstand zu halten. Besonders rühmend erwähnte mein Berichterstatter die Milde und Behilflichkeit der Chinesen vor dieser Epoche: dieselben hätten sowohl durch freundliches Erlassen der Abgaben und durch Geldunterstützung zur Zeit der Noth und des Misswachses den Wohlstand der Ackerbauer gefördert. Doch mit dem Aufstande im Sechs-Städte-Gebiete brach das Unglück über das Ili-Thal herein und ganz besonders über die tatarischen Ackerbauer.

Während der Dauer der militärischen Operationen im Sechs-Städte-Gebiete mussten die Tarantschi des Ili-Thales nicht nur doppelte Proviantlieferungen machen, sondern dieselben auch

Digitized by Google

mit ihrem eigenen Zugvieh bis zum Kriegsschauplatze führen, was bei dem schwierigen Uebergange über den Thianschan eine höchst kostspielige Sache war. Im zweiten Jahre des Krieges erreichte die Noth und Plage der Tataren den höchsten Gipfel. Der Winter war anhaltend und ungewöhnlich kalt und Hunderte von Tarantschi sollen auf dem Wege nach Kaschgar erfroren sein; das Zugvieh fiel zu Tausenden, und was an Vieh nicht auf dem Wege umgekommen war, nahmen die nothleidenden Truppen in Beschlag. Selbst die nichtchinesischen Unterthanen in der Stadt Kuldsha (Handelsleute aus den Chanaten) mussten 500 Pferde zum Transport der Vorräthe stellen und bekamen nicht eins derselben wieder zu Gesicht. So ging es mehrere Jahre hindurch, bis es endlich den Chinesen gelungen war, Herren des Aufstandes zu werden und die Ruhe der Provinz wiederherzustellen. Da die hiesige Verwaltung jetzt ein doppelt starkes Heer unterhalten musste, dabei aber keine Geldzuschüsse aus China erhielt, so trat bei ihr eine schreckliche Finanznoth ein. Beim Suchen nach neuen Hilfsquellen ermittelte einer der Dsandsüne, dass die Zahl der Tarantschi-Familien im Ili-Thale auf 8000 gestiegen sei, und liess im Jahre 1834 den Canal Tokus-Tara-Östäng anlegen, um nach Landanweisung an die überzähligen Tarantschi-Familien auch von diesen die gesetzlichen Abgaben einfordern zu können. Da dieser Canal durch südlich vom Ili gelegene Felspartieen geführt werden musste, so dauerte die Arbeit volle zwei Jahre, und während dieser ganzen Zeit mussten die Tarantschi 3000 Arbeiter unentgeltlich stellen. Ferner zeigte sich bei der Ackervertheilung, dass das Land nur für 1500 Familien hinreichte, während man unvorsichtiger Weise schon nach Peking über den Zuwachs von 2000 Familien berichtet hatte, und die tatarischen Beamten mussten ihre Aecker am Boroburgasun hergeben und die Tarantschi auf eigene Kosten neue Canäle am Boroburgasun und Biläkäi herstellen. Im Sommer des Jahres 1836 zeigte sich, dass der Tokus-Tara-Canal nicht tief genug angelegt war und dass das von ihm herbeigeführte Wasser nicht für die neuangelegten Aecker ausreichte; in Folge dessen verdorrten alle Aecker der neuangesiedelten 1500 Familien, und diese Unglücklichen konnten weder Abgaben zahlen noch sich selbst ernähren. Dieses Elend dauerte drei volle Jahre, während welcher die übrigen 6000 Tarantschi-Familien nicht nur die Abgaben für die 1500 Familien zahlen mussten,

Digitized by Google

sondern auch angewiesen wurden, 3000 Arbeiter zur Canalerweiterung zu stellen und die Hungerleidenden am Tokus Tara zu unterhalten.

Schon im Jahre 1836 waren am Chonokai unter den tatarischen Ackerbauern Unruhen ausgebrochen. Ein Perser, Namens Schangmosi, gab sich hier als Chodsha aus und versprach, das Volk von dem unerträglichen Drucke der Chinesen zu befreien. Die zehnjährige Noth hatte die Leute fast zur Verzweiflung gebracht, und in der Sehnsucht nach Errettung aus ihren fürchterlichen Leiden schlossen sie sich dem falschen Chodsha an. Wer sich weigerte, den Chodsha anzuerkennen, wurde auf dessen Befehl niedergemacht. Die Chinesen hatten jedoch Nachricht von den Vorgängen erhalten, ehe der Aufstand sich in den übrigen Tarantschi-Ansiedlungen verbreitet hatte, und so war es ihnen denn ein Leichtes, die unbedeutende, planlos angefangene Revolte zu unterdrücken. Der Perser wie auch die übrigen Rädelsführer des Aufstandes wurden gefangen genommen und nach Kuldsha geschleppt; dort wurde der Perser unter scheusslichen Qualen öffentlich gefoltert, dann wurde ihm, wie den 16 gefangenen Anführern, der Kopf abgeschnitten und ihre Häupter als Warnungszeichen an den Hauptwegen der Tarantschi-Ansiedlungen auf Stangen gesteckt. Wohl hundert Personen wurden nach China verbannt und viele Tataren-Ansiedlungen von den Soldaten geplündert. In den Jahren 1840 bis 1844 brachen abermals Aufstände in Kaschgar aus und in beiden Jahren hatten die Tarantschi abermals viel vom Proviant-Transport zu leiden.

Alle diese Unglücksfälle hatten zwar den Wohlstand der Tarantschi vernichtet, dennoch hätte ihnen die Vortrefflichkeit des Bodens unter normalen Verhältnissen die Möglichkeit gegeben, durch Fleiss sich wieder heraufzuarbeiten, wenn nicht der Argwohn der chinesischen Herrscher ihnen einen Krebsschaden eingeimpft hätte, der mit der Zeit das Volk gänzlich zu Grunde richten wird. Dieser Krebsschaden sind die von den Chinesen eingesetzten Tarantschi-Beamten; diese letzteren, die wie ein Netz die ganze tatarische Bevölkerung umstricken, sind die blinden Werkzeuge der Regierung; Selbstsucht und Eigennutz haben sie ihrem eigenen Volke entfremdet und zu Sklaven der fremden Race gemacht, unter deren Schutz sie jeden Frevel ungestraft ausführen können. Die Mandschu handeln hier sehr

Digitized by Google

klug, denn unter den jetzigen Verhältnissen haben sie durch diesen Beamtendruck den Hass des Volkes von sich auf die Beamten gewälzt.

Die Tarantschi-Bureaukratie hat ihren Höhepunkt in dem im tatarischen Kuldsha residirenden Hekim und seinem Gehilfen, dem Schaga. Beide tragen als Rangabzeichen den blauen durchsichtigen Mützenknopf, d. h. sie stehen im Range eines Obersten (Ugeri-da). Der Hekim kann aber als Auszeichnung auch den rothen Mützenknopf (die Amban- oder Generals-Würde) erhalten, wie sie auch wirklich der jetzige Hekim erhalten hat. Diese beiden Beamten haben die Verwaltung der gesammten Tataren-Bevölkerung, sowohl der Ackerbauer wie auch der Stadtbewohner, in Händen. Ueber ihre Thätigkeit haben sie nur dem Dsan-dsün oder seinem Stellvertreter Rechenschaft abzulegen, und dieser lässt wiederum durch sie seine Befehle an die tatarische Bevölkerung ergehen. Ausser der Polizei und Verwaltungsgewalt sind sie sogar die höchste richterliche Instanz, wenn der Rechtsstreit oder Criminalfall nur Tataren betrifft.

Der Verwaltung nach zerfallen die Tarantschi in acht Kreise, von denen sechs unter einem Schang Bäk und einem Mirap, zwei aber unter einem Räsnitschi und einem Mirap stehen.

Die ersten sechs Kreise sind:

1) Jyrgalang,
2) Borbogasun, Tschulburkai, Biläkäi,
3) Nilka und Olatai,
4) Jenseits des Kasch,
5) Bugra, Kainak, Jagustai, Koguschi,
6) Dadamty, Dolatai, Chonokai.

Die beiden letzten Kreise sind:

1) Tokus Tara,
2) Ari-östän, Baitukai.

Sowohl der Räsnitschi wie auch der Schang Bäk führen als Rangabzeichen den weissen durchsichtigen Mützenknopf (Dshergi Janggin = Capitäns-Rang), auch die Mirap tragen dieses Rangabzeichen. Die Räsnitschi können als Auszeichnung den blauen Mützenknopf erhalten.

Jeder dieser Kreise zerfällt in zwei Unterabtheilungen, von denen jede wiederum unter einem Ming Bäki (Tausend-Herrn)

Digitized by Google

steht; derselbe trägt den kupfernen Mützenknopf (Tundu Boschko = Lieutenant). Ueber je hundert Ackerbauer-Familien steht ein Jüs Bäki (Hundert-Herr) und ein Ellig Beschi (ein Fünfzig-Kopf). Die ältesten zwölf Jüs Bäki haben ebenfalls kupferne Mützenknöpfe. Ueber je zehn Familien steht endlich als Aufseher ein On Beschi (Zehn-Kopf). Die ganze Bureaukratie besteht aber aus: 1 Hekim, 1 Schaga, 2 Räsnitschi, 6 Schang Bäki, 8 Mirap, 16 Ming Bäki, 80 Jüs Bäki, 80 Ellig Beschi und 800 On Beschi, zusammen 994 Beamte. Mit Ausnahme der On Beschi müssen alle Beamten vom Mandschu-Gouverneur bestätigt werden; die On Beschi ernennt der Hekim selbst und wechselt sie nach Belieben. Alle diese Beamten leben auf Kosten der Ackerbauer, da die Regierung schon seit vielen Jahren aufgehört hat, die Besoldungen zu zahlen; ausser der Besoldung müssen die Ackerbauer noch ihren Beamten die nöthige Dienerschaft stellen. Auch viele Mandschu-Beamte erhalten Dienerschaft und Arbeiter durch Vermittlung des Hekim von den Ackerbauern. Auf diese Weise kosten die Beamten den Ackerbauern fast noch mehr als ihre Abgaben an die Krone.

„Unter allen Völkern des Ili", sagte einer meiner Berichterstatter, „hat kein Volk so schwere Abgaben und so bittere Tage zu erdulden wie wir Ackerbauer. Wenn wir uns bei unseren Beamten beklagen, wird uns keine Hilfe; wer es auch sei, ein Mandschu-Beamter oder ein Tatar, Jeder nimmt das, was ihm gut dünkt. In den letzten Jahren ist uns nicht einmal mehr das Vieh von den Kalmücken geliefert worden, das haben unsere Beamten mit den Manschu verzehrt; aber die Strafe wird die Beamten schon erreichen, denn es steht geschrieben:

Bu alämning bägläri,
Kiamätning sägläri.

Ja, die Herren dieser Welt
Werden Hunde sein im Jenseits!

Unser Wohlstand nimmt von Tag zu Tag ab, wenn es so fortgeht, werden wir alle Hungers sterben."

Zu der tatarischen Bevölkerung des Ili-Thales gehören ausser den bis jetzt besprochenen Tarantschi die Bewohner der Tatarenstadt Kuldsha oder, wie sie von den hiesigen Tataren genannt wird, Guldsha (Elennthier). Die Stadt Kuldsha ist, wie ich schon vorher erwähnt habe, viel älter als die chinesische Herrschaft. Die Bevölkerung besteht zum grössten Theil aus

Digitized by Google

den alten tatarischen Insassen des Ili-Thales (früher war das *Ili-Thal* ausschliesslich von Tataren bewohnt und es wurde hierselbst der dshagataische Dialect gesprochen (siehe Baber Nameh pag. 2), ausserdem aus Verbannten, aus dem Sechs-Städte-Gebiete und aus Kaufleuten von Kaschgar, Kokand, Taschkend und Buchara, die seit vielen Jahren hier Handel treiben und jetzt als naturalisirte Unterthanen betrachtet werden. Die Zahl der Einwohnerschaft vermag ich nicht genau anzugeben, sie soll sich aber wenigstens auf 80 000 Köpfe belaufen. Die Stadt Kuldsha liegt nicht weit von der Mündung des Pilitschi in den Ili. Die eigentliche Stadt ist in einem Rechtecke gebaut und mit einer Lehmmauer umgeben; durch diese gelangt man in die Stadt mittelst vierer Thore, die in der Mitte der Seiten liegen: die Strassen sind gerade und durchschneiden sich meist rechtwinklig.

Zwar liegt die Verwaltung der Stadt ebenfalls in den Händen des Hekim und Schaga, aber dennoch ist sie von der der Tarantschi getrennt, unter eigenen Beamten, eigenen Institutionen und besonderen Abgaben. Unter den Beamten der Stadt wurden mir der Kasy und der Ischkal als Gerichtsbeamte, der Paschtap (Gefängnissdirector), der Sädäri und Ming Bäki (Polizeimeister und Commandant) genannt. Die Abgaben der Stadtbewohner sind theils Grundsteuern, theils Gewerbesteuern, ganz wie sie die Bewohner der chinesischen Städte zahlen. Der Hekim kann mit Bewilligung des Mandschu-Gouverneurs tatarische Stadtbewohner zur Strafe zu den Ackerbauern überführen.

Bei den Bewohnern von Kuldsha herrscht durchaus nicht dieselbe Noth und Armuth wie bei den Tarantschi. Die auf einem Punkte zusammengedrängte Volksmasse, unter der schon eine gewisse Bildung herrscht und deren Vertreter Kapitalisten, Handelsleute und Geistliche sind, Leute, deren Stimmen schon mehr in's Gewicht fallen, vermochte der Bureaukratie zu trotzen und jede unbillige Forderung zurückzuweisen, so dass sie selbst unter den jetzigen Verhältnissen noch eine ziemlich autonome Stellung einnimmt.

Die Geschichte der letzten Jahrzehnte bietet mehrfache Beispiele des Widerstandes der Städtbewohner gegen ungerechte Forderungen der Beamten. So z. B. lieferten die Bewohner der Stadt Kuldsha zur Zeit des ersten Aufstandes Kaschgars 500 Pferde; als man zum zweiten Male eine gleiche Anzahl

Digitized by Google

forderte, weigerte sich die Stadtgemeinde, diese zu stellen. Nach Beendigung des Aufstandes wurden deswegen mehrere Kokander Kaufleute ausgewiesen, den chinesischen Unterthanen konnte man Nichts anhaben. Ebenso weigerte sich die Stadtgemeinde im Jahre 1862, 5000 Rubel zu einer Expedition nach dem Issikol zu liefern, während von den Ackerbauern 8000 Rubel eingetrieben wurden.

Obgleich sich die Stadt durch Abstammung der Einwohner, durch eigene Verwaltung und selbständige Institutionen scharf von der Tarantschi-Bevölkerung abscheidet, ist sie doch der eigentliche Kern und Mittelpunkt der gesammten Tataren-Bevölkerung des Ili-Thales. Schon die Verkehrsverhältnisse machen Kuldsha zu diesem Mittelpunkte. Alle Handelsartikel, die vom tatarischen Mittelasien (Buchara, Kokand, Alty-schähär) nach dem Ili geführt werden, werden von der Stadt Kuldsha aus unter die tatarische Bevölkerung des Ili-Thales verbreitet. Hier ist der Getreidemarkt, wo der Ackerbauer seine Produkte absetzt, von hier aus holt er seine Bedürfnisse. Hier sind ja die Handwerke zu einer gewissen Blüthe gelangt und zwar selbst in den Händen von Tataren. Was aber mit unzerreissbaren Banden die Stadt Kuldsha mit der Tarantschi-Bevölkerung verknüpft und sie eigentlich ganz zum Mittelpunkt der tatarischen Einwohner des Ili-Thales erhebt, ist der allen Tataren gemeinsame Glaube des Islam, der überall da die Gemüther der Mohammedaner in seiner schroffsten Form erfasst, wo sie zerstreut unter Ungläubigen leben und unter dem Joche derselben seufzen. Instinctiv fühlt das Volk, dass die strengste Rechtgläubigkeit und das eiserne Festhalten an den Religionsvorschriften die einzigen Mittel sind, welche den schädlichen, zersetzenden Einfluss der herrschenden Race abwenden können. Um wie viel mehr muss sich dieses Gefühl in den unter chinesischer Herrschaft befindlichen Mohammedanern regen, wenn sie den ihnen so verabscheuungswürdigen rohen Bilderdienst und die Anbetung der Buddhagötzen ihrer Herren mit ansehen, wenn sie sich vor Leuten beugen müssen, deren Hauptnahrung das verruchte Schweinefleisch ist, dessen Genuss der rechtgläubige Mohammedaner für eine Todsünde hält.

Neben der von der Regierung eingesetzten bureaukratischen Verwaltung hat sich unter so bewandten Umständen eine nationale Verwaltung, eine weit verzweigte mohammedanische

Hierarchie entwickelt, die durch das religiöse Bewusstsein des Volkes getragen wird und deren Aufgabe es ist, das nationale Princip zu schützen sowie den schädlichen Einfluss der Umwohner abzuhalten. Der Knotenpunkt und die Spitze dieser Hierarchie liegen aber in der Stadt Kuldsha.

In jeder noch so kleinen Ansiedelung der Tarantschi befinden sich zwei geistliche Führer, ein Priester (Imam) und ein Lehrer (Mulla), auch ist überall eine Moschee und ein Schulhaus errichtet. Der Priester hat auf's Strengste die Gemeindeglieder zur Erfüllung der religiösen Vorschriften anzuhalten. Vernachlässigungen oder Verletzungen derselben berichtet er an das Oberpriestercollegium (Achunlar), das durch den Hekim die Bestrafung der betreffenden Person veranlasst. Der Lehrer hat im Sommer wenig zu thun, denn der Unterricht findet nur im Winter statt, dann aber auch täglich und fast den ganzen Tag hindurch, natürlich machen Feier- und Festtage eine Ausnahme. Zwar steht es Jedem frei, seine Kinder unterrichten zu lassen, und mancher Vater schickt seine Kinder nicht zur Schule, da der Lehrer für jedes Kind eine kleine Bezahlung erhält, aber dennoch sucht es der Priester theils durch Ueberredung, theils durch Gewalt dahin zu bringen, dass wenigstens ein Kind jeder Familie am Unterrichte theilnimmt. In diesen Schulen wird meist nur das Lesen gelehrt. Man beginnt das Lesen von Gebeten, des Heftijak und Koran in arabischer Sprache. Die Gebete müssen die Kinder so lange lesen, bis sie diese auswendig wissen. Nachdem die Kinder das mechanische Lesen arabischer Texte erlernt haben, giebt man denselben tatarische Texte: Erläuterungen von Glaubenssätzen und heilige Legenden. Schreiben lernt nur der kleinste Theil der Kinder und man muss den Lehrer für den Unterricht besonders honoriren. Daher kommt es, dass, obgleich 30—40 % der Bevölkerung zu lesen verstehen, kaum 10% schreiben können. Priester und Lehrer werden von den geistlichen Abgaben der Mohammedaner (dem Seket) erhalten.

In der Stadt Kuldsha sind viele Imame und Mulla, die zum grössten Theil, wie auch die Geistlichen und Lehrer bei den Landbewohnern, Eingeborene der Stadt selbst sind und auch hier ihre Ausbildung genossen haben. Oeffentliche Schulen giebt es hier durchaus nicht, sondern die Mulla geben in den Häusern Privatunterricht, an dem sich eine kleinere oder grössere

Zahl von Kindern betheiligt. An diesem Unterrichte nehmen Knaben und Mädchen von verschiedenem Alter Theil. Auch hier dauert der Unterricht fast den ganzen Tag über. Der Mulla erhält für den Unterricht von jedem Schüler eine monatliche Bezahlung, die nach dem Ansehen des Lehrers eine sehr verschiedene ist. Im Allgemeinen zahlt man für den niederen Unterricht einen Sar Kupfer (80—90 Kopeken) monatlich, reiche Leute halten für die Kinder eigene Lehrer. Gelehrte Mulla versammeln ältere Schüler um sich, die sie in die mohammedanischen Wissenschaften einweihen.

Ausser den Imamen in den kleinen Moscheen Kuldshas giebt es noch ein Collegium aus den gelehrten Oberpriestern (Achune), die das oberste Gericht in geistlichen Angelegenheiten bilden. Diese Achune haben ihre Bildung meist in Kaschgar oder Buchara empfangen und sind der arabischen und persischen Sprache vollkommen mächtig. Das Collegium der Achune, die eigentlichen Schriftgelehrten des Landes, ist der Beamtenbureaukratie durchaus nicht untergeordnet. Das Collegium wird zwar in keiner Weise von der Regierung unterstützt, aber das religiöse Bewusstsein des ganzen Volkes giebt ihnen eine derartige Macht, dass nicht nur die tatarischen Beamten, sondern auch die Mandschu auf ihre Stimme hören, da sie leicht im Stande sind, den Fanatismus der Massen zu erregen. Als Beispiel ihres Einflusses möge folgende Begebenheit dienen:

Der Hekim Halisat, der zur Zeit der Anlegung des Tokus-Tara-Canales (1834) die Verwaltung der Tataren in Händen hatte, war durch jene für die Chinesen so vortheilhafte Anlage neuer Aecker ein Liebling der Mandschu-Beamten geworden und hatte zur Belohnung den Generalsrang erhalten. Uebermüthig geworden durch die Gunst des Dsan-dsün, bedrückte er seine Stammgenossen auf jede Weise. Er kleidete sich chinesisch und sagte sich von allen mohammedanischen Vorschriften los. Die Achune, die ihn darüber zur Rede stellen wollten, liess er mehrmals abweisen. Da schickten diese eine Deputation zu dem Dsan-dsün und forderten die Bestrafung des Schuldigen. Obgleich der Dsan-dsün das Betragen des Hekim billigte, nahm er dennoch die Achune sehr freundlich an und liess ein Gericht von fünf hohen tatarischen Beamten einsetzen, die diese Angelegenheit untersuchen sollten. Als Halisat von diesem Gerichte für strafbar befunden wurde, überliess der Dsan-dsün

den Priestern die Bestimmung der Strafe. Diese behaupteten zwar, der Hekim habe nach dem Scharijat die Strafe der Steinigung verdient, baten aber selbst um Milderung. Hierauf wurde Halisat aller seiner Würden beraubt und nach Turfan verbannt.

In Erfüllung der äusseren Vorschriften der Religion sind die Tarantschi besonders streng, die Gebete und Fasten werden mit der grössten Pünktlichkeit abgehalten und nur reine Speise (halal asch) wird von ihnen genossen. Besonders verachtet ist bei ihnen das Schweinefleisch, die Lieblingsspeise der Chinesen. Wie weit so schroffe Gegensätze führen, beweist die Antwort, die mir ein Tarantschi auf die Frage, was die unreinste Speise sei, gab. „Es giebt", sagte er, „sieben unreine Speisen (haram asch): Schweinefleisch und andere durch den Koran verbotene Thierspeise, geraubte Speise, den Waisen entwendete Speise, aus anvertrautem Gute entwendete Speise, durch Prostitution der eigenen Frau erworbene Speise, gestohlene Speise, durch Betrügerei erworbene Speise: aber alle sechs zuletzt genannten Speisen kommen der ersten an Strafbarkeit nicht gleich. Wer Schweinefleisch genossen hat, hat die grösste aller Sünden begangen."

Dem Islam allein haben es die Ili-Tataren zu danken, dass sie so wenig dem Einflusse der Chinesen und der übrigen Einwohner erlegen sind, während der Einfluss der herrschenden Race bei den Kalmücken und Dauriern ein ganz bedeutender gewesen ist. Die ganze Masse der Tataren steht nach einem Jahrhundert den Chinesen und ihrer Cultur ebenso fremd gegenüber, wie beim Anfange der Uebersiedelung; nur ganz vereinzelte Individuen, die stets in chinesischen Städten und Dörfern gelebt haben, schliessen sich näher an die Chinesen an, aber auch hier beginnt der Einfluss der fremden Cultur zuerst mit den Lastern: daher kommt es, dass solche Individuen sich selten eines guten Rufes erfreuen. Das zeigt uns schon das oben angeführte Beispiel des Halisat Hekim, der sich dem Trunke ergab und sich in ein lüderliches Leben mit der chinesischen Demimonde einliess.

Die Ansiedelungen der Ackerbauer bilden kleine Aule von 10—30 Gehöften, die gewöhnlich ohne Ordnung ziemlich nahe nebeneinander liegen, ohne regelmässige Strassen zu bilden; eine solche Anordnung ist einerseits vielleicht eine Reminiscenz des alten türkischen Nomadenlebens, andererseits aber gewiss

auch durch die Bewässerungsverhältnisse geboten. Die Häuser der Tarantschi sind alle aus an der Luft getrockneten Lehmsteinen gebaut, in Form eines Rechteckes angelegt, sind von geringer Höhe und haben ohne Ausnahme flache Dächer. Das Haus besteht immer aus zwei Theilen, dem Vorhause und dem Wohnhause. Das Vorhaus nimmt die Hälfte des Gebäudes ein und dient im Sommer zum Aufenthaltsort der Familie. Von diesem führt eine Thür zur Küche, neben welcher die Vorrathskammer liegt, und eine andere zum Wohnzimmer. In letzterem steht gewöhnlich ein ganz niedriger, runder Esstisch und an den Wänden Kasten mit Kleidungsstücken und allerlei beweglicher Habe, der Fussboden ist mit Teppichen oder Filzdecken belegt. In der Küche ist links von der Eingangsthür die Feuerstatte, bei der die Wand mit Lehm ausgeschlagen ist, oberhalb derselben befindet sich an Stelle des Rauchfanges eine Oeffnung in der Decke.

Rings um das Wohnhaus liegen die Wirthschaftsgebäude und die Ställe für das Vieh.

Die Ackerbauer haben fast ohne Ausnahme nur eine Frau, obgleich das Gesetz ihnen mehrere gestattet, ebenso ist in der Stadt Kuldsha die Vielweiberei ziemlich selten und nur wenige reiche Leute haben zwei Frauen. Nur von einem einzigen Tataren wurde gesprochen, dass er vier Weiber habe. Auf den Frauen liegt die Besorgung des ganzen Hauswesens, ebenso die Sorge für Rinder und Schafe; für die Pferde sorgen die Männer. Bei der Bearbeitung der Felder zur Saat- und Erntezeit müssen auch die Frauen mithelfen.

Die Nahrung der Landbewohner ist sehr einfach, sie besteht aus Ziegelthee, Hammelfleisch, Gersten- und Roggenmehl, das theils in Brühe gekocht, theils zu Brot gebacken wird, aus Grütze, Reis und Hirse. Von Früchten und Gemüsen ziehen sie Aepfel, Schaptala, Pfirsiche, Aprikosen, Melonen, Wassermelonen und Gurken.

Die Kleidung der Tarantschi ist im Ganzen dieselbe wie bei allen mohammedanischen Tataren. Die Männer haben ein vorn offenes Hemd mit einem Shawlkragen, das aus weisser, selbstgewebter Leinwand genäht ist, weite Hosen von demselben Zeuge, die in den Stiefeln getragen werden, bis zur Wade reichende weiche Tatarenstiefel mit Galoschen. Ueber dem Hemd tragen sie gewöhnlich im Sommer einen Rock aus grobem chine-

Digitized by Google

sischem Stoffe von derselben Form wie das Hemd; im Winter tragen sie mehrere dergleichen Röcke übereinander, von denen der oberste wattirt ist, oder auch einen weiten Schaf- oder Ziegenpelz. An Feiertagen sieht man bei Vornehmeren Röcke von Durja (Kokander Halbseide). Die Frauen unterscheiden sich in der Kleidung nur dadurch von den Männern, dass sie längere Hemden und Röcke tragen und die Hemden vorn nicht offen sind. Die Männer tragen auf dem glatt rasirten Kopfe gewöhnlich Käpsel nach mohammedanischem Schnitte. Die Mädchen tragen Zöpfe, die Frauen aber Kopftücher; beide gehen mit unbedecktem Gesichte. Die Festtagskleidung der Frauen ist aus Kimchat, einem mit Metallfäden durchwirkten bucharischen Stoffe gefertigt.

Wie bei allen Mohammedanern, nehmen auch hier die Frauen den Männern gegenüber eine sehr untergeordnete Stellung ein, dies bringt schon das mohammedanische Gesetz zum Theil mit sich; die Frauen werden meist sehr roh behandelt. Kalym wird für die Frau dem Schwiegervater nicht entrichtet, sondern es wird nur von den Vertretern beider Theile ein Schänzgeld vereinbart, das der Mann dem Vater entrichten muss, falls er diese wieder zurückschicken wollte.

Gutmüthigkeit, Treuherzigkeit und Arbeitsamkeit sind die Hauptzüge des Charakters der Tarantschi und diese sind schon auf den Gesichtern der meisten Individuen ausgeprägt. Aber die lange Unterdrückung und die furchtbare Noth haben ihrer ganzen Erscheinung Gedrücktheit, Scheu und Misstrauen verliehen, dennoch ist ihre Kraft keineswegs gebrochen, im Innern glüht die Flamme des Hasses gegen ihre Unterdrücker. Was die innere Kraft dieses Völkchens aufrecht erhalten, sind schwere Arbeit, körperliche Anstrengungen und Entbehrungen, unter denen sie ihr Leben fristen mussten, und in der That sind ihr Fleiss und ihre Ausdauer bewundernswerth. Der Ackerbau, die einzige Beschäftigung der Tarantschi, kostet hier doppelte Anstrengung, sie müssen nicht nur den Acker mit ihren primitiven Ackergeräthen bearbeiten, sondern jedes Feld muss ausserdem mit zwei bis drei Fuss tiefen Gräben durchfurcht und die Verbindung dieser Gräben mit dem Hauptcanale oder Flusse hergestellt und unterhalten werden. Diese Arbeit muss alljährlich mehrmals erneuert werden, da ein starker Wasserandrang die im fetten Lehmboden befindlichen Gräben leicht

zerstört. Bei der jedesmaligen Unterwassersetzung sind ausserdem die kleinen Canäle zu reinigen.

Da der Preis des Getreides im Ili-Thale so ausserordentlich niedrig ist, lohnt der Ertrag des Bodens kaum die mühevolle Arbeit. So sind denn die Tarantschi gezwungen, ihre Söhne meist in die verschiedenen Städte zu schicken, um sie dort durch Lohnarbeit sich Geld verdienen zu lassen. Dies ist der Grund, dass sich in allen Städten des Ili-Thales tatarische Handwerker und Arbeiter in grosser Zahl vorfinden; diese beschäftigen sich hauptsächlich mit denjenigen Handwerken und Arbeiten, die körperliche Kraft erfordern, weil diese ihnen gern von den schwächlichen, meist entnervten Chinesen überlassen werden. So sind sie meist Schmiede, Tischler, Zimmerleute, Lastträger, Fuhrleute u. s. w. Mit dem Handel beschäftigen sich diese Tataren sehr wenig: der liegt fast ausschliesslich in den Händen der Eingeborenen der Stadt Kuldsha und der aus dem Alty-Schähär übergesiedelten Tataren.

Die Sprache der Tarantschi ist, wie unter den obwaltenden Verhältnissen natürlich, vielfach mit fremden Elementen versetzt. Die Religion und der durch sie veranlasste Einfluss der Bücher-sprache, sowie die Nähe Bucharas brachten ihnen persische und arabische Fremdwörter in grosser Menge, ebenso bereicherten die anwohnenden Kalmücken, Daurier und Chinesen ihren Sprachschatz bedeutend; am meisten leistete in dieser Beziehung das Chinesische, welches nicht nur viele technische Ausdrücke und Benennungen chinesischer Kulturprodukte, sondern auch alle Ausdrücke der Verwaltung, des Gerichtswesens und des politischen Lebens einführte. Diese Eindringlinge haben zwar dem Tarantschi-Dialecte eine ganz eigenthümliche Färbung gegeben, aber dennoch hat sich das turkische Idiom rein und unverfälscht erhalten. Der Tarantschi-Dialect steht den Dialecten des Sechs-Städte-Gebietes sehr nahe; ich glaube, dass man diese Dialectgruppe mit Recht die uigurische nennen könnte, die in ihrer Gesammtheit als ein Theil der mittelasiatischen Dialecte zu bezeichnen ist. Mir scheint es unbestreitbar, dass die Tarantschi und die Tataren des Sechs-Städte-Gebietes als Nachkommen der alten Uiguren zu betrachten sind. Die Chinesen nennen noch heute die hier erwähnten Tataren *Chui-se* und unterscheiden sie durch diese Benennung scharf von den Tataren Mittelasiens (die Kokander, Taschkender und Bucharen), die sie nur mit dem Namen Schan-tu (Turban-

bezeichnen. Wenn sie von Zeit zu Zeit auch anderen Chinesen den Namen Schan-tu beilegen, so geschieht das nur, um diese als Mohammedaner zu kennzeichnen. Die mohammedanischen Chinesen West-Chinas, die hier in Kuldsha Dungan genannt werden, heissen bei den Chinesen *Chui-Chui*, werden also dadurch auch als Uiguren und als Stammgenossen der Chui-sa bezeichnet. Dass aber die Uiguren beide chinesische Benennungen schon seit vielen Jahrhunderten führen, beweist eine Stelle der chinesischen Geschichte Sü-chung-kian-lu: „Der ursprüngliche Name der Chui-chu war Chui-sche bis in die Mitte der Jahre Juan-cho unter der Dynastie Thang (also zwischen 806 und 820), da man anfing, sie Chui-chu zu nennen; gewöhnlich spricht man diesen Namen Chui-chui aus. Zur Zeit der Mongolen in China hiessen sie Ui-gu-ör (Uiguren)." Der eigentliche Ili-Dialect wird in der Stadt Kuldsha gesprochen, wo eine Verschmelzung der verschiedenen Elemente stattgefunden hat; in den Ansiedlungen der Ackerbauer haben sich, da die zusammenwohnenden Familien gewöhnlich aus einem Orte des Alty-schähär übergesiedelt wurden, die ursprünglichen Dialectnüancen länger erhalten, so dass einige Orte jetzt den Kaschkarischen, andere den Turfanischen Dialect sprechen.

Dass die Noth und Zwangherrschaft die Tarantschi noch nicht ganz herabgedrückt und jeglicher geistigen Kraft beraubt habt, dafür spricht eine frische, kräftige Volkspoesie, die in Liedern und Erzählungen im Volke fortlebt; als eine Probe derselben möge hier ein kleines Lied folgen, mit dem ich meine Nachrichten über die Tarantschi schliesse. Dieses Lied wurde mir von einem der Schrift unkundigen Tarantschi-Sänger dictirt. Die fast wörtliche Uebersetzung lautet:

Schwarze Biber, deine Brauen!
Soll ich Abends, soll am Tag' ich kommen?
Komm' ich Nachts, so schweigen Alle,
Komm am Tag' ich, giebt's Verleumdung.

Mädchen, du liegst mir am Herzen,
Hast mein Herz entzündet, Mädchen,
Deine Brauen lieb' ich, Mädchen,
Auch dein Haar, Suleiman-Mädchen.

Weizen säete ich im Garten,
Reicht zum Gürtel jetzt der Weizen,
Als wir kennen uns gelernt kaum,
Trennte Gott, der Herr, uns wieder.

Digitized by Google

Schilf und Schalf zusammendrehend,
Macht man Bänder für den Weizen;
Wer sich kürzlich erst verlobt,
Gleicht dem wahnsinnkranken Manne.

Kommt der schwarze Sturm geflogen,
Bringt Verderben er den Blumen.
Zweige wirft er gegen Zweige
Und vernichtet alle Blumen.

Ach, ein Leben ohne Liebchen,
Wär's auch tausend Jahr, kein Tag ist's!
Stärker als der Hölle Flammen
Brennt die Liebesglath im Herzen.

Kommt zu dir auch heut der Böse,
Morgen schon vergisst er's Liebchen.
Nie jedoch vergisst der Gute
Liebchen, das er früher küsste.

Freundlich spielen dunkle Brauen,
Bis zum Gürtel reicht das Haar dir:
Geh' nicht aus des Hauses Thüre,
Die dich lieben, lockst zum Kampf du.

Liebchens Seele gleicht dem Falken,
Mich macht sie zur Gans, zur Beute,
Macht zur Lockspeis' meine Wimper,
Meine Brust zur Locktrommel.

Der letzte Vers ist nur verständlich, wenn man sich die Falkenjagd in Mittelasien vorstellt. Dem auf der Hand des Jägers sitzenden Falken wird die Kappe abgenommen, wenn die wilde Gans sichtbar ist; der Falke erhebt sich und stürzt der Gans nach. Um den Stosser, der die Gans nicht gefangen zurückzurufen, schwingt der Jäger eine Locktrommel, die ihm am rechten Arme hängt, und hält in der Hand ein Stück Fleisch als Lockspeise für den Falken, der zurückkehrt und sich dann auf die linke Hand setzt, wo ihm sogleich die Lockspeise verabreicht wird.

Die Daurier, die die chinesische Regierung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zum Schutz des Ili-Thales hier ansiedelte, gehören zu zwei tungusischen Volksstämmen, den *Schibi* und den *Solon*, dieselben wurden mitsammt ihren Familien auf Kosten der Regierung, hier übergeführt und ihnen nach

Digitized by Google

ihrer Ankunft hierselbst sehr reiche Ländereien angewiesen, den letzteren zwischen den Flüssen Türgän und Korgos (am rechten Ili-Ufer), den ersteren am linken Ili-Ufer, gegenüber dem tatarischen Kuldsha. Die verliehenen Landstriche wurden den Militärkolonisten ohne jegliche Abgabe überlassen, dafür aber gehörten alle waffenfähigen Männer zur Armee und mussten zu Kriegszeiten alle in den activen Dienst eintreten. Alle diese Kolonisten waren in 14 Banner, Sumul, eingetheilt, von denen sechs Sumul aus Solonen und acht Sumul aus Schibä bestanden. In diesem Jahrhundert hat man noch aus überzähligen Mannschaften der Schibä zwei neue Sumul gebildet und sie den Solonen zugezählt, so dass jetzt acht Sumul Schibä und acht Sumul Solonen bestehen. Jedem dieser Sumul sind für 500 Familien Aecker angewiesen, so dass man alle daurischen Familien etwa auf 8000 schätzen kann, also ebensoviel wie Tarantschi Familien; da jeder Familie ein bedeutendes Areal angewiesen ist, so kann man etwa drei waffenfähige Männer auf jedes Familien-Areal rechnen, so dass nach den Angaben meines Berichterstatters für den Fall eines Krieges die daurischen Kolonieen 20—25000 Mann stellen können. Meiner Meinung nach ist die Ziffer viel zu hoch gegriffen, da man aus einem Volke wohl nie mehr als den dritten Theil der Mannschaft ausheben kann, so dass das Heer, das die Militärkolonieen stellen, wohl kaum mehr als 10000 Mann betragen wird. Die Dienstpflicht der Schibä und Solonen beginnt mit dem neunzehnten Jahre; von dieser Zeit an betreiben sie alle militärischen Uebungen unter Führung ihrer eigenen Offiziere in jeder Ansiedlung. In Friedenszeiten sind von ihnen kaum 1000 Mann im activen Dienst und diese werden der Reihe nach von jeder Ansiedlung ausgehoben. Diejenigen Soldaten, welche in die südlichen Theile der Provinz geschickt werden, haben dort zwei Jahre zu dienen, diejenigen aber, welche den Postendienst auf den Grenzwachen im Ili-Thal versehen, haben nur einen Monat Dienstzeit. Da aber nicht jeder Dienstpflichtige selbst zu erscheinen braucht, sondern auch einen Stellvertreter schicken kann, so besteht die Friedensarmee meist aus gemietheten Stellvertretern, die Besatzung der Piquets aber aus Schwächlingen und Greisen, die nicht zur Feldarbeit fähig sind, oder aus liederlichem, abgerissenem Gesindel, dessen Anblick dem Durchreisenden Mitleid und Abscheu erregt. Die Krone nämlich hat der schlechten Finanzverhältnisse halber längst aufgehört, die

gesetzliche Lohnung von 3 Rubel monatlich den Piquet-Soldaten zu bezahlen, und so sucht Jeder entweder ein zur Arbeit untaugliches Glied der Familie den Piquetdienst verrichten zu lassen, oder einen Stellvertreter recht billig zu miethen; da nimmt er dann nun irgend einen Taugenichts als Stellvertreter, der es natürlich für seine Pflicht hält, die erhaltene Summe sogleich zu vertrinken und dann während des Piquetdienstes fast vor Hunger zu sterben. Ich selbst hatte Gelegenheit, diese Schibä und Solonen auf den Piquets zu beobachten, es sind jämmerliche Gestalten, die, durch schlechte Nahrung und Opium-Genuss zu Grunde gerichtet, mehr einer Horde von Bettlern als Grenzwächtern gleichen.

Diese Vernachlässigung des Postendienstes und des Militärdienstes überhaupt, die die Oberbeamten gewiss aus eigenem Interesse zulassen, hat die Militar-Kolonieen zwar wirthschaftlich heraufgebracht, aber den kriegerischen Geist in ihnen vollkommen vernichtet, so dass sie in der Stunde der Gefahr eine schlechte Stütze für die Regierung sein werden.

In der Verwaltung steht jeder der zwei Stämme unter einem Mandschu-Amban, die unter diesem stehenden Offiziere und Unterbeamten sind Daurier. Wenn der daurische Beamte den Generalsrang (rothen Mützenknopf) erhält, so wird er den Mandschu-Beamten gleich gerechnet und kann auch andere Aemter, gerade wie der Mandschu-General, einnehmen.

Sowohl die Schibä wie auch die Solonen haben einen scharf ausgeprägten Gesichtstypus: sie sind von mittlerer Grösse, aber nicht sehr kräftigem Körperbau. Den Genuss des Opiums haben sie von den Chinesen angenommen, in Folge dessen haben sehr viele Individuen ein krankhaftes Aussehen. Die Kleidung der Manner ist die der chinesischen Soldaten: ein langes weisses Hemd aus Baumwollenzeug, ebensolche Hose, blaue, bis über Knie reichende Hosenbeine, kurze chinesische Weste, welche entweder über einem langen Kaftan oder über dem Hemd getragen wird, chinesische Tuchschuhe mit Filzsohlen oder bis zum Knie reichende Stiefel und die chinesische Mütze mit aufrechtstehendem Sammetrande und einem Mützenknopfe. Bei der Arbeit tragen sie im Sommer meist kurze Hemden und runde Strohhüte; nach Art der Chinesen rasiren sie das Kinn und lassen nur den Schnurrbart wachsen. Frauen habe ich nur bei der Feldarbeit gesehen, wo sie lange blaue Hemden und

Digitized by Google

Strohhüte trugen. Die Daurier sind ebenso wie die Mandschu und der grösste Theil der Chinesen Buddhisten und zugleich Confucianer.

Die Sprache der Schibä ist vollkommen mit der Mandschu-Schriftsprache übereinstimmend, und zwar ist ihre Aussprache genau so, wie die Mandschuren schreiben, aber nicht wie die Letzteren sprechen. So sprechen sie „*gisun*" (das Wort) ebenso wie es in der Mandschusprache geschrieben wird, während die Mandschu zwar „gisun" schreiben, aber „dsisun" aussprechen. Sie müssen somit von demselben Stamme sein, zu dem die Mandschu gehörten, die im XV. Jahrhundert nach China auswanderten. Da nun die ungebildeten Mandschu ihre Sprache ganz vergessen haben und nur Chinesisch verstehen, die Gebildeten sie aber wie eine fremde Sprache aus Büchern erlernen und die Mandschusprache die officielle Kanzleisprache ist, so sind in allen Kanzleien der Mandschu-Beamten die Schibä als Schreiber angestellt. Da nun solche Stellen als Schreiber der Mandschu-Beamten sehr vortheilhaft sind, so erlernen fast alle Schibä die Mandschuschrift. Die Sprache der Solonen ist nicht bei allen dieselbe, einige sprechen einen rein tungusischen Dialect, bei anderen muss die Sprache stark mit mongolischen Wörtern gemischt sein, dies ersehe ich aus einer Reihe von Solonenwörtern, die ich mir aufzeichnete.

Von Charakter sind die Solonen und Schibä herrisch und prahlerisch, dabei sehr heftig und jähzornig. Als Soldaten des Kaisers und als Stammverwandte der herrschenden Race dünken sie sich hoch erhaben über Tataren und Chinesen. Die Ersteren müssen besonders viel von ihnen leiden; die Letzteren fürchten diese Soldaten nicht sehr, schimpfen sie oft wai-gu-shin (äussere Leute = Barbaren), weshalb auch täglich Raufereien vorkommen. Die Hauptbeschäftigung der Schibä und Solonen ist der Ackerbau, den sie ganz nach Art der Tarantschi treiben, ausserdem aber halten sie noch einen sehr bedeutenden Viehstand, den sie im Sommer von den Kirgisen bis in die nördlichen Grenzgebirge treiben lassen, besonders ziehen sie viele Schafe und Pferde.

Da mir der Weg nach Kuldsha nur auf der oberen Piquetstrasse gestattet war, so konnte ich leider die südlich liegenden Solonendörfer nicht besuchen. Diese Dörfer wurden von meinem Berichterstatter Städte genannt, was schon zeigt, dass

sie ganz anders angelegt sein müssen als die Dörfer der Tarantschi. Zwei derselben wurden mir als sehr gross bezeichnet: Akkent (die weisse Stadt) und Jarkent (die Uferstadt). Auf meinem Wege traf ich, wie meine Tagebuchblätter beweisen, nur an einer Stelle solonische Felder und zwar zwischen dem zweiten und dritten Piquet. In der Mitte eines bedeutenden Felderareals befanden sich einige grössere Schuppen und zwei Jurten, in denen die Arbeiter während der Erntezeit wohnen; ausser den Solonen fand ich daselbst drei Tarantschi-Arbeiter. Nicht weit von den Jurten waren drei riesige Garbenhaufen unter freiem Himmel aufgeschichtet und zwar unbedeckt, da man in dieser Zeit (Juli) hier keinen Regen zu fürchten hat. Neben jedem Garbenhaufen war durch Feststampfen des Bodens eine runde Tenne zum Ausdreschen des Kornes hergestellt. Das Dreschen des Getreides geschieht mit grossen Steinwalzen; diese sind etwa 2 Arschin lang und halten 6—8 Werschok im Durchmesser, sind achtseitig behauen und der Länge nach durchbohrt. Durch das in der Mitte befindliche Loch wird eine etwa 5 Fuss lange Stange gesteckt, an deren aus dem Steine hervorstehenden Enden Stricke befestigt werden, an denen ein Pferd die Walze fortzieht. Beim Fortbewegen rollt die achteckige Walze um ihre eigene Achse und stösst durch ihr Gewicht die Körner aus den Aehren des in einer dünnen Schicht auf der Tenne ausgebreiteten Getreides.

Von anderen Ackergeräthen sah ich hier Sicheln und kurze Sensen, letztere mit einem etwa 1 Arschin langen Stiele; das Eisen derselben ist etwa $1^1/_2$ Werschok breit, spitz und nur sehr wenig gekrümmt und steht fast rechtwinkelig gegen den Stiel. Auch befanden sich hier einige Pflüge, diese sind ausserordentlich roh und unbeholfen. An einer langen Stange ist an einem Ende ein Querholz befestigt, an welches zwei Zugthiere gespannt sind; an dem unteren Ende der Stange ist die Pflugschar befestigt und einige Zoll oberhalb derselben ist in die Stange ein nach oben gebogenes Holz gefügt, an dem der Pflug geleitet wird.

Das eingeerntete Getreide war nur Weizen und Gerste, die Hirsefelder waren noch nicht abgemäht. Wie ich hier erfuhr, geniessen die Solonen nur Weizen, die Gerste wird als Pferdefutter benutzt. Hafer wird nicht gebaut. Hier hatte ich auch Gelegenheit, die künstlichen Wiesen zu sehen, welche ebenfalls

Digitized by Google

Mittelasiatische Typen.

1. 2. 3. Chinesen. 4. 5. Dungenen. 6. 7. Tarantschi.

rch künstliche Bewässerung erhalten werden. Man säet auf esen Wiesen eine von den Chinesen Moi-schi, von den Taren Bädä genannte Pflanze, den sogenannten chinesischen lee. Diese Pflanze hat feine, lanzettförmige Blätter und lilarbige Blüthen. Der Wuchs des Bädä ist so üppig, dass er in dem Sommer drei- bis viermal abgemäht werden kann und ch jedesmal eine Höhe von 1 Arschin hat. Er ist eine Dauerlanze, die, einmal ausgesäet, 8—10 Jahre fortlebt; die Pferde llen sie über alles andere Futter lieben und dabei so wohl bemmen, dass mit ihr gefütterte Pferde ohne Getreidefutter zur hwersten Arbeit fähig sind.

Während sich die Solonen hauptsächlich mit Getreidebau schäftigen, sollen die Schibä meist Tabak und Baumwolle uen. Dieser Tabak ist im Ili-Thale und bei den Kirgisen ch berühmt, er soll sehr stark sein und angenehm riechen. ach dem Einsammeln sollen die Schibä den Tabak in einer auce tränken. Die Baumwolle der Schibä ist viel schlechter s die mittelasiatische und wird nur zum Wattiren gebraucht. teressant ist das Factum, dass überhaupt im Ili-Thale Baumolle gewonnen werden kann.

— — —

Gehen wir jetzt zu den chinesisch sprechenden Völkern es Ili-Thales über. Der mittlere und schönste Theil des Ili-hales, am rechten Ufer zwischen den Flüssen Korgos und logai, heisst der *Dan* und wird von Stämmen chinesischer unge bewohnt, ich sage nur chinesischer Zunge, da die hier wohnenden Stämme der Abstammung nach sehr verschieden sind:

1) Dungenen (frühere Uiguren),
2) Chinesen,
3) Tschämpän (Süd-Chinesen),
4) Mandschuren.

Die mit 1, 2, 4 genannten Stämme sprechen den nordchinesischen Dialect, während die Tschämpän unter sich einen len übrigen Chinesen unverständlichen Dialect reden, aber auch ohne Ausnahme das Nordchinesische verstehen. Die Dungenen nd Chinesen unterscheiden sich weder in Sprache noch in Kleidung, auch wohnen sie bunt durcheinander. Das Einzige, was len Dungenen von ihren türkischen Voreltern zurückgeblieben st und was sie trotz aller Vermischung scharf von den Chinesen

scheidet, ist der Islam, zu dem sich alle Chinesen ohne Ausnahme bekennen. Zwar ist bei vielen türkischen Stämmen wie bei den Kirgisen, der Islam zur reinen Aeusserlichkeit herabgesunken, aber bei keinem dieser Stämme ist dies in so hohem Grade der Fall, als bei den Dungenen. (Ich wiederhole hier die Worte eines Mohammedaners, der sich längere Zeit unter den Dungenen aufgehalten hat). Was sie von den Lehren des Islam wissen, ist so wenig, dass man sie fast nicht Mohammedaner nennen darf, denn ihre ganze Kenntniss der Religion beschränkt sich darauf: die Buddha-Götzen darf man nicht anbeten, darf kein Schweinefleisch essen, muss das Vieh nach den Vorschriften des Korans schlachten, und nur Fleisch von so geschlachtetem Vieh darf man zu sich nehmen, soll keinen Branntwein trinken, muss einen Monat fasten und von Zeit zu Zeit im Hause und in der Moschee beten. Von allen diesen ihnen wohlbekannten Vorschriften wird nur die die Fleischspeise betreffende streng beobachtet, die Fasten halten sie zum grössten Theil nicht und besuchen höchst selten die Moschee. Die Dogmen und Lehren des Islams liegen ihnen ganz fern, und selbst ihre Imame, wenn sie nicht Tataren sind, können nur die nothwendigen Gebete ohne jegliches Verständniss hersagen. Ein Dungenen-Priester, der bei den Tataren-Lehrern in alten Kuldsha seinen Unterricht genossen hatte, sagte mir einige Koran-Verse her, und ich muss in der That gestehen, es war nicht zu unterscheiden, ob dies Chinesisch oder Arabisch war. Manche Dungenen sprechen tatarisch, aber ebenso wie die chinesischen Kaufleute; selbst in ihrem Aeusseren halten sie die Vorschriften des Scharijat nicht. Sie scheeren nur den halben Kopf und tragen, gleich den Chinesen, einen Zopf; ihre Kleidung ist chinesisch, nur auf dem Kopfe tragen sie, wie alle Mohammedaner, ein Chinesen-Käpsel, während die Chinesen meist im Hause mit unbedecktem Haupte gehen. Das Verbot des Branntweintrinkens und des Genusses gewisser Fleischspeisen trennt sie am Schärfsten von den Chinesen, denn die Befolgung dieser Vorschriften hält sie fern von den öffentlichen Lustbarkeiten und Gasthäusern derselben.

Ich habe schon vorher erwähnt, dass die Dungenen von den Chinesen Chui-Chui genannt werden, die Tataren nennen sie Dungan. Ueber den Ursprung dieses Namens kann ich leider Nichts angeben, denn die Etymologie der tatarischen Sagen

„*Dungan*“ käme von „*Durgan*“ oder „*Turgan*“ her und bedeute „Gebliebene“, d. h. Solche, die ihre Wohnsitze trotz des Eindringens der Mongolenhorden nicht verliessen, ist schon aus sprachlichen Gründen zu verwerfen. Es ist diese Volksetymologie, ein „post hoc ergo propter hoc“. Man vergleiche damit den Namen „Kalmak“, der auch „geblieben“ bedeuten soll, ebenso den Namen „Baraba“, den die Barabiner deshalb erhalten haben sollen, weil sie nicht mitgingen, als Kütschüm Kan sie aufforderte, ihm zu folgen (barba-dylar). Die Dungenen sind theils verbannte, theils freiwillige Ansiedler aus Urumtschi und den Nordprovinzen des eigentlichen China, Kansu und Schänsi, den früheren Wohnsitzen der Uiguren; keineswegs sind sie aber hier im Ili-Thale chinesirt, sondern schon als vollkommene Chinesen hierher eingewandert. Die ersten Dungenen kamen schon im vorigen Jahrhundert nach dem Ili und noch jetzt vermehrt sich die dungenische Bevölkerung durch neue Zuzügler.

Von den eigentlichen Chinesen, die jetzt hier im Ili-Thale wohnen, sind wohl nur einige Kaufleute freiwillig hier übergesiedelt, die grosse Masse der Chinesen sind Verbannte aus den verschiedenen Nordprovinzen des Reiches oder deren Nachkommen.

Sowohl die Chinesen wie auch die Dungenen leben theils in den Städten, theils auf dem Lande. Die Landbewohner bauen Getreide, Reis, Opium, Baumwolle und Tabak, die Städtebewohner leben von Handel, Handwerken, Fabriken und Gartenbau.

Eine genaue statistische Uebersicht der Gesammtbevölkerung der Chinesen und Dungenen würde wohl selbst den Mandschu-Beamten ziemlich schwer fallen, da dieselben nicht in Dienstlisten, wie die Militär-Colonisten, eingetragen werden und ausserdem keine Kopfsteuer, wohl aber Grund- und Gewerbesteuer bezahlen; ich muss mich natürlich auch darauf beschränken, das Wenige, was ich über die chinesischen und dungenischen Landbauer erfahren habe, hier mitzutheilen.

Im östlichen Theile des *Dun* leben chinesische und dungenische Ackerbauer an den Flüssen Pilitschi, Mogai und Almutu und zwar 1000 Familien am Pilitschi, 300 Familien am Mogai und 500 Familien am Almutu, also im Ganzen 1800 Familien. Diese sind in Abtheilungen zu je 100 Familien, *Jang* genannt, getheilt und es zahlt jeder Jang seine Abgaben gemeinschaftlich.

Im nordlichen Theil des Gebietes zwischen Korgos und Da-lo-ssi-gung leben etwa 8000 Familien und im Süden zwischen Korgos und Kuldsha treiben 5000 Familien Reisbau und 300 Familien gewöhnlichen Feldbau.

Die Abgaben aller dieser Ackerbauer sind sehr gering und bestehen in Folgendem:

Die 5000 Reisbauer liefern für jedes Landareal von 10 Cho Aussaat 8 Cho Weizen	= 40,000 Cho
Die 8000 nordlichen Ackerbauer für dieselbe Landmenge ebenfalls 8 Cho Weizen	= 64,000 „
Ebenso die 1800 Familien im Osten . .	= 14,400 „
	Zusammen 118,400 Cho.

Die 3000 südlichen Ackerbauer haben erst vor einigen Jahrzehnten ihre Felder eingerichtet. Dieselben zahlen ihre Abgaben in Geld (3½ Unze Silber, etwa 8 — 9 Rubel), also im Ganzen eine Abgabe von 25 — 30,000 Rubel Silber.

Aber nur ein kleiner Theil der Chinesen und Dungenen beschäftigt sich mit dem Ackerbau, die bei weitem grössere Zahl derselben bewohnt die 8 Städte des Dan: Kürä (das chinesische Kuldsha), Korgos, Tardshi, Tsching-di-cho-si, Da-lo-ssi-gung, Su-ding, Bajandai und Tschim-pän-si. Ueber die Zahl der chinesischen Einwohner dieser Städte vermag ich Nichts anzugeben. Kuldsha ist bei Weitem die grösste Stadt und soll über 80000 Einwohner haben, von denen wenigstens zwei Drittel Dungenen und Chinesen sind; die Zahl der dungenischen und chinesischen Städtebewohner soll sich weit über 100 000 belaufen. Was die Abgaben derselben betrifft, so sind diese nach dem Gewerbe sehr verschiedenartig, sie bestehen aus Zollgefällen, Grund- und Gewerbesteuern.

Die Chinesen sowohl wie die Dungenen sondern sich sehr scharf von den übrigen Bewohnern des Ili-Thales ab, man sieht ihnen ein gewisses Selbstgefühl an, und dass sie sich über die übrigen Bewohner erhaben fühlen: selbst die herrschende Kaste die Mandschu, betrachten sie als tief unter sich stehend, und nur das Bewusstsein ihrer politischen Schwäche hält sie unter der Herrschaft derselben. In diesem Selbstgefühle berechtigt sie in der That die Culturstufe, die sie erreicht haben. In Gewerben, Ackerbau und Handel sind sie allen übrigen Ili-Bewohnern weit überlegen, dies gestehen ihnen selbst die Tataren zu, die die

Digitized by Google

Chinesen nicht weniger hassen als ihre gemeinsamen Unterdrücker, die Mandschu. Dieser gegenseitige Hass macht aber allein die Herrschaft der Mandschu möglich, denn sobald sich Tataren und Chinesen oder Tataren und Dungenen gemeinsam erheben, ist die Macht der Mandschu gebrochen.

Von Charakter sollen die Dungenen und Chinesen listig, zänkisch und stolz sein, weshalb sie auch bei den übrigen Völkern im Ili nicht beliebt sind; aber ihrer Arbeitsamkeit, ihrer Ausdauer und ihrem praktischen Sinne lassen Alle Gerechtigkeit wiederfahren. Da die Chinesen im Ili zum grössten Theile verbannte Verbrecher sind, so ist es natürlich, dass unter ihnen an Dieben, Gaunern, Trinkern und Spielern kein Mangel ist. Wegen des Mangels an Frauen ist es bei ihnen mit der Sittlichkeit übel bestellt.

Gleich nach der Eroberung des Ili-Thales wurden von den Dungenen und Chinesen 3000 Mann ausgehoben und in die Armee eingereiht. Die Nachkommen derselben bilden unter dem Namen „*Chambing*“ noch heute einen Theil der aktiven Armee. 1500 Mann wurden als stehende Besatzung zu je 100 Mann in fünf Forts kantonirt. Diese Forts sind: Korgos, Tsching-di-cho-si, Sü-ding, Da-lo-ssi-gung, Tschim-pän-si. Neben jedem dieser Forts hat sich eine Stadt gleichen Namens gebildet. Die Forts sind kleine Festungen, welche durch eine mit Schiessscharten versehene Mauer und einen Graben von den Städten getrennt sind. Die andere Hälfte der Chambing, ebenfalls 1500 Mann, wurde unter denselben Bedingungen wie die Tarantschi als Militär-Colonieen angesiedelt. Tardshi ist ein von den Chambing-Colonisten bewohnter Flecken. Der oberste Befehlshaber der Chambing ist ein Mandschu-Offizier, der Dshin-tai genannt wird und im Fort Sü-ding seinen Sitz hat. Die übrigen Beamten sind selbst Chambing.

Die Chambing haben sowohl als Soldaten wie auch als Colonisten einen sehr schweren Dienst; die Ersteren haben nicht nur den Garnisondienst in den oben bezeichneten Forts, sondern sie müssen auch noch bei den hohen Mandschu-Beamten und bei den Kronsmagazinen den Wachtdienst versehen: die Letzteren haben die Abgaben an Getreide wie die Tarantschi zu bezahlen und ausserdem im Kriegsfalle Soldaten zu stellen. Die Nachkommen der Chambing sind verpflichtet, dieselben Dienste zu leisten wie ihre Väter. Neue Aushebungen von Soldaten sind seit dem

vorigen Jahrhundert bei den Chinesen und Dungenen nicht vor genommen worden.

Die im Ili-Thale wohnenden Dungenen, Chinesen und Cham bing unterscheiden sich weder in der Kleidung noch in de Lebensweise von den Bewohnern des eigentlichen China. Daher halte ich es für überflüssig, die sehr unvollkommenen Nachrichten die ich über dieselben eingezogen habe, hier mitzutheilen.

Die *Tschämpän* sind derjenige Volksstamm des Ili-Thales der von allen übrigen gleichmässig verachtet und gehasst wird Die Tschämpän scheinen verbannte Verbrecher aus dem süd lichen China (den Provinzen Guän-dung, Dschung-nän und Schä nän) zu sein, die hierher in das entfernte Ili-Thal geschickt werden und die ersten drei Jahre der Krone Dienste zu leisten haben. Alljährlich langen 100 Tschämpän hier an und werden zu den schwersten Arbeiten verwendet. Sie müssen hauptsäch lich in den Eisen-, Kupfer- und Silbergruben arbeiten und ausser dem bei den hohen Beamten die niedrigsten Dienstleistungen verrichten. Sie scheinen also ungefähr den sibirischen Zwang bergarbeitern zu entsprechen. Nach Ablauf der dreijährigen Dienstzeit können sie frei im Ili-Thale wohnen, stehen aber dennoch unter einer eigenen Verwaltung und müssen in Kriegszeiten als Fusstruppen in der Armee dienen und zwar alle ohne Ausnahme, so lange sie noch Waffen zu tragen im Stande sind.

Die frei im Ili-Thale wohnenden Tschämpän, über deren Zahl ich keine Angabe zu machen vermag, leben theils auf dem Lande als Knechte, Fischer, Fuhrleute, theils in den Städten als Arbeiter, Lastträger, Händler und theils als Diebe Gauner, Kuppler und Spieler von Profession. Ich führe die letzteren Beschäftigungen als Gewerbe auf, weil sie zur Aus führung derselben, wie man mich selbst vielfach versicherte ausdrückliche Concessionen in gewissen Bezirken von Seiten der Mandschu-Beamten erhielten und dafür eine Abgabe zu zahlen hätten. Von den ackerbautreibenden Tschämpän sollen sich etwa 5000 Mann dicht an den Ufern des Ili mit der Opium gewinnung beschäftigen. Diese zahlen für den chinesischen Morgen (Mo) etwa 40 Kopeken. Manche von ihnen sollen bis 100 Morgen mit Mohn bebauen und bei dem grossen Opium verbrauche der Provinz soll diese Opiumgewinnung eine der vortheilhaftesten Unternehmungen sein. Viele Opiumbauer haben

daher einen bedeutenden Wohlstand erworben. Einige Hundert Mann beschäftigen sich mit dem Fischfang und halten Fähren an den verschiedenen Punkten des Ili; diese zahlen ein Zehntel ihres Einkommens als Abgabe. Als Fischer und Taucher sind die Tschämpän sehr berühmt. Von den in den Städten wohnenden Tschämpän haben sich besonders die Schankwirthe oft ein bedeutendes Vermögen erworben.

Im Aeusseren unterscheiden sich die Tschämpän fast gar nicht von den Chinesen, ihre Sprache soll aber so abweichend sein, dass sie sich auf keine Weise mit den Chinesen verständigen können.

Nicht nur die im Dienste stehenden Tschämpän werden von den Mandschu auf das Fürchterlichste bedrückt, sondern auch die frei im Ili-Thale wohnenden. Es scheint daher, als ob die Tschämpän nach unseren Begriffen der bürgerlichen Rechte verlustig erklärt sind, und die Ausübung derselben gleichsam von der Gnade der Beamten abhängt. Nur so kann ich mir dieses unnatürliche Verhältniss und die Bedrückung erklären. Die Bedrückungen der Beamten hätten vor 15 Jahren beinahe zu einem Aufstande der Tschämpän geführt, der nicht nur die Vernichtung der Mandschu-Beamten, sondern auch noch ein schrecklicheres allgemeines Blutbad hätte bewirken können.

Es hatten sich nämlich fast alle Tschämpän verschworen, die hohen Mandschu-Beamten umzubringen und die Mandschu-Besatzungen in Bajandai und Kürä zu überrumpeln. Eine derartige Verschwörung konnte sehr leicht ihr Ziel erreichen, da fast bei allen Mandschu-Beamten Tschämpän im Dienste standen. Die Frau eines Tschämpän, welche durch Zufall Mitwisserin der Verschwörung geworden, verrieth den ganzen Plan ihrer Herrin, der Frau eines Galdai, und auf diese Weise gelang es, die Namensverzeichnisse der Verschworenen aufzufangen und die heimlich in die Städte geführten Waffen zu confisciren. Die Mandschu hielten ein schreckliches Gericht; über 100 Menschen wurden hingerichtet und ihre Köpfe auf den Wegen als Warnungszeichen aufgesteckt. Diese schreckliche Strafe hat aber nur äusserlich die Ruhe hergestellt, im Geheimen sinnen die Tschämpän mehr als früher auf Rache. Auch sie werden sich an jedem Aufstande gegen die Mandschu betheiligen.

„Die Tschämpän", sagte einer meiner tatarischen Berichterstatter, „sind wohl der verrufenste und verachtetste Stamm

des Ili-Thales, wie viele auch von ihnen getödtet und gemartert werden, ihre Schlechtigkeit hat nicht nachgelassen, deshalb hat man sie auch ‚Tschämpän' genannt. Wenn die Kinder den Eltern nicht gehorchen, so ruft man ihnen, um sie zu erschrecken, zu: ‚ein Tschämpän kommt'. Der Tschampän isst Alles, was sein Auge erblickt: Schweinefleisch, Hunde, Katzen, Ratten, Frösche und Schlangen. Nirgends giebt es mehr Diebe, Spieler, Saufer und Opiumraucher als bei den Tschämpän, darum giebt es auch bei keinem Volke des Ili mehr herumtreiberisches Gesindel, das im Winter weder Kleidung und Speise, noch Wohnung hat und das vor Noth, Hunger und Kälte auf den Strassen umkommt. Aber alle Noth hat ihre Schlechtigkeit nicht verringert.

Trotz alledem lässt sich nicht leugnen, dass den Tschämpän eine Kraft innewohnt, die wir vergebens bei den Chinesen suchen: was ein Tschämpän unternimmt, führt er durch. Kein Hinderniss, keine Gefahr ist im Stande, ihn von seinem Vorhaben abzuhalten: so ist er auch zu den schwersten Arbeiten tauglich und ein Tschämpän arbeitet so viel wie drei Chinesen oder zwei Tataren."

Jetzt gehe ich zu dem letzten Volksstamme chinesischer Zunge über, den wir im Ili-Thale antreffen, zu dem herrschenden Volke der *Mandschu*. Trotz der strengen Scheidewand, durch die das Landesgesetz die Mandschu von den Chinesen trennt, um denselben ihre frühere Thatkraft und Stärke zu erhalten, ist der Mandschu-Stamm dennoch vollkommen dem chinesischen Einflusse erlegen. Sprache, Sitten und Religion, die theuersten Besitzthümer jedes Volkes, an die sich jedes Volk klammert, so lange es noch einen Funken Selbständigkeit in sich fühlt, sind den Mandschu vollständig verloren gegangen: sie, die Herren, haben durch die Unterjochten ihre Selbständigkeit eingebüsst, ohne auch nur eine Spur von Einwirkung auf das unterworfene Volk ausgeübt zu haben. Nichts ist den Mandschu übrig geblieben von ihrer früheren Kraft und ihrem kriegerischen Sinne als der Stolz und Hochmuth der herrschenden Race, und dieser Stolz, man möchte sagen diese Ueberhebung, ist es auch allein, die sie von allen anderen Stämmen scheidet. Jeder Mandschu-Soldat dunkt sich bei Weitem höher als der höchste Beamte der Mongolen oder Tataren, der sich seinerseits auch wohl in Acht nimmt, einen Mandschu zu beleidigen.

Digitized by Google

Die Mandschu-Dynastie suchte sich von jeher hauptsächlich auf ihre Stammesgenossen zu stützen, deshalb strebte sie diesen Stamm rein zu halten und nur ihrem Interesse zu widmen. Sie verbot einem Mandschu jedes bürgerliche Gewerbe, jeder derselben war zum Kriegs- oder Staatsdienste bestimmt, und die Mandschu-Truppen bildeten den Kern und die Elite ihrer Armeen. Daher wurde den vornehmen Mandschu die Oberverwaltung im ganzen Reiche anvertraut und die Mandschu-Truppen wurden über das ganze Reich vertheilt.

Somit wurden auch im Ili-Thale gleich nach der Eroberung 6000 Mandschu-Soldaten stationirt und für sie zwei Festungen erbaut, die das Bollwerk der Mandschu-Gewalt bilden sollten. Die erste ist die von den Tataren Kürä genannte Festung, die auch die Hauptstadt der ganzen Provinz und der Sitz der Regierung wurde; die zweite ist die Festung Bajandai, die sich nicht weit vom Ili zwischen dem neuen und dem alten Kuldsha befindet.

In Kürä sollen 5000 Mandschu-Soldaten in Garnison liegen, in Bajandai 1000. Von diesen Mandschu-Truppen hatte die Regierung in Peking keinen Abfall zu fürchten, da sie in jeder Beziehung eine bevorzugte Stelle einnahmen und von einem Regierungswechsel nur hätten Schaden haben können. Sie hatten also bei jedem Kampfe nur für den eigenen Vortheil zu streiten und waren am Besten geeignet, den Kern der Armee zu bilden. Den hohen Mandschu-Offizieren aber schenkte die Pekinger Regierung von Anfang an nicht dasselbe Vertrauen, da bei der weiten Entfernung der Central-Regierungsorgane ein Ungehorsam oder Abfall nicht leicht zu bestrafen war. Daher wurden von den hier angesiedelten Mandschu nur die niedrigen Rangklassen der Offiziere und Beamten besetzt, während die Leitung der Militär- und Civilgewalt stets in Händen von Leuten war, deren Familien der Regierung von Peking als Geiseln verblieben. Alle hohen Beamten wurden daher stets von Peking geschickt und hier nur drei Jahre im Amte belassen.

Wie zu Anfang der Ansiedelung, so leben die Mandschu-Soldaten noch jetzt in den beiden oben genannten Festungen, ihre Zahl soll sich eher bedeutend vermehrt haben. Ihr kriegerischer Sinn ist aber vollkommen gewichen, und sie sind noch verweichlichter als selbst die Chinesen.

Die Dienstleistung der Mandschu im Frieden besteht nur

im Garnisondienste und in militärischen Uebungen, die aber nur sehr wenig ausgeführt werden. Etwa 1000 Mann sind in verschiedenen Piquets theils als Befehlshaber, theils bei den Pferdeheerden stationirt und ausserdem zur Dienstleistung der höheren Mandschu-Offiziere bei den Kalmücken, Schibä, Solonen und Chambing bestimmt.

So lange die Finanzlage der Regierung eine erträgliche war, lebten auch die Mandschu in Wohlstand, da die Regierung sie mit Allem reichlich versorgte, und mit Neid betrachteten alle unterjochten Völker den Wohlstand und das Wohlleben dieser Schmarotzer. Seitdem aber die Finanznoth der Regierung eingetreten ist, sind die Mandschu in eine schlechtere Lage gerathen als alle übrigen Völker. Der Sold wird ihnen schon seit Jahren nicht gezahlt, der Proviant wird unregelmässig geliefert, so dass sie, da ihnen das Gesetz die bürgerlichen Gewerbe verbietet, sich oft in der grössten Noth befinden und nicht selten Hunger und Elend zu leiden haben. Meine Berichterstatter konnten mir das Elend der Mandschu, sowohl der gemeinen Soldaten wie auch der niederen Offiziere, gar nicht schrecklich genug schildern und es wurden mir in Kuldsha Mandschu-Soldaten gezeigt, deren Aeusseres sich nicht von dem des solonischen Gesindels auf den Piquets unterschied. Besser geht es nur denjenigen Mandschu-Soldaten, die in ihrer dienstlichen Stellung die Möglichkeit haben, das Volk zu drücken und sich durch ihr Dienstverhältniss eine selbständige Einnahmequelle zu schaffen und dergleichen Stellungen giebt es nicht wenige.

Die Verwaltung der ganzen Provinz liegt natürlich in den Handen von Mandschu-Offizieren. Sie zerfällt in die Militär- und die Civil-Verwaltung.

Die Armee ist in Divisionen getheilt und über jede Division ist ein Darin gesetzt; die Divisionen zerfallen in Brigaden, welche Galdai und Mejen Ambane kommandiren. Die Offiziere in den Regimentern sind Ugerida (Oberste), Ilchida (Majore), Dshergi Janggin (Capitäne), Fundu Boschko (Lieutenants) und Boschko (Unteroffiziere). Die Stabsoffiziere werden Daloja genannt, die Oberoffiziere hingegen nur Loja. Die Truppen der Schibä, Solonen und Kalmücken stehen unter dem Befehle von Mejen Ambanen, denen auch die oberste Aufsicht und das Richteramt über die Militär-Colonieen zusteht.

Digitized by Google

Die Civil-Verwaltung, die natürlich alle Einwohner umfasst, zerfällt in vier Abtheilungen:

1) den Schi-Jamun (das Gericht und die Polizei-Verwaltung der Chinesen und Dungenen);
2) den Dung-Jamun (das Gericht für alle anderen Stämme);
3) die Proviant-Verwaltung;
4) die Münze.

Die Oberbeamten der beiden Gerichtshöfe sind zwei Daloja, von denen jeder einen Gehülfen (Schün Jang) hat. Die Proviant-Verwaltung steht auch unter einem Daloja, die Münze aber unter einem Schün Jang.

Die oberste Verwaltung der ganzen Provinz steht unter dem Oberkommandirenden des in der Provinz Ili stehenden Armeecorps, dem Dsan-dsün, der in sich die höchste Spitze der Militär- und Civil-Verwaltung vereinigt. Diesem steht als Gehülfe und Stellvertreter der Chebei Amban zur Seite. Der Chef des Dsan-dsün ist der Statthalter Westchinas, der Sunda, der in Län-dsho seinen Sitz hat.

Alle Regierungsgebäude und die Wohnungen der hohen Mandschu-Beamten, wie auch der Mandschu-Besatzung sind in der Festung Kürä, die von dem chinesischen Theile der Stadt durch eine hohe Mauer getrennt ist.

Am 1. und 15. jedes Monats müssen sich alle hohen Beamten des Ili-Thales in Kuldsha einfinden, um sich dem Dsan-dsün vorzustellen und ihm über die Verhältnisse des Landes Bericht zu erstatten. Dieser grosse Empfang der Beamten ist von vielen Ceremonieen begleitet.

Am frühen Morgen nach Sonnenaufgang steigen der Dsan-dsün und der Chebei Amban zu Pferde und begeben sich zum Tempel, dabei sind beide Beamte nur von einer kleinen Suite begleitet. Die hohen Beamten des Kreises, die sich schon am Abend vorher hier eingefunden haben, stellen sich zwischen dem Palaste und dem Tempel in zwei Reihen auf und der Dsan-dsün reitet langsam an ihnen vorüber; nach Beendigung des Gebets begiebt er sich durch die Reihen der noch immer harrenden Beamten zu seinem Palaste zurück. Darauf begeben sich die Beamten zum Palaste des Dsan-dsün, wo ihnen im ersten Hofe Zimmer angewiesen werden; nach eingenommenem Frühmahle

wird ihnen durch einen Jassaul verkündigt, dass der Dsan-dsün zur Audienz bereit sei.

Zuerst treten nun beim Dsan-dsün die hohen mandschurischen Militär-Beamten, die Darin und Galdai, ein. Nachdem sie die pflichtschuldige Verbeugung gemacht, fordert der Dsan-dsün sie auf, sich zu setzen und bespricht mit ihnen die nöthigen Geschäfte. Darauf treten die niederen Mandschu-Offiziere ein, die nach denselben Ceremonieen Platz nehmen. Nach Beendigung der Geschäfte verlassen Alle den Empfangssaal; hierauf werden die Ambane der Schibä, Solonen und Kalmücken vorgelassen. Die kommandirenden Mandschu-Beamten setzen sich, die Offiziere der Militär-Colonisten stellen sich direkt hinter dieselben nach dreimaligem Kniebeugen. Nachdem diese entlassen, treten die Daloja der beiden Gerichtshöfe ein, denen der Dsan-dsün bis zur Thür entgegengeht: zuletzt empfängt er die Beamten der Tataren, den Hekim und den Schaga; diese werfen sich auf die Erde nieder und stehen nicht eher auf, als bis der Dsan-dsün sie dazu auffordert.

Nach beendigter Audienz begeben sich alle Beamten in genau derselben Reihenfolge zum Chebei Amban. Wenn auch hier die Audienzen beendigt sind, verfügt sich der Chebei Amban zum Dsan-dsün, der ihm bis zur Thür entgegenkommt und ihn zum Sitzen nöthigt: nach vielen Complimenten setzt sich nun zuerst der Dsan-dsün und dann der Chebei Amban. Nach beendigter Audienz begleitet der Dsan-dsün den Chebei Amban bis zu seinem Pferde: hierauf macht der Erstere dem Letzteren seinen Gegenbesuch: dieser empfängt jenen bei dem Thorwege, ist ihm beim Absteigen behülflich und geleitet ihn beim Weggehen wieder bis zur Strasse.

Ausser an diesen bestimmten Audienztagen empfängt der Dsan-dsün die Beamten nur bei sehr wichtigen und dringenden Geschäften.

Alle Befehle, die vom Sunda oder vom Kaiser aus Peking eintreffen, werden mit grossen Ceremonieen empfangen. Der Dsan-dsün selbst reitet dem kaiserlichen Boten bis vor die Stadt entgegen, hierauf reitet er hinter dem Boten her bis zu seinem Palaste. Hier angelangt, wird der Bote in den grossen Empfangssaal geführt, in dem ein rother Teppich ausgebreitet ist, und nimmt auf diesem Platz. Nunmehr nimmt der Dsan-dsün das Papier in Empfang, übergiebt es einem hohen Beamten und

macht neun Kniebeugungen, wobei er neun Mal mit der Stirn auf die Erde schlägt. Nun erst öffnet er das Siegel und liest den versammelten Beamten, nachdem auch diese neun Fussfälle gethan, den Befehl des Kaisers vor.

Der Dsan-dsün ist der Oberbefehlshaber der Truppen und auch die höchste richterliche Instanz der ganzen Provinz. Jeder Verurtheilte hat das Recht, bei dem Dsan-dsün Klage zu erheben: zu diesem Zwecke steht im grossen Vorhofe des Palastes des Dsan-dsün ein grosses chinesisches Becken (Dumbak), gegen das der Bittsteller mit einem daneben liegenden Klöpfel zu schlagen hat. Hat der Dumbak ertönt, so öffnen sich ohne Verzug die Thore des Palastes, der Dsan-dsün muss sich sogleich in das Gerichtszimmer begeben, die hohen Beamten zusammenberufen und die Klage in Empfang nehmen. Ueber jeden solchen Fall muss sogleich nach Peking Bericht erstattet werden, und da das Gesetz in dieser Beziehung sehr streng ist, würde es kein Gouverneur wagen, in solchem Falle dem Bittsteller nicht volles Recht wiederfahren zu lassen. Weil ihnen dieses Appelliren viele Unbequemlichkeiten macht, so haben die Dsan-dsüne ein Mittel gefunden, das Gesetz zu umgehen. Jeder hat nämlich bei dem Dumbak vier Mann angestellt, welche Niemandem das Schlagen des Dumbak gestatten.

In den letzten 20 Jahren hat der Dumbak nur ein Mal ertönt, und zwar gelang es einem Tarantschi, einen Stein gegen denselben zu werfen. Dem Kläger wurde auch gebührend Recht gesprochen und der angeklagte Beamte bestraft. Nach Erledigung der Angelegenheit liess der Dsan-dsün den Kläger sechs Monate ins Gefängniss setzen und ihm vierzig Hiebe geben, damit Niemand wage, sein Beispiel nachzuahmen. Wenn sich daher jetzt Jemand beim Dsan-dsün beklagen will, so muss er diesen entweder auf der Strasse anrufen, oder sich in's Haus schleichen und ihn dort irgendwo erwarten.

Von Vorfällen und Angelegenheiten des übrigen Theiles der Provinz wird der Dsan-dsün durch Boten benachrichtigt, in sehr schwierigen Angelegenheiten schickt er den Chebei Amban nach dem betreffenden Ort ab.

Das Gerichtswesen. Was die Stellung und Dienstpflichten der unter dem Dsan-dsün dienenden Beamten betrifft, so vermochte ich genaue Nachrichten nur über die Gerichtsbeamten einzuziehen, weil diese in ihrem Wirkungskreise meinen Bericht-

erstattern näher standen. Da das Gerichtsverfahren von bedeutendem Interesse ist, so lasse ich den Bericht über dasselbe, den mir ein Tarantschi machte, welcher zwanzig Jahre beim Hekim in Diensten gestanden und oft Gerichtsverhandlungen beigewohnt hatte, in fast wörtlicher Uebersetzung folgen.

In der Festung Kürä sind zwei Gerichtshöfe, der Dung Jamun und der Schi Jamun (der östliche und der westliche Palast). Die höchsten Beamten derselben sind zwei Daloja; diese sind anerkannt kluge und gelehrte Männer, welche auf drei Jahre von Peking hierher geschickt werden. Sie haben über alles Gute und Böse, was bei den Völkern des Ili geschieht, zu richten.

Wenn Jemand getödtet oder verbannt werden muss, so haben sie darüber dem Dsan-dsün zu berichten; die letzte Bestimmung über dergleichen Strafen steht diesem zu. Alle übrigen Strafen vollziehen sie selbst und statten nur nachträglich Bericht ab. Wenn der Daloja Jemanden zum Tode verurtheilt, so bringt er ihn nach dem letzten Verhör zu dem Dsan-dsün; dieser fordert nun vom Verbrecher noch einmal das Geständniss der That, und nachdem derselbe dieses abgelegt hat, lässt ihm der Dsan-dsün reichlich Speise und Branntwein reichen; dann wird der Verbrecher von Soldaten und einem Offiziere fortgeführt und hingerichtet. Hinrichtungen, welche die Chinesen Gau-tung-lä nennen, finden nur zwei Mal im Jahre statt; über dieselben wird dem Kaiser sofort Bericht erstattet.

Hierbei will ich erwähnen, dass mir der Secretär des russischen Consulats in Kuldsha erzählte, der Dsan-dsün könne die Todesstrafe ohne Bestätigung des Kaisers nicht vollziehen lassen. Welche von diesen beiden Nachrichten die richtige ist, vermag ich nicht zu entscheiden.

Die Schibä, Solonen, Kalmücken und Tarantschi gehören in Gerichtssachen zum Dung Jamun; die Chinesen und Dungenen zum Schi Jamun. Streitigkeiten zwischen Chinesen, Dungenen und den übrigen Stämmen gehören ebenfalls vor den Dung Jamun. Verbrecher, denen Hinrichtung oder Verbannung beschieden ist, werden zur Urtheilfällung, wenn sie auch nicht Chinesen oder Dungenen sind, dem Schi Jamun überliefert. Sowohl im Schi Jamun, wie auch im Dung Jamun sind je zwei Oberbeamte, der Daloja (Oberbeamte) und der Schün Jang. Jeder von diesen Beamten hat zur Dienstleistung 500 Gerichts-

Digitized by Google

diener, von denen nur ein Theil in Kürä lebt, der dort in der Stadt und im Gerichtsgebäude den Dienst hat, der Rest ist im ganzen Ili-Thale, besonders aber im Dan stationirt. Dort haben sie in den verschiedenen Städten und Ortschaften Wachthäuser, um über Ruhe und Ordnung zu wachen. Geschieht nun irgendwo ein Diebstahl, ein Einbruch oder eine Rauferei, so werden die Schuldigen von den Gerichtsdienern aufgegriffen. Diese suchen zuerst die Angelegenheit beizulegen und fordern Geschenke von der schuldigen Partei; können sie die Sache nicht beendigen, so überliefern sie die Verbrecher dem Gerichtshofe. Die meisten Sachen werden von den Gerichtsdienern beigelegt, weil diese sich mit geringeren Geschenken begnügen als die Oberbeamten des Gerichtshofes; daher kommen von hundert Fällen kaum zehn zum Jamun.

Bei wichtigen Vorfällen und schweren Verbrechen, wie Todtschlag, Mord, Brandstiftung, Falschmünzerei, wird der Thatbestand an Ort und Stelle von den Daloja oder Schün Jang selbst untersucht und die Schuldigen werden unbedingt in's Gefängniss abgeführt.

Der Dung Jamun liegt in der Festung Kuldsha. Er ist mit einer Mauer in Gestalt eines Rechteckes umgeben. Nach der Strasse zu liegt das grosse Thor (da-ming). Wenn man durch dasselbe eintritt, so gelangt man in einen grossen Hof. An der östlichen Seite des ersten Hofes befindet sich ein Haus, das den Gerichtsdienern zum Aufenthalt dient; an der westlichen Seite des Hofes ist das Gefängniss, welches aus drei Abtheilungen besteht: 1) dem Gefängniss für schwere Verbrecher; 2) dem Gefängniss für Angeklagte während der Untersuchungshaft; 3) dem Gefängniss für Beamte, angesehene Personen und Frauen.

Hat man den ersten Hof durchschritten, so kommt man an das zweite Thor (ör-ming). Hinter diesem liegt wiederum ein Hof. In diesem Hofe sind Häuser, in denen sich die Kanzleien des Daloja befinden. Dort sind viele Schreiber und Uebersetzer von allen Stämmen des Ili-Thales. Der oberste Beamte derselben ist der Ör-Loja (zweite Herr). An dem Thore selbst halten zwei Gerichtsdiener Wache. Hierauf kommt ein drittes Thor und ein dritter Hof, auf dem sich die Wohnungen der Unterbeamten und der Hausbedienung des Daloja befinden. Hinter diesem folgt ein viertes Thor und ein vierter Hof. Hier

sind die Häuser, in denen das Verhör der Angeklagten abgehalten wird. In dem fünften und letzten Hofe endlich befindet sich die Privatwohnung des Daloja und seiner Familie.

Wenn ein Bittsteller zum Daloja will, so geht er zuerst zu dem Gerichtsdiener, der sich bei dem Da-ming befindet, dieser bringt ihn zu den Schreibern im zweiten Hofe; dort muss er mittheilen, was er von dem Daloja wünscht, und wird ihm eine Bittschrift aufgesetzt, für die er einen halben Sär Jarmak (etwa 40 Kopeken) zu zahlen hat. Diese Bittschrift bringt er zu dem Jassol des Daloja und bittet ihn, die Bittschrift dem Letzteren zukommen zu lassen, er wolle sich nach Beendigung seiner Angelegenheit gern erkenntlich zeigen. Der Jassol verlangt darauf für sich eine ganz bestimmte Summe und ebenfalls eine solche für den Ör-Loja. Nachdem Bittsteller und Jassol sich über die zu zahlende Summe geeinigt haben, begiebt sich Letzterer zum Ör-Loja und bespricht mit ihm die Angelegenheit. Der Ör-Loja verspricht die Sache zu betreiben, wenn man ihm das versprochene Geschenk vorausbezahle. Darauf kehrt der Jassol zum Bittsteller zurück und theilt ihm mit, dass der Daloja jetzt zu beschäftigt sei und keine Bittschrift annehmen könne, er müsse also ein andermal wiederkommen; wolle er aber die versprochenen Geschenke im Voraus geben, so würde er zusehen, ob sich die Sache nicht irgendwie sogleich arrangiren lasse. Da bleibt denn dem Bittsteller nichts Anderes übrig, als die Geschenke im Voraus zu machen, denn er weiss wohl, dass er ohne Geschenke nie vorgelassen werden wird. Nachdem dies geschehen, trägt der Ör-Loja die Angelegenheit dem Daloja vor und weiss diesen schon zu überreden, dass die Sache zu Gunsten des Bittstellers ausfällt, sollte dieser auch vollkommen im Unrecht sein.

Wenn irgend Jemand zum Gerichtshofe geht, so kann er seine Angelegenheit nur durch Geschenke günstig zu Ende bringen, ohne solche richtet er Nichts aus; daher fürchtet man allgemein, zum Jamun zu gehen und sucht mit kleinen Abgaben durch die Gerichtsdiener seine Angelegenheit zu erledigen, denn bei ihnen kommt man vielleicht mit 3 Rubel zum Ziele, während man im Jamun 30 Rubel zahlen müsste, denn der Daloja theilt sich mit seinen Unterbeamten in die dargebrachten Gelder. Die Haupteinnahmen des Daloja kommen aber von den reichen Kaufleuten, denen er behülflich ist, ihre Gelder ein-

Digitized by Google

zutreiben. Der Daloja weiss selbst vom schlechtesten Bezahler das Geld zu erpressen, wofür er natürlich einen guten Theil desselben erhält. Bei Mord oder Todtschlag begiebt sich, wie schon erwähnt, der Daloja selbst an Ort und Stelle des Verbrechens, dann erhält er von den Leuten, die dort wohnen, eine Abgabe (Wän-ssi). Früher betrug dieser Wän-ssi 60 Sär, jetzt beträgt er 300—400 Sär (etwa 240—320 Rubel).

Zum Verhör der Verbrecher begiebt sich der Daloja am Abend und setzt dasselbe bis tief in die Nacht (bis zum dritten Dshing) fort. Zur Zeit, wo das Verhör beginnen soll, sagt der Daloja zu seinem Begleiter, er wolle das Verhör beginnen, man möge die Gerichtsdiener versammeln. Der Begleiter schlägt mit einem Stück Holz auf den Boden und ruft mit lauter Stimme: „Daloja ssau-tang-lä!“ („Der Daloja will das Verhör beginnen“). Dieser Zuruf tönt von Zimmer zu Zimmer, von Hof zu Hof bis zum Da-ming. Die Gerichtsdiener treten hierauf auf die Strasse und rufen mit lauter Stimme: „Daloja ssau-tang-lä!“ Da versammeln sich alle Gerichtsdiener im Jamun und der Daloja begiebt sich in Begleitung derselben in das Verhörzimmer; hierauf bringen die Gerichtsdiener die Strafinstrumente: Stöcke, die Sü-wä-ssa (ein mit Leder bespanntes Holz, um den Verbrecher damit ins Gesicht zu schlagen), Ketten und allerlei Marter-Instrumente und breiten sie vor dem Daloja am Boden aus. Dieser nimmt auf einem Lehnstuhl vor dem Tische Platz, zu beiden Seiten desselben sitzen zwei Schreiber, welche das Verhör zu Protokoll nehmen.

Hierauf führt man die Angeklagten vor; diese knieen vor dem Daloja mit entblösstem Haupte nieder.

Nun beginnt das Verhör, wie es sich gebührt. Vor dem Daloja steht ein Becher mit Stäbchen, auf jedem derselben steht eine Zahl geschrieben, von 1 bis 100. Wenn der Daloja über die Verstocktheit des Verbrechers in Zorn geräth, so nimmt er eins der Stäbchen aus dem Becher und wirft es auf die Erde. Die Gerichtsdiener heben das Hölzchen auf und sehen nach, welche Zahl darauf geschrieben ist; der Verhörte erhält so viele Stockschläge als die daraufstehende Zahl besagt. Geräth der Daloja sehr in Zorn, so schleudert er den ganzen Becher zur Erde, dann muss der Verbrecher genau die Zahl der Stockschläge aushalten und sollte er seinen Geist auf der Stelle aufgeben, wenn nicht der Daloja vorher Halt gebietet. Giebt der Schul-

Digitized by Google

dige dem Gerichtsdiener für jeden Schlag einen Miskal (10 Kopeken), so schlägt er über ihn weg, dass der Schlag nur die Erde trifft; er thut es aber so geschickt, dass es der Daloja nicht bemerken kann.

Die beiden Schreiber notiren genau jede Aussage des Angeklagten. Zeugen, die der Angeklagte nennt, werden vor Gericht gezogen und auch sie genau über den Sachverhalt befragt. Am ersten Tage fordert der Daloja nur den Verbrecher auf, die Wahrheit zu sagen, es wird aber der Beschuldigte an diesem Tage nicht geschlagen, nicht einmal geängstigt, sondern sehr freundlich behandelt. Beim zweiten Verhör wird strenger gefragt, ebenso auch beim dritten, worauf man alle Aussagen der drei Verhöre vergleicht. Stimmen alle Aussagen überein, so ist die Sache leicht geendigt, hat sich aber der Verbrecher widersprochen, so wird die Folter angewendet.

Am ersten Tage der Folter schlägt man den Gefangenen mit der Sü-wä-sa in's Gesicht, oder lässt ihn auf Ketten knieen, bis er die Besinnung verliert. Hat er Nichts gestanden, so wird er nach vier bis fünf Tagen wieder vorgeführt, wo dann die Folterqualen stärker sind. Man schlägt ihn auf die Fusssohlen oder dreht ihm einen Strick aus Pferdehaaren vermittelst eines Knebels um die Schenkel, bis sich der Strick tief ins Fleisch zwängt; hat er noch Nichts gestanden, so wird er abermals in's Gefängniss geführt. Nach einigen Tagen hat er die dritte Folterprobe zu bestehen, welche darin besteht, dass man ihm ein kupfernes Becken mit concavem Boden auf den Kopf setzt und in dieses glühende Kohlen legt, oder in sehr wichtigen Fällen, bei schweren Verbrechern, indem man ihnen ein Pferdehaar durch das Fleisch zieht und dieses herumdreht oder hin und her zieht. Diese letzte Folter soll die furchtbarsten Schmerzen verursachen und viele Verbrecher auf der Stelle zum Wahnsinne gebracht haben, daher wird sie nur selten angewendet.

Hat der Angeklagte alle drei Proben überstanden und sich nicht zur Schuld bekannt, so wird er freigelassen, hat er aber Aussagen gemacht, so werden diese mit den früheren verglichen, damit man ihn nicht etwa verurtheile, wenn der Schmerz ihm ein falsches Geständniss erpresst hat; daher wird der Gefolterte zwischen den drei Folterproben jedesmal in einem gewöhnlichen Verhör vernommen.

Die seitens des Daloja verhängte Strafe lautet, entweder auf

Digitized by Google

Gefängniss oder auf Kobak (ein Halsblock, den der Gefangene nicht ablegen kann), oder man schmiedet ihm eine Eisenstange an, die der arme Sünder jahrelang mit sich herumschleppen muss. Die letzten beiden Strafen werden am häufigsten verhängt, weil sie dem Staate durchaus keine Unkosten verursachen, der Verbrecher wird mit dem bezeichneten Zierath den Beamten seines Stammes übergeben, die ihn zu beaufsichtigen haben. In jeder grösseren Stadt kann man eine ganze Anzahl dergleichen frei herumgehender Verbrecher sehen, die ihren Halsblock mit aufgehobenen Händen wie eine Last tragen, damit derselbe ihnen nicht den Hals beschädige. Ich habe in Kuldsha einen Verbrecher gesehen, dem eine 2 Arschin lange Eisenstange und eine Kugel angeschmiedet waren, die Stange hing an einer etwa 1 Arschin langen Kette am Halse, die Kugel aber an einer etwa 2 Arschin langen Fessel am linken Knöchel. Der Unglückliche bewegte sich fort, indem er der Kugel mit dem Fusse einen Stoss gab, dass sie etwa 1 Arschin weit rollte, dann erfasste er die Stange mit beiden Händen, stemmte sie so weit er konnte von sich ab und machte darauf einen oder zwei Schritte. Wenn der Betreffende etwa fünfzig Schritte gegangen, ist er natürlich so müde, dass er sich setzen muss; beim Sitzen und Liegen hindert ihn sein Eisenschmuck wenig. Allen diesen Verurtheilten bleibt natürlich nichts übrig, als sich ihren Unterhalt durch Betteln zu erwerben; giebt man ihnen nichts und sterben sie Hungers, so kümmert sich die Regierung wenig darum.

Ist es ein schweres Verbrechen, dessen der Angeklagte beschuldigt wird, so übergiebt der Daloja des Dung-Jamun den Verbrecher sammt allen Protokollen der bis dahin abgehaltenen Verhöre dem Schi-Jamun, wo die Sache noch einmal untersucht wird. Wenn nun der Verbrecher für schuldig befunden wird, so wird dem Dsan-dsün über den Fall Bericht erstattet, der dann das Todes- oder Verbannungsurtheil ausspricht. Ist es ein sehr schweres Verbrechen, so wird der Verbrecher jenseits Peking, in die heissen Provinzen Jang-nän, Schi-nän, Jünän verbannt; ist es ein leichteres Verbrechen, so schickt man ihn nur nach Baiköl oder Lan-dsho. Die weithin Verbannten kommen von dort nie wieder zurück, die nicht weit Verbannten kehren gewöhnlich nach einigen Jahren wieder in die Heimath: leben sie dann ruhig, so lässt man sie in Frieden, führen sie sich aber wiederum schlecht auf, so verbannt man sie abermals.

Digitized by Google

Kommen sie ein zweites Mal zurück, ohne sich gebessert zu haben, so werden sie zum Tode verurtheilt.

Wer einen Menschen getödtet hat, wird stets zum Tode verurtheilt; diesem Urtheil Verfallene richtet man aber nicht gleich hin, sondern hält sie oft zwei bis drei Jahre im Gefängniss.

Niemand unter den sieben Völkern des Ili, schliesst mein Berichterstatter seinen Bericht, versteht so gut Verbrecher zu verhören, wie die Mandschu, und sie sind in diesen Verhören gerechter als die Beamten der übrigen Völker; wenn sie nicht die Menschen bedrückten und viele Geschenke verlangten, so könnte man sich keine besseren Richter wünschen.

Die Finanzlage des Ili-Thales bietet jetzt ein ziemlich trauriges Bild. Die Central-Regierung hat seit vielen Jahrzehnten alle Zuschüsse zur Erhaltung des Heeres und der Verwaltung verweigert und fordert sogar noch ein bedeutendes Quantum von Steuern aus der Provinz. Die Mandschu-Soldaten sterben fast vor Hunger, die Soldaten der Militär-Kolonieen erhalten keinen Sold und sind dadurch der Regierung entfremdet, die Tataren werden bis aufs Blut ausgesogen und zu Grunde gerichtet. Um ihr Leben fristen zu können, müssen alle Beamten, die seit langer Zeit keinen Sold erhalten, das Volk bedrücken. Die hohen Beamten sind gezwungen, die Stellen der niederen Beamten den Meistbietenden zu überlassen, um durch diese Einnahmen ein irgendwie ihrem Range entsprechendes Leben führen zu können. Nur mühselig schleppt sich die Regierungsmaschine vorwärts und droht jede Minute stille zu stehen und in Trümmer zu fallen. Die Macht der Mandschu, die noch vor 100 Jahren der Schrecken Asiens war, nähert sich ihrem Ende, wenigstens hier in den westlichen Provinzen des chinesischen Reiches. Und doch sind gerade diese Provinzen so unendlich reich an inneren Hülfsquellen, dass sie bei einer nur irgendwie geregelten Verwaltung durch sich selbst bestehen könnten. Aber nichts thaten die Mandschu in den letzten Jahrzehnten zur Hebung des Landes; Nehmen und Nehmen war und ist ihr einziger Gedanke. Das unverhältnissmässig grosse Heer, das man im Ili-Thale hält, kann natürlich nicht von dem kleinen Landstriche erhalten werden, sondern bedurfte zu seiner Unterhaltung bedeutender Zuschüsse aus China; als diese Zuschüsse nach den Aufständen im eigentlichen China, nach dem Tode des Kaisers Dau-Wang, ausblieben, wäre das einzige Mittel zum Gedeihen der Provinz

Digitized by Google

eine Verringerung des Heeres gewesen. Anstatt diese vorzunehmen, liess sich die Regierung in Finanzspeculationen ein, die den letzten Bodensatz ihrer Kasse erschöpften, die unterworfenen Völker bedrückten und der Regierung entfremdeten. Ich will hier einige dieser Finanzspeculationen, die mir zu Ohren gekommen, näher erörtern.

In den ersten Jahren der Regierung des Kaisers Schänfung beschloss die Regierung, der kupfernen Scheidemünze einen höheren Werth zu geben, um dadurch ihre Ausgaben bestreiten zu können. Man goss, um dies zu bewerkstelligen, grosse Jarmak von einem Normalwerthe von 15 kleinen (also von einem Werthe von 2 Kopeken) und gab sie zu einem Werthe von 100 Jarmak (etwa 12 Kopeken) aus. Da die Jarmak gegossen werden, so war es eine Kleinigkeit, nach den angegebenen Münzen Formen zu modelliren, und was konnte vortheilhafter sein, als die früheren kleinen Jarmak in grosse umzugiessen, durch welche Arbeit man sein Kapital versechsfachte? Es dauerte auch gar nicht lange, so war im ganzen Ili-Thale fast kein kleiner Jarmak mehr zu sehen. Alle Drohungen des Dsan-dsün halfen nichts, vergebens verbot man das Giessen der grossen Jarmak bei Todesstrafe, das Volk goss immer mehr neue Jarmak. Viele Falschmünzer wurden eingefangen und unter Qualen hingerichtet, aber doch goss man neue Jarmak. Nichts half, nicht einmal die schauderhafte Strafe der Chochandshan, die darin besteht, dass man den Verbrecher in einen Käfig steckt, in dem er nicht sitzen und nicht stehen kann, da der Hals zwischen zwei Brettern fast festgeklemmt ist; in einem solchen Käfig kann Niemand länger als drei Tage leben.

Wie vorauszusehen war, entstand eine furchtbare Theuerung, und Handel und Wandel fingen an zu stocken. Da erliess der Dsan-dsün den Befehl, dass von nun an die grossen Jarmak 2 Fun, d. h. 15 Jarmak (ihren wirklichen Werth) gelten sollten. Diese Gewaltmassregel erregte einen neuen Sturm, und da die Massregel nur die Unschuldigen traf, so drohte ein offener Aufruhr auszubrechen. In grossen Haufen zog das Volk vor den Palast des Dsan-dsün und forderte die Zurücknahme dieses Befehls. Da die Kaufmannschaft sich an die Spitze des Volkes stellte, so sah der Dsan-dsün bald die Unklugheit seines Befehls ein und änderte ihn insofern ab, als er befahl, der Schi-Jamun solle während eines Monates jeden grossen Jarmak zum

Werthe von 40 kleinen Jarmak annehmen; wer dieselben aber in dieser Zeit nicht abliefere, erhalte nur 15 Jarmak. Während dieses Monats wurden wenigstens zwanzigmal so viel grosse Jarmak eingeliefert, als die Krone ausgegeben hatte, so dass sie bei dieser Operation einen ungeheuren Verlust erlitt. Ebenso verloren alle ehrlichen Leute, die keine Falschmünzerei getrieben, und nur die Spitzbuben und Gauner hatten Vortheil. Seit jener Finanzoperation soll der Handelsverkehr im Ili-Thale bedeutend abgenommen haben; von dieser Zeit an ist auch das Wiegen der Jarmak in Gebrauch gekommen.

Als so die Regierungskasse noch leerer geworden, gedachte man durch Aufsuchung von Silbererzen und durch Silbergewinnung die Finanzen zu verbessern. Grosse Bergwerksarbeiten wurden bei dem Berge Kongas vorgenommen; man arbeitete hier drei Jahre, legte Hüttenwerke an und beschäftigte gegen 1000 Arbeiter, aber leider wurde keine Spur von Silber gefunden. Hierauf begann man ebensolche Arbeiten am Berge Schärbugutschi, wo ein Tatar Silbergruben entdeckt haben sollte. Auch hier arbeitete man mit Aufwand aller Kräfte mehrere Jahre lang, gewann aber nur etwas Kupfer, Silber ist auch dort nicht gefunden worden; diese Arbeiten blieben ebenfalls liegen. Zuletzt legte man Gruben am Berge Bai-Jangu an, der etwa 400 Werst von Kuldsha entfernt ist. Auch hier arbeiteten 600—800 Menschen zwei Jahre lang, ohne Etwas zu finden. Hunderttausende von Unzen wurden dabei geopfert; die Regierung verlor ihre letzten Hülfsmittel und machte Hunderte von Tataren und Kalmücken-Familien zu Bettlern.

Zuletzt legte man sich auf's Schätze-Suchen. Die Sage ging im Volke, dass im Kasch ungeheure Reichthümer versenkt lägen, und diese suchte man aus dem Flusse zu heben. Aber auch diese Hoffnung wurde zu nichte, und alle Mühen und Kosten, diese Schätze herauszuschaffen, wurden unnütz verschwendet.

Seit dieser Zeit hat die Regierung aufgehört, zu speculiren, stumpf hat sie sich in ihr Schicksal ergeben, und mühselig schleppt sich die Mandschu-Herrschaft hier im Westen fort, bis sie in Trümmer zerfällt.

Dies sind die Nachrichten über das Ili-Thal, wie ich sie
i Jahre 1862 gesammelt, sie sind insofern besonders interessant,
s es die einzige genaue Beschreibung der früheren Zustände
eses Landes ist. Schon im Jahre 1863 brachen die Unruhen,
e ich vorausgesehen hatte, aus, und den verbundenen Taran-
chi und Dungenen gelang es zuletzt, die Mandschu-Herrschaft
i Ili-Thale zu vernichten. An Stelle der Ili-Provinz ent-
anden drei selbständige Reiche, das Dungenen-Reich von
rumtschi, das Chodshalik von Kaschgar und das Tarantschi-
eich der Kuldsha-Tataren. Während diese Umwälzungen am
i vor sich gingen, bereiste ich das Abakan-Thal, den Altai
nd das Gebiet des mittleren Irtisch. Erst im Jahre 1868
assirte ich den nördlichen Theil des Semiretschinskaja Oblast
las Sieben-Flüsse-Gebiet) und traf daselbst zahlreiche Flüchtlinge
er Kalmücken, Chinesen, Schibä und Solonen, die hier küm-
erlich ihr Leben fristeten. Aber erst im folgenden Jahre, im
ommer 1869, hatte ich Gelegenheit, den Semiretschinskaja
blast zu besuchen und mich vom 1. bis 16. Juni an der Grenze
es früheren chinesischen Ili-Thales im russischen Grenzposten
m Borochudsir aufzuhalten. Hier mögen die Tagebuchblätter
us meinem damaligen Aufenthalte folgen.

(Den 1. Juni 1869.) Gestern verliessen wir die Poststrasse
eim Piquet Altyn Emelski (der dritten Station südlich von der
Koksinskaja Stanitza) und passirten den Bergpass des Altyn
Emel (goldener Sattel). Weites Thal mit sehr steinigem Grunde.
Wir folgen dem kleinen Flüsschen Tülkü Bulak und dem Flusse
Tögörök bis zu dem Piquet dieses Namens (Entfernung etwa
0 Werst). Grund überall steinig und unfruchtbar. Der Weg
eht jetzt am Aina Bulak und Ssassyk Köl entlang; wir erreichen
pät Abends das Piquet Kongyr Ölöng (40 Werst). Nach Süden
iegt vor uns der Begrücken Katu, der uns vom Ili-Flusse
rennt. Am Morgen früh aufgebrochen.

Der Weg führt zuerst am Nordrande des Katu-Gebirges
ntlang. Die Landschaft ändert sich in keiner Weise, überall
lieselbe steinige Ebene, die manchmal von Sumpfpartieen unter-
brochen wird. Nach etwa 15 Werst gelangen wir zum Thale
les Flusses Kuibun. Hier sieht man deutlich, dass das Land
zum Ili in zwei Terrassen abfällt. Vom Bergrücken des Altyn
Emel senkt sich das Land in einer schiefen Ebene bis zum Berg-

Digitized by Google

rücken des Katu: diese Ebene wird im Süden von dem nicht bedeutenden Berglande begrenzt, durch das mehrere Flüsse, wie der Kök Täräk und Kuibun, in breiten, flachen Thälern zu der zweiten Terrasse der eigentlichen Thalebene des Ili führen. Nach etwa 25 Werst erreichen wir das Piquet Kuibun. Die Thalschlucht ist zuerst sehr enge und zwischen zackige Felsblöcke eingeengt. Dicht am Flusse selbst ist eine recht üppige Vegetation; nach Süden wird das Thal breiter und ist meist mit Steingeröll bedeckt. Viel Gesträuch am Flusse, rothe Dschigda-Sträucher, wilde Mandelsträucher, bunte Blumen am Flusse; üppiger Graswuchs beim Piquet. Vom Kuibun aus wendet sich der Weg nach Osten, parallel mit dem Ili. Die Ausläufer des Kuibun-Gebirges überschritten. Der Weg geht etwa 15 Werst über mehr oder weniger bedeutende Bergwellen; dann passirt man eine recht tiefe Schlucht. Merkwürdiger Anblick der Bergwände: die salzhaltigen Lehmwände bestehen aus sehr verschiedenfarbigen Schichten in wunderlich geformten Kuppeln und Horizontalflächen, schichtenweise mit dichter Salzkruste überzogen, die wie Schneestreifen an den Bergwänden weiss glänzen. Bis zur Thalebene des Flusses Türgän ist die Niederung meist mit Geröll, Sand und Lehm bedeckt. Vegetation unbedeutend; an vielen Stellen dichtes Gestrüpp, viele Saksaül-Sträucher. Erst wenige Werst westlich vom Türgän hört das steinige Land auf, an seine Stelle tritt fetter, schöner Lehmboden und Graswuchs. Dicht am Ufer des Türgän liegt das russische Piquet Borochudsir, das aus mehreren langgestreckten einstöckigen Gebäuden besteht, in denen zwei Compagnieen Infanterie und ein halbes Hundert Kosaken stationirt sind. Die Häuser sind theils Kasernen, theils Magazine, theils Wohnungen für die Offiziere. Mir wurde vom Befehlshaber des Detachements, dem Herrn Major P., freundlichst ein Quartier angewiesen. Dieser Herr versprach mir auch, mich in Allem zu unterstützen. In einem Halbkreise um das Piquet liegen zerstreut die Häuser von etwa 800 Flüchtlingen aus dem chinesischen Ili-Thale, die sich hier an der Grenze ihres früheren Gebietes niedergelassen haben.

Die Häuser der Flüchtlinge sind zum grössten Theile nothdürftig aufgerichtete Lehmhütten; auf den ersten Blick sieht man, dass die Ansiedler durchaus nicht die Absicht haben, hier bleibende Wohnsitze zu gründen. Die Hütten sind sehr klein

aus Lehmziegeln aufgeführt und mit einem Zaune von Schilf umgeben. Dicht bei den Hütten befinden sich die Gemüsegärten, in denen Mais, Tabak und besonders viel Mohn angepflanzt ist, ausserdem Gemüse, Radieschen, Rettig, Schnittlauch und Zwiebeln. Diese Gemüsegärten bilden kleine, regelmässige Vierecke, die eine gleichmässige Bewässerung zulassen. Ueberall scheint äusserste Armuth zu herrschen, man sieht, dass die Ansiedler nur das nackte Leben aus dem Aufstande gerettet haben. Da sich in meiner Begleitung ein Schibä (Bitä) befindet, der bei mir den ganzen Winter zugebracht hatte und von Wernoje aus die Verwandten am Borochudsir von seiner bevorstehenden Ankunft benachrichtigt hatte, so war mein Zimmer sehr bald nach unserer Ankunft von Schibä-Ansiedlern, Verwandten des Bitä, angefüllt. Ich machte während dieser Besuche den stillen Beobachter. Die Begrüssungen gehen streng nach Ordnung und Sitte vor sich. Vor älteren Verwandten beugt man das Knie, jüngere Verwandte erweisen sich dieselbe Ehrfurcht, Altersgenossen machen sich gegenseitig Knixe. Diese ceremoniellen Begrüssungen machen auf den Beobachter einen höchst komischen Eindruck. Am Abend machte ich mit Bitä noch einen Spaziergang durch einen Theil der Schibä-Colonie und wurde als ein die Mandschusprache sprechender Russe allgemein angestaunt. Wir besuchten Bitä's Bruder, der in einem geräumigen und ziemlich wohlhabend eingerichteten Hause wohnt, da es ihm gelungen, einen Theil seiner Habe aus dem Kampfe zu retten. Interessant war es für mich, zu beobachten, eine wie enge Zusammengehörigkeit der Familienglieder bei den Schibä besteht. Die scharfe Scheidung zwischen älteren und jüngeren Verwandten manifestirt sich in jeder Handlungsweise, beim Begrüssen, beim Sitzen, beim Reichen irgend eines Gegenstandes, beim Sprechen; überall sieht man den Unterschied zwischen Aelteren und Jüngeren. Hier begreift man, warum bei allen Völkern, die chinesischer Kultur unterlegen sind, eine Namensscheidung zwischen älteren und jüngeren Verwandten jeden Grades der Verwandtschaft besteht. Die Kulturverhältnisse erklären uns oft unverständliche sprachliche Erscheinungen.

(Den 2. Juni.) Heute war ich viel von den russischen Offizieren in Anspruch genommen. Ich habe da manches Interessante erfahren. Man hat an die Ansiedler Gewehre aus-

getheilt, dieselben sind aber durchaus nicht von dieser Massregel erbaut gewesen. Sie fürchten die Tarantschi so sehr, dass kein Einziger wagen würde, auf sie zu feuern. Aus Allem ersieht man, dass die armen Leute furchtbar gelitten haben. Um einige Ordnung in die Colonie zu bringen, hat der Kommandant des Detachements vorgeschlagen, die Leute möchten sich einen Dorfältesten wählen. Die Massregel ist sehr verständlich, man wollte die Leute von der Abhängigkeit von zwei Schibä-Offizieren befreien, deren Befehle jetzt, wo sie ohne Zusammengehörigkeit mit der chinesischen Regierung sind, nicht nur nichts nützen, sondern sogar schaden. Die Massregel ist aber nicht ausgeführt worden. Es fehlte den Leuten jedes Verständniss für das Wählen eines Beamten; sie staunten den Kommandanten an und sagten ihm kurz: „Wir haben ja den Ugeri-da (den Schibä-Beamten); wenn der dir nicht gefällt, so setze ihn ab und befiehl einem Anderen, seine Stelle einzunehmen. Dein ist der Befehl, wir haben zu gehorchen." Man sieht daraus, wie schwer es einem Volke ist, sich in etwas Anderes als sein Gewohnheitsrecht hineinzudenken. Ich erfahre ausserdem, dass die Leute sich hier gegen den Willen der chinesischen Regierung niedergelassen haben. Ein chinesischer Beamter hat sie mehrmals aufgefordert, nach Tschugutschak überzusiedeln. Der Ugeri-da hat sich geweigert, und die Leute hören auf ihn. Die Ansiedler erwarten, dass die Tarantschi-Herrschaft bald aufhören wird und dann werden sie die ersten sein, die in die Heimath zurückkehren. Dem Ugeri-da würde es schlecht ergehen, wenn er wieder unter chinesische Botmässigkeit käme. Vom Türgan aus bis hinter Kurä soll alles Land brach liegen, die Städte sind verwüstet und die Felder verdorrt. Die ganz westliche Hälfte des Ih Thales ist eine Wüsteneï: kein Mensch wohnt hier, da sich auch die Dungenen weiter nach Osten gezogen haben. Nur vereinzelte Kirgisen treiben sich manchmal in diesen Gegenden umher. Ein Theil der Kirgisen des Stammes Suan, die früher russische Unterthanen waren, sollen zu den Tarantschi übergegangen sein.

Bitä lud mich ein, im Hause seines Bruders, der abwesend war, zu Mittag zu essen. Wir begaben uns dorthin. Die Speisen wurden auf einem kleinen Tische mit niedrigen Füssen serviert, den man auf die der Thür gegenüberliegende Erhöhung gestellt hatte. Rechts und links vom Tische setzten sich die Gäste.

Digitized by Google

h. Bitä und ich. Ein älterer Verwandter kauerte hinter dem ische. Die Frau trug die Speisen in Porzellannäpfen auf: Pelemi (in Teig gewickeltes, fein gehacktes Fleisch, in Brühe ekocht), gebratenes Fleisch, Radieschen, Salat, Reis, gekochtes chaffleisch. Das Essen war reinlich servirt und schmeckte recht ut, nur zu viel Zwiebeln und Pfeffer. Wirth und Wirthin waren usserst zuvorkommend und höflich; man bat, vorlieb zu nehmen, man fast auf offenem Felde wohne. Die Kleidung der Frauen s Hauses war recht sauber; langes blaues Hemd mit Aufhlägen aus Seide. Die Frauen tragen das Haar sauber friert und mit Haarleim getränkt, ganz nach chinesischer Art, it einem silbernen Pfeile. Die Mädchen tragen lange, herabingende Zöpfe. Typus im Allgemeinen rein mongolisch. Alle rauen und Mädchen haben gelb gefärbte Nägel und viele inge an den Fingern. Drei Paar Ohrringe sind an den verschiedenen Stellen des Ohres befestigt. Man sieht im ganzen Benehmen der Frauen eine gewisse Coquetterie, sie möchten gefallen. Das Rauchen ist sehr verbreitet, selbst die Kinder rauchen.

Die grösste Anzahl der hiesigen Ansiedler sind Schibä, ie früher in den solonischen Städten gelebt haben, dann sind ier viele Solonen-Familien und einige Chinesen.

(Den 3. Juni.) Am Morgen stattete mir der frühere Behlshaber der Solonen-Städte, der Ugeri-da De, wie er sich hinesisch nennt (sein Name ist eigentlich Detschin) einen Beuch ab; von ihm erfuhr ich Manches von dem Zustande der olonen-Colonieen vor dem Aufstande, was also gleichsam als rgänzung zu meiner Beschreibung des Ili-Thales von 1862 elten kann.

Die daurischen Militär-Colonisten waren in 16 Städten der Flecken zu beiden Seiten des Ili-Stromes angesiedelt. Die Uebersiedelung aus der eigentlichen Mandschurei geschah etwa or 90 — 100 Jahren. Die Völkerschaften tungusischer Zunge vurden hierher übergeführt: die Schibä, Dachor-Solonen und Ongkor-Solonen. Die Schibä sind eines Stammes mit den Mandschu, sie sprechen die Mandschu-Schriftsprache. Die Ongkor-Solonen sprechen einen sehr abweichenden tungusischen Dialekt, der dem Maniagir-Dialekte sehr nahe steht, die Dachor-Solonen endlich sprechen einen stark mit tungusischen Wörtern versetzten mongolischen Dialekt.

Während die Schibä-Colonisten sich sehr bald im Ili-Thale acclimatisirten und die Bevölkerung von Jahr zu Jahr im Steigen begriffen war, nahm die Zahl der solonischen Ansiedler von Jahr zu Jahr ab, so dass die Regierung schon in den dreissiger Jahren eine grosse Anzahl von Colonisten der südlichen Schibä-Colonieen zur Vervollständigung der zusammengeschrumpften Solonen-Banner auf dem rechten Ili-Ufer ansiedeln musste, so dass mehrere Tausend Schibä-Ansiedler officiell als Solonen, d. h. als zu den solonischen Bannern gehörig, bezeichnet werden.

Jede der beiden Colonieen bestand aus 8 Städten oder Bannern, die zusammen eine Heeresabtheilung ausmachten. Jede dieser Abtheilungen wurde von einem Mejen Amban (Brigadegeneral) kommandirt, welcher seinen Sitz im chinesischen Kuldsha (Kurä von den Tataren, Ili von den Schibä) genannt. Der Mejen Amban war gewöhnlich ein Mandschu, obgleich auch oft Schibä und Solonen zu dieser Würde gelangten. Ueberhaupt rechneten sich die Schibä-Solonen durchaus als den Mandschu ebenbürtig, als herrschende Klasse, und ihre Offiziere sollen oft Mandschu-Abtheilungen befehligt haben. Jeder der Mejen Ambane hatte in Kuldsha ein Regierungsgebäude (Jamun) zu seiner Verfügung, der Sitz der Oberbehörde über die acht dem Mejen Amban untergeordneten Ansiedelungen, sowohl in Militär-, wie auch in Civilangelegenheiten. Die Verwaltung der Colonisten war folgende: Jede der Heeresabtheilungen wurde von einem Ugeri-da (Oberst) verwaltet, dem ein Ilchi-da (Oberstlieutenant) und ein Niru Dshangin (Major) als Gehülfe zur Seite standen. Je zwei Ansiedelungen befehligte ein Dshergi Jangin (Kapitän) und jede einzelne Ansiedelung ein Fundu Boschko (Lieutenant). Alle Beamten, ausser dem Mejen, mussten Schibä oder Solonen sein.

Die Ansiedelungen der Solonen waren folgende: 1) Turgen, die westlichste, am Flusse Borochudsir (der hier von den Russen auch Turgen genannt wird) gelegen, war mit einer Festungsmauer umgeben und bestand aus etwa 300 Häusern. Turgen wurde von Ongkor-Solonen und Schibä bewohnt, es gehörte zum rechten Heeresflügel und führte das mit Verbrämung versehene blaue Banner. 2) Samar (von den Kirgisen Dschar Kent, d. h. Uferstadt, genannt) bestand aus 250 Häusern und wurde ebenfalls von Ongkor-Solonen und Schibä bewohnt.

Digitized by Google

führte das verbrämte rothe Banner. 3) Tschischkan (kirgisch Tischkan) lag ungefähr 10 Li östlicher und bestand aus wa 300 Häusern; es wurde ebenfalls von Ongkor-Solonen id Schibä bewohnt und führte das einfarbige rothe Banner. Tschedschi (von den Kirgisen Ak Kent [weisse Stadt] genannt) bestand aus 200 Häusern und wurde von Ongkor-Solonen id Schibä bewohnt. Es führte das einfarbige gelbe Banner. schedschi lag etwa 15 Werst östlich von Tschischkan.

Etwa 60 Li östlich von Tschedschi beginnen die vier Ansiedelungen des linken Heeresflügels. 5) Chorgos, bewohnt von achor-Solonen, bestand aus etwa 300 Häusern, es führte das rbrämte gelbe Banner. 6) Fuseku, etwa 5 Li östlich von horgos gelegen, bestand aus 300 Häusern und wurde von achor-Solonen bewohnt, es führte das einfarbige blaue Banner.) Ke, etwa 10 Li östlich von Fuseku, bestand aus 400 Häurn und wurde von Dachor-Solonen bewohnt, es führte das nfarbige weisse Banner. 8) Alimtu, etwa 7 Li von Ke, beand aus etwa 300 Häusern und wurde ebenfalls von Dachorolonen bewohnt; es führte das verbrämte weisse Banner.

Die acht Ansiedelungen der Schibä südlich vom Ili wurden ewöhnlich nur nach Zahl: *udshun-niru* (erste Escadron), *dshairu* (zweite Escadron) und so weiter genannt und waren so ertheilt, dass 1, 3, 4 dicht beieinander südwestlich vom chiesischen Kuldsha lagen; 5, 6, 7, 8 lagen einige Werst weiter b vom Ili, gerade gegenüber den beiden Kuldsha und 2 nicht eit vom Ili, südwestlich vom tatarischen Kuldsha. Die bedeendste Stadt dieser Ansiedelungen war die fünfte, wo der Jgeri-da und der Ilchi-da ihren Sitz hatten, und wo ausserdem in grosser Tempel war, in dem der Da Lama und viele Priester ohnten. Hier ist noch zu erwähnen, dass die Schibä der südchen Colonieen viel zu wenig Land innehatten und daher beeutende Ackerplätze von den südlich wohnenden Tarantschi nietheten. Sowohl die solonische wie die Schibä-Heeresabtheiung stellten jährlich 1300 Mann Soldaten; von diesen wurden 300 Mann nach dem Sechsstädte-Gebiet geschickt, während 1000 Mann Dienste im Ili-Thale zu versehen hatten. Dieser Dienst war für die Militär-Colonisten sehr leicht, da sie für denselben m Ili-Thale meist nur arbeitsunfähige Kinder und Greise ausschickten, die während des Dienstes viel bessere Bezahlung erhielten, als sie zu Hause hätten erarbeiten können. Daher kann

es nicht Wunder nehmen, dass gerade die Militär-Colonieen sich durch ihre Wohlhabenheit auszeichneten.

Ueber die Oberverwaltung theilte mir der Ugeri-da noch mit: Der Bezirk des Dsan-dsün des Ili-Thales erstreckt sich über: 1) das Ili-Thal, 2) das Alty Schakär, 3) den Tarbagatai, d. h. das Gebiet vom Tschugutschak, 4) das Gebiet von Urumtschi. Ueberhaupt gabe es im chinesischen Reiche 13 Dsan-dsüne und 8 Sunda.

Der Ugeri-da ist klein und schmächtig von Wuchs und hat sehr stark ergrautes Haar, sein Anzug ist ganz chinesisch, auf dem Kopfe trug er die Dienstmütze mit dem blauen Mützenknopfe und den Pfauenfedern. Sein Wesen hat nichts Militärisches an sich: sonst ist sein Betragen sehr angenehm und sein Aeusseres recht intelligent. Der arme Mann hat vom Aufstande viel zu leiden gehabt, er hat sieben Kinder und seine Frau verloren: drei von diesen Kindern befinden sich noch in der Gefangenschaft bei den Dungenen. Den einzigen Sohn, der ihm übrig geblieben, hat er hier bei sich. Jetzt lebt er in der grössten Armuth, da er von seiner reichen Habe Nichts als das nackte Leben gerettet. Wie mir Bitä erzählt, ist der Ugeri-da De wegen seiner Gelehrsamkeit und seiner Kenntniss der chinesischen Sprache im Ili-Thale berühmt gewesen.

Die Schriftkunde ist bei den Schibä im Allgemeinen sehr verbreitet, über die Hälfte der männlichen Bevölkerung und viele Weiber sollen die Mandschu-Schrift zu schreiben verstehen, aber nur sehr wenige verstehen chinesisch zu lesen, während fast alle mehr oder weniger gut chinesisch sprechen. Die Mandschu-Litteratur ist ihnen im Allgemeinen nur wenig bekannt. Sie studiren in den Schulen gewöhnlich die vier King in der Mandschu-Uebersetzung, schreiben aber viel mehr als sie lesen. Die gelehrten Mandschu selbst sollen ihre Muttersprache so schlecht verstehen, dass bei den Schibä die Redensart „mandshuranne gisurenre", d. h. „nach Art der Mandschu sprechen", gleichbedeutend ist mit „schlecht und gebrochen sprechen". Es giebt aber auch bei den Schibä aufgezeichnete Volkslieder z. B. das „*Aoja utschuu*", „Das Neujahrslied", oder „*Jilan ucun*", „Die drei Reiche".

(Den 4. Juni.) Heute stattete ich dem Ugeri-da meinen Gegenbesuch ab. Er wohnt sehr ärmlich, erst jüngst hat er sich

wieder verheirathet. Man sah, dass er durch den Aufstand Alles verloren; sein Haus hatte nur ein kleines Zimmer und elende Einrichtung. An der Wand lag auf einem Bücherbrette ein Haufen theils zerrissener, theils halb verbrannter Bücher, die man unter den Trümmern der Stadt Turgen hervorgezogen. Da er sah, dass mich Mandschu-Bücher interessirten, so schenkte er mir eine ganze Anzahl Manuscripte, darunter Aufzeichnungen von Schibä-Gesängen. Der Ugeri-da war sehr ceremoniell, er hatte einige Schibä kommen lassen, die uns beim Theetrinken und Rauchen bedienten, gerade wie zu der Zeit, als er noch Ugeri-da war. Dieses Ceremoniel mit unschmackhaftem Fu-Thee und in der elenden Umgebung machte einen traurigen Eindruck. „Sic transit gloria mundi."

Der Ugeri-da ist auf die Mandschu schlecht zu sprechen, er meint, ihre Feigheit und Selbstsucht seien an dem ganzen Unglück schuld, sie hätten nur an sich gedacht, daher sei Alles von selber auseinander gefallen. Als die Völker gesehen, dass sie in der Noth waren und allein in den Kampf ziehen sollten, während die Mandschu sich in der Festung verbarrikadirten, wäre ihnen alle Lust zum Kämpfen vergangen. Der Ugeri-da versprach mir ein Memoire über seine officielle Correspondenz und den Theil des Aufstandes, den er mit angesehen, zusammenzustellen. Ueber die russische Verwaltung sprach er sich sehr anerkennend aus und meinte, die chinesische Regierung hätte hier viel zu lernen. Er selbst würde gern die russische Civilisation kennen lernen, nur sei er zum Erlernen einer neuen Sprache zu alt.

Als ich nach Hause zurückgekehrt war, brachte mir Bitä einen Ongkor-Solonen, mit dessen Sprache ich mich einige Tage zu beschäftigen gedenke. Der Ongkor-Solone spricht auch die Schibä-Sprache; er meint, es hätten in den westlichen vier Städten nicht mehr als 30 Häuser Ongkor-Solonen gewohnt. Die Solonen sind vom Amur übergesiedelt und zerfallen dort in vier Geschlechter: Orotschon, Jakus, Dagor und Ongkor.

Am Nachmittag machte ich einen Ausflug in die Umgegend, um die Kurgane zu besichtigen.

Vom 5. bis 8. Juni war ich ausschliesslich mit dem Oeffnen von Kurganen beschäftigt und unterhielt mich mit dem Ongkor-

Solonen; er ist sehr alt und spricht undeutlich, so dass die Arbeit nur langsam vorwärts geht.

(Den 9. Juni.) Heute wurde eine Streifpatrouille von 20 Kosaken in das frühere Gebiet der Solonen geschickt, der ich mich mit Freuden anschloss. Bitä war ganz glücklich, seine Heimath wiederzusehen. Wir brachen früh morgens, gleich nach Sonnenaufgang, auf. Der Fluss Turgen (Borochudsir) war ganz seicht, da er sich in mehrere Arme theilt. Etwa 3 Werst jenseits des Flusses erreichten wir die Stadt Turgen, sie liegt auf einer Anhöhe und ist schon vom russischen Grenzposten aus zu sehen. Wir ritten mit einigen Kosaken näher an die Festung heran. Die Festungsmauer, die Turgen einschliesst, bildet ein Rechteck und ist mit Schiessscharten und Zacken versehen; rings um die Mauer ist ein recht tiefer Graben, der aber ganz ausgetrocknet war. Sehr vortheilhaft unterscheiden sich die Lehmbauten der Chinesen von den lodderigen Lehmbauten der Sarte. Obgleich die Stadt Turgen schon seit 1866 verlassen ist, so zeigt die Mauer doch nirgends schadhafte Stellen, selbst die Schiessscharten sind noch scharfkantig. Rings um die Festung liegen einzelne Gehöfte, Häusermauern und Gartenanlagen mit Fruchtbäumen. Die Häuser sind alle zerstört, weniger durch die Aufständischen als durch russische Soldaten und Schibä aus Borochudsir, die das Holz der Häuser zu ihren eigenen Bauten benutzten. Die Fruchtbäume wachsen ohne besonderen Schaden, trotzdem jetzt seit Jahren die künstliche Bewässerung unterblieb. Wir hielten uns hier nicht auf, da alle Anlagen vollkommen vernichtet sind. Oestlich von Turgen wird das Land wellig. Der Weg nähert sich mehr dem Ih-Ufer. Es beginnt hier eine dichte natürliche Bewaldung: Karagatsch-Bäume, rothe Dshigdä-Sträucher, Saksaul, Weidengestrüpp und Pappeln. Der Weg ist ziemlich breit, schlängelt sich aber in Windungen zwischen den Bäumen dahin. An vielen Stellen sieht man Trümmer von Wagen, Knochen von Thieren liegen, ja mehrmals zeigten mir die Kosaken Menschenknochen und Schädel, die unter den Bäumen lagen. Tausende von Todten sollen in diesem Walde gelegen haben und verfault sein, da es Niemandem eingefallen ist, sie zu begraben. Die ziemlich dichte Bewaldung erstreckt sich bis zum Flusse Ösök, den die Schibä Kuitun nennen. Der Ösök ist auch hier sehr tief, ob-

leich er von bedeutender Breite ist. Bitä und einige Schibä, ie uns begleiteten, erzählten mir, dass dieser Fluss in früherer eit hier nicht tief gewesen wäre, da sehr viel Wasser für die ecker verbraucht worden sei. Jetzt war die Passage nicht hne Gefahr. Etwa 10 Werst nach Süden soll sich der Ösök viele Arme theilen und schliesslich in Sumpflachen endigen. b dies noch jetzt der Fall ist, bezweifle ich, er scheint mir u wasserreich zu sein, so dass er jetzt gewiss bis zum Ili fliesst. inige Werst östlich passirten wir einen zweiten Arm des Ösök, ieser war aber sehr unbedeutend, es ist gewiss eine künstche Bifurcation, die jetzt nicht unterhalten wird und daher ersandet ist. Das linke Ufer des zweiten Armes des Ösök ist ehr steil und in mannigfaltigen Figuren ausgespült. Gleich inter dem zweiten Arme des Ösök sieht man die zerstörten ehöfte der zweiten Solonenstadt Samal (Jarkent) liegen. Vom teilen Ufer = Jar, kommt auch die tatarische Benennung. amal besitzt keine Mauer, sondern zieht sich als eine lange eihe regelmässig zerstreut liegender Gehöfte hin. Wie bei Turen, sind auch hier ausgedehnte Anpflanzungen von Fruchtäumen und künstliche Baumpflanzungen. Auch hier sind alle läuser eingerissen und alles Holzwerk und die gebrannten iegel nach dem russischen Piquet abgeführt. So machte Sa- al nicht den Eindruck einer zerstörten, sondern einer seit langer eit verlassenen Stadt. Jenseits Samal beginnt wiederum die ichte Bewaldung und nachdem wir in derselben mehrere Werst eritten, gelangten wir nach der dritten Solonenstadt Tschitschan. Sie macht schon den Eindruck einer im Kriege verüsteten Stadt. Die Mauern der Häuser stehen noch zum rössten Theile unversehrt, selbst die Dächer haben wenig getten, dabei erblickt man zertrümmerte Thorwege und herausebrochene Fenster. Viele Gebäude sind vom Feuer vernichtet orden. Zertrümmerte Ackergeräthe und Hausrath liegen auf en Höfen, ja selbst auf den Strassen umher, sogar Menschenochen und -Schädel fanden wir an vielen Orten. Die weniger erwüsteten Häuser zeigen eine sehr saubere Bauart. Am östchen Ende der Stadt befand sich ein kleiner Tempel. Dieser ar von einem reichen Privatmanne erbaut worden, und sollen ihm, nach der Aussage der Schibä, keine Lama angestellt ewesen sein; dies konnte man schon daraus ersehen, dass sich der Nähe des Tempels kein Wohnhaus befunden hatte. Der

Tempel ist sehr sauber aus grossen Platten von gebranntem Lehm gebaut. Die Wände sind mit Freskobildern verziert, die schreckenerregende Fratzen darstellen. Hier konnte man so recht die Absicht der Verwüstung sehen: die Ziegelsteine, die irgend welche Bildnisse oder Verzierungen boten, waren mit Gewalt herausgerissen worden, die Löwen waren von dem Dache herabgestürzt und gewiss durch Steinwürfe absichtlich zerschmettert, das Dach war zertrümmert und herabgerissen worden. Der Tempel war mit einer viereckigen Mauer umgeben und am Eingange, dem Thore gegenüber, war eine mit der Vorderwand des Tempels parallele Mauer aufgeführt.

Jenseits von Tschitschkan befinden sich die Ruinen einer alten Ansiedelung, sie wurde mir von den Schibä als Fe Turgen (d. h. das alte Turgen) bezeichnet. Hier war die Stadt Turgen zuerst erbaut worden. Als vor etwa 70 Jahren, ich weiss nicht durch welche Ursache, hier ein grosser Mangel an Wasser eingetreten war, verliess die Bevölkerung ihre Wohnsitze und erbaute das neue Turgen am Borochudsir, wo sich ohne grosse Schwierigkeiten auch neue Ackeranlagen ausführen liessen. Die Befestigung des neuen Turgen soll viel später stattgefunden haben als die erste Uebersiedelung der Einwohner von Fe Turgen. Jenseits Fe Turgen beginnt der Wald viel lichter zu werden. Wenn man sich der Stadt Tschedshui (Alt-Kemt) nähert, so sieht man links vom Wege einen schönen Tempel liegen. Dieser ist in seiner Anlage recht bedeutend. Er besteht aus allerlei Thürmen, Zellen, Tempelhöfen und vielen Gebäuden der Lama. Eine Beschreibung eines solchen Tempels ist fast unmöglich, da die chinesischen Architekten sich bei der Anlage solcher Gebäude in symmetrieloser Capriciosität gefallen. Die Thürme und Tempelräume waren überall von drei Wänden begrenzt, nämlich der Hinterwand und den beiden Seitenwänden, vorn sind sie offen. Die Dächer sind in kühnen Kurven nach oben strebende Spitzdächer und künstlich aus verzierten Dachziegeln zusammengesetzt. Rings um die Wände der Tempelgallerieen liegen ganze Reihen von widerlichen Götzen, die die fanatischen Zerstörer des Tempels von ihren ehrwürdigen Sitzen herabgerissen und in blinder Wuth zertrümmert haben. Das hat ein gutes Stück Arbeit gekostet, denn die Chinesen arbeiten Alles stark und dauerhaft. Mit welcher Wollust mag hier der mohammedanische Fanatismus gearbeitet haben! Die

Digitized by Google

Decken der Logen sind zum Theil mit Gewalt herabgerissen und die Fussböden dicht mit Schutt und Götzentrümmern bedeckt, ja die mit Bildern verzierten Wände sind vielfach abgekratzt. Zwischen den Götzentrümmern lagen in kleine Stücke zerrissene Papiere, Schriftstücke, Bücher, ja man sah sogar an einigen Stellen, dass man Bücherhaufen durch Feuer zerstört hatte. Es gelang mir, ganze Haufen zerrissener, mit mongolischen, kalmückischen und tibetanischen Schriftzeichen bedeckte Blätter herauszuziehen, aber vergebens suchte ich nach irgendwie unversehrten Büchern.

Tschedshui oder Ak Kent, das wir gleich darauf erreichten, ist unbedingt die grösste der vier Solonen-Städte, die wir besucht haben. Die Strassen sind hier meist geebnet und mehr oder weniger gerade angelegt. Die Wohnhäuser und die Zäune und Mauern, die die einzelnen Gehöfte einschliessen, befinden sich noch in einem sehr guten Zustande. Eine Lehmmauer begrenzt jedes Gehöft nach der Strasse zu und in der Mitte derselben befindet sich ein mächtiger, meist sehr sauber gearbeiteter Thorweg, der durch ein Spitzdach geschützt wird. Neben jedem Thorwege befindet sich in der Mauer zur rechten Seite eine Nische, in welcher früher die Hausgötzen aufgestellt waren. In dem Hofe ist dem Thorwege gegenüber eine fünf Faden lange Mauer aufgeführt, die es unmöglich macht, von der Strasse aus das Treiben auf dem Hofe und das Wohnhaus zu sehen, selbst wenn das Thor weit geöffnet steht. Von dieser Mauer aus führt ein etwas erhöhter Gang in einer geraden Linie bis zum Wohnhause, dieser theilt also den ganzen Hof der Länge nach in zwei gleiche Theile. Dieser Weg ist aus Lehm und Steinen festgestampft und in besseren Häusern mit Ziegelsteinen gepflastert. Die Wohnhäuser sind alle einstöckig und liegen hinten im Hofe, mit der Hauptfront zur Strasse gewendet. Jedes Wohnhaus besteht gewöhnlich aus drei Zimmern, und an dieselben lehnen sich zu beiden Seiten zwei Flügel, rechts die Küche und links das Zimmer des Hausherrn, wo er die ihn besuchenden männlichen Gäste empfängt. An den vorderen Wänden sind viele hohe, breite Fenster mit Papier beklebt und mit vielem Holzschnitzwerk versehen, dieselben können aufgehoben werden. Bei den Fenstern sind an den Wänden überall hohe Sitzflächen. An der Seite befinden sich die Mühle, Speicher und Ställe. Hinter dem Hause ist der Garten und Brunnen.

Besonders schön ist das Haus des Mejen Amban, des Oberkommandanten der Solonen, es ist wie die übrigen Häuser angelegt, nur grösser und mit schönerem Schnitzwerke versehen; ausserdem sind hier grosse Ställe und mächtige Vorrathskammern. Einen wahrhaft ergreifenden Eindruck machte der Besuch des Hauses meines Bita. Er führte uns in sein Gehöft und zeigte uns die Einrichtung desselben. Als wir aber zum Wohnhause traten, da rief das Bild seiner Wohnung in ihm die Scenen der Vergangenheit mit allen ihren Schrecken vor seine Seele. Er blieb plötzlich vor dem Hause stehen, erhob die Hand und wollte den Mund öffnen, es fehlten ihm aber die Worte, ein Strom von Thränen stürzte ihm aus den Augen und er schluchzte wie ein Kind. „Ach, meine Kinder! ach, mein Weib!“ rief er aus, „ich stehe hier allein als ein Bettler! wo sind meine Pferde, mein Habe? Alles, Alles ist verloren!“ Dann verfiel er in ein stumpfes Brüten und die Kosaken mussten ihn aus dem Hause führen. Einen jammervollen Eindruck macht die wirklich schöne Stadt. Eine Todtenstille herrscht um uns. Wo ist das Leben, das hier herrschte, wo die Heerden, die hier in den Ställen untergebracht wurden, wenn sie von der Weide heimkehrten? Eine Bande von Tarantschi-Räubern, geführt von den Kirgisen, die ihr Leben von dem Reichthum der Solonen seit vielen Jahren gefristet hatte, warf sich auf die hier noch friedlich zurückgebliebenen Solonen und verwandelte eine wohlhabende Bevölkerung in wenigen Stunden in einen Haufen nackter Bettler.

Die Streifpatrouille setzte ihre Recognoscirung noch einige Werst weiter als bis Tschedshui fort, dann wurde Halt gemacht und eine Stunde ausgeruht. Ohne Aufenthalt ritten wir darauf auf dem Wege, den wir gekommen, zum Borochudsir zurück.

(Den 10. Juni.) Ich litt heute an heftigen Augenschmerzen und konnte daher nicht arbeiten. Das Leben auf dem Piquet hier ist für die Offiziere langweilig und beschwerlich. Die Häuser sind nicht so angelegt, wie es das Klima verlangt und wie wir es in Tschedshui gesehen. Hier ist die Winterkälte nicht so zu fürchten wie die Hitze des Sommers und daher sind im Sommer die einzige Rettung die hohen chinesischen Fenster und Gallerieen, die einen freien Luftzug gestatten. An Stelle dessen sind die russischen Häuser niedrig und mit kleinen Fenstern

Digitized by Google

versehen, die keine frische Luft in's Zimmer lassen. Dabei ist es in den Zimmern so schwül, dass man des Nachts nicht zu schlafen vermag. Ein noch schrecklicheres Leiden bereitet das Ungeziefer, die Flöhe, die uns hier fast zur Verzweiflung brachten. Wenn man überhaupt schlafen will, so muss man vorher eine gehörige Jagd anstellen, denn hebt man die Bettdecke auf, so sieht man ohne Uebertreibung Tausende der ungebetenen Gäste in die Höhe springen, wie wenn ein Tropfensprudel aus einer Fontaine hervorbricht. Es wird deshalb vor dem Schlafengehen das Bett vorsichtig in's Freie getragen und da alle Bewohner herausgejagt. Dann werden zwei bis drei Eimer Wasser auf den Fussboden gegossen und das Bett wird wieder auf die Bettstelle gelegt. Nun erst legt man sich schlafen und zwar in Unterbeinkleidern, die man sehr fest um die Knöchel bindet. Es ist nur dann möglich einzuschlafen, wenn man so ermüdet zu Bett geht, dass man sich ausserhalb desselben nicht halten kann und sogleich einschläft. Wenn man am Morgen aufsteht und die Unterbeinkleider bei den Knöcheln losbindet, so ist unterhalb der gebundenen Stelle ein etwa 2 Zoll breiter rothbrauner Streifen, der von den Bissen des Ungeziefers herrührt.

(Den 11. Juni.) Am heutigen Tage langte eine Gesandtschaft des Sultans von Kuldsha an, die aus zwei Tarantschi und fünf Kirgisen bestand und einen russischen Deserteur ablieferte. Die Tarantschi machten weder einen kriegerischen, noch irgendwie erheblichen Eindruck, obgleich dieselben zwei Offiziere, ein Jüs Begi und ein Elli Beschi, waren. Unter den Kirgisen, die auch ziemlich abgerissen aussahen, that sich ein gewisser Bok Basar hervor. Er redete affectirt, die Sprache der Sart nachahmend, was ihm aber nur sehr unvollkommen gelang. Ueber die Verhältnisse Kuldshas befragt, erzählte er mit grossem Bombast von den riesigen Heerhaufen der Tarantschi. Adam Sart, der Sultan des Kirgisenstammes Suan, der zufällig zugegen war, bat die Tarantschi, ihm seinen gefangenen Neffen herauszugeben. Wie ich von Adam Sart höre, sind zwei Kirgisengeschlechter zu den Tarantschi übergegangen, ein Geschlecht der Suan unter Bek Sultan und ein Geschlecht der Abdan unter Dsheten. Diese hätten früher in den nördlichen Gebirgen ihre Wohnsitze gehabt und viele ihrer armen Leute bei

den Solonen das Vieh gehütet. Als nun die Chinesen im Ili Thale fast vernichtet gewesen, hätten die Kirgisen alle Heerden der Solonen geraubt, und da sie gefürchtet, dass die Russen sie zwingen würden, das Vieh zurückzugeben, so wären sie zu den Tarantschi und Dungenen übergetreten und hätten die Tarantschi dazu aufgereizt, die Solonen zu überfallen. Jetzt hätten sich die Kirgisen aus Furcht vor den Russen unter der Führung von Dsheten mit allen zusammengeraubten Heerden nach Osten gezogen und wohnten am Kök Chan, östlich vom Kasch. Ausserdem hätten sich Geschlechter der Kysai aus der Tarbagatai in das Ili-Thal geflüchtet und wohnten in den Gebirgen nördlich vom Tekes. Damit Russland nun nicht über den Abfall der Kirgisen den Tarantschi zürne, liefere man diejenigen Kirgisen den Russen aus, die sich dem Tarantschi-Sultane widersetzen, so jetzt Bekei, einen berühmten Dieb, der Unruhen im Ili-Thale angestiftet. Am Abend liess ich Bok Basar zu mir kommen, während in meiner Wohnung recht viele Schibä anwesend waren. Diese erklärten, Bok Basar hätte bei ihnen gedient und ihre Heerden gestohlen. Er leugnete zuerst die Schibä-Sprache zu verstehen, verrieth sich aber doch zuletzt. Er wurde unruhig und bat, ihn zu entlassen. Da die Schibä genau seinen früheren Wohnsitz und sein Geschlecht bezeichneten und Adam Sart die Angaben bestätigte, so verfügte der Kommandant des Detachements, Bok Basar einstweilen festzuhalten.

(Den 12. Juni.) Die Tarantschi wurden abgefertigt, alle Kirgisen aber festgehalten. Bok Basar ändert jetzt sein Wesen vollkommen, er spricht wieder kirgisisch, erzählt, man zwinge ihn, in China zu bleiben, indem man seine Frau und Kinder als Geiseln festhalte. Er wolle jetzt die Kuldshaer Verhältnisse der Wahrheit gemäss erzählen, wenn man ihn nicht weiter verfolge. Seine heutige Rede klingt ganz anders als die gestrige und man sieht aus Allem, dass er in alle Verhältnisse eingeweiht ist. Der Sultan in Kuldsha gerire sich jetzt als unumschränkter Herrscher und habe den ihm früher aus den Anführern der Aufständischen beigegebenen Rath beseitigt. Er habe jetzt ein neues Collegium aus acht Tschong Bek („grosse Herren", Uebersetzung des chinesischen Daloja), alles seine eigenen Anhänger, ernannt. Die frühere Eintheilung der Ta

ıntschi in Tausende und Hunderte sei geblieben und die Be-
nten seien unverändert beibehalten. Der kriegerische Geist
er Tarantschi sei aber vollkommen gewichen und viele wollen
cht mehr Kriegsdienste leisten. Es seien diese Dienste eben
ır die, die nicht daran gewöhnt, sehr drückend. Der Sultan
ıbe nämlich aus jedem Tausend ein Banner gebildet und bei
nen ganz in der Art der Mandschu den Militärdienst einge-
chtet. Die ackerbautreibende Bevölkerung bestehe jetzt in
uldsha aus einigen Tausend Chambing, bei denen das Opium-
uchen ganz überhand genommen, ferner ein paar Tausend
ungenen und einigen Chinesen bei Süding und den acht Bannern
er Schibä; auch gäbe es noch einige nur Ackerbau treibende
arantschi, die Zahl derselben sei ihm aber nicht bekannt. Das ein-
ge Volk, das sich durch seinen Wohlstand bis jetzt auszeichne,
ien die Schibä, diese hätten in den letzten Jahren vortreff-
che Ernten gehabt, und da jetzt so viele Aecker mehr zu ihrer
erfügung seien, so wäre ihr Reichthum von Jahr zu Jahr ge-
achsen. Da alle fremden Elemente, die Chambing, Chinesen,
ungenen und die wenigen Kalmücken sehr streng bewacht wer-
en müssten, so sei der Militärdienst der Tarantschi sehr drückend
ıd viele von ihnen behaupteten, es früher bei den Chinesen
esser gehabt zu haben und entfliehen nach Süden. Panische
urcht herrschte vor den Russen, fast wöchentlich kämen Nach-
chten, dass die Russen anrücken und dann mache sich Alles
Kuldsha zur Flucht bereit. Vor Allem fürchteten sich aber
e Kirgisen. Der Sultan bemühe sich, mit den Russen ein
ıtes Verhältniss anzubahnen, darum habe er beschlossen, alle
eberläufer auszuliefern, und die Kirgisen fürchten, er werde
ıch sie opfern. Im Nothfalle kann der Sultan nach Bok Basar's
nsicht 15—20000 Mann stellen, dabei müsse er aber Kalmücken,
hambing und Dungenen in die Armee einreihen, so dass ge-
iss die Hälfte seiner Armee aus ganz unzuverlässigen Soldaten
estehen werde. Man habe sich zuerst vorgenommen, ein voll-
ommen mohammedanisches Reich zu gründen und alle Unter-
ıanen zum Islam zu bekehren, sei aber dabei auf so heftigen
Widerstand bei den Schibä gestossen, dass man den Plan auf-
egeben habe. Dann habe die Regierung die echt mohamme-
ıischen Sitten wenigstens bei den Tarantschi und Dungenen
iederherstellen wollen, doch auch das sei nicht gelungen. Die
'arantschi selbst hätten schon zu lange mit den Chinesen zu-

sammen gelebt. Das Opiumrauchen sei jetzt selbst bei den Ta rantschi sehr verbreitet, der Sultan habe dies zwar verboten, da habe aber Nichs genützt, denn die Beamten rauchten selbe und nähmen jetzt noch ebenso Geschenke wie früher, als sie von den Chinesen eingesetzt waren. Dann habe der Sultan da Branntweintrinken verboten, damit sei es aber noch schlechter gegangen wie mit dem Verbote des Opiumrauchens. In Kuldsha selbst gäbe es Hunderte von chinesischen Buhlerinnen, von den Tarantschi-Beamten selbst unterhalten. Zwischen den Tarantsch und Kirgisen seien Zwistigkeiten ausgebrochen und Eifersuch herrsche aller Orten. Bok Basar meint, es wäre ihm ganz lieb dass man ihn hier aufgehalten, denn bald würde das Kuldsha reich zusammenbrechen. Da er sich jetzt freiwillig in Russland stellen würde, so hoffe er, seine Strafe werde nicht gross sein.

Heute ist Bitä's älterer Bruder Otschartai hier angelangt Bitä stellt ihn mir vor. Er ist sehr gut gekleidet und scheint ein sehr verständiger Mann zu sein. Er wünscht über Alles dass die Russen das Ili-Thal besetzen möchten. Dabei rühmt er den Reichthum des Landes, Russland würde viel mehr aus demselben ziehen als die Chinesen. Ich glaube das nicht und denke, dass Russland genug fruchtbaren Landes ausser dem Ili-Thale hat. Auch werden die chinesischen Ansiedler, wie Solonen, Schibä u. s. w., keine guten Unterthanen Russlands sein sind zu sehr an chinesische Verhältnisse gewöhnt und werden sobald sich ihre pecuniären Verhältnisse gebessert haben, wie der nach China zurückwandern. Der Russe versteht ausserdem nicht, sich in südliche Verhältnisse zu fügen. Das kann man deutlich in Wernoje sehen, wo die Kosaken durchaus den Acker bau in derselben Weise betreiben, ihre Häuser in derselben Weise bauen, wie sie dies den nördlichen Verhältnissen gemäss in Sibirien gethan haben. Während der Chinese Wald anpflanzt wo früher Steppe gewesen, vernichtet der Russe den vorhan denen Wald. Beide haben eben eine verschiedene Vergangen heit gehabt und ihre Cultur hat sich unter verschiedenen kli matischen Verhältnissen entwickelt.

(Den 13. Juni.) Heute morgen besuchte ich den Ugeri-da er hat grosses Unglück gehabt, sein Sohn, der von Kopal hier her zurückgekehrt, wurde bei den Quellen des Borochudsir von den Kirgisen beraubt. Er behauptet, es seien die Kirgisen de-

Digitized by Google

Dsheten gewesen. Der Ugeri-da war sehr traurig: ich fand ihn beschäftigt, das mir versprochene Memoire zusammenzustellen. Darauf ass ich bei Otschartai zu Mittag und besuchte nach dem Essen den Ilchi-da, den Gehülfen des Ugeri-da, der bei mir gewesen war. Er ist ein schlichter Mensch, der mich ohne jegliche Umstände empfing, er hatte nicht einmal seine Beamtenmütze aufgesetzt. Er erzählte mir, dass der Ugeri-da abgesetzt sei; sein Gegner sei der jetzige Mejen Amban der Schibä, Chukibu. Derselbe habe dem Ugeri-da befohlen, mit allen Solonen das Ili-Thal zu verlassen; der Ugeri-da aber habe geglaubt, man müsse noch ausharren, da habe Chukibu ihn abgesetzt. Derselbe habe nämlich der Regierung vorgeschlagen, sogleich eine neue Stadt, Neu-Tschugutschak, zu gründen und dorthin alle Solonen überzusiedeln. Ein Theil der Solonen aber, die sich hier unter dem Schutze der Russen in der Nähe ihrer Besitzungen sicher fühlten, seien bei dem Ugeri-da verblieben. Jetzt beabsichtigen die hiesigen Schibä, eine Bittschrift an den Kaiser von China zu senden. Beim Ilchi-da kaufte ich ein vollständiges Exemplar des Buleka Bitche (vollständiges Mandschu-Wörterbuch); die übrige Zeit verbrachte ich bei den Kurganen.

(Den 14. Juni) war ich mit der Oeffnung des grösseren Kurgans beschäftigt.

(Den 15. Juni.) Am heutigen Tage war ich durch eine Karte zum Ugeri-da eingeladen; als ich bei ihm eintraf, wurde mir ein sehr officieller Empfang der Ugeri-da kam mir in voller Amtstracht entgegen und begleitete mich von der Gartenthür bis zum Hause, wo uns eine ganze Anzahl der älteren und angeseheneren Schibä erwartete. Der Ilchi-da, der, wie es mir scheint, auf die Ugeri-da-Würde speculirt, war nicht erschienen. Alle begrüssten mich sehr ehrerbietig, sie waren in zwei Reihen bei der Thüre aufgestellt; darauf traten wir mit dem Ugeri-da allein in das Haus, die übrigen Leute nahmen vor der Thür im Garten Platz. Das Essen war ganz nach Art des Mahles bei Otschartai zugerichtet, nur etwas einfacher; dabei hatte er drei Mann Bedienung. Man sah, der Ugeri-da wollte mich heute durch einen officiellen Empfang ehren, er entschuldigte die Einfachheit des Mahles durch die unglücklichen Umstände.

Nach dem Essen überreichte mir der Ugeri-da das versprochene Heft und bat, dasselbe zu seinem Andenken zu behalten. Wir hatten ein sehr interessantes Gespräch über die Verhältnisse der Mandschu. Dieselben hätten gleich Anfangs den Kopf verloren, sich mit ihren Vorräthen in der Festung Kuldsha eingeschlossen und durch Boten die Soldaten mehrerer anderer Völker zum Kampfe gerufen. Er nannte die Mandschu spöttisch stets „aischin Mandshu" (goldene Mandschu), da die Mandschu-Dynastie sich die goldene nennt. Der frühere Mandschu Dsan-dsün sei von russischer Herkunft gewesen (d. h. ein Nachkomme der im XVII. Jahrhundert in Peking zuzückgebliebenen Kosaken). Am meisten habe das Opiumrauchen die Mandschu geschwächt, dieses Laster sei bei denselben noch mehr verbreitet als bei den Chinesen, da Letztere durch ihre Geschäfte doch meist gezwungen seien, eine lange Zeit ausser dem Hause zuzubringen, die Mandschu aber ihr ganzes Leben lang faul auf der Bärenhaut lägen. Die Mandschu beständen aus dreizehn Geschlechtern, von denen er mir acht: Najan, Kujata, Toltscha, Schibä, As'cha, Chada, Jigä, Sakjaljan, namhaft machte. Das Geschlecht Schibä sei zur Zeit der Uebersiedelung der Mandschu nach China bei Mugden verblieben und von dort seien die hiesigen Schibä hierher nach dem Ili übergeführt worden. Bei Mugden sollen noch ausser den Schibä fünf Mongolen-Geschlechter leben: Kurschin, Kartschin, Udschumtschin, Dürbet und Ongnijät.

Ueber die Verbreitung des Buddhismus unter den Schibä wurde mir Folgendes mitgetheilt; in den acht Städten der Schibä sei nur ein einziger Buddhatempel gewesen, dies sei der Tempel, den ich bei Tschedshui gesehen hatte. Bei diesem Tempel seien fünf Priester angestellt gewesen und zwar ein Da Lama, ein Keskui, eine Demtschi, ein Arga Keskui und ein Arga Demtschi; diese Lama hätten von der Krone Gehalt erhalten und zwar am ersten, vierten, siebenten und zehnten Monate, der Da Lama jedesmal 22 Rubel, der Keskui und Demtschi 16 Rubel, der Arga Keskui und Arga Demtschi 7 Rubel. Bei diesen Lamas seien 8—15 Schüler, Kinder von 10—15 Jahren, der Schibä unterrichtet worden, auch diese hätten von der Krone vierteljährlich 5 Rubel erhalten. Die Lama seien vom Dsandsün nach Vorstellung des Da Lama eingesetzt worden, und der älteste von ihnen sei nach dem Ableben des Da Lama stets

Digitized by Google

in die Stelle des Da Lama eingerückt. Ausser dem Gehalte hätten die Lama sehr reiche Einnahmen gehabt, da man sie bei Beerdigungen, Krankheiten und frohen Begebenheiten habe rufen lassen, damit sie durch ihre Gebete den Segen sprächen und bei jeder solchen Gelegenheit seien sie gut bezahlt worden. So hätten die Lama viele Hunderte Jang (Unzen Silber) im Jahre eingenommen. Die Ceremonieen in den Tempeln seien vollkommen dieselben gewesen wie bei den Mongolen und sogar ausschliesslich in mongolischer und tibetanischer Sprache abgehalten. Der Ugeri-da meint, er verstände nicht viel vom Buddhismus, dessen Einführung und Ausübung auf Befehl der Regierung geschehen sei. Die Aussprüche der erhabenen alten Bücher (der vier King) seien wichtiger und segensreicher als all das leere Formelwesen. Es scheint, als ob bei den Schibä sich noch Spuren des alten Schamanismus erhalten hätten. Jedenfalls wollen die Schibä durchaus keine Lama werden; die für den Tempel nöthigen Kinder sind trotz des Gehaltes schwer zusammenzubringen und es habe Mühe gemacht, aus den acht Städten fünf Lama zu gewinnen, so dass öfter schon ein mongolischer Lama hätte eingesetzt werden müssen. Die Lama der Solonen und Schibä ständen in gar keiner Beziehung zu dem obersten Buddha-Priester des Ili-Thales, dem Chamba-Lama, der auf sechs Jahre aus dem inneren China nach dem Ili-Thale gekommen sei und theils am Tekes, theils am Ili gewohnt habe. Im Range sei dieser Chamba Lama äusserlich dem Dsandsün gleich geachtet worden, obgleich er keinen politischen Einfluss gehabt habe. Am 28. Tage des Dschorgan Bja habe in jedem Jahre der Dsan-dsün im Tempel des Chamba Lama erscheinen und ein öffentliches Gebet halten müssen.

Bei den Schibä jenseits des Flusses seien auch fünf Lama gewesen, nur seien dort vier männliche Lama und ein Tschifchandshi Mama (ein weiblicher Lama) gewesen.

Soweit mein Tagebuch vom Jahre 1869. Bei meiner Rückkehr nach Wernoje hatte ich Gelegenheit, in die officiellen Acten, die den Aufstand im Ili-Thale betrafen, Einsicht zu erhalten. Die Auszüge, die ich mir damals fertigte, und das Memoire des Ugeri-da Detschin gaben mir die Möglichkeit, ein klares Bild von dem Aufstande im Ili-Thale zu gewinnen. Möge

es mir gelingen, in Folgendem den Gang des furchtbaren Aufstandes zu schildern, wie Hass und Fanatismus hundertjährige Kulturbestrebungen vernichteten und ohne Zweck Tausende von Menschenleben hinwegrafften.

Was ich im Jahre 1862 niederschrieb: „Wehe den Mandschu, wenn der Hass gegen sie einmal stärker wird als der der Stämme untereinander; wenn sich nur zwei dieser Stämme verbinden, so ist die Macht der Mandschu für immer vernichtet" sollte viel eher in Erfüllung gehen, als ich geahnt hatte.

Schon im Jahre 1862 brach der Aufstand der mohammedanischen Chinesen in der Provinz Schansi aus und verbreitete sich bald über die Provinzen Kansu, Li-Tschuan und Jün-nan. Obgleich der Aufstand von der Regierung nicht vollständig unterdrückt werden konnte, so wurden die Insurgenten doch aus Kansu verdrängt, fanden aber in Urumtschi, das zum grössten Theile von Dungenen bewohnt war, eine bereitwillige Unterstützung. Als es den Insurgenten gelungen war, die Stadt Urumtschi einzunehmen, bildete sich hier der Hauptsitz eines Dungenenreiches.

Die Nachrichten von den Fortschritten der Insurgenten im Osten kamen schon 1862 nach Kuldsha. Solche Nachrichten stachelten natürlich den so lange unterdrückten Hass der Dungenen an, und so sehen wir, dass in Sau-dan-cho-si am Neujahrstage 1863 eine grosse Menge Dungenen von verschiedenen Orten sich versammeln, um über eine Erhebung Beschlüsse zu fassen. Den fanatischen Reden zweier Priester, Lio Achun und Fai-dan-ma-l, gelingt es jedoch nicht, die Massen zur That zu erregen, und die Versammlung geht friedlich auseinander. Erst nach einigen Tagen vermögen die Rädelsführer einige Hundert Menschen zusammenzubringen und mit diesen wagen sie einen Angriff auf die kleine Stadt Tardshi. Da aber die dort stationirten Mandschu auf den Angriff vorbereitet waren, misslang der Angriff. Die Angreifer wurden verjagt, etwa fünfzig Mann und unter ihnen die Rädelsführer Fai-dan-ma-l und Lio Achun gefangen genommen, die Letzteren in Kuldsha enthauptet und ihre Köpfe als Warnungszeichen auf Stangen bei Tardshi gesteckt.

Diese energische Maassregel erwies sich insofern als wirksam, dass erst im dritten Monat des Jahres 1864 wieder offene Unruhen in der Stadt Korgos ausbrachen. Diese wurden zwar

wiederum unterdrückt, wiederholten sich aber sehr bald, als im fünften Monat die Nachricht von der Erhebung in Kutscha und im sechsten Monat vom Falle von Urumtschi hier eintraf. Während dieser Unruhen wurden Hunderte von Dungenen gefangen und die meisten derselben hingerichtet und ihre Köpfe auf allen Wegen des Ili-Thales ausgesteckt.

Da zu dieser Zeit die Insurgenten-Schaaren von Urumtschi aus weiter nach Westen bis nach Karkara-ussu vorgedrungen waren, so wurde vom Ili aus ein Heer gegen diese vorgeschoben, dem es gelang, den Feind zum Rückzuge zu zwingen.

Trotz dieser Triumphe war die Lage der Regierung im Ili-Thale schon damals eine sehr ernste. Der Aufstand in Urumtschi hatte die nähere Verbindung mit Peking abgeschnitten und durch Abbruch der Brücken und Besetzung der Bergpässe des Thianschan verhinderten die aufständischen Sarte die Mandschu, mit ihren Truppen dem Sechs-Städte-Gebiete zu Hülfe zu eilen.

Die Aufregung unter den Dungenen im Ili-Thale wuchs von Tag zu Tag, und wenn auch bis zur Mitte des Jahres 1864 keine bedeutenderen Kämpfe vorkamen, so gab es doch aller Orten Unruhen und herrschte in allen Schichten der Bevölkerung eine solche Erregtheit, dass die commerciellen Verhältnisse des Landes schon 1863 so zerrüttet waren, dass der den Consul vertretende Secretär mit den Kosaken die Factorei bei Kuldsha verliess und der grösste Theil der russischen Kaufleute ihm folgte.

Während bis jetzt die Unruhen meistens in den kleineren Städten stattgefunden hatten, entstanden im achten Monat 1864 schon Zusammenläufe in der Hauptstadt der Provinz, dem chinesischen Kuldsha. Da die Consularbeamten die russische Factorei verlassen hatten, so hatte die chinesische Regierung zwei Offiziere und vier Soldaten in derselben zur Besatzung stationirt, bei denen sich ein aus Versehen in der Factorei zurückgebliebener Kosak Bogdaschin befand. Als die Kämpfe im September sich bis in die Umgegend der Factorei zogen, flohen die chinesischen Wächter und Bogdaschin zu den Taschkendern, die sich mit ihnen nach der Vertreibung der Dungenen in der Factorei niederliessen. Erst jetzt begann der Dsan-dsün ernstere Vorbereitungen zum Schutze Kuldshas zu veranlassen, indem er daselbst eine grössere Truppenmacht ansammelte, das

Heer der daurischen Militär-Colonisten aufbot und allen Kaufleuten eine ausserordentliche Steuer auferlegte. Bei dieser Gelegenheit wurden auch von den in der russischen Factorei wohnenden Taschkendern 300 Pferde gefordert. In Folge dieser Zwangssteuer verliessen die Taschkender Kaufleute die Factorei und flohen über die Grenze, mit ihnen der letzte russische Kosak Bogdaschin.

Während des ganzen neunten Monats fanden täglich Scharmützel mit kleinen Dungenenbanden statt, die sich in grosser Zahl in der Umgegend von Kuldsha herumtrieben. Da sich aber jetzt grössere Truppen bei Kuldsha zusammenzogen, so herrschte zu Anfang des zehnten Monats fast allgemeine Ruhe.

Als am zwölften Tage des zehnten Monats die erste Heerabtheilung der Solonen in einer Stärke von 600 Mann in Kuldsha eintraf, war das Regierungsheer schon über 8000 Mann stark und hatte bei der Festung ein Lager aufgeschlagen. Die Mandschu waren im Hinblick auf diese Truppenmasse von ihrem Erfolge überzeugt und meinten, da in der letzten Zeit bei Kuldsha Alles ruhig geblieben war, dass der Dungenen-Aufstand unterdrückt sei. Da traf am 13. October plötzlich die Schreckensbotschaft ein, dass die Dungenen sich nach dem tartarischen Kuldsha gewendet, mit den Bewohnern der Tatarenstadt verbunden und die von den Chinesen eingesetzten Beamten vertrieben hätten. Die Absendung des Mejen Amban Siratu, des Befehlshabers der Tschagor-Kalmücken, blieb ohne Erfolg.

Von der Einnahme des tatarischen Kuldsha an ist eigentlich der Beginn eines offenen Kampfes der Aufständischen und Regierungstruppen zu rechnen, durch die Besetzung der Stadt hatten die Mohammedaner einen Mittelpunkt für ihre Unternehmungen gewonnen, und ausserdem war durch diese Einnahme ein festes Bündniss zwischen den Tataren und den Dungenen angebahnt. Es wäre nun die Pflicht der Mandschu gewesen, dieses Bündniss zu stören, indem sie ohne Verzug mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Heereskräften gegen das tatarische Kuldsha vorrückten. Ihr Heer war stark genug, die Dungenen im offenen Felde zu schlagen, denn es standen ihnen über 8000 Mann Feldtruppen zu Gebote, die durch die Garnison von Bajandai noch bedeutend verstärkt werden konnte; nach Besiegung der Dungenen wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, das tatarische Kuldsha dem Boden gleich zu machen

Digitized by Google

und so der mohammedanischen Bewegung die Operationsbasis zu entziehen. Nichts dergleichen geschah, sondern der Dsan-dsün blieb in voller Unthätigkeit vor Kuldsha liegen. Die Dungenen handelten viel energischer, sie verstärkten ihr Heer durch die Tataren und zogen schon am 15. Tage in bedeutenden Haufen gegen die Festungen des chinesischen Gebietes vor.

„Als wir am Morgen des 15. Tages erwachten", erzählte mir einer der solonischen Soldaten, „umschwärmten die Dungenenhaufen unser Lager wie dichte Schwärme von Raben; etwa 600 solonische Reiter und 2300 Fusssoldaten der Tschämpän und Chambing rückten gegen sie aus. Der Kampf währte nicht lange und bald hatten wir die Feinde in die Flucht geschlagen, nachdem sie ca. 50 Todte verloren hatten. Der Dsan-dsün hatte dem Kampfe von der Festungsmauer aus zugeschaut und war über den Erfolg des Kampfes so erfreut, dass er uns alle in die Festung rufen liess, mit Silber belohnte und für alle Solonen ein Gastmahl herrichten liess. So lebten wir vier bis fünf Tage in Freuden, — besser wäre es gewesen, wir hätten den geflohenen Feind verfolgt."

Am 22. und 23. Tage kamen die Dungenen in noch grösseren Haufen nach Kuldsha gezogen; an diesen beiden Tagen wurden hauptsächlich Tschämpän gegen sie ausgesendet, die, obgleich es ihnen gelang den Feind zurückzuschlagen, doch 29 Soldaten und einen Mejen Amban an Gefangenen verloren. Die Aufrührer liessen 300 Todte auf dem Kampfplatze zurück. Dreizehn gefangene Dungenen wurden am selbigen Tage hingerichtet.

Am 24. October kamen die Dungenen in noch grösseren Massen herbeigezogen, der Kampf war an diesem Tage viel erbitterter als früher, und die Feinde wurden erst zerstreut und in die Flucht geschlagen, als aus den grossen Kanonen und Wallbüchsen auf sie gefeuert wurde. Die Solonen und Schibä begannen darauf eine ernstliche Verfolgung, bei welcher der solonische Ugeri-da und einige Mandschuren, die sich zu weit vorgewagt hatten, gefangen wurden. In Folge dessen befahl der Dsan-dsün, der nur mit Zittern und Zagen sich die Truppen von der Festung entfernen sah, die Verfolgung abzubrechen und ins Lager zurückzukehren. Die Dungenen hatten an diesem Tage sehr viele Todte, so dass sie sich bis hinter Bajandai zurückzogen. Der Dsan-dsün, über diesen Erfolg erfreut, belobte

die Truppen und liess Silber und Esswaaren unter sie vertheilen. Zehn Tage dauerten die Festlichkeiten und während dieser Zeit kümmerte sich Niemand um den Feind.

Da der letztere sich nicht wieder vor Kuldsha zeigte, so beschloss endlich der Dsan-dsün, einen Angriff auf die Dungenen zu wagen. Zu diesem Zwecke liess er am 4. Tage des elften Monats allen Heeresabtheilungen den Befehl zukommen, sich für den nächsten Morgen zum Kampfe bereit zu halten.

Wohl 10000 Mann von den Truppen aller Stämme verliessen das Lager; vor der Stadt besichtigte der Dsan-dsün die Truppen, blieb aber selbst in Kuldsha zurück. Die Dungenen hatten sich im Orte Da-di-we-pu verschanzt und erwarteten hier den Angriff der Truppen. Der Ort war sehr günstig gewählt, da hier des coupirten Terrains halber die Reiterei nicht wirken konnte, so dass die Fusstruppen der Chambing allein vorgeschickt werden mussten. Diese wurden aber zurückgeschlagen und verloren bei dieser Affaire 300 Todte und Gefangene, und da ihr Führer, der Mejen Amban, selbst in die Hände der Insurgenten gefallen war, so geriethen die Truppen in Unordnung und flohen. Die regellose Flucht der Chambing brachte auch das übrige Heer in Unordnung, und die ganze Heeresmasse zog sich schleunigst nach Kuldsha zurück. Dieser Rückzug war nur durch die Kopflosigkeit der Mandschuführer veranlasst, diese glaubten, dass die Dungenen eher in Kuldsha einrücken würden, als sie selbst dorthin kämen. Die Dungenen müssen aber auch bedeutende Verluste erlitten haben, denn sie wagten nicht, die Regierungstruppen zu verfolgen, sondern verhielten sich während einiger Wochen ruhig.

Am 26. Tage traf ein Befehl aus Peking ein, welcher den bisherigen Dsan-dsün Tschan absetzte und an seiner Stelle den Chebei Amban von Tarbagatai, Ming, zum Dsan-dsün ernannte. In der That hatte sich der Dsan-dsün Tschan so feige und kopflos benommen, dass diese Maassregel der Regierung vollständig richtig war. Der neue Dsan-dsün war jedoch nicht besser als der frühere. Die Truppen waren in den vielen kleinen Festungen zerstreut, und der Feind kümmerte sich um all die kleinen Plätze gar nicht, sondern richtete seine Kräfte ausschliesslich auf die Hauptstadt, zu deren Vertheidigung die Hauptmacht des Dsan-dsün kaum ausreichte. Unter solchen Umständen waren die Aufrührer stets die Angreifer und die Regierungstruppen

Digitized by Google

mussten in der sie aufreibenden Defensive verharren. Nach dem Urtheil Betheiligter hätte die Regierung noch jetzt leicht die Oberhand gewinnen können, wenn der Dsan-dsün die kleinen Festungen geschleift hätte und mit allen verfügbaren Truppen zur Offensive übergegangen wäre; mit der ganzen Macht wäre es ihm ein Leichtes gewesen, bis nach Kuldsha vorzudringen und den Feind zu erreichen.

Von dem Allen that der neue Dsan-dsün nichts; er machte schon am folgenden Tage einen Vorstoss, aber wiederum mit viel zu schwachen Kräften. Nur 1500 Chambing und 1000 Solonen und Schibä wurden zu diesem Angriffe beordert, während das Gros des Heeres und die ganze Mandschu-Macht in Kuldsha verblieb. Zuerst waren die Regierungstruppen im Vortheil, sie nahmen den Insurgenten mehrere Wallbüchsen ab und bemächtigten sich eines Theiles der Vorräthe derselben und mehrerer Hundert Kameele; später wendete sich das Glück, die Fusstruppen wurden umringt und zum grössten Theil vernichtet. Die Schibä und Solonen erlitten keinen grossen Verlust, sie retteten sich durch schleunige Flucht.

Nach diesem Siege gingen die Aufständischen wiederum zum Angriffe über, sie theilten ihr Heer in zwei Abtheilungen und zogen jetzt gegen beide Mandschu-Festungen, Kuldsha und Bajandai, die sie beide mit zahlreichen Heerhaufen umzingelten.

Die Lage der Regierung hatte sich bedeutend verschlechtert. Die Dungenen und Tataren verkündeten prahlend ihre Siege und gewannen dadurch an Ansehen bei den Kirgisen und Karakirgisen, die sich nördlich und südlich vom Ili-Thale aufhielten. Einer der Hauptführer der Mohammedaner, Mulla Mahsamet Chan, forderte durch einen offenen Brief alle Kirgisen auf, sich an dem heiligen Kampfe zu betheiligen, es gelte, die Ungläubigen zu vernichten. Selbst bei den Russland unterworfenen Kirgisen wurde der Brief verbreitet. Die Kirgisen, die jetzt von dem Fortschritte der Mohammedaner Kunde erhielten, hofften hier reiche Beute zu machen, und so strömten zahlreiche Schwärme der rundherum wohnenden Kirgisen vom Issikul und aus dem Gebiete von Kopal herbei und durchschwärmten raubend und stehlend in wilden Haufen das Gebiet der Chinesen, so dass überall die Wege gefährlich zu passiren waren. Die schwarzen Kirgisen des Stammes Buga aber überfielen die am Tekes wohnenden Kalmücken und raubten bei ihnen zahlreiche Heerden.

Wir sehen somit, wie der Kampf allmählich immer mehr zu einem religiösen wird, in welchem sich Heiden und Mohammedaner gegenüberstehen.

Bei Kuldsha (Kürä) fanden jetzt täglich grössere und kleinere Scharmützel statt, die Dungenen drangen oft dicht bis Kuldsha vor; bei diesen Kämpfen wurde ein Theil der Vorrathspeicher der Chinesen niedergebrannt und die russische Factorei geplündert. Der Dsan-dsün wurde durch diese Vorgänge nicht wenig beunruhigt, dies sieht man daraus, dass er nun eine eifrige Correspondenz mit dem Gouverneur von Semipalatinsk begann und wiederholt die Bitte aussprach, man möge ihm doch russische Hülfstruppen senden.

Drei volle Wochen dauerten die Kämpfe bei dem chinesischen Kuldsha, ohne dass die zahlreichen, dort versammelten Regierungstruppen sich zu irgend einem grösseren Kampfe ermannt hätten. Endlich am neunten Tage des zwölften Monats ward ein grosser Ausfall beschlossen und es gelang den Regierungstruppen, die Mohammedaner in die Flucht zu schlagen und das ganze Weichbild von Kuldsha von den feindlichen Schaaren zu säubern.

„Damals", sagte mir der solonische Ugeri-da Detschin, „war der günstigste Moment der Regierung, alle früheren Fehler wieder gut zu machen. Die Insurgenten waren geschlagen und wären bei einer energischen Verfolgung vollständig vernichtet worden, denn ihre Verbündeten, die Kirgisen, waren unzuverlässige Hülfstruppen, die sich nur so lange zu ihnen gehalten hätten, als die Dungenen und ihre Verbündeten im Vortheil gewesen wären. Sie würden ebenso gern die Dungenen geplündert haben wie die Chinesen. Wir baten den Dsan-dsün, er möge uns die Feinde weiter verfolgen lassen, unsere Vorstellungen halfen aber nichts, der Dsan-dsün befahl den Rückzug, da er für sich und Kuldsha fürchtete."

Die Mandschu sollten nur zu bald die Früchte ihrer feigen Unthätigkeit ernten. Die Dungenen und Tataren wandten sich nun an die tatarischen Ackerbauer, die sich bis dahin neutral gehalten hatten, und baten sie um Hülfe für die heilige Sache des Islams und machten ihnen Versprechungen über Versprechungen, dass sie schliesslich einwilligten. Schon nach wenigen Tagen rückten die mit den Tarantschi verbündeten Aufständischen gegen Bajandai vor. Die Politik der Mohammedaner

wurde jetzt geändert, man schickte gegen Kuldsha nur leichte Streifcorps, die die Aufgabe hatten, die dortigen Regierungstruppen zu beunruhigen, während man alle Kräfte daran setzte, Bajandai in die Hände zu bekommen; es gelang auch, diese Festung vom siebenten Tage des ersten Monats (1865) an vollständig zu umzingeln und am zwölften zu erstürmen. Die ganze Besatzung, etwa 8000 Mann, mit dem Mejen Amban wurde niedergemetzelt, die Häuser wurden ausgeraubt, die friedlichen Einwohner mit Weibern und Kindern erdrosselt, nur die jungen Mädchen wurden am Leben gelassen und in die Knechtschaft geschleppt. Von der ganzen Garnison sollen nur zwei Mann geschont und mit abgeschnittenen Nasen an den Dsan-dsün als Boten der Niederlage abgeschickt worden sein.

Erst nach der Einnahme von Bajandai fingen die Insurgenten an, feste Hoffnungen auf einen für sie glücklichen Ausgang des Kampfes zu fassen. Wie wenig sie vor diesem Ereigniss auf Erfolg rechneten, beweisen uns zwei Gesandtschaften, die wenige Wochen früher von Bajandai aus geschickt wurden, die erste nach Urumtschi, um den Narguntch Achun, den Oberbefehlshaber daselbst, um Hülfe zu bitten. Diese Gesandtschaft bestand aus vierzig Mann, unter dem Oberbefehl des Chodsham Nijas, des Jüs-Begi, und konnte in Urumtschi nichts ausrichten; darauf begab sie sich nach Kutscha, das damals der Mittelpunkt des Aufstandes im Sechs-Städte-Gebiet war, vermochte aber auch hier keinen Erfolg zu erreichen. Die zweite Gesandtschaft unter Mulla Mohammed Kurban Achun, Chodsham Nijas Achun und Ssadyk Dshakkan begab sich direkt nach Kuldsha zum Rascheddin Chan: als diese dort den Fall Bajandai's vernommen hatten, kehrten sie in Begleitung zweier Achune aus Kutscha, des Duba Achun und des Seid Achun, zurück. Es scheint, als ob damals zwischen dem, sich nun schon Sultan von Kuldsha nennenden Kasi Nasireddin Achun und dem Rascheddin Chan ein Schutz- und Trutzbündniss gegen die Chinesen geschlossen wurde.

Das Heer, über welches der Dsan-dsün in Kuldsha jetzt noch verfügte, bestand aus folgenden Truppen: Solonen 600, Schibä 1200, Mandschu 2000, Chambing 800, Tschagor 1000, Tschämpän 6000 und chinesische Miliz 2000 Mann, also 4800 Reiter und 8800 Fusssoldaten. Während sich diese Truppen in der Festung befanden, hatten die Insurgenten sich dicht bei der Stadt Kuldsha festgesetzt und die letztere ganz ausgeplündert.

So waren die Regierungstruppen von Norden aus fast ganz von Insurgenten umringt und lieferten mit diesen täglich Scharmützel, die für beide Theile vollkommen ohne Erfolg blieben. Von der Südseite war Kuldsha frei, und so suchte der Dsan-dsün sich von dort aus zu verproviantiren und befahl, starke Getreidevorräthe von den Schibä und Solonen mit Gewalt zusammenzubringen. Diese Gewaltmassregel musste natürlich beide Völkerschaften auf's Aeusserste erbittern.

Die fortwährenden Erfolge der Insurgenten steigerten natürlich ihr Ansehen bei den Kirgisen, die an allen Orten durch umherziehende Mullas zum Religionskampfe aufgefordert wurden. Nicht nur im Ili-Thale, sondern auch auf russischem Gebiete fingen die Kirgisen an, sich zu regen. Der ganze Stamm der Adbaner und ein Theil der Suan (von der grossen Horde) gingen auf chinesisches Gebiet über, ebenso bedeutende Geschlechter der schwarzen Kirgisen: letztere griffen die Kalmücken am Teke an, die den russischen Posten am Issiköl um Hülfe baten.

Zu Anfang des Jahres war auch noch der Aufstand in Tarbagatai ausgebrochen, so dass das Ili-Thal jetzt ganz von dem übrigen Reiche abgeschnitten war. Daher traf am 28. März ein Brief des Dsan-dsün Ming in Semipalatinsk ein, in welchem er, wie schon früher, um Hülfe flehte und ausserdem bat, ein Packet officieller Schriften an das Ministerium in Peking über russisches Gebiet nach Kobdo senden zu dürfen.

Während der Monate April und Mai trug sich nichts Erhebliches bei Kuldsha zu. Die Dungenen machten fast tägliche Angriffe, aber ohne jeglichen Erfolg, zu verschiedenen Malen mussten sie sich sogar mit grossen Verlusten zurückziehen. Da ihre Anstrengungen gegen Kuldsha ohne Erfolg blieben, so verbreiteten sie das Gerücht, dass zu ihrem Heere bald Hülfstruppen aus Kaschgar stossen würden, und dass sie bis zu deren Ankunft keine ernstlichen Kämpfe unternehmen wollten.

Mitte Mai begannen die Insurgenten endlich diejenige Taktik, die ihnen allein Erfolg bringen konnte, d. h. sie wendeten sich gegen die Militär-Kolonieen, um die in Kuldsha befindlichen Daurier zum Abfall vom Dsan-dsün zu zwingen.

Ein Theil der Insurgenten löste sich daher in einzelne Streifcorps auf, zog Kirgisen an sich und machte die Wege zwischen Kuldsha und dem Solonen-Gebiete unsicher; dabei überfielen sie einzeln stehende Gehöfte, plünderten und mordeten.

Auf den Aeckern wurden an verschiedenen Orten Frauen und Kinder mit aufgeschlitzten Leibern gefunden.

Endlich zu Anfang des fünften Monats raffte der Dsan-dsün sich zu einem neuen Unternehmen auf und schickte eine bedeutende Heeresabtheilung zum Angriffe gegen das Dungenenlager bei Da-di-we-pu aus. Es entspann sich ein sehr heftiger Kampf, bei welchem die Fusstruppen der Regierung gegen 2000 Mann verloren. Die Dungenen verfolgten die fliehenden Feinde bis vor die Thore von Kuldsha, wurden aber mit Hülfe der Wallbüchsen zurückgeschlagen. Am folgenden und dritten Tage erneuerte sich der Kampf vor Kuldsha, es gelang aber den Regierungstruppen, die Insurgenten vom Sary Bulak, wo sie sich schon festgesetzt hatten, zu verdrängen, worauf sich die Letzteren in ihr früheres Lager zurückzogen.

Seit dieser Zeit wurde die Festung Kuldsha weniger belästigt, und nur zweimal im Laufe des Juni und Juli fanden unbedeutende Angriffe statt, die jedesmal mit Erfolg zurückgeschlagen wurden. Während dieser Zeit schickten die Insurgenten eine Heeresabtheilung nach dem Gebiete der Solonen und griffen die Dörfer Ke und Alimtu an. Viele Solonen wurden daselbst niedergemetzelt, andere flohen nach Korgos. Die Häuser wurden zum grössten Theil ein Raub der Flammen. Demselben Streifcorps gelang es, einen grossen Transport von Mundvorräthen von mehreren Hundert Wagen aufzufangen.

Ein anderes Streifcorps der Insurgenten zog gegen Süding und verheerte die Umgegend dieser Stadt.

Ein drittes Streifcorps ging östlich von Kuldsha über den Ili und überfiel den grossen kalmückischen Buddha-Tempel; es gelang ihm, die Lama zu überrumpeln, von denen mehrere Hundert im blinden Fanatismus unter den schrecklichsten Qualen hingeschlachtet wurden. Die Tempel wurden gänzlich zerstört, die Pagoden zertrümmert und die werthvollen Opfergefässe geraubt. Dem Chamba Lama gelang es, in die Schibä-Colonieen zu entkommen und von dort floh er zu den Kalmücken.

Ein recht lebendiges Bild der Zustände von Kuldsha im Juli-Monat giebt uns der Bericht des Lieutenants Reinthal, der im Juli 1865 die Stadt Kuldsha im Auftrage der russischen Regierung besuchte. Ich werde daher hier einen Theil dieses Berichtes mittheilen.

„In diesem Jahre haben die Einwohner nur die ihnen un-

bedingt nothwendige Menge Getreide gesäet, ausserdem aber wurden noch viele Aecker im Auftrage der Regierung bearbeitet, was in früheren Jahren nie geschehen. Die Ernte ist eine ausgezeichnete, aber unter den jetzigen Verhältnissen ist das Einernten mit den grössten Schwierigkeiten verknüpft, da nach zahlreichen Ueberfällen der Dungenen die Arbeiter jetzt unter dem Schutze von Militärposten ihre Feldarbeit verrichten müssen.

„An Stelle der Tarantschi beschäftigen sich heuer die Mandschu-Soldaten mit Feldarbeiten, und es ist durchaus kein Mangel an Arbeitskräften. Militärpiquets auf den Feldern haben wir auf unserem Wege nicht angetroffen, sondern nur Arbeiter, die, sobald sie uns gewahr wurden, sich eiligst versteckten. Die Militärposten auf den Feldern stehen nur dicht bei Korgos und Kuldsha. Da sie aber auch dort keinerlei Bewegung unternehmen, so finden die Dungenen doch stets Gelegenheit, an vielen Stellen die Ackerbauer zu ermorden und das Getreide zu verbrennen.

„Zu der Festung Kuldsha führte man uns durch die Stadt Kuldsha, um uns zu zeigen, wie sehr sie durch die Dungenen verwüstet ist. Die Strassen, welche wir passirten, befanden sich dicht bei der Festung und waren nach Aussage der Chinesen die allerreichsten durch ihre Läden und Häuser. Jetzt waren es nur Reihen von Schutthaufen und Ruinen. Der grösste Theil der Stadt ist niedergebrannt, und zwar hat derjenige Theil der Stadt am meisten gelitten, der an die Festung grenzt.

„Die Festung ist in Form eines Quadrates gebaut, dessen Seiten etwa 700 Faden betragen. Die Mauern sind aus Lehm gestampft und mit Schiessscharten versehen. Die Dicke der Mauern beträgt etwa 4 Arschin, die Höhe 11 Arschin. An der Ostseite ist eine etwa $2^1/_2$ Arschin lange Kanone aufgestellt deren Kaliber $2^1/_2$ Werschok beträgt. Diese ist nach Nordosten gerichtet. Gefertigt ist diese Kanone aus einer gusseisernen Röhre von $^3/_4$ Zoll Dicke und dann roh mit Kupfer umgossen. Das Innere derselben ist rauh. Aus ihr schiesst man mit schlecht gegossenen eisernen Kugeln. Befestigt ist die Kanone auf einem gewöhnlichen zweiräderigen, chinesischen Wagen. Die Enden der Scheeren des Wagens stossen an den Rand der Plattform auf der dies Geschütz steht, und sind mit Steinen bedeckt, um dem Stoss beim Schusse zu widerstehen. Ausser dieser grossen

Kanone sind noch zwei kleinere, der grossen ähnliche Geschütze von verschiedenem Kaliber vorhanden, und ferner giebt es noch dreissig eiserne Böller, die nicht länger als ¾ Arschin sind und ein Kaliber von 1—2 Zoll haben.

„Ausserdem finden sich noch eine Menge Wallbüchsen, sehr grosse Gewehre, die auf Gabeln gestellt und mit Bleikugeln geladen werden: an vielen Stellen sind bei den Schiessscharten Steine aufgehäuft.

„Die Chinesen geben ihr Heer auf 4000 Mann und das der Dungenen auf 14 000 Mann an (die erste Ziffer ist, wie wir schon wissen, viel zu niedrig gegriffen, es kam ja hier darauf an, das Mitleid des russischen Offiziers zu erregen). Die Reiterei der Chinesen ist mit Bogen und Piken bewaffnet (Gewehre haben sie sehr wenig). Die Fusstruppen aber haben Gewehre, Piken und Säbel ohne Scheiden. Ausserdem kommt auf 100 Mann Reiterei ein Böller, den ein Knabe (seines geringen Gewichtes wegen) auf einem Reitpferde mit sich führt. Das Kaliber dieser Böller ist verschieden, von 1—2½ Zoll und ihre Länge ungefähr ½ Arschin. Ueberhaupt sind die Schiessgewehre der Chinesen in einem jämmerlichen Zustande. Ihr Pulver ist schwach und zeigt nach dem Verbrennen einen weissen Nachsatz.

„Die Leibgarde des Dsan-dsün, die zu unserem Empfange in der Festung in einer Reihe aufgestellt war, hatte durchaus kein kriegerisches Ansehen. Die Soldaten sahen aus wie eine Reihe sorglos lächelnder Knaben, die in ihren Händen Säbel, Piken und Gewehre hielten. Ihre Kleidung war äusserst abgetragen. Ueberhaupt sind unter den chinesischen Soldaten keine Leute von mittleren Jahren zu sehen, entweder sind es blutjunge Menschen oder ganz alte Leute. Letztere werden hauptsächlich zum Wachtdienst auf der Mauer verwendet. Die Bewaffnung der Dungenen ist nach Angabe der Chinesen vollständig dieselbe, mit Ausnahme der grossen Kanone, mit der sich die Chinesen brüsten. Munition scheint in Kuldsha sehr viel vorhanden zu sein, denn die Chinesen schiessen Tag und Nacht in die Luft, um die Dungenen zu schrecken.

„Die Preise der Essvorräthe sind jetzt folgende: ein Schwein kostet 10—20 Rubel, ein Ferkel 2—10 Rubel, ein mittelgrosses Schaf 3—4 Rubel. Gemüse sind, wie früher, sehr billig, aber das Pud Weizenmehl kostet 2 Rubel und noch mehr.

Die Preise aller Esswaaren sollen sich seit dem Frühjahre wenig geändert haben. Im Herbste werden die Preise wegen der Schwierigkeiten der Ernte gewiss sehr steigen.

„Schon seit langer Zeit schmeicheln sich die Chinesen mit der Hoffnung auf russische Hulfe; in der letzteren Zeit hoffen sie noch ausserdem auf ein chinesisches Hülfsheer, das über Sibirien aus Peking eintreffen soll. Es ist schwer zu sagen, ob sie selbst wirklich an die Ankunft des Heeres glauben oder es uns nur glauben machen wollen. Sobald man mit ihnen von diesem Heere spricht, fügen sie gleich hinzu, dass ihnen ausser dem russische Hulfe nöthig sei, wären es auch nur 2000 Mann oder gar noch weniger. Unsere Gegenwart (wir waren nur 15 Mann) verschaffte ihnen schon eine Zeitlang Ruhe, und dies sagten sie uns frei heraus. Während der fünf Tage unseres Aufenthaltes zeigten sich nicht einmal die Dungenen. Die Chinesen hatten dies gemerkt und baten uns, noch einige Zeit zu verweilen, da sie, wenn wir hier wären, freier athmeten. Kaum würden wir fort sein, so würden die Dungenen sie sogleich bedrängen. Sie bitten dringend, ihnen den Consul zu schicken und den Handel von Neuem zu eröffnen; sie fügen aber allemal hinzu, dass die Kaufleute von Soldaten begleitet sein müssten. Daraus kann man deutlich ersehen, dass sie nicht so sehr den Consul und die Kaufleute wünschen, als die dieselben begleitenden Soldaten. Sie baten mich, die Gebäude zu besichtigen, die für den Consul und die Factorei bestimmt seien, und dabei zeigten sie mir ein grosses Gebäude, das als Kaserne und Stallung für die Soldaten-Abtheilung dienen könnte.

„Es ist schwer zu entscheiden, auf welcher Seite der streitenden Parteien das moralische Uebergewicht liegt, da die Handlungsweise beider ins Ungewisse verschwimmt. Es scheint, als ob die Chinesen die Dungenen ebenso fürchten, als die Dungenen die Chinesen. Wenn die Chinesen auch zugeben, dass die Pferde der Feinde in besserem Zustande seien als ihre eigenen, so sind sie doch überzeugt, dass die Dungenen ihre grosse Kanone fürchten, denn sobald der erste Schuss aus ihr ertönte, ergriffen die Dungenen jedesmal die Flucht. Im äussersten Falle wollen die Chinesen sich an drei Punkten, in Turgen Korgos und Kuldsha festsetzen.

„Die beiden Städte Bajandai und Tshindinse (gewiss Tshuguchak), die ungefähr 40(?) Werst von Kuldsha entfernt sind

bilden den Hauptaufenthalt der Dungenen und ihrer Familien; Führer derselben sind drei Personen: Tschansak, Malo und Mawalki(?). Der Erstere soll sich durch seinen Reichthum und seine Grausamkeit auszeichnen, von den Uebrigen wusste man nichts zu sagen.

„Die Kampfweise der Dungenen lässt sich mit keiner Gattung von Kriegführung vergleichen; sie ist etwas ganz Originelles, eine Art von Baramta (Kriegszüge der Kirgisen), nur mit dem Unterschiede, dass die Dungenen regelmässig mit Sonnenuntergang den Kampf abbrechen, sich zurückziehen und während der Nacht die Chinesen nicht belästigen. Die Ueberfälle und das Anzünden des Getreides auf dem Felde hatten die Chinesen so eingeschüchtert, dass sie sich fürchteten, nach Gras zu reiten. Während unseres Aufenthaltes wurde uns sehr wenig Gras für die Pferde geliefert, da die Chinesen sich fürchteten, ins Feld zu fahren, trotz des strengen Befehles des Galdai.

„Der Handel in Kuldsha hat jetzt fast ganz aufgehört, alle Läden sind leer, mit Ausnahme der Apotheken und Kleiderbuden. Thee ist gar nicht zu sehen; ein 5 Pfund schweres Stück Ziegelthee kostet 10 Rubel. Als ich mit dem Galdai über den Theemangel sprach, erzählte er mir, sie hätten grosse Vorräthe, die er mir zeigen wolle, aber trotz meiner wiederholten Erinnerung führte er dieses Anerbieten nicht aus."

Soweit der Bericht des Lieutenants Reinthal. Die Kalmücken vom Tekes hatten bis zu dieser Zeit den Mandschu die geforderte Hülfe verweigert, da sie erzürnt waren, dass jene ihnen früher keine Hülfe gesendet, als sie von den schwarzen Kirgirsen, den Geschlechtern Bugu und Sary Bagysch, so heftig beunruhigt worden waren. Jetzt wurden sie, wie es scheint, durch den geflohenen Chamba Lama und die Erzählungen von der Vernichtung des Tempels und der Pagoden aus ihrer Gleichgültigkeit aufgestachelt. Zwei Monate nach der Zerstörung des grossen Tempels am Ili erschienen sie in riesigen Schaaren, es heisst ca. 20000 Mann stark, im Ili-Thale. Am linken Ufer des Ili stiessen sie mit den Heerhaufen der Tarantschi und der Dungenen zusammen; es gab eine sehr blutige Schlacht und die Insurgenten wurden völlig geschlagen. In wilder Flucht wandten sie sich nach dem Ili und suchten sich mittelst der Fähren zu retten; bei dem Flussübergange soll der grösste Theil der Fliehenden ertrunken sein. Die Kalmücken setzten nun über den Ili und

vermehrten das Heer des Dsan-dsün so bedeutend, dass die Insurgenten sich nicht nach Kuldsha wagten. Der Dsan-dsün, der sich unter dem Schutze des grossen Heeres für sicher hielt, hielt es für das Nöthigste, die Festung schnell zu verproviantiren. Das Getreide stand auf den Feldern in voller Reife und war nur aus Furcht vor den Insurgenten nicht eingeerntet worden. Da jetzt so viele Wai-gu-shin (d. h. äussere Leute) hier waren, wie die Mandschu die Kalmücken verächtlich nennen, so hatten natürlich die Mandschu keine Lust mehr, dies ihnen ehrenrührig erscheinende Geschäft auszuführen und der Dsan-dsün beorderte die Kalmücken, das Getreide zu schneiden und einzuführen. Dazu zeigten die Kalmücken, die viel weniger Ackerbau treiben als die Kirgisen, gar keine Lust: sie weigerten sich, den Befehl zu erfüllen, und als der Dsan-dsün drohte, so setzten sie ohne Verzug über den Fluss und kehrten nach Hause zurück.

Nach Abzug der Kalmücken zeigten sich auch die Insurgenten vor Kuldsha wieder und machten das Einbringen der Ernte zur Unmöglichkeit. Ein Theil der Insurgenten ging nun über den Ili und begann am zwanzigsten Tage des achten Monats einen Angriff auf die südlichen Schibä-Ansiedelungen. Als die Nachricht von diesem Angriffe in Kuldsha eintraf, geriethen die Schibä in grosse Furcht und weigerten sich, länger in Kuldsha zu bleiben, so dass der Dsan-dsün sich gezwungen sah, das Schibä-Heer in seine Heimath zu entlassen. Trotz der Rückkehr derselben währte der Kampf in den Schibä-Städten noch fort. Zwei derselben, die zweite und achte, wurden von den Insurgenten erobert, während die übrigen in den Händen der Schibä blieben.

„Die Lage von Kuldsha", schreibt Lieutenant Reinthal in einem zweiten Berichte, nachdem er abermals Kuldsha im September besucht hatte, „und seiner Umgebungen hat sich bedeutend verschlechtert. Der Preis der Lebensmittel ist gestiegen und die Läden sind noch leerer geworden. Schwarzer Thee ist gar nicht mehr vorhanden, das Pud Heu kostet 40 Kopeken, das Pud Weizen 3 Rubel, ein Hammel 4 Rubel, Reis ist nicht mehr zu haben, Branntwein wird sehr wenig gebrannt, es kostet jetzt die Flasche 1 Rubel 20 Kopeken. Das Getreide ist nicht mehr auf den Feldern, es ist theils vernichtet, theils unter specieller Aufsicht hoher Offiziere eingeerntet.

Digitized by Google

„Das Heer im Lager bei Kuldsha ist in einem schrecklichen Zustande. Es besteht jetzt nur noch aus 1000 Mann Reitern und 2000 Fusssoldaten. Von letzteren haben nicht mehr als 300 Mann Gewehre. Alle Mannschaften sehen schrecklich heruntergekommen aus. Der Dsan-dsün scheint sehr besorgt, ebenso wie die höheren Offiziere, mit denen ich zusammentraf. Besonders schwer trifft es sie, von einem so niederen Volke wie die Dungenen besiegt zu werden. Wenn wir von den Russen besiegt würden, sagte mir einer, das wäre noch zu ertragen. Der Dsan-dsün bittet um schleunige Hülfe und ersucht uns, wenigstens die Russland unterworfenen Kirgisen von der Theilnahme am Aufstande abzuhalten."

Je mehr sich die Lage der Regierungstruppen verschlechterte, um so besser organisirte sich natürlich der Aufstand. In dem tatarischen Kuldsha hatte sich jetzt schon eine mehr geordnete Regierungsgewalt organisirt. Die Heerhaufen der Dungenen, Tarantschi und Kirgisen ordneten sich allmählich zu Armeen, die nach einem vorher bestimmt entworfenen Plane vorgingen. Während den Dungenen hauptsächlich die Aufgabe zufiel, Kuldsha und Korgos zu beunruhigen, wendeten sich die Tarantschi gegen die Schibä; die Kirgisen griffen, von Dungenen unterstützt, die Solonen-Ansiedelungen an, und es gelang den Letzteren, Mitte September die grossen solonischen Viehheerden fortzutreiben und die Wege zwischen den solonischen Städten unsicher zu machen.

Infolgedessen verliess die etwa 500 Mann starke solonische Reiterei Kuldsha, um ihre eigenen Familien vor den Kirgisen zu schützen.

Am 16. October fiel endlich die kleine Festung Tardshi und durch diesen Fall wurde Kuldsha von allen nördlichen Städten abgeschnitten. Jetzt beunruhigten die Kirgisen unter den Sultanen Nur-Ali, Bi-Säüräk und Dshetän den ganzen westlichen Theil des Landes, so dass der Dsan-dsün den bedrängten Solonen sogar die Flucht nach Russland gestattete. Vergebens schickte der Dsan-dsün Boten über Boten zu den Kalmücken, um sie nach Kuldsha zu beordern; er wusste zuletzt keinen anderen Rath mehr, als die russischen Grenzbeamten zu bitten, die Streitigkeiten zwischen der Regierung und den Insurgenten durch ein Schiedsgericht zu schlichten. Die russischen Beamten konnten natürlich diesem Verlangen ohne Erlaubniss ihrer Regierung nicht nachkommen. Die Noth stieg in Kuldsha nun

zu einer solchen Höhe, dass der Dsan-dsün sich gezwungen sah, endlich seine letzten Hülfstruppen, die Tschagor-Kalmücken, in ihre Heimath zu entlassen. Die Solonen befanden sich in einer ebenso schrecklichen Lage wie die Stadt Kuldsha. von allen Seiten wurden sie von den Kirgisen umschwärmt und fanden weder Tag noch Nacht Ruhe. Dicht an ihrer Grenze standen Heerhaufen der Dungenen und Tarantschi, die sie zu vernichten drohten, wenn sie nur Miene machten nach Russland auszuwandern. So blieb ihnen zuletzt Nichts mehr übrig, als mit den Dungenen Frieden zu schliessen und sich ihnen unter der Bedingung zu ergeben, dass sie sie vor den Kirgisen schützen möchten. Ebenso ergaben sich die Schibä und die Arban Sumu der Tschagor-Kalmücken, so dass nun nur noch die Städte Kuldsha, Korgos, Da-lo-si-gung und Sütling sich in den Händen der Mandschu befanden.

Jetzt erst wendeten die Insurgenten oder vielmehr der hohe Sultan von Kuldsha seine Hauptkräfte gegen das chinesische Kuldsha, das jetzt von allen Seiten eingeschlossen wurde, um es so durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Die Lage der Festung war nunmehr eine fürchterliche. Die Getreidevorräthe waren vollständig verzehrt, die einzige Nahrung bestand aus Pferden, Hunden und Katzen. Das Pud Salz kostete 6 Rubel. Der Hungertyphus war in schrecklicher Weise ausgebrochen, so dass täglich 50 bis 100 Menschen starben. Die Todten lagen auf den Strassen umher und faulten, die holzernen Möbel und die Dachbalken der Häuser wurden als Brenn- und Heizmaterial verwendet; ein russischer Kaufmann, der sich in die Nähe Kuldshas wagte, verkaufte seine Schafe zu 14 Rubel das Stück.

Endlich Mitte Januar begannen die Mohammedaner ihren Angriff auf die Festung. Sie unterminirten einen Theil der Mauer und sprengten ihn in die Luft, zerstörten ein Stadtthor und drangen in die Festung. Es entstand ein fürchterliches Gemetzel: Weiber, Kinder, Männer, Alles, was dem Feinde in den Weg kam, wurde erbarmungslos hingeschlachtet, denn die Halbverhungerten waren gar nicht im Stande, Widerstand zu leisten. Alle Häuser wurden geplündert; Mord und Vernichtung waren überall. Wie soll ich dies grausige Würgen schildern? herzzerreissende Scenen wurden mir berichtet. Hier ernteten die Mandschu, was sie durch ihre unerbittliche Strenge und Grausamkeit in die Gemüther der Mohammedaner ausgesäet, mit reicher

insen ein. Vollkommene Vernichtung des Mandschu-Stammes ar die Losung der durch die Mulla's fanatisirten Massen. Ein leiner Ueberrest des Mandschuheeres mit dem Dsan-dsün und inigen höheren Beamten flüchteten in den Palast des Dsan-dsün nd vertheidigten sich verzweifelt gegen die andringenden Insurenten. Bei diesem Kampfe fiel der frühere Dsan-dsün Tschan i die Hände der Insurgenten. Als der befehlende Dsan-dsün eine Möglichkeit mehr sah, sich in dem Palaste länger zu alten, liess er das Gebäude unterminiren und sprengte sich lbst mit allen Beamten in die Luft. Die Mohammedaner ereuteten bei der Einnahme des Palastes zwei Kasten mit 80000 nzen Silber.

Nach einigen Wochen Ruhe wendeten sich die Mohammeaner gegen die nördlichen Festungen, von denen sie Süding nd Da-lo-ssi-gung am Ende des dritten Monates einnahmen. Dann zogen sie nach Korgos, wohin sich ein grosser Theil er reichen Kaufleute zurückgezogen hatte; diese Stadt war gut erproviantirt und reichlich mit Munition versehen, so dass ein rosser Heerhaufe der verbündeten Dungenen und Tarantschi ehrere Wochen vergeblich die Stadt bedrängte. Da den Einohnern von Korgos keine Hoffnung auf Sieg blieb, so suchen sie mit den Belagerern in Unterhandlung zu treten und nterwarfen sich ihnen zuletzt ohne Kampf, indem sie eine Konribution von 3000 Unzen Silber, 100000 Cho Weizenmehl und ine grosse Menge Seidenzeug zahlten, wogegen die Mohammelaner die Stadt zu schonen versprachen. Die Bedingung wurde on Seiten der Tarantschi streng eingehalten; nach Empfang ler Kontribution theilten sich die mohammedanischen Heerhaufen, lie Tarantschi gingen nach dem tatarischen Kuldsha, während lie Dungenen sich nach Norden wendeten. Doch nach fünf Tagen ten die Dungenen allein zurück, überfielen die offene Stadt, nderten und sengten überall, und metzelten die Garnison und n grössten Theil der Einwohnerschaft nieder.

Vor der Einnahme von Korgos hatten noch Kämpfe mit den Solonen stattgefunden; dieselben beklagten sich nach ihrer Unterwerfung über stete Angriffe der Kirgisen und baten die Dungenen, sie zu schützen; dies wurde versprochen und zu einer näheren Besprechung die höheren Beamten der Solonen von den Dungenen eingeladen. Als die Beamten sich einfanden, wurden sie plötzlich überfallen und niedergemetzelt. Da endlich be-

gannen die erschreckten Solonen nach dem russischen Gebiete zu fliehen, die Dungenen verfolgten in Gemeinschaft mit den Kirgisen die Fliehenden und überfielen jetzt die bis dahin noch unversehrten Solonenstädte Turgen, Samar, Tschitschkan und Tschedshui, plünderten sie aus und tödteten einen grossen Theil der Einwohner. Durch die naheliegenden Waldungen gelang es noch einem grossen Theil der Einwohner und der schon vorher zu ihnen geflüchteten Chinesen und Mandschu, die Grenze zu erreichen, wo sie sich unter den Schutz der russischen Grenzposten stellten.

Nach dieser Zeit waren die Mohammedaner die unbestrittenen Herren des Ili-Thales. Die Kämpfe hatten aber dadurch noch nicht ihr Ende erreicht. Es brachen bald Zwistigkeiten zwischen den Dungenen und Tarantschi aus; die Ersteren wurden da besiegt und die Tarantschi blieben jetzt die Oberherren des Landes.

Nur noch einen Kampf hatten sie mit den früheren Regierungstruppen zu bestehen gehabt und zwar mit den Kalmücken, die jetzt ihre frühere Unthätigkeit bereuten und Ende August zum Ili-Thal herabzogen. Sie zwangen mehrere Schibä, ihnen zu folgen, und drangen in das Gebiet Tokus Tara vor, wurden aber hier von den Tarantschi geschlagen und zogen sich nach dem Issiköl zurück, zum Theil ergaben sie sich den Tarantschi, zum Theil traten sie auf russisches Gebiet über.

So endigte der blutige Aufstand im Ili-Thal, das nun der unbestrittene Besitz der Tarantschi blieb, die ein neues Mohammedaner-Reich, das Sultanat von Kuldsha mit der Hauptstadt Kuldsha, errichteten. Zu vernichten hatten die Mohammedaner verstanden, aufzubauen gelang ihnen nicht. Die kleine Schaar der Tarantschi vermochte nur mit Hülfe der Kirgisen die widerspenstigen Elemente der Dungenen, Schibä und Chinesen in ihrer Gewalt zu behalten, und da die Kirgisen nicht zum Ansiedeln zu bringen waren, so liess man den ganzen westlichen Theil den reichsten des Ili-Thales, bis zum chinesischen Kuldsha wüst und unbewohnt liegen und beschränkte sich auf die Ausnutzung der östlichen Hälfte des Thales. Nähere Kunde über die spätere Geschichte des Ili-Thales zu geben, liegt zwar ausserhalb meiner Schilderungen, die nur von mir selbst Erfahrenes und Erlebtes wiedergeben sollen. Ich will hier jedoch kurz erwähnen, dass im Juni 1871 die russische Regierung sich gezwungen fand, das Sultanat von Kuldsha mit seinen Truppen zu besetzen, weil die

anatische mohammedanische Regierung sich dem russischen Nachbar feindlich gegenüberstellte und Einfluss auf die unter russischem Scepter lebenden Kirgisen ausüben wollte. Seit dieser Zeit wurde das Ili-Thal unter der Benennung Kuldsha-Rayon einer selbständigen russischen Verwaltung des Kriegsgouverneurs des Sieben-Flüsse-Districtes (Semiretschinskaja Oblast) untergeordnet, dem eine eigene Kanzlei für Kuldshaer Angelegenheiten beigegeben wurde.

Ueber die Verhältnisse Kuldsha's nach der Besetzung der Russen kann ich kein Urtheil fällen, da letztere erst nach meiner Rückkehr aus Sibirien stattgefunden. Es scheint aber, als ob man im Allgemeinen geglaubt, dass Kuldsha von jetzt an den Russen gehören werde und Letztere sich hier häuslich einzurichten begonnen haben. Da wurde ganz unerwarteter Weise im Jahre 1880 ein Tractat mit China geschlossen, wonach ihm der frühere chinesische Theil der Ili-Provinz, östlich von Korgos, zurückgegeben wurde. Nachdem im Jahre 1882 die Besetzung durch die Chinesen begonnen hatte, entstand von Neuem eine vollkommene Umwälzung aller Verhältnisse. Obgleich im Tractate die Amnestie aller beim Aufstande betheiligten Einwohner des zurückgegebenen Districtes ausgesprochen war, so scheinen doch die Tarantschi und auch zum Theil die Dungenen wenig Vertrauen in die gütige Behandlung der Chinesen zu setzen und fast ohne Ausnahme von dem Paragraph des Tractates Gebrauch zu machen, der ihnen die Auswanderung nach dem russischen Gebiete freistellt, während die Chinesen sich alle Mühe geben, diese Auswanderung zu hintertreiben. Ich glaube, es wird dem Leser nicht wunderbar erscheinen, dass die Leute so handeln, ebenso wie es selbstverständlich ist, wenn überall beim Zusammentreffen von Tarantschi und Kirgisen, Dungenen und Solonen, Schibä und Kalmücken Excesse vorkommen, denn die Unthaten der Mohammedaner sind noch zu frisch im Gedächtnisse. Soviel ich aus den letzten Nachrichten aus Kuldsha ersehe, sind fast alle Tarantschi, mit Ausnahme weniger Hundert Familien, nach Russland übergesiedelt. Eine der letzten Correspondenzen der „Oestlichen Revue" schildert uns den Zustand von Kuldsha im August 1883 wie folgt: „Nach Nachrichten aus Kuldsha sind die chinesischen Unterthanen aller Völker des Ili eifrig mit dem Ackerbau, mit der Restaurirung der Städte und der Einrichtung der neuen Residenz des Dsan-dsün beschäftigt. Mit der Herstellung

der Mauer dieser Stadt sind ungefähr 6000 Arbeiter beschäftigt, sie wird noch in diesem Herbste fertig werden. Die Jamun (Regierungsgebäude) und Kasernen können natürlich in diesem Jahre nicht fertig werden. Die Arbeiter erhalten Geld und Mehl."

„Man sieht aus Allem, dass die chinesische Regierung bemüht ist, sich in die Wünsche seiner Unterthanen so viel als nur irgend möglich zu schicken. Vor Allem wendet man seine Aufmerksamkeit den Aeckern und der Herstellung der Canäle zu; noch in diesem Jahre soll der grosse Canal auf Kronskosten wieder hergestellt werden. Man will aber auf eigenen Füssen stehen, sein eigenes Getreide gewinnen, um nicht von uns abzuhängen, und dann alle Lebensmittel so billig wie möglich herstellen. Die bei den Chinesen verbliebenen Tarantschi erhielten Jeder von der Regierung 6 Pud Korn und ebensoviel Weizen zur Aussaat. Sie haben aber bis jetzt keine Aussaat gemacht, sondern das gelieferte Getreide verzehrt; jetzt arbeiten sie meist auf Tagelohn an den Bauten der neuen Stadt und erhalten 3 Rubel für 15 Arbeitstage. Manche haben von den Kaufleuten Samen erhalten und säen denselben unter der Bedingung aus, den dritten Theil des Ertrages abzuliefern. Gerste ist gar nicht gesäet worden. Zur Zeit sind die Preise in Kuldsha folgende: Weizenmehl das Pud 2—3 Rubel, das Cho 10—12 Rubel, Weizen das Cho 8—9 Rubel. Das Dampfschiff der Compagnie Wali-Achun-Paklewski hat den Chinesen grosse Dienste geleistet, indem es aus Jarkent, wo das Mehl 1 Rubel 60 Kopeken kostet, nach Süding Mehl schaffte. Es hat seine beschwerliche Reise glücklich vollendet und ist schon zurückgekehrt. Der Dsan-dsun selbst will in diesen Tagen eine Rundreise durch's Ili-Thal machen und dieselbe gewiss unter grossem Pompe veranstalten."

„Anfang Mai sind viele Tarantschi nach Süding gegangen, um dort die Beamten-Abzeichen, die Mützenknöpfe, und die Bestätigung ihrer Aemter zu erhalten. Baba Chodsha ist zum Gehülfen des Hekim (d. h. zum Schaga) ernannt; der Hekim ist bis jetzt nicht ernannt. Bek Sadibek ist als Räsnitschi eingesetzt."

„Die chinesischen Tarantschi sollen sich jetzt scharf von den Sarten und russischen Tarantschi trennen und sich weigern, sich mit ihnen zu verschwägern. Uebrigens soll ein Theil der Tarantschi beabsichtigen, nach der Ernte nach Russland über-

Digitized by Google

zusiedeln. Ebenso sollen sich die Schibä über schlechte Ordnung bei den Chinesen beschweren und geneigt sein, trotz ihrer Verwandtschaft mit den Mandschu, die russische Unterthanenschaft anzunehmen (dies ist gewiss die Partei der Schibä-Solonen, d. h. des Ugeri-da Detschin). Offene Sympathie haben die Schibä den Russen bei der Ankunft des Dampfschiffes „Kolpakowski" vor Süding gezeigt."

„Nachdem die Russen Kuldsha verlassen haben, sollen die Chinesen und ihre Unterthanen den leer gebliebenen russischen Stadttheil genau untersucht und alles Entfernbare, wie Thüren und Pfosten, genommen haben. Auch die griechisch-katholische Kirche soll ausgeplündert sein; da aber alle Kirchengeräthe und Werthgegenstände schon fortgeführt waren, so bezieht sich diese Plünderung nur auf das zurückgebliebene Eisenwerk. Zur Verstärkung der Grenzwache haben die Chinesen auf Befehl des Dsan-dsün von Korgos bis zum Flusse Ili ausser den bestehenden vier Piquets noch sechs weitere errichtet."

X.

Das mittlere Serafschan-Thal.

Seit Urzeiten sind die Gebiete der beiden mächtigen Ströme des Amu Darja und des Syr Darja, die die weiten Ebenen Turans durchfliessen, von einer dichten Bevölkerung bewohnt, und fast alle riesigen Volkermassen, die von Asien her nach Europa eindrangen, haben ihre wilden Horden durch diese Thäler hin durchgewälzt. Mächtige Eroberer haben hier gethront, die hier nach Europa ihre Kriegszüge unternahmen, und durch sie sind die Namen jener jetzt vielfach unwirthsamen Gegenden in weiter Ferne berühmt geworden.

Nach Europa hin sind jene Gegenden zum grössten Theil durch mächtige Sandwüsten getrennt und nach Norden, Osten und Süden sind es himmelhohe Bergzüge, die hier den Zugang erschweren. Die Bevölkerung jener Steppen lebte abgeschlossener von allen Umwohnern, als die Bewohner des Mittelreiches, da die Natur hier stärkere Befestigungen gebaut als jene künstliche Mauer und kein Ocean hier eine freie Verbindungsstrasse mit den fernsten Nationen herstellte. Als der Welteroberer Timur-Lenk sein Reich weit über die natürlichen Grenzen Hochasiens ausbreitete, war schon längst von Süden her die Civilisation Persiens bis in das Herz Turans gedrungen, die Blüthezeit der persischen Literatur und Kunst hatte ihre Düfte verbreitet und persischer Gewerbefleiss Wurzeln geschlagen. Aber als die Verbindung mit Persien später durch räuberische Nomadenvölker abgebrochen wurde, da verknöcherte Mittelasien immer mehr in sich selbst, jede selbständige Regung hörte auf und es war ein Stillstand oder vielmehr ein Rückschritt ein-

Digitized by Google

der sich hier viel stärker zeigt als im stabilen China. Die Litteratur-Erzeugnisse Persiens und Arabiens erschienen als unerreichbare Meisterwerke, die man in Schulen und Medressen erlernte, aber nicht einmal nachzubilden versuchte; die Religionsansichten erstarrten, da nirgends ein Wettkampf mit den benachbarten Andersgläubigen stattfand, und verflachten sich zu grösstmöglichen Aeusserlichkeiten. Der Fanatismus erreichte eine so hohe Stufe, dass es schon als ein Verbrechen betrachtet wurde, wenn es ein Andersgläubiger wagte, den geheiligten Boden zu betreten, an Stelle der frommen Begeisterung trat Heuchelei und Selbsttäuschung. Jede sittliche Basis ging verloren, und Laster, wie Selbstsucht, Unsittlichkeit, Lug und Trug hüllten sich in den Deckmantel strenger Rechtgläubigkeit.

Zwar wurden Ackerbau und Gewerbe fleissig betrieben, aber auch nur in einem Maasse, wie es die inneren Verhältnisse des Landes erforderten. Zwischen den einzelnen Chanaten Kokand, Buchara und Chiwa herrschte eine stete Fehde und die verschiedenen Stämme der Rechtgläubigen plünderten, raubten und schädigten sich unaufhörlich untereinander.

Als Russland durch seine Stellung im Ili-Thale gewissermassen gezwungen wurde, eine Verbindung mit Orenburg herzustellen, da der Chan von Kokand sich stets Uebergriffe gegen die Bewohner der Kirgisen-Steppe erlaubte, kam es zum ersten ernsten Zusammenstosse zwischen Kokand und Russland. Die Bewohner Turans in ihrem Stolz und Eigendünkel hatten nicht die geringste Ahnung von den Machtverhältnissen ihres nördlichen Nachbars, den sie als Ungläubigen verabscheuten. Frieden zu halten, wäre für die Religion Schmach und Schande gewesen, es galt nicht nur, den Kafir zu vertreiben, sondern ihn auch zu vernichten, denn es musste ja die Zeit kommen, wo von Süden der Sultan in das Land der Russen drang und von Osten das geheiligte Volk der Chanate, um den früheren Machtkreis wieder zu gewinnen.

Man glaube nicht, dass ich hier übertreibe, denn solche Reden habe ich wirklich auch damals noch vernommen, wo wir nur wenige Werst von Buchara standen.

So wurde der Streit immer heftiger und die Russen mussten in jedem Jahre weiter vordringen, um die unruhigen Nachbaren im Zaume zu halten. Dass dies geschehen musste, wenn man nicht die Kirgisen-Steppe aufgeben wollte, ist leider eine

bittere Wahrheit. Aber besser wäre es gewesen (wenn dies
haupt möglich war), man hätte sie aufgegeben, denn die
eroberten Landstriche Mittelasiens werden Russland schwe
Vortheil bringen. Man spricht, dass Russland sich einen
nach Indien oder Persien bahnen wolle; das ist *wohl nur*
Hirngespinnst, denn eine Armee durch Mittelasien zu werfe
unmöglich, und wäre dies auch möglich, so könnte *man*
auch thun, ohne die Chanate, die jährlich mehrere Milli
kosten, vorher zu erobern, da ja die Etappenstrassen ob
stark besetzt sein müssen, ob man das Land zehn Jahre fr
erobert hat oder zehn Jahre später, und an einen Wider
oder ernsthaften Krieg hier nie zu denken ist. Nein, die
oberung Mittelasiens ist eine bittere Nothwendigkeit der leid
Verhältnisse.

Doch ich will mich hier nicht weiter in die politis
Verhältnisse einlassen; hierüber habe ich vielleicht *später*
legenheit, ausführlicher zu sprechen.

Russland drang somit immer weiter nach Mittelasien
Turkistan, Tschemkend wurden erobert, der Fall Taschke
war davon unabänderliche Folge. Dann musste Chodshend
nommen werden, um die verbündeten Chanate von Kokand
Buchara zu trennen, und zuletzt ging man bis nach Dsh
vor, um eine feste Grenze durch die Gebirge der Wasserscheide
zwischen Syr Darja und Serafschan zu gewinnen. Durch
Unruhen wurden die Russen im Jahre 1868 veranlasst, in
Gebiet des Serafschan vorzudringen, um jede Verbindung
schen Buchara und dem Osten abzuschneiden und den *Emir*
einem festen Frieden zu bringen. Man drang bis zur Hö
des Serafschan, d. h. bis zur Stadt Katyrtschi vor und zwa
endlich den Emir zum Frieden. Somit ist Russland jetzt
einem Keil in Turan eingedrungen, der bis zum mittleren Se
schan sich vorstreckt. Da ich mich bei der Armee befand,
war es mir vergönnt, die südlichsten Gebiete der neuen ru
schen Besitzungen zu besuchen, und ich halte es für meine
Pflicht, gerade eine Beschreibung des [illegible] Kunst
liefern, das als der Wendepunkt des Re[illegible] Amur schon
Dutzende lange als das eigentliche Herz Mittelasiens betrachtet wird
und allen Reisenden am wenigsten zugänglich war. Doch bei
meiner Skizze muss ich den gütigen Leser um Verzeihung bitten,
wenn viele meiner Nachrichten sich auf Erzählungen Einge-

ner stützen, da es mir bei den Kriegsverhältnissen nicht lich war, mich auch nur auf wenige Werst von der Armee den Detachements zu entfernen.

Gebirge und Flüsse.

Der Fluss Serafschan entspringt, wie man mir mittheilte, dem See Iskender-Köl, welcher sich im westlichen Theile Himmelsgebirges, dem Kaschgar-Dawan, befindet. Die Haupttung seines Laufes ist von Osten nach Westen.

In seinem oberen Laufe bis zur Stadt Pentschikend fliesst Fluss in einem engen Thale, das überall von hohen Gegsmassen eingefasst sein soll. Ein wenig östlicher als Penhikend beginnt das Thal sich zu erweitern. Das südlich gende Gebirge Altaba wendet sich nach Südwesten und fällt nählich in Terrassen zum Flusse herab; auch der nördliche birgszug Tschunkar-Tag liegt hier schon etwa 5 Werst vom ussbette des Serafschan entfernt. Ueber die Nebenflüsse, die h östlich von Pentschikend in den Serafschan ergiessen, habe keine Nachrichten einziehen können. Bei Pentschikend aber t der Fluss schon die ganze Wassermasse erhalten, die ihm möglicht, die Strecke bis Buchara mit Wasser zu versehen, nn alle westlichen Zuflüsse sind sehr gering und werden in r heissen Zeit ohne Ausnahme auf den Aeckern verbraucht. ie Gebirge, die sich in fast ununterbrochener Kette südlich n mittleren Serafschan hinziehen, werden mit dem allgemeinen amen Schähri-Sebs-Berge benannt, weil in ihnen die von Buara unabhängige Begschaft Schähri-Sebs sich befindet. Dieses ebirge besteht aus zwei Bergzügen, von denen der nördliche seinem östlichen Theile Altaba-Tag, in seinem westlichen aman-Baran-Tag oder Samarkandisches Gebirge heisst. Der idliche Gebirgszug, an dessen südlichem Abhange die Stadt chähri-Sebs liegt, heisst Sultan-Hasret-Tag. Diese Gebirge sind on bedeutender Höhe und übersteigen an vielen Punkten die wige Schneegrenze. Nach Westen hin flachen sich die Gebirge Reden habe ich wn[illegible]ner noch bedeutende Höhenzüge. Hohe Berge habe ich [illegible] Serafschan-Thale [illegible] nicht bemerkt.

Südwestlich von der Stadt Katty Kurgan beginnt ein neuen Gebirgszug, der sich schroff gegen das östliche Plateau abhebt und fast in einem spitzen Winkel gegen das Serafschan-Thal auf 6 bis 8 Werst vordringt. Dieser Gebirgszug heisst Tim-Tag.

Südöstlich von diesem Gebirgszuge, sagte man, liegt eine weite Ebene, die sich bis Buchara erstrecken soll und den Namen Orta-Tschöl (mittlere Ebene) führt. Alle diese südlichen Gebirge fallen in Terrassen bis dicht an das Serafschan-Thal herab, so dass sich der äussere Weg zwischen Katty Kurgan und Samarkand meist auf den äussersten Ausläufern der Gebirge entlang zieht.

Von den nördlichen Grenzgebirgen liegt das Gebirge Tschunkar-Tag (Falken-Gebirge) parallel mit dem Flusse Serafschan nördlich von Pentschikend; etwa 15 Werst westlich von Pentschikend wendet sich der Tschunkar-Tag nach Norden und vereinigt sich mit den südlichen Ausläufern des Sandsar-Tag, welcher sich nach Nordwesten wendet und sich bis zur Stadt Dshisak erstreckt. An diesen Sandsar-Tag schliessen sich nach Osten die Bergketten des Nuratanyng-Tagy an, die das Serafschan-Thal von den nördlichen Sandsteppen trennen und vor Versandung schützen.

Von dem Sandsar-Tag zieht sich südlich eine ziemlich bedeutende Hügelkette hin, die in einer Breite von etwa 10 bis 15 Werst, in wellenförmigen Erhöhungen und Vertiefungen sich mit den südlichen Bergzügen des Nuratanyng-Tagy vereinigt und die eigentliche Wasserscheide zwischen Syr Darja und Amu Darja bildet. Aus dem Sandsar-Tag entspringt ein kleiner Fluss der Jylan-Öttü (eine Schlange ist hindurchgegangen), der sich zwischen Sandsar-Tag und Nuratanyng-Tagy hindurchdrängt und Dshisak bewässert. Das Gebirge Nuratanyng-Tagy liegt in seiner Hauptrichtung von Osten nach Westen, es beginnt bei dem Fluss Jylan-Öttü und zieht sich wohl 150 Werst weit bis zur Stadt Nurata (heil. Vater) hin, von der auch das Gebirge seinen Namen hat. Der Hauptkamm liegt nördlich und heisst Kara-Tag (schwarzes Gebirge); er ist sehr steil und zackig. Südlich vom östlichen Theile des Kara-Tag liegt ein fast vereinzelt stehender Gebirgszug, der den Namen Chodum-Tag führt, an diesen schliesst sich nach Westen der Karascha-Tag an, und an diesen fast parallel mit dem Kara-Tag das Gebirge Ak-Tag. Chodum-Tag und Karascha-Tag sind nicht von bedeutender Höhe und ziehen sich in leichten Wellen hin, der Ak-Tag ist steil und zackig, wenn auch weniger hoch als der Kara-Tag. Kara-Tag und Ak-Tag laufen in einer Spitze bei der Stadt Nuraata zusammen. Schneeberge habe ich in den nördlichen Grenzgebirgen des Seratschan nicht

gends bemerkt. Die meist 10 bis 20 Werst breite Entfernung zwischen den beiden Gebirgszügen des Nuratanyng-Tagy bildet nicht eine Thalebene, sondern wird von mehr oder minder bedeutenden Hügelketten, die in ihrer Hauptrichtung von Norden nach Süden streichen, durchschnitten.

Alle erwähnten Gebirgszüge im Norden und Süden des Serafschan sind kahl und nur in ihren Höhen felsig. Baumwuchs habe ich nirgends bemerkt, ausser künstlichen Baumpflanzungen an den Ufern der Flüsse. Die Gebirge bieten den Anblick von bleigrauen Bergwänden, ohne jegliche malerische Abwechslung.

Alle Flüsse am nördlichen Abhange der Wasserscheide zwischen Syr Darja und Amu Darja fliessen nach Norden. Es sind hier meist kleine Flüsschen, die im Sandsar-Tag oder Kara-Tag entspringen. Der östlichste von ihnen ist der vorerwähnte Jylan-Öttü, der sich in einer engen Schlucht zwischen dem Sandsar-Tag und dem Kara-Tag hindurchdrängt. Die kleinen Flüsse, die auf dem Kamme des Kara-Tag entspringen und nach Norden fliessen, sind von Osten nach Westen folgende: Kua-Kia, Aschandara, Ustachan, Nurek, Asman-Sai, Aschamatsch, Jangy Kyschlak Su, Kulma, Deristan, Uschma, Tutar Sai, Safar-ata, Sarymsakly, Farysch, Uchum, Andagysch, Marsherum, Samtan, Sap, Katty Sai, Eitsch, Temir Kauk, Ukun. Alle diese Flüsse sind unbedeutend und erreichen kaum die Ebene. Früher, als die Gebirge stärker bewaldet waren, mögen sie bedeutender gewesen sein. Es ist ausser Zweifel, dass wohl alle diese Flüsse sich einst mit dem Jylan-Öttü vereinigt und einen bedeutenden Zufluss des Syr Darja gebildet haben; jetzt aber, selbst bei hohem Wasserstande, endigen alle diese Gewässer in der Steppe.

Die Flüsse, die an dem Südabhange des Kara-Tag entspringen, bilden Nebenflüsse des Serafschan. Ursprünglich flossen vier ziemlich bedeutende Flüsse aus dem Nuratanyng-Tagy nach Süden, drei von ihnen aus dem Kara-Tag; der erste, der Kara-Abdal, entspringt auf dem Bergpasse Sary-Bel und fliesst zwischen Chodum-Tag und Karatscha-Tag hindurch. Der zweite, der Türsün, entspringt südlich von der Quelle des Uchum und bricht sich einen Weg mitten durch das Karatscha-Gebirge; der dritte, der Pschat, entspringt auf einer südlichen Abzweigung des Kara-Tag, in der Gegend des Dorfes Penkent, und fliesst zwischen dem Ak-Tag und Karatscha-Tag hindurch.

Jetzt wird das Wasser der Nebenflüsse auf den Feldern,

die im Hochgebirge liegen, verbraucht; die drei Hauptflüsse fliessen als ganz unbedeutende Bäche in ihren breiten Betten nur noch wenige Werst südlich vom Gebirge, und ihr Wasser erreicht nur bei hohem Wasserstande den Serafschan. Der vierte Nebenfluss, den der Serafschan von Norden erhält, der Dshisman, entspringt nördlich von Katyrtschy im Ak-Tag bei dem Bergpasse Tikänlik. Auch er erreicht im Sommer nicht den Serafschan, obgleich sein ziemlich tiefes Flussbett zeigt, dass er sich bei hohem Wasserstande bei Tasmatschi in den Serafschan ergiesst. Der Türsün wird aus den Flüssen Kara-Abdal, Nakrut und Sarai gebildet; frühere Nebenflüsse Tokmasar, Kasgalmar, Orta Bulak, Käräschä u. s. w. erreichen selbst bei hohem Wasserstande nicht mehr den Türsün, der Pschat nimmt von Westen den Fluss Koschrawat auf. Die westlichen Flüsse zwischen Kara-Tag und Ak-Tag: Aktschap, Karatschyjak, Dshusch, Bagatschat werden in den Gärten verbraucht. Zwischen Pschat und Dshisman fliessen drei kleine Flüsse aus dem Ak-Tag: Serbent, Andak und Bürgän; ob diese sich einst vereinigt haben oder ob sie einzeln bis zum Serafschan flossen, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Von den vielen kleinen Flüsschen, die der Serafschan von Süden erhält, sind die bedeutendsten: 1) der Tscharwak, östlich von Pentschikend; 2) der Tschurtscha, der sich aus drei Flüsschen bildet (bei Pentschikend); 3) Kumanyk, der beim Dorfe Daul nach Norden fliesst; 4) der Kara-Su, und 5) der Inan-Jakschy (bei Katty Kurgan).

Ueber die ursprüngliche Grösse aller dieser Nebenflüsse sich jetzt eine klare Einsicht zu verschaffen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. An jeder nur irgendwie für Acker- und Gartenbau passenden Stelle wird ihnen Wasser zur Befeuchtung der Aecker entzogen, so dass sie nicht nur von keiner Seite den ihnen von der Natur bestimmten Wasserzufluss erhalten, sondern auch ihr eigener Wasservorrath beständig vermindert wird.

Was die Namen aller oben benannten Flüsse betrifft, so muss hier erwähnt werden, dass sie gerade beweisen, wie eng sich hier der Mensch mit dem Wasser, das die Grundbedingung seines Wohnsitzes bildet, verbunden fühlt. Der Fluss oder Bach führt bei jeder Ansiedlung den Namen der Ansiedlung, oder die Ansiedlung den Namen des Baches. So kommt es, dass ein und derselbe Fluss an verschiedenen Stellen verschiedene

Namen führt. So heisst z. B. der Kara Abdal zuerst Kara Abdal Bulak, dann Jar Bulak, dann Tschartschyn Bulak, zuletzt Dschuman Bazar Bulak u. s. w., stets nach den bei ihm sich befindenden Ansiedlungen. Dahingegen heissen die Ansiedlungen Katty Sai (grosse Thalrinne), Jas Ketschü (Frühlingsfurt), Souk Bulak (kalter Bach) nach den sie befruchtenden Bächen.

Künstliche Bewässerung.

Die baumlosen Bergwellen und die Thäler nördlich und südlich vom Serafschan sind mit Ausnahme der höher belegenen Felspartieen gleichmässig mit einem sehr fetten Lehmboden bedeckt; dieser Lehmboden aber bedarf bei der grossen Hitze und Trockenheit des langen Sommers einer grossen Quantität Wassers, um im Stande zu sein, eine reichere Vegetation hervorzubringen. Er ist daher, wenn ihm nicht auf künstliche Weise Wasser zugeführt wird, nur mit einem sehr spärlichen, dünnen Graswuchse bedeckt, der in den Thalflächen schon im Anfang des Sommers gänzlich verschwindet, in den Bergen aber nur in engen Thaleinschnitten oder Schluchten, wo die Sonne weniger stark wirkt und die Feuchtigkeit des Bodens sich länger erhalten kann, bis über die Mitte des Sommers hinaus ausdauert. Diese Bodenbeschaffenheit giebt der ganzen Gegend den Charakter einer Wüste oder Einöde.

Aber dieser Charakter schwindet sogleich, sobald der Mensch auf künstlichem Wege dem Boden die ihm nöthige Wassermenge zuführt. Dann gehört dieser Boden zu dem fruchtbarsten, den es überhaupt auf unserer Erde giebt, dann entstehen mit üppigem Graswuchse bedeckte Wiesen, prachtvolle Felder, herrliche Gärten, die den paradiesischen Oasen in der Wüste gleichen. Die Bevölkerung und ihre Wohnsitze müssen daher in einem genauen Verhältnisse zu der Wassermenge stehen, mit der man den Boden befeuchtet, und ist hier das Maximum der Bevölkerung auf das Strengste begrenzt. Man kann dreist behaupten, dass das Serafschan-Thal und seine Grenzgegenden so stark bevölkert sind, wie überhaupt nur die vorhandene Wassermenge erlaubt. Bis auf den letzten Tropfen wird das Wasser verbraucht, und es ist nicht möglich, auch nur die kleinste neue Ansiedlung hier anzulegen, ohne die früheren Einwohner zu beeinträchtigen.

Wenn die Bevölkerung früher hier bedeutender gewesen,

Digitized by Google

so kann dies nur unter der Voraussetzung gewesen sein, dass auch die Menge des vorhandenen Wassers eine grössere gewesen ist.

In der That scheint hier eine Abnahme des Wassers eingetreten zu sein, was gewiss mit der gänzlichen Entwaldung der Gebirge in engem Zusammenhange steht.

Nur eine Jahrhunderte lange Praxis hat es möglich gemacht, ein so künstliches System der Bewässerung herzustellen, und durch sie ist das Problem glücklich gelöst, mit möglichst geringem Wasserverluste den grösstmöglichsten Flächeninhalt zu bewässern.

Bei den kleineren Nebenflüssen, die ein mehr oder weniger starkes Gefälle haben, war dies leicht zu lösen, da das Wasser hier einen nur sehr kleinen Theil der zum Acker- und Gartenbau tauglichen Ländereien bewässern kann. Die Schwierigkeit tritt erst bei dem breiten Serafschan-Thale hervor, wo eine etwa 150 — 200 Werst lange und meist 10 — 15 Werst breite Fläche ganz gleichmässig mit Wasser versehen werden musste. Hier mussten die Aecker unter ein verschiedenes Niveau gebracht und ein sich in verschiedenen Windungen durchkreuzendes Netz von Canälen gebildet werden, die bald das Wasser sporadisch vertheilen, bald wieder vereinigen. Sie ist ein Wunderwerk, diese Bewässerung, welches in der That nicht so leicht von unsern noch so gelehrten Ingenieuren gelöst werden könnte, und unsere Bewunderung steigt noch, wenn wir bedenken, dass den einfachen Landleuten, die die grosse Riesenarbeit unternahmen, alle wissenschaftlichen Hülfsmittel abgingen, die uns so reich zu Gebote stehen. Ein richtiges Bild dieser Canalisirung zu geben, bin ich nicht im Stande, ich will in Folgendem nur versuchen, einen schwachen Abriss der Haupttheile zu liefern.

Wenden wir uns zuerst zu der Bewässerung durch die Nebenflüsse des Serafschan. Bei den kleineren Flüssen ist eine Bewässerung grosser Felder unmöglich, es werden daher hier meist nur die Gärten der einzelnen Ansiedlungen bewässert, und zwar damit der Verlust durch Verdunstung kleiner Bachrinnen nicht zu gross sei, geschieht dies durch möglichst kurze Canäle, daher werden die Gärten in ganz schmalen Streifen an den Ufern der Flüsse selbst angelegt. Die Ansiedlungen bestehen deshalb hier aus einer langen Reihe ganz vereinzelter Gehöfte. So zieht

sich z. B. das Dorf Dshisman über 10 Werst hin. Ebenso das Dorf Koschrawat zwischen dem Ak-Tag und Kara-Tag. Die Wassereintheilung ist hier leicht herzustellen. Als Beispiel will ich den Bach Dshisman aufführen. An ihm liegen drei Dörfer: 1) am obern Laufe Dshisman; 2) am mittlern Laufe Orta Bulak (das auch einige selbständige Quellen besitzt); 3) am unteren Laufe Nauandak. Von ihnen hat ersteres in jeder Woche drei Tage die Erlaubniss, das Wasser auf die Aecker zu lassen. Orta Bulak erhält zu diesem Zweke das Wasser auf zwei Tage, Nauandak ebenfalls auf zwei Tage. An den Tagen, wo den verschiedenen Dörfern die Bewässerung der Aecker verboten ist, müssen sie die Zugänge ihrer Canäle verstopfen. Die Leute sind so vollständig in ihren Begriffen vom Rechte der Bewässerung aufgewachsen, dass über diesen Punkt, wie man mich mehrfach versicherte, niemals Streitigkeiten entstehen.

Bei Aktschab, einem Flecken zwischen Ak-Tag und Kara-Tag, sah ich einen künstlich gebildeten Bach. Man hatte eine Reihe von Brunnen, wohl 8—10 an der Zahl, am Abhange einer Anhöhe in fortlaufender Linie gegraben und die Brunnenlöcher unter der Erde miteinander verbunden. Aus dem tiefliegendsten Brunnen entfloss nun ein künstlicher Bach, der, wenn er auch sehr gering ist, doch im Stande war, zehn bis fünfzehn Gehöfte mit Wasser zu versehen.

Der Fluss Serafschan fliesst in seinem oberen Laufe bis zur Stadt Samarkand oder vielmehr bis zum Berge Tschoponaty in seinem Hauptbette. Die Stadt Pentschikend und ihre Umgebungen erhalten das für die Aecker nothwendige Wasser aus kleinen Bergflüssen, die auf dem Gebirge Altaba entspringen, ebenso wie alle Ansiedlungen am Fusse des Altaba-Gebirges (wie Kyrkasa, Mumynawat, Urgut, Kara Täpä u. s. w.). Etwa 15 Werst westlich von Pentschikend mündet auf dem linken Ufer des Serafschan ein grosser Canal, der die Aufgabe hat, die südliche Ebene zwischen dem Altaba-Tag und dem Serafschan zu bewässern. Dieser Canal zertheilt sich in drei kleinere Canäle; der bedeutendste ist der mittlere, Angar-aryk, der, nachdem er den Flecken Dshuma-Basar durchflossen, eine ganze Reihe von Dörfern bewässert, und bei hohem Wasserstande weiter nach Westen als Samarkand fliesst und sich dann in den Kumaryk ergiessen soll.

Der östlichste der drei Canäle, Lasan, bewässert die sehr

Digitized by Google

bewohnte Dörfergruppe um den Flecken Ming, während der westlichste den Flecken Peischembi und seine Umgebungen bewässert.

Ein oder zwei Werst westlicher von diesem südlichen Canale wird durch einen grossen Canal aus dem rechten Ufer des Serafschan eine bedeutende Wassermenge in die nördliche am Fusse des Tschunkar-Tag sich ausbreitende Thalebene geführt. An ihm liegen eine grosse Menge Ansiedlungen (Kyschlake), die zwischen Tschunkar-Tag und dem Wege von Dshisak nach Samarkand liegen. Nach Norden trennt sich aus ihm ein bedeutender Canal ab, der Tailan heisst und den grossen Marktflecken Ak Tapá bewässert. Später verzweigt sich jener Hauptcanal in viele kleine Canale und bewässert hier eine grosse Gruppe von Kyschlake, die unter dem Namen Bäsch-aryk (die fünf Canäle) zusammengefasst werden. Etwa 8 Werst nordöstlich von dem Flecken Ak Tapá, das, wie eben erwähnt, am Canale Tailan liegt, fliesst von Osten nach Westen ein ziemlich bedeutendes Wasser in einer tiefen Thalrinne. Auf dem Wege von Dshisak nach Samarkand passirt man dieses Wasser auf der Brücke Chisch Köpür (Ziegelstein-Brücke); ich konnte nicht in Erfahrung bringen, ob dieses Wasser künstlich aus dem Serafschan geführt wird, oder ob es ein selbständiger Fluss ist, der im Tschunkar-Tag entspringt. Es scheint mir aber ein künstliches Wasser zu sein, da die tiefe Thalrinne sich erst vor nicht all zu langer Zeit gebildet zu haben scheint. Dafür spricht, dass erstens an beiden Seiten dieses Gewässers in der Nähe der Brücke, noch Spuren einer höchstens vor fünfzig Jahren verlassenen Ansiedlung liegen, während bei der jetzigen Tiefe der Thalrinne eine Bewässerung durch jenes Wasser unmöglich ist, und in der Nähe kein anderes Wasser sich befindet; zweitens, dass ich etwas nördlicher von Chisch-Köpür mehrere Spuren früherer Canalisirung vorfand, die nicht mehr benutzt werden konnten, weil das Niveau des künstlichen Hauptcanales so tief gesunken war. Das Sinken des Niveaus der künstlichen Canäle durch Auswaschen des weichen Lehmbodens ist aber eine hier sehr oft sich darbietende Thatsache. Alles, was ich über den Lauf dieses Gewässers erfahren konnte, ist, dass es in seinem obern Laufe den Namen Tüä-tartar (die Kameele ziehen) führt, in seinem mittlern Laufe, d. h. bei der Brücke, Tujakly (der Hufe habende) und in seinem unteren

Laufe Bulangyr heisst. In der That fand ich auch einige Werst südlich von der Stadt Tschiläk eine Ansiedlung, die den Namen Bulangyr führt, also wahrscheinlich an demselben Wasser liegt.

Südöstlich von dem vorgenannten Besch-aryk tritt aus dem rechten Ufer des Serafschan der Canal Jangy-aryk (neuer Canal), an dem das Dorf Janbai sich befindet, die letzte Ansiedlung, die man auf dem Wege nach Samarkand nördlich vom Serafschan passirt. Weiter westlich vom Jangy-aryk sind aus dem Serafschan nach Norden drei Canäle geführt: 1) der Myrsaryk (Herren-Canal), aus dem später ein zweiter Canal Ischnaksa geleitet ward; 2) der Tongus-aryk (Schweine-Canal), und 3) der Choschkola. Diese drei Canäle bewässern die ganze Ebene zwischen der Stadt Tschiläk und dem Serafschan und führen ihr Wasser westlich bis zum Flecken Mitan.

Nördlich von Samarkand oder vielmehr vom Berge Tschopanaty, der bei Samarkand liegt, wird durch einen künstlichen Damm die ganze Wassermasse des Serafschan in zwei Arme getheilt, die etwa 80—100 Werst weiter westlich sich wiederum vereinigen. Der nördliche Arm ist der Ak Darja (weisse Fluss), der südliche der Kara Darja (schwarze Fluss). Der Ak Darja ist der bedeutendere und das ursprüngliche Bett des Serafschan, doch muss diese künstliche Theilung des Flusses schon seit langer Zeit hergerichtet sein, da das Bett des Kara Darja sehr tief und der Boden desselben vollständig mit Kieseln angefüllt ist. Der Ak Darja hat die Bestimmung, den Theil des niederen Serafschan-Thales, d. h. westlich von der Stadt Katyrtschy, mit dem nöthigen Wasservorrathe zu versehen. Im mittleren Serafschan-Thale sind nur sehr wenige kleine Canäle aus ihm geleitet, um die wenigen Ortschaften am rechten Ufer des Ak Darja zwischen Mitan und Katyrtschy zu bewässern. Er bringt daher seine ganze Wassermasse unverkürzt bis zur Stadt Katyrtschy. Dahingegen ist es die Aufgabe des Kara Darja, die ganze Thalebene bis zur Stadt Katyrtschy und die südlich von diesem belegene Siaddinsche Begschaft mit Wasser zu versehen. Der Damm, welcher die beiden Arme des Serafschan trennt, befindet sich dicht am Fusse des Berges Tschopanaty, er muss alljährlich zweimal, im Frühling und im Herbste, ausgebessert werden. Wie bedeutend diese Arbeiten sind, lässt sich daraus schliessen, dass zur Ausbesserung des Canals 5000 Arbeiter nöthig sind, von denen die Begschaften Katty Kurgan und Peischämbi 2000

und die Begschaft Siaddin 3000 Arbeiter stellen. Die ungleiche Vertheilung kommt daher, weil bei etwaigem Wassermangel des Kara Darja die westlichste Begschaft am meisten zu leiden hat, sie muss daher auch die meisten Arbeiter zur Erhaltung des Dammes stellen. Um die Ebenen zwischen dem Ak Darja und Kara Darja mit Wasser zu versehen, dienen neben zahlreichen kleinen Canälen hauptsächlich vier grosse Canäle, die in nordwestlicher Richtung aus dem Kara Darja geführt sind. 1) Der Aferinkend, der etwa 15—20 Werst westlich von Samarkand bei der Ansiedlung Naimantscha seinen Anfang nimmt; er dient hauptsächlich zur Bewässerung des Städtchens Jangy Kurgan (auf den Karten Kyptschak Jangy Kurgan genannt) und seiner Umgebungen. 2) Der Chodsha-aryk (Chodsha-Canal), der etwa 20 Werst abwärts von Aferinkend aus dem Kara Darja geführt ist, und die Kyschlake Terbis Tabak, Ischtichan u. s. w. bewässert. 3) Der Ming-aryk; er hat seinen Anfang bei dem Dorfe Aman Chodsha und bewässert alle Ansiedlungen, welche um den Marktflecken Dshuma Basar liegen. 4) Der Canal Kylytsch Awat, der zur Bewässerung der östlich vom Katty Kurgan liegenden Ansiedlungen, d. h. der Stadt Peischämbi und ihrer Umgebung, dient.

Diese vier Canäle und alle kleinen, die aus dem Kara Darja nach Norden geführt sind, verbrauchen aber nur die Hälfte des vorhandenen Wasservorraths des Kara Darja, der überhaupt das abgegebene Wasser nirgends wieder zurückerhält, da das verbrauchte Wasser stets dem Ak Darja zugeführt wird. Um den südlichen Theil des Thales in der Umgegend von Katty Kurgan und die südwestlich sich an diese Gegend anschliessende Begschaft Siaddin zu bewässern, ist aus dem linken Ufer des Kara Darja ein bedeutender Canal geleitet, dieser führt den Namen Nurpai. Der Canal Nurpai ist wenigstens 8—10 Faden breit und von bedeutender Tiefe, was schon daraus zu ersehen ist, dass über ihn bei jedem Dorfe Holzbrücken gebaut sind, und dies geschieht bei den theuren Preisen des Holzes hier nur bei der grössten Nothwendigkeit. Ich habe zwar den Nurpai nur sehr niedrig gesehen, so dass man ihn überall durchwaten konnte; das hatte aber darin seinen Grund, dass wegen der Kriegsverhältnisse im Frühling der Damm beim Tschoponaty nicht verbessert worden war und der Kara Darja fast nicht die Hälfte seiner ihm nothwendigen Wassermenge

erhielt. Der Canal Nurpai nimmt jetzt seinen Anfang bei dem Dorfe Aldshan; man erzählte mir, dies sei früher beim Dorfe Tschimbai gewesen. Bei der Stadt Katty Kurgan erhält der Nurpai einen Zufluss von Wasser durch ein von Süden kommendes Flüsschen. Da ich nur den östlichen Theil des Nurpai gesehen, so kann ich über die Canalisirung des letzteren wenig Auskunft geben. Zwischen den Dörfern Arab Chanä und Koscha Kurgan, wo ich mich einige Tage aufhielt, wurden mir vier kleine Canäle genannt, die aus demselben geführt sind: nach Norden der Jabiskor und der Beschandak, und nach Süden der Kasak-aryk und der Dam-aryk.

Indem ich hier eine kurze Uebersicht der Canalisirung des mittlern Serafschan gegeben habe, will ich einige Worte über eine Angelegenheit erwähnen, die im vorigen Sommer viel von sich reden machte. Ist es möglich, bei Samarkand den Serafschan zu versperren und Buchara des Wassers zu berauben? Ich glaube dies als eine müssige Phantasie mit den Verhältnissen des Landes unbekannter Leute bezeichnen zu müssen. Das Serafschan-Thal ist zu beiden Seiten von Erhebungen begrenzt, so dass die grosse Wassermenge des Serafschan doch unbedingt nach Westen sich den Weg bricht. Was für Arbeitskräfte müssten aber angewendet werden, um den Ak Darja zu versperren, wenn nur eine Abdämmung 5000 Arbeiter schon auf einige Wochen beschäftigt. Gesetzt aber, eine solche Abdämmung wäre möglich, so würden der zu hoch angeschwollene Kara Darja und Nurpai sich dennoch bald wieder einen Weg zum Ak Darja durchbrechen, da ja viele kleine Canäle beide Ströme jetzt schon verbinden, die bei grossem Wasserandrange und bei dem weichen Lehmboden leicht ausgewühlt würden. Jedenfalls ist es aber möglich, durch vielen Wasserverbrauch im mittleren Serafschan-Thale Unregelmässigkeiten und grossen Wassermangel im westlichen Theile des Thales zu verursachen.

Ansiedlungen.

(Kyschlake, Marktflecken und Städte.)

Das ganze Serafschan-Thal, soweit es, wie wir oben gezeigt haben, mit einem Netze von Canälen bedeckt ist, bildet eine ununterbrochene Reihe von Ansiedlungen. Wenn man auf der Höhe der Grenzgebirge entlang reitet, so sieht man in der

Niederung einen dunklen Wald sich hinziehen, der sich scharf von der hell aussehenden Steppe abgrenzt. Dies ist das mit Ansiedlungen bedeckte Thal des Serafschan. Hier grenzt Acker an Acker, Garten an Garten, ohne die geringste Unterbrechung: jedes Fleckchen Land ist bearbeitet. Wenn man von der kahlen Höhe zu dem Thale hinabreitet, glaubt man sich aus der Wüste in ein Paradies versetzt zu sehen. Herrliche Wiesen, mit dem grünen Bedä-Kraute besäet, prangen im schönsten Grün des Frühlings; zwischen ihnen sind üppige Felder mit Tabak, türkischem Weizen, Arbusen, Melonen. Die Felder sind alle in regelmässige Vierecke abgetheilt. Sprudelnde Bäche fliessen rauschend zwischen ihnen dahin, und deren Ufer begleiten meist dichte Baumreihen. Zwischen diesen Feldern liegen die Gärten, über deren niedrige Lehmmauern ein dichter Wald von Bäumen emporragt. Hier recken hohe Pappeln mit silbergrauen, gezähnten Blättern ihre schlanken Stamme hoch in die Luft zwischen den mächtigen dunklen Karagatsch-Bäumen mit den runden, ballonförmigen Kronen. Dort erscheinen saftgrüne Fruchtbäume, die ihre von Aepfeln, Pfirsichen, Aprikosen u. s. w. beladenen Aeste herabhängen lassen. Hier sehen wir von Wasser bedeckte gelbgrüne Reisfelder, dort Baumwollepflanzungen. Das Auge kann sich gar nicht satt sehen an all der Pracht, die in buntem Durcheinander uns umgiebt. Wir glauben zu träumen. Eben befanden wir uns noch in der öden Steppe, die Sonne brannte mit sengender Gluth auf uns herab, uns umgab die endlose graugelbe Steppe, Menschen und Thiere waren erschlafft in der todten, menschen- und thierlosen Umgebung; — jetzt ruhen wir im Schatten mächtiger Bäume, umgeben von herrlichen Bildern einer mannigfach gruppirten Landschaft. Ein munteres Treiben herrscht um uns her, überall sehen wir Arbeiter auf den Feldern, die ihrem Tagewerke nachgehen; die Hitze, wenn auch noch bedeutend, erscheint uns hier Kühlung gegen den Sonnenbrand der Steppe.

Und all diese Pracht und Herrlichkeit dankt der Mensch allein dem Wasser, das in Silberadern die Steppe durchrinnt und sie zu einem Paradiese umschafft. Nirgends auf der Erde sieht man die wohlthuende Wirkung des Wassers so deutlich wie hier.

So bildet das Serafschan-Thal einen fast ohne Unterbrechung fortlaufenden Garten, und es möchte dem diese Gegenden be-

Digitized by Google

tretenden Fremden schwer werden, die einzelnen Ansiedlungen von einander zu unterscheiden. Dörfer, wie bei uns, giebt es nicht, da ja die Canäle, die Lebensadern aller Ansiedelungen, hier nur kleine Häuser- und Gartengruppen gestatten. Mehrere dieser unregelmässig zerstreuten Häusergruppen, die ein und denselben Hauptcanal benutzen, bilden einen Kyschlak. Das Wort Kyschlak heisst ursprünglich Wintersitz, wie ja auch heute noch die Kirgisen ihre Wintersitze Kystau nennen. Das Wort mag daher kommen, weil die ersten türkischen Einwohner hier als Nomaden einzogen, und nur den Winter an den Flüssen und in den Gärten zubrachten. Da die Canäle sich in allerlei Windungen durchschlängeln, so kommt es häufig vor, dass Gehöfte eines Kyschlak zwischen denjenigen eines anderen Kyschlak eingezwängt liegen. Trotz dieses Zerstreutliegens der einzelnen Gehöfte stellt dennoch der Canal eine so enge Verbindung zwischen ihnen her, wie kaum das örtliche Zusammenliegen unserer Dörfer. Die gemeinsame Herstellung der Schäden am Canale, die Regelung im Gebrauche des Wassers zwingen die einzelnen Besitzer, sich nahe aneinander zu schliessen.

Dies konnte ich bei der Grenzregulirung zwischen Buchara und den russischen Besitzungen recht deutlich erkennen. Man war gezwungen, die Grenze in allerlei Windungen und Krümmungen durch das Serafschan-Thal zu führen, da es unmöglich war, auch nur ein Gehöft aus dem früheren Kyschlak-Verbande zu reissen, ohne die Leute mit ihren Lebensverhältnissen in die grösste Verlegenheit zu bringen.

Zwischen dieser ununterbrochenen Reihe von Kyschlaken haben sich eine ganze Anzahl von Knotenpunkten gebildet, die mehr unseren Dörfern gleichen. Dies sind die Marktflecken (Basar). Die Basare sind gewöhnlich sehr grosse Kyschlake, in deren Mitte, um den eigentlichen Marktplatz, die Gehöfte sich schon dichter gruppiren.

Hier haben sich schon einzelne Handwerker angesiedelt, während in den Kyschlaken nur Acker- und Gartenbauer leben. Kaufleute giebt es nur selten. Der Marktplatz, der sich in der Mitte befindet, ist meist ein weit ausgedehnter leerer Raum, auf dem nur einzelne Lehmbaracken stehen. Diese Lehmhütten, die einem Kasten gleichen, dem die vordere Wand fehlt, stehen alle leer und werden nur an den Markttagen bezogen. An freien Tagen sind diese Marktplätze die einzigen Einöden, die zwischen

den Ansiedelungen liegen. Aber kaum ist der Markttag herangerückt, so ändert sich das Aussehen des Platzes. Die Lehmbaracken füllen sich mit Händlern, die ihre Produkte oder Waaren feilbieten. Der ganze Platz wimmelt von einer unabsehbaren Menschenmenge. Alt und Jung strömt aus allen Kyschlaken herbei. An diesen Tagen sind die Ansiedelungen leer, denn Jeder, der nur irgend kann, zieht zu Markte; selbst wenn er Nichts zu kaufen oder zu verkaufen hat, versäumt er den Markt nicht, sondern schlendert in gemüthlicher Ruhe zwischen den Handelnden umher. Eine Beschreibung einer solchen Marktscene zu geben, will ich nicht unternehmen. Tausende und aber Tausende von Männern, Kindern und Weibern wirbeln hier in dichtem Gewimmel durcheinander. Der graue, öde Marktplatz ist mit den buntesten Farben geschmückt: die weissen, braunen, rothen, grünen Turbane der Männer, die grellfarbig geflammten Röcke, die dunkel gekleideten Frauen: Pferde mit glänzenden Zäumen und Satteldecken; Maulthiere, Esel, hohe Arben (Wagen) bilden seine belebte Draperie.

Der Handel auf diesen Basaren entspricht nur den Bedürfnissen der Ackerbauer, die hier die Früchte ihrer Arbeit zu Markte bringen. Händler aus den Städten kommen nur wenige, nur zur Zeit der Seiden-, Tabaks- und Baumwollenernte finden sie sich ein, um hier grössere Aufkäufe zu machen. Von Waaren aus den Städten werden wohl nur Eisenwerkzeuge und Stoffe hergebracht; am meisten werden dargeboten: Feldfrüchte, Ackergeräthe, Töpfe, Arben, Räder, Reitzeuge etc., welche alle von den Ackerbauern selbst angefertigt werden. Die grössten Marktflecken, die ich gesehen habe, sind die Ansiedelung Ak Täpä, zwischen dem Chisch Köpür und Samarkand, und die Ansiedelung Dagbit am Ak Darja, nördlich von Samarkand. Hier waren schon wirkliche Strassen, einzelne Läden von Händlern und Handwerkern, die täglich geöffnet sind, und auch Karawanseraien mit grossen Höfen und Gallerieen, wo Einkehrende Speise und Trank, Pferdefutter und dergleichen mehr erhalten können. Sehr wunderte ich mich, in beiden Orten russische Samoware vorzufinden.

In der Gegend, wo ich das Serafschan-Thal durchkreuzte, bin ich im Stande, die Marktplätze und die Markttage aufzuführen, diese sind:

1) Ming Basar am Kara Darja. Basartag am Montag.

2) Peischämbi (Stadt) am Mittwoch und Donnerstag.
3) Dshuma Basar am Freitag.
4) Sirä Bulak, südlich von Nurpai, am Freitag.
5) Jorgan Basar, nördlich von Dshuma Basar. Markttag am Sonntag.
6) Mitan Basar, nördlich vom Ak Darja. Basartag am Montag.
7) Ischtichan Basar, Markttag am Donnerstag.
8) Tschimbai Basar, nicht weit von der Ausmündung des Nurpai am Kara Darja. Markttag am Sonntag.
9) Katty Kurgan (Stadt). Basartage am Mittwoch und Sonnabend.

Sonstige Basare, deren Markttage ich nicht anzugeben vermag, sind: 1) Jangy Kurgan; 2) Dagbit, zwischen Ak und Kara Darja; 3) Daul, südlich vom Kara Darja; 4) Peischämbi (Donnerstag), südöstlich von Samarkand; 5) Dshuma Basar, auf dem Wege nach Urgut; 6) die Stadt Tschiläk; 7) Dshuma Basar, zwischen dem Chodum-Tag und Karatscha-Tag. Die Marktplätze im Nuratanyng-Tagy werde ich später aufführen.

Als Vereinigung mehrerer dieser Marktflecken dienen wiederum die Städte, die Hauptknotenpunkte der Ansiedelungen. Auch sie haben das Aussehen eines riesigen Kyschlak und bestehen aus der eigentlichen Stadt mit der Festung und einem grossen, sich mehrere Werst im Kreise um die eigentliche Stadt ziehenden Gartenrayon. Ich beschreibe diese Städte hier im Allgemeinen, da der Charakter aller derselben in ganz Mittelasien vollständig derselbe ist und nur bei den verschiedenen Städten eine grössere oder kleinere Ausdehnung stattfindet.

In der eigentlichen Stadt bildet den Mittelpunkt die Festung (Ark). Sie befindet sich meist auf einer künstlichen Erhöhung und ist mit einer mehr oder weniger hohen gezackten Lehmmauer umgeben. Die Festung selbst ist in ihrem Inneren mit Häusern und Strassen angefüllt, in der ausser dem Beg und einer Anzahl Soldaten noch andere Einwohner wohnen: rings um die Festung, gewöhnlich nur an drei Seiten derselben, dehnt sich die Stadt aus, die auch von einer Lehmmauer umgeben ist und nur durch die Thore (därwasä) betreten werden kann. Die Strassen sind eng und winkelig und bestehen meist nur aus Lehmmauern, da die Häuser durchgängig im Hofe liegen. Nur wenige Lehmmauern sind mit Verzierungen versehen, und Gärten

giebt es, mit wenigen Ausnahmen, in den Städten gar nicht. Nur in den grossen Städten, wo die Bauplätze sehr theuer sind, liegen die Häuser an den Strassen und zwar mit der Hinterseite; die Fenster liegen stets nach dem Hofe zu. Die einzigen Gebäude, die diese Einförmigkeit unterbrechen, sind die Moscheen und Medressen; erstere gewöhnlich aus einer Gallerie, die von Holzsäulen getragen wird, und einem dahinterliegenden Gebäude bestehend. Die offene Moschee dient zur Verrichtung der Taggebete im Sommer, die verschlossene im Winter und zur Freitagsandacht. Etwas breiter als die übrigen Strassen sind die Marktstrassen, die theils verdeckt, theils offen sind. Die Läden und Werkstätten sind nach der Strasse zu offen, es sind hier stets Händler und Handwerker in voller Thätigkeit. Für Markttage ist gewöhnlich noch ein offener Marktplatz vorhanden. Die Medressen sind meist dicht bei den Marktplätzen, sie sind die einzigen ganz aus gebrannten Ziegelsteinen aufgeführten Gebäude. Gewöhnlich sind sie in einem Viereck angelegt, das den inneren Hofraum umschliesst. Die Zellen der Mulla liegen nach dem Hofe zu und jede hat eine besondere Thur. Nach der Strasse ist die Front sauber gebaut und verziert und mit einem sehr gut gebauten Thorwege versehen.

Die einzelnen Gehöfte bestehen, wie in den Dörfern, aus mehreren engen Höfen und winkelig zusammengebauten einstöckigen Hütten. In grösseren Höfen ist ein Teich und auch wohl einige Bäume. Die Canäle sind so angelegt, dass jeder Hof von einem solchen durchschnitten wird. In diesen Canälen wäscht man sich und die Hausgeräthe und achtet nicht darauf, dass der Nachbar allen Unrath in sein Trinkwasser erhält. Daher kommt es, dass das Trinkwasser der Städte für einen europäischen Gaumen ein wahrer Höllentrank ist.

Die Strassen sind meist öde, da jeder Einwohner den Tag über in seinem Hause zubringt, und nur vereinzelt sieht man Männer oder schwarz verhüllte Frauengestalten durch die Strassen schleichen. Nur an den Markttagen herrscht auch hier ein reges Treiben.

Die so angelegte Stadt ist, wie schon gesagt, von einem Kranze von Gärten umgeben, die Strassen zwischen den Gärten sind breiter und geräumiger; Häuser sieht man hier nirgends, sondern nur die die Gärten begrenzenden Lehmmauern, die aber meist viel höher und besser gebaut sind als im Innern

der Stadt. Das frische Grün der dichten Baumwaldungen aber, das hoch über die Mauern ragt, macht uns den Ritt durch die Gartenanlagen angenehm und gewährt dem Auge viel Abwechslung. Dass die Atmosphäre, die in den Städten bei der drückenden Hitze eine fürchterliche ist, hier bedeutend reiner ist, und die zahlreichen Bäume mit ihrem Schatten eine angenehme Kühlung gewähren, braucht wohl nicht erwähnt zu werden.

So ist die Physiognomie aller Städte im Allgemeinen. In Folgendem werde ich einige nähere Auskunft über einige derselben geben und besonders das hervorheben, was sie von den übrigen Städten unterscheidet.

1. Pentschikend ist eine kleine Stadt mit einer ziemlich bedeutenden Festung. Sie liegt am linken Ufer des Serafschan. Die Gärten der Stadt erhalten ihren Wasserbedarf von einem ziemlich bedeutenden Bergflusse des Altaba-Gebirges.

Die Umgegend von Pentschikend ist sehr bergig, und soll die Lage der Stadt eine überaus schöne sein. In Pentschikend wohnte früher ein Beg, der in vieler Beziehung sich unabhängig vom Bucharischen Emir hielt und im Kriegsfalle häufig die Partei des ganz selbständigen Beg von Schähri-Sebs ergriff.

Was die Bevölkerung von Pentschikend und Umgegend betrifft, so wird sie von allen Einwohnern des Serafschan-Thales als tüchtige Schützen und tapfere Krieger gerühmt. Man glaubte, dass sie den Kampf mit den Russen fortsetzen und sich mit dem Beg von Schähri-Sebs verbinden würden. Dies war aber nicht der Fall; die Einwohner von Pentschikend haben es vorgezogen, sich den Russen ohne jeglichen Kampf anzuschliessen.

2. Samarkand. Die Stadt Samarkand, die Hauptstadt Tamerlans, das Mekka Mittelasiens, liegt am linken Ufer des Serafschan, etwa 5 Werst vom Flusse entfernt. Zum Theil erhält Samarkand sein Wasser aus einem aus den südlichen Bergen entspringenden Flüsschen. Wer nach den hochklingenden Namen, welche die persischen Dichter dieser Stadt beilegen, und aus ihren poetischen Schilderungen sich ein ideales Bild dieser Stadt gebildet hat, wird sich sehr enttäuscht finden, wenn er Samarkand betritt. Samarkand unterscheidet sich in keiner Weise von den übrigen Städten Mittelasiens; derselbe Kranz von Gärten, dieselben aus Lehmhütten und halb zerfallenen Mauern gebildeten schmalen Gassen, dieselbe Stille auf den

vom Markte entfernten Strassen. Das Einzige, was Samarkand von den übrigen Städten unterscheidet, sind die Baudenkmäler einer besseren Vergangenheit, die aber halb in Schutt und Trümmer zerfallen sind und vorwurfsvoll auf das Krämervolk herabblicken, das nicht einmal die heiligen Stätten der Vergangenheit einigermassen in tauglichem Zustande erhalten konnte.

Das eigentliche Samarkand habe ich zu einer sehr ungünstigen Zeit besucht, so dass ich mir nur nach Vergleich mit den übrigen Städten einen Begriff von diesem Orte bilden kann. Als ich in Samarkand einzog, war der Markt zum grossten Theile ein Aschenhaufen, aus dem noch hohe Rauchsaulen aufwirbelten; die Strassen waren durch die eingestürzten Hauser mit einer fusshohen dünnen Staubschicht bedeckt, die sich bei jedem Schritte des Pferdes wie eine dichte Rauchwolke erhob und Mund und Augen des Reiters mit einer Schmutzschicht überzog, so dass man kaum zu sehen vermochte. Die Bevölkerung, besonders die Gelehrten, die bei ihrem Treuebruche den Zorn der Russen am meisten fürchteten, waren entflohen, und selbst der unversehrt gebliebene Theil des Marktes war an den Markttagen fast menschenleer. Ich konnte daher hier nur geringe Materialien sammeln und musste mich damit begnügen, die alten Baudenkmäler und die Judenstadt zu besuchen.

Selbstverständlich sind die Bauwerke der Stadt Samarkand nur Medressen, Moscheen und Grabmäler, denn wie konnte der Muselman Mittelasiens seine Lügenwelt durch Baudenkmäler verherrlichen? Obgleich der grösste Theil der Denkmäler Samarkands schon von Vambéry beschrieben, so will ich sie dennoch hier noch einmal aufführen, da bei der Beschreibung Vambéry's sich viele Versehen eingeschlichen haben.

Die ältesten Denkmäler stammen aus der Zeit Timurs. Das interessanteste und besterhaltene ist das Grabmal Timur-Lenks des Welteroberers, das Türbeti Timur. Es ist aus Ziegelsteinen gebaut, die aussen mit einer Glasur überzogen sind, so dass die Aussenwände sehr geschmackvolle Mosaik-Arabesken zeigen. Gebaut ist die Grabmalskapelle in einem Achteck mit einer melonenförmigen, mit blauer Glasur überzogenen Kuppel; an den Seiten erheben sich zwei mächtige, hohe, aus Ziegelsteinen gebaute Säulen, in denen früher eine Wendeltreppe emporführte; jetzt soll es lebensgefährlich sein, dieselbe zu ersteigen. Auch die Säulenwand ist mit Mosaik-Arabesken aus glasirten Steinen

Tafel 15.

Die Citadelle von Samarkand.

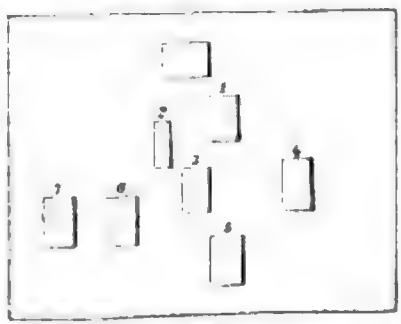
Digitized by Google

THE N. Y.
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND

geschmückt. Vor der Grabmalskapelle befindet sich ein Thorweg, ähnlich wie das Mausoleum selbst verziert, an dessen Frontwand man über dem Thorwege die Worte lesen kann:

عمل العبد الضعف محمّد ابن محمود ال اسفهن

(„Dies hat der niedrige Knecht Mohammed, der Sohn Mahmuds aus Ispahan, ausgeführt.“) Sehr richtig schliesst daraus Vambéry, dass die Denkmäler Samarkands von persischen Baukünstlern ausgeführt seien. Wenn man durch den zweiten Thorweg in die Grabkapelle getreten, so führt ein schmaler Bogengang an der linken Wand zu der eigentlichen Kapelle, die aus der Kuppel und vier Nischen besteht. Die Wände sind innen mit prächtigen Jaschmaplatten belegt, in denen Inschriften aller Art und feingeschnitzte Arabesken angebracht sind. Ebenso prächtig sind auch die Decken der Nischen verziert. In der Mitte des aus Steinplatten gefügten Fussbodens befinden sich sieben Grabmäler und auf der Seite nach Mekka zu ein Pfeiler, auf dem eine hohe Fahne angebracht ist. Aber schlimm sieht es in dem schönen Gebäude aus. Die Wandverzierungen sind zum Theil abgefallen. In der Mitte liegt ein grosser Kalkhaufen. Die schadhaften Stellen der Gräber und der Wände sind nur mangelhaft ausgebessert, und zwar erst in der letzten Zeit, als General Kaufmann zu diesem Zwecke den Wächtern eine ansehnliche Summe geschenkt hatte. Die Grabsteine befinden sich in folgender Ordnung in der Mitte der Kapelle, und sind mit einem schlechten, fast ganz zerbrochenen Holzgitter umgeben. (Siehe beistehende Abbildung.)



1. Grabstein, 3 Arschin lang, $^3/_4$ Arschin breit, grauer Marmor. Jetzt ist die obere Decke geweisst. Nach Angabe meines Führers liegt hier Mir Seid Bäräkä Scheich, der Lehrer Timur's, der zwei Jahre nach Timur's Tode gestorben sein soll.

2. Grabstein, nur $1^1/_4$ Arschin lang und nur zwei Spannen breit. Mit Inschriften versehen, grauer Marmorblock. Grabstein des Mirsa Abdul Latif Mirsa, des Sohnes des Uluk Bek, gestorben im Jahre 854 (= 1450).

Digitized by Google

3. Grabstein aus schwarzem Marmor, 3 Arschin lang und $^3/_4$ Arschin breit. In der Mitte zerbrochen, auf dem Steine folgende Figur. Rund um den Stein ist eine sehr undeutliche Inschrift. Es ist der Grabstein Timur's, der 807 (= 1403) starb.

4. Grabstein, grauer Marmor mit Inschrift, 3 Arschin lang, $^1/_2$ Arschin breit. Grabstein des Mirsa Uluk Bek, des Enkels des Timur; derselbe starb im Jahre 853 (= 1449). Die Seitenwände und ein Theil der Decke dieses Steines sind mit Kalk bedeckt.

5. Grabstein, zertrümmert, an seine Stelle ist ein dreieckiges Prisma aus Ziegeln gebaut und neuerdings mit Kalk geweisst. Dies war der Grabstein des Mirsa Ibrahim, des Sohnes des Mirsa Uluk Bek; er starb im Jahre 854. Die unter dem Prisma befindliche Steinplatte ist aus weisslichem Marmor.

6. Grabstein, ganz mit Kalk bedeckt. Es soll der Grabstein des Mirsa Bedik, des Sohnes Mirsa Uluk Bek's sein, der im Jahre 853 starb.

7. Grabstein, aus grauem Marmor, gut erhalten, $3^1/_2$ Arschin lang, ganz mit Koransprüchen bedeckt. Es ist der Grabstein des Mirsa Nain, des Sohnes Uluk Bek's. Das Todesjahr konnte mir nicht angegeben werden.

Dicht bei der Eingangsthür zur Kapelle ist eine Oeffnung im Boden, und von hier aus gelangt man auf einer Treppe in ein unter der Kapelle befindliches geräumiges Gewölbe. Dasselbe ist aus rohen Ziegelsteinen gebaut, die sich vollständig erhalten haben, aber ohne allen Schmuck oder Stuckatur sind. In diesem Gewölbe befinden sich gerade unter den Grabsteinen in der Kapelle ebenfalls sieben Grabsteine, die aus flachen Marmorplatten bestehen, und hier erst sind die obengenannten Personen begraben.

In der Mitte der Stadt, dicht bei dem Markte, befinden sich drei Medressen, welche mit ihren schön verzierten Hauptfronten drei Seiten eines Quadrates begrenzen. Dies ist die einzige Stelle Samarkands, wo man das Bestreben erkennt, ein für das Auge erfreuliches Zusammenwirken durch symmetrische Aufstellung von Bauwerken angestrebt zu haben. Wären die Bauwerke in gutem Stande und der Platz einigermassen sauber

gehalten, so bildete er in der That einen seltenen Schmuck einer asiatischen Stadt.

So aber haben die Einwohner auch nicht im Entferntesten die Idee der Baumeister begriffen, sondern den ganzen Platz mit Buden und Baracken gefüllt, die bis dicht an die Mauern der Medressen reichen, und nur die Höhe jener Gebäude hob sie noch einigermassen aus den geschmacklosen Budenreihen hervor. Bei dem grossen Marktbrande hat dieser Theil am meisten gelitten und sind alle Buden niedergebrannt, so dass sich die Medressen in ihrer ganzen Pracht dem Beschauer darbieten. Die Brandstätten zeigen aber noch deutlich, dass früher die Marktstrasse kaum 3—5 Faden breit war. Ich begreife daher nicht, wie Vambéry, der doch die Budenhaufen noch unversehrt vorfand, ein solches Bild seiner Reisebeschreibung beifügen konnte. Wie mir der Höchstkommandirende mittheilte, hat er den Befehl erlassen, den schönen Platz zu reinigen, und Niemandem zu erlauben, hier neue Buden aufzuführen. So wird denn jetzt erst, nachdem die Ungläubigen hier eingezogen, die schönste Stelle Samarkands würdig geehrt und bewundert.

Leider fand ich die Medressen leer, da alle Mulla's geflohen waren, und ich muss mich bei meinen Nachrichten auf die dürftigen Notizen meines Cicerone verlassen.

Die drei Medressen heissen: Medresse-i-Schirudar, Medresse-i-Tille-Kari und Medresse-i-Uluk-Beg. Die dem Platze zugekehrten Hauptfronten der Medressen sind mit Mosaikverzierungen aus mattgrünen, dunkelblau, weiss und roth gefärbten glasirten Ziegeln verziert, ganz in der Art des Türbeti-Timur. Bei der Medresse-i-Uluk-Beg sind ausserdem über dem Hauptportale zwei mächtige Tiger in Mosaikzeichnungen angebracht. Die beiden gegenüber liegenden Medressen haben rechts und links vor der Hauptfront eine alleinstehende, aus Ziegeln gebaute Säule, die auch mit Mosaikarabesken bedeckt ist. Jede der Medressen ist in einem Quadrate gebaut, das den inneren Hofraum umschliesst. Nur nach der Vorderseite sind Fensternischen, die übrigen Seiten haben nur Fensternischen nach dem Hof zu. Die Vorderseiten schmücken hohe, gewölbte Portale mit Spitzbogen, die übrigen drei Seiten sind mit Kuppeln von der Form einer Melone geziert.

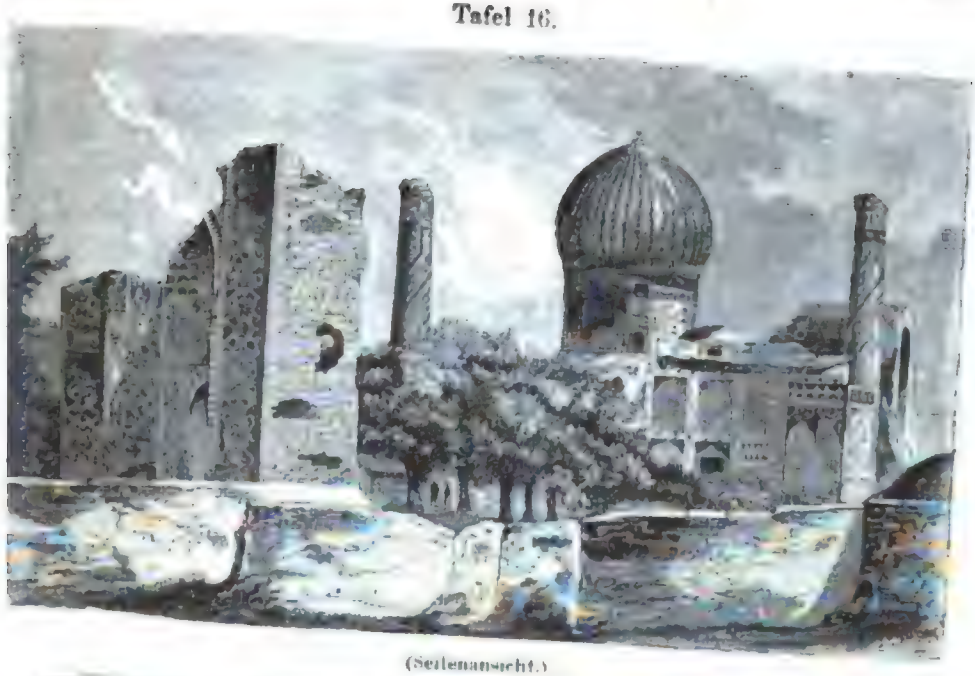
1. Die Medresse-i-Schirudar ist von Jalang Tusch Bagadur im Jahre 1010 gebaut. Wenn man durch das Hauptportal in

den Hofraum tritt, so sieht man im Innern der Mitte jedes Flügels ein hohes Portal; zwischen den Portalen ziehen sich die Thürnischen in zwei Etagen hin. Jede Thür führt zu einer Zelle, von denen jede von zwei Mulla's bewohnt wird. In der Medresse sind 64 Zimmer, die mithin von 128 Mulla's bewohnt wurden; der Hof der Medresse ist gepflastert.

2. Medresse-i-Tille-Kari, später als die Medresse-i-Schirudar, im Jahre 1020 gebaut, in der innern Einrichtung ganz wie die Medresse-i-Schirudar. Sie ist kleiner als letztere, enthält 56 Zimmer, in denen 112 Mulla's wohnten. An dem linken Flügel steht die Moschee mit hohen Spitzbogen. Die Treppe für den Imam ist aus Marmor. In den Nischen der Moschee befinden sich Verzierungen, die augenscheinlich denen des Grabmals Timur's nachgebildet sind.

3. Medresse-i-Mirsa-Uluk-Beg, des Enkels des Timur. Sie ist bedeutend kleiner als die beiden vorhergehenden und nur einstöckig. In ihr sind nur 24 Zimmer, die von 48 Mulla's bewohnt wurden. In dem hinteren Flügel ist die Moschee, die schon zerfallen war und wieder ausgebessert worden ist. Sie hat jetzt eine Holzdecke aus Schnitzwerk, die auf hölzernen Säulen ruht.

Die prächtigste aller Medressen, ein wahres Riesenwerk, ist die zu Timurs Zeiten gebaute Medresse-i-Chanym. Gebaut ist sie im Jahre 791 von der Frau Timur's. Gewiss hat sie für den Bau der drei vorerwähnten Medressen zum Muster gedient, denn sie entspricht in ihrer Anlage ganz und gar denselben, nur übertrifft sie dieselben weit an Umfang. Die Säulen in der Hauptfront haben einen Umfang gehabt wie die Kuppeln der vorbenannten Medressen. Jetzt ist sie zum grössten Theil zerfallen, und aus den herabgestürzten Ziegeln sind ganze Häuserreihen der sie umgebenden Strassen aufgeführt. Von der Hauptfront sind nur noch die Bogen des Portals erhalten, die Seitenflügel sind gänzlich eingestürzt, und vom linken Flügel wird jetzt ein Theil als Speicher benutzt. Am besten erhalten ist die Moschee, die sich in dem Hinterflügel befand. Das Gewölbe der Kuppel ist von riesiger Höhe. Die inneren Wandverzierungen sind abgefallen, und die Kuppel ist mitten auseinandergeborsten und ein mehrere Arschin breiter Riss entstanden; trotzdem steht sie noch fest und unerschütterlich. In der Moschee ist ein riesiges Rale aus weissem Marmor. Es



(Seitenansicht.)

(Vorderansicht.)

Bd. Die Medresse-i-Cha-nym in Samarkand.

Digitized by Google

Digitized by Google

macht einen wahrhaft schmerzlichen Eindruck, wenn man das herrliche Bauwerk, dessen Mosaikverzierungen von anziehender Schönheit sind, so zerfallen sieht durch die Lässigkeit und den Geiz der Bewohner, die Nichts zur Erhaltung des Prachtwerkes beigetragen haben. Wenn man die Grösse der Medresse-i-Chanym mit den übrigen vergleicht, so kann man wohl mit Gewissheit annehmen, dass sie mehreren Hundert Mulla's Obdach gewährte.

Ausserhalb der Stadt, nach Nordosten hin, befindet sich das Grabmal Hasret Schah Sinde (Kasim ben Abbas). Das Gebäude, in dem sich das Grabmal befindet, liegt auf einer ziemlich bedeutenden Anhöhe und ist rings von einem riesig grossen Kirchhofe umgeben, der sich jetzt bis zu den Stadtmauern ausdehnt. Die ganze Terrasse von der Strasse bis zu dem eigentlichen Grabmale ist von den verschiedensten Gebäuden erfüllt, die in ihrer Unregelmässigkeit beweisen, dass sie ihre Entstehung verschiedenen Zeiten verdanken. Zu dem Grabtempel des Kasim ben Abbas führt zwischen den Gebäuden eine ziemlich enge Gasse empor, die mit Steinen gepflastert ist. Marmorstufen habe ich nirgends gesehen.

Wir schritten, von mehreren Mulla's begleitet, dem Gebäude zu; es herrschte rings um uns eine lautlose Stille. An mehreren Stellen der Gasse lagen betende Pilger an der Erde, in andächtigem Gebete versunken.

Als wir den Grabtempel erreicht hatten, wurden wir durch ein Portal und einen engen, aus Spitzbogen gebildeten Gang zu einer Moschee geführt, deren Wände prachtvoll verziert waren. Hier hielten meine Begleiter eine kurze Andacht, und dann traten wir durch eine kleine Thür in ein kleines Zimmer, wo die Fahne des Heiligen aufgestellt war. An der Westseite des Zimmers war ein eisernes Gitter angebracht, und hinter diesem befand sich das Grabmal des Heiligen. Meine Begleiter drückten andachtsvoll die Gesichter gegen das Gitter und bestrichen es mit den Händen, dann wurde eine Fatiha gelesen.

Ich trat an das Gitter und sah hinter demselben ein kleines Gemach von rohem Mauerwerk, in dem das Grabmal aus Ziegelsteinen errichtet war. Auf dem Grabe selbst lag ein Haufe Lumpen aus grünem und blauem Zeuge. Meine Begleiter forderten mich nun auf, dem Wächter des Grabes, der ein Nachkomme des Heiligen sei, ein kleines Geschenk zu verabreichen.

Ich übergab dem Mulla, der uns beim Eintritt in die heilige Stelle empfangen hatte, einen Rubel russisches Papiergeld. Bis dahin hatte in dem Zimmer eine andachtsvolle Stille geherrscht, doch jetzt forderte ein anderer gegenwärtiger Mulla von ihm das Geld, da er der Wächter und Nachkomme des Heiligen sei. Es entspann sich ein heftiger Wortwechsel, der trotz der heiligen Stätte mit höchst beleidigenden Schimpfwörtern geschmückt war, und alle Anwesenden mischten sich in den Streit. Auf mich machte diese Scene einen so peinlichen Eindruck, dass ich mich beeilte, die heilige Stätte zu verlassen. Die Moschee und die Kapelle müssen einst prachtvoll geschmückt gewesen sein, aber schon längst war auch hier die frühere Pracht geschwunden. Der reiche Farbenschmuck der Glasur der Wände und Decke war zum grössten Theil abgefallen und nur sehr mangelhaft und geschmacklos restaurirt. Als ich mich darnach erkundigte, ob hier früher der Sommersitz Timur's gewesen, konnte mir Niemand der Anwesenden Antwort darüber ertheilen. Ich erfuhr nur, dass das Gebäude hier im Jahre 795 aufgeführt sei, und dass Kasim ben Abbas sich an dieser Stelle lebendig in seinem Grabe habe bestatten lassen.

An der südlichen Seite der Stadt befindet sich die Citadelle Samarkands: sie ist im Verhältniss zur Stadt sehr gross und hat wohl einen Umfang von mehreren Werst. Der Wall, der sie hier umgiebt, ist nicht sehr hoch, aber die Mauer ist von bedeutender Höhe und Stärke. Da hier vor wenigen Tagen ein erbitterter Kampf gewüthet und die Festung jetzt in besseren Vertheidigungszustand gebracht wurde, so fand ich natürlich Alles in grösster Unordnung und gewiss in ganz anderem Zustande, als es früher gewesen. Soviel liess sich nur ersehen, dass der ganze Raum der Citadelle mit engen Strassen und Gassen verbaut war. In der Mitte dieses Knäuels von sich durchkreuzenden Gassen befand sich das Schloss des Emirs, in dem derselbe einige Monate im Jahre zuzubringen pflegte, und wo jeder neue Emir den Thron bestieg. Von aussen unterscheidet sich das Schloss wenig von den übrigen Gebäuden, nur sind die Mauern ein wenig höher und regelmässiger aufgeführt. Das Schloss besteht aus einer grossen Menge von Höfen, Flügeln, Gebäuden und Gallerieen, welche sich aneinander reihen. Die Häuser sind aber alle aus Lehm, und nur einige von ihnen mit Stuck beworfen. Von Pracht oder fürstlichem Glanze habe

ich nirgends auch nur die geringste Spur entdeckt. Es mag auch früher hier anders ausgesehen haben als jetzt, wo hier das Feldhospital errichtet war. Das einzige Bemerkenswerthe, das ich im Schlosse des Emirs vorgefunden, ist der weit berühmte Kök Tasch, auf dem die Emire den Thron bestiegen. Er befindet sich in einem grossen Hofe, in der Mitte einer recht sauber ausgeführten Gallerie. Hinter dem Steine ist eine Nische in der Wand, die in ihren Verzierungen den Nischen des Turbeti Timur nachgebildet ist; der Kök Tasch (blauer Stein) ist ein Block aus weissem Marmor, mit kaum bemerkbaren blauen Adern; er ist ganz glatt behauen und nur an dem oberen Rande sind recht geschmackvolle Arabesken gearbeitet. Die Höhe des Kök Tasch beträgt $1^1/_2$ Arschin, seine Länge 15 Spannen und seine Dicke 7 Spannen. An der Wand hängen noch jetzt die beiden Fermane, welche Vambéry erwähnt, jedoch sind sie nicht mit goldenen Lettern, sondern mit gewöhnlicher Tinte geschrieben. In der Wand ist ein länglicher schwarzer Stein eingemauert, auf dem ein Segensspruch eingegraben ist.

Das Schloss des Emirs zeigt in jeder Beziehung, dass es ein Neubau ist. Ebenso zeigen sich auch auf der ganzen Festung nirgends Spuren von alterthümlichen Bauten, mit Ausnahme des an der einen Seite der Festung liegenden Kirchhofes, auf dem sich ein Grabmal des Kudfi Tchärdaun befindet. Ueber diesem ist eine Kuppel mit Mosaik-Verzierungen erbaut. Unterhalb derselben begiebt man sich durch allerlei Gallerieen und unterirdische Gänge tief unter das Niveau der Festung, bis man endlich zu dem Grabe des Heiligen gelangt, das, ebenso wie das Grab des Hasret Schah Sinde, aus Ziegelsteinen erbaut ist, und auf dem sich auch ein Haufe Lumpen befindet. Das Gitter, welches auch hier vor dem Grabmale errichtet ist, durfte früher von Niemandem durchschritten werden, damit nicht unreine Hände die heilige Stätte berührten. Jetzt war das Gitter geöffnet, und da sich Niemand bei dem Grabe befand, konnte ich es genauer in Augenschein nehmen. Auf dem Grabe fand ich einen schwarzen länglichen Stein mit einer Inschrift, ganz ähnlich, wie die in der Mauer beim Köktasch, nur war sie an vielen Stellen fast ganz unleserlich; diese Inschrift war in denselben Charakteren geschrieben wie die oben erwähnte. Dieses Grabmal soll zu Timur's Zeiten erbaut sein.

Zu Timur's Zeiten, als Samarkand einen weit grösseren Umfang hatte, stand die Citadelle nicht hier, sondern etwa 3—5 Werst von der Stadt. Ich habe diese Gegend besucht und fand hier eine bedeutende Anhöhe, die von allen Seiten sehr schwer zugänglich war. Auf dieser Anhöhe befand sich noch eine künstliche Erhöhung, die einzelne Spuren der früheren Befestigung zeigte. Die Lage dieser Citadelle war zur Vertheidigung prachtvoll, denn die Natur schützte sie vor jedem Angriffe, und sie beherrschte durch ihre Nähe dennoch vollständig die Stadt. Hier waren in der Erde viele Höhlen gegraben, die, wie man mich versicherte, zum Verstecken von Eigenthum in Kriegszeiten benutzt worden seien.

Südöstlich von der Stadt, etwa 1½ Werst von dem bucharischen Thore entfernt, befindet sich inmitten der Gärten die Medresse-i-Chodscha Aechrar. Sie ist ganz im Style der Medresse-i-Schirudar gebaut und ähnlich mit Mosaik-Verzierungen versehen. Sie soll vor etwa 320 Jahren erbaut sein. Die Kuppel über der Moschee ist schon eingestürzt. In dieser Medresse sind dreissig Zellen, diese bewohnen 60 Mullas. Neben der Medresse ist ein prachtiger Garten mit riesigen Bäumen. In dem Garten ist eine neue Moschee erbaut, die aber auch schon bedeutenden Schaden gelitten hat und vor 14 Jahren mit der Medresse zusammen ausgebessert worden ist. In dem Garten befindet sich auf einem aus Ziegelsteinen gebauten viereckigen Walle das Grabmal des Chodsha Aechrar. Auf dem Grabe steht eine hohe Tafel aus schwarzem Marmor, die ganz mit Inschriften bedeckt ist. Vor dem Grabe erhebt sich ein Pfeiler, auf dem Lichter angezündet werden, sowie eine hohe Fahne mit Rosschweifen. Man erzählte mir, dass Chodsha Aechrar vor 396 Jahren gestorben sein soll.

Von den neuen Medressen verdient nur noch die Medresse-i-Ali der Erwähnung. Sie ist von Emir Mussafar erbaut und besteht aus einem grossen, einstöckigen Viereck von rohen Ziegelsteinen, das 48 Zellen für die Mulla's enthält; in dem Hofe dieser Medresse befindet sich ein grosser, mit hohen Bäumen umgebener Teich.

Ausser diesen Medressen und Grabmälern von Heiligen giebt es innerhalb der Stadt und auch in der Umgegend eine grosse Menge von Moscheen und Begräbnissplätzen, die mehr oder weniger berühmt sind und von Pilgern besucht werden.

Ich will die bedeutendsten derselben, die ich selbst besucht habe, hier aufzählen.

1. Mechtüm-i-Chorasm; grosser Begräbnissplatz mit vielen Gräbern der aus Chorasm etwa vor 120 Jahren hier eingewanderten Familie. Viele Gräber zieren sehr schöne Marmorplatten. Bei dem Kirchhofe zwei Moscheen und ein prächtiger Obstgarten mit Teichen, der von den Einwohnern gern besucht wird. Bei der Moschee ist auch eine kleine Medresse von 6 Zimmern. Hier wohnen noch jetzt die Nachkommen der Heiligen. Die Einwohner der Medresse waren alle nach der zweiten Einnahme Samarkands entflohen.

2. Grabmal des Chodsha Nispetdar, der etwa vor 800 Jahren gestorben ist. Das Grabmal ist aus Ziegelsteinen gebaut und mit einem hölzernen Gitter umgeben. Neben dem Grabmale ist eine Moschee, die von dem reichen Kaufmanne Chadshi Bai erbaut ist.

3. Grabmal des heiligen Chodsha Jakub. Das Grabmal ist mit einer Kuppel verziert, die zu Zeiten Timur's gebaut sein soll. Neben dem Grabe ist eine Moschee im Geschmack des Turbeti Timur gebaut, und neben dieser eine neue Moschee, die der Kaufmann Chadshi Bai hat errichten lassen. In der alten Moschee ist eine Oeffnung, die zum Grabe des Chodsha Jakub führt. Bei dem Grabe Jakub's fand ich einen schwarzen länglichen Stein mit einer unleserlichen Inschrift, der den früher beschriebenen glich.

Mesdschet-i-Kalender, Grabmal des heiligen Kalender Chadshi Sefa, der aus Mekka nach Samarkand gekommen. Es ist aus Ziegelsteinen gebaut und mit einem Holzgitter und Holzdache versehen. Nicht weit von dem Grabmale liegt eine gewöhnliche Moschee. Es gehört aber zu derselben ein riesiger, prachtvoller Obst- und Weingarten. In diesem Garten sind viele kleine Hütten, in denen Arme und Pilger Obdach finden. Der Ertrag des Gartens gehört diesen Armen.

Von gewöhnlichen Moscheen mit offenen Gallerieen zur Andacht im Sommer giebt es in Samarkand eine Unzahl. Die Moscheen sind hier überhaupt der Sammelplatz der Bevölkerung. Es sind hier die einzigen schattigen Plätze, denn bei jeder auch noch so kleinen Moschee liegen ein Wasserbehälter und ein kleiner Garten. Daher herrscht bei den Moscheen ein buntes Treiben; hier liegen Gläubige im inbrünstigen Gebete, dicht da-

Digitized by Google

neben sitzen Handelsleute, die eben ein wichtiges Geschäft besprechen, dort sieht man einen Kreis von Männern, die einem Erzähler religiöser Sagen aufmerksam zuhören; hier wiederum kauern Leute, die ein frugales Mahl aus Früchten und Brod verzehren. Hin und her wogt die Menge. Man glaubt in der That in einem öffentlichen Vernügungs-Garten zu sein, und nur die zwischen den verschiedenen Gruppen liegenden andächtig Betenden erinnern an das Gotteshaus. Es ist ein unbegreifliches Ding der Fanatismus dieser Mohammedaner! Dieselben Leute, die noch kurz vorher jeden Ungläubigen niedergemetzelt hätten, luden mich ein, in der Moschee zu frühstücken, und nirgends konnte ich bemerken, dass sich Jemand vor dem Kafir entsetzt hätte, nein, sie mischten sich mit in unser Gespräch, das oft im muntersten Tone geführt wurde.

Im Allgemeinen lässt sich nicht leugnen, dass wir Christen hier wenige freundliche Gesichter zu sehen bekamen; die schwarzen Augen blitzten unter den buschigen schwarzen Augenbrauen oft im wilden Feuer, und man fasste wohl unwillkürlich verstohlen nach der Waffe, wenn uns einer dieser stechenden Blicke zugeworfen wurde. Nur ein Theil der Einwohner, wenn auch ein sehr geringer, hat die Christen hier mit wahrem Enthusiasmus empfangen, dies sind die Juden. Welche wunderbare Schickung! Der Jude, welcher in Europa seit Jahrhunderten in Feindschaft mit dem Christen gelebt, er begrüsst hier denselben Christen mit leuchtenden Blicken, drängt sich freudig an ihn heran und ist hocherfreut, ihm einen Gruss zuwinken zu können. Stolz betrachtet er den Christen als seinen Freund, seinen Beschützer, in seiner Nähe sieht er verachtungsvoll auf den Mohammedaner herab.

Mehrere Juden luden uns ein, die Judenstadt zu besuchen. Als wir kaum die ersten Häuser der Judenstadt, die sich äusserlich von den übrigen Stadttheilen durchaus nicht unterscheidet, betraten, sahen wir uns von einer Menge umringt, die uns jauchzend im Triumphe durch die Strasse begleitete. Wir wurden eingeladen, in mehrere Häuser einzutreten, und fanden überall eine freudige Aufnahme. Brot, Früchte, Thee und aus Weintrauben destillirter Branntwein wurden uns vorgesetzt, und wir genossen das Dargereichte auf der Gallerie, umgeben von einer dichten Menge, die uns neugierig betrachtete. Die Häuser der Juden sind ganz wie die der Mohammedaner eingerichtet und

Digitized by Google

meist von mohammedanischen Handwerkern ausgeführt. Einige Juden, besonders der Ak-Sakal (Aeltester), bei dem wir einkehrten, schienen sehr wohlhabend zu sein.

Das Gastzimmer bei Letzterem war schön verziert, und ein grosser Garten grenzte an sein Wohnhaus. Der Wirth war weit herumgereist und erzählte uns von Deutschland, wo er vor einigen Jahren gewesen. Die freudige Aufnahme der Christen hatte ihren Grund darin, dass die Juden von den Mohammedanern furchtbar bedrückt wurden. Sie mussten sich schon in der Kleidung von Jenen unterscheiden, durften nur an Stelle des Gürtels einen hanfenen Strick um den Leib gürten und mussten auf dem Kopfe einen hohen, spitzen Filzhut tragen, damit ja kein Gläubiger aus Versehen dem Ungläubigen einen Gruss darbrächte.

Es war ihnen verboten, ein Pferd oder einen Esel zu besteigen, und sie mussten jedem Gläubigen ehrfurchtsvoll aus dem Wege gehen und sich still vor ihm verneigen. Dabei waren sie den Aeusserungen der Verachtung stets öffentlich ausgesetzt und durften nie darüber Klage erheben, noch sich wehren. Jetzt natürlich tragen sie Gürtel und, gleich den übrigen Einwohnern, für gewöhnlich pelzverbrämte Mützen wie die Kirgisen. Sie scheeren den Kopf wie die Mohammedaner, lassen aber über der Schläfe zwei Haarbüschel wachsen, die meist in Locken bis auf die Brust herabhängen. Dies ist das Einzige, woran man den Juden erkennen kann. Ausser den gewöhnlichen Abgaben mussten sie noch eine Judensteuer entrichten, die von 2 bis 12 Rubel im Jahre betrug. Judenhetzen waren an der Tagesordnung, und oft, wenn der Emir oder einer der Begs in Geldnoth war, drohten sie, die Juden niederzumetzeln, wenn sie ihnen nicht sogleich Geld schafften. Wenn sie auch jetzt noch nicht wagen, Turbane zu tragen, so thun sie es nur wegen ihrer Glaubensgenossen in Buchara, die der Emir niederzumetzeln droht, wenn die hiesigen Juden es wagen sollten, die heilige Kopfbekleidung der Rechtgläubigen zu tragen. Die Hauptbeschäftigung der hiesigen Juden ist Handel, und zwar der Handel mit Seide, die sie meist selbst färben, sowie das Brennen von Branntwein, den auch schon zur Zeit der früheren Regierung die Rechtgläubigen von ihnen kauften. Jetzt haben sie sich sogleich des Handels mit den Russen bemächtigt, und sind hauptsächlich die Commissionäre, die in grosser Zahl das Lager

besuchen. Der Typus der hiesigen Juden hat sich vollständig rein erhalten, das bezeugen die langen, gekrümmten Nasen, die schmalen, bleichen Gesichter mit hervorstehenden Lippen, vielfach von edlem, feinem Schnitte. Frauen habe ich wenige gesehen, die Mädchen aber sind meist von bewunderungswürdiger Schönheit. Dass ihr ganzes Wesen noch mehr den Stempel der Unterwürfigkeit trägt als bei uns, ist bei den Verhältnissen, in denen sie bis jetzt zur Bevölkerung gestanden, nicht zu verwundern. Auch die Sucht nach Gewinn und die Liebe zum Feilschen scheinen, soviel ich beobachten konnte, bei ihnen nicht weniger ausgeprägt zu sein, als bei ihren europäischen Glaubensgenossen: doch geben ihnen darin ihre mohammedanischen Mitbewohner nichts nach. Die Sprache, deren sich die Juden bedienen, ist ohne Ausnahme die persische, sobald sie untereinander sprechen: doch verstehen Alle, selbst die kleinsten Kinder, das Türkische, und manche von ihnen haben in den wenigen Wochen, seit die Russen sich hier befinden, schon viele russische Wörter gelernt, so dass sie sich bereits über gewöhnliche Dinge russisch verständigen können.

Bei meinem Aufenthalte in der Judenstadt besuchte ich auch die Synagoge. Vor einem kleinen Häuschen machten wir Halt, gingen dann durch drei oder vier Höfe und gelangten endlich zu einem grossen Hofe, auf dem unter einem Vordache etwa 40 kleine Knaben sassen. In ihrer Mitte befand sich ein junger Mensch von etwa 20 Jahren mit einer Bibel und las mit lauter Stimme und singendem Tone die hebräische Urschrift, indem er taktmässig den Oberkörper vorwärts und rückwärts beugte. Von den Knaben sassen je drei mit untergeschlagenen Beinen um eine Bibel und sprachen im Chore die Worte des Lehrers nach, auch sie bewegten unaufhörlich den Oberkörper nach vorne. Man erklärte mir, dass hier nur gelesen würde, der Lehrer aber in keiner Weise den Sinn des Gelesenen erkläre. Nach einer Weile gingen wir weiter, passirten noch einen Hof und traten dann durch eine schmale Gasse zu einem kleinen, ganz zwischen hohen Gebäuden versteckten Häuschen, vor dem sich eine weite Gallerie befand. Auf der letzteren sassen auch etwa 40 bereits ältere Knaben von 10—16 Jahren, welche von einem alten Manne unterrichtet wurden, der sie der Reihe nach lesen liess und ihnen das Gelesene erklärte. Die Lesenden beugten gleichfalls stets den Oberkörper nach vorne. Ich liess

nir mehrere Bibeln zeigen und fand zu meinem grössten Erstaunen lauter Wiener und Londoner Bibelausgaben. Bei dem Lehrer erkundigte ich mich nach alten Büchern. Er erklärte mir, dass hier dergleichen nicht zu finden seien; diese Bibeln kämen zum grössten Theil aus Indien und aus Russland.

Ueber die Abkunft der hiesigen Juden erzählte er mir, dass sie aus Persien vor etwa 100—150 Jahren nach Buchara übergesiedelt und von dort nach Samarkand gekommen seien. Er habe einige alte Leute gekannt, die noch in Persien geboren seien. Erst in spätester Zeit wären Juden von hier nach Taschkend übergesiedelt; die Zahl der jüdischen Einwohner betrage hier über tausend Köpfe; die meisten von ihnen verständen zu lesen. Dann führte er mich in das obenerwähnte kleine Häuschen ohne Fenster, die Synagoge. Dieselbe war ganz schmucklos, und in der einen Wand waren Thüren, hinter welchen sich die Gebetrollen in rothsammetnen Behältern befanden. Diese Thora's waren alle auf feines Papier geschrieben und hatten nichts Alterthümliches an sich. Als ich meine Verwunderung darüber aussprach, dass die Synagoge so klein sei, erwiderte er mir: sie hätten bis jetzt nur im Verborgenen Gottesdienst halten können, und es hätte ihre Köpfe gekostet, wenn die Mohammedaner von dem Vorhandensein einer Synagoge gewusst hätten. Jetzt hätten sie aber die Absicht, eine neue grosse Synagoge zu bauen. Bei den Juden fand ich auch viele Indier aus dem Pendschab. Sie hatten sich während der Belagerung der in der Citadelle befindlichen Russen zu den Juden geflüchtet. Ein grosser Theil der Indier soll während der Kämpfe niedergemetzelt worden sein. Ebenso geschah es auch mit vielen Juden. Der Indier sind in Samarkand sehr wenige, sie leben hier ebenso wie in den übrigen Städten Centralasiens vom Wucher und sind den Mohammedanern noch verhasster als die Juden. — Statistische Nachrichten über Samarkand zu geben, bin ich nicht im Stande. Es mag wohl gegen 20,000 Einwohner haben. In seinem Umfang ist Samarkand viel geringer als Taschkend, das unbedingt die grösste Stadt der Chanate ist. Als Handelsplatz ist Samarkand ebenfalls viel unbedeutender als Taschkend, da es nur den Handel zwischen Kokand und Buchara vermittelt.

Russische und indische Waaren werden hierher über Buchara gebracht, und zwar nur in dem Maasse, wie ihrer Samarkand selbst

bedarf, da Kokand alle russischen Waaren über Taschkend bezieht. Auch die Industrie wird in Samarkand wenig betrieben, es sind hier nur sehr wenige Fabriken von Baumwollen- und Seidenzeugen. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist: Garten- und Seidenbau. Was Samarkand hauptsächlich vor den übrigen Städten auszeichnet, ist seine Vergangenheit, die vielen Stätten der Heiligen, zu denen die Umwohner in grosser Zahl pilgern.

3. Katty Kurgan. In Katty Kurgan, der etwa 60—70 Werst westlich von Samarkand, am Canale Nurpai gelegenen Stadt, musste ich mich wider meinen Willen über eine Woche aufhalten, da die Bucharischen Grenzcommissäre auf sich warten liessen. Wir waren hier sehr gut einquartirt; in dem prächtigen Garten des Emirs hatten wir rund um den grossen Teich in einer von mächtigen Karagatsch-Bäumen dicht beschatteten Allee unsere Zelte aufgeschlagen. Der Garten des Emirs ist ziemlich gross, er entspricht zwar nicht unseren Begriffen vom Parke eines Lustschlosses, zeichnet sich aber dennoch durch seine regelmässige Anlage, die sonst hier bei Gärten ganz fehlt, durch seine riesig hohen Bäume, durch die schönen breiten Wege, die von hohen weinumrankten Spalieren überdeckt sind, recht vortheilhaft aus. An der Seite des Gartens liegt das Haus des Emirs, das aus mehreren Flügeln und Höfen besteht. Es ist eine recht angenehme Sommerwohnung, die sich aber nirgends durch besonderen Schmuck auszeichnet. Im Hauptflügel ist ein grosser Saal mit zwei Fenstern nach dem Garten, die zur Tageszeit geöffnet wurden, und eine Gallerie nach dem an der andern Seite befindlichen Hofe. Auf dem letztern liegt eine kleine Moschee und neben dieser die Wohnzimmer der Beamten. Rechts von dem Hauptgebäude sind die Frauenwohnungen, in deren Mitte ein verdeckter Hof, der von der Decke aus durch Thurmfenster sein Licht erhält. Die Wände sind überall schlicht geweisst. An diesen Hof schliesen sich noch mehrere andere Höfe für die Stallungen und Bedienungen an. Hier hielt sich gewöhnlich der Emir jeden Sommer ein bis zwei Monate auf, und ich habe hier wahre Schreckensgeschichten von seiner Unsittlichkeit erfahren. Er war stets von einem Tross von Weibern und Knaben begleitet und ergänzte denselben unablässig durch frische Waare von seinen hohen Unterthanen. Ich ziehe vor, über die Unzucht dieses Sommerlebens zu schweigen, das bei Weitem die ausgekanntesten Ausschweifungen unserer civilisirten Welt übertrifft.

Digitized by Google

Der Garten des Emirs liegt etwa eine halbe Werst südlich von der eigentlichen Stadt entfernt. Von hier aus führt zur Stadt eine schnurgerade Strasse, wie ich keine andere irgendwo in Mittelasien angetroffen. Die Stadt Katty Kurgan selbst ist fast in einem Quadrat gebaut und hat in der Mitte der vier Seiten Thore. An der Südseite liegt die Samarkand Därwasy (das Samarkandsche Thor), an der Ostseite die Aidar-Tschaman Därwasy, an der Nordseite die Basar Därwasy und an der Westseite die Buchara Därwasy. In der Mitte der Stadt liegt auf einer kleinen Anhöhe die ziemlich unbedeutende Citadelle. Die Strassen sind eng und winklig und die Häuser und Mauern meist halb zerfallen. In der Stadt habe ich nur einen Garten bemerkt, sonst stehen noch einige Baumgruppen bei den Moscheen; auch ist in derselben nur ein Haus aus Ziegelsteinen gebaut, dies ist die dicht bei der Citadelle am Markte gelegene Moschee. Sie heisst Medresse-i-Nakyp und ist etwa vor 70 Jahren gebaut: auch sie ist in einem den Hofraum umschliessenden Viereck gebaut. Im Sommer steht die Medresse ganz leer; es befanden sich nur in derselben zwei Müderrüs (Lehrer), ein Chatib, ein Imam und ein Muazzin und ausserdem 15 Blinde. Zur Winterzeit sollen sich in ihr bis 100 Personen aufhalten. Der Markt ist eine in vielen Krümmungen sich hinziehende Strasse; er beginnt südlich von der Festung und zieht sich bis zur Basar Därwasy hin. In den beiden Häuserreihen, die denselben begrenzen, sind offene Buden, von denen die meisten an den Tagen, an welchen kein Markt ist, geschlossen sind; nur die Buden, in denen die Handwerker sitzen, sind täglich geöffnet. Auf dem Markte habe ich nur zwei Karawansereien gesehen. Der grösste Theil der Häuser ist, wie gesagt, sehr klein und meist zerfallen; viele derselben stehen jetzt leer, da in ihnen Beamte und Soldaten wohnten. Die Einwohner der eigentlichen Stadt sind zum grössten Theil sehr arm, es sind meist Handwerker, Arbeiter und Kleinhändler; auch hier wohnen 30 bis 40 jüdische Familien. Reiche Kaufleute sind nur zwei oder drei hier. An den Tagen, an denen kein Markt gehalten wird, ist die Stadt sehr öde, und man sieht kaum einige Menschengruppen auf dem Markte, die übrigen Strassen erscheinen wie ausgestorben. Ich machte hier die Bekanntschaft eines sehr reichen Kaufmanns, eines Afghanen von Geburt, der vor etwa 15 Jahren von Kabul hierher übergesiedelt war. Er lud mich

zu sich ein, und ich folgte dieser Einladung gern. Sein Grundstuck bestand aus mehreren Höfen, in denen sich Waarenspeicher und Seidenspinnereien befanden. In der Mitte lag das zweistockige Wohnhaus, in dessen oberem Stockwerke sich die sehr schon eingerichteten Zimmer für die Gäste befanden. Die Wände bestanden aus Gyps mit herrlichen durchbrochenen Verzierungen und Arabesken: die Wandflächen waren mit Blumenbouquets in grellen Farben bemalt, und die Decke prangte in wahrhaft zauberischem Farbenschmucke. Der ganze Fussboden war mit turkmenischen Teppichen belegt. Die Bewirthung war die gewöhnliche: Pilaw mit Mohrrubenschnitten, Thee und Früchte. Sehr interessant war mir, dass ich von meinem Wirthe einige Notizen über den Seidenhandel erhalten konnte.

Die besten Cocons im Serafschan-Thal sind die Bucharischen: sie kosten in Buchara der Tscharäk (5 Pfund) 4 bis 5 Kokan (20 Kopeken — 1 Kokan); die besten Cocons aus Katty Kurgan steigen im Preise aber nicht über 7 Kokan. Besser noch als die Bucharischen Cocons sind die Kokandschen, nur verstehen die Kokander die Seide nicht zu bearbeiten, deshalb sind Bucharische Seidengewebe in viel höherem Werthe als die Kokandschen. Nach hiesiger Verarbeitung geben 32 Tschäräk Cocons 2 Tscharäk Seide bester Qualität; schlechtere Seide erhält man aus ebensoviel Cocons 4 bis 5 Tschäräk. Rings um Katty Kurgan wird ein bedeutender Seidenbau getrieben, und mein Wirth glaubt, dass Katty Kurgan und Peischämbi bis 500 Batman (5000 Pud) Rohseide liefern.

Die hier abgehaspelte Seide geht ohne Ausnahme nach Buchara und selbst die Seide von Samarkand geht grösstentheils dorthin, da nur wenige Seidenstoffe in und bei Samarkand von Iranischen Ansiedlern gewebt werden. In Katty Kurgan sind keine Seidenwebereien. Von Buchara geht viel Rohseide über Afghanistan nach Indien; der Preis der guten Rohseide beträgt hier 100 Kokan (20 Rubel Silber) pro Tscharäk, während schlechte Seide nur 3 Dilla 5 Kokan (13 Rubel) kostet.

Ich betrachtete darauf die Seidenspinnerei; es ist kein Wunder, wenn man bei so unvollkommener Spinnmethode nur $^1/_{16}$ reiner Seide erhält. Die letztere wird hier nämlich auf wohl 7 Arschin im Durchmesser habende Haspeln gewickelt; dieselben sind deshalb so gross, damit eine grössere Geschwindigkeit der Umdrehung erreicht wird, da das Rad nur einfach um sich selbst

gedreht und die Geschwindigkeit nicht mittelst Kammräder vermehrt wird. An jedem Haspelrade sind zwei Arbeiter nothwendig, von denen der eine dreht und der andere den Faden auf das Rad legt. Es ist ein Wunder, dass bei einer so mangelhaften Einrichtung überhaupt noch eine erträgliche Seide gewonnen wird.

Auch der Baumwollebau bei Katty Kurgan ist bedeutend, und hier wird nur der kleinste Theil der gewonnenen Baumwolle verarbeitet. Der grösste Theil der besten Qualität geht ungereinigt nach Buchara. Ich besuchte später auch hiesige Webereien und fand alle Angaben meines Wirthes bestätigt. Hier in Katty Kurgan werden folgende Baumwollenzeuge gearbeitet und zu den beigesetzten Preisen verkauft:

Bös	das	Stück	zu	8	Arschin	— 60	Kopeken	Silber.
Alascha	„	„	„	8	„	— 70	„	„
Kalami	„	„	„	8	„	— 50	„	„
Astar (Futter)	„	„	8	„		— 30	„	„

Die Baumwollen-Zeuge sind nur sehr schmal; die hier gefertigten werden gar nicht exportirt.

Das Weben ist kein glänzendes Geschäft. Ein Weber, der Alascha fertigte und den ich besuchte, hatte drei Stühle; ein Mensch kann an einem Stuhle nur ein Stück zu 3 Arschin an einem Tage verfertigen, und der Weber kann nicht mehr als 20 Kopeken per Stuhl am Tage verdienen. Die Einrichtung der Webstühle ist ebenso schlecht wie die der Seidenhaspel. Auf der Strasse werden die Fäden zwischen Querhölzern ausgespannt und stets zu 5 Fäden geordnet. Diese zu 5 Fäden geordneten Fädenbündel werden dann in etwa $^3/_4$ Arschin lange Knäuel gewickelt; die Webstühle sind an der einen Wand angebracht und unter denselben befinden sich Vertiefungen in der Erde, so dass der Weber fast mit dem Niveau des Bodens gleichsitzt. Die Langfäden sind von dem Webstuhle an der einen Wand bis zur Decke der gegenüberliegenden Wand ausgespannt und auf achtkantige Walzen aufgerollt. Zwei Tritte heben die Fäden, welche durch Schiffstücke von einander getrennt sind. Die Weberschiffchen sind aus Horn und sehr fein gearbeitet. Die Langfäden sind zuerst zu fünf und dann zu hundert Fäden geordnet und werden durch hölzerne Kämme von einander getrennt.

Sind die Zeuge fertig gewebt, so werden sie mit Leinwasser getränkt und dann mit grossen hölzernen Hämmern geklopft, bis sie ganz glatt sind. Dieses Schlagen der Zeuge wird von den Zeugschlägern ausgeführt, deren Werkstätte ich auch besichtigte; es ist eine schrecklich anstrengende Arbeit, bei welcher auch kein grosser Verdienst ist. Ein Schläger kann in einem Tage bei angestrengter Arbeit 14 Stück Zeug schlagen: für je 3 Stück erhält er 20 Kopeken Silber; dabei hält ein Hammer, der $2\frac{1}{2}$ Kokan (50 Kopeken) kostet, niemals länger als einen Monat aus. Die Halbseide (Durja) wird nicht mit Leinwasser, sondern mit Eiweiss getränkt.

Ausser diesen Weberwerkstatten besuchte ich eine der zahlreichen Wassermühlen, die dicht bei der Stadt liegen. Die Mühle liegt bedeutend tiefer als das Niveau des sie treibenden Canals. Das Wasser dieses Canals wird in eine holzerne Rinne geleitet, die etwa in einem Winkel von 40 Grad zur Mühle herabführt. Durch die Rinne wird das Wasser auf ein horizontal liegendes Facherrad geleitet, in dessen Welle auch das Mittelstück des Steines befestigt ist, so dass der Stein nur gerade so viele Umdrehungen macht, als das Wasserrad. Es ist selbstverständlich, dass bei solcher Einrichtung das Wasser ein sehr starkes Gefälle haben muss, damit das Rad sich schnell bewegen kann. Das Korn wird in grossen Sieben gereinigt, und man muss die Geschicklichkeit der Arbeiter bewundern, die den Inhalt des fast bis auf ein Viertheil gefüllten Siebes über einen Klafter hoch gleich einer Säule in die Luft schnellen und dann das geworfene Getreide wieder im Siebe auffangen; die Siebe halten fast 1 Arschin im Durchmesser. In der Mühle waren zwei Steine, und jeder Stein mahlt in 24 Stunden 10 Batman (100 Pud Mehl. Für einen Batman müssen 5 Tschäräk (25 Pfund) Getreide Mahlgebüren gezahlt werden. In der Umgegend Katty Kurgans sollen sich bis 300 solcher Mühlen befinden.

An gewöhnlichen Tagen ist, wie gesagt, der Basar in Katty Kurgan sehr öde. Das ändert sich aber an den Markttagen, Mittwochs und Sonnabends, von denen der Mittwoch der bedeutendere ist. Dann ist nicht nur der ganze Markt innerhalb der Stadt, von der Festung bis zum Basar Därwasy, dicht gefüllt, sondern die Strasse ausserhalb der Stadt bis zum Canale Nurpai und die fast $\frac{1}{2}$ Werst sich hinziehende Strasse am Nurpai selbst sind in einen Bazar umgewandelt. Tausende und

Digitized by Google

aber Tausende von Käufern und Verkäufern wogen auf dem Markte umher. In der Stadt finden wir die Handwerker und städtischen Händler, ausserhalb der Stadt die Kaufleute aus Peischämbi, Jangy Kurgan und die Einwohner der Dörfer, die ihre Waaren feilbieten. Auf den verschiedenen Theilen des Marktes gruppiren sich die Händler nach den Waaren. Da ist der Getreidemarkt, der Viehmarkt, der Fruchtmarkt u. s. w.

Ich wanderte an den Markttagen fleissig umher und sammelte Notizen, wenn das auch bei dem dichten Gedränge, dem unerträglichen Staube und bei der glühenden Hitze ein sehr schwieriges Geschäft war. Der Markt beginnt in der Frühe und ist etwa um 11 Uhr Morgens schon beendigt. Ich hoffe, es wird nicht uninteressant sein, wenn ich anbei eine Liste der Marktpreise gebe:

Schaffleisch, das Pfund 6 Kopeken; die Schafe werden nach Katty Kurgan aus Schähri-Sebs und Karschi gebracht. Sie kosten jetzt: ein grosses ausgewachsenes Schaf 40 Kokan (8 Rubel Silber), früher kosteten sie nur 20—30 Kokan (4—6 Rubel); dieser hohe Preis der Schafe ist durch die Kriegsverhältnisse veranlasst. Es wurde nämlich aus jener Gegend kein Vieh herbeigetrieben. Die jetzt hier zu Markte gebrachten Schafe sind aus dem Sandsar-Tag südlich von der Stadt Ura Täpä gebracht.

Das Rindfleisch 3 und 4 Kopeken das Pfund. Rindfleisch ist in der heissen Zeit sehr billig, da das Fleisch schnell verkauft werden muss, im Winter steigt der Preis des Rindfleisches bis auf 8 und 9 Kopeken. Rindfleisch wird im Ganzen wenig zu Markte gebracht, da die Tataren dasselbe nicht lieben.

Ungereinigte Baumwolle (Gosa) war in drei Sorten vorhanden. Die beste der Batman zu 40 Kokan (8 Rubel Silber), die mittlere Sorte zu 32 Kokan (6 Rubel 40 Kopeken), die schlechte Sorte 21 Kokan (4 Rubel 20 Kopeken). Gereinigte gute Baumwolle soll das Pud etwa 5 Rubel Silber kosten. In Taschkend kostete die aus Kokand herbeigeführte gereinigte Baumwolle 16 Pud 24 Dilla, etwa 96 Rubel.

Salz, 5 Pfund 8 Kopeken. Der Preis des Salzes ist ebenfalls um das Dreifache gestiegen, da sonst hier 5 Pfund nur 2 bis 3 Kopeken kosteten. Das Salz ist durchweg Steinsalz von röthlicher Färbung; es kommt aus den Bergen von Karschi. Auch an dieser Vertheuerung ist schuld, dass durch die Kriegsverhältnisse jede Zufuhr von dort unterblieben war.

Digitized by Google

Seife wird in runden Stucken zu 2 Pfund verkauft: sie ist ziemlich weiss und fest und wird in der Stadt und in der Umgegend gesotten. Ein Stuck zu 2 Pfund kostet 15 Kopeken. Die Waare kommt nur im Kleinverkauf vor. Grössere Seifenfabriken sind nicht vorhanden.

Tabak, nur klein zerbröckelt zu Markte gebracht, und zwar nur in sehr geringer Quantität. Das Pfund wurde zu 4 Kopeken verkauft. Da das Rauchen hier nirgends im Gebrauch ist, wird der Tabak nur zu Schnupftabak verarbeitet. Fertiger Schnupftabak kostet das Pfund 8—10 Kopeken Silber.

Farbstoffe: Busgantsch, rothe Farbe aus Karschi: $^1/_2$ Pfund 28 Kokan (5 Rubel 60 Kop.). Rojan (gelbe Farbe), eine Wurzel, die aus Buchara gebracht wird, 1 Pfund 12 Kopeken. Naipus, gelbe Farbe, hierselbst geerntet, das Pfund 10 Kopeken. Tschmak aus Ura Täpä, $^1/_2$ Pud zu 2 Rubel 40 Kopeken.

Kleesamen. Samen der Pflanze Bedä, die von den Russen meist chinesischer Klee genannt wird (chin.: mu-schi), mit welcher man in ganz Mittelasien die künstlichen Wiesen besäet. Das Pfund dieses Samens kostet 2 Kopeken. Zur Herstellung einer Wiese von einem Tanap Landes ist von diesem Samen $^1/_2$ Pud nothwendig. Die Bedä-Wiesen müssen alle vier Jahre von Neuem besaet werden. Jede Wiese wird im Laufe des Sommers drei- bis viermal abgemähet.

Früchte: Aepfel, gute Sorte, 1 Pfund zu 2 Kopeken. Aepfel, schlechte Sorte, 1 Pfund zu $1^1/_2$ Kopeken. Aprikosen (grosse) 1 Pfund zu 3 Kopeken. Aprikosen (kleine) 1 Pfund zu 2 Kopeken. Rosinen, schlechte Sorte, 1 Pfund zu 2 Kopeken. Rosinen, bessere Sorte, 1 Pfund zu 4 Kopeken.

Weizenmehl, 1 Batman 22 Kokan (4 Rubel 40 Kopeken); das Mehl ist jetzt theuer, zu billigeren Zeiten soll es nur 17 bis 18 Kokan (3 Rubel 40 Kopeken bis 3 Rubel 60 Kopeken) kosten. Ungemahlener Weizen, der Batman 18 Kokan (3 Rubel 60 Kopeken).

Gerste (die hier nur als Pferdefutter gebraucht wird), der Batman 12 Kokan (2 Rubel 40 Kopeken).

Ungereinigter Reis (Schal), der Batman 24 Kokan (4 Rubel 80 Kopeken). Gereinigter schöner Reis, der Batman 64 Kokan (12 Rubel 80 Kopeken). Halb zerriebener und zerbröckelter Reis, der Batman 22 Kokan (4 Rubel 40 Kop.).

Digitized by Google

Töpferwaaren:

1) Glasirte Teller und Schüsseln zu 15 bis 20 Kopeken, grössere Schalen 30 Kopeken, kleinere Schalen 10 Kopeken.

2) Unglasirte Krüge 5 bis 6 Kopeken, grössere Krüge 10 Kopeken, sehr grosse Krüge von $1^1/_2$ Arschin Grösse 20 Kopeken.

Es giebt in Katty Kurgan sechs Töpfer, von denen der eine mitten auf dem Basar seine Werkstatt hat. In derselben arbeiten zwei Arbeiter, die an einem Tage bis 70 Krüge verfertigen. Die Arbeiter werden monatlich bezahlt und jeder erhält bei eigener Beköstigung 20 Kokan (4 Rubel) Monatslohn.

In den Läden, in welchen Zeuge verkauft wurden, gab es ausser den in Katty Kurgan gefertigten Baumwollenzeugen, Baumwollen- und Seidenzeuge aus Kokand, Buchara und Kabul.

1) Kokandische Waaren:

Mata (grobes Baumwollenzeug), acht Pack zu 12 Arschin 1 Dilla 5 Kokan (5 Rubel).

Durja (Halb-Seide), in 2 Enden zu $3^3/_4$ Arschin zu 1 Dilla (4 Rubel).

Schajy (Ganz-Seide), 8 Arschin 5 Rubel.

Steppdecken, mit grobem, buntbedrucktem Baumwollenüberzug, dick wattirt 1—2 Rubel.

Röcke aus gestreiftem Baumwollenzeuge mit sehr grobem Futter $1^1/_2$ Rubel.

2) Bucharische Waaren:

Schajy (Ganz-Seide), in Stücken zu 18 Arschin verkauft zu 15—18 Rubel. Die Schajy wird in folgenden Farben verkauft: geflammt, zweifarbigschillernd, lilaröthlich, grau-blau, grün-röthlich, breitgestreift, feingestreift, grau und schwarz, weiss mit schwarz oder gelb; einfarbig: roth, weiss, gelb.

Patschaja (Halb-Seide), 18 Arschin von 7—8 Rubel.

Basma Schit (bedruckter Kattun), 100 Stück zu 22 Arschin 110—122 Rubel.

Sargudscha, schlechte (sog. kirgisische, welche von den Kirgisen gekauft wird), 18 Arschin 1 Rubel, bessere Sorte 18 Arschin 2 Rubel.

3) Kabulische Waaren:

Nil, blaue Farbe, das Pud 14—15 Dilla (56—60 Rub.).

Dakä (feiner weisser Mull), besonders zu Turbanen angewendet, 24 Arschin 5—6 Rubel.

Kimchat, Seidenzeug mit Gold durchwirkt, 7 Arschin bis 50 Dilla (200 Rubel). Aus Kabul werden auch verschiedene englische Zeuge hierher gebracht, hauptsächlich Mulle, aber auch andere dichte, weisse Baumwollenzeuge.

4) Aus Maschat:

Sar, feines Baumwollenzeug, 50 Arschin 10 Rubel.

Fertige lange Röcke mit Futter kommen hierher aus Buchara und Kokand. Sie sind von sehr verschiedenen Preisen. Hier die hauptsächlichsten:

Röcke aus Baumwollenzeug	2—5	Rubel
„ „ Durja	7—9	„
„ „ Schajy	10—14	„
„ „ Tuch ohne Stickerei	20	„
„ „ „ mit Stickerei	25—30	„
„ „ Plüsch mit Gold- u. Silberstickerei	40	„
„ „ buntem Kaschmir	50—60	„

„ „ Goldbrokat 40 Rubel, 60 Rubel, 80 Rubel.

Der Handel mit Kaschgar ist jetzt ganz unterbrochen, er bestand früher hauptsächlich aus der Einfuhr von Thee und Silber, das in Jamben zu 32 Dilla hierher gebracht wurde. Der Thee, der jetzt hier wie in Samarkand verkauft wird, ist sehr schlecht, er wird über Buchara hierher eingeführt und kommt wohl aus Indien. Chinesischer Thee scheint nur der grüne Thee zu sein. Letzterer ist das Lieblingsgetränk der Reichen.

Von sonstigen Handelsartikeln sind noch zu erwähnen: 1) Teppiche, die in grosser Zahl aus Buchara und Nordpersien hier eingeführt werden. Diese sind sehr fest gearbeitet. Wie man mir erzählte, werden sie von den Turkmenen gefertigt. Im Preise sind sie je nach der Grösse und Farbe sehr verschieden, von 10—100 Rubel. 2) Sättel, die hauptsächlich in Samarkand gefertigt werden.

Was den Handel mit rohen Fellen betrifft, so werden diese mit Ausnahme der Schaffelle nach Buchara versendet. Die Schaffelle gehen ohne Ausnahme nach Taschkend.

Dies sind ungefähr die Nachrichten, die ich auf dem Basar zu Katty Kurgan einziehen konnte. Ich glaube, dass sich die Handelsverhältnisse Katty Kurgans nach der Besitznahme durch die Russen wenig geändert haben, da überhaupt das Serafschan-

Digitized by Google

Thal durch den Krieg durchaus nicht berührt worden ist. Dies hatte ich später bei meinen Streifzügen durch das Serafschan-Thal Gelegenheit zu beobachten. Aus diesem Grunde hielt ich gerade Katty Kurgan für den passendsten Ort, um Nachrichten über den Handel des Serafschan-Thales einzuziehen.

Die Ansiedlungen in den das Serafschan-Thal begrenzenden Gebirgen.

Während das Serafschan-Thal von einer ununterbrochenen Reihe von Ansiedlungen erfüllt ist, sind die Ansiedlungen in den Grenzgebirgen sehr zerstreut zwischen den einzelnen Anhöhen. Dies ist natürlich nur durch den Wassermangel veranlasst, denn wo nur irgend ein unbedeutender Wasserquell aus der Erde hervorsprudelt, da sehen wir gleich mehrere Gehöfte entstehen.

Die Ansiedlungen in den südlichen Grenzgebirgen sind unbedeutende Dörfchen, die aus wenigen auf den kahlen Steppen sich erhebenden Häusern bestehen. Die hauptsächlichsten sind Kara Su, Daul, Schor Kuduk und Sira Bulak. Diese Dörfer machen einen gar traurigen Eindruck; ihre Häuser sind von derselben aschgrauen Farbe wie die ausgedörrte Steppe selbst und es fehlt ihnen jeglicher Baumschmuck, welcher die Ansiedlungen in der Niederung wie Oasen in der Wüste erscheinen lässt. Die geringe Wassermenge, die kaum zum Trinken für die Menschen und das Vieh hinreicht, und die theils durch gegrabene Brunnen künstlich hervorgebracht werden muss, erlaubt einen solchen Luxus nicht. Dafür sind aber die langen Bergwellen zwischen diesen Ansiedlungen mit unabsehbaren Getreidefeldern bedeckt, die hier merkwürdiger Weise nicht der künstlichen Bewässerung bedürfen. Es ist fast unbegreiflich, wie bei der grossen Trockenheit hier Getreide gedeihen kann. Doch diese Felder machen einen ebenso traurigen Eindruck wie die ganze Steppe; es sind nicht unsere üppigen Kornfelder, auf denen ein lichtes Meer von Aehren sich in anmuthigen Wellen im Winde schaukelt; die Felder sind vielmehr mit kurzen, starren Halmen dünn besäet, durch welche überall der graue Lehmboden sichtbar ist, so dass sich das besäete Feld von der Steppe durchaus nicht abhebt. Das Getreide soll hier nur einen sehr geringen Ertrag geben, in guten Jahren nicht mehr als das vierte und fünfte

Korn. Da gerade in diesen Gegenden der Krieg am heftigsten gewuthet hatte und in Folge dessen die Bewohner sich zum grössten Theil nach dem Süden geflüchtet hatten, so waren alle Feldfrüchte zwischen Daul, Sirä Bulak und dem Tim-Tag (von denen die von Sirä Bulak westlich liegenden Felder zum Wakuf der Medresse des Jalangtusch in Samarkand gehören) unabgemäht stehen geblieben und daher vollständig verdorrt.

Nördlich vom Serafschan sind bedeutende Wasserrinnen, daher finden wir auch daselbst grössere, mit Baumpflanzungen gezierte Ansiedlungen und bedeutende Felder und Wiesen. Im Ganzen unterscheiden sich die Ansiedlungen zwischen Ak-Tag und Serafschan durchaus nicht von den Ansiedlungen des Serafschan-Thales, nur dass sie in weitläufig gebauten, von einander getrennten Häuser- und Gärtengruppen an den schmalen Flussufern sich entlang ziehen. Auch hier sind viele Bergwellen mit Weizen besäet.

Auf dem Berglande des Nuratanyng-Tagy, d. h. zwischen dem nördlichen Kamme Kara-Tag und dem südlichen Ak-Tag, Karascha-Tag und Chodum-Tag, befinden sich aus Wassermangel verhältnissmässig wenige Ansiedlungen. Der westliche Theil bis zum Flecken Sarai gehört zur Nurata'schen Begschaft. Die Stadt liegt am westlichen Fusse des Nuratanyng-Tagy und soll kleiner sein als die Stadt Katty Kurgan. Sie ist aber dennoch die bedeutendste oder fast die einzige Stadt der ganzen Begschaft. Ausser ihr giebt es noch eine Anzahl Marktflecken wie Tschüä, Bagadschat, Aktschap, Dschusch, Koschrawat, Pschat, die wohl aus 50 — 150 zerstreut liegenden Gehöften bestehen, und von denen einige, z. B. Aktschap, Dschusch, Pschat recht viele und bedeutende Gärten besitzen. Die übrigen Ansiedlungen bestehen nur aus einigen wenigen Gehöften und liegen meist an den Bergabhängen zerstreut. Die Leute leben auch nur vom Ackerbau auf den unbewässerten Bergwellen. Der Obstgewinn ist gering, und Reis und Baumwolle werden gar nicht gebaut, denn das Klima in den Berggegenden ist viel kälter als im Serafschan-Thale. Der Viehstand der Bergbewohner des Nuratanyng-Tagy ist ausserst unbedeutend, da Gras und Heu hier einen enormen Preis haben.

Der östlich von Sarai liegende Theil des Berglandes des Nuratanyng-Tagy gehörte früher zur Dshisakschen Begschaft. Er ist noch spärlicher bewohnt als der westliche, und mit Aus-

Digitized by Google

nahme Türsüns, das ein recht ansehnliches Dorf ist, bestehen die Ortschaften meist aus ganz vereinzelten Gehöften. Zum grössten Theile wohnen die Leute in Filzjurten am Rande der meist unbedeutenden Bäche. Gärten gehören blos zu den Ausnahmen, meist sieht man nur in der Nähe der Jurten vereinzelte künstliche Wiesenplätze. Dichter ist die Bevölkerung bei Kara Abdal und Nakrut.

Erst wenn man die Ostgrenze des Karascha-Tag erreicht, beginnt beim Dorfe Kongrat eine bedeutend stärkere Bevölkerung und beim Flecken Dshuma Basar hat diese so zugenommen, dass man glaubt, man habe das Serafschan-Thal wieder erreicht. Von hier aus zieht sich eine ununterbrochene Reihe von Ansiedlungen südwestlich bis zur Stadt Tschiläk, einem kleinen Städtchen, unbedeutender als Katty Kurgan, das aber früher der Sitz eines Begs war.

Ueber die Umgegend Tschiläks bin ich nicht im Stande, nähere Angaben zu machen, da ich erkrankte und nur mit der grössten Anstrengung den Weg zwischen Dshuma Basar und Samarkand zurücklegen konnte.

Die Gegend nördlich vom Kara-Tag, die auch früher zur Dshisak'schen Begschaft gehörte, habe ich nicht besucht. Sie soll sich sehr wenig von den Bergländern zwischen Kara-Tag und Ak-Tag unterscheiden. Der einzige bedeutendere Punkt dort ist die Befestigung Uchum.

Wegverbindungen.

Die Hauptstrassen, die das Serafschan-Thal von Osten nach Westen durchziehen, sind die Verbindungswege zwischen Buchara und Taschkend (Kokand); die kürzeste Strasse von Taschkend nach Buchara geht über die Befestigung Tschinas durch die wasserlose Steppe nach Dshisak. Bei Tschinas, wo der Syr Darja überschritten werden muss, ist jetzt eine treffliche eiserne Fähre. Früher war dieser Weg der am meisten besuchte, das beweist die prächtige, aus Ziegeln gebaute Karawanserei Myrsa Rawat, die ungefähr auf der Hälfte des Weges zwischen Dshisak und Tschinas liegt. Diese Myrsa Rawat ist jetzt zum grössten Theil zerfallen, auch einige künstliche Wasserbehälter sind in einem üblen Zustande. Seit den letzten Jahren wird dieser Weg viel seltener besucht, weil der östlich hausende Kirgisenhäuptling Sydyk Törö auf Befehl des Bucharischen Emirs diese

Gegend unsicher gemacht hat. Die Reisenden konnten hier nur unter Bedeckung einer bedeutenden Eskorte nach Dshisak gelangen; eine solche wurde ihnen auch monatlich einmal von der Regierung zur Verfügung gestellt. Der weitere Weg zwischen Taschkend und Dshisak geht über die Stadt Chodschend (dort ist jetzt ebenfalls eine bequeme Fähre über den Syr Darja), Nau, Ura Täpä und Samin. Ersterer Weg ist nur 189 — 200 Werst lang, während letzterer wohl über 350 Werst beträgt. Der Weg nach Kokand schliesst sich an letzteren Weg südlich von Chodschend an.

Von Dshisak führen nach Buchara drei verschiedene Wege: 1) der nördliche Weg: nördlich von Kara-Tag nach der Stadt Nurata und von hier direkt nach Buchara. 2) Der mittlere Weg: über den Bergpass Bir Ischäk nach Dshuma Basar, Tschiläk, Mitan, Ischtichan, Katyrtschy etc. 3) Der südliche Weg: durch das sogenannte Tamerlansche Thor, am Jylan-ötü etwas nördlich von Jangy Kurgan nach Samarkand. Von Samarkand aus theilt sich dieser Weg in einen äusseren, d. h. südlich vom Serafschan-Thale über Daul, Tschimbai, Schor Kuduk, dann über das Gebirge Tim-Tag und die Steppe Orta Tschöl und einen inneren im eigentlichen Serafschan-Thale über Jangy Kurgan, Katty Kurgan führenden. Da die westliche Hälfte des äusseren Weges sehr wasserarm ist und der östliche Theil des inneren Weges wegen der vielen Ansiedlungen und Bewässerungsgräben manche Schwierigkeiten darbietet, so folgen die Reisenden bis Schor Kuduk dem äusseren Wege, und von hier wenden sie sich nach Katty Kurgan und gehen auf dem inneren Wege über Kermine nach Buchara.

Von den Wegen zwischen den Städten des Serafschan-Thales und der Grenzgebirge will ich nur die hauptsächlichsten erwähnen. Zwischen den nördlichen Gebirgen geht ein grosser Weg südlich vom Kara-Tag von Osten nach Westen, welcher Jangy Kurgan mit Aktschap und Nurata verbindet. Er berührt hauptsächlich die Ansiedlungen Kara Abdal, Nakrut, Sarai, Koschrawat, Dschusch, Aktschap. Von diesem Wege gehen folgende Wege nach Süden: 1) von Kara Abdal zwischen Karascha-Tag und Chodum-Tag nach Tschiläk, 2) von Nakrut über Türsun nach Tschiläk, 3) von Koschrawat über Pschat, Ak Täpä nach Mitan, 4) von Koschrawat über Tatty nach Serbent, 5) von Koschrawat über Kerägän nach Serbent, 6) von Kara Tasch über Kounschy nach Andak, 7) von Kara Tasch über Kara Tut nach

Bürgän, 8) von Bagadschat über Tikänlik nach Dshisman. Die Wege 1, 2, 3, 8 sind die Hauptverbindungsstrassen mit dem Süden, da hier die Bergübergänge keine Schwierigkeiten bieten. Tikänlik (8) ist nur für Packpferde passirbar, im Ganzen aber ohne Gefahr. Die Wege 4, 5, 6, 7 sollen theilweise sehr schlecht sein und werden deshalb sehr wenig benutzt.

Nach Norden zweigen sich folgende Wege ab: 1) von Aktschap nach Temir Kauk; 2) von Sarai nach Dshusch über Säürük, Uestük nach Uchum; 3) von Kara Abdal über Sor Bel nach Kulma. Alle diese Wege sollen sehr beschwerlich sein, besonders der Bergübergang nach Uchum.

Nach Dshisak kann man von Westen auf drei Bergpässen gelangen: 1) über den Jylan-öttü (der gewöhnliche Weg nach Jangy Kurgan; 2) über den Bergpass Bir Ischäk; 3) über den Bergpass Sary Sai, östlich vom Flüsschen Kuakia.

Der Wege vom Serafschan-Thale selbst sind natürlich sehr viele; die bedeutenderen von ihnen sind natürlich die Strassen, welche die grösseren Ansiedelungen verbinden, d. h. die Wege zwischen Tschiläk, Samarkand, Jangy Kurgan, Peischämbi, Katty Kurgan, Katyrtschy und Siaddin. Von Samarkand aus führt ein bedeutender Weg nach Osten zur Stadt Pentschikend und von da nach Urmitan; von diesem Wege zweigen sich ab: 1) ein Weg über Kara Täpä nach Schähri-Sebs; 2) ein Weg über Dshuma Basar nach Urgut und Dsham; 3) ein Weg von Pentschikend über Churma zur Festung Magian.

Von Katty Kurgan wendet sich südlich ein Weg über Sarai Kurgan und Ulus nach Dsham und Schähri-Sebs. Von diesem zweigt sich ein Weg über Sipkä nach Karschi ab. Ein anderer Weg verbindet Katyrtschy mit Karschi, dieser führt über Schirin Chotun nach Sipkä.

Alle diese Wege befinden sich in einem jämmerlichen Zustande. Die mächtigen Räder der Arba haben tiefe Furchen in den weichen Lehmboden gegraben, die, häufig durch übertretende oder die Ufer durchbrechende Canäle ausgespült, sich in tiefe Gräben umwandeln. Die stete Wassergefahr zwingt die Einwohner, die Wege im innern Serafschan-Thale einigermassen auszubessern.

Die Wege auf den höher gelegenen Grenzgebirgen des Thales werden, da hier die Furcht vor Ueberschwemmung nicht vorhanden, nie ausgebessert; sie sind daher sehr tief ausgefahren und bilden oft bis über einen Faden tiefe Hohlwege.

Digitized by Google

Brücken gehören zu den grössten Seltenheiten und werden nur bei unbedingter Nothwendigkeit angelegt. Dies ist besonders bei tiefen, künstlichen Canälen der Fall, wo bei den steilen Ufern und dem tiefen Schlamme des Bodens ein Uebergang sonst unmöglich wäre. So sind viele Brücken über den Nurpai und über die grösseren südöstlichen Canäle gebaut. Dieselben sind sehr roh aus unbehauenen Baumstämmen gezimmert, und die Passage ist oft lebensgefährlich. Nur eine Brücke, die sich nördlich von Ak Täpä auf dem Wege zwischen Dshisak und Samarkand befindet, ist im mittleren Serafschanthale aus Ziegelsteinen gebaut, daher ist sie auch weit und breit unter dem Namen Chisch-Köpür bekannt. Für Asiaten gilt sie als ein Meisterwerk der Baukunst, für einen Europäer aber nur als ein erbärmliches Bauwerk, gegen das unsere schlechtesten Brücken wahre Kunstwerke sind. Diese Brücke ist vom Vater des jetzigen Emirs vor 30 Jahren gebaut worden. Alle natürlichen Gewässer (Flüsse und Bäche) sind ohne Brücken. Bei grösseren Strömen befinden sich an denjenigen Punkten, wo sie Hauptwege durchschneiden, unbeholfene Böte zum Uebersetzen der Menschen und Waaren, besonders am tiefen Ak Darja. An seichten Stellen werden die Flüsse durchritten, so z. B. der Serafschan beim Berge Tschopanaty. Auch die kleineren Canäle entbehren der Brücken, und der Reisende in Mittelasien denkt mit Schrecken an jene schlammbedeckten Ueberfahrten, wo die festgefahrenen Wagen ihn oft zwingen, sich stundenlang in der glühenden Sonnenhitze aufzuhalten.

Die einzige Brücke, die als architektonisches Kunstwerk Bewunderung verdient, ist die dicht bei dem Berge Tschopanaty über den Serafschan führende, gerade an der Stelle, wo man jetzt mit Lebensgefahr das reissende Wasser durchreitet. Sie war ganz aus Ziegelsteinen gebaut und überspannte, wie man aus den wenigen Ruinen, die sich noch hoch in die Luft erheben, sieht, in weiten Spitzbogen den mächtigen Fluss. Jetzt ist der grösste Theil des Baues zerfallen, und es ragen nur noch zwei mächtige Bogen, unberührt von dem zerstörenden Einflusse der Zeit, in den Fluss hinein. Ob die Brücke nur begonnen und liegen geblieben, lässt sich jetzt nicht behaupten, weil ausser den beiden Bogen, die sich wohl bis 5 Faden über dem Wasser erheben, nirgends eine Spur von der Anlage zu entdecken ist. Da die Dämme, welche den Kara

Darja und Ak Darja trennen, gerade an dieser Stelle angelegt wurden, so könnte man denken, dass die mächtige Brücke nicht nur den Zweck der Erleichterung des Flussüberganges hatte, sondern auch mit ihren mächtigen Ziegelstein-Pfeilern zur Scheidung der Arme des Serafschan als Damm diente. Wer die Brücke gebaut, konnte ich nirgends erfahren. Jedenfalls ist sie aber interessant als einziges Denkmal der Profan-Baukunst.

Bevölkerung.

Die Bevölkerung des Serafschan-Thales kann nach der Sprache in zwei Gruppen getheilt werden: 1) in türkischen Dialekt redende Stämme und 2) in persisch redende Stämme. Erstere bilden den grössten Theil der Bevölkerung, während letztere nur zerstreut an einzelnen Orten leben. Diejenigen Einwohner, die sich der persischen Sprache bedienen, werden im Allgemeinen mit dem Namen Tadschik bezeichnet; die persische Sprache wird hier sogar von den ungebildeten Landbewohnern und Nomadenvölkern Tadschik-til (Tadschik-Sprache) genannt.

Die Tadschik wohnen meist nur in den Städten und beschäftigen sich dort ausschliesslich mit Handel und Gewerben. Sie bestehen zum Theil aus uralt persischen Einwohnern, zum Theil aus eingewanderten Persern oder aus freigelassenen persischen Sclaven, die alljährlich in grosser Menge von den Turkmenen in den Chanaten verkauft wurden. Die neuangekommenen persischen Einwohner werden meist Iran genannt und sind zum Theil, wenn auch ganz im Geheimen, Schiiten. Der Hauptsitz der Tadschik (ich will hier unter diesem gemeinsamen Namen alle Perser nennen) sind die Städte Chodschend am Syr Darja (wo die Tadschik-Stadt von der Ösbek-Stadt getrennt ist), Ura Täpä, Dshisak (fast nur von Tadschiken bewohnt) und Samarkand. In Samarkand ist die innere Stadt fast nur von Tadschik bewohnt, und man hört auf den Strassen fast keine andere Sprache als die persische. In den westlichen Gärten Samarkands und der Umgegend leben ebenfalls fast ausschliesslich Tadschik; einige Iran-Dörfer haben sich auch hier gebildet, die sich hauptsächlich mit Seidenbau beschäftigen. Nach Stammnamen habe ich mich bei den Tadschik vergeblich erkundigt, ebenso wissen sie auch nichts über ihre frühere Geschichte zu berichten.

Ueberbleibsel der früheren Bevölkerung sind auch die sogenannten Berg-Tadschik oder Galdscha, die an verschiedenen Punkten mehr oder weniger ausgedehnte Kreise bewohnen. Es ist, als ob diese Ureinwohner sich auf einzelnen hochliegenden Punkten vor dem andrängenden Strome gerettet hätten. Diese grossen Tadschik-Ansiedlungen sind, so viel ich erfahren konnte, folgende: 1) einen Tag Weges von Kokand auf dem Wege nach Dauan, wo mir die Dörfer Schaidan, Babadurchan und Jangas genannt wurden; 2) in den südwestlichen Gebirgen von Taschkend; 3) auf dem Nordrande des Kara-Tag zwischen Dshisak und Temir Kouk; 4) am oberen Laufe des Serafschan, östlich von Pentschikend, wo man mir die Bevölkerung Galdscha und Kara Tegin nannte. Ich habe leider keine dieser persischen Ansiedlungen besuchen können, kann also über sie auch keine näheren Aufschlüsse ertheilen. Die Bewohner sollen sich aber so viel ich gehört, wenig von den übrigen Einwohnern in Sitten und Lebensweise unterscheiden.

Die türkischen Einwohner des Serafschan-Thales sind zum grössten Theile Ösbeken, mit Ausnahme einzelner Punkte an Nurpai in der Katty Kurganschen und Siaddinschen Begschaft, wo sich bedeutende arabische Ansiedlungen finden, die aber schon längst den Einflüssen der Türken erlegen sind und jetzt die türkische Sprache reden.

Die Ösbek-Hauptstämme wohnen keineswegs scharf von einander abgegrenzt, sondern vielfach unter einander vermischt, jedoch immer in der Hauptmasse bei einander. Dass hier vielfach Vermischungen stattgefunden, beweist schon eine grosse Anzahl von Namen der Kyschlake, die häufig, wie man deutlich sieht, nach kleinen Stammabtheilungen genannt worden sind. So findet man Dörfer „Ming“ unter den Kyptschak; ebenso „Dschalair“, „Kongrat“ u. s. w. Ueber die nähere Verwandtschaft einzelner Stämme unter einander giebt es viele Erzählungen, wie z. B., dass Mangyt und Känägäs von zwei Brüdern abstammen; ich halte es aber für überflüssig, hier näher auf diese fingirte Genealogie einzugehen; nur Eines will ich noch erwähnen. Der Chan von Buchara, der aus den Mangyt stammt, soll jedesmal bei seiner Thronbesteigung auf eine Filzdecke gesetzt werden, deren vier Ecken von Abgeordneten der vier Stämme gehalten werden. Das sind die Stämme **Ming, Allat, Bährin und Batasch.**

Wie man schon aus oben Gesagtem ersehen kann, werden im Serafschan-Thal, wie überhaupt in Turan, zwei Sprachen gesprochen, die persische und die türkische. Ueber das Persische erlaube ich mir kein eingehendes Urtheil zu fällen. Es scheint aber, als ob die hier gesprochene persische Sprache wenig von dem Schriftpersischen abweicht. Was das türkische Idiom betrifft, so giebt es hier vier Dialekte: das Kirgisische, die Sprache der Kara Kalpak und der Türkmenen, und das Dschagataische oder das Ösbekische.

Von diesen Dialekten stehen die ersten drei sich sehr nahe, während sich das Ösbekische von ihnen scharf scheidet; eine Schriftsprache hat nur das Ösbekische. Natürlich kommen auf dem weiten Terrain, das die Ösbeken bewohnen, einzelne Dialektunterschiede vor; im Allgemeinen kann aber diese Sprache als ein Ganzes betrachtet werden, es verständigen sich wenigstens die Bewohner Bucharas mit den Sart von Turkistan ohne jegliche Mühe, was bei dem starken Verkehr, der zwischen den einzelnen Städten Mittelasiens stets geherrscht hat, durchaus nicht zu verwundern ist.

Was die Reinheit des türkischen Idioms betrifft, so wird dasselbe am meisten in der Steppe gesprochen, wohin die sprachzersetzende und volksgeisttödtende Civilisation des Islam noch nicht gedrungen. Am wenigsten vermischt mit arabischen und persischen Wörtern sprechen die Kirgisen, und was sie an fremden Elementen aufgenommen, haben sie vollständig zu ihrem Eigenthum gemacht. Doch auch bei ihnen hat an einzelnen Punkten ein stärkeres Andringen der Fremdlinge begonnen, das kann man am Deutlichsten bei allen den Sart nahe wohnenden Kirgisen erkennen.

Sehr nahe in Bezug auf die Reinheit steht der Sprache der Kirgisen die der Kara Kalpaken und der Turkmenen im Nurata-Gebirge, obgleich beide Stämme schon bedeutend in ihren socialen Verhältnissen den Ösbeken unterlegen sind und daher schon viele Fremdwörter aufgenommen haben.

Die Sprache der ösbekischen Landbewohner des Serafschan-Thales steht hinsichtlich ihrer Reinheit weit hinter den zuerst aufgeführten Dialekten zurück. Arabische und persische Satzwendungen werden auch von nicht Schriftkundigen in Fülle gebraucht. Am meisten entstellt ist die Sprache der Städte, wo es schon zum guten Tone gehört, sich mit fremden Federn zu

schmücken. In den Städten wiederum nimmt diese Verunstaltung der Sprache zu, je mehr man sich dem gelehrten Kreise der Bevölkerung nähert, der eine ihm ganz eigenthümliche Sprache hat. Hier wird nicht nur ein unermesslicher Schwarm von fremden Ausdrücken gebraucht, sondern auch der ganze Satzbau des vaterländischen Idioms verändert und untürkisch gemacht. Die Vocalgesetze der Sprache werden über den Haufen geworfen und den Fremdlingen zu Liebe verändert. Es ist, als ob die Gelehrsamkeit solche Unnatur fordere, denn der Mulla zwingt die lesenden Schüler, untürkisch auszusprechen und rügt auf's Strengste die volksthümliche richtige Intonirung. So kommt es auch, dass die weniger gelehrten Leute beim Lesen nach Art der Mulla aussprechen.

Die Gelehrsamkeit hat es gleichsam darauf abgesehen, die Volkssprache auszurotten. Der gewöhnliche Mann, der ohne ein Gelehrter zu sein, nur zu lesen und zu schreiben versteht, schreibt und liest türkisch. Sobald er aber ein wenig mehr gelernt hat, wendet er sich mit Abscheu von jenen Zeugnissen der Unwissenheit, von der geistigen Nahrung des gemeinen Mannes, und vertieft sich in das Studium des Persischen. Beim Schreiben bedient sich der Halbgelehrte noch der türkischen Sprache, da er der persischen noch nicht mächtig genug ist. Arabisch liest er nur den Koran, lernt Gebete und arbeitet einzelne arabische Bücher mit Interlinearübersetzung durch. Ist der Gelehrte aber bis zur arabischen Grammatik vorgedrungen und hat er einige Kenntniss des Arabischen erlangt, so vernachlässigt er auch die persische Sprache und beschäftigt sich nur mit dem Arabischen, dem Ziele eines jeden Gelehrten. Im Schreiben bedienen sich diese grösseren Gelehrten meist nur der persischen Sprache, unbekümmert darum, ob der Empfänger des Briefes persisch versteht oder nicht. Dieser Arme muss sich oft erst einen Mulla suchen, der ihm die Schrift seines Landsmannes übersetzt. Die Sprache des officiellen Schriftwechsels in Dokumenten, Erlassen etc. der Regierung ist stets die persische, selbst in Kokand. Der Grund davon ist, dass jeder Beamte stets einen Mulla bei sich hat, der natürlich persisch schreibt. Ich habe oftmals Gelegenheit gehabt, die Anfertigung officieller Schriften zu beobachten. Der Beamte theilt dem Mulla (Mirsa) den Inhalt der Schrift mit, dieser führt sie aus, und jener legt einfach sein Siegel bei.

Bei so bewandten Umständen lässt sich das unaufhaltsame Vordringen der Fremdlinge leicht erklären. Was aber besonders zersetzend wirkt, ist, dass die Fremdlinge in der Sprache selbständig fortleben, wie solches auch bei den deutschen Aristokraten im vorigen Jahrhundert mit eingemischten französischen Brocken geschah. Hier aber nimmt das Sprachgemenge stets zu, da keine sprachreinigende Reaction möglich ist.

Während doch im Allgemeinen Niemand den Satz angreifen wird, dass geistige Beschäftigung (Forschen und Lernen) den Geist bildet und die Urtheilskraft stärkt, sehen wir hier leider das Gegentheil. Ein gesundes Urtheil und eine gewisse Geistesschärfe sind nur bei den ganz Ungebildeten zu finden.

Die Sprache der Kirgisen ist fliessend und beredt; diese sind witzig und beissend in Frage und Antwort, ja oft bewunderungswürdig gewandt, und jeder auch noch so ungebildete Kirgise beherrscht seine Sprache, wie wir nur etwas Aehnliches in Europa bei den Franzosen und Russen wahrnehmen können. Kirgisischen Erzählern ist eine frische und anmuthige Diction eigen. Der Kara-Kalpake, Turkmene und der ösbekische Landbewohner des Serafschanthales ist schon unbehülflicher als der ungebildete Nomade, aber die gebildeten Klassen der Städtebewohner sind schwerfällig in der Rede, unbeholfen im Ausdruck und über alle Begriffe langweilig in der Unterhaltung. Wie sollte es aber auch anders sein? Man beschäftigt sich meist mit dem, was man aus sprachlichen Gründen nicht verstehen kann. Der Kirgise hört seine Märchen, Sagen und Lieder in seiner eigenen Sprache, er empfängt dadurch Eindrücke, die in ihm zurückbleiben und zur Nachahmung reizen. Der Ösbeke hört schon die einfachsten Erzählungen in einer Sprache, die er zum grössten Theile nicht versteht, und je tiefer er in die Wissenschaft eindringt, um so mehr hüllt sich die gelehrte Rede in ein unverständliches Gewand. Man gewöhnt sich daran, aus dem Gelesenen (Gehörten) den Sinn herauszurathen und unverdautes Wortgeklingel nachzubeten und auswendig zu lernen. Dadurch wird natürlich nur eine Funktion des Geistes, das Gedächtniss, geübt, während die übrigen Geisteskräfte erlahmen. 15—20 Jahre hat der Schüler stets mit den sprachlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, deren Ueberwindung das höchste Streben des Gelehrten ist. Wie wenige der Glücklichen giebt es aber, denen dies gelungen ist.

Die Sitze der Gelehrsamkeit sind die Medressen: hier werden nur religiöse Studien getrieben, und es wird für eine Sünde gehalten, sich dem Studium der Poesie oder anderer Litteraturzweige zu widmen. Diese Ansicht ist die allgemein verbreitete, die es auch mit sich bringt, dass man höchst selten Werke über Poesie oder Geschichte in türkischer oder persischer Sprache antrifft. Selbst unter dem Volke sind meist nur heilige Legenden oder Hikmete zu finden. Die eigentliche Volkslitteratur ist daher nur sehr gering und ich übergehe sie, da Vambéry das Hauptsächlichste derselben in seinen Dschagataischen Studien mitgetheilt hat. Viel Neues liesse sich natürlich aus dem Munde des Volkes sammeln.

Dieses Vorherrschen der Gottesgelehrsamkeit erklärt natürlich, weshalb in den Chanaten Gelehrsamkeit und Fanatismus zusammenfallen. Je mehr man sich der Wissenschaft hingiebt, um so mehr ist man fanatischer Mohammedaner, und die höchsten Gelehrten sind die wahren Schürer der Unduldsamkeit. Sie sind die steten Urheber der Unruhen in Mittelasien, haben den Emir zum diesjährigen Kriege gezwungen, tragen die Schuld, dass Samarkand in Asche und Trümmern liegt, und sie werden jeden Chan zwingen, die Verträge mit Ungläubigen, welche von Anfang an ein Treubruch sind, zu zerreissen. Der Emir von Buchara und seine Beamten müssen mit den Gelehrten eng zusammenhalten, denn sie wissen, dass ihre Macht bei diesen wurzelt. Daher sind sie äusserlich streng rechtgläubig und unterstützen ihrerseits diese Stützen der Religion.

Die grosse Mehrzahl der Gebildeten gehört dem Handelsstande an; diese Handelsleute sind weniger fanatisch als die Gelehrten und Beamten, sie sind daher auch den Russen weniger feindlich gesinnt; doch auch sie sind zu gute Mohammedaner, um nicht, wenn die Religion bedrängt wird, sich an die Seite der Schützer derselben zu stellen, wenn sie sich auch sobald die Verhältnisse es erheischen, dem neuen Herren willig unterordnen.

Das Volk endlich ist apathisch und charakterlos, es erfüllt die religiösen Vorschriften streng. Es hasst zwar seine Peiniger, die Beamten und Gelehrten, wird aber leicht durch Vorspiegelungen der Gelehrten zum Fanatismus verleitet.

Die Kirgisen und Kara-Kalpaken endlich kennen den mohammedanischen Fanatismus nicht; sie sind zwar äusserlich

strenge Anhänger des Islams, oder glauben dies wenigstens zu sein; unberührt sind sie aber geblieben von dem versengenden Hauche des Fanatismus; ausserdem hassen sie die herrschenden Sart, besonders die Mulla's, die ihrerseits wegen Vernachlässigung einiger Religionssatzungen die Kirgisen stets Ungläubige nennen. Daher kommt es auch, dass die Kirgisen stets bereit sind, gegen die Städtebewohner zu kämpfen, und sich von Anfang an auf Seite der Russen gestellt haben. Dazu drängt sie theils der Hass, zum grossen Theile aber auch die Raubgier, da es bei den Kampfzügen stets möglich ist, eine gute Beute zu erringen.

So liegen die geistigen Verhältnisse des Volkes. Wir sehen zwei Elemente mit einander kämpfen, das türkisch-volksthümliche und das persisch-arabisch-mohammedanische. Letzteres hat leider schon hier die Oberhand gewonnen und hält jede Entwickelung des Volkes zurück. Ein Fortschritt wäre hier nur dann möglich, wenn das volksthümlich-türkische Element durch europäische Civilisation eine Hülfe gewinnen könnte, welche die Uebermacht der Mohammedaner paralysirt. Jetzt, wo der Volksgeist in der Steppe sich noch kräftig erhält, ist dies nicht schwer, daher muss eilige Hülfe geschafft werden.

Ebenso wie in der Türkei der schlaue, gewandte und thätige Grieche dem faulen, indolenten, aber ehrlichen Türken gegenübersteht, ebenso bildet in Mittelasien der schlaue, strebsame Perser einen Gegensatz zu dem unbeholfenen, trägeren Tataren. Wie auch schon Vambéry bemerkt, bilden die Tadschik Bucharas ein bedeutendes und gewichtiges Moment der Beamtenwelt des Emirs. Durch die Vermischung mit dem persischen Elemente hat sich die türkische Bevölkerung der Städte schon in vieler Beziehung dem Charakter der Tadschik genähert. Hier sehen wir eine Bevölkerung, die gleich dieser das Wort „Vortheil und Erwerb" auf ihr Panier geschrieben hat, eine Bevölkerung, deren höchstes Ideal materieller Gewinn ist. Trotz der mohammedanischen Verachtung des irdischen Tandes ist das Geld doch ihr einziger Abgott, und keine Bande des Blutes werden sie berücksichtigen, wenn es gilt, einen materiellen Vortheil zu erringen. Daher ist die Hauptbeschäftigung des Städtebewohners auch der Handel, weil er durch ihn, ohne körperliche Anstrengung, die er ebenso hasst wie der Perser, einen reichen Gewinn erhalten kann. Nirgends sieht man wohl ein Feilschen, wie es

auf den Märkten Mittelasiens stattfindet. Dabei sucht der Händler, wo er nur irgend kann, den Käufer zu übervortheilen und zu betrügen. Die Selbstsucht der Städtebewohner kennt keine Grenzen. Mir ist es selbst passirt, dass ein reicher Mann, der mich in Samarkand herumgeführt hatte, mir durch einen Kirgisen bemerklich machte, dass ihm ein Geschenk erwünscht sei, und dass er, als ich ihm des Versuches halber ein 20-Kopekenstuck gab, diese Gabe mit der grössten Freude einsteckte. Das Wort Geschenk (silau) ist überall zu hören und wird bei den kleinsten Diensten, z. B. bei Nachfrage nach einer Strasse, einem Hause, stets mit sehr verständlicher Bewegung der Hand ausgesprochen. Selbst der Händler bittet, nachdem er eine Waare verhandelt, noch um eine Silau. Neben dieser Sucht nach Erwerb ist der Hauptcharakterzug der Städtebewohner der Geiz. Wenn es Etwas zu erwerben giebt, spricht derselbe nie das Wort Fani Dunja (die zerbrechliche Welt) aus, aber desto öfter, wenn es gilt, seinen Geiz zu decken. Daher leben die Reichen fast ebenso armselig wie die Aermsten und geniessen nur dieselben Speisen, höchstens, dass sie bessere Wohnungen haben und die Fremdenzimmer etwas stattlicher ausschmücken. Ausser der Geldgier und dem Geize sind Feigheit, Grausamkeit, Heimtücke und Heuchelei die hervorragendsten Züge ihres Charakters. Man betrachte nur die Kämpfe mit den Russen, die schreckliche Behandlung von zufällig in ihre Hände gefallenen Gefangenen, gleichviel ob Russen oder Kirgisen, welche man die schrecklichsten Qualen erleiden liess. So wurden einem der Gefangenen die Gelenke ausgerenkt und ihm dann die Knochen der Arme und Füsse zerbrochen; einem Kirgisen wurde täglich ein Zahn ausgezogen, weil seine Zähne, die das Brot der Ungläubigen gegessen, nicht werth seien, noch fürder Gottes Speise zu zerkauen. Dafür sprechen auch die Vorfälle im vorigen Frühjahr in Dshisak, wo man, als der Emir auf jeden Russenkopf eine Belohnung aussetzte, in der Nacht Wachtposten erstach oder Leichen auf dem Kirchhof ausgrub und ihnen die Köpfe abschnitt, die man dem Emir als Trophäen überbrachte. Man sehe nur den Derwisch auf dem Markte, der um sich die gläubige Menge versammelt und ihnen lügenhafte Träume erzählt, durch die er sich Geld erschwindelt.

Der Landbewohner des Serafschan-Thales macht schon einen viel besseren Eindruck, denn es wohnt ihm eine gewisse Treu-

herzigkeit inne, die dem Städtebewohner ganz abgeht. Auch er ist geldgierig, aber nicht in dem Maasse wie jener. Dabei fehlt ihm die Rührigkeit des Handelsmannes, er ist phlegmatischer und fauler, scheut aber körperliche Arbeit nicht, wie es ja auch sein Beruf mit sich bringt. Er liebt den Tadschik nicht, dessen feine Gewandtheit er fürchtet. Dabei ist er furchtsam und schüchtern.

Die Kara-Kalpaken, Turkmenen und Kirgisen sind die reinen Naturkinder, die, wenn auch schlau und listig, doch im Grunde Treuherzigkeit, Gutmüthigkeit und Anhänglichkeit zeigen. Sie sind geschworene Feinde jeder Arbeit und lieben, dass die gütige Natur sie mit allem Nothwendigen versehe. Kriegerischen Geist habe ich auch hier nirgends gefunden, vielmehr grosse Proben von Feigheit. Neugierig drängen sie sich um den neuen Ankömmling und werden oft so zudringlich, dass man sie sich kaum vom Leibe halten kann. Vortheilhaft unterscheiden sie sich in sittlicher Beziehung von den Ösbeken, bei denen die schrecklichste Unsittlichkeit herrscht.

Was das Aeussere betrifft, so scheidet sich auch hier das ursprüngliche türkische Element scharf von dem persischen, oder dem vom persischen beeinflussten. Die Kirgisen, Kara-Kalpaken und die Turkmenen, die noch unvermischte Vertreter des Türkenthums sind, sind meist von mittlerer Gestalt, von untersetztem, kräftigem Körperbau, sie haben breite Gesichter mit hervorstehenden Backenknochen, eine breite Nase, zurückstehende Stirn. Ihre Haare sind schwarz, mit einem schwachen Anflug von Braun. Die Augenbrauen sind schmal und der Bartwuchs gering. Die Tadschik, die nördlichen Sart und ein grosser Theil der Ösbeken sind meist gross und schlank, von schwächlichem Körperbau. Ihre Gesichter sind schmal und scharf markirt, die Nase gross und fein gebogen; die Augenbrauen sind buschig, und ein prachtvoller Bart rahmt die regelmässig und edel geschnittenen Gesichter ein. Die stechend schwarze Farbe des Bartes und die schwarzen Augen, die meist ein unheimliches Feuer sprühen, geben ihnen den Ausdruck der schönsten Männlichkeit, so dass sie beim ersten Anblick sogar den Eindruck von Kraft und Entschlossenheit machen. Dazu trägt auch nicht wenig der tiefe Ernst bei, der fast stets auf ihren Gesichtern lagert. Aber sobald sich dieses Gesicht zu dem süssen heimtückischen Lächeln verzieht, schwindet alle vorhergefasste Illusion.

Digitized by Google

Die Lebensweise der Bewohner Mittelasiens ist so eintonig wie ihre Städte, so eintönig wie die ganze Natur, die sie umgiebt. Das öffentliche Leben gehört, wie bei allen Mohammedanern, nur dem Manne. Ihn sieht man in seinem bunten, meist geflammtfarbigen langen Rocke, den mit hellgrünen Galoschen bekleideten langschäftigen Stiefeln und dem phantastisch um den Kopf gewundenen weissen, grünen oder rothen Turban langsam und gravitätisch durch die Strassen schreiten. Er sitzt auf den Märkten und bei der Moschee traulich plaudernd. Nur selten schleicht zwischen den bunten Gruppen der Männer eine kleine, schmächtige Gestalt in einem langen, blauen, den Kopf verhüllenden Rocke einher, dessen lange Aermel bis zur Erde reichen und am unteren Ende zusammengenäht sind. Der Rock ist vorn auf der Brust fest zusammengehalten, und an dem stehenden Kragen ein Stück schwarzes Pferdehaargeflecht festgenäht, das den geöffneten Theil des Rockes vor dem Gesichte vollständig verhüllt. Dies sind die Frauen. Sie schleichen wie Verbrecher, die das Licht scheuen, durch die Gruppen der Männer, ehrerbietig jedem Manne ausweichend, der ihnen in den Weg tritt.

Verlassen wir die Strasse und treten durch das schmale Eingangsthor in den Hof, so sehen wir meist zur Seite des Thores, unter einem von Holzpfosten gestützten Lehmdache, die Raufen für die Pferde. In den grossen Städten, in der Nähe der Märkte, wo die Bevölkerung sehr gedrängt wohnt, befinden sie sich auf einem breiten Corridore, der zu dem sehr kleinen Hofe führt. Der Hof ist meist in Quadratform gebaut und rings von Mauern umschlossen, deren eine die Wand des Wohnhauses bildet; in dasselbe tritt man durch mehrere kleine roh mit Schnitzwerk versehene Thüren, vor denen eine aus Lehm festgeschlagene, etwa ein Fuss hohe Terrasse sich erhebt; auf derselben sind mehrere Teppiche ausgebreitet. Die Thüren führen zu den Empfangszimmern des Hausherrn, die ihr Licht durch die Thür und kleine, mit Papier beklebte Fenster erhalten. Die Wände der Empfangszimmer sind meist roh mit Lehm beworfen, und nur bei Reichen sind sie geweisst oder mit Arabesken bemalt. Die Decke ist weiss, nur bei Reichen mit bunten Farben und Gold verziert. In den Wänden befinden sich Nischen und in diesen steht gewöhnlich das Theegeschirr, sowie die Bibliothek des Hausherrn, meist aus halb zer-

lesenen Büchern bestehend; ein Koran oder ein Häftijak fehlt nie in dieser Bibliothek. Der Boden der Empfangszimmer ist mit turkmenischen Teppichen bedeckt, und an verschiedenen Stellen liegen Kissen mit bunten seidenen Bezügen; für die besseren Gäste findet sich in jedem Zimmer eine dickwattirte, mit Seidenzeug überzogene Decke. In der andern Wand des Hofes befindet sich eine grössere Thür, und an dieser erscheinen von Zeit zu Zeit Kinderköpfe, die verstohlen nach dem Neuangekommenen ausspähen. Diese Thür führt zu einem zweiten Hofe, der im Ganzen ebenso eingerichtet ist wie der erste, und den Aufenthaltsort für die Familie bildet.

Die meisten Gehöfte bestehen in dieser Weise aus zwei Höfen; nur bei ganz armen Leuten ist ein einziger Hof, der dann durch eine Schilfmatte in zwei Abtheilungen getrennt ist. Der vordere Hof gehört dem männlichen Geschlechte, der hintere dem weiblichen und den Kindern; den hinteren Hof betritt der Mann nur selten, besonders der wohlhabende. Letzteren bewohnt die arme Sclavin des Mannes, welche scheu ihrem einförmigen, freudlosen Tagewerke nachgeht. Sie sitzt dort einsam, die Kinder spielen um sie herum; sie näht, spinnt, bereitet die Speisen und legt sich dann an einem schattigen Plätzchen nieder, um zu schlafen. Ich hatte Gelegenheit, den Frauenhof eines Nachbarhauses zu beobachten, und konnte mich so recht von dem Leben der Frauen überzeugen. Sie verrichten langsam ihre eintönige Arbeit, man sieht ihnen so recht den Ueberdruss am Leben an. Keine Zerstreuung ist für sie vorhanden, denn nur höchst selten kommt eine Nachbarin herangeschlichen, mit der sie sich unterhält. Gut, dass die Hitze schläfrig macht, sonst möchten sie das Leben schwerlich so ertragen können.

Der Männerhof steht den grössten Theil des Tages über leer, denn der Mann darf den Markt und die Moschee nicht versäumen. Am Nachmittag aber sammeln sich häufig Gäste im Hause, dann herrscht hier einiges Leben. Da werden Thee, Früchte und Speisen aufgetragen, und mit munterem Gespräch sucht man sich die Zeit zu verkürzen. Besonders belebt wird aber die Versammlung, wenn ein befreundeter Mulla mit hohem, sauber gefaltetem Turban aus feinem weissen, englischen Musselin, auf seinen langen, mit Silber verzierten Stock sich stützend, gravitätisch herantritt und die Versammlung beehrt. Er greift gleich nach den auf dem Simse liegenden Büchern und liest

Digitized by Google

etwas sehr Erbauliches aus einem arabischen Buche vor. Ob die Gäste von dem Vortrage sehr erbaut gewesen, ist fraglich, denn bald nach seinem Fortgehen wird, nachdem noch mehrere Nachbaren eingetreten, ein Knabe in Frauenkleidern herbeigebracht. Die Anwesenden setzen sich im Halbkreise auf dem Hofe nieder, und nun beginnt der Knabe seinen Tanz, der in schrecklich ungraziösen Verrenkungen des Körpers und aus höchst widrigen, unanständigen Geberden besteht. Ein höchst unharmonisches Saiteninstrument spielt die Musik zum Tanze, und die Zuschauer klatschen mit den Händen den Takt. Gierige, geile Blicke werden nach dem tanzenden Betschä geworfen, der den graubärtigen, halbtollen und verliebten Alten kokette Blicke, den Bevorzugten wohl auch manchmal Zuckerstückchen oder Brodstückchen zuwirft, welche sie im Taumel zu erhaschen suchen und mit Gier verschlucken. Diese Tänze dauern meist bis tief in die Nacht hinein, und ich will das Ende des Festes mit dem Schleier des Schweigens verdecken. Die Lasterhaftigkeit dieser Menschen zerreisst noch die letzten Bande der Familie und erreicht darin ihren Gipfelpunkt, dass man hier jährlich Tausende von Knaben von 8 bis 10 Jahren zu unsittlichen Buhlereien abrichtet und moralisch tödtet.

Die Nahrung der Bewohner des Serafschanthales ist sehr einfach und in allen Schichten der Gesellschaft dieselbe. Der Arme und der Arbeiter leben meist von Brod und Früchten. Das Brod wird aus Weizenmehl, Wasser und Salz geknetet und, ohne es dem Gährungsprocesse zu unterwerfen, in dünnen, runden Scheiben gebacken. Frisch ist es ganz wohlschmeckend. Ausserdem giebt es noch kleine runde Brödchen, die mit Schaffett vermischt werden, diese schmecken sehr schlecht. Die Früchte sind natürlich nach der Jahreszeit verschieden. Im Spätsommer sind Melonen, die sehr wohlschmeckend sind, die beliebteste Speise. Von gekochten Speisen ist die allgemein verbreitetste das Pilaw, hier kurzweg „Asch“ (Speise) genannt. Es ist mit Schaffleisch gekochter dicker Reis, der ausserdem mit dünnen, feingeschnittenen Mohrrübenscheiben vermischt ist. Dieses Pilaw ist diejenige Speise, die man stets den Gästen vorsetzt, und ich habe sie daher auch zur Genüge gegessen. Sie wird sowohl auf dem Tische der Reichen wie der Armen aufgetragen. Eine andere sehr beliebte Speise sind die Nudeln, die sowohl in Milch wie auch in Fleischbrühe gekocht werden.

Seltener erhält man in Hammelfett gebratenes, kleingeschnittenes Fleisch. Milchgerichte, wie auch sauere, gekochte Milch, (Airan) sind hier ziemlich selten anzutreffen. Auf den Märkten werden noch in Teig gefüllte und in Dampf gekochte Fleischklösse verkauft. Diese sind sehr schmackhaft, aber etwas zu fett. Einen Haupttheil der Nahrung bildet noch der Thee, bei Reichen grüner Thee, der gewöhnlich mit Mandeln, Rosinen und getrockneten Früchten aufgetragen wird, doch wird derselbe überaus unschmackhaft in langen, schmalen metallenen Kannen am Feuer gekocht. In einigen Karawansereien, selbst in Dörfern, sah ich russische Theemaschinen, jedoch sind dieselben beim Volke noch wenig im Gebrauch. Von Getränken will ich noch den Scherbät erwähnen, der aus Honig bereitet wird. Der letztere wird in irdene Krüge gethan, die luftdicht verschlossen und dann in die Erde vergraben werden. Er wird dickflüssig wie brauner Syrup. Man geniesst ihn mit Wasser vermischt. Branntwein habe ich nur bei den Juden in Samarkand gesehen. Dies sind die Speisen, die hier Reich und Arm geniessen, und ich glaube, dass auch die Tafel des Emirs keine weitere Abwechslung aufzuweisen hat.

Von Fleischsorten habe ich hier nur Schaf- und Rindfleisch angetroffen. Pferdefleisch, das die Kirgisen und russischen Tataren so lieben, scheint hier nicht gegessen zu werden. Die Mahlzeiten werden meist auf sehr unsauberen Tischtüchern, die man auf den Teppichen am Boden ausbreitet, aufgetragen. Beim Essen bedient man sich nur der Finger, die natürlich nach der Vorschrift des Korans vor und nach der Mahlzeit gewaschen werden. Löffel und Gabeln sind nirgends im Gebrauch.

Die Verwaltung.

Das Serafschanthal gehörte in seiner ganzen Ausdehnung zum Chanat von Buchara. Der Emir, als der oberste Leiter des Chanats, wohnte früher den Winter über in Buchara, den Sommer aber in Karschi, Katty Kurgan und Samarkand. Im letzten Jahre hat er die Stadt Samarkand nicht besucht. Seinen Sommeraufenthalt in Katty Kurgan habe ich bei Gelegenheit dieser Stadt geschildert.

Die Verwaltung des Chanats Buchara ist ein Gemisch aus militärisch-klerikalem Despotismus. Der Form nach ist sie rein militärisch. Das ganze Chanat ist in Begschaften getheilt, die

von den vom Emir eingesetzten Begen verwaltet werden. Die Begschaften des mittleren Serafschanthales waren bis zur Einnahme durch die Russen folgende: 1) Dshisak, 2) Samarkand, 3) Pentschikend, 4) Tschiläk, 5) Nurata, 6) Peischämbi, 7) Katty Kurgan, 8) Katyrtschy und 9) Siaddin. Die Bege sind Befehlshaber der ihnen anvertrauten Heeresmacht, die in dem Hauptorte der Begschaft in Garnison liegt, dann aber sind sie die Vertreter des Emirs selbst, die fast unumschränkt den ihnen anvertrauten Distrikt verwalten. Ihre Hauptverpflichtung dem Emir gegenüber besteht darin, ihm ein bestimmtes Steuermass jährlich zufliessen zu lassen und den Distrikt unter der Obermacht des Emirs zu erhalten, also jeden Aufstand zu verhindern oder zu unterdrücken. Sie scheinen sich oft als selbständige Herren gerirt zu haben und auch untereinander in Fehde gerathen zu sein. Aufstände gegen den Emir selbst scheinen ebenfalls nicht zu den grössten Seltenheiten gehört zu haben. Deshalb lässt auch der Emir die Bege nicht gerne allzulange Zeit auf einem Posten, und in der Wahl der Bege ist er sehr vorsichtig. Er wählt dieselben aus seiner nächsten Umgebung und ruft sie dann nach einiger Zeit wieder an seinen Hof zurück. Die Zahl der Krieger, die dem Beg zu Gebote steht, ist nach der Grösse der Begschaft sehr verschieden, besteht aber nur aus einigen Hundert Reitern, die je 20 Tengi (4 Rubel) monatlich Löhnung erhalten. Die Offiziere, die zur Verfügung des Beg stehen, sind: Jüs Baschi (Befehlshaber über 100 Mann), Mirachor, Pendschabaschi (Befehlhaber über 50 Mann) und Onbaschi (über je 10 Soldaten). Doch sobald sich eine Kriegsgefahr zeigt, muss der Beg durch Ueberredung, Gewalt und Bezahlung dieses sein stehendes Heer wenigstens verdreifachen und mit seiner ganzen Truppenmacht zu dem Oberherrn, dem Emir, stossen. Die früheren Reisenden, selbst Vambéry, geben die Truppenmacht des Emirs, welche aus diesen Begschaftstruppen und einer stehenden Leibtruppe des Emirs besteht, viel zu hoch an. Ich bin überzeugt, dass sie gewöhnlich nicht 8000 Mann übersteigt, also im Kriegsfalle auf über 20 000 Mann gebracht werden kann. Um nun das Heer ansehnlicher zu machen, wird kurz vor dem Zusammentreffen mit dem Feinde aus den nächsten Dorfschaften eine möglichst grosse Anzahl friedlicher Einwohner mit Gewalt zur Armee getrieben, so dass die Gesammtheit derselben wohl bis auf 40 000 Mann steigt. Dass aber diese meist

Digitized by Google

ganz unbewaffnete Menge die Armee nur dem Scheine nach vergrössert, ihr aber sonst in jeder Beziehung Schaden bringt, ist selbstverständlich. Und so sehen wir auch, wie bei jedem Zusammenstosse mit den Russen der grösste Theil der Armee beim ersten Kanonenschusse die Flucht ergreift. Bei Einnahme von Städten bilden die Einwohner derselben einen grossen Theil der Vertheidiger, und sie sind es, die besser kämpfen als die sie schützenden Soldaten. So habe ich allgemein von Augenzeugen vernommen.

Der Hauptbefehlshaber der Armee ist der Asker Baschi, der sich bei dem Emir in Buchara befindet. In dem diesjährigen Kriege war Oberkommandirender der Armee Osman Beg, ein vor einigen Jahrzehnten von der sibirischen Linie entflohener Kosak. Auch sonst sollen noch desertirte und gefangene russische Soldaten, die zum Theil ursprünglich Mohammedaner gewesen sind, hervorragende Stellen in der Armee einnehmen. Ein bedeutender Theil der Truppen des Emirs sind die angeworbenen Afghanen, von denen in diesem Jahre etwa 200—300 Mann unter Oberbefehl des Iskender Chan zu den Russen übertraten. Es ist, wie ich selbst gesehen, ein schreckliches Gesindel, das nur der Beute wegen sich dem Kriegsdienste widmet. Sie sollen auch ohne jegliche Gewissensbisse in diesem Jahre gegen ihre Glaubensgenossen und ihren früheren Herrn tapfer gekämpft haben. Die Armee besteht zum grössten Theil aus Reiterei (die Truppen der Begschaft und die neu angeworbenen Hülfstruppen), die eine sehr ungleiche Bewaffnung hat und ohne jegliche Ordnung auf den Feind eindringt. Bedeutend weniger an Zahl sind die Fusstruppen, die hauptsächlich die Leibgarden des Emirs ausmachen. Sie sind besser bewaffnet und sollen schon zum Theil eine Art Uniform haben. Auch sollen sie zum Theil schon eingeübt sein und zwar theils durch russische Deserteure, theils durch Afghanen, die in Indien bei den Spahis gedient haben. Die Artillerie war bis jetzt fast nur Festungsartillerie. In dem letzten Jahre wurde sie aber schon im Felde benutzt und die Kanonen transportabel gemacht. Der Emir scheint über 40—50 Kanonen zu verfügen. Im Schiessen ist diese Artillerie höchst ungeschickt und fügt dem Feinde fast gar keinen Schaden zu. Die Kanonen selbst sind sehr schlecht, die Kanonenrohre schlecht gegossen und die Kugeln nicht glatt. Als im vorigen Jahre ein russischer Artillerie-Offizier gefangen wurde, verlangte

Digitized by Google

der Emir, er solle die Artillerie exerciren. Da er nach vielem Weigern sich endlich zum Exercirplatz begab und ihre Uebungen mit ansah, konnte er sich kaum des Lachens über die abenteuerlichen Manipulationen enthalten. Doch der Artillerie-Kommandeur machte ihn im Geheimen darauf aufmerksam, dass er hier Alles loben müsse, sonst koste es ihm den Kopf, und zwar wurde ihm dies in russischer Sprache gesagt. Dies that er denn auch und wurde vom Emir beschenkt und nicht weiter behelligt. Wie weit die Kriegskunst bei den Bucharen vorgeschritten und was sie von den Siegen der Russen denken, beweist das eifrige Suchen und Fragen des Bucharischen Abgesandten Mussa Bai nach Büchern, aus denen man die Kunst zu siegen erlernen könne; er soll sich sehr bestimmt geäussert haben, dass ein Du'a (ein Zauberspruch) hierbei im Spiele sei.

Von höheren Bucharischen Beamten lernte ich zwei Abgesandte, die den unterzeichneten Friedensakt des Emirs nach Samarkand in das Hauptquartier überbrachten, und drei Beg während meines zufälligen Aufenthaltes bei der Grenzregulirung kennen.

Was die Gesandtschaft des Emirs betraf, so bestand sie aus drei Personen, dem Mussa Bai, dem Mirachor des Emirs, einem Geistlichen (Ischan) und einem Finanzbeamten. Mussa Bai war ein gewandter alter Mann, ein schlauer Schmeichler, der stets in süsser Rede die schönsten Versprechungen machte. Wir wurden die besten Freunde, so dass er mir schon bei dem zweiten Zusammentreffen ein persisches Geschichtswerk verehrte, es aber noch auf einige Tage bei sich behalten wollte, wogegen ich ihm einen schönen Koran schenkte. Aber er reiste ab, ohne mir das unter so schönen Redensarten geschenkte Buch einzuhändigen. Er plauderte viel, aber meist leeres Zeug. Der zweite Abgesandte, ein hoher Geistlicher von turkmenischer Abstammung, machte einen viel besseren Eindruck; er war ernst, streng und offen in seinem Benehmen und sein Auftreten sehr würdevoll. Bei unseren Zusammenkünften erzählte er mir viel von den Turkmenen. Unsere Hauptunterhaltung drehte sich aber um den Islam. Er suchte mich von der Trefflichkeit dieser Religion zu überzeugen und wollte mich durchaus zum Uebertritt bewegen; unser Streit wurde manchmal recht heftig, und ich muss gestehen, er führte ihn mit vieler Gewandtheit. Von dem dritten Gesandten habe ich nie ein Wort vernommen, er

spielte eine stumme Figur. Die Abgesandten waren in schöne seidene Röcke gekleidet, die sich im Schnitt durchaus nicht von dem der übrigen Leute auszeichneten. Die Schabracken ihrer Pferde waren mit Gold gestickt und die beiden weltlichen Abgesandten waren mit Säbeln umgürtet. Der Geistliche trug nur den seinem Stande eigenthümlichen Stock. Stieg dieser Würdenträger zu Pferde, so gab er den Stock einem Diener, der ihn hinter ihm hertrug.

Die drei Bege, die ich bei der Grenzregulirung kennen lernte, waren Rachmet Bi, der Beg von Siaddin, Bahadur Bi, der Beg von Katyrtschy und Abdulgafar, der Beg von Nurata. Rachmet Bi, derselbe, dessen Vambéry als Befehlshaber von Buchara erwähnt, war von Abkunft ein Tadschik. Er kam zuerst nach Katty Kurgan, um von dort nach Samarkand zu gehen und die Dämmung des Serafschan, die hauptsächlich für die siaddinische Begschaft nöthig ist, zu leiten. Hier erhielt er aber ein Schreiben des Emirs, der ihm befahl, der Grenzregulirung beizuwohnen. Er trug sich einfach, wenn auch gewählt, und eignete sich in kurzer Zeit die Formen des Umganges mit Europäern in einem hohen Maasse an. Durch Liebenswürdigkeit suchte er überall seinen Vortheil geltend zu machen. Ich wurde mit ihm schnell bekannt, aber schlau wich er allen Fragen über Buchara aus. Als Geschäftsmann zeigte er sich sehr gewandt und hatte die augenblickliche Stellung Buchara's vollständig begriffen; die Geschäfte gingen daher mit ihm ohne Schwierigkeit von Statten. Von den Eingeborenen wurde er mit Ehrfurcht behandelt und dem Volke gegenüber wusste er sich stets als Beg zu geriren, was ihn aber durchaus nicht verhinderte, zwei Betschä mit sich zu führen. Er soll beim Emir in hohen Ehren stehen.

Gerade das Gegentheil von dem gewandten, einschmeichelnden Rachmet Bi bildete der Beg von Katyrtschy, Bahadur Bi. Er war verschlossen und tölpelhaft und schien nur äusserst geringe Fähigkeiten zu besitzen. Seine Umgebung zeigte sich gegen ihn sehr insolent und brutal, und mehrmals, wenn er sich mit mir und dem Dolmetscher unterhielt, sagte ihm einer seiner Gefährten, er möge doch nicht so viel sprechen, das passe nicht für seine Würde und Stellung.

Als wir bei Katyrtschy anlangten und er durch einen Brief eingeladen wurde, in unser Lager zu kommen, schützte er vor,

Digitized by Google

von Emir keine Instructionen zu haben, und sagte, er würde seinem Verwandten sein Siegel übergeben und ihm einige Aksakale zuordnen, die mit uns die Grenze feststellen könnten. Das wurde natürlich abgeschlagen und die Forderung nach seiner Gegenwart wiederholt. Da gab er endlich nach und bezeichnete Tasmatschy als Punkt der Zusammenkunft. Selbst nach Kinedys zu kommen, weigerte er sich, da er seine Begsbatt nicht verlassen durfte, sondern schickte Geschenke, die unter so bewandten Umständen nicht angenommen wurden. Bei Tasmatschy trafen wir zusammen: er empfing uns hier an der Veranda eines sehr ansehnlichen Hauses, umgeben von einer Suite von etwa hundert Menschen, die im Kreise um ihn sassen. Zu seiner Seite sass sein Jassaul Baschi und einige Mulla's; er sprach sehr wenig, und für ihn führten meist der Jassaul Baschi und ein Mulla das Wort. Diese setzten uns für's Erste auseinander, dass dieser Beg ein ganz anderer Mann sei, als Rachmet Bi. Er sei Ösbek und aus einem fürstlichen, dem Emir verwandten Geschlechte, während Rachmet Bi ein Tadschik und Emporkömmling sei. Darauf besuchte er uns an demselben Tage, am nächsten begann die Grenzregulirung, und wir waren höchst überrascht, als wir uns am andern Morgen mit unserm kleinen Häuflein von 800 bis 1000 Reitern umringt sahen, die das Gefolge des Begs bildeten; von diesen waren etwa 200 mit Flinten bewaffnet. Der Beg war von zehn mit Stöcken bewaffneten Jassaulen umgeben; er mied es, mit uns zu reiten. Bei jedem Dorfe machte er Halt und schützte zweimal Krankheit vor, um sich entfernen zu können. Später erfuhren wir, er sei nur mit Zittern und Zagen der Einladung gefolgt und habe seine Begleitung schnell aus den umliegenden Dörfern zusammengebracht. Er habe ihnen streng befohlen, ihn stets zu umgeben und vor etwaigem Ueberfall zu schützen. Als ich bei Beendigung der Arbeiten ihm das Protokoll zum Unterschreiben übergab, nahm er dasselbe in die Hand, drückte, ohne auch nur einen Blick darauf geworfen zu haben, sein Siegel darunter und reichte mir es wieder hin. Ich ersuchte ihn, doch wenigstens das Schriftstück durchzulesen, und da erst übergab er es seinem Mulla, der es mit lauter Stimme vorlas.

Der dritte Grenzcommissar, Abdulgafar, wollte auch zuerst seinen Sohn absenden, kam jedoch später selbst nach Aktschab. Er machte auf mich den besten Eindruck; er war weder krie-

Digitized by Google

ebend freundlich wie Rachmet Bi, noch tölpelhaft unbeholfen wie Bahadur Bi. Er entwickelte viel Sachkenntniss und Energie. Er war von keinem Gefolge begleitet und auch kein Jassaul ritt mit dem Stocke bewaffnet vor ihm her. Die Bevölkerung behandelte ihn, soviel ich bemerken konnte, mit der grössten Ehrerbietung.

Viel Gewandtheit gehört dazu, mit den asiatischen Abgesandten zu unterhandeln. Sie sind stets zu Ausflüchten und Winkelzügen bereit und bemühen sich, die gegnerischen Unterhändler in den Augen des sie umgebenden Volkes herabzusetzen. So verfuhr Rachmet Bi mit einem Offizier, der ihm in Katty Kurgan zur Begrüssung entgegengeschickt wurde. Als er denselben sah, that er, als ob er vom Pferde steige, blieb aber mit dem einen Fusse im Steigbügel. Als der Offizier, der das nicht bemerkt hatte, vom Pferde gestiegen war und dasselbe einem Kosaken übergeben hatte, schwang sich Rachmet Bi schnell wieder in den Sattel, reichte dem zu Fuss stehenden Offizier die Hand vom Pferde herab und ritt stolz weiter, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern.

Wenden wir uns jetzt zu der inneren Verwaltung. Der vom Emir eingesetzte Beg ist zu gleicher Zeit in allen Angelegenheiten der Vertreter des Emirs selbst, seine Hauptaufgabe ist es aber, die geforderten Steuern einzutreiben und diese dem Emir zu übersenden. Gehalt bezieht er so wenig wie seine Unterbeamten, er muss sich und seine Untergebenen, selbst seine Soldaten, aus örtlichen Mitteln unterhalten, und es stehen ihm zu diesem Zwecke gewisse Steuern zu Gebote. Die nächsten Gehülfen des Beg sind seine Verwandten, die er mit Vollmachten in seinem Namen in die verschiedenen Theile seines Gebietes sendet. Er wählt deshalb seine Verwandten, weil er durch sie nicht hintergangen zu werden denkt. Ihnen werden dieselben Ehrenbezeugungen zu Theil wie dem Beg selbst. Ausserdem umgiebt dieser sich mit einem Kreise von Jassaulen, deren Zahl ganz von seinem Belieben abhängt. Der Befehlshaber derselben ist der Jassaul Baschi. Diese Jassaule sind zum grössten Theil in seiner Umgebung: sie sind seine Spione in jeder Beziehung. Es werden ihnen aber auch oft kleine Geschäfte im Districte übertragen.

Jede Begschaft ist wiederum in kleinere Districte getheilt, an deren Spitze sich Aksakale befinden. Der einflussreichste

ist der Aksakal der Residenz des Begs, der zugleich den Titel Amin führt. Die Aksakale müssen die Befehle des Begs in ihrem Districte ausführen: es besteht aber auch ihre Aufgabe hauptsächlich darin, die Steuern dem Beg einzuliefern. Zu diesem Zwecke stehen ihnen Steuereintreiber zur Seite. Jede einzelne Ansiedelung hat ebenfalls einen Aksakal. Ebenso giebt es für die Markte und für Beaufsichtigung der Wasserleitungen gewisse Aksakale. Alle diese Beamten müssen sich aus örtlichen Mitteln erhalten. Auch sie haben ihren Vorgesetzten gegenüber vorzüglich für die Ruhe in ihren Bezirken einzustehen. Eigenthümliche Verwaltungsreglements scheinen hier nirgends zu existiren, und jeder der Beamten hat nach Gutdünken zu verfahren, um die von ihm geforderten Leistungen verrichten zu können.

Neben dieser weltlichen Verwaltung besteht noch eine geistliche Verwaltung. In dieser scheint noch grössere Verwirrung zu herrschen als in der weltlichen. Die geistliche Verwaltung ist die Kaste der Gelehrten, die in der Residenzstadt den Beg umgiebt und sich in ausserlich lockerem Zusammenhange über das ganze Terrain verbreitet, dasselbe aber dennoch wie eine feste Kette umschliesst. Die einzigen Beamten dieser Geistlichkeit sind die an den verschiedenen Punkten eingesetzten Kasy oder Richter. Von wem dieselben eingesetzt werden, habe ich nicht erfahren können, es scheint in Vereinbarung der Mulla's und des Begs zu geschehen. Der Richter hat sowohl Privatstreitigkeiten zu schlichten wie auch in Criminalsachen zu richten. Da das Gesetz (Scheriat) arabisch geschrieben und in vieler Beziehung für die hiesigen Verhaltnisse nicht passt, ausserdem die hiesigen Juristen die einzelnen Punkte desselben nicht durch feste Bestimmungen erweitert haben, so steht dem Kasy bei seinen Richtersprüchen, da er zugleich Uebersetzer und Ausleger des Gesetzes ist, ein weites Feld offen. Er richtet sich in seinen Entscheidungen meist nach den geistigen Fähigkeiten der streitenden Parteien und nach ihrem Einflusse bei der Bevölkerung. Wie in Criminalsachen gerichtet wird, weiss ich nicht zu sagen; es scheint, als ob hier der Kasy den Aksakal und andere angesehene Leute zu Hulfe zieht. Wie weit die Competenz eines Kasy geht, weiss ich auch nicht anzugeben. Es ist möglich, dass in wichtigen Fällen der Kasy sich mit dem Beg zu vereinbaren hat. Der Beg selbst hat das Recht, Todesurtheile zu bestätigen, soll aber auch dazu der Zustimmung seiner geist-

Digitized by Google

lichen Umgebung bedürfen. Ich habe aber auch andererseits gehört, dass auch ohne den Beg die Todesstrafe in kleineren Districten verhängt worden ist. Bei Aufständen verfährt der Beg nach Gutdünken und henkt, so viel es ihm beliebt. Früher sollen in dieser Beziehung oft grauenhafte Scenen stattgefunden haben, da das Ansehen des Begs nach der Zahl der Gehenkten ermessen wurde. Die Einwohner des Serafschan-Thales sind an das Henken so gewöhnt, dass es auf sie nicht den geringsten Eindruck macht, und von ihnen ebenfalls ein Tamascha (Schauspiel) genannt wird.

Die Kaste der Geistlichen wacht auch über die Rechtgläubigkeit der Einwohner in der strengsten Weise und zieht diejenigen, welche sich gegen die Gesetzesvorschriften der Religion auflehnen, vor das geistliche Gericht, das sie selber bilden. In solchen Fällen steht dem Beg gar keine Competenz zu und er überlässt die Opfer dem Fanatismus, dessen er zu anderen Zwecken sehr bedarf. In einzelnen Fällen scheinen aber auch der Emir und selbst die Begs den Mulla's sich entgegenzustellen und ihnen gehörig zu Leibe zu gehen; so liess Mussafar-eddin im vorigen Jahre viele Gelehrte in Samarkand henken, da sie das Volk gegen ihn aufgeregt hatten.

Im gegenwärtigen Augenblicke, wenigstens als ich mich in Mittelasien aufhielt, herrschen im ganzen Chanate entsetzliche Wirrnisse. Der Emir hatte Frieden geschlossen, aber gegen den Willen der Fanatiker. Er hatte sich ihnen endlich feindlich gegenübergestellt, was er lieber vor Anfang des diesjährigen Feldzuges hätte thun sollen, da ihm damals die annehmbarsten Bedingungen gemacht wurden. Daher lockten die Gelehrten seinen Sohn auf ihre Seite und verbanden sich mit dem Kirgisen-Häuptling Sydyk und einem Theile der auf Seite der Fanatiker stehenden Begs. Ihnen eilte der alte Feind des Emirs, der Beg von Schähri-Sebs, zu Hülfe, so dass man annehmen konnte, die Streitmacht des Emirs sei der der Insurgenten nicht gewachsen. Wie aber die neuesten Zeitungsnachrichten zeigen, haben die Russen das Ansehen des Emirs aufrecht erhalten, sie haben den Beg von Schähri-Sebs durch eine Flankenschwenkung gezwungen, sich von den Aufrührern zu trennen und die Aufständischen selbst aus Karschi vertrieben und letztere Stadt dem Emir zurückgegeben. Wie lange der Emir es wagen wird, durch die Ungläubigen gestützt, den Gelehrten gegenüberzutreten, wird

die Zukunft zeigen, jedenfalls ist aber sein Loos kein beneidenswerthes, ebenso wie das Loos des Chans von Kokand, der in jedem Augenblicke den grössten Gefahren ausgesetzt ist. Chudajar Chan ist aber ein ganz anderer Mann als Mussafar-eddin. Chudajar kennt die Russen schon lange, hat selbst unter ihnen gelebt und weiss recht gut, was er gegen sie ausrichten würde und wie die gegenseitigen Machtverhältnisse liegen. Zwar will ich nicht sagen, dass den Russen in Mittelasien irgend welche Gefahr drohe, daran ist nicht im Entferntesten zu denken. Aber freundschaftliche Verhältnisse mit den benachbarten nichtunterworfenen Chanaten sind nur ein Traumbild.

Dankbar müsste die civilisirte Welt der russischen Krone sein, dass sie jene Ursitze des Fanatismus und Despotismus in Schranken hält. Es könnte für England nur von Nutzen sein, wenn Russland einst sein Nachbar in Afghanistan würde.

Schliesslich will ich noch einige Worte über die Abgaben sagen, welche die Bevölkerung des Serafschan-Thales der Regierung zu zahlen hatte. Die Abgaben waren dreierlei Art: 1) Charadsch, 2) Tanap, 3) Seket. Der Charadsch ist die Abgabe vom Getreide, die der Ackerbauer nach Mass seines Ertrages leisten musste. Angaben über die Höhe der Abgaben wurden mir verschiedene gemacht, von $^1/_8$ bis $^1/_5$ des Ertrages. Charadsch wurde von Weizen, Gerste und Reis erhoben. Der Tanap ist die Abgabe vom Gartenbau, von Obst, Gemüsen, Wiesenland, Baumwolle. Er wird in Geld gezahlt nach dem Flächeninhalte der Pflanzungen. Von den Maulbeerbäumen wurde eine eigene Steuer erhoben. Der Seket endlich ist die Abgabe, die von den Handelsgütern der Karawanen und allen auf dem Markt verkauften Waaren, Früchten, Vieh u. s. w., und endlich von den Handwerkerstätten und Speisebuden erhoben wurde. Ueber letzteren genauere Angaben zu machen, bin ich nicht im Stande, da die Erzählungen der Eingeborenen aus begreiflichen Gründen sich sehr widersprechen. Die Steuern sind sehr drückend und ungerecht vertheilt, da sie nicht den Besitz, sondern die Arbeitskraft belasten. Hoffentlich werden die Beobachtungen der in den neubesetzten Landestheilen angestellten Beamten uns bald über die volkswirthschaftlichen Verhältnisse der neuen Besitzungen nähere Auskunft ertheilen.

Inhalts-Verzeichniss

des

anderen Bandes.

	Seite
VI. Das Schamanenthum und sein Kultus	1
VII. Sibirische Alterthümer	68
Bronze- und Kupferperiode	78
Die ältere Eisenperiode im südlichen Altai	102
Gräber der neueren Epoche des Eisen-Zeitalters im Abakan	116
VIII. Streifzüge zur chinesischen Grenze und in die westliche Mongolei und die dortigen Handelsbeziehungen zwischen Mongolen und Russen	141
Tagebuch während meines Aufenthaltes an der chinesischen Grenze, östlich von der Tschujasteppe (1860)	144
Tagebuch meiner Reise zu den Sojonen im Jahre 1861	163
Aus dem Tagebuch der Reise nach Kobdo im Jahre 1870	190
IX. Das Ili-Thal	286
Auszug aus meinem Reisetagebuche des Sommers 1862	286
Besiedelung des Ili-Thales	320
Bodenbeschaffenheit und Klima	322
Die Flüsse und Canäle	323
Die Bevölkerung des Ili-Thales	327
X. Das mittlere Serafschan-Thal	416
Gebirge und Flüsse	419
Künstliche Bewässerung	423
Ansiedlungen	429
Die Ansiedlungen in den das Serafschan-Thal begrenzenden Gebirgen	459
Wegverbindungen	461
Bevölkerung	465
Die Verwaltung	477
Erklärung der in diesem Werke erwähnten russischen Maasse, Gewichte etc.	487

Verzeichniss

der

Tafeln des anderen Bandes.

			Seite
Tafel	1.	Altäre beim Beschwören der Geister durch den Schamanen. Die Schamanentrommel. Opferstelle der Altäre	18
„	2.	Steingräber am Abakan	69—71
„	3.	Waffen und Werkzeuge aus dem Bronzezeitalter	85—87
„	4.	Bronzestatuette (Vorder- und Rückseite). Bronzeplatte. Kupferner Kessel	88—89
„	5.	Schmuckereien und Schmucksachen des älteren Eisenzeitalters	89—97
„	6.	Aelteres Eisenzeitalter. Gräber an der Katanda	104—107
„	7.	Holzschnitzereien aus dem grossen Grabe an der Katanda	108
„	8.	Grabfelder und Gräber des jüngeren Eisenzeitalters	116
„	9.	Todtenurnen etc. aus Kirgisengräbern am Abakan	118
„	10.	Werkzeuge, Waffen etc. verschiedener Perioden	122
„	11.	Kupferner Schmuck auf Riemzeug und Kleidern	126
„	12.	Knochenschnitzereien des älteren Eisenzeitalters im Altai	128
„	13.	Aussicht auf das Sojonische Gebirge	182
„	14.	Typen von Chinesen, Dungenen, Tarantschi	351
„	15.	Die Citadelle von Samarkand. Das Grabmal Timur's in Samarkand	436
„	16.	Die Medresse-i-Chan-ayim in Samarkand (Seiten- und Vorderansicht)	444

Digitized by Google

Erklärung

der

in diesem Werke erwähnten russischen Maasse, Gewichte etc.

Längenmaasse.

1 Fuss = 12 Zoll. = 120 Linien. = 0,305 Meter.

1 Faden = 7 Fuss. = 3 Arschin. = 2,133 Meter.

1 Arschin = 16 Werschok. = 0,711 Meter.

1 Werst = 500 Faden. = 1,07 Kilometer.

Flächenmaasse.

1 Desjätine = 2400 Quadratfaden. = 1,092 Hektar.

Getreidemaasse.

1 Tschetwert = 8 Tschetwerik. = 64 Garnetz. = 2,679 Hektoliter.

Flüssigkeitsmaasse.

1 Botschka (Fass) = 40 Wedro (Eimer). = 400 Stof. = 0,123 Hektoliter.

Gewichte.

1 Pud = 40 Pfund. = 16,380 Kilogramm.

1 Pfund = 32 Loth. = 96 Solotnik. = 409,5 Gramm.

Geldsorten.

1 Rubel = 100 Kopeken.

Digitized by Google

Verlag von **T. O. Weigel** in **Leipzig.**

Ein Spaziergang um die Welt.

Von

Alexander Freiherrn von Hübner.

Ausgabe in zwei Bänden. gr. 8°. 12 M., geb. 14 M. 50 Pf.
Wohlfeile Ausgabe in einem Bande. kl. 8°. geh. 6 M., geb. 7 M.

KABUL.

Schilderung einer Reise nach dieser Stadt und des Aufenthaltes daselbst in den Jahren 1836—1838.

Von

Sir Alex. Burnes.

Aus dem Englischen von **Theodor Oelckers.**

Mit 12 Kupfern.

1883. Ermässigter Preis geheftet 3 Mark.

Tagebuch
der
Unfälle in Afghanistan
1841 — 1842.

Von

LADY SALE.

Aus dem Englischen übersetzt von **Theodor Oelckers.**

Mit zwei lithogr. Tafeln.

1843. Ermässigter Preis geheftet 3 Mark.

Julius Mäser, Leipzig-Reudnitz

Digitized by Google

I - 1

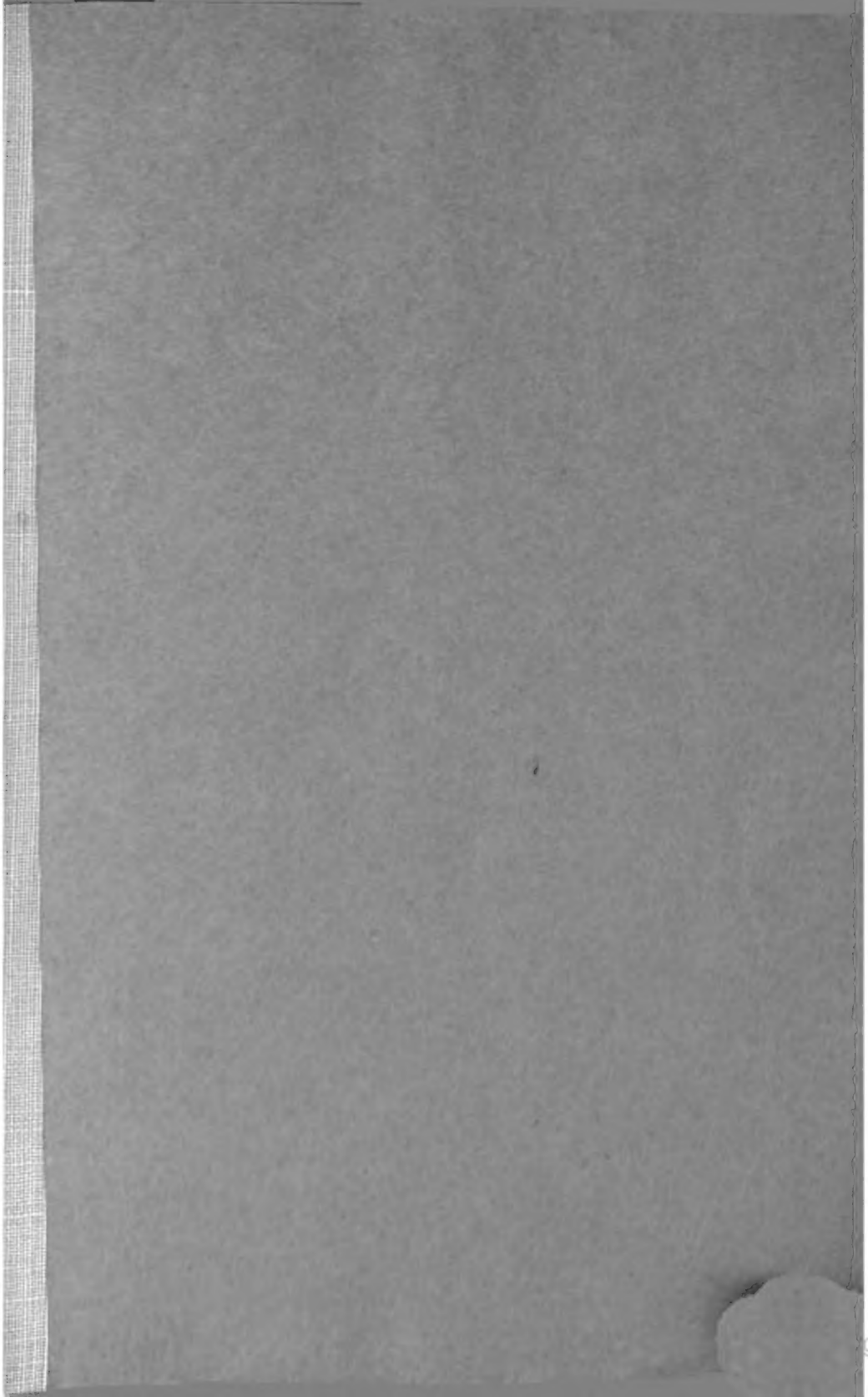
II - 32

III - 122

IV - 249

V - 406

Digitized by Google


gitized by Google

Digitized by Google

OCT 2 8 1930

Digitized by Google

Digitized by Google